Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Eph. lit. 18 m (1829, 1

Bibliothek
der
Königl. Regierung
zu Stralsund.

Digitized by Google

<36607841250013

<36607841250013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Jahrgang 1829.
Erster Band.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

4° Eph. lit. 18 m / 1829,1

50 Pret

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

Januar 1829.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baader, in München.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Biener.
Blume, in Halle,
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
S. Boisserée, in München.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Creuzer, in Heidelberg.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Drumann, n Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuſs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Grofsheim.
Grunert, in Torgau.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Kilian, in Bonn.
Klein.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt.
Heinr. Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Meineke.
Meckel, in Halle.
Meier, in Halle.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees von Esenbeck, in Bonn.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Neumann, in Königsberg in Pr.
Niethammer, in München.
Nitzsch, in Halle.
Nöggerath, in Bonn.
Oelsner, in Paris.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reisig, in Halle.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
*Streckfuſs.
Thibaut, in Heidelberg.
Thiersch, in München.
Trendelenburg, in Frankf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Wangenheim, in Coburg.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Wendt, in Leipzig.
v. Wening-Ingenheim, in München.
*Wilken.
v. Willisen.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 1. u. 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

I.

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, von Friedrich August v. Stägemann. Berlin, 1828. Gedruckt und verlegt bei G. Reimer. XII und 371 S. 8°.

Es ist ein altes und oft wiederholtes Wort, dafs die einzig wahrhaften poetischen Erzeugnisse die Gelegenheitsgedichte seien, womit man freilich sagen will, dafs die Gelegenheit zur poetischen Gestaltung geworden, nicht dafs das Gedicht sich nach derselben umgesehen habe. Aber selbst in dem ersten Sinne kommt Alles auf den Inhalt der Gelegenheit an; sie kann, an sich unbedeutend oder gleichgültig, nur durch ihren Zusammenhang mit einem sonst poetischen Geiste zu dichterischem Ergüssen werden, oder sie braucht, selber reich an poetischem Erz, nur zu erwarten, dafs daran geschlagen werde, um zu tönen. Das Vaterland und seine Geschichte sind diese schon fertigen, jedem Dichter bereit liegenden Epopöen, deren Theile und Episoden sich zu reichen lyrischen Ausflügen darbieten. Das Ganze des Gedichts ist dann die vaterländische Stimmung, das im Hintergrunde seiende Bewufstseyn aller dieser Thatsachen, deren hauptsächlichste sich gelegentlich als Chorführer und Stimmangeber vernehmen lassen.

Eine solche Preufsische Geschichte in lyrischen Gedichten hat uns Hr. v. Stägemann überliefert, Memoiren seines Staatslebens und seiner Staatsgesinnung in einem poetischen Tagebuche niedergelegt. Um diese Gedichte würdigen zu können, darf daher das Leben des Staatsmannes nicht übersehen werden; er ist nicht *auch* ein Dichter, wie Cäsar und Friedrich nicht *auch* Historiker sind, sondern seine dichterischen Erzeugnisse sind nur das poetische Daseyn seines staatsmännischen Lebens, welches allein den Begriff derselben zu bezeichnen im Stande ist. Jener Richtung und Denkungsart angehörig, welche wir kurz mit den Worten: die *Stein-Hardenbergische Administration* benennen wollen, ist er in der Zahl würdiger und geistreicher Staatsmänner aus jener Epoche einer der verdientesten und angesehensten. Sollen wir näher den Begriff des genannten Verwaltungssystems angeben, so dürfen wir dasselbe vielleicht am schicklichsten in Kürze dadurch bezeichnen, dafs wir sagen, in ihm eigne sich der Geist reiner Monarchie alle Vortheile der allgemeinen Entwickelung an, indem er deren Ansprüche aufnimmt und mit Mafshaltung befriedigt. Dieses System verkennt die umwälzenden Bewegungen, welche die neueste Geschichte zu ihrem Resultate haben, nicht in ihrer unabwendbaren Nothwendigkeit; es glaubt nicht daran, dafs sie hätten verhindert werden können, weder durch etwas mehr Milde, noch durch etwas mehr Festigkeit; aber es weifs diese Umwälzungen als ein absolutes Unrecht, als eine Krankheit, die nur behutsam eingeimpft dem Organismus förderlich wird. Aber auch nur durch diese Selbsteinimpfung kann die Ansteckung verhindert werden. Man mufs die Krankheit somit gegen sich selber anrufen, und die Revolution mit Zöllen belegen, um sie als Reform passiren zu lassen. Der Staatskanzler repräsentirt diese Einheit des neuen Geistes und des alten selbst körperlich. Wenn Herablassung und Würde, Milde und Ernst sich zu einem Individuum verbinden, so konnte es sich nicht künstlerischer darstellen als in jener Persönlichkeit. Namentlich aber war ihm Preufsen jener neue wiedergeborne Staat, der alle Gedanken, welche eben die heutige Zeit ausmachen, nicht auf dem Wege von Wehen und zerrüttenden Geburtsschmerzen zu erhalten habe, sondern sie auf der ruhigeren Bahn intelligenter Durchdringung sich aneignen und zu Nutze machen müsse. Wie Canning seinen Ausgangspunkt im Pitt'schen System gehabt hatte, und somit der unmittelbaren Französischen Staatsumwälzung als Widersacher entgegentrat, dann aber der in ihren Folgen und Resultaten vermittelten sich zu nähern suchte, und zuletzt selbst als Repräsentant und Individuum des neuen, nicht mehr Revolutions-,

Digitized by Google

sondern Entwickelungsgeistes auftrat und geehrt wurde, so hatte Hardenberg Preufsen als den noch weit besser gearteten Boden erkannt, auf dem das Neue ruhig gedeihen könne, ohne dafs es zu heftiger oder plötzlicher Ausreutung des Alten kommen dürfe. Damit dieses nicht etwa als eine den Handlungen des Staatskanzlers blofs beigegebene Denkungsart erscheine, dürfen wir nur folgende denkwürdige Worte anführen, die er bei der Eröffnung des Staatsraths am 30. März 1817 sprach. „Wir würden den Ansprüchen," sagte er, „welche die „Zeit und die Nachwelt an uns zu machen berechtigt sind, „nur sehr unvollkommen genügen, wenn wir unsere Be„strebungen auf den engen Kreis des augenblicklichen Be„dürfnisses beschränkten. Vielmehr ist die Aufgabe, die „wir zu lösen haben, nicht das Bestandene geradehin zu „verwerfen, blofs weil die künstlichen Berechnungen der „Theorie etwas Anderes wollen, nicht als eine ehrwür„dige Ueberlieferung des Alterthums es in unveränderter „Gestalt zu bewahren, sondern es in die gegenwärtigen „Verhältnisse des Staats, in die Bildung unseres Volks „und in die Forderungen unserer Zeit verständig einzu„fügen." Wir sind um so mehr berechtigt diese Worte hier mitzutheilen, als sie in einem nahen Zusammenhang mit dem anzuzeigenden Buche stehen. Sie können den vergleichenden Mafsstab dafür angeben, wie die Gesinnungen der in jener Zeit zum Werke berufenen Männer sich begegneten, wie diese nicht blofs durch den Drang äufserer Nothwendigkeit ihre Ansichten bestimmen liefsen, sondern aus einem tiefen Bewufstseyn heraus handelten, das sich wie in den Weihestunden der Muse mit kühner Begeisterung eben so in einem der feierlichsten Augenblicke der inneren Preufsischen Staatsgeschichte öffentlich mit Muth und Besonnenheit auszusprechen wagte. Wenn die Stägemann'schen Gedichte ein Erzeugnifs der eben angegebenen Staatsgesinnung sind, so mufs ihre Mittheilung, oder vielmehr nochmalige Sammlung jezt um so interessanter erscheinen, als es immer seltener wird von jenen Tagen grofser Aufregung und Begeisterung sprechen zu hören, die auch den Kern und Mittelpunkt dieser Lieder ausmachen. Es ist der Blick so sehr nach allem Ausländischen, nach den Bewegungen des Französischen und Englischen Staates hingewandt, dafs man durch solche Dichtungen, wie die vorliegenden, sich nur um so stärker aufgefordert findet, auch wieder einmal die Heimath zu besuchen und die nächste Vergangenheit, die uns bereits fast als mythisch vorgekommen war, als Erinnerung des Selbsterlebten zu begrüfsen. Indem wir jezt die Sammlung im Einzelnen betrachten wollen, ergibt sich das Ganze als ein historischer Spaziergang, bald von der Trommete, bald vom Klagelaut des Saitenspiels begleitet. Das poetische Denkbuch des Hrn. v. Stägemann beginnt mit einem Gedichte an das Vaterland. Diefs Gedicht ist das einzige ohne Jahreszahl, doch sein Inhalt schon deutet auf spätere Zeit. Wo das Vaterland die Bedeutung und der Inhalt des ganzen Lebens war, ist ein solches Gedicht nicht füglich mit einer bestimmten Jahreszahl zu versehen, sondern als Einleitung zu dem Ganzen zu betrachten, als Motto und Ueberschrift zugleich:

Viel Tropfen Blut umschimmern, o Vaterland!
Dein Wappen auch, und nackt, doch erhaben, wächst
Die Palme, die dich kränzt, auf Gräbern,
Ueber gefallener Söhne Wahlstatt.

Ein edler Marmor hebt die Vergangenheit
Sich hinter uns. Jahrhunderte werden spät
Aus seinem Reichthum Tempel aufbaun,
Säulen erhöhn, und in Reih'n die Feldherrn.

Zwischen dem zweiten Gedichte, „Eines alten Helden Abschied vom Leben," 1786 überschrieben, und dem dritten der Sammlung liegen zwanzig Jahre. Aber es sind dieses die Jahre des Friedens, in seiner längeren, durch entlegene Kämpfe wenig unterbrochenen Dehnung für Preufsen in mancher Hinsicht fruchtreich, aber auch in anderer verderblich. Stägemanns Muse, die Muse des Tyrtäus, kann nur in thatkräftigen Augenblicken laut werden; er ist ein Dichter, der in dieser Weise nur dann singt, wenn auch die Gegenwart selber mit Gedichten schwanger geht. Die Schlacht von Jena erst kann diesen Funken wieder wecken und zu Gesang entflammen, nicht aber zu verzagendem und elegischem, sondern zu neuer Hoffnung, welche im Tode das wahre Leben wiederfindet. Die Rettung Preufsens im Geiste, in den folgenden Jahren 1808—11, durch die Errichtung der Berliner Universität, dieses inmitten der vaterländischen Calamitäten herrlich hervorgerufenen, und schon darum einzig denkwürdigen Werkes, durch so viele grofse Einrichtungen der Gesetzgebung angegeben und vollbracht, als das einzige Mittel gegen das Absterben äufserer und sinnlicher Kraft, — findet sich schon in diesem Gedichte enthalten:

Friedrichs Ehre, die du droben
Hohen Sonnen eingewoben!
Leuchte durch die Wetterwolke,
Schild und Schwert, dem treuen Volke!
Geisterstimmen lafs erschallen,
Wenn die alten Burgen fallen!

Digitized by Google

Ruf es mit Posaunenklängen,
Heldenbusen aufzusprengen,
Ruf es, Lied! die Geister schliefen;
Sie erstehn aus Grabes-Tiefen.
Schwert, es mag an Schwert zerschmettern.
Euer Kampf ist Kampf mit Göttern!

Noch schärfer wird dieser Gedanke in dem Gedichte auf den Tod des Herzogs von Braunschweig angedeutet:

Siegesfürst aus Krefelds Tagen,
Geh und sag ihm, dessen Schlachten
Unsers Thrones Wehr und Wachten,
Sag ihm, dafs wir nicht verzagen.
In der Gluth, die um uns siedet,
Wird ein befs'rer Stahl geschmiedet.

In den Gedichten, die dem späteren Feldzug angehören, sowohl auf die Schlacht von Pultusk, als auf den Eintritt des Kaisers Alexander in Preufsen im Jahre 1807, bis zum Tilsiter Frieden, wechselt anschürende Gluth mit einzelnen unterdrückten Tönen der Wehmuth. Doch hat die erste gewaltige Uebermacht. Wie es sich für den vaterländischen und defswegen befangenen Dichter ziemt, ist Hafs und Verachtung des Feindes in den stärksten Farben aufgetragen. Wie hätte in diesen Tagen ein Preufse in Napoleon auch etwas Anderes als den blutgetränkten Corsen erblicken können! Neue Hoffnung erwacht, als Oesterreich 1809 den Krieg erklärt. Wenn Preufsische Wünsche auch um diese Zeit nicht laut zu werden wagen, so dürfen sie sich doch in den stärksten poetischen Gestaltungen Luft machen. Die Stägemann'schen Gedichte aus dieser Periode sind ein Zeugnifs der damaligen Gesinnung der höchsten Staatsbeamten, welche auch die Franzosen niemals verkannt haben:

Wer ein Ritter ist, zum Schwert!
Sind sie todt, die Berlichingen?
Hat der Rheinbund auch der Klingen
Deutschen Sinn in Wälsch verkehrt?

Wirf den Schandenbund, Geschlecht
Edler Fürsten, ihm zu Füfsen!
Und ein Blut wird für dich fliefsen,
Volkestreue, purpurächt.

Eurer Töchter stolzen Schmuck
Mufstet, ihr um Schmach verkaufen.
Auf den Thron der Hohenstaufen
Steigen soll sein Mamcluck?

Schills nicht öffentlich gebilligter Auszug darf doch im noch zur Zeit verschwiegenen Liede gefeiert werden:

Der des Vaterlandes Schmach
Nicht mehr tragen kann,
Dem die Ehr im Busen sprach:
Auf, und sei ein Mann!

Dessen nie beschimpftes Schwert,
Seinem Herrn getreu,
Weiser als die Feder lehrt,
Was vonnöthen sei.

Mit welcher Loyalität ächt monarchischer Denkart der Dichter diese Vorgänge, die ihn begeistern, auch in ihrem Bedenklichen sieht und fafst, leuchtet hell aus den schönen Zeilen hervor, mit welchen er später die Schill'schen Lieder beantwortet hat:

Was gesonnen, was gesungen,
Ist begonnen, ist gelungen.
Denn am rechten Tag erklungen,
Und vom rechten Arm ergriffen,
Hat das Schwert, das scharf geschliffen,
Bonaparten doch bezwungen.
Als des Königs Stahl gezogen,
Ging der Kampf in rechten Wogen.

Der die kühne That begangen,
Eh' des Königs Schilde klangen,
Hat des Herzens Unterfangen
Mit des Herzens Blut gesühnet;
Selber wo sein Rasen grünet,
Ist dem Auge trüb' umhangen,
Und im Reich der Schatten wanken
Namenlos, die um ihn sanken.

Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1813 sind es nur wehmüthige Gegenstände, die einen Preufsischen Dichter zu poetischen Ergiefsungen hinreifsen können. Der Tod der edlen Königin bildet den Mittelpunkt des Schmerzes, um den sich die anderen Laute nur als begleitende Ausrufungen gruppiren. Nicht allein die Gegenwart ist peinigend, sondern auch die ganze Geschichte einer selbst ruhmvollen Vergangenheit wird zu wehmüthiger Erinnerung. Doch mit des Königs Aufruf kommt ganz anderer Muth nicht blofs ins Volk, sondern auch in die Worte des Dichters, und wenn der Aufruf auch noch nicht bestimmt hat, wem er gelten solle, so ist der Dichter darüber mit sich im Reinen:

Noch ist nicht das rechte Wort gesprochen,
Doch der Andern heftig Pochen
Deutet nur auf dich, Franzos!
Und der Augen düstres Brennen
Drückt den Pfeil von Hasses Sennen
Nur auf dich durchbohrend los!

Digitized by Google

Die Erinnerungen aus den Kriegsjahren 1813—15 bilden eine eigene abgeschlossene Sammlung in der ganzen Sammlung selbst; dieser engere Abschnitt ist dem Staatsminister vom Stein mit einem Zueignungsgedichte aus dem Jahre 1817 gewidmet. Wie der Dichter früher, nach der Schlacht von Jena, die Erhebung Preufsens im Geiste vorhersah, so prophezeyt er in diesem Gedichte die bevorstehende Wiedergeburt Griechenlands:

Wenn einst sich Hellas männlich erhebt, dereinst
Barbarenblut aufs Neu den Asopus färbt,
Und Rosseshuf die namenlosen
Urnen vergefsner Archonten aufwühlt.

Aus den späteren Gedichten des Friedens möchten wir die auf die Errichtung der Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und von Bülow, so wie das damit verbundene an den Professor Rauch besonders hervorheben. Auf den Staatskanzler kommen nur zwei Gedichte in der Sammlung vor, eines mitten im Siegestaumel zu Paris an seinem Geburtstage überreicht:

Und wenn die Säule, die dir jezt
Der Dank erlöster Welt
Aus Bonapartens Erz gesezt,
In Staub dereinst zerfällt:

Dann stürzt in Ungewittern, dann,
Die Burg der Brennen ein.
Auch du wirst einst nicht mehr, Gespann
Der Morgenröthe! seyn.

In dem zweiten Gedicht, auf den Tod Hardenbergs, heifst es:

Er schläft. Des Vorwurfs zischender Pfeil berührt
Den Flügelstaub der scheidenden Psyche nicht.
Der Todten weifs Gewand ist heilig;
Schauer des Tempels umwehn den Friedhof.

Wir haben die vorliegende Sammlung, die mit einem inhaltvollen Gedichte auf den Tod des Kaisers Alexander schliefst, bisher nur nach der Seite ihres historischen Zusammenhangs gewürdigt. Aber schon im Eingang ist als Grund nicht verhehlt worden, dafs hier der poetische Werth mit dem historischen genau zusammenfällt. Seit Gleim hatte das Preufsische Volk keinen Nationaldichter mehr gehabt, denn da die Sprache gemeinsam ist, kann nur der Stoff einen solchen machen. Hr. v. Stägemann hat die werthvolle Erbschaft des Preufsischen Grenadiers angetreten, und ein andermal bewiesen, dafs glänzende Thaten nicht ohne ihren Dichter bleiben können. Aber auch abgesehen von ihrem Inhalt bleibt die vorliegende Sammlung in blofs künstlerischer Hinsicht hervorstechend. Die Zeit hat sich so sehr an ein Spiel leichter Formen und Versmafse gewöhnt, dafs jeder poetische Schwung, jede Erhebung über die gemeine Wirklichkeit des vorgefundenen Stoffes fast schon als Schwierigkeit und ungenieſsbare Härte betrachtet wird. Man ist so weit gegangen, oft die triviale Wiedergebung eines trivialen Stoffes für Poesie auszugeben. Wie Klopstock einst, der vorgefundenen Gottsched-Gellert'schen Poesie entfliehend, in die Haine der nordischen Götter und mythischen Helden sich zurückzog, und so, fremdartig angethan, neuen Schwung in die Deutsche Kunst brachte, so dürften auch Stägemanns Gedichte, inhaltsvoll und mit Adlerflügeln versehen, als neuer Unterschied gegen das vielfache Geklingel der Sprache in den jetzigen poetischen Erzeugungen sich darstellen.

Eduard Gans.

II.

1) *Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'ile au-dela du Gange, par E. Burnouf et Chr. Lassen.* Paris, 1826. 222 S. 8. Mit 6 lithographirten Tafeln.

2) *Christ. Lassenii Norvagi commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica.* Bonnae ad Rhenum, apud Weberum, 1827. 91 S. 4.

Je mehr unsere Kunde des alten Indiens sich erweitert, um so mannigfaltiger und specieller müssen nothwendig die Gegenstände werden, welche auf diesem Gebiete noch der genaueren Forschung und des richtigen Mafsstabes der Kritik bedürfen, bevor die Geschichte ihren Standpunkt näher rücken und die vorgezeichneten, vereinzelten Partien zu einem vollständigen Gebäude in einander fügen und verarbeiten kann. Vorliegende Schriften, bei denen wir uns hier, aus Mangel an ähnlichen Hülfsmitteln, auf eine einfache Relation beschränken müssen, liefern abermals ansehnliche Materialien hiezu, besonders die erstere, welche nicht allein das Verdienst hat, über eine bis jezt unbekannte Sprache Bahn zu brechen, sondern zugleich als Muster dienen kann, wie ähnliche Untersuchungen geführt werden müssen, damit die trockne Linguistik durch vielseitige Behandlung sowohl den Paläographen und Sprachforscher als den

Digitized by Google

Historiker ansiehen könne. Die Sprache, welche hier behandelt wird, verdiente diese gründliche Untersuchung in hohem Grade, denn sie ist unter den aus dem Sanskrit geflossenen Mundarten die ihm zunächst stehende; sie ist die heilige Sprache der Buddhisten und ihrer religiösen Literatur, ist mit ihnen über Ceylan, über die Reiche der östlichen Halbinsel, Ava, Arakan, Barman, Pegu, Siam, Laos, vielleicht auch Cambodja und Tschiampa verbreitet; sie bietet demnach nicht sowohl ein wichtiges Mittelglied dar, um die volksthümlichen Dialekte Indiens an das mütterliche Sanskrit zu knüpfen, sondern ist zugleich das Medium, eine merkwürdige Religion Asiens genauer kennen zu lernen; denn schon im Voraus dürfen wir erwarten, dafs die Literatur des Pali, zu der wir hier den Schlüssel erhalten, uns das ursprüngliche Gebäude von Buddhistischen Dogmen ziemlich unversehrt vorführen werde, da sich selbst die Sprache der Buddhisten seit ihrer Verbreitung dem Sanskrit so nahe erhalten hat. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen werden die Bemühungen der Vorgänger gewürdigt, besonders des Laloubère, der zuerst in seiner wackern rélation du Royaume de Siam des Pali erwähnt und bereits die Analogie der Alphabete dieses Dialektes, von denen er eines mittheilt, mit dem Devanágari ahnet; ferner des Paullinus, der trotz seiner geringen Kenntnifs im Sanskrit schon den Ausspruch thun konnte, dafs ohne dieſs zu kennen das Pali nicht verstanden werden könne. Buchanan theilte, nach dem Missionar San Germano, die Paraphrase einer Palischrift mit; das meiste Verdienst aber hat Leyden, denn er gab einen Palitext mit Sanskritübersetzung, und eine Liste von einigen dreifsig mit dem Sanskrit, Prakrit und Zend verglichenen Wörtern. Mehr war bis jezt nicht geschehen; man wufste: das Idiom sei die heilige Sprache der Buddhisten und dem Sanskrit nahe verwandt; selbst der Name blieb in Schreibart und Ableitung zweifelhaft, in so fern man nach Leyden Pali zu schreiben und Bali zu sprechen pflegt; auch die Verf. lassen ihn unerklärt, vielleicht aber hängt Bali zusammen mit den viel verzweigten Mythen vom Mahábali, der vom Vishnu seiner Herrschaft beraubt und vertrieben wird; vom Vairochana, zugleich Name des Bali und Buddha und ähnlichen, die jedoch keine Gewifsheit geben. Um die Handschriften, deren die königl. Bibliothek zu Paris mehrere darbot, die aber durch Nichts verriethen, dafs sie Pali enthalten möchten, gehörig benutzen zu können, war erst die völlige Entzifferung mehrerer Alphabete nöthig, die wir im zweiten Capitel genauer beschrieben finden. Der Schriftcharakter ist bei den verschiedenen Nationen, zu denen das Pali Eingang gefunden, verschieden; Leyden hatte ihn in kurzen Andeutungen beschrieben, ohne die Form mitzutheilen; Laloubère's Alphabet konnte seiner Mangelhaftigkeit wegen nur entfernt leiten, und so mufste von diesen schwachen Hülfsmitteln und von der complicirten Cursivschrift ausgegangen werden zu der mehr eckigen der Siamesen (Khohmen) bis zur einfachen Quadratschrift der Birmanen; auch der flüchtigste Blick auf die mitgetheilten Schriftproben wird die Schwierigkeiten würdigen müssen, welche hier zu überwinden waren. Der leztere Charakter bietet erst die Schlüssel zur Schriftverwandtschaft dar; er ist roh und ohne alle Schnörkel, etwa dem Cufischen Alphabete gleich, und würde sich, seiner Unförmlichkeit ungeachtet, wegen der leichten Combinationen und einfachen Formen dereinst am besten zum Typendrucke eignen. Mit der Kenntnifs des verschiedenen Schriftcharakters war der Zugang zum Pali selbst geöffnet, vorher aber stellen die Verf. die gewonnenen drei Alphabete mit acht andern Schriftarten aus Tübet, Ceylan, Java und Indien zur vergleichenden Uebersicht auf, und bringen, was schon die Sprache vermuthen liefs, zur völligen Gewifsheit, dafs die Pali-Alphabete selbst aus dem Devanágari ihren Ursprung nehmen und als Mittelglieder zu den neueren Schriftzügen hinleiten; alle haben das Vocalisationssystem der Mutterschrift, welches in seiner überdachten Consequenz wohl nur Einmal erfunden wurde; auch die entstelltesten Formen der Tübetanischen Schriften Dwujan und Kshab, oder des Javanischen Kavi finden so ihren gemeinschaftlichen Typus in dem Devanágari der Inschriften wieder, welches natürlicherweise allein berücksichtiget werden konnte. Mehrere alte Formen, die denen des Dwujan völlig nahe kommen, wie cha, na, pa, ma u. a. wären noch aus der alten Inschrift in den Asiat. Res. I. p. 278 zu entlehnen gewesen; die drei Inschriften in den Transactions of the Roy. As. Soc. bieten manche Züge dar, die den Uebergang zu den Paliformen bilden, wie das cerebrale na, besonders das dentale dha der Inscr. I. u. II., welches von Pali No. II. bis zum Bengali hinleitet, und endlich das kurze *i* der III. Inschrift, welches die Paliform No. I. erläutert. Zu vielen Werth haben die Verf. auf eine Schenkungstafel gelegt, die zu Mongir in Bengalen gefunden worden, und nach Wilkins vom Jahre 33 des Vikramáditya, also 23 vor Chr., zu seyn schien. So führet sie auch Heeren auf, allein nach den Gründen, die späterhin Colebrooke auf-

Digitized by Google

stellte (As. Research. IX. p. 443) mufs diese Inschrift wie alle, welche sich auf die Buddhistische Dynastie Pala beziehen, aus dem 8ten bis 10ten Jahrhunderte nach Chr. seyn; darum eben sind die Schriftzüge dieser verwandten Inschriften jener sogenannt ältesten so sehr ähnlich; darum erscheinen dieselben Namen wieder; selbst die Hunnen werden genannt, und nach einem neuern facsimile ward es sogar gewifs, dafs die Zahl 33 eben so wohl 133 und 1033 gelesen werden konnte. Ein ähnlicher Irrthum waltet ob bei der Obeliskeninschrift an dem Denkmale des Firuzschah: man liest nach einer ungenauen Copie von Polier 123, d. i. 67 nach Chr., während die Inschrift selbst deutlich 1220, d. i. 1164 n. Chr., nachweiset. — Dafs die horizontale Linie der Devanâgaribuchstaben nur verbindend sei und nicht zur Form gehöre, ist selbst noch in ziemlich neuen Handschriften ersichtlich; eine feine Bemerkung aber ist, dafs die perpendiculäre, als mehr zum Körper des Buchstaben gehörig, wohl im Grunde das kurze a seyn möge, welches in jedem Consonanten liegt, da ja eben diese Stütze für sich das lange â bildet. — Schliefsen sich nun die Alphabete des Pali auf der einen Seite an die populären Schriftcharaktere Indiens, auf der andern an das Devanâgari und die Alphabete von Java und Tübet an, so frägt es sich, wann der Buddhacultus mit Sprache und Schrift sich von Indien ausgebreitet, und darum unternehmen es die Verf., das historische Auftreten der Palisprache kurz zu ermitteln, besonders nach den Angaben des Râjâvali (Geschichte der Könige von Ceylan), welche Johnston in den Annals of orient. Literat. mittheilt. Nach diesen, womit mehrere geschichtliche Ueberlieferungen, den Buddhismus betreffend, in ziemlichem Einverständnisse sind, datirt sich der Tod des Buddha um 525 vor Chr.; unter dem Fürsten Deveny Paetissa († 322 vor Chr.) kommt Schreibkunst von Indien aus, und zwar aus Kalinga — dem northern Circars — mit dem Buddhismus nach Ceylan, und unter ihm werden Buddhistische Schriften zum ersten Male einer Redaction unterworfen; denn was noch der Râjâvali von einem urgeschichtlichen Buddhaculte auf Ceylan wissen will, möchte wohl blofses Streben nach einem höhern Alter verrathen. Im fünften nachchristlichen Jahrhunderte kommen Palischriften nach Ceylan; denn jezt triumphirt der Brahmaismus in Indien, besonders auf Malabar, wo es zu blutigen Verfolgungen kommt, die endlich im 10ten und 11ten Jahrhunderte unter Malabarischen Fürsten auf Ceylan selbst dem Buddhismus unheilbare Wunden schlagen. — Im dritten Capitel legen die Verf. den grammatischen Bau der Palisprache, so weit er sich aus den Handschriften überblicken liefs, in zahlreichen Beispielen dar; leider waren indefs die gebrauchten Werke grade am wenigsten geeignet, die Sprache in ihren mannigfachen Verzweigungen zu verfolgen, da sie meist philosophischen und religiösen Inhaltes und oftmals von einer solchen Dunkelheit befunden wurden, dafs ein specielles Wörterbuch über die verhandelten Materien nothwendig seyn würde, um den vollständigen Sinn zu erfassen. Sie werden im Anhange genauer beschrieben und bestehen aus folgenden: zuerst eine Handschrift aus Siam unter dem Titel Boromat, wahrscheinlich verstümmelt aus *Brah yamaka* pakaranam nitthitam, *Buch der religiösen Grundsätze.* Einige Proben sind zugleich im Original lithographirt geliefert; die vollständige Schrift wäre gewifs zu wünschen, da sie über die Lehre des Buddha grofse Aufschlüsse gewähren dürfte. Sodann Phâtimokkha, d. i. prati moksha, *welches zur Befreiung führt;* es enthält die beschwerlichen Regeln, durch welche der strenge Buddhist zur Seligkeit gelangen kann, wie er essen, sich setzen, sich kleiden soll, und mehr dergl.; denn es ist anerkannt, dafs die praktischen Tugenden dieser Secte, ihre Toleranz, Milde und allgemeine Menschenliebe, die so oft von Reisenden hervorgehoben worden, weit besser als die kleinlichen Vorschriften ihrer veralteten Religionsbücher sind. Von diesem Werke, welches auch Paullinus kannte, hatte Laloubère bereits den Anfang bekannt gemacht. Ferner wurde gebraucht ein Commentar über die Namen des Buddha mit Erklärung, gänzlich stimmend mit der Chinesischen Pentaglotte, woraus Abel Remusat Einiges mittheilt (Melanges Asiat. I. p. 170). Dazu kam das Kammuva, vielleicht aus Kamma, *Pflicht*, enthaltend die Beschreibung der Ceremonien, welche bei der Aufnahme eines jüngeren Priesters in einen höhern Rang erforderlich sind. Will der Vater seinen Sohn zum Priester weihen, so übergibt er ihn sehr früh einem höhern Priester zum Unterrichte; nach drei Jahren erhält er ein gelbes Gewand, wird gänzlich, sogar an den Brauen, kahl geschoren, und nach einem Examen in einen niedern Grad befördert, worin er bis zum zwanzigsten Jahre als Sâmanero bleibt. Sodann tritt er nach einer Prüfung in den Orden der Upasampada, erhält weifse Gewänder, und es werden ihm die Pflichten der Priester vorgelegt, die sich in positive und negative theilen. Jene sind: nur erbettelte Speisen zu geniefsen; staubbedeckte Kleider zu tragen; im Walde zu wohnen; Medicamente

Digitized by Google

zu gebrauchen, die Keiner mehr anwenden will; es finden sich indefs bei allen diesen Geboten solche Ausnahmen, dafs fast immer das Gegentheil erlaubt wird: alle Arten Kleider zu tragen, Paläste zu bewohnen u. s. w. Die Verbote sind: die Keuschheit nicht zu verletzen; nicht zu tödten; nicht zu stehlen; nicht stolz zu seyn, und die Verletzung einer einzigen derselben soll die Verstofsung aus dem Range der Upasampada's nach sich ziehen, obwohl auch hier in der Wirklichkeit erlaubte Gegensätze zu gelten scheinen. Eine Paraphrase von diesem Werke hatte Buchanan gegeben. Endlich benuzten die Verf. noch einige Gebete der Telapoinen und zwei Biographien des Buddha, von denen Hr. Burnouf eine specielle Bearbeitung verspricht. Aus dieser dürftigen Literatur mufsten die Verf. die kurze Grammatik des Palidialektes ziehen, die zugleich ein willkommenes Licht auf die abgeschliffenen neuen Mundarten Indiens, so wie auf abgeleitete Sprachen aus dem Sanskrit überhaupt, besonders das Zend wirft. Hauptprincip des Pali, welches man den Jonischen Dialekt des Sanskrit nennen könnte, ist die Assimilation, worin es die Analogie neuerer Sprachen befolgt (wie letto, scritto, aus lectus, scriptus), und wodurch es alle Härten zu vermeiden sucht. Unter den Buchstaben fehlen die Vocale ṛi, ḷṛi, ai, au, ah und das palatale ṣ; das ṛi geht in verschiedene Vocale über, aus śṛiṇotu, *er möge hören*, wird im Pali sunâtu, wodurch das Persische shenuden sich erklärt. Ai wird zu e, au zu o; die Quantität der Vocale ist sehr ungenau und die Länge oft durch Verdoppelung der Consonanten ersezt; ein Vocal vor nicht homogenen wird immer elidirt, vor homogenen öfter verlängert; der Hiatus ist häufig; ava und aya contrahiren sich in o und e, wie wir auf ähnliche Weise im Persischen das v des Sanskrit verschwinden sehen; svaka *Hund*, pers. sek, pâvaka *reinigend*, pâk, suvarṇa *Gold*, zer u. s. f. Harte Consonanten gehen im Pali mitunter schon in adspirirte über, z. B. p in ph, wie im Zend aus pitṛi, *Vater*, federe wird; die Beispiele aber, welche die Verf. anführen (S. 87), dafs Dentale in Cerebrale übergingen: prati Pali paṭi (vergl. προς und ποτι), prathamam in pathamam, scheinen um defswegen nicht stringent zu seyn, weil die Cerebralen eine bekannte Neigung zum *r* haben (vergl. gauḍa und gaura), welches sie hier zu ersetzen scheinen: es müfsten demnach Beispiele ohne *r* ausfündig gemacht werden, um die Regel zu sichern. Das t im Neutrum von tat, etat, yat wird im Pali zu m, tam, etam, yam nach einem bekannten Streben jüngerer Sprachen, obsolete Fall-Endungen auf gangbare zurückzuführen, besonders aber das Neutrum mehr vorherrschen zu lassen, wie neuere Dialekte Indiens statt Veda Vedam sagen; vielleicht wäre der erstere Fall eine Bestätigung für Grimms Vermuthung (d. Grammat. I. S. 825), das Adjectiv möge einst, nach Analogie der Pronomen, bonus, a, ud, wovon Spuren im Gothischen sind, gelautet haben. Das Visarga mit vorhergehendem a wird im Sanskrit nur nach gewissen Wohllautsgesetzen zu o, im Pali aber, so wie im Zend, immer: ein Hauptbeweis, dafs sich der leztere Dialekt unmittelbar aus dem Sanskrit verstümmelte. Das y geht nach mehreren harten Consonanten gern in diese über, besonders in Palatalen, wie aus satyam Wahrheit im Pali satchtcham; diese Neigung findet sich sogar im Sanskrit, wie der Flufsname yamunâ und jamunâ, jumnâ schon bei den Alten Ιωμανης und Διαμνα lautete; noch weiter geht darin das Prakrit: yauvanam *Jugend*, Pali yovanam, Prakrit jovanam, daher die Verwechslung im Persischen constant ist: juvân *Jüngling*, ju *Gerste*, aus yava u. s. w. Solche successive Verstümmelungen nach bestehenden Gesetzen zeigen am besten den historischen Stufengang der Dialekte. Die Casusendungen des Sanskrit hat das Pali insgesammt aufbewahrt, selbst den Instrumentalis und Locativ; lezterer hat sich sogar noch durch eine Nebenform auf asmi und amhi bereichert, die im Sanskrit nur dem Pronomen eigen ist; nur ist der Dativ seinem Falle nah. Der ganze Dual ist indessen, wie in mehreren aus dem Sanskrit stammenden Sprachen, bereits verloren, und zeigt nur noch eine Spur in dve *zwei*, und ubho *beide*, gleichwie das Lateinische in duo und ambo die Endung des Sanskritischen Duals aufweiset. Die zahlreiche Classe von Nominibus, welche im Sanskrit auf einen Consonanten ausgehen, hat das Pali zu vereinfachen gesucht, indem es solche nach der ersten Declination auf as, nach euphonischen Gesetzen auf o ausgehend, flectirt, z. B. gachat, gachantam, im Pali gachanto, und grade dieses Verlangen nach regelmäfsiger Abwandlung äufsert sich im Zend: dakschin *der Rechte*, Zend deschenô; pathin *Pfad*, Zend pethô; atharvan *Priester*, atheoronô. Auch das Pronomen sucht im Pali seinen Stamm des Singular im Plural festzuhalten, z. B. tumhe aus tu, tvam *du*, während das Sanskrit die Wurzel yu in yûyam anwendet. Bei der Conjugation fehlt ebenfalls der Dual, vielleicht auch das Medium, denn wo dieses im Sanskrit stattfindet, gebraucht Pali das Activum; das Passiv bildet sich wie im Sanskrit durch ein eingefügtes y; gangbare Tempora wurden nur fünf vorge-

Digitized by Google

funden: Präsens, der Modus Potentialis, Imperativ, Futurum und Perfectum; mit Hülfszeitwörtern hat sich dieser Dialekt nicht geholfen, wie sonst abgeleitete Idiome zu thun pflegen; nur wenige Beispiele mit *Seyn* wurden ermittelt, und diefs sind grade diejenigen, welche bereits das Sanskrit darbietet. Das Gerundium auf tvâ ist sehr häufig; die Modification aber, dafs bei einer vorangehenden Präposition das Gerundium mit ya sich bilden müsse, ist im Pali völlig verschwunden. — Nach dieser vollständig geführten Analysis der Sprache, die hier nur in Umrissen gegeben werden konnte, ziehen die Verf. Schlüsse für den Ursprung des Pali und dessen Ausbreitung: es stammt aus dem Sanskrit, und enthält keine einzige Form, die nicht dort ihren Typus, von welchem sie nach bestimmten Regeln sich entfernt, wiederfände; kein anderer Dialekt nähert sich der Mutter so sehr; es scheint aber, als ob er plötzlich in seinem Bildungsgange aufgehalten sei; jetzt trägt er ganz den Charakter einer todten Sprache, der man es indefs ansieht, dafs sie von Sanskritredenden Völkern gesprochen worden. Fremde Wörter trifft man im Pali nicht, obgleich es Jahrhunderte lang unter Völkern sich befindet, die andere Mundarten reden. An den Buddhismus geknüpft ist das Pali die heilige Sprache dieser Religion in allen den Ländern, zu denen sie Eingang gefunden; nur in Tübet und China finden sich unter den Buddhisten Originalwerke aus Indien, deren Sprache, Fan genannt, nach den Untersuchungen von Remusat reines Sanskrit ist. Daraus folgern die Verf.: die nördlichen Buddhisten müssen eher aus Indien nach Norden gegangen, die südlichen aber verhältnifsmäfsig jünger seyn, weil sich bei ihnen schon die Muttersprache zum Dialekte Pali gestaltet habe. Dafs aber nicht etwa, wie oft behauptet worden, der Buddhacultus sich erst aus Norden nach Indien gezogen, könnte mit gar manchen Gründen gezeigt werden; wir wollen nur daran erinnern, wie noch jezt die Tübetaner den Ganges verehren, Indien als heiliges Land betrachten und besonders Benares zum Ziele ihrer Wallfahrten machen; wie sogar alle Mährchen und Mythen, welche Pallas und Bergmann bei den Kalmücken zwischen Don und Wolga vorfanden, nur in Indien spielen oder ihre Beziehung haben. Die Verf. werfen noch die Frage auf: ob wohl das Pali selbst in Dialekte zerfalle? Leyden, der hier unter den Vorgängern allein gültige Stimme hat, schweigt von Dialekten des Pali, und nur Buchanan behauptet auf die Aussage eines Barmanen: Pali sei in Pegu und Siam verschieden und Beides wiederum vom Ceylanischen; allein die Verf. gelangten durch eigene Untersuchung dahin, behaupten zu können: der Dialekt sei aus den verschiedensten Ländern derselbe, und jene Behauptung des Barmanen möge wohl nur den Accent betreffen, wodurch das Pali im Munde nicht-Indischer Völker verschieden klinge. Aus dieser Gleichförmigkeit des Idioms in so entlegenen Gegenden geht aber zugleich hervor, dafs es sich aufser Indien nicht bilden konnte, dafs es in seiner jetzigen Gestalt aus der Heimath mitgebracht worden, und man demnach wohl Spuren seiner frühern Existenz in verwandten Indischen Dialekten wiederfinden könne. Die Geschichte knüpft das Auftreten des Buddha an die Provinz Bihar oder Magadha, und unter den populären Mundarten Indiens, die zusammen unter dem Namen prâkrita, oder *abgeleitet* begriffen, im Drama Personen niedern Standes beigelegt werden, findet sich auch der Dialekt Mâgadhi als jener Provinz angehörig, — wornach Leyden vermuthete, dieses Idiom möge mit dem Pali identisch seyn, zumal da lezteres von den Cingalesen auch wohl Mungata, von den Barmanen Magada genannt werde. Die Verf. bestreiten diese Ansicht, weil nach der trefflichen Prakritgrammatik des Vararuchi der Dialekt Mâgadhi noch weit verstümmelter als das Pali erscheint. Dahingegen gibt es unter den aus dem Sanskrit abgeleiteten Sprachen Indiens ein Idiom, welches ausschliefslich den Namen Prakrit führt, als heilige Sprache der Jainas bekannt ist, und in der dramatischen Poesie der Weichheit und des Vocalreichthums wegen gewöhnlich den Frauen in den Mund gelegt wird, und von diesem Dialekte hatte schon Colebrooke (As. Res. IX. p. 310) behauptet, dafs er dem Pali gleichkomme. Diefs wird hier durch vollständige analytische Vergleichung bewiesen, woraus sich die Resultate ergeben, dafs, wie die Jainas aus der Buddhalehre ihre Grundsätze entwickelten, auch das Prakrit erst aus dem Pali geflossen sei; als fortlebender Volksdialekt und durch Schriftsteller, die des Sanskrit kundig, behandelt, hat es mehr den Einfluss der alten Muttersprache gestattet, daher gröfsere Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Formen, ohne eben bestimmten Regeln unterworfen zu seyn; die Identität mit dem Pali aber kann es selbst in seiner Ausartung nicht verläugnen, denn es bietet hinreichende Fälle dar, wo die Verstümmelung in beiden Idiomen ohne äufsere Nothwendigkeit auf gleiche Weise erfolgte, die also kein Werk des Zufalls seyn kann, sondern den innigen Zusammenhang beider Dialekte beweiset. Hr. Lassen verspricht eine eigne Abhandlung über das Prakrit, die zugleich über die Zendsprache einiges Licht verbreiten wird; denn nach vorhandenen Proben scheint diese mit dem Prakrit fast ein und derselbe Dialekt zu seyn, und somit könnten wir bis jezt als die drei ältesten, aus dem Sanskrit hervorgetretenen Dialekte mit Sicherheit das Pali, Prakrit und Zend nachweisen. Hat sich aber schon das Prakrit, als vom Pali fortgebildet, von diesem wesentlich entfernt, so wagt noch Ref. die Vermuthung: ob nicht das jetzige Mâgadhi, trotz seiner gröfsern Verstümmelung, ebenfalls auf Pali zurückgeführt werden möchte, eben weil es sich länger im Munde des Volks erhalten, und ob überhaupt Vararuchi den eigentlichen Dialekt von Bihar unter jenem Namen verstanden habe, da er zugleich ein entartetes Volksidiom der dramatischen Poesie bezeichnet. Weitere Untersuchungen mögen hier die Wahrheit ermitteln.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 3. u. 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

1) *Essai sur le Pali, ou langue sacrée de la presqu'île au-dela du Gange, par E. Burnouf et Chr. Lassen.*

2) *Christ. Lassenii Norvagi commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica.*

(Beschluſs.)

Die zweite Schrift des Hrn. Lassen führt uns auf den Schauplatz von Alexanders Thaten in Indien, in das Gebiet, welches der Indus mit seinen Armen umfaſst, und eröffnet uns hier zum ersten Male die einheimischen Quellen, um sie mit den fragmentarischen Nachrichten der Griechischen Schriftsteller in Verbindung zu bringen. Die Griechen und Römer kennen für die Gegend keinen bestimmten Namen, sondern nennen sie Indien, nach dem Flusse Indus, und zwar durch Vermittlung der Perser, die das Sanskritische Sindhu in Hindu verweichen, wie Hr. L. mit mehreren Beispielen aus dem Zend beweiset; die Spirans ward wahrscheinlich von Herodot und Ktesias, welche den Namen zuerst gebrauchen, nach dem Jonischen Dialekte unterdrückt. So kam der Name persischgestaltet zu den spätern Juden (Esth. I, 1); die Aussprache Hindu fand sogar wiederum Eingang ins Sanskrit, er findet sich auf Monumenten, schon Kalidâsa gebraucht das abgeleitete Haindâva, und so ward er von dem Indusgebiete auf das ganze Land übertragen. Ersteres führt in den Epopöen den Namen Panchanada *das fünfflüssige*, wornach die Perser Penjâb gebildet, aber wohl nicht erst zu den Zeiten der Mahomedaner, wie der Verf. möchte; denn nichts hindert die Benennung höher hinaufzusetzen, da die Bestandtheile derselben nicht so verstümmelt sind, daſs sie nicht schon früher aus pancha âpa sich bilden konnten. Die Namen der Flüsse selbst, wie sie die Griechen uns überliefert, sind ebenfalls aus dem Sanskrit, wie Hyphasis aus Vipâsa *ohne Fessel* wegen seines raschen Laufes, vergl. Tigris vom Pfeile im Sanskr. Tigra. Es fehlt bei den Alten der Satadrus (*aus hundert Quellen fließend*), ganz natürlich, da Alexander nicht zu diesem gelangte; erst Ptolemäus kennt ihn als Ζαδαδρος. An die meisten dieser Flufsnamen hat das Indische Epos Mythen geknüpft, von denen der Verf. einige anführt, etwa wie der Kampf Jacobs mit Gott sich an den Namen des Flusses Jabbok bindet. Die natürlichen Gränzen des Penjâb liegen zwischen Indus, Satadrus und den nördlichen Gebirgen, und Hr. L. ist gegen Rennel und Heeren, daſs sie das alte Indien überhaupt im Westen über den Indus hinaus reichen lassen; allein noch Abulfeda rechnet das östliche Persien zu Indien, wenigstens gehört Kashmir seiner Natur gemäſs und nach einstimmigen Zeugnissen dahin (S. Wahl Vorderasien S. 362), und nach den Monumenten zu urtheilen, welche Pottinger, Christie und Elphinstone in Bamian, Afghanistan und Cabul antrafen, wäre man wohl berechtigt, diese Länder als Propyläen zum alten Indien zu betrachten. Zu Alexanders Zeit waren die Indusländer mit Städten und Festungen überfüllt und aufserordentlich bevölkert; zahlreiche Völkerschaften, mit der verschiedenartigsten, selbst mit republicanischer Verfassung, lebten in kleinern und gröſsern Staaten neben einander in wechselseitiger Fehde, daher die so häufig schwankenden Namen der einzelnen, wenn sie spurlos von Nachbarstaaten verschlungen worden. Ihre Sitten und Gebräuche waren sich sehr ähnlich, wichen aber bedeutend von denen der übrigen Indier durch eine gröſsere Ungezwungenheit ab; durch fremde Einfälle, beständige Reibungen unter einander und Handelsverkehr waren sie nicht sowohl kriegerisch und tapfer, sondern auch ziemlich cultivirt und gegen die Castenverfassung gleichgültig geworden, und eben dieſs freiere Leben ist es, was Indische Schriftsteller an den Penjâb-Bewohnern mit bitterem Tadel zu rügen haben. In der von Hrn. L. mitgetheilten Episode aus dem Epos werden sie beschuldigt, daſs sie ungescheut Rind, Zwiebel und Knoblauch, sogar Hundefleisch genöſsen, wobei Verf. an die

Digitized by Google

Kynamolger des Ktesias erinnert; dafs sie geistige Getränke liebten, sich dem Putze und der Sinnlichkeit ergäben, keine heiligen Bücher, keine Opfer und religiösen Gebräuche hätten, besonders aber keine Caste festhielten; denn der Priester gehe in den Militär- und Gewerbsstand über: kurz Alles, was das Gesetz den Brâhmanen als Norm aufstellt, werde hier, wie noch bei ihren jetzigen Nachkommen, den Sikhs, vernachlässiget; wobei dann auch einige Verläumdungen nicht gespart werden: dafs sie raubten, Kinder tödteten u. s. w. Dennoch schimmern Indische Einrichtungen sattsam durch; die Casten sind bekannt aber nicht streng gehalten und Heerens Meinung, dafs auch hier Brahmanische Disciplin geherrscht, wird keinesweges entkräftet (S. histor. Werke X S. 371 ff.). Das Epos führt diese Penjâbbewohner unter zwei collectiven Benennungen auf, als Aratti d. i. Arâshtri *Gegend ohne König* (im Periplus *Ἀρατριοι*), welches auf die oligarchische oder republicanische Verfassung der meisten hindeutet, obwohl der Mahâbhârata ihnen Könige leiht, und Bâhikâs, welche auf gehässige Weise von zweien Dämonen Bahis und Hikas abgeleitet werden, etwa wie der Hebräer die Moabiter von Meab derivirt. Hr. L. sucht nun die von den Griechen genannten Völkerschaften in Sanskritwerken nachzuweisen oder wenigstens ihre Namen aufzuhellen, wobei manche Stelle aus Strabo, Arrian u. A. erklärt, manche Lesart berichtiget wird; Taxiles ist im Sanskrit (Takshasilâ) nur Benennung der Stadt; Porus stamme von Puru, dem Namen eines alten Königes, zunächst aber wegen des langen o von seinem Stamme Paurava ab; Abisares, von welchem Alexander Gesandte erhielt, findet sich in Abhisâra, einem Theile des südlichen Caschmirs, wieder; die *Ἀερδαι*, bei denen die Goldameisen angetroffen wurden, sind die Dâradâs, ein Bergvolk im Westen von Caschmir; die Kathäer, bei Diodor *Καθαροι*, bei Arrian *Ξαθροι*, seien nicht die Kshatriyas, wie Rennel und Heeren angenommen, sondern die Kshattri, Mischlinge von der dienstbaren Caste mit Weibern aus den drei obern Ständen, besonders den Kshatriyas gezeugt (Manu 10, 12. 16), die in den Augen des Inders verachtet und an die fernsten Gränzen des Landes gesetzt werden. Die Gründe des Verf. scheinen uns nicht überzeugend: „Casten seien in Penjâb nicht anzutreffen.“ Aus der obigen Stelle des Epos läfst sich dieſs nicht erweisen; im Gegentheile scheinen die Casten bekannt, nur nicht strenge festgehalten. „Was die Griechen von den Ständen erzählten, gehe auf die Prasier:“ dieſs wird indessen nirgends bemerkt; Megasthenes, der zuerst dieser erwähnt, macht nie einen Unterschied zwischen einzelnen Ländern, sondern bedient sich des Ausdrucks: das Indische Volk, *των Ινδων πληθος*, zerfalle in mehrere Stände. Natürlich konnten die Macedonier keine Standesabtheilung bemerken, da noch jetzt in freien Indischen Staaten die Casten unmerklich in einander flieſsen; einzelne Andeutungen aber lassen allerdings wohl auf diese Verfassung schlieſsen, die gerade damals schon durch den Buddhismus gemildert seyn konnte. Brâhmanen gibt es in jenen Gegenden allenthalben; sie werden, wo sie Unterwerfung abrathen, von Alexander niedergemacht (Plutarch. Alex. 59); es finden sich ganze Brâhmanenstädte; Kalanus aus dem Penjâb verbrennt sich auf Brâhmanische oder Buddhistische Weise; und gehen wir weiter zurück, so kennt ja bereits Herodot (3,100) die Abstinenten, welche keine Häuser bewohnen und sich der animalischen Nahrung enthalten; Nicolaus von Damask beim Stobäus nennt diese nachher bei ihrem wahren Namen Aritonier, d. i. Arhatas oder Buddhisten, und endlich wird uns die Wittwenverbrennung von den Kathäern berichtet, ein Institut, welches bekanntermafsen fast allein dem Kriegerstamme eigen ist. Die Oxydraker, bei Plinius Sudrakae, sind nach Hrn. L. die Sudras, aber noch mit dem Epos als Volk genommen, welches hier demnach ins Penjâb fällt; der Verf. entscheidet sich mit vielen Andern dahin, dafs diese vierte Caste erst von den drei obern unterjocht worden, wofür auch die Gesetze und Sprache Indiens so wie die Geschichte anderer Nationen spricht. — Im 3ten und 4ten Capitel betrachtet der Verf. die Nachrichten, welche Plinius und Ptolemäus vom Penjâb geben; der Erstere hat nur kurze Andeutungen; Letzterer ist zum Theil sehr genau, besonders in dem Wiedergeben der Sanskritischen Namen der Ortschaften und Flüsse, wie er denn auch die Namen Yava, Nangaloga, mundus nudus (7, 2) im Sanskr. Nagnaloka u. a. richtig erklärt. Er schöpfte aus Reiseberichten und mündlichen Aussagen geborner Inder zu Alexandria. — Cap. 5 handelt von den historischen Begebenheiten im Penjâb; der Verf. beginnt mit Alexander und sammelt die geschichtlichen Bruchstücke bei den Griechen, um sie mit einheimischen Nachrichten zu combiniren. Ungern vermissen wir die Andeutungen aus der frühern Zeit; es hätte angeführt werden müssen, wie dem Xenophon zufolge bereits vor Cyrus die Chaldäer bei den Indischen Königen als Miethtruppen dienten, und wie der König von Indien sich bei dem ersten

Digitized by Google

Kriege der Perser und Meder neutral verhielt, nachher aber den Cyrus mit Geld unterstüzte, womit zu vereinen seyn möchte, wenn bei Mirchond (Mst. Berolin. p. 270) der König von Chatai mit weifsen Elephanten dem Afrasiab gegen Kaikhosru zu Hülfe kommt; hier können keine andern Fürsten als aus dem Penjâb gemeint seyn. Nachher kann Darius einen bedeutenden Tribut aus den Indusprovinzen erheben, und Herodots Nachrichten über Indien, die alle auf unser Penjâb sich beziehen, hätten wohl einige Zeilen verdient. Porus und Taxiles scheinen von Alexander blofs dem Namen nach unterworfen gewesen zu seyn; die meisten Satrapen waren überdiefs wohl Einheimische, wie Sisikoptos, als Commandant der Festung Aornos; und wie hätte es auch die Vaterlandsliebe der Griechen zugelassen, unter den hartbedrückten Fremdlingen zu bleiben, deren Ordnung der Dinge Alexanders räuberischer Streifzug umgeworfen und mit Blut gedängt hatte? Kein Wunder, dafs die Nachrichten über seine vielen Colonien schweigen: die Schmeichelei hatte in den Städtenamen mit Chandra (*Mond*) eben so viele Alexandrias gefunden, die übrigen von Alexander angelegten, sogenannten Städte, die man von jeher vergebens gesucht hat, scheinen nach und nach wieder eingeregnet (vergl. Arrian Exped. 5, 29), und die nachdrückliche Rede des Koinos bei Arrian schildert uns die Lage der Dinge besser als alle Berichterstatter, die noch gar sehr der kritischen Beleuchtung zu unterwerfen wären. Etwa um 312 fällt das Reich des Porus an den Sandrokottus, König der Prasier, aus dessen Namen Chandragupta schon erweislich wird, dafs er aus niederem Stande gewesen, weil gupta nur dem Vaisya zukommt. Er führt Krieg mit dem Seleucus und scheint ebenfalls einen Theil des Penjâb beherrscht zu haben. Ihm folgt sein Sohn Amitrochates, dessen Nachfolger aber unbekannt sind, weil die Seleuciden fortan genug zu thun hatten und die Bactrischen und Scythischen Rebellionen den Eingang in Indien versperrten. Der Verf. kommt somit auf die Bactrischen Könige selbst, denen er nach Münzen noch den Apollodot hinzufügt, und die Erläuterungen von Tod und Visconti hier zuerst geschichtlich anwendet. Die Stellen der Alten werden dabei beständig mit kritischem Blicke betrachtet und der gelehrte Bayer vielfach berichtigt; besonders wird historisch bewiesen, dafs Menander nicht bis an die Mündung des Ganges gekommen, sondern nur an das untere Indusgebiet und den Jumna, wobei mit Tod das sinnlose μεχρι τα Ιαμια bei Strabo in Ιαμνα oder Ιωμανης verbessert wird. Vom Indisch-Parthischen Reiche gibt es wenige Nachrichten; den Parthern wurden die Indusländer entrissen durch die Scythen (Sakâs), diese aber wiederum durch Vikramâditya 56 vor Chr., woher die bekannte Zeitrechnung sich gründet, vertrieben. Anziehend ist das 6te Cap. de memoria Graecorum apud Indos. Das Resultat desselben fällt dahin aus, dafs es nur wenige Beziehungen gäbe, die man auf die Griechen deuten könne; von den Macedoniern ist dieis sehr begreiflich, denn diese blieben aufser dem Bereiche der gebildeten Inder, weshalb die alten Schriften der Nation sie gar nicht kennen. Dafs Bayer aus Mangel an Sprachkenntnifs dasjenige, welches die Perser von Alexander fabeln, den Indern zuschreibe (Hist. Bactr. p. 126), hat Ref. schon anderwärts zu rügen Gelegenheit gehabt und wird es einmal vollständig darthun. Anders ist es mit den Bactriern, deren Andenken man allerdings erwarten darf, und dahin bezieht Hr. L. den Namen Yavanas, wie sie in den Puranas vorkommen und zwar ihrer Könige in einer solchen Reihenfolge Erwähnung geschieht, dafs diese bei der Abfassung jener Schriften noch, wie Tod bemerkt (Transact. p. 324), in frischem Andenken seyn mufsten. Eben so darf man den Namen in jüngern Schriften auf die Griechen beziehen: in den spätern Episoden des Epos, welche die Kritik dereinst als Interpolation von dem alten Fond wird zu scheiden haben, besonders wo er mit den Parthern und Scythen in Verbindung gesezt wird, oder in dem Drama Mudrârâkshasa, welches am Hofe des Chandragupta spielt, vielleicht auch bei dem Astronomen Varâhamihira. Allein der Name selbst ist höchst schwankend; er bezeichnet alle Völker, welche den Indern westlich liegen, in der neuesten Zeit sogar die Mohamedaner, wie der Verf. zeigt, und reicht weit über die Zeiten der Bactrer und Macedonier hinaus. Denn, ohne auf die Erwähnung der Yavanas bei Manu (10, 44) viel zu geben, leihet ja schon Aeschylus (Pers. 176) den Orientalen die Aussprache Ιαονες und Ezechiel sowohl (27, 19) als die Genesis (10, 2) kennen die Namen Yavan: sollte demnach nicht die Tradition bei den Indern der Jonier, bei denen Homer und Herodot singen, von denen die übrigen Griechen Buchstabenschrift erhielten, bei denen zuerst Philosophie und Mathematik sich regte, haben erhalten können, ohne dafs es einer Auffrischung bedurft hätte, da eben die Mythologie, Philosophie und Sprache der Inder und Griechen so schwesterlich nahe sich stehen? So wäre der blofse Name in den alten Schrif-

Digitized by Google

ten der Hindus noch kein Beweifs für die spätere Berührung beider Völker. — Als siebentes Capitel gibt der Verf. eine, offenbar sehr junge, Stelle des Mahâbhârata über die Penjâbvölker, mit Uebersetzung und lehrreichen Anmerkungen. Sie ist aus einer Pariser Handschrift copirt, hat einige Schwierigkeiten und viele Fehler, die zum Theil durch eine glückliche Conjectur gehoben worden, zum Theil jedem Scharfsinn trotzen und erst der Vergleichung mehrerer Handschriften bedürfen. Die Uebersetzung hält sich genau an den Text, und da mir alle Hülfsmittel gänzlich fehlen, so bemerke ich nur einige Kleinigkeiten: vs 10 sollte es heifsen humorem ex oryza et saccharo *bibunt*, nicht in quandam similitudinem vini corrumpunt; ebendas. fehlt im zweiten Halbverse carne; vs. 17 geht das unverständliche trikakud, eigentlich *ein Berg mit drei Spitzen*, wohl auf die Bezeichnung der Stirne mit drei Halbzirkeln (sonst tripundra und anguli torana genannt), als Abzeichen der Sivaiten mit Anspielung auf den glänzenden Meru. Für Kurvatis aber ist wohl Karvatis *die Lieblichen* zu lesen; vs. 51 ist ungenau gegeben; es heifst: *wer Brâhman gewesen, wird darauf zum Kshatriya, Vaisya und Sudra, und dann wird der Bâhîkas Barbier* (51): *wiederum, nachdem er Barbier gewesen, wird er zum Kshatriya (nicht sacerdos) und dann aus den drei obern Ständen* (dvija, falsch ex ordine sacerdotali) *zum Sclaven.* Ein Beweis, dafs sie die Casten kannten. Vs. 60 ist purânam wohl Glossem eines Abschreibers statt dharmân vriddhân nach vs. 74, dann ist das Metrum hergestellt; vs. 82, wo eine Sylbe fehlt und varman sehr störend ist, liefs Ref. sidhos pânam gurutalpâvadharmo *Verachtung des Lehrerbettes;* die Unregelmäfsigkeit im Metrum Upajâti ist fast immer Fehler, z. B. Bhagav; 2, 6 wo nach Schlegels Vermuthung no zu streichen und dann yadvà jayema yadvà no zu lesen; 8, 10 wo upa zu tilgen ist; 2, 29 a läfst sich etwa statt tathaiva ein tatra setzen. Der lezte Vers ist in der Uebersetzung etwas undeutlich, es sollte heifsen: quales sua natura videntur Dii, tales revera non sunt. Der König Salyas, dem die Schlechtigkeit der Unterthanen vorgeworfen wird, entschuldigt sich auf die beste Art gegen den Brâhmanen: selbst die Götter seien so unzüchtig nicht, als man sie schildere. Endlich hätten wir, um Mifsverstand zu verhüten, gewünscht, dafs Hr. L. für die berauschenden Getränke nicht vinum oder merum gebraucht hätte, da immer von Rum und Rak die Rede ist: gaudî ist Rum aus Zucker; Sidhu ebenfalls (vs. 20 82); mathita (vs. 19) Buttermilch, madya blofs allgemein berauschender Trank (vs. 72); nur surâsava das Surageträuk (vs. 26) ist Wein, daher der Weingott Surâdeva heifst, Σοροαδειος, wie ihn schon Chares von Mitylene beim Athenäus nennt.

P. v. Bohen.

III.

Ausführliche Griechische Grammatik, von Aug. Matthiä. 2 *Bde.* Leipzig, bei Vogel. gr. 8. Zusammen 1598 S.

Eine Griechische Grammatik zu liefern, die nicht etwa nur das für den Unterricht Nothwendigste umfasse, sondern an Umfang sowohl als an Gehalt wissenschaftlichen Forderungen genüge, ist unstreitig eine der schwierigsten Aufgaben der Philologie. Denn eine Sprache, die bei so vielfachen Eigenthümlichkeiten ihres formalen wie ihres syntaktischen Baues eine solche Mannigfaltigkeit und Fülle von Erscheinungen darbietet, wie die Griechische, eine Sprache, die mit einer Zartheit wie keine andere die leisesten Beziehungen und feinsten Schattirungen der Gedanken auszudrücken vermag, und obgleich sie an strenge Gesetze gebunden mit fast mathematischer Consequenz aus den einfachsten Elementen die Formen der Rede combinirt, doch im Gebrauche derselben eine so grofse Freiheit gestattet, dafs sie dem Halbkundigen aller Regeln zu spotten scheint, eine solche Sprache nicht nur in allen ihren Einzelnheiten gründlich zu erforschen, sondern auch die fast unübersehbare Masse derselben auf einfache Gesetze zurückzuführen, und mit eindringender Schärfe so zu entwickeln und anzuordnen, dafs die lebendige Organisation des Ganzen anschaulich erkannt werde, ist ein um so schwierigeres Unternehmen, da diese Sprache eine von den lebenden in so vielfacher Hinsicht abweichende todte ist, die nur aus den stummen Lauten schriftlicher Denkmäler so aufzufassen ist, dafs die von ihr erworbene Kenntnifs eben so anschaulich wie von einer lebenden Sprache sei, wodurch die wahre, nicht blofs sammelnde Beobachtung bedingt wird, und gleich sehr Empfänglichkeit und Gewandtheit des Geistes als anhaltendes Studium voraussezt. Durch die zahllosen Schwierigkeiten der Aufgabe geschreckt, haben daher selbst die gelehrtesten und geistreichsten Philologen, auch wenn sie einen grofsen Theil ihres Lebens vorzugsweise der Beschäftigung mit dem Griechischen gewidmet, eine Grammatik dieser Sprache zu liefern um so weniger zu unternehmen gewagt, je

Digitized by Google

gröfsere Ansprüche sie selbst an eine solche Arbeit machten. Indefs bedarf man doch immer ein Werk, das dem jedesmaligen Standpunkte der Kenntnifs des Griechischen gemäfs ein ausführlicheres Lehrgebäude der Sprache enthalte; und da noch bei Weitem nicht genug vorgearbeitet ist, als dafs schon jezt hier etwas auch nur einigermafsen Vollendetes erwartet werden könnte, so mufs man mit Dank auch das vergleichungsweise Gute aufnehmen, zumal wenn es dem dermaligen Standpunkte dieses Zweiges der Literatur nicht unangemessen ist.

Als vor etwa zwanzig Jahren Hrn. Matthiä's Griechische Grammatik zuerst erschien, wurde sie mit aller der Anerkennung aufgenommen, die einem Buche gebührte, das, basirt auf das Studium der Quellen und der damals vorhandenen Hülfsmittel und Vorarbeiten, nicht blofs das in Commentaren und ähnlichen Werken vielfach Zerstreute mit dankenswerthem Fleifse gesammelt enthielt, sondern auch oft das von Andern Zusammengeworfene und Verwirrte gesondert und gesichtet, zuweilen durch eigene Forschungen des Verfs. genauer bestimmt oder erweitert und das Ganze in eine für den Gebrauch ziemlich bequeme Ordnung gebracht darbot. Wenn gleich für den Unterricht weniger geeignet, schaffte das Buch sich doch bald, selbst im Auslande, ein sehr bedeutendes Publicum, und erhielt bei den Philologen eine Art von kanonischem Ansehen, in dem es sich um so leichter behauptete, da es keine Nebenbuhler hatte. Zwar wurde man bald auf mancherlei Unvollkommenheiten des Werkes aufmerksam. So entdeckte man nicht selten Mangel an Kritik, die Regeln schienen häufig nicht den erforderlichen Grad von Genauigkeit und Präcision zu haben, noch öfter wurde Unvollständigkeit bemerkt; Viele vermifsten in dem Ganzen philosophischen Geist. Diese und manche andere Mängel wurden um so mehr gefühlt, je eifriger das Studium des Griechischen in den lezten zwanzig Jahren fortgetrieben wurde, und je mehr die Kenntnifs dieser Sprache sowohl an Umfang als an Gründlichkeit gewann. Kaum übersehbar ist die Masse der in diesem Zeitraume herausgekommenen Schriften, die sich theils unmittelbar, theils mittelbar auf Griechische Grammatik beziehen. Eine Anzahl von Ausgaben ist erschienen, durch die zum Theil nach neuverglichenen Handschriften die Texte mancher Schriftsteller ganz anders gestaltet sind; wir haben eine Menge von kritisch-exegetischen Werken erhalten, in denen sprachliche Bemerkungen aller Art zerstreut sind; endlich sind einzelne Gegenstände der Griechischen Grammatik in eigenen Schriften ausführlich untersucht worden. Alle diese Vorarbeiten mufsten bei der neuen Ausgabe des Werkes, der man um so mehr mit Sehnsucht entgegen sah, da die alte sich schon überlebt hatte, nicht blofs benuzt, sondern auch mit besonnener Prüfung und Auswahl benuzt werden. Ja noch mehr, Vieles, das kaum erst angeregt worden, bedurfte noch eigener, zum Theil weitschichtiger Untersuchung. Hiernach konnten die Ansprüche und Erwartungen, mit denen man der neuen Bearbeitung des Buches entgegensah, nicht anders als sehr bedeutend seyn. Hr. Matthiä scheint das selbst gefühlt und erkannt zu haben, wie schwer es ihnen zu entsprechen seyn würde. „Bei dieser neuen Auflage," sagt er in der kurzen Vorrede zum ersten Bande, „habe ich weiter nichts „hinzuzusetzen, als dafs ich dieselbe mit geringerem Zu„trauen dem Publicum übergebe als die erstere. Bei und „nach der Ausarbeitung ist mir noch so vieles Nachzutra„gende vorgekommen, dafs ich schon daraus sehe, wie „weit ich noch von der Vollständigkeit, nach der ich strebte, „entfernt bin. Indessen wird man doch die Zahl der Be„richtigungen und Zusätze bedeutend genug finden, um in „dieser neuen Auflage eine völlige Umarbeitung der ersten „anzuerkennen." Wenn eine Umarbeitung durch blofse Zusätze und Berichtigungen gegeben werden kann, so mag man immerhin, was Hr. M. wünscht, anerkennen. Wie zahlreich namentlich die ersteren seien, läfst sich schon daraus entnehmen, dafs das Werk, die zweihundert und achtzig Seiten füllenden Register ungerechnet, fast vierhundert Seiten stärker geworden ist. Auch fehlt es nicht an Berichtigungen, wenn gleich dieselben noch nicht immer das Richtige geben. Da indefs das alte Gebäude damit immer nur ausgebessert und geändert, wenn auch zum Theil bedeutend geändert, nicht aber ein ganz neues aufgeführt ist, so kann wohl nicht von Umarbeitung, sondern nur von Ueberarbeitung die Rede seyn. Da nun in dieser Ausgabe derselbe Geist und dieselbe Manier herrscht wie in der früheren, so würde es überflüssig seyn, über den schon hinlänglich bekannten und gewürdigten Charakter des Ganzen zu sprechen. So wenig es aber in dieser Hinsicht an Stoff zu mannigfachen Ausstellungen fehlt, so wird doch Jeder es dankbar erkennen, dafs Hr. M., dem an Fleifs und Gelehrsamkeit wenige unserer Philologen gleich kommen, in seiner Grammatik uns ein Werk geliefert hat, dem wenigstens in Ansehung des syntaktischen Theiles, den Rec. vorzugsweise berücksichtigen wird, weil über den formalen schon ein anderer Beurtheiler in

Digitized by Google

einer anderen Zeitschrift genügend gehandelt hat, kein anderes an Reichhaltigkeit gleich kommt: immer schon ein bedeutender Vorzug, wenn gleich es nur ein relativer ist. Denn dafs in der That an und für sich genommen das Buch nicht auch nur auf einigermafsen erschöpfende Vollständigkeit Anspruch machen könne, hat Hr. M. schon selbst eingestanden. Wer sich mit der Griechischen Grammatik beschäftigt hat, wird fast auf jeder Seite Fehlendes nachzuweisen finden, am häufigsten in den Abschnitten über den Artikel, die Pronomina, die Präpositionen, die Adverbia, die Conjunctionen. Auch bei den Temporibus und Modis ist noch eine bedeutende Nachlese zu halten. Noch weniger genügend ist über die Abweichungen von der regelmäfsigen Construction gehandelt. Kaum glaublich wird es scheinen, dafs die Ellipse mit anderthalb Seiten abgefertigt ist. Fast möchte man vermuthen, Hr. M. sei am Ende ermüdet. Denn an Stoff konnte es ihm hier natürlich nicht fehlen. Man dürfte einwenden, dafs bei noch gröfserer Vollständigkeit das ohnehin schon sehr voluminöse Buch übermäfsig stark würde geworden seyn. Allein diefs hätte sich wohl verhüten lassen, wenn der Verf. sich, was oft ohne Nachtheil geschehen konnte, in dem Ausschreiben von Beispielen mehr beschränkt hätte. Ueberdiefs würden die 225 Seiten, welche zur Verzeichnung aller angeführten Stellen verwendet sind, auf jeden Fall besser zur Vervollständigung des Inhaltes der Grammatik benuzt worden seyn. Zu dieser Vervollständigung aber, wie zu manchen wesentlichen Berichtigungen, würde Hr. M. sich ziemlich oft veranlafst gesehen haben, wenn er nicht theils mehrere Vorarbeiten ganz vernachlässigt, theils auch in den von ihm wirklich benuzten Werken Manches übersehen hätte. So gerne auch Rec. Hrn. Ms. mannigfachen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren läfst, so wenig kann er es doch bergen, dafs er die nach einem Zwischenraume von zwanzig Jahren erschienene zweite Ausgabe dieser Grammatik ungleich vollendeter zu finden hoffte, als er sie bei genauerer Ansicht wirklich gefunden hat. Man darf zwar nicht so strenge gegen Hrn. M. seyn, als er selbst gegen sich ist, indem er den Spruch: opere in longo fas est obrepere somnum zu seiner Entschuldigung angewendet zu sehen verschmäht. Im Gegentheil glauben wir, dafs der Verfasser eines solchen Werkes um so mehr Ansprüche auf Nachsicht habe, je umfangreicher und schwieriger dasselbe ist. So billig man aber auch in dieser Hinsicht seyn mag, so wenig wird man doch alle Mängel und Verstöfse des Buches entschuldigen können. Es sind dieselben in der That so zahlreich und zum Theil so bedeutend, dafs man überall bei dem Gebrauche des Werkes Vorsicht und Mifstrauen empfehlen mufs. Um dieses Urtheil zu belegen, kann Rec. für jezt nur einen Theil der von ihm bemerkten Fehler und Ungenauigkeiten durchgehen, behält es sich aber vor, später einmal, wenn ihm mehr Muse geworden, noch andere Beiträge zur Berichtigung eines Buches mitzutheilen, das seiner mannigfachen Mängel ungeachtet doch gewifs noch lange zur Grundlage unseres Studiums der Griechischen Sprache dienen wird, und zu dessen Vervollkommnung gelieferte Beiträge hoffentlich Niemanden erwünschter seyn werden als dem Verf. selbst, der es gewifs zu redlich mit der Sache meint, als dafs er die an seinem Werke gemachten Ausstellungen übel deuten sollte.

Die Grundlage aller grammatischen Forschungen ist bekanntlich die Kritik. Sehr wahr erinnert H. Matthiä selbst hierüber in der Vorrede p. IX: „Bei den angeführten Stellen darf die Kritik nicht vernachlässigt werden; es ist wesentlich nothwendig, sich nicht damit zu begnügen, dafs eine Stelle in der Ausgabe, deren man sich gerade bedient, so gelesen wird, wie man sie zu seinem Zwecke braucht, sondern man mufs nachsehen, ob die Lesart, nach der man eine Stelle anführt, die urkundliche, durch Handschriften bewährte ist oder nicht. In diesen Fehler war ich zuweilen bei der ersten Auflage gefallen, wo ich z. B. behauptet hatte, εἵνεκα käme auch bei den attischen Dichtern vor. Denn Stellen, an denen die Handschriften von einander abweichen oder in der Lesart schwanken, können gar nichts beweisen.“ Wenn jenes „*Zuweilen*“ uns die Hoffnung geben soll, dafs dieser Fehler bei der zweiten Ausgabe gar nicht oder wenigstens höchst selten vorkommt, so mufs Rec. bemerken, dafs er, ohne sich etwa ein Geschäft daraus zu machen kritisch unsichere Stellen in dem Werke aufzusuchen, blofs bei gelegentlichem Nachschlagen ihrer nicht wenige entdeckt hat und sich also zu dem Schlusse berechtigt glaubt, dafs Hr. M. auch bei der zweiten Ausgabe sich „*diesen Fehler*“ ziemlich oft habe zu Schulden kommen lassen. Zum Beweise hier nur folgende Stellen. Um zu zeigen, dafs μέσος ein Commune sei, führt Hr. M. aufser zwei mifsverstandenen Stellen (ein Irrthum, der aber, wenn auch nicht in den Zusätzen und Berichtigungen, wo man dergleichen sucht, S. 827 anerkannt wird) Eurip. Troad. 1110 an; eine Stelle, der Seidlers Aenderung πλάταν in πλατᾶν ihre Beweiskraft

Digitized by Google

nimmt. Das S. 746 aus Xen. Anab. I, 10, 4 angeführte *πάντα νικᾶν* ist dort eine schon hinlänglich widerlegte Conjectur. In der Stelle Cyrop. VIII, 3, 47 (S. 942) liest man jezt, wenn auch vielleicht mit Unrecht *μένε* für *μενεῖς*. Bei Thuc. VIII, 36 (S. 1113) hat Becker für *ἐπί* aus einer der besten Handschriften *ἔτι* gegeben, und IV, 15 (S. 1182) aus fast allen *παραχρῆμα* für *πρὸς τὸ χρῆμα*. Gleichfalls aus Handschriften liest man jezt Xen. Mem. I, 6, 13 (S. 1025) *ποιεῖται* für *ποιῆται*. In der S. 1026 angeführten Stelle des Platon Phäd. p. 101, c: *μετασχὸν τῆς ἰδίας οὐσίας ἑκάστου οὗ ἂν μετάσχοι* haben Heindorf und Becker den Conjunctiv gegeben, und dafs dieser hier nothwendig sei, zeigt Reisig de vi et usu *ἄν* part. p. 110. Ja Hrn. Ms. eigene Uebersetzung: *wessen sie theilhaftig seyn mag*, ist ja nur diesem Modus angemessen.

Schlimmer noch ist es, wenn durch nicht sichere Lesarten selbst die darauf gegründeten Regeln zweifelhaft werden. Das dürfte z. B. der Fall seyn §. 141 Anm. 1, wo von dem Particip *δέων* bei Zahlen gesagt wird, dafs es auch auf die geringere abzuziehende Zahl bezogen würde und so die Genitivi consequentiae ständen. Dafür werden Thuc. IV, 102, Demosth. Lept. p. 480 und Xen. Hell. I, 1, 5 angeführt. Allein an den beiden ersten Stellen hat Becker auf genügende handschriftliche Autorität *δέοντα* und *δεούσας* gegeben. Zwar bemerkt Fr. A. Wolf zu der Stelle des Demosthenes, dafs die andere Construction nicht minder bei den besten Schriftstellern sich finde. Allein man darf fragen: bei welchen? Bei Herodotos und Thukydides kommt sie nie vor; aus den Rednern weifs Rec. eben so wenig ein Beispiel dieser Art; schwerlich dürfte sie sich auch bei Plato finden, der Gesetze S. 766, c sogar sagt; *πρὶν ἐξήκειν αὐτῷ τὴν ἀρχὴν πλεῖον ἢ τριάκοντα ἐπιδεομένην ἡμερῶν*. Die Stelle des Xenophon aber: *δυοῖν δεούσαιν εἴκοσι ναυσὶν* kann leicht geändert werden, indem man *δεούσαις* liest. — Ein zweites Beispiel einer auf unsichere Stellen gegründeten Regel finden wir S. 952. „Zuweilen steht so [in Beziehung auf die Zukunft], heifst es dort, in der or. obliqua der Optativ Aor." Ohne es zu rügen, dafs eine solche Regel mit einem „Zuweilen" eingeführt keine Regel ist, bemerken wir nur, dafs in der ersten von den drei dafür angeführten Stellen Xen. Hell. II, 3, 56 die Handschriften für *οἰμώξειεν — οἰμώξοιντο* haben; die lezte Aeschyl. Pers. 355 ff. ist mit sehr leichter Aenderung gebessert. Es bleibt also nur noch eine und zwar aus einem sehr corrupt auf uns gekommenen Werke übrig, nämlich Hell. V, 5, 14, wo aber, wenn man nicht etwa mit Schäfer *λέξοιεν* schreiben will, mit sehr leichter Aenderung *ἄν* nach *λέξειαν* eingeschoben werden kann: eine Art des Ausdrucks, die unten gegen Hrn. M. als richtig erwiesen werden soll. Hiernach wird es erlaubt seyn, bis genügende Beispiele für das Gegentheil geliefert werden, zu glauben, dafs der Optativ Aoristi ohne *ἄν* nie auf die angegebene Weise gebraucht worden sei, sondern in der oratio obliqua nicht *zuweilen*, wie Hr. M. versichert, sondern *immer* die Bedeutung der Vergangenheit gehabt habe, ausgenommen wo er, wenn ein historisches Tempus vorangegangen, die Stelle des deliberativen Conjunctivs vertritt, wie in *ἤρετο εἰ παίσειεν*, *er fragte ob er schlagen sollte*. — Eben so wenig zuverlässig zeigt sich der Verf. S. 1027. „Oft," sagt er, „steht auch das „Relativum statt *ἵνα*, wie im Lateinischen qui statt ut." Mit welcher Construction ist nicht gesagt. Zum Belege sind aufser einigen Stellen des Homer Thuc. VII, 25 und Xen. Mem. II, 1, 14 angeführt. An der lezten Stelle steht der Indicativ Präsentis, und da nun Beispiele vom Conjunctiv und Optativ bereits da gewesen sind, so wird man am Ende wohl nach Belieben alle drei Modi gebraucht haben, wobei, wenn man das Oft der Regel in drei Theile theilt, doch auf jeden Fall ungefähr noch ein Zuweilen kommen wird. Indefs den Indicativ scheint Hr. M. selbst auszuschliefsen. Wenigstens hat er §. 481, wo drei von den hier angeführten Stellen mitsammt der Regel schon da gewesen sind, (eine Art von Wiederholung, die man auch sonst hin und wieder findet) aus der Stelle der Memorabilien *οἷς ἀμυνοῦνται* für *οἷς ἀμύνονται* gesezt, aber ohne zu erwähnen, dafs dieſs nur eine Conjectur ist. Der Indicativ Futuri steht allerdings in der Prosa regelmäfsig nach Relativis, wenn ein Zweck zu bezeichnen ist, wenn gleich dieser Begriff, wie sich von selbst versteht, nicht im Relativ, sondern im Futur enthalten ist. Dafs auch der Conjunctiv in der Prosa so gebraucht worden, ist erst mit sicherern Stellen als der von Hrn. M. angeführten Thuc. VII, 25 zu erweisen; denn dort haben die beiden besten Handschriften, aus denen *Becker* an unzähligen Stellen den Geschichtschreiber verbessert hat, *ὅπως* für *οἵτερ*. Eine andere Stelle, die *Buttmann* anführt, Plat. Men. p. 89, c beweist eben so wenig, da in ihr der Conjunctiv imperativisch gefafst werden kann. — Eher verzeihlich ist es, wenn Hr. M. S. 1156 sagt *ὑπέρ* mit dem Accusativ hiefse „auch *an*, wie mit dem Genit."

Digitized by Google

Denn in der dafür angeführten Stelle Xen. Anab. I, 1, 9 hat wenigstens nur Eine, erst von Jacobs verglichene, Handschrift den Genitiv. Freilich aber mufste hier nicht so gesprochen werden, als sei diese Construction nichts Seltenes. Das ist sie in der That. Wenigstens hat es dem Rec. bis jezt noch nicht gelingen wollen, ein zweites Beispiel der Art aufzufinden.

Nächst der Kritik hat der Grammatiker zuvörderst darauf zu sehen, dafs er die angeführten Stellen auch richtig verstehe oder wenigstens bei solchen, bei denen die Erklärung nicht ganz sicher ist, seine Ansicht von ihrem Sinne nicht als apodiktische Gewifsheit ausspreche. In dieser Hinsicht loben wir es, wenn Hr. M. S. 606 in der Stelle Xen. Mem. I, 4, 13: *τί φῦλον ἄλλο ἢ* [*οἱ*] *ἄνθρωποι θεοὺς θεραπεύουσιν* eine doppelte Erklärung als zulässig erwähnt, wenn gleich die erste sich als richtig beweisen läfst durch Stellen wie Demosth. IV, 12 p. 43: *ἥπερ* (*ἡ τύχη*) *ἀεὶ βέλτιον ἢ ἡμεῖς ἡμῶν αὐτῶν ἐπιμελούμεθα*. Aehnliche Beispiele gibt aus Lateinern *Zumpt* Gr, §. 370 Anm. Allein nicht immer ist Hr. M. so vorsichtig gewesen; er gibt zuweilen als gewifs, was man kaum darf für wahrscheinlich gelten lassen. So behauptet er S. 591, dafs bei Xen. Mem. I, 2, 55 als Subject zu *βούληται — πειρᾶται* aus §. 54 *ἕκαστος* gedacht werden müsse. Allein diese Erklärung ist schon defshalb, weil jenes Wort zu weit entfernt ist und bereits andere Subjecte dazwischen getreten sind, nicht wohl zulässig, und man mufs vielmehr *τὶς* aus dem *ὡς φρονιμώτατον εἶναι* ergänzen. Aehnlich sind die von *Herbst* nachgewiesenen Stellen des Platon. Doch wir stofsen noch auf manches Auffallendere. So wird S. 583 gesagt bei Platon Euthyd. p. 303, c: *ἐν δὲ τοῖς καὶ τοῦτο μεγαλοπρεπέστερον* stehe *ἐν τοῖς* eben so beim Comparativ wie sonst bei Superlativen. *Heindorf*, heifst es weiter, vergleiche dort Aelian. V. H. XIV, 38. Allein bei diesem steht ja *ἐν δὲ τοῖς* ohne Comparativ nach regelmäfsigem Sprachgebrauche für *ἐν τοῖς δὲ*; und nicht anders ist auch die Stelle des Platon zu fassen. Nicht weniger unrichtig wird S. 712 Odyss. *γ'*, 228: *οὐκ ἂν ἐμοίγε ἐλπομένῳ τὰ γένοιτο* übersezt: *ich hätte das nicht gehofft*. So würden wir nur von etwas bereits Geschehenem sprechen, und diefs müfste hier im Griechischen durch den Indicativ Aoristi bezeichnet werden; allein Telemachos redet dort von der Zukunft und will sagen: *ich darf nicht hoffen, dafs diefs etwa geschehen dürfte*. Denn dafs bei einer solchen Redeweise blofs das Participium, als der Hauptbegriff, durch das Verbum finitum zu übersetzen sei, ist eine Regel, die keiner Widerlegung bedarf. In der noch für diese Angabe mit der nachlässigen Erklärung des Scholiasten angeführten Stelle des Thuc. V, 111: *τούτων μὲν καὶ πεπειραμένοις ἄν τι γένοιτο καὶ ὑμῖν καὶ οὐκ ἀνεπιστήμοσιν κ. τ. λ.*, würde die Nichtübersetzung des *ἄν γένοιτο* einen widersinnigen Gedanken geben. Der Schriftsteller kann wohl nichts Anderes sagen wollen als: *wenn etwas der Art geschähe*, (z. B. ein Einfall in Attika erfolgte) *so habt doch auch ihr schon* (durch die Belagerung von Potidäa) *die Erfahrung gemacht und wisset es wohl, dafs* u. s. w. — Kaum glaublich scheint es, dafs Hr. M. S. 817 in den Werken Xen. Anab. V, 6, 9: *Ἅλυν οὐ μείω δυοῖν σταδίοιν* das *μείω* als Neutrum Pluralis nehmen zu müssen geglaubt habe. — Noch ärger ist es, wenn es S. 986 heifst: „Plat. Phaedon. p. 95, e: *εἴτε τι βούλει προσθῇς ἢ ἀφέλῃς* statt *προσθεῖναι ἢ ἀφελεῖν*." Das heifst etwas glauben, dessen Möglichkeit vor allen Dingen zu erweisen war; eine Mühe, die sich leicht Jeder ersparen kann, der die Stelle im Zusammenhange liest: *ἐξεπίτηδες πολλάκις ἀναλαμβάνω, ἵνα μή τι διαφύγῃ ἡμᾶς, εἰ τέ τι βούλει, προσθῇς ἢ ἀφέλῃς*. Diese Conjunctive hängen noch von *ἵνα* ab, und würden durch *τέ*, was von *εἰ* zu trennen ist, mit *διαφύγῃ* verbunden.

Leider beschränken sich solche Mifsdeutungen nicht immer auf einzelne Stellen. So lehrt Hr. M. p. 547, bei Prosaikern stehe der Artikel beim Substantiv, wenn das Pronomen (*οὗτος, ὅδε, ἐκεῖνος*) vorausgehe, fehle aber oft, wenn es folge. Um diese, so viel Rec. weifs, neue Ansicht zu erweisen, werden drei Stellen angeführt. Die erste Thuc. I, 1: *κίνησις γὰρ αὕτη μεγίστη δὴ τοῖς Ἕλλησιν ἐγένετο* ist schon längst richtig erklärt worden. *Κίνησις* ist nämlich Prädicat und *αὕτη* besteht für sich als Subject, welches das Genus des Prädicats angenommen, nach einer bei den Griechen sehr gewöhnlichen Sprechweise. Der Artikel fehlt in solchen Fällen eben so gut, wenn *οὗτος* vorangeht. So sagt z. B. Lykurg. g. Leokr. III, 5: *τούτῳ κανόνι χρῆσθαι*, und sehr mit Recht hat *Becker* an einigen andern Stellen der Art bei diesem Redner und dem Lysias den durch Unkunde der Abschreiber eingefälschten Artikel getilgt oder verdächtigt. Wer mehr Belege verlangt, vergleiche Plato Polit. I, 6 p. 331: *οὗτος ὅρος ἐστὶ δικαιοσύνης*. II, 2 p. 359: *εἶναι δὴ ταύτην γένεσίν τε καὶ οὐσίαν δικαιοσύνης*. X, 14 p. 619, a: *αὕτη κρατίστη αἵρεσις*. Dionys. Arch. V, 9 p. 863: *μίαν αἰτουμένῳ ταύτην δωρεάν*.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 5. u. 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Ausführliche Griechische Grammatik, von Aug. Matthiä. 2 Bände.

(Fortsetzung.)

So construirt der Grieche auch bei Adjectiven den Subjectivsbegriff ohne Artikel zum Prädicat, wie z. B. Thuc. II, 75: ἐλπίζοντες ταχίστην αἵρεσιν ἔσεσθαι αὐτῶν. Xen. Mem. I, 3, 12: ὡς δεινήν τινα λέγεις δύναμιν τοῦ φιλήματος εἶναι: Stellen, an denen man wie bei Soph. Phil. 81, von der Hr. M. S. 612 aufser Hermanns Erklärung eine zweite gibt, deren Zulässigkeit doch hätte erwiesen werden sollen, wegen des hinzugefügten Genitivs den Artikel erwarten würde. Von der zweiten der von Hrn. M. angeführten Stellen Thuc. I, 65 (l. 55, 66) gilt dasselbe was von der ersten; scheinbarer ist die dritte ebend. II, 74: ἐπὶ γῆν τήνδε. Allein auch sie spricht vielleicht nicht gegen die gewöhnliche Ansicht. Man darf nämlich nicht wähnen, dafs bei den mit jenen Pronominibus verbundenen Substantiven der Pronomina wegen der Artikel stehe. Es ist dieser Sprachgebrauch, in dem *Weiske* de pleon. p. 35 irrig einen Pleonasmus fand, ursprünglich von einem reinen Appositionsverhältnisse ausgegangen. Das zeigen Stellen wie Xen. Anab. VII, 5, 3: τούτοις δὲ τοῖς στρατηγοῖς δωρον, *schenke diesen, den Strategen.* Der Artikel wird also nur hinzugefügt, insofern der Begriff dadurch als bestimmt bezeichnet werden soll, kann aber wegbleiben bei Wörtern, bei denen überhaupt, auch wenn bestimmt gesprochen wird, der Artikel nicht nothwendig ist. So findet sich namentlich öfter bei Eigennamen blofs οὗτος, ὅδε, wie z. B. Xen. Anab. VII, 2, 29. Eben so αὐτὸς βασιλεύς ib. I, 7, 11 und Hell. III, 5, 14. Nach dieser Analogie könnte wohl auch ἥδε γῆ gesagt seyn, wenn sich nur erweisen liefse, dafs γῆ, auch wo ein einzelnes Land bezeichnet wird, eben so ohne Artikel stehen könne, als wenn von der Erde überhaupt die Rede ist. Denn dafs diefs in diesem Falle oft geschehe, ist bekannt, wenn auch Hr. M. es wie so vieles Aehnliche nicht berührt hat. Da indefs jener Beweis vielleicht nicht geführt werden kann: (denn Thuc. II, 54 kann γῆς ἔξω δηουμένης übersezt werden: *da [ihnen] Land verwüstet wurde*), so ist Thuc. II, 74 mit zwei Handschriften τὴν γῆν τήνδε zu lesen. Wenn also Hr. M. seine neue Regel halten will, so wird er uns eine Anzahl anderer recht feststehender Stellen zu liefern haben. Ob er das können werde, erlauben wir uns sehr zu bezweifeln.

Nicht weniger irrig ist, was p. 550 behauptet wird, οἱ πλείους stehe statt πλείους. Eine solche Angabe sollte man in unseren Tagen kaum noch erwarten. Warum hat nicht gar Hr. M. diese Angabe auch auf den Artikel bei anderen Comparativen ausgedehnt; denn eben so findet sich z. B. Xen. Mem. III, 9, 9: πράξοντας τὰ βελτίω τούτων. Zwei andere Stellen haben Erfurdt und Hermann zu Soph. Antig. 313 angeführt und der leztere sie auch erklärt. Was die übrigen Stellen, die Hr. M. mit solchen zusammenstellt, anbetrifft, so ist es wohl offenbar, dafs im Philoct. 576: μὴ νῦν μ' ἔρῃ τὰ πλείονα, ohne den Artikel der Sinn ein ganz anderer seyn würde, nämlich: *frage mich nicht um mehrere Dinge*, während die Worte mit dem Artikel heifsen: *frage mich nicht um das Weitere, Uebrige.* Die Stelle Trach. 731: σιγᾶν τὸν πλείω λόγον, die eben so zu erklären ist, würde nur wenn der Artikel fehlte auffallend seyn. Auch in Aristoph. Fröschen 160: οὐ καθέξω ταῦτα τὸν πλείω χρόνον, finden wir nichts Auffallendes, da hier die Zeit als ein Ganzes in zwei bestimmte Theile getheilt vorgestellt wird: der eine begreift die vergangene, der andere die künftige. Eine solche Vorstellungsweise ist bei den Griechen so gewöhnlich, dafs sie sogar regelmäfsig, wenn ein oder mehrere Theile eines Ganzen genannt werden, den Artikel zu den Theilen hinzufügen, wie z. B. τῶν πέντε μοιρῶν τὰς δύο νέμονται, *sie haben zwei Fünftheile inne.* Ja selbst wird, wo auf eine gröfsere Zahl eine kleinere folgt, dieser der Artikel beigefügt, weil sie durch die Nennung der gröfseren als ein bestimmter Theil dersel-

Digitized by Google

ben bezeichnet ist. Diefs geschieht nicht etwa nur in Stellen wie Thuc. VII, 43: τοξόταις τοῖς πᾶσιν ὀγδοήκοντα καὶ τετρακοσίοις — καὶ τούτων Κρῆτες οἱ ὀγδοήκοντα ἦσαν, welche Hr. M. S. 550 mit verschiedenartigen zusammenwirft, sondern auch in Fällen, wo die kleinere Zahl nicht schon namentlich erwähnt ist, so häufig, dafs man sich bei ihm nichts darüber zu finden um so mehr wundern mufs, da an einigen solcher Stellen die Verbesserungsvorschläge der Gelehrten auf diesen Sprachgebrauch hätten aufmerksam machen können. Doch wo noch neue Beobachtungen zu machen gewesen wären, wird man oft vergebens sie von Hrn. M. gemacht zu sehen suchen.

Wenn wir S. 559, wo über die Apposition gehandelt wird, die Bemerkung lesen: „selbst findet sich ὁ Ἅλυς ποταμός," so verleitet zunächst das *selbst* diese Art des Ausdrucks für unregelmäfsig zu halten. Sie ist aber regelmäfsig, nur ist wohl hier eben so wenig an eine Apposition zu denken, als bei uns etwa in: „der Oderstrom," der Begriff Strom Apposition zu Oder ist. Der Artikel gehört eigentlich zu ποταμός, wogegen die Stellung nicht ist. Eben so sagte man z. B. τὸ Ἀκαδημία καλούμενον γυμνάσιον. Nicht wohl begreifen läfst sich, wie Hr. M. mit jener Ausdrucksweise Soph. Trach. 1162: ὅδ' οὖν ὁ θὴρ (nicht blofs ὁ θὴρ) Κένταυρος, als nicht sehr verschieden zusammenstellen konnte.

In der Erklärung eigentlich schwieriger Stellen, deren in dem Werke eine grofse Anzahl behandelt werden, scheint Hr. M. nicht selten unglücklich gewesen zu seyn. Rec. begnügt sich hierfür nur einige Belege aus den beiden ersten Anmerkungen zu §. 556 zu entnehmen. „Das „Particip, heifst es dort, steht in Zwischensätzen, wenn „diese mit dem Hauptsatze ein Subject gemeinschaftlich „haben, wo dann das Verbum im Hauptsatze seinen Ein„fluſs auch auf den Zwischensatz ausdehnt." Ist denn aber bei Thuc. I, 25 ein Zwischensatz in den Worten οὔτε γὰρ ἐν πανηγύρεσι κ. τ. λ., zu denen wir noch aus dem Vorigen παρηιέλουν ergänzen sollen? Um diese Ansicht annehmlich zu machen, wird hinzugefügt: „So „hängen bei Thuc. II, 17, VII, 28, Plat. Symp. p. 189, c „die Infin. in Sätzen, die mit Conjunctionen γὰρ, ἐπεί „anfangen, noch von den Verbis fin. in den vorherge„henden Sätzen, δοκοῦσιν in der ersten und lezten Stelle, „ἠπίστησεν ἄν τις in der zweiten ab." Aber diese Stellen sind schon unter sich nicht ähnlich. In der abhängigen Rede mufs allerdings öfter nach γάρ zum Infinitiv oder einem Satze mit ὅτι, ὡς aus dem Vorigen ein Verbum ergänzt werden. Allein diefs ist eben so wenig auf Thuc. I, 25 als auf VII, 28 anwendbar, in welcher leztern Stelle ein blofses Object: τὸ γὰρ — μηδ' ὡς ἀποστῆναι von dem Hauptverbo des vorigen Satzes ἠπίστησεν ἄν abhängen soll, wogegen schon das Gefühl sich sträubt. Unstreitig ist hier wie an vielen andern Stellen οὐχὶ θαυμαστόν oder ein ähnlicher Gedanke zu ergänzen; eine Erklärung, die doch damit nicht widerlegt seyn soll, dafs diese Art des Ausdrucks, die ja nicht in der Gattung des Styls, sondern in der Lebhaftigkeit der Vorstellung gegründet ist, sich sonst vielleicht bei Historikern nicht findet. Gleich darauf sagt Hr. M.: „Zuweilen steht auch, wenn zwei „Handlungen angegeben werden, von denen die eine ei„nen weitern Umfang hat, und die zweite unter sich be„greift, diese leztere im Particip, wo wir das Verbum „finitum setzen würden." Dafür werden zwei Stellen angeführt, Herod. VII, 6: ἔλεγε τόν τε Ἑλλήσποντον ὡς ζευχθῆναι χρεὼν εἴη ὑπ' ἀνδρὸς Πέρσεω, τήν τε ἔλασιν ἐξηγεόμενος. Wenn man die Stelle im Zusammenhange liest, (es geht nämlich noch voran: τῶν μὲν ἔλεγε οὐδέν, ὁ δὲ τὰ εὐτυχέστατα ἐκλεγόμενος) so kann man wohl nicht zweifeln, dafs eben sowohl τὸν Ἑλλήσποντον als τὴν ἔλασιν von ἐξηγεόμενος abhänge, und dafs also nichts hier auffallend sei als die Inconcinnität, die aber bei Herodotos und Thukydides sehr häufig ist. Dafs das ἔλεγε mit dem Vorhergehenden zu verbinden sei, zeigen Stellen wie I, 107: Μήδων μὲν — οὐδενὶ διδοῖ — ὁ δὲ Πέρσῃ διδοῖ. Auffallender ist die zweite Stelle Thuc. II, 11: ἀλλὰ καὶ ἐπὶ πόλιν δυνατωτάτην νῦν ἐρχόμεθα, καὶ αὐτοὶ πλεῖστοι καὶ ἄριστοι στρατεύοντες. Indefs halten wir für schlechterdings unmöglich, was Hr. M. anzunehmen scheint, dafs ἐρχόμεθα καὶ στρατεύοντες zu verbinden sei. Eher liefse sich glauben, dafs das zweite καὶ mit Bredow blofs auf αὐτοί zu beziehen sei (et ipsi). Da es indefs mit dem ersten καί in Beziehung steht, so mufs man wohl auch zu dem zweiten Satze noch das Verbum finitum des ersten denken. Ob die schwierige Stelle Aesch. Ag. 431 ff. (410 ff. Blomf.) so gedeutet werden könne, wie Hr. M. Anm. 2 will, der zu εὖτ' ἄν aus einem vorhergegangenen χάριν — χαίρῃ ergänzt, überlassen wir Andern zu entscheiden. Sonderbar aber ist die Erklärung der Stelle des Herod. I, 129: εἰ γὰρ δὴ δέον πάντως περιθεῖναι ἄλλῳ τέῳ τὴν βασιληΐην καὶ μὴ αὐτὸν ἔχειν, δικαιότερον Μήδων τέῳ περιβαλεῖν τοῦτο τὸ ἀγαθὸν ἢ Περσέων. Hier, heifst es: „mufs zu εἰ γὰρ δή supplirt

Digitized by Google

„werden ἄλλῳ περιέθηκε τὸ κράτος, und δέον heifst quia „oportuisset, wie kurz vorher εἰ παρεὸν αὐτῷ βασιλέα „γενέσθαι — ἄλλῳ περιέθηκε τὸ κράτος.“ Wozu diese Vergleichung? Denn dafs δέον so gebraucht werden könne, weifs wohl Jeder. Dafs es aber hier nicht so zu nehmen sei, wird, denken wir, eben so Jedem die Uebersetzung des δέον nach der von Hrn. M. gegebenen Erklärung zeigen: „*Wenn er nämlich, da es nöthig gewesen wäre einem Andern die Herrschaft zu geben, sie einem Andern gegeben habe, so wäre es gerechter gewesen einem der Perser als einem der Meder dieses Gut zu geben.*“ Es müfste doch dem Zusammenhange gemäfs wenigstens heifsen: *wenn er sie einem Andern habe geben wollen.* Gar nicht erwähnen wollen wir die harte Ergänzung. So zu erklären scheint sich Hr. M. dadurch haben verleiten zu lassen, dafs er geglaubt, δέον könne nur als Casus absolutus stehen. Allein es findet sich auch adjectivisch mit Auslassung des Verbi Substantivi, wie z. B. Demosth. III, 1 p. 28: τὰ δὲ πράγματα εἰς τοῦτο πρήκοντα (ὁρῶ) ὥστε ὅπως μὴ πεισόμεθα αὐτοὶ πρότερον κακῶς σκέψασθαι δέον, wo es Seagers Conjectur nicht bedarf. Denn eben so findet sich auch ἐξόν Isä. VII, 22: ἰδεῖν ἃ οὐκ ἐξὸν αὐτῇ, und προσῆκον Lys. XVIII, 11. XXV, 2. — Was die Stelle Plat. Phädr. p. 260 betrifft, so sieht man nicht, woher Hr. M. das βούλεται, was er ergänzt, nehmen wolle. Wenn man sich solche Freiheiten erlauben darf, so kann man leicht Alles erklären. Noch weniger läfst sich begreifen, wie man Soph. Oed. T. 159 nach einer völlig abgeschlossenen Rede das Particip κεκλόμενος der Antistrophe noch zu dem ἐκτέταμαι der Strophe soll beziehen können. Die Stelle Xen. Mem. II, 6, 25 findet sich bereits in Herbsts Anmerkung dazu richtig erklärt.

Doch genug über Hrn. Ms. Exegese, um in dieser Hinsicht einige Vorsicht bei dem Gebrauche des Werkes zu empfehlen. Wenden wir uns jezt zu dem, was bei einem solchen Buche die Hauptsache ist, zu der historischen Erforschung des Sprachgebrauchs und der auf sie gegründeten Angaben und Regeln. Hier erfordern wir zunächst, dafs nicht als allgemein oder doch vorzugsweise gültig ausgesprochen werde, wovon Abweichungen nicht selten sind. Diese sollen, zumal in einem so umfangreichen Werke bemerkt und, wo es thunlich ist, die Bedingungen, unter denen sie zulässig sind, erörtert werden. In dieser Hinsicht findet man bei Hrn. M. manches Auffallende. So heifst es z. B. S. 554: „Wenn ein No„men ein anderes im casu obliquo bei sich hat, so ha„ben entweder beide den Artikel oder keines.“ Und das ganz ohne Rücksicht auf den Sinn? Es hätte also etwa Thuc. I, 110 sagen können διὰ μέγεθος ἔλους für διὰ μ. τοῦ ἔλους? Wenn aber auch hier der Sinn zu berücksichtigen ist, so sagt die Regel so ausgedrückt nichts; zumal da sich gegen sie eine Unzahl von Stellen geltend machen läfst. Ferner heifst es S. 566: „in der gewöhn„lichen Sprache steht Alles, was zu einer Bestimmung ge„hört, nach dem Artikel. Die Dichter aber weichen von „dieser Stellung zuweilen ab.“ Nur die Dichter? Auch bei den Prosaikern findet sich, wo die Betonung dazu veranlafst, eine solche Stellung, wie Xen. Symp. II, 4: μύρῳ ὁ ἀλειψάμενος. Cyrop. V, 3, 19: παῖδας — τὸ ποιεῖσθαι. Andere Stellen der Art sind schon von Andern angeführt worden. Noch weniger allgemein wahr ist die Regel, wenn das *Nach* etwa heifsen soll: *unmittelbar nach*, womit allerdings das Gewöhnliche bezeichnet seyn würde, wovon es aber mehrere Arten von Abweichungen gibt, die auf jeden Fall Erwähnung und Erörterung verdient hätten. Doch der Artikel ist überhaupt sehr mangelhaft behandelt worden. Noch auffallender ist, was S. 1027 behauptet wird: „in orat. obl. „steht der Optativ ohne ἄν. Denn bei Xen. Anab. I, „6, 2 steht der Opt. mit ἄν im Nachsatze nach einer Bedingung.“ Allein in eben dieser Anabasis finden sich wenigstens noch sechszehn Stellen, an denen, ohne dafs ein Bedingungssatz dazu gehörte, in der or. obl. ἄν mit dem Optativ steht. Man hat wohl an solchen Stellen Anstofs genommen. Allein das diese Fälle schützende Sprachgesetz ist, wie wir glauben, sehr einleuchtend und so einfach, dafs man sich wundern darf, es nicht schon längst ausgesprochen zu sehen. Bei der or. obl. nämlich mufs man überall von der or. recta ausgehen. Wo in dieser der Indicativ stehen würde, wird in der or. obliqua entweder der Infinitiv (oder das Participium) gesezt oder ὅτι und ὡς mit dem Indicativ oder mit dem Optativ ohne ἄν. Wo dagegen in der or. recta ἄν mit dem Indicativ oder Optativ stehen würde, bleiben diese Modi mit ἄν bei ὅτι und ὡς oder gehen in den Infinitiv oder (wo das regierende Verbum die Participialconstruction erfordert) in das Particip, beide mit ἄν, über. Hieraus ergibt sich auch, warum der Gebrauch des Indicativi Futuri mit ἄν und des Participii Futuri mit derselben Partikel nicht verschieden sei, wie Hr. M. S. 1200 annimmt. Nach derselben Analogie steht in indirecten Fragen statt des Indicativs der directen entweder gleichfalls der In-

Digitized by Google

dicativ oder der Optativ; der Optativ mit ἄν der directen bleibt in der indirecten unverändert; eben so auch der Conjunctiv, wenn ein Präsens oder Futurum vorangeht, während statt dessen regelmäfsig der Optativ steht, wenn die Frage sich an ein historisches Tempus anschliefst. Dafs aber in diesem Falle zuweilen auch der Conjunctiv beibehalten wird, ist auf dieselbe Weise wie analoge Erscheinungen in andern Arten von Sätzen zu erklären. Uebrigens kann in abhängigen Fragen eben so wenig der Conjunctiv als ἄν mit dem Optativ nach εἰ (oder εἴτε — εἴτε) befremden, da dieſs hier eine bloſse Fragepartikel ist.

Hin und wieder finden wir als selten bezeichnet, was gar nicht ungewöhnlich ist. So wird S. 629 gesagt, dafs, wenn zu einem Ortsnamen der Name der Landschaft im Genitiv gesezt werde, dieser meistens voran stehe. Mit einem Meistens oder Gewöhnlich ist in solchen Fällen sehr wenig gesagt. Denn wenn sich auch wirklich nur zehn Fälle gegen hundert nachweisen lassen, ein Verhältnifs, das aber hier keineswegs stattfindet, so müfsten doch beide Arten des Ausdrucks als gleich sprachgemäfs betrachtet werden, und es würde nur der Grund aufzusuchen seyn, warum die eine seltener als die andere erscheint. Der Name der Stadt, denken wir, wurde vorangesezt, wenn nicht der Name der Landschaft als Hauptbegriff hervortreten sollte. — Wenn S. 795 gesagt wird: „die Wörter, die die Einwohner eines Landes bedeuten, „stehen *zuweilen* statt des Namens eines Landes," so ist dieſs viel zu wenig gesagt; es ist das sehr häufig, ja die Namen mancher Landschaften finden sich vorzüglich bei den frühern Schriftstellern nie anders ausgedrückt. — Nicht minder ungenau ist, was S. 1114 bemerkt wird: „*Besonders* Herodot sezt statt des Particips bei Zeitbe„stimmungen das v. finitum, welches er dann mit der Haupthandlung durch καί verbindet." Das ist aber keineswegs dem Herodotos *besonders* eigenthümlich. Es finden sich allein in Xenophons Anabasis, aus der auch zwei Stellen, von denen aber I, 8, 1 nicht hieher gehört, erwähnt werden, aufserdem noch eben so viele, als Hr. M. aus dem Herodotos nachweist.

Doch Ungenauigkeiten dieser Art, deren sich leicht noch mehrere nachweisen lieſsen, sind eher erträglich als manche Mängel in der Bestimmung der Regeln. Jede Regel mufs eine Definition und als solche weder zu enge noch zu weit seyn. Wenn man von diesem Grundsatze ausgeht, so wird man nicht selten an Hrn. Ms. Regeln Ausstellungen zu machen sich veranlafst sehen. Führen wir zuerst einige Beispiele an, in denen man nach des Verf. Worten den definirten Sprachgebrauch auch auf Fälle würde ausdehnen dürfen, in denen er weder Anwendung gelitten hat noch leiden konnte. So heifst es S. 575: „Auch bei den Attikern findet sich, besonders „bei den Dichtern dieser Gebrauch" (des Artikels statt des Pron. Demonstr.). Etwa in jeder beliebigen Verbindung? Im tragischen Dialog wenigstens und in der Prosa kann der Artikel wohl nur so in Verbindung mit einigen aus den Beispielen zu entnehmenden Partikeln gebraucht werden. Vor den Relativis werden wenigstens die enklitischen Formen sich schwerlich nachweisen lassen, und sie waren also S. 577 auszunehmen. — Wenn es S. 956 heifst: „So [wie ἥκω] wird ἀκούω oft statt ἀκήκοα gebraucht," so müfste ich danach auch sagen können ἀκούω τοῦ τεθνηκότος, *ich habe den Gestorbenen gehört.* Denn das *Oft* kann mich doch nicht beschränken. Allein ἀκούω, so wie κλύω und das hier gleichfalls zu erwähnende πυνθάνομαι stehen nur dann für die Perfecta, wenn die Rede ist von Thatsachen, von denen die durch Hören erworbene Kunde noch in der Gegenwart vorhanden ist. Anders Buttmann zu Soph. Phil. 261, der doch eine Erklärung gibt und also eher angeführt zu werden verdient hätte als in manchen anderen Fällen mancher Andere, den nachgeschlagen zu haben man nicht selten bereut. — S. 1028 wird gesagt: „Besonders steht dann [in der or. obl.] der „Optativ nach ὅτι, ὡς, die Handlung mag in die gegen„wärtige, vergangene oder zukünftige Zeit gehören." Dafür werden eine Menge von Beispielen angeführt, aber Alles nur solche, wo ein historisches Tempus vorangeht. Ob und in wiefern man aber sagen könne: λέγουσιν ὅτι τὸ βιβλίον ἀγαθὸν εἴη oder πάντες προορῶσιν ὅτι ἔσοιτο ὁ πόλεμος, ist gar nicht angegeben. Wenn hinzugefügt wird: „Auch steht bei zukünftigen Handlungen statt des „Futuri ein anderes Tempus," so wird damit ganz freie Wahl gelassen; man darf also der Regel nach die Worte: *er sagte, dafs sie dieſs thun würden,* nach Belieben übersetzen ἔλεγον ὅτι τοῦτο ποιοῖεν, πεποιήκοιεν, ποιήσειαν. Und diese Regel, von der nach dem *Auch* zu urtheilen die Beispiele gar nicht ungewöhnlich selten seyn müfsten, begnügt sich Hr. M. mit Einem Beispiele zu belegen, während er bei Ausdrucksweisen, die keinem Zweifel unterworfen sind, die Stellen zu Dutzenden anführt. Gleich darauf heifst es: „*Zuweilen* wird auch bei diesem „Optativ ὡς oder ὅτι ausgelassen." Hienach darf ich also

Digitized by Google

unbedenklich sagen: (denn wie kann ein Zuweilen mich beschränken das nicht wenigstens ein und das andere Mal zu thun?) ἔλεγον ποιήσειαν τοῦτο und zwar wieder in beliebiger Bedeutung sowohl für: *sie sagten, dafs sie das gethan hätten*, als für: *sie sagten, dafs sie das thun würden.* Denn auch hier trägt Hr. M. kein Bedenken, dem blofsen Optativ des Aorists die Beziehung auf die Zukunft zu gestatten, wie die Anführung der corrupten Stelle des Aesch. Ag. 615 (589 Blomf.) beweist. Abgesehen hievon kann ein solcher Optativ nur stehen, wenn schon ein obliquer Satz, sei es mit dem Infinitiv oder mit ὅτι, ὡς vorangegangen ist. Dafs aber in diesem Falle diese Partikeln ausgelassen seyen, kann man nicht sagen, weil sie in den angeführten Beispielen gar nicht stehen könnten. Eben so wenig genau wird S. 1057 angegeben, dafs in der or. obl. der acc. c. inf. auch nach Partikeln und dem Relativo folge. Man könnte z. B. nicht sagen: ὑπέσχετο αὐτοὺς καταγαγεῖν ἐπεὶ οἴκαδε ἀφικέσθαι, sondern nur ἀφίκοιντο. Wie der Satz zu beschränken gewesen wäre läfst sich hiernach leicht bestimmen. — Dafs die Infinitive und Participien mit ἄν verbunden auch durch den Conjunctiv aufgelöst werden können, wie S. 1195 ff. gelehrt wird, ist eine Angabe, für die Hr. M. keine Belege gegeben hat und sie wohl auch nicht wird geben können. Nicht minder zu weit gefafst ist die S. 1192 aufgestellte Regel, dafs „bei einem Relativo, das sich auf ein mit „einer Präposition verbundenes Nomen oder Pronomen „beziehe, diese Präposition ausgelassen werde.“ Hiernach müfste man auch sagen können: οἱ πρέσβεις ἐπανῆλθον εἰς τὰς Ἀθήνας, ἃς ἐν τῷ μεταξὺ χρόνῳ πολλοὶ ἄνθρωποι συνερρύηκεσαν. Allein diese Auslassung kann nur stattfinden, wenn der relative Satz das Nomen, auf das er sich bezieht, adjectivisch vervollständigt.

Der umgekehrte Fall, dafs Hrn. Ms. Regeln zu enge sind, ist gleichfalls nicht selten. So heifst es S. 545: „Vom Perserkönig war gewöhnlich βασιλεύς ohne Arti„kel.“ Allein es findet sich diefs Wort eben so z. B. von den Spartanischen Königen gebraucht bei Xen. v. Staat der Lak. XIII, 10 f. XV, 1 ff. Nicht blofs in dieser Hinsicht ist mangelhaft, was 592 gesagt wird: „In ab„hängigen Sätzen fehlt oft das Subject, weil es zu dem „Verbo des vorhergehenden Satzes construirt ist; eigent„liche Attractio.“ Hiernach würde eine Attraction seyn in dem Satze: ἔπαισε τὸν ἐχθρὸν ὅπως ἀποθάνοι (sc. ὁ ἐχθρός). Doch abgesehen hievon findet sich die hier bezeichnete Attraction nicht blofs in Beziehung auf das Subject und auch nicht blofs bei Verbis. Man sehe z. B. Lykurg. g. Leokr. XXXI, 1: τοῦ πράγματός ἐστι σημεῖον ἃς οὐ πεποιήκασιν. Wohl hätten hier auch manche verwandte Erscheinungen berücksichtigt zu werden verdient, namentlich Stellen wie Plato Phädr. S. 271, d: ἀνάγκη εἰδέναι ψυχὴ ὅσα εἴδη ἔχει, wo man Heindorfs Anmerkung vergleiche, und wie Thuc. IV, 8: τὴν νῆσον ταύτην φοβούμενοι μὴ ἐξ αὐτῆς τὸν πόλεμον σφίσι ποιῶνται, vergl. (VI, 29 und) Xen. Hell. II, 3, 18. Sogar ein neues Subject folgt Thuc. I, 50 A. — Die S. 596 aufgestellte Regel: „Anstatt des Nominativs steht als Sub„ject zuweilen ein anderer Casus mit einer Präposition,“ ist, wenn sie überhaupt so gefafst werden darf, mit eben dem Rechte auch auf andere Casus auszudehnen. Denn eben so wie ἐπί mit dem Accusativ in der Stelle des Lysias, die Hr. M. anführt (S. 130, 25), ἐπὶ δέκα στάδια die Stelle des Subjects vertritt, eben so steht diese Formel als nächstes Object in der Rede g. Agor. 14 S. 131: ἐπὶ δέκα στάδια τῶν μακρῶν τειχῶν διελεῖν, und dafs auch bei Xen. Hell. II, 2, 15: τῶν μακρῶν τειχῶν ἐπὶ δέκα σταδίους καθελεῖν ἑκάτερον mit Recht ἑκατέρου hergestellt sei, kann kaum bezweifelt werden. Κατά mit dem Accusativ vertritt eben so nicht nur die Stelle des näheren Objects, sondern findet sich auch mit Dativen verbunden, wie z. B. Thuc. I, 37: τοῖς τε ξύμπασι καὶ καθ' ἕκαστον τῷδ' ἂν μὴ προέσθαι ἡμᾶς μάθοιτε. Vergl. VI, 67. Wenn man blofs von unserem Sprachgebrauche ausgeht, so kann man sogar sagen, dafs I, 122: πρὸς ξύμπαντάς τε ἡμᾶς Ἀθηναῖοι ἱκανοὶ καὶ κατὰ πόλιν ἔτι δυνατώτεροι, das κατά mit die Stelle des πρός vertritt, da der Sinn ist: *gegen die einzelnen Städte.* — Ein merkwürdiges Beispiel von Mangel an Präcision liefert die S. 918 aufgestellte Regel: „τίς wird oft mit dem dazu ge„hörigen Worte nach dem Artikel oder dem Relativ oder „nach Conj. u. s. w. eingeschoben, ohne dafs der übrige „Satz von ihm abhängt, welches weder im Lateinischen „noch Deutschen geschehen kann.“ Hier ist zunächst auf τίς beschränkt, was auch bei andern Fragewörtern vorkommen kann und vorkömmt, wie z. B. Xen. Anab. III, 1, 14: τὸν ἐκ ποίας πόλεως στρατηγὸν προσδοκῶ ταῦτα πράξειν; nichts gesagt ist mit dem „*Ort.*“ Der Zusatz: „*mit dem dazu gehörigen Worte*“ verleitet zu der Vorstellung, als müsse in diesem Falle noch ein Wort dem Nomen beigefügt seyn. Der Begriff „*Relativ*“ mufste beschränkt werden, wenn es allgemein wahr seyn soll, dafs man nicht auch im Lateinischen so sagen könne.

Digitized by Google

Man denke nur an Stellen wie: quo quid potest esse turpius? Viel zu unbestimmt ist auch der Begriff „*Conjunction*“ und nun gar noch ein „*u. s. w.*“, wobei man die Freiheit, hat sich so viel oder so wenig als man will zu denken. Der Begriff „*eingeschoben*“ paſst eigentlich, da er zwei Gegenstände voraussezt, zwischen die etwas eingefügt wird, nur auf den Fall, wo ein Artikel, durch den übrigens diese Redeweise gar nicht wesentlich bedingt ist, mit seinem Nomen sich findet. Die Worte: „ohne daſs der übrige Satz von ihm abhängt,“ sagen entweder nichts oder etwas ganz Falsches. Denn daſs von τίς der übrige Satz abhänge, kann man wohl eigentlich nicht sagen; wenn man es aber sagen könnte, so würde sich nicht einsehen lassen, warum der Satz: τοὺς τί ποιοῦντας τὸ ὄνομα τοῦτο ἀποκαλοῦσιν; weniger von dem Pronomen abhängen sollte als folgender: τίνας τὸ ὄνομα τοῦτο ἀποκαλοῦσιν; auch die Beispiele sind weder zum Besten gesondert, noch die verschiedenen Arten dieser Sprechweise erschöpfend. Sonderbar ist ferner der Zusatz: „Auch steht zweimal in einem Satze „τίς in verschiedenen Casus.“ Als ob hier die Verschiedenheit der Casus das Wesentliche wäre, und man nicht unbedingt richtig sagen könnte: τίνα τί πεποίηκεν.

Hin und wieder sind Hrn. Ms. Regeln so unbestimmt, daſs man nicht recht weiſs, ob man sie zu enge oder zu weit nennen soll. Dahin gehört z. B. was S. 953 gesagt wird: „der *Conjunctiv* mit Zeitpartikeln, ὅταν, ἐπειδάν, „entspricht oft dem Latein. Futuro exacto. — — Doch „bleibt immer der Hauptbegriff einer vollständigen ge„schlossenen Handlung.“ Wenn Hr. M. diese Bedeutung dem Aorist beilegt, so wird man fragen, wie er denselben vom Perfect unterscheidet. Dieſs soll nach S. 938 die Fortdauer eines durch eine vergangene Handlung gegründeten Zustandes, nach S. 948 die Fortdauer einer Handlung oder ihrer Folgen bezeichnen. Daſs es die Fortdauer der Handlung selbst nie ausdrücken könne, darf wohl nur erinnert werden. Auch die Fortdauer der Folgen bezeichnet es eigentlich nicht. Das zeigen z. B. Sätze wie: der Brief, den Du mir geschrieben hast, ist verbrannt. Stellen wie τὸ ἀγκύριον ἀνεσπάσθω sind nicht mit Hrn. M. zu erklären: „*werde gelichtet und bleibe so*,“ sondern: *es sei gelichtet*, das heiſst: *es werde sogleich gelichtet*. Dasselbe gilt auch von den übrigen S. 947 angeführten Imperativen. Ja nicht einmal ein Resultat der Handlung wird immer durch dieses Tempus bezeichnet. Wer denkt an ein solches in Sätzen wie: *er hat regiert, gelebt, geliebt*. Oder will man die reine Negation des Begriffes als durch die Handlung begründeten Zustand betrachten? Da man nun als eigentliche Bedeutung eines Tempus nur die annehmen darf, die überall als zum Grunde liegend nachgewiesen werden kann, oder von der sich die übrigen Bedeutungen ableiten lassen, so muſs man, denken wir, annehmen, daſs das Perfect eigentlich nur die völlige Abgeschlossenheit einer Handlung bezeichnet. Da indeſs gewöhnlich jede vollendete Handlung auch ein Ergebniſs herbeiführt, und der Schluſs jener zugleich auch der Anfangspunkt dieses ist, so lag es sehr nahe das Perfect auch zur Bezeichnung des Resultates zu gebrauchen. Dasselbe gilt vom dritten Futur, was eben so das Perfectum der Zukunft ist, als die andern Future, wie schon ihre Bildung verräth, Aoriste der Zukunft sind. Ganz anders das Lateinische Futurum, das schon in seiner Form zeigt, daſs es eine Dauer in der Zukunft bezeichne. Wenn demnach das Perfect ursprünglich die Abgeschlossenheit einer Handlung bezeichnet, so kann nicht füglich der Aorist dieselbe Grundbedeutung haben, um so weniger, da es Fälle gibt, in denen er entschieden das Gegentheil bezeichnet, nämlich den Beginn der Handlung: eine Bemerkung, von der freilich unsere Grammatiken noch nichts wissen. Zwar Buttmann hat an einigen hierher gehörigen Stellen Anstoſs genommen, und sagt daher Gr. §. 131, Anm. 7, daſs Participia wie στρατηγήσας, ἄρξας zuweilen: *als Strateg, als Archon*, zu übersetzen seien. Indeſs zu Demosth. Mid. S. 96 erklärt er, nachdem er Xen. Mem. II, 6, 25 angeführt: „memo„rabile participium aoristi pro ἄρχων ὤν: de quo usu „nondum mihi satisfacio.“ Allein so wenig dort als sonst irgendwo heiſst ἄρξας so viel als ἄρχων ὤν, sondern vielmehr ἄρχων γενόμενος. So findet sich nicht nur das Participium sehr häufig, sondern auch andere Modi, wie z. B. Dionys. Arch. II, 59 S. 36: τέσσαραι γὰρ ὅλοις ὕστερον ἔτεσιν ἢ Νομᾶν ἄρξαι Ῥωμαίων Μύσκελος αὐτὴν (Κρότωνα) ἔκτισεν. Herod. VII, 3: καὶ ἄνευ ταύτης τῆς ὑποθήκης ἐβασίλευσεν ἂν Ξέρξης. Eben so ἐτάγευσεν Xen. Hell. VI, 1, 7 (19). Offenbar zeigt in diesen Stellen der Aorist das Beginnen der Handlung an, und wenn man annimmt, daſs dieſs die ursprüngliche Bedeutung dieses Tempus gewesen, so sieht man dadurch eine wesentliche Lücke in der Reihe der Griechischen Tempora ausgefüllt: der Aorist zeigt das Beginnen der Handlung, das Perfect den Schluſs derselben, das Im-

Digitized by Google

perfect die von beiden umgränzte Dauer an. Im Gebrauch dieser Tempora für die Erzählung ihren Charakter aussprechend wählte der ruhig betrachtende Deutsche das Imperfect, der überall nach Bestimmtheit, die sich erst bei der Abgeschlossenheit einer Handlung zeigt, strebende Römer das Perfect, der lebhafte Grieche den Aorist, weil er mit dem Beginn der Handlung leicht auch die Fortsetzung vergesellschaftete, eben so leicht als er in das Perfect, insofern es den Anfang des durch die Handlung Hervorgebrachten bezeichnet, auch den Begriff der bestehenden Folge hineintrug. Aus dieser Ansicht läfst sich auf die einfachste Weise der Begriff des Momentanen herleiten, der unstreitig gewöhnlich im Aorist liegt. Es bezeichnet nämlich derselbe die Handlung, insofern mit dem Beginne derselben unmittelbar auch ihr Ende verknüpft gedacht wird, wobei es aber keinesweges nothwendig ist, dafs dieselbe auch in der Wirklichkeit nur auf eine kurze Zeitdauer beschränkt gewesen sei. Hieraus ergibt sich auch die gewöhnliche Bedeutung des Particips dieses Tempus, so wie auch die Fälle, wo dieselbe nicht anwendbar ist, sich nach der aufgestellten Ansicht ungezwungen erklären lassen. Da die beiden ersten Futura eigentlich Aoriste der Zukunft sind, so darf es nicht auffallen, dafs auch sie die Handlung in ihrer Gesammtheit zusammenfassen, wie z. B. Thuc. VI, 34: *νομίσαντες, εἰ τάδε προήσονται, καὶ ἂν σφεῖς ἐν πόνῳ εἶναι.* Und so vertritt hier wie in den von Schäfer zum Demosth. I, S. 500 angeführten Stellen das Futurum die Stelle des Lateinischen Fut. ex. . Wenn Hr. M. sagt, dafs diesem der Conjunctiv Aoristi mit Zeitpartikeln *oft* entspreche, so ist hier zuerst wieder mit dem Oft nichts bestimmt. Der Conjunctiv Aoristi hat nur insofern diese Bedeutung, als aus dem Tempus des Hauptsatzes, das defshalb gerade nicht ein Futurum seyn darf, erhellet, dafs die Vergangenheit erst in der Zukunft als solche zu denken sei. Dann aber gilt diese Regel nicht blofs von Temporalen, sondern eben sowohl von relativen und conditionalen Sätzen. In diesen wie in jenen hat der Conjunctiv Aoristi nie die Bedeutung des momentanen Präsens. Denn Thuc. II, 34: *κλίνη κενὴ φέρεται ἐστρωμένη τῶν ἀφανῶν οἱ ἂν μὴ εὑρεθῶσιν ἐς ἀναίρεσιν,* ist *οἱ ἂν μὴ εὑρεθῶσιν* nicht mit Hrn. M. S. 1024 zu übersetzen: si qui non inveniuntur, sondern: si qui non sunt inventi. Dasselbe ist für diese Arten von Sätzen über den Optativ des Aorists zu bemerken, der dem Lateinischen Conjunctiv des Plusquamperfects entsprechend regelmäfsig in der oratio obliqua gebraucht wird, wenn dieselbe von einem historischen Tempus abhängt.

Wie hier so hat auch sonst Hr. M. die eigentliche Bedeutung gewisser Redeweisen verkannt. Das scheint z. B. S. 1125 der Fall zu seyn, wo *ὡς* und *ὅτε* mit dem Particip verbunden als gleichbedeutend zusammengestellt werden und von beiden gesagt wird, was nur von Einem wahr ist. Denn dafs auch *ὅτε* den Begriff des Subjectiven enthalte, dafür hat Hr. M., der sonst mit Belegen nicht karg ist, kein Beispiel angeführt, und wir denken er wird auch keins anführen können. Eben so wenig, denken wir, wird er beweisen können, was er S. 1125 behauptet, dafs *ὡς* mit dem Particip auch einen objectiven Grund bezeichne. In der Stelle Soph. Trach. 1192: *οἰδ' ὡς θυτήρ γε πολλὰ δὴ σταθεὶς ἄνω*, würde, wenn wirklich *ὡς* mit dem Particip zu verbinden seyn sollte, es wohl durch *wie* zu übersetzen seyn, und bei Xen. Hell. V, 4, 9: *ἐκήρυττον ἐξιέναι πάντας Θηβαίους ὡς τῶν τυράννων τεθνεώτων*, ist der Grund als Ansicht derer, welche den Aufruf erliefsen, ausgesprochen: *da die Tyrannen getödtet seien*, nicht: *waren*. Eben so unrichtig ist der S. 1123 aufgestellte Satz: „ὡς steht oft bei dem Particip „Fut., um die Absicht noch bestimmter als etwas Gedach„tes auszusprechen." Liegt denn schon in dem blofsen Particip des Futuri der Begriff des Gedachten? Wenigstens nicht wenn *gedacht* hier so viel heifsen soll als *subjectiv*. Wenn es das aber nicht heifsen soll, so heifst es gar nichts. Rec. denkt, dafs die Sache sich so verhält. Wenn der Schriftsteller eine Absicht durch das blofse Participium Futuri ausdrückt, so gibt er sie objective als Erzähler; fügt er *ὡς* hinzu, so spricht er sie subjective, als Vorstellung eines Anderen aus. Dieselbe Erklärung ist auch anzuwenden auf Stellen wie *παρεσκευάζοντο ὡς πολεμήσοντες*, was nach Hrn. M. S. 1125 so viel seyn soll als *παρεσκευάζοντο πολεμεῖν*. Auch sonst ist Hr. M. in der Behandlung dieser Partikel nicht immer glücklich gewesen. So heifst es S. 1281: „Zuweilen wird dann [bei „ὡς, *dafs, damit*] wie bei ἵνα das Wort ausgelassen, „dessen Absicht angezeigt werden soll, oder ὡς drückt „die Absicht eines ganzen Satzes aus." Zum Beleg wird angeführt Lys. S. 137, 28: *ὡς ἀληθῆ λέγω κάλει μοι τοὺς μάρτυρας.* Hier also soll *ὡς damit* heifsen? Dann werden wir wohl auch dieselbe Bedeutung für ὅτι gewinnen, das in eben dieser Formel bei den Rednern so oft vorkommt. Wenn ferner Hr. M. glaubt, dafs in Redensarten wie *ὡς συνελόντι εἰπεῖν* der Begriff der Absicht in ὡς

Digitized by Google

liege, so scheint dieſs dadurch widerlegt zu werden, daſs auch ohne hinzugefügtes ὡς diese und ähnliche Formeln dieselbe Bedeutung behalten. Ueber ὡς, *wie*, wird S. 1282 bemerkt: „In dieser Bedeutung wiederholen die „Tragiker oft das vorhergehende Wort mit ὡς, wenn die „Redenden die eigentliche Art und Weise wegen der un„angenehmen Erinnerung nicht bestimmen wollen.“ Die Tragiker! Warum nur die Tragiker? Liegt denn in dieser Redeweise etwas, das nur dem Kothurne geziemte? Wenn wirklich von dieser Art des Ausdruckes in der Prosa sich kein Beispiel gerade mit ὡς fände, so würde sie doch deſshalb nicht der Poesie zu vindiciren seyn, weil in der Redeweise selbst kein Grund dazu liegt, und wenigstens andere Relative sich so auch in der Prosa gebraucht finden. Man sehe z. B. Herod. I, 92. II, 49. Uebrigens war diese Regel hier aufzustellen nicht nothwendig, da sie S. 909 bereits gegeben war — freilich an beiden Stellen falsch. Denn daſs sie nur gebraucht werde, wo „die ge„nauere Bestimmung unangenehm seyn würde,“ ist eine Ansicht, die weder in der Bedeutung dieser Redeweise gegründet ist, noch auf alle Beispiele paſst. Warnen konnten Seidler zu Eurip. El. 1117 und Hermann zum Viger S. 709. Man vergl. Thuc. IV, 65 und Lucian. Tox. 34. Ungenau wird bald darauf gesagt: „In den Bedeutungen „*daſs* und *wie* sagte man pleonastisch ὡς ὅτι.“ Hier wären doch mehrere Fälle zu unterscheiden gewesen, zuerst der, wo beide Partikeln durch einen Zwischensatz getrennt sind, und also die zweite nur zur Wiederaufnahme der durch denselben unterbrochenen Rede dient; eine Erscheinung, der ähnliche sich auch bei andern Wörtern nachweisen lassen. So finden sich sowohl ὅτι — ὡς als auch ὡς — ὅτι. Daſs aber diese Partikeln bei einem Verbum unmittelbar hintereinander ständen, ist in Beziehung auf die Classiker von ὅτι ὡς wohl zu läugnen. Denn Xen. Hell. I, 3, 13 und III, 4, 20 beweisen nichts, wie die Varianten zeigen. Auch von ὡς ὅτι bei einem Verbo weiſs Rec. nur Ein Beispiel aus frühern Schriftstellern, nämlich Xen. Hell. III, 2, 14, wo es daher vielleicht mit Castalio auszulassen ist. Sicher dagegen ist ὡς ὅτι bei Superlativen. Man vergl. Plat. Ges. S. 743, 757, 759 und Symp. S. 218. Schwerlich jedoch wird sich in diesem Falle noch δύνασθαι hinzugefügt finden, was auch bei dem bloſsen ὅτι mit dem Superlativ nicht vorkömmt, wie man nach Hrn. M. §. 461 glauben sollte. Wenn ebendaselbst (mit einer auffallenden Wiederholung) bemerkt wird: daſs zuweilen ὡς und ὅτι von dem Superl. durch andere Wörter, besonders Präpos. getrennt würden, so möchte man einmal diese anderen Wörter genannt wissen, sodann aber auch Beispiele erwähnt wünschen, wo die Präposition dem ὡς, ὅτι nachgestellt wäre. Bis solche werden nachgewiesen seyn, wird Rec. für Regel halten, was hier als Ausnahme angeführt ist. Nicht recht klar ist, was Hr. M. über die Formel ὡς ἕκαστοι sagt S. 1284: „Ὡς ἕκαστοι, besonders bei Thucydides „scheint aus einer Verkürzung entstanden zu seyn, ὡς ἕκαστοι ἦσαν etc.“ Was soll hier wieder das unglückliche *etc.* Etwa: man erkläre sich die Sache, indem man nach Belieben ein ungefähr passendes Verbum ergänzt, etwa τυγχάνειν, wie Hermann zum Viger S. 853 annimmt, oder ξυμβαίνειν, was als Glossem hin und wieder bei dieser Formel eingefälscht ist. Stellen, wo ἦσαν passend ergänzt werden könnte, möchten sich kaum finden. Die richtige Erklärung kann man schon entnehmen aus der angeführten Stelle des Herodot I, 29: ἀπικνέονται — ὡς ἕκαστος αὐτέων ἀπικνέοιτο. Es ist nämlich das Verbum des Satzes, zu dem ὡς ἕκαστοι gehört, zu ergänzen, was Herodotos hinzusetzen muſste, weil er ἕκαστος im Singular sezte, während der Begriff, auf den es sich bezieht, im Plural steht. Die Richtigkeit dieser Erklärung erhellt aus den Stellen, in denen ὡς ἕκαστος in einem Casus obl. steht, wie Her. I, 114: ὡς ἑκάστῳ ἔργον προστάσσων. VI, 31: ὡς ἑκάστην αἱρέοντες. Thuc. VII, 65, 74: ὡς ἑκάστην ποι ἐκπεπτωκυῖαν ἀναδησάμενοι ἐκόμιζον ἐς τὴν πόλιν.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 7. u. 8.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Ausführliche Griechische Grammatik, von Aug. Matthiä. 2 Bände.

(Beschluſs.)

Zuweilen scheint Hr. M. in seinen Erklärungen sich selbst zu widersprechen. So wird z. B. S. 713 der sogenannte Dativus ethicus ein Pleonasmus genannt. Da nun aber Pleonasmus nach dem über denselben handelnden äuſserst mangelhaften §. 636 als „das Setzen ganz über„flüssiger Wörter" definirt wird, so würde dieser Dativ, wenn er noch Pleonasmus seyn sollte, die Handlung ja auch nicht einmal in Beziehung auf eine Person vorstellen dürfen: eine Erklärung, die übrigens wohl auch nicht die richtige ist. Vielmehr scheint dieser Dativ eine Theilnahme, ein Interesse an der Sache zu bezeichnen. Nicht genauer ist, was S. 957 gesagt wird: „das Imperfectum „steht zuweilen statt des Aorists, besonders bei Homer „und Herodot, indem der Erzählende die Handlung so „darstellt, als wenn er dabei gewesen wäre, so wie „man im Deutschen spricht, *er sagte*, wenn der Erzäh„lende dabei war, *er hat gesagt* aber, wenn er nicht da„bei war, sondern es erst von einem Andern hörte." Das heiſst so weit Rec. es versteht: das Impf. steht statt des Aor., ohne statt desselben zu stehen. Unrichtig ist selbst, was hier von unserer Sprache gesagt wird, wenn anders es nicht etwa falsch ist zu sagen: *er selbst hat es mir erzählt, daſs er damals geflohen sei.* In der Stelle des Platon Polit. X Anf.: παντὸς ἄρα μᾶλλον ὀρθῶς ᾠκίζομεν τὴν πόλιν, hat das Imperfect so gut als irgend sonst wo seine eigentliche Bedeutung, indem der Redende die ganze Dauer der Zeit, in welcher sie über die Gründung des Staates gesprochen, umfaſst. Selbst in dem auf ähnliche Weise so oft vom Plato gebrauchten ἐλέγετο erkennt man leicht die Bedeutung des Imperfects. Eben so wenig ist dieselbe verwischt in Stellen wie Xen. Anab. V, 4, 34: τούτους ἔλεγον οἱ στρατευσάμενοι βαρβαρωτάτους διελθεῖν, d. h. sie sagten zur Zeit wo sie es erzählten. Selbst die allgemeine Ansicht, daſs ἔφη aoristisch gebraucht worden sei, scheint grundlos zu seyn. Daſs auf εἶπεν oft noch ein ἔφη folgt, spricht eher gegen als für dieselbe. Denn das εἶπεν faſst die angekündigte Rede als ein Ganzes zusammen, das ἔφη dagegen mahlt den dauernden Vortrag. Darum wird sich nicht leicht das Umgekehrte ἔφη — εἶπεν finden. Dieselbe Bedeutung läſst sich auch in den Imperfecten bei Herod. VIII, 61 ff. nachweisen. Scheinbarer ist die Stelle Plat. Tim. S. 35, b: μοίρας ὅσας προσῆκεν διένειμεν — ἤρχετο δὲ διαιρεῖν ὧδε· μίαν ἀφεῖλε τὸ πρῶτον ἀπὸ παντὸς μοίραν· μετὰ δὲ ταύτην ἀφῄρει διπλασίαν ταύτης. Aber auch unscheinbar. Denn διένειμεν faſst hier das Ganze zusammen, während ἤρχετο den Anfang als etwas Dauerndes ausmahlt; ἀφεῖλε konnte nur gesagt werden, weil das Absondern Eines Theiles Sache des Moments ist, während ἀφῄρει sich auf eine Mehrheit bezieht. Ein Widerspruch liegt auch in dem, was S. 1099 gesagt ist: „Oft stehen „in einem Satze mehrere Participia ohne Verbindung. „Il. σ', 372: τὸν δ' εὖρ' ἱδρώοντα, ἑλισσόμενον περὶ „φύσας, σπεύδοντα, wo die Verbindungspartikel diese „Verba als drei verschiedene Handlungen darstellen wür„de." Also müssen diese Participia, obgleich sie ohne Verbindung stehen, doch mit einander zu einer Gesammtvorstellung verbunden werden. Dann aber durften sie nicht durch Commata von einander getrennt werden. Wenn dieſs geschieht, so müſste man eben so gut die einzelnen Begriffe trennen, als wenn καί dazwischen stände, nur daſs dann ein wirkliches Asyndeton stattfände. Ein solches ist allerdings eben so gut bei Participien als bei jeder anderen Art von Wörtern denkbar, findet sich aber weder hier noch in den übrigen von Hr. M. angeführten Stellen, eben so wenig als in dem Satze ἑλισσόμενος ἔσπευδε oder ἱδρῶν ἑλισσόμενος ἔσπευδε, was eben so viel ist als ἱδρῶν εἱλίσσετο καὶ ἔσπευδε, indem für εἱλίσσετο καὶ das Participium gesezt ist, so daſs also ἱδρῶν sich an ἑλισσόμενος, und ἑλισσόμενος sich an ἔσπευδε anschlieſst. Da nun

Digitized by Google

ferner der Begriff ἔσπευδε von einem Verbum abhängt, das ein Particip erfordert, so finden sich in dem Satze drei Participia, die aber so wenig ohne Verbindung mit einander stehen, dafs sie vielmehr aufs Engste sich an einander schliefsen. Dasselbe gilt von Il. π', 660, wo aus dem einfachen Satze βεβλημένος ἔκειτο auf dieselbe Weise geworden ist: βασιλῆα ἴδον βεβλημένον ἦτορ κείμενον ἐν νεκύων ἀγύρει. Noch sonderbarer ist, was Hr. M. kurz darauf sagt: „Auch stehen in einem Gliede „des Satzes zwei Participia, wovon *also* das eine über„flüssig ist." Zum Beleg führt er an Il. φ', 204: δημὸν ἑρεπτόμενοι ἐπινεφρίδιον κείροντες. In der That ein merkwürdiges *Also*. Würde denn aber die Sache sich anders verhalten, wenn da stände οἱ ἑρεπτόμενοι κείρουσιν? Folglich kann nicht durch die Verbindung zweier Participe das scheinbar Pleonastische bedingt seyn. Nur scheinbar ist nämlich dieser Pleonasmus, da ἑρέπτεσθαι, womit das Plattdeutsche Repe zusammenhängt, das blofse Ziehen (eigentlich des Futters aus der Raufe), κείρειν dagegen das Abreifsen desselben bedeutet; welches leztere Wort daher nicht vom Fressen schon gemähten Futters gebraucht werden konnte. Eben so wenig als diese Stelle scheint Hr. M. Eurip. Phön. 1014: σὴν πρὸς κασιγνήτην μολὼν — προσηγορήσων εἶμι καὶ σώσω πόλιν, richtig verstanden zu haben. „Hier," heifst es, „scheinen μολὼν „προσηγορήσων zusammen zu gehören, quum Jocasten „adiero ut ei valedicam." Wie hart diese Erklärung sei, sieht man schon daraus, dafs zwei ganze Verse zwischen beiden Worten stehen. Nicht minder hart ist est προσηγορήσων von εἶμι zu trennen. Der Gedanke, den Hr. M. in der Stelle sucht, würde wohl eher so ausgedrückt worden seyn: μολὼν προσηγορήσας εἶμι, *nachdem ich hingegangen, werde ich, wenn ich Lebewohl gesagt, fortgehen.* Hingegen μολὼν προσηγορήσων εἶμι kann schwerlich anders gefafst werden als so, dafs man προσηγορήσων εἶμι als Einen Begriff nimmt, an den μολὼν sich anschliefst. Aehnlich ist Demosth. XVIII, 203 S. 295: ἀγωνιζομένη περὶ πρωτείων καὶ τιμῆς καὶ δόξης κινδυνεύουσα πάντα τὸν ἀγῶνα διατετέλεκεν. Doch darf man nicht glauben, dafs diese Erklärung blofs dann anwendbar sei, wenn das Verbum finitum nur eine Nebenbestimmung enthält. — Die Art wie Hr. M. die ganze Sache behandelt hat, ist höchst verwirrt, und besteht eigentlich nur in einer Aufführung verschiedenartiger, zum Theil mifsverstandener Beispiele, die zu nichts dienen, wenn nicht die einfachen Bedingungen, unter denen mehrere Participia ohne καί in einem Satze stehen können, entwickelt und die verschiedenen Arten von Fällen gesondert werden. Wenn man von dem Einfacheren zum Zusammengesezteren fortschreitend zuerst solche Sätze betrachtet, in denen nur zwei Participia vorkommen, so wird man drei Fälle zu unterscheiden haben, zuerst nämlich den, wo das eine Particip sich an das andere anschliefst; sodann den, wo mit einem Verbum fin. zwei Participia verschiedene Beziehungen bezeichnend verbunden werden; endlich den, wo, wenn ein Verbum fin. mit einem Particip zu Einem Gesammtbegriffe verbunden ist, noch ein zweites Particip hinzutritt. Wenn man hievon ausgeht, so erklären sich leicht auch die zusammengesezteren Erscheinungen, wiewohl dabei noch mancherlei zu beachten ist, dessen Erörterung hier zu weit führen würde.

Doch genug, um das oben über Hrn. Matthiä's Werk gefällte Urtheil zu begründen. Nur über einen Punkt mufs sich Rec. noch einige Bemerkungen erlauben, nämlich über die untergesezten Noten. Diese sollten nach des Verfassers Erklärung „einestheils eine Art von Re„pertorium über das, was bis jezt für die Griechische „Grammatik geschehen sei, bilden, anderntheils den „Leser, der sich die Mühe des Nachschlagens nicht ver„drieſsen lasse, in den Stand setzen, zu beurtheilen, „welche von den hier niedergelegten Bemerkungen ihm, „und welche seinen Vorgängern angehören." Hienach würde man erwarten, jedesmal nur die Gelehrten angeführt zu sehen, die sich wirklich um die Bestimmung der eben behandelten Regel Verdienste erworben, die entweder durch Gründe oder durch genügende Induction sie erwiesen haben. Wer zu einem feststehenden Sprachgebrauche nur gelegentlich einige Beispiele nachweist, verdient unmöglich Erwähnung. Wie oft aber Hr. M. solche Gelehrte angeführt habe, davon findet man so viele Belege, dafs man wirklich viel Geduld haben mufs, wenn man sich die Mühe des Nachschlagens auf die Länge nicht soll verdrieſsen lassen. Ja zuweilen findet sich an den nachgewiesenen Stellen entweder gar nichts oder etwas Anderes als man sucht. Auch sonst könnte Rec. an diesen Anmerkungen noch manche Ungehörigkeiten nachweisen, wenn er bei diesem Punkte zu verweilen Lust hätte.

C. W. Krüger.

Digitized by Google

IV.

Le Pilote du Bresil, ou description des côtes de l'Amerique meridionale, situées entre l'isle St. Catarina et celle de Maranhao. Cartes et plans de ces côtes et instructions pour naviguer dans les mers du Bresil; composée sur les documens recueillies dans la compagne hydrographique entreprise par ordre du Roi sous le ministère de Mr. le Baron Portal et exécutée en 1819 et 1820, sur la corvette la Bayadère et le Brig le Favorit, par Mr. le Baron Roussin, contre-Admiral etc. commandant de l'expedition. Paris de l'imprimerie royale 1826. (Erschien im Jahre 1827.)

Die Charten des Pilote du Bresil sind mit einer Analyse begleitet; denn es ist nicht wohl möglich auf nautischen Charten alle Gegenstände mit gehöriger Klarheit darzustellen, ohne die Eigenthümlichkeiten der Küstenpunkte selbst näher zu beschreiben. Aus diesem Grunde nun hat Hr. Roussin seinem Atlas eine Erläuterung vorangeschickt.

Roussin bemerkt zuvörderst, dafs schon *frühere*, dieser ganz ähnliche Arbeiten vorhanden sind, z. B. von *d'Après* der Neptune oriental, von *Puysegur* der Pilote de Saint Domingue.

Lezteres Werk hat jedoch noch einige Vortheile, welche dem Brasilischen Piloten abgehen. Puysegur nämlich gibt umständlich die Peylungen und Distanzen an, unter welchen die Küstenpunkte u. s. w. beobachtet wurden. Dadurch läfst sich die Richtigkeit dieser wenigstens mit gröfserer Sicherheit abschätzen, als aus einem blofs bildlich dargestellten Laufe des Schiffes.

Andere Werke, wie die eines *Tofino, Cordova, Espinosa, Cevallos, Bordu, Pingré, Chabert, Löwenörn, Hlint, Floryn, Krusenstern* etc. hätten doch wohl einer Erwähnung verdient. Sie brauchen eine Zusammenstellung mit den neuesten Arbeiten nicht zu scheuen. Hr. Roussin hat übrigens nach Art der Werke von Puysegur und d'Après nun auch das seinige in zwei Abschnitte getheilt.

Als im Jahre 1821 die Französische Regierung *Roussins* Abhandlung über die Schifffahrt an den Brasilianischen Küsten bekannt machte, sollte diese blofs für einen Auszug eines gröfseren Werkes angesehen werden, das alle nautischen Beobachtungen und Bemerkungen umfafste, die während des Aufenthaltes an den Brasilianischen Küsten eingesammelt wurden. Die Zusammenstellung dieser Arbeiten, der Stich der Charten und Plane, eine neue dreijährige Reise verzögerten aber die Ausführung dieses rühmlichen Unternehmens; man mufste sich damit begnügen, vor der Hand einzelne Bemerkungen über die vorzüglichsten Häfen Brasiliens bekannt zu machen. Durch diesen Aufschub hat jedoch das Werk selbst mehr gewonnen als verloren. Denn *Roussin* hatte auf seiner zweiten Reise Gelegenheit Manches zu berichtigen und zu vervollständigen, und uns dadurch seinen „Pilote du Brésil" mit desto gröfserer Genauigkeit zu liefern. Freilich (bemerkt der Verf.) fehlt es Brasilien so wenig als andern Ländern an Seecharten und hydrographischen Beschreibungen. Seit den lezten zwanzig Jahren, wo dieſs Land sehr häufig besucht worden ist, hat man, vorzüglich in England, dergleichen nautische Hülfsmittel herausgegeben, woselbst die thätige Schifffahrt eine sehr vortheilhafte Speculation in dem Verkauf der Seecharten findet.

Aber unter diesen Charten und Beschreibungen befindet sich keine einzige, welche auf ein zusammenhängendes System von Aufnahmen gegründet worden wäre, wie die jetzigen (Französischen).

Die Portugiesen, als die ersten Eroberer Brasiliens, gaben uns auch die ersten Kenntnisse von der Beschaffenheit der Küsten dieses Landes; doch blieben diese, noch bis zum siebenzehnten Jahrhunderte, höchst mangelhaft. Seit der Zeit aber fingen die Portugiesen an sich mit allem Eifer auf die Erforschung der Länder und Küstenpunkte zu legen. Bei dem damaligen Zustande der Instrumente und Methoden konnten sie aber nur unvollkommene Charten liefern, deren Gebrauch für die Schifffahrt oft verderblich wurde.

Die Holländer, welche zu Anfange des siebenzehnten Säculums dreifsig Jahre lang Brasilien den Portugiesen zu entreifsen suchten, machten schon vollständigere Beschreibungen von den eroberten Theilen des Reichs bekannt. Aber diese Beschreibungen, so schätzbar sie auch waren, erstreckten sich hauptsächlich über die am Meere belegenen Gegenden, ohne die eigentliche Küste und die ihr zunächstliegenden Gefahren im Meere zu berühren, und gerade diese Punkte sind für den Seemann besonders wichtig. Bei diesem Allem verfloſs doch noch eine Reihe von Jahren, bevor die Charten von der Küste Brasiliens wesentlich verbessert wurden.

Dalrymple machte in den Jahren 1779 und 1788 durch

Digitized by Google

Hülfe *Englischer* Schiffsjournale und anderer von den Portugiesen eingezogenen Nachrichten sehr schätzbare Berichtigungen in der Hydrographie jener Gegenden. Sie wurden zwar bei allen neueren Charten benuzt, waren aber noch mit den Fehlern und mit der Unsicherheit damaliger astronomischer Beobachtungen behaftet.

Erst bei Gelegenheit *der Gränzberichtigung zwischen den Spanischen und Portugiesischen Besitzungen* in America im Jahre 1780 begann eine neue Epoche für die Verbesserung der Geographie und Hydrographie Brasiliens. Eine Commission nämlich von Geographen und Astronomen beider Kronen wurde mit der genauen Ortsbestimmung der wichtigsten Punkte beauftragt. Die Portugiesischen Gelehrten nahmen in der Folge noch eine Küstencharte von Rio grande de San Pedro bis zur Insel St. Catherine auf, d. i. von einer Strecke von etwa 72 geographischen Meilen. Aber diese Charte, welche die Portugiesen späterhin noch weiter nordwärts haben ausdehnen wollen, ist nie ins Publicum gekommen, und ist so gut, als wenn sie gar nicht vorhanden wäre. „Man kennt höchstens," sagt Roussin, „nur unzuver„lässige Nachbildungen davon, wenigstens nach den be„deutend grofsen Unterschieden zu urtheilen, welche sich „bei Vergleichung der Ortsbestimmungen mit den neuesten „und besseren Beobachtungen ergeben." Der Portugiesische Kosmograph *Portugal* gründete auf jene Charten die seinigen, welche bei seinen Landsleuten in dem Ruf einer grofsen Genauigkeit in der Darstellung des Details stehen, welche neuere Seefahrer jedoch nicht aller Orten darauf finden.

Wir bemerken gegen *Roussins* Meinung, als seien die uns überlieferten Ortsbestimmungen und Charten der Portugiesen nur *„imitations infidèles,"* Folgendes. *Espinosa* sagt ausdrücklich, dafs bei der grofsen Harmonie, welche zwischen den beiderseitigen Commissarien stattgefunden, die Portugiesen den Spaniern ganz offenkundig (francamente) nicht allein ihre Beobachtungen und Bemerkungen mittheilten, sondern sie sogar die Charte copiren liefsen, welche erstere im Jahre 1785 auf ihrer Reise längs der Küste und zu Lande von der Insel Catalina bis Rio grande aufgenommen hatten. Diese äufserst schätzbare Charte vervollständigt zugleich die Küstenbeschreibung vom Platastrome an bis zur Insel Santa Catalina (vom 35sten bis zum 28sten Grad südlicher Breite).

Das hydrographische Depot zu Madrid besizt überdem noch wichtige Charten über den ganzen Brasilischen Küstentractus, und Espinosa bemerkt ferner, dafs auf der im Jahre 1801 herausgegebenen Charte vom Südocean die Brasilische Küste nach vorerwähnten Materialien verzeichnet, nachdem zuvor die Lage von Rio Janeiro und Cap Frio verbessert worden sei.

Und selbst diese Ortsbestimmungen gründen sich auf Beobachtungen, welche die Portugiesischen Gränzcommissäre in Rio de Janeiro (1781) angestellt und in den Denkschriften der Lisboner Akademie der Wissenschaften bekannt gemacht haben. Ihnen zufolge sezt *Espinosa* die Breite der Stadt 22° 54′ 13″ südl., die Länge 45° 38′ 55″.

Nach *Roussin* ist erstere 22° 54′ 15″, leztere 45° 36′ 5″.

Die Breite des Caps Frio ist nach *Espinosa* 23° 1′ 3″ südl.; die Länge 44° 31′ 50″; diese (nach *Roussin*) 44° 23′ 34″; jene 23° 1′ 18″.

Die neuesten Beobachtungen des Capitäns *Kotzebue* sprechen zum Vortheil der Portugiesen. Er sagt ausdrücklich: „Da die Länge des Caps Frio so verschieden angege„ben wird; so habe ich mich bemüht, sie so genau als „möglich zu bestimmen. Vermittelst meiner sehr guten „Chronometer fand ich die Längendifferenz zwischen Cap „Frio und Botofogo (Rio de Janeiro) 1° 6′ 20″."

Die Länge von Botofogo findet Hr. Kotzebue 43° 7′ 32″ von Greenwich = 45° 27′ 41″ von Paris. *Rümker* sezt (1821) das Cap nur 1° 4′ 22″ östlich von Botofogo, und dieses 45° 21′ 31″ westlich von Paris.

Solchemnach sind die älteren *Portugiesischen* Arbeiten doch nicht ganz verloren gegangen, wie man uns glauben machen will.

Nachdem Hr. *Roussin* nun den Zustand der Hydrographie der Brasilischen Küsten dargestellt hat, erwähnt er noch einiger neuerer Charten, welche im laufenden Jahrhunderte erschienen sind. Der Englische Geograph *Faden* nämlich gab im Jahre 1807 eine sehr detaillirte Charte von der Küste der Capitanerie San-Paulo heraus, welche unter den Befehlen des Admirals Campbell aufgenommen wurde. Das Detail dieser Charte ist zwar ziemlich genau, aber die Richtung (gisement) der Küste ist sehr fehlerhaft, auch vermifst man darauf zahlreiche gefährliche Stellen, welche bereits die alten Charten bezeichnen, und die in der Wirklichkeit auch vorhanden sind. Der Gebrauch dieser Faden'schen Charte ist also, wie der ihrer Vorgänger, mit Gefahren verknüpft. Sie unterscheidet sich von lezteren blofs durch eine Zusammenstellung von Bayen und Flufsmündungen, welche besonders aufgenommen und zwischen anderen Punkten eingeschaltet

Digitized by Google

wurden, deren Lage man durch frühere Beobachtungen für sicher bestimmt halten durfte.

Hewett, Lieutenant der Englischen Marine, hatte die geographische Lage von Seara, Fernando Noronha, Pernambuco, der Caps San Augustin und San Antonio, des Caps Frio und Rio de Janeiro durch Winkelmessungen und Seeuhren bestimmt, und hierauf im Jahre 1778 eine Charte gegründet. Weil er aber das Detail aus älteren fehlerhaften, und namentlich aus Dalrymple's Charten entlehnte, so wurden viele und selbst grofse Irrthümer in seine Arbeit übertragen.

Diese ist zugleich von einer nautischen Instruction begleitet, die sich gröfstentheils auf *Hewetts* eigene Beobachtungen gründet. Sie enthält freilich schätzbare Nachrichten, erstreckt sich aber nur auf einen Theil der Brasilischen Küste, und deutet auch bei Weitem nicht alles Detail an, dessen Kenntnifs dem Seemann unumgänglich nothwendig ist.

Einige andere Charten hätten doch noch wohl eine Erwähnung verdient, als z. B. Arrowsmiths Brazil-Pilot dessen: Coast's of Brazil in fünf Blättern, North Coast of Brazil etc. surveyed by order of the portugueze governement by *Jose Patriceo*, Pilot, 1809. A new Chart of the coast of Brazil, etc.

Bei dieser Lage der Sachen machte das Seechartendepot der Regierung den Vorschlag, die Küste Brasiliens in hydrographischer Hinsicht vermessen zu lassen, und sich dadurch die Materialien zu verschaffen, welche bis dahin (den Franzosen wenigstens) noch fehlten. Der Vorschlag wurde von Ludwig XVIII. genehmigt, und die Ausrüstung zweier Schiffe anbefohlen. Der Oberbefehl über die Corvette la Bayadère und die Brig le Favori wurde dem Baron *Roussin* anvertraut; ihn unterstützten namentlich Hr. *Givry* und *Gressier*, beide als Ingenieurs-hydrographes.

Die Expedition segelte theils am 14. Februar, theils am 3. März 1819 von Rochefort und Brest nach St. Croix de Teneriffe aus, wo sie am 16. März sich vereinigte, um den Gang der Seeuhren zu prüfen, und anderweite Beobachtungen anzustellen.

Roussin landete am 10. Mai auf St. Catharina, da er sich vom Favori, einem schlechten Segler, hatte trennen müssen. Die Portugiesen erlaubten ihm auf die zuvorkommendste Weise, seine astronomischen Beobachtungen auf der kleinen Insel *Anhatomirin* anzustellen. Da dieser Punkt bereits von mehreren anderen Seefahrern bestimmt worden ist, so wurde der Flaggenstock des Forts für den ersten Meridian der zu entwerfenden Charte angenommen.

Die Catharineninsel (bemerkt Hr. *Roussin*) wurde in mehr als Einer Rücksicht sehr vortheilhaft zum Abfahrtspunkt gewählt. Ihre geographische Lage nämlich war noch nicht genau genug bestimmt; dabei (heifst es ferner) liefsen die uns zu Gebote stehenden Mittel und die anempfohlene Eile keine absoluten Längenbeobachtungen anstellen, welche die annoch obwaltenden Zweifel hinsichtlich der Lage heben konnten. Sonst hätte man die Arbeiten um etwa 200 Meilen weiter (südwärts) ausdehnen und sich an den von den Spaniern genau bestimmten Punkt, *Maldonado*, anschliefsen müssen. Dadurch wäre dann auch keine Lücke zwischen den Küstenaufnahmen der Spanier und Franzosen geblieben.

Wir bemerken dem Hrn. *Roussin*, dafs es wohl nicht nöthig gewesen, einen astronomischen Fixpunkt aus so weiter Ferne herzuholen. Denn ungleich näher liegt San Paulo, zwar nicht unmittelbar am Meere, aber doch wohl durch Chronometer oder Dreiecke damit in Verbindung zu bringen. Die Lage von San Paulo ist übrigens durch zahlreiche astronomische Beobachtungen festgesezt worden (Mem. de Lisboa V), und dürfte hinsichtlich der Genauigkeit der von Maldonado keinesweges nachstehen.

Die Expedition hatte übrigens an Bord der Bayadère: einen Lenoir'schen Wiederholungskreis, ein astronomisches Fernrohr von Carrochez, mehrere Reflectionskreise und künstliche Horizonte, einen Azimuthalkreis, und zwei Seeuhren von *Louis Berthoud*.

Auf dem Favori waren drei Reflectionskreise und zwei Berthoud'sche Seeuhren.

Um aber (sagt Roussin) mit *diesen* Instrumenten definitive Längenbestimmungen zu machen, *dazu* war unsere Zeit zu kurz abgemessen. In der That sollten, in dem Zeitraum von zehn Monaten, alle Bayen, Häfen etc. Klippen u. s. w. ihrer geographischen Lage nach bestimmt, dabei Wind und Strömung in den verschiedenen Jahreszeiten, Fluthen und Abweichung der Magnetnagel u. s. w. von der Catharineninsel bis zur Mündung des Amazonenstroms, d. i. auf eine Strecke von etwa neunhundert Meilen, beobachtet werden, um darauf eine genaue Charte vom ganzen Littoral Brasiliens zu gründen.

Die dazu bewilligte Zeit stand allerdings in keinem Verhältnisse zu dem Umfange einer solchen Arbeit, und

Digitized by Google

Hr. *Roussin* gibt daher zuvörderst Rechenschaft darüber, wie er jene angewandt, und welchen Plan er überhaupt bei seiner Küstenaufnahme befolgt hat.

Dieses Alles kann nun hier nicht weitläuftig aus einander gesezt werden. Wir bemerken blofs im Allgemeinen, dafs Hr. *Roussin* auf die absolute Bestimmung geographischer Längen verzichtete, und aus den angeführten Gründen auch wohl zum Theil verzichten mufste. Die ganze Küstenstrecke wurde dem zufolge durch Peylungen (relèvemens), Winkelmessungen, Breiten- und Zeitbestimmung festgelegt, bei welcher Methode (wie es scheint) diejenige angewandt worden, deren sich der Hydrograph *Beautemps-Beaupré* bei ähnlichen Arbeiten bediente. Von Zeit zu Zeit wurden jedoch astronomische Beobachtungen am Lande angestellt, um nämlich mehr Genauigkeit in die Resultate der Peilungen zu bringen.

Hr. *Roussin* stellt nun ferner in einem Beispiele den Grad der Genauigkeit dar, welche seine Längenbestimmungen verdienen mögen. Er wählt hierzu den *Pain de Sucre* am Eingange in die Bay von Rio de Janeiro, und findet die Länge:

Aus 892 gemessenen Mondsabständen . .	45° 34′ 43″
Mit Anhatomirin verglichen	45 34 48
Aus dem Eintritt des ersten Jupitertrabanten vom 17. Mai 1820	45 32 22
Nach *Godins* Beobachtungen v. Jahre 1751	45 9 30
Nach *Lacaille's* und *d'Après* Beobachtungen von demselben Jahre	44 57 30
Nach den Beobachtungen der Portugiesen vom Jahre 1783	45 38 0
Nach andern Beobachtungen d. Portugiesen	45 37 50
Nach Capitain *Haywood*	45 31 30
Nach *Freycinet*	45 36 22
Nach Capitain *Hewett*	45 26 38
Nach General *Brisbane*	45 31 18
Nach Baron *Makau's* Beobachtungen . .	45 33 54

Wir haben bereits oben gesehen, dafs Hr. *Kotzebue* die Länge von *Botofogo* 45° 27′ 41″ oder den *Pain de Sucre* 45° 26′ 25″ westlich von Paris gefunden; *Rümker* sie auf 45° 20′ 16″ bestimmt hat. Capitain *Simonoff* macht sie (1821) 45° 28′ 15″. Folglich finden dabei noch Unterschiede von beiläufig Einer Zeitminute statt. *Da tandem consistere terris!* Nach diesem Allem bemerkt aber Hr. Roussin: „Solch eine Uebereinstimmung der Resul„tate Portugiesischer Astronomen, des Capit. *Haywood*, „*Hewett*, *Freycinet*, *Brisbane*, der *Clorinde* mit unse„ren Beobachtungen, läfst uns vermuthen, dafs Künftige „die Länge von Rio de Janeiro nur wenig ändern „werden."

Die Insel Anhatomirin wurde nun zum ersten und Hauptpunkt 51° 1′ 18″ westl. Länge angenommen, und hierauf alle Küstenpunkte bis nach *Maranhao* gezogen; so dafs die ganze Strecke ein unter einander eng verbundenes Ganzes bildet. „Wenn also künftige Beobachtun„gen die Ostküste America's, wider Vermuthen, mit Rous„sins Charten verglichen, weiter nach Osten oder nach „Westen schieben sollten, so würde dieses doch keine „Aenderung in der respectiven Lage der Punkte be„wirken."

Diefs kann jedoch nur für *den* Fall gelten, wenn die ganze Küstenstrecke von 500 Meilen selbst richtig vermessen worden ist. Diese Anforderung ist jedoch nicht leicht zu erfüllen bei chronometrischen Bestimmungen, wodurch ein Punkt an den andern, steckweise an einander geknüpft wird, wobei die Fehler in einzelnen Theilen sich verstecken können, ohne dafs man, z. B., von einem Fixpunkt, Anhatomirin, bis zum andern, Maranhao, solche ahnen kann, wenn die Längenuhren sie mit den absoluten Beobachtungen übereinstimmend angeben.

Selbst die dabei angewandte hochgepriesene Beaupré'sche Methode (vielleicht nichts Anderes als das Pothenot'sche Problem) hebt diese Zweifel nicht. Hr. *Roussin* selbst bemerkt, dafs bei seinen Relèvements und so oft diese Methode angewendet werden konnte, die Lage *dreier* Küstenpunkte als bekannt angenommen worden. Hierbei sind aber drei Stücke in Erwägung zu nehmen: 1) die Kenntnifs der richtigen Lage dieser Punkte unter sich und nach den Weltgegenden; 2) die zur Situirung des vierten Punktes schickliche Lage dieser Punkte, und 3) genaue Messung der Winkel zwischen den irdischen Gegenständen.

Es kömmt aber noch ein anderer Umstand in Betracht. Wie nämlich, wenn künftige Beobachtungen auf jener Strecke von 500 Meilen mehrere Punkte ihrer geographischen Lage nach darbieten, und diese mit Roussins Messungen nicht übereinstimmen möchten; so dürfte es vielleicht zweckdienlich seyn, leztere steckweise, d. i. von Punkt zu Punkt, zu modificiren, als von Anhatomirin bis Maranhao jene Zwischenpunkte gar nicht zu berücksichtigen. Ob und dafs dergleichen Fälle eintreten können, haben wir bereits auf der kurzen Strecke von Rio de Janeiro bis zum Cap Frio gesehen.

Digitized by Google

Hr. *Roussin* erklärt sich noch einmal über die Genauigkeit seiner hydrographischen Aufnahmen, desgleichen über die Zuverlässigkeit seiner chronometrischen Bestimmungen. Diese Darstellung, so wie die der Magnetnadelabweichung, der Sonden, Beschaffenheit des Untergrundes, Ebbe- und Fluthzeiten, Strömungen u. s. w., so interessant sie an und für sich ist, kann hier nicht näher angegeben werden. Wir müssen hierbei auf den *Piloten* selbst verweisen.

Hr. *Roussin* bemerkt, dafs, in Hinsicht der Nomenclatur der Brasilischen Küstenpunkte, in den Charten sowohl als in der sie begleitenden Instruction die Benennung beibehalten worden ist, womit sie im Lande und von den Eingebornen selbst belegt werden. Dieses ist gewifs sehr zweckmäfsig und bei Weitem der immermehr überhand nehmenden Methode vorzuziehen, wobei an Bayen, Caps und Buchten ein freundschaftliches Stammbuch gemacht, oder oft ein fades Andenken gestiftet wird. Willkürliche Uebersetzungen von einer Sprache in die andere, Umtaufungen u. dergl. bringen nicht selten ähnliche Verwirrungen etc. zu Wege. Zum Beispiel bei der Insel Aurora statt des ursprünglichen Daageraad, oder wenn man auf einer namhaften Charte den Tractus des Schiffs *„by dead rekoning"* (Estime) *durch den verstorbenen Rekoning* übersetzte, oder wie Hr. *Malte-Brun*, der in dem Worte *origen* (Ursprung, Quelle) den alten *origan* gefunden haben wollte.

Vielleicht aus solchen Gründen hat die *Utrecht'sche Gesellschaft für Künste und Wissenschaften* folgende Preisaufgabe für 1822 aufgestellt:

„Nachdem in den Englischen, Französischen und an„deren Charten von America, Australien, Indien und den „Polarländern diejenigen Namen immer mehr und mehr „verschwinden, welche *die Niederländer* auf ihren früheren „Reisen vielen dortigen Ländern, Seen, Buchten, Caps, „Inseln, Städten, Forts und Colonien beigelegt haben; so „verlangt die Gesellschaft eine Abhandlung, worin die „Verdienste der Niederländer in dieser Hinsicht aus ein„ander gesetzt werden, mit Angabe, durch *welche* Rei„sende oder Entdecker jene Punkte benannt worden, und „in welchen Reisebeschreibungen oder Charten näherer „Aufschlufs darüber zu finden ist. Dieſs Alles mufs „durch Charten unter Verbesserung der Namen erläutert „werden."

Der erste Abschnitt, *die Beschreibung der Küsten Südamerica's* (p. 7 — 35), ist keines Auszugs fähig; aber alle Seefahrer werden dem Hrn. *Roussin* die sorgfältige Bearbeitung eines so wichtigen Gegenstandes Dank wissen.

Den Beschlufs dieser ersten Abtheilung macht ein Verzeichnifs von etwa drittehalbhundert geographischen Ortsbestimmungen, zwei andern über die Abweichung der Magnetnadel, Richtung und Geschwindigkeit der Strömungen etc. in den verschiedenen Gewässern.

Der zweite Theil enthält fünfzehn Charten und Pläne, namentlich:

Nro. 1. Carte générale de la côte du Brésil, depuis l'isle St. Catharine jusqu'à l'isle de Maranhao. (5 Francs.)
— 2. Carte particulière de la côte, depuis l'isle St. Catharina jusqu'au cap Frio. (5 Francs.)
— 3. Plan de mouillage du Nord-ouest de l'isle St. Catharina. (4 Francs.)
— 4. Carte particulière des environs de l'isle San Sebastiao et plans des mouillages de cette isle. (3 Francs.)
— 5. Carte particulière de la côte, depuis le cap Frio jusqu'a Porto-Seguro. (5 Francs.)
— 6. Plan de la baie d'Espirito-Santo. (2 Francs.)
— 7. Carte des ilots et du canal des Abrolhos. (3 Francs.)
— 8. Carte particulière de la côte, depuis Porto-Seguro jusqu'à Pernambuco. (5 Francs.)
— 9. Carte de la baie de Todos os Santos et de ses attérages. (4 Francs.)
— 10. Carte des attérages de la rade de Pernambuco et plan de cette rade. (4 Francs.)
— 11. Carte particulière de la côte, depuis Pernambuco jusqu'à Ciara. (5 Francs.)
— 12. Carte particulière de la côte depuis Ciara jusqu'à Maranhao. (5 Francs.)
— 13. Carte des attérages des port Saint-Louis de Maranhao. (5 Francs.)
— 14. Plan de port de Saint-Louis de Maranhao. (4 Francs.)
— 15. Plan des environs de la rivière de Cayenne. (3 Francs.)

Sämmtliche Charten sind äufserst schön und sauber gestochen. Sie enthalten bei einem zweckmäfsigen Mafsstabe alles Detail, welches dem Seefahrer zu wissen dienlich ist, zu dessen Gunsten (wie es scheint) die Charten auch einzeln verkauft werden. *Roussins* Arbeit darf wohl

Digitized by Google

allen anderen ähnlichen ruhmvoll zur Seite gesezt werden, und es ist zu wünschen, dafs er fortfahre, die Hydrographie mit anderweiten neuen Aufnahmen zu bereichern.

J. Oltmanns.

V.

Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt. Oder: Neuer Versuch über den Ursprung, die Bedeutung, die Gesetze und Verwandtschaften des Uebels. Mit kritischen Blicken in die Gebiete der neueren Theologie und Pädagogik in philosophischer Hinsicht. Von B. H. Blasche. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1827. XXIV und 446 S.

In einer Zeit, wo wegen des immer höher anschwellenden Stromes der Literatur täglich eine Menge auf der Oberfläche herumschwimmender Schriften das Licht der Welt erblicken, ist es erfreulich, auch einmal ein gehaltvolles Werk aus der Tiefe auftauchen zu sehen. Für ein solches glaubt Ref. das vorliegende Buch anerkennen zu müssen. Dieses seines Gegensatzes gegen den grofsen Haufen der Schriftsteller ist sich unser Verf. denn nun auch sehr wohl bewufst, und im Gefühl seines Werthes sogar schon darauf gefafst (S. 403 f.), der grofsen Masse der Kritiker in die Hand zu fallen, welche, wissenschaftliche Darstellungen nicht zu fassen vermögend, sie mit Spott zu widerlegen trachten, oder, was noch viel schlimmer sei, aus Mifsverständnifs sogleich durch irgend eine der gäng und gäben Verrufungsformeln ein Vorurtheil gegen sie zu erregen suchen. Und in der That ist nicht zu läugnen, dafs die Mehrzahl der Zeitschriften diesem Tadel unterliege. Ob der Verf. nun diefsmal glücklicher gewesen, und in diesen Blättern den wissenschaftlichen Werth seiner Schrift gewürdigt finde, sollte Ref. auch noch Manches zu wünschen übrig geblieben seyn, darüber möge der Verf. selber entscheiden.

Zuerst ist die allgemeine Bemerkung zu machen, dafs des Verfs. Gedanken sich im Ganzen an die Schelling'sche Schule anlehnen, und namentlich für den Inhalt gegenwärtiger Schrift an Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit erinnern. Nichts desto weniger ist dem Verf. das Verdienst zuzugestehen, die etwas mystische Hülle, in welcher Schelling die lezten Strahlen seiner Speculation gedämpft hatte, zur wissenschaftlichen Klarheit durchbrochen zu haben. Ferner hat Hr. Blasche seinen Gegenstand umfassender als Schelling behandelt, indem er, was auch schon der Titel andeutet, das Böse nach allen seinen Richtungen und in jedem Gebiete der menschlichen Thätigkeit betrachtete. Endlich ist die Schreibart und die ganze Darstellungsweise des Verfs. so verständlich, der Vorstellung und dem gemeinen Bewufstseyn so nahe gelegt, dafs er dadurch deutlich zu erkennen gibt, wie er seine philosophischen Ansichten recht inne hat, sie sich ganz zu eigen gemacht, und leicht in denselben sich zu bewegen vermag. Was ihm fehlt — Sicherheit der philosophischen Methode — diesen Mangel theilt er mit Schelling und seiner ganzen Schule. Und bei der grofsen philosophischen Einsicht des Verfs. wäre es fast unbegreiflich, warum er gerade diejenige lezte Gestaltung der Deutschen Philosophie, wo eben jene Sicherheit der Methode im höchsten Grade errungen worden, unbeachtet gelassen, wenn nicht eben das Tiefste immer erst am spätesten durchdränge, und so ihn selbst noch nicht erreicht zu haben scheint, obgleich er doch schon einige Schritte vor Schelling, namentlich im Streben nach Systematisirung, voraus hat.

Sieht man nämlich die Inhaltsanzeige an, so ergibt sich eine fast ins Unendliche gehende Classification und Systematisirung des Stoffs. Doch eben weil wegen Mangels der Methode der Verf. seiner Materie noch nicht den gehörigen Platz im Systeme des Wissens anzuweisen vermochte, so hat er zur Begründung seiner Lehre, und um das Böse umfassend zu behandeln, fast den ganzen Umfang der Philosophie in sein Buch aufgenommen, und durch diese Erweiterung seiner Betrachtungen zugleich die dem speciellen Gegenstande so nöthige Ausführlichkeit entzogen. Eine Uebersicht seiner Gedanken, mit welcher Ref. immer die Kritik der betreffenden Theile verbinden wird, möge nun zur Bestätigung dieses allgemeinen Urtheils dienen.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die zwei ersten als vorbereitend gelten sollen, indem erst die dritte den eigentlichen Gegenstand abhandelt. Die erste nennt der Verf. daher auch „den Schlüssel, als allgemeine Begründung," die zweite „die besondere Begründung," wogegen die dritte dann mit dem Titel „Auflösung" (nämlich der in Rede stehenden Frage nach dem Ursprunge des Bösen) bezeichnet wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 9. u. 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt. Oder: Neuer Versuch über den Ursprung, die Bedeutung, die Gesetze und Verwandtschaften des Uebels. Mit kritischen Blicken in die Gebiete der neueren Theologie und Pädagogik in philosophischer Hinsicht. Von B. H. Blasche.

(Beschluss.)

Der *Schlüssel* oder die *allgemeine Begründung* (S. 1—55) enthält das, was wir als allgemeine logische Grundsätze aussprechen würden. Der Verf. redet darin nämlich von einem allgemeinen Gesetze der Gegensätzlichkeit in der Schöpfung: Nichts sei in der Welt ohne seinen Gegensatz, und allein durch diesen. Die Glieder des Gegensatzes seien nicht selbstständig, sondern durch einander bedingt: Licht also z. B. nicht ohne Finsterniss; denn erst an der Finsterniss könne man das Licht erkennen. Jede Erkenntniss habe eben so den Gegensatz zur Bedingung, welcher sich als erkennende Thätigkeit und erkannter Gegenstand darthue. Nicht minder beruhe alle Zeugung auf Gegensätzen; denn nur durch entgegengesetzte Thätigkeit entstehe etwas, und bestehe auch durch sie allein, weil Bestehen nichts Anderes als beständiges Reproduciren sei. Alles diess ist sehr sinnig und schön in der Natur nachgewiesen, und so die Allgemeinheit jenes Satzes auf empirische Weise bewährt. Nur fehlt der wissenschaftliche Beweis dieser Grundlehre der Philosophie, obgleich der Verf. ihn zu geben vermeint. Er erkennt also zwar das Princip, nicht aber aus Principien; und kann diess auch noch nicht, weil er nicht, wie Hegels Logik gethan, als das sich selbst bewegende Princip der Dinge den Gedanken anerkannt hat, welcher aus sich selbst die Gegensätze entwickelnd, sie eben so ewig in sich zurücknimmt, und als ihre erfüllte Einheit erscheint.

Von dieser Einheit spricht der Verf. nun eben sowohl, und er verliert sie nicht bei Betrachtung der Gegensätzlichkeit aus dem Auge; nur nimmt er sie eben so aus der Erfahrung, als den Gegensatz: Die Einheit könne nur an der Verschiedenheit, die Verschiedenheit nur an der Einheit erkannt werden. Die Materie, der Stoff sei an sich dasselbe, als der Geist, das Leben und umgekehrt. Die Wahrheit sei weder das Eine noch das Andere, sondern die Einheit Beider. Das Leben sei eben so allgemein als der Stoff, und gehöre zum Wesen aller Dinge. Der absolute Ursprung aller Entzweiung sei die Einheit, und die Bestimmung der Entzweiung, Einheit zu offenbaren, ein zeitliches Abbild des ewigen Ursprungs zu seyn. Die Entzweiung sei mithin nicht Zweck und Wesen der Offenbarung, sondern nur die Vermittelung derselben. Das Entzweite strebe daher nach Einheit, und das Entzweien sei selbst nichts Anderes als Entwickeln und Beleben, die Mannigfaltigkeit also nur die entwickelte Einheit. Desshalb sei es auch falsch, wenn man behaupte, dass die Einheit der Natur nur in uns liege. Sie sei auch objectiv, doch müsse sie als Gegensatz erscheinen, wenn gleich nichts desto weniger die unendliche Einheit des Ganzen allein Wahrheit enthalte, die Glieder dagegen nur für die Reflexion getrennt seien.

Nach diesen Grundsätzen, welche nicht besser gegeben werden konnten, nur dass der Verf. sich damit hätte begnügen sollen, sie als Lehnsätze aus der wissenschaftlichen Logik vorauszusetzen, geht er nun an die *besondere Begründung* seines Gegenstandes, als den Inhalt der *zweiten Abtheilung* (S. 57—172). Und wenn die erste Abtheilung das enthielt, was die alte Wolfische Metaphysik Ontologie genannt hätte, so begreift diese besondere Begründung dasjenige in sich, was sonst in den drei anderen Theilen jener Metaphysik entwickelt wurde, nämlich in der Kosmologie, natürlichen Theologie und rationellen Psychologie. Der Verf. stellt also eine vollständige Metaphysik auf, ehe er an die Lösung seiner Aufgabe geht; — ein Anfangen ab ovo, welches einen neuen Beleg dafür gibt, dass der Verf. seinem Gegenstande keinen bestimmten Standpunkt noch Gränze im Systeme anzuweisen wuss-

Digitized by Google

te; wenn es gleich wahr bleibt, dafs in einem vollendeten Systeme der Philosophie jede einzelne Materie Abglanz der Idee des Ganzen ist, aber eben so, dafs sie dieses nicht überhaupt, sondern gerade nur ihrem bestimmten Kreise gemäfs darstellt.

Zuerst tritt der Verf. nun hier in einem *ersten Capitel* (S. 61—75) mit der sehr richtigen Bemerkung auf, dafs das Böse sowohl zur Erkenntnifs als zur Ausübung des Guten nothwendig sei, weil ja alle Dinge nur durch ihren Gegensatz erkannt werden könnten, und eben die Ausübung des Guten, als Kampf gegen das Böse und Ueberwindung desselben, wieder nicht ohne das Vorhandenseyn dieses Gegensatzes stattfinden würde. Der Wahn, in welchen die heutigen Theologen oft verfallen, als sei der Sündenfall nicht nothwendig gewesen, zerrinne daher von selber.

Hierauf folgt in einem *zweiten Capitel* (S. 74—109) die Lehre von Gott und Welt. Sobald Gott, sagt der Verf., als das unendliche, ewige Wesen ganz fern von der Welt gehalten werde, müfsten alle Versuche einer Theodicee scheitern, noch ärger sei es aber, wenn man den sich Einem entgegenwerfenden Fragen mit der Schwäche des menschlichen Verstandes und der Unerforschlichkeit der Rathschlüsse Gottes begegnen wollte. Das hiefse nichts sagen. Es müsse also der wissenschaftliche Begriff Gottes und der Schöpfung näher angegeben werden.

Was nun den ersten Punkt betrifft (*Erster Artikel* S. 77—94), so bemerkt der Verf. vorläufig, Wissenschaft und Religion haben denselben Inhalt, und seien nur der Form nach von einander verschieden. Der Fehler habe bisher darin gelegen, dafs man die religiöse Form mit in die Wissenschaft herübergenommen.

Und in der That hat der Verf. hiemit den Mangel der Wolfischen Metaphysik überhaupt und näher der Leibnitzischen Theodicee richtig ins Auge gefafst. Den Begriff Gottes bestimmt Hr. Blasche nun näher folgendergestalt: Gott sei mit Recht der Inbegriff aller Realitäten genannt worden. Dieſs müsse aber auf absolute Weise verstanden werden; d. h. Gott sei absolute Involution, worin alle Dinge nur potentialiter enthalten seien. Er sei reine Identität ohne zeitliche Entwickelung; also einerseits Nichts, d. h. Negation alles Bestimmten, eben so aber wieder absoluter Allgrund. Obgleich nun zwar in Gott kein Gegensatz sei, so sei darum doch sein Gegensatz nach Aufsen das unendlich mannigfaltige All der Dinge. Gott und Welt seien nothwendig und ewig beisammen. Dieſs ist nun wieder ganz richtig bis auf das Schiefe, was man darin finden könnte, dafs Gott als das in sich Gegensatzlose gefafst wird, was nur seinen Gegensatz aufser sich habe. Denn damit macht der Verf. seinen Gott zum leeren βυθος der Neuplatoniker, und der Gegensatz ist nicht in Gott aufgenommen, durch Gott versöhnt. Und dieser Tadel träfe nun auch den Verf. in vollem Mafse, wenn man ihn nicht eher auf das Fehlerhafte in der Darstellung schieben müfste. Denn das wahrhaft Philosophische kommt sogleich in dem Ausspruche zum Vorschein, dafs Gott und Welt nur für die Erscheinung entgegengesezt seien, Eins aber für die absolute Betrachtung (übersinnliche Anschauung), nach welcher Gott der Träger der Welt, die Welt Gottes Offenbarung sei. Noch mehr wird aber jeder Zweifel über die Ansicht des Verfs. entfernt, wenn wir mit dem Gesagten den zweiten Artikel vergleichen, wo der Verf. vom Schöpfer als einem zweiten Momente Gottes spricht, und dort in ihn sezt, was er hier noch aufser ihn fallen läfst. Immer wäre der Verf. jedoch an einem solchen Mifsverständnisse selber Schuld, da er beide Momente Gottes nicht so getrennt hätte darstellen sollen.

Aus dieser unstatthaften Trennung fliefst denn auch so manche Unklarheit; so wenn hernach hinzugesezt wird, Gott und Welt seien als die höchsten sich durchdringenden Gegensätze das Universum. Dieses stellt Hr. Blasche hiemit über Gott; denn es ist ihm ja das harmonische Ganze, von dem Gott nur Eine Seite bildet. Und auch noch von einem anderen Satze aus kommt der Verf. auf dasselbe Resultat; wenn nämlich Gott, wie er behauptet, die bloſse Möglichkeit der Gegensätze ist, so mufs freilich dasjenige Wesen, in welchem diese Möglichkeit sich zur Wirklichkeit heraufgebildet hat, d. h. das Universum höher als Gott stehen. Der Fehler des Verfs. liegt also näher darin, dasjenige, was eine nothwendige Seite im Wesen Gottes ist, die unterschiedslose Identität, schon als die ganze Fülle des göttlichen Seyns und mit dem Namen Gottes bezeichnet zu haben, statt dafs dieser der in sich gegliederten und zur Harmonie aufgelösten Totalität der Gegensätze aufgespart werden mufs. Aus demselben Mifsgriff fliefst endlich die Behauptung, dafs die religiöse Anschauung Gott nur symbolisch personificire, wogegen die wissenschaftliche Bildung mit Entsymbolisirung, Abstreifen des Persönlichen von der Allidee beginne. Die Theologen seien daher inconsequent verfahren, nur die Persönlichkeit des bösen Princips, nicht die des

Digitized by Google

gaben haben fallen zu lassen. Wissenschaftlich genommen sei allein die Welt die Personifizirung Gottes. Dieser letzte Ausdruck ist aber ganz unbestimmt, und Welt ein viel zu Weites; denn die natürliche Welt ist überhaupt unpersönlich, also kann auch Gott in ihr nicht persönlich werden; ist aber die bewufste Welt, der Mensch, gemeint, so hat der Verf. das ganz Richtige gesagt, indem die Nothwendigkeit der Persönlichkeit Gottes eben in seiner Menschwerdung liegt; wobei er dann aber freilich nicht eine leere Identität bleibt. Und so hätte der Verf. auch durch sein allgemeines Princip der Gegensätzlichkeit darauf kommen können, dafs die Persönlichkeit Gottes nicht ein blofses Symbol, sondern ein nothwendiger Begriff sei, indem ja das Allgemeine nichts ist ohne das Einzelne, und nur an ihm zur Erscheinung kommt.

Im *zweiten Artikel* (S. 94—109) folgt nun auf die natürliche Theologie eine Kosmologie: Schöpfung sei Selbstzeugung, das Erzeugnifs nur Fortsetzung des Zeugenden in einer neuen ebenbildlichen Gestalt; und nur im menschlichen Schaffen fallen, wegen der Aeufserlichkeit des Stoffs, Schöpfer und Geschaffenes aufser einander. In Gott als reiner Einheit sei nun kein Gegensatz, das Schaffende müsse aber gegensätzlicher Natur seyn. Die Einheit sei also nicht schaffend, und Gott überhaupt, als so von der Welt getrennt, ein leeres Abstractum. Es sei daher nothwendig, dafs Gott erscheine, und zwar indem er sich selbst als schaffenden Gegensatz und Urleben, als natura naturans setze. Die Schöpfung sei aber nicht aufser dem Schöpfer, sondern das Schaffende das Wesen der Dinge selbst, wie das Ansich der schaffenden Kräfte die ewige Einheit derselben. Die Dinge seien somit besondere Positionen, eigenthümliche Beschränkungen, einzelne Erscheinungen des Schöpfers selbst. Wenn also Gott, als ewige gegensatzlose Einheit, mit dem Ausdruck des Vaters bezeichnet werde, so sei Gott, als diese analysirende Thätigkeit der Schöpfung, der Sohn, die Rückkehr aber der Dinge zu Gott, ihr Erkanntwerden in ihm, die synthesirende Thätigkeit Gottes oder der Geist. Das Verweilen der Dinge in sich ohne diese Rückkehr in Gott sei das Böse. Der Sohn als freier Entschluss Gottes zum Schöpfer wäre also Abfall, wenn er nicht den wirkenden Geist mitgenommen hätte, der daher nicht nur vom Vater, sondern von Vater und Sohn ausgehe; — eine ächt philosophische Darstellung des christlichen Granddogma, welches gewisse Dogmatiken neuerer Theologen zu umgehen gestraft, und sich rühmen, es umgangen zu haben. Das Einzige, was man daran aussetzen könnte, wäre, dafs selbst Gott der Vater nicht als der unbestimmte βυθος aufgefafst werden mufs. Der Verfasser nähert sich also hier zu sehr der neu-Platonischen Ansicht, welche erst den Urmenschen (πρωτος αἰων), der aber, als solcher, nur an sich ist, nicht wie Christus, in der Welt erscheint, zum Schöpfer Himmels und der Erden macht. Im Christenthum dagegen ist schon der Vater, der somit aufhört leeres Abstractum zu seyn, mit dieser Bestimmung erfüllt, dem Sohne aber und weiter dem Geiste kommt dann mehr die Erlösung zu, obgleich freilich kein Moment des göttlichen Thuns ausschliefslich Einer der Personen zugeschrieben werden darf.

Endlich werden in einem *dritten Capitel* (S. 110 — 172) dieser besonderen Begründung die Principien einer rationellen Psychologie niedergelegt. Nachdem hier der Verfasser höchst genial und zugleich auf populäre, anschauliche Weise einleitend einen allgemeinen Stufengang in der Natur nachgewiesen, und den Menschen als die Krone derselben, als das Auge des Planeten bezeichnet hat, gibt er in zwei Artikeln: 1) die Idee und Bestimmung des Menschen. 2) die geistige Organisation desselben an.

Wenn die Natur noch sich selbst äufserlich sei, sagt hier der Verfasser im *ersten Artikel* (S. 124 — 133), selbst die Pflanze noch immer aufser sich komme, so sei erst im Gefühle des Thiers ein Insichgehn vorhanden. Das höchste Innerlichwerden des Aeufseren, diese Rückkehr des Geistes in sich sei das Erkennen. Das Selbstbewufstseyn fasse sich selbst und seine äufsere Welt im Zusammenhange auf. Dieses Sich-als-Eins-Auffassen mit der Welt sei die Bestimmung des Menschen in der Wissenschaft; der Mensch also der Mikrokosmus, in welchem der Geist des Planeten seine volle Freiheit erreiche. Der Mensch sei somit das sensorium commune des grofsen Ganzen, aber im Bewufstseyn dieses allgemeinen Zwecks eben so ein Einzelnes. Er sei, wie Alles in der Schöpfung, Glied eines Systems, also Organ der Familie, des Standes, Staats u. s. w., und jemehr er für sich sorge und sein besonderes Interesse, desto mehr gedeihe der gröfsere Organismus, dem er angehöre; denn jedes Glied, das nicht seine bestimmten Functionen verrichte (krank sei), wirke nachtheilig aufs Ganze zurück. Einzugreifen in diesen Organismus, ein wirkendes Organ desselben zu seyn, sei also gut. Der Böse werde dagegen diesem organischen Charakter seiner Natur untreu,

Digitized by Google

er wolle die Glieder des Ganzen nur als Mittel zu seinen individuellen Zwecken gebrauchen; er sorge aber damit zugleich schlecht für sich selbst, indem er nur das kranke Glied eines kranken Organismus sei. Hiemit ist in der That die wahre Auflösung der Frage aufs Schönste vorbereitet, oder vielmehr schon gegeben. Alles Weitere ist nur Folgerung aus diesem Einen ganz richtigen Principe.

Der *zweite Artikel* (S. 134 — 172) entwickelt nun die verschiedenen Thätigkeiten des menschlichen Geistes, auf welche sich nachher die Eintheilung des Bösen gründen wird. Auch hier nimmt der Verfasser Wille, Verstand und Vernunft zwar empirisch auf, entwickelt aber dann ihren Charakter, man kann es nicht läugnen, auf eine höchst philosophische Weise: der Wille sei einerseits selbstsüchtig und strebe nach der Erhaltung seiner selbst — der Sonderwille; andrerseits strebe er aber nach Erhaltung des Ganzen — Allwille. Dieſs gelte von der bewuſstlosen Schöpfung nicht minder als von der bewuſsten. Die Freiheit des Einzelwillens sei aber nicht beschränkt durch das Wirken des Allwillens in ihm, weil dieser die eigne Natur desselben sei. Eben so sind dem Verfasser nun auch Verstand und Vernunft die Glieder Eines den menschlichen Geist constituirenden Gegensatzes: die Richtung aufs Mannigfaltige sei der Verstand; er sei aber nicht todt, sondern selbst lebendiger Gegensatz, als zeugend das Mannigfaltige. Die Zurückführung der durch den Verstand analysirten Einheit vollbringe nun die synthesirende Thätigkeit der Vernunft. Beide seien aber untrennbar von einander, da sie ihren Stoff nicht äuſserlich aufnehmen. So richtig dieſs nun Alles ist, so hat sich der Verfasser dennoch hier des inhaltslosen Schematisirens, welches unter Schellings Schülern üblich geworden und häufig in nichts Anderem als einem sinn- und geistlosen Vergleichen besteht, nicht gänzlich enthalten können; so wenn er den Verstand das männliche Princip, die Vernunft aber das weibliche nennt.

Hierauf entwickelt der Verfasser die Stufen der menschlichen Intelligenz, welche man übrigens fälschlich für unabhängige Kräfte ausgegeben habe, da sie nur immer höhere Entwicklungen eines und desselben Geistes seien. Eben so schematisirend findet nun der Verfasser in jeder Stufe die drei Momente Wille, Verstand und Vernunft als den Stufen subordinirt wieder, gleichsam als seien sie nicht selbst Stufen des Geistes, und diesen somit coordinirt. So sollen sie zuerst in der Sinnlichkeit als Erhaltungstrieb, Empfindungsvermögen und empirischer Begriff erscheinen. Die zweite Stufe der Intelligenz nennt der Verfasser Gemüth: Sie sei die Mitte zwischen dem Geist, als solchem (was wir Denken nennen würden), und der Sinnlichkeit. Diese Stufe enthält also, was die Psychologie unter dem Ausdruck Vorstellung begreift (Hegel: Encyklopädie, 2te Auflage, §. 451 folg.). Die das Mannigfaltige setzende Thätigkeit des Verstandes erscheine hier als Einbildungskraft, die durch die Vernunft gegebene Einheit sei aber im Gefühle vorhanden; — die Gebiete der Kunst und Religion. Dafs die Religion im Gefühle ihren Sitz haben soll, ist jezt ein so trivialer Satz geworden, dafs er kaum noch der Berücksichtigung werth scheint. Doch es wäre Unrecht, wenn wir unsern Verfasser mit den bloſsen Gefühlsphilosophen in Eine Classe zusammenwerfen wollten. Wir müssen uns eher an seiner Erklärung, als an dem Ausdrucke halten; und da ihm Gefühl zwischen Geist und Sinnlichkeit steht, so ist es ihm also allerdings etwas Unmittelbareres als das Denken, aber nicht die reine Unmittelbarkeit des Sinnes: also ein Vorstellen, ein Beginn des Denkens, das sich noch nicht in seiner innersten Natur als Eins mit seinem Gegenstande erfaſst hat. Und in diesem Sinne können wir dem Verfasser Recht geben, dafs die Religion ihren Sitz im Gefühle habe. Der Wille, sagt der Verfasser ferner, könne hier auf dieser Stufe Gefühls- oder Glaubenswille genannt werden. Erst in der dritten Stufe des Geistes werde er intelligenter Allwille, der Verstand aber logisch wissenschaftliche Bildung, und die Vernunft endlich rein wissenschaftliche Bildung. Durch eine solche Betrachtung des menschlichen Geistes allein werde eine gute Psychologie möglich. Das höchste Product der Vernunft sei nun die Wissenschaft, als die die Schöpfung geistig darstellende Intelligenz, das Mannigfaltige ins Eine zusammenfassend, und aus der Einheit die Mannigfaltigkeit wieder entwickelnd. Die Wissenschaft sei also sowohl verständig (Empirie) als vernünftig (Speculation), und näher die Einheit beider Momente, als Systematik; — das lezte Resultat, welches die Philosophie zwar, der Verfasser aber noch nicht völlig erreicht hat, obgleich er richtig dessen Begriff angibt, und sich damit von Schelling losgerissen hat. Von diesem kann man nämlich sagen, dafs er nur speculativ im Sinne, wie der Verfasser das Wort gebraucht, sei, d. h. immer nur die Einheit im Mannigfaltigen aufsuche,

Digitized by Google

ohne dieses festzuhalten, sondern es vielmehr in die Nacht des Absoluten zusammenstürze. Das Empirische kommt aber bei ihm nicht zu seinem Rechte, strahlt nicht verklärt in der Vernunfteinheit wieder; denn will er auch manchmal das Mannigfaltige systematisiren, so bringt er doch nur ein leeres Construiren im Leeren der absoluten Identität heraus.

In der *dritten Abtheilung* des ganzen Werkes (S. 173 — 446) geht der Verfasser nun endlich an seinen eigentlichen Gegenstand; und da die Stufen des Bösen ihm mit den Stufen des menschlichen Seyns parallel laufen, so gibt der Gegensatz von Leib und Seele die Eintheilung in das physische und psychische Böse, welches Letztere, indem die Seele Sinnlichkeit, Gemüth und Geist ist, das Uebel der Sinnlichkeit aber mit dem Physisch-bösen zusammenfällt, wieder in das Böse des Gemüths und das Böse der Intellectualwelt unterschieden werden mufs.

Das physische Uebel (*Erstes Capitel*, S. 179 — 217) ist dem Verfasser nun zunächst objectiv, worunter er den Kampf des individuellen Lebens gegen das allgemeine, elementarische versteht (*Erster Artikel*, S. 183 — 186): dieser Kampf sei nothwendig, weil jener Gegensatz ein ewiger, und das Allgemeine nicht ohne das Einzelne sei. Das Entstehen des Individuums (und hier sei auch von der unbewufsten Natur die Rede), enthalte einen Abfall von der göttlichen Einheit. Das Schaffen müsse also wesentlich als Sichselbstschaffen aufgefafst werden; und jedes Fortleben sei neuer Abfall, neues Sündigen. Für diesen Abfall werde das Individuum denn auch bestraft, indem das Allgemeine nach und nach und zuletzt völlig im Tode über die einzelne Existenz den Sieg davon trage. Hier hat der Verfasser die Idee Schuberts aufgenommen, welcher auch die Natur als einen Abfall von Gott ansah, wogegen sie bei Schelling mehr als positive Darstellung Gottes im Objectiven erscheint.

Das subjectiv physische Böse nennt der Verfasser nun im *zweiten Artikel* (S. 187 — 198) die Krankheit: Gesundheit sei, als harmonische Einheit der Glieder, der allgemeinste Ausdruck des Göttlichen in der organischen Natur, Krankheit aber das fehlerhafte Uebergewicht Eines Princips. Gott sei die ewige Gesundheit des Universums, dieses mithin nie krank, sondern nur die einzelnen Dinge; denn gerade, indem sie durch ihre Krankheit untergehen, offenbaren sie die ewig junge Lebenskraft des sich auf ihre Kosten erhaltenden Ganzen. Da das Universum also als Allganzes nie böse sei, so sei eine Theodicee völlig unnütz. Es gebe nichts absolut Böses, es sei nur relativ in Beziehung aufs Einzelne; denn der Abfall des Einzelnen, welcher nothwendig sei zur Offenbarung der Einheit, sei im Universum immer zur vollendeten Versöhnung zurückgeführt.

Im *dritten Artikel* (S. 198 — 217) bringt der Verfasser diefs der Vorstellung näher: weil eben das Mannigfaltige das ursprüngliche Böse sei, so sei Gott zwar die absolute Möglichkeit der Mannigfaltigkeit, diese sei indessen selbst noch Einheit, absolute Harmonie, und so *habe* also nicht das Mannigfaltige seinen Ursprung in Gott, sondern *nehme* ihn nur aus Gott. Das Einzelne sei somit bös, als verschieden von der Einheit Gottes, gut, als Gottes Offenbarung. Diese doppelte Beziehung sei aber nothwendig, weil die Offenbarung nicht ohne Mannigfaltigkeit, und diese nicht ohne Entgegensetzung, d. h. Böses seyn könne. Zur vollendeten Harmonie gehöre aber nun, dafs die böse Seite an diesen mannigfaltigen Theilen verschwinde, das Böse müsse also durch die Versöhnung umgewandelt werden, welche eben im Opfer des Sonderwillens der Dinge bestehe. Das erste in der Entwicklung der Dinge sei also das Böse, nicht das Gute; denn als allgemein könne die schaffende Natur nicht existiren; sie rufe daher ihren Gegensatz, das Besondere, unaufhörlich hervor und komme erst in demselben zur Existenz; eben so sei aber auch die Versöhnung eine ewige, und erst sie die positive Schöpfung Gottes; die natürliche Schöpfung sei ja, als Selbstschaffen, Abfall gewesen. Die Sonne sei der erste Abfall, und auf ihn folge ein Stufengang von immer tieferen Abfällen bis zum natürlichen Menschen als dem vollendeten Repräsentanten der Sünde. Eben so könne aber auch nur in ihm die höchste Versöhnung zu Stande kommen. Und so erhelle, wie das Böse selbst auch gut sei, indem es die Offenbarung des Guten herbeiführe.

Nun folgt im *zweiten Capitel* die Darstellung des Psychischbösen (S. 217 — 446) und zwar im *ersten Artikel* (S. 219 — 227) der allgemeine Ursprung desselben. Der Punkt, wo im Menschen der Abfall beginne, sei das Bewufstseyn. Als Ich sondere sich der Mensch von den Dingen ab. Das sei geistiger Abfall sowohl von Gott als von der Natur, und das sich in jedem Momente von Neuem zeugende Bewufstseyn sei fortgesezter Abfall und Sünde. Als Sühne dieses Abfalls wird etwas poetisch im Sinne der phantasiereichen Schule Schellings der

Digitized by Google

Schlaf angeführt, dann aber vollständiger der Tod. Diese Absonderung des Menschen sei die ursprüngliche Erbsünde, und so sei auch im Menschen das Böse das Erste; denn der Mensch soll ein personificirter Gott erst werden.

Im *zweiten Artikel* (S. 228 — 337) wird das im Gemüthsleben hervortretende Böse betrachtet: die theoretische Seite des Gemüths stelle das Universum innerlich durch religiöse Anschauung dar, die praktische wolle das Innere in der Aufsenwelt durch Handlungen und Kunstwerke verwirklichen. Die Theorie sei als Richtung auf Einheit Contemplation, als Richtung aufs Mannigfaltige Reflexion. Eben so wird die praktische Seite schematisirt. Das Böse bestehe nun immer darin, ein Moment zu isoliren.

In der theoretischen Seite des Gemüths (S. 233 — 241) erscheine also das Böse als krankhafte Religiosität. In der wahrhaften Religion gelange die Idee der Gottheit, welche das übersinnliche Wesen der Psyche selber sei, zum Selbstgefühl, und werde symbolisch angeschaut als ein aufser ihr existirendes, persönliches, die Welt regierendes Wesen. Wie nun in diesem wahren Mysticismus Gefühl und Phantasie in Harmonie seien, so sei das Vorwalten des Gefühls krankhafter Mysticismus, das Ueberwiegen der Phantasie Schwärmerei, welche nach Aufsen reflectiv thätig werdend sich zum Fanatismus mache. Habe dagegen die Reflexion das Uebergewicht, so ersterbe das Gefühl in kalten Begriffen, und der Werth der Religion werde in Aeufserlichkeiten gesetzt; — Pharisäismus, Betschwesterei, Kopfhängerei. Auch hier ist Willkürlichkeit nicht zu verkennen, weil die Unterschiede nicht aus dem Begriff der Sache selbst entwickelt worden, sondern ihren Eintheilungsgrund aus der Gliederung einer anderen Sphäre entlehnen.

Das Böse der praktischen Seite des Gemüths (S. 241 — 337) ist nun der eigentliche Punkt der ganzen Lehre, das moralische Uebel: Freiheit und Nothwendigkeit (S. 242 — 252) seien nicht widersprechend, indem Nothwendigkeit Gesetzmäfsigkeit sei, die wahre moralische Freiheit (S. 252 — 276) aber die Herrschaft des höheren göttlichen Willens im Menschen über den niederen Sonderwillen, dessen freie Gewährung dagegen nur Willkür sei. Selbst dadurch sei das Wirken des göttlichen Willens als moralische Freiheit nicht aufgehoben, dafs der Fromme sich den Willen Gottes als aufsermenschlich vorstelle. Auf keine Weise bestehe also das Wesen der Frömmigkeit in einem Abhängigkeitsgefühle. Der Verfasser tadelt hier mit vollem Rechte diesen unglücklichen Einfall einer Dogmatik unserer Zeit. Der Sonderwille sei das Erste und werde durch Erziehung überwunden. Die Pädagogen jetziger Zeit wollen diefs aber nicht einsehen, und sagen, dafs das Gute das Erste sei und das Böse nur durch schlechte Erziehung, Beispiele u. s. w., d. h. zufällig in die Kinder komme. Das Böse liege aber nothwendig in der Natur des Menschen. So streut der Verfasser hin und wieder sehr richtige Blicke über Erziehung ein, die indessen Mangel an System verrathen, und sich nicht dadurch rechtfertigen lassen, dafs sie schon der Titel ankündigt.

Als weitere Folgerungen aus diesen Principien gibt der Verfasser nun die Erklärung einiger sowohl moralischer, als theologischer Begriffe, wie Prädestination, Zurechnung, Schuld (S. 277 — 282), Schicksal und Vorsehung (S. 282 — 297), Erlösung (S. 297 — 309), und erinnert dabei, dafs wenn die Philosophie auch keine neuen Ideen schaffe, so gestalte sie doch die vorhandenen wissenschaftlich um. Das Schicksal, um Einiges herauszuheben, definirt der Verfasser als einen durch äufsere Umstände zwischen menschlicher Absicht und Erfolg der Handlung herbeigeführten Gegensatz, denn der Einzelne könne in der Schöpfung als einem Ganzen den Erfolg nicht vollständig bestimmen. So könne die einzelne böse Handlung durch die Macht des Ganzen zu einer heilsamen umgestaltet werden. Der Allwille nun, welcher wieder das Schicksal bestimme, und in Verbindung mit dem Einzelwillen den Erfolg setze, sei die Vorsehung. Diese sei also überhaupt die ordnende Thätigkeit der Schöpfung, aber auf die Entwicklung des Menschen beschränkt, der Geist der Geschichte, der Weltgeist, den absoluten Endzweck des Menschengeschlechts durch die Thaten der Einzelnen vollführend. Hier ist die vortreffliche Anmerkung S. 292 u. 293 zum Nachlesen zu empfehlen; wogegen als höchst auffallend die vereinzelte Bemerkung S. 283 erscheinen mufs, dafs in Deutschland der Fatalismus häufig sei. Solche Mifsgriffe entstehen nothwendig, wo entferntere Consequenzen nicht mit dem Principe in systematischem Zusammenhange stehen. So kommt ungeachtet des S. 131 gegebenen schönen Begriffs des Staats doch S. 246 u. 247 heraus, dafs der Staat Beschränkung der Freiheit sei. Auch wird der Verfasser, um recht klar zu seyn, manchmal platt, wozu die S. 275 angeführten Beispiele den Beleg hergeben mögen.

Die Erlösung wird richtig als Erlösung von der Herr-

Digitized by Google

schaft des natürlichen, selbstischen Princips betrachtet: zu dieser moralischen Freiheit werde das Menschengeschlecht erzogen. Die Erzieher desselben seien Gottgesandte, Gottmenschen. Christus sei dieſs in der höchsten Bedeutung, als Culminationspunkt. Ganz rein ist hier die christliche Lehre der Menschwerdung nicht gehalten, indem der Verfasser doch eine Vielheit von Incarnationen annimmt. Auch verdient wohl Hr. Kieser, der Christi Heilkraft als Magnetismus auffassen will, nicht solch begeistertes Lob, als der Verfasser ihm spendet. — Hier wirft dieser nun anhangsweise (was in einem philosophischen Werke nie vorkommen sollte), den auch im Titel erwähnten Blick auf die neuere Theologie (S. 309 — 337). Er läſst sich dabei näher über das Dogma der Menschwerdung aus: der fast allgemein angenommene Standpunkt sei der historisch empirische, und auf diesem werde die Menschwerdung nur in der Person Christi anerkannt. Aber richtig aufgefaſst muſs dieser Satz auch seine volle Gültigkeit behalten, denn wenn der Verfasser, Schelling zu Hülfe nehmend, behauptet, daſs die Menschwerdung vielmehr eine allgemeine sei, so ist damit der erste Satz noch nicht ausgeschlossen, denn nicht in den Individuen, als diesen vereinzelten, wird Gott Mensch, sondern im lebendigen Geiste der Gemeinde, welche von der Person Christi nicht zu trennen ist, wie sie denn auch biblisch als sein Leib aufgefaſst worden. Hiebei ist noch die Ungeschicktheit zu rügen, daſs der Verfasser Schelling ausdrücklich Gewalt anthun muſs, um die vielen Incarnationen herauszubringen; denn zu der Sprache von Schelling, daſs Gott in Christo zuerst *wahrhaft* objectiv geworden sei, sezt der Verfasser die erklärende Parenthese hinzu: „Schelling will sagen *vorzugsweise*.“ Warum hätte Schelling aber nicht so geschrieben, wenn er dieſs überhaupt ausdrücken wollte?

Die weitere Kritik der jetzigen Theologie ist nun sehr richtig: Sie setze den Menschen als rein endlich diesseits, Gott als rein unendlich jenseits. Eben so gut beschreibt er die einseitigen Richtungen des Supernaturalismus und Rationalismus. Wenn der Verfasser aber mit einem Male in der Anmerkung zu Seite 323 über andere bewohnte Planeten und Menschen auf denselben Hypothesen macht, so ist ihm anzudeuten, daſs er sich damit gänzlich von aller Philosophie entfernt, und an jenen Professor gewiesen werden muſs, welcher neulich auch Festungswerke und Landstraſsen im Monde wollte gesehen haben. Sehr schön ist dagegen wieder die S. 326 gegebene wahrhafte Einheit von Supernaturalismus und Rationalismus, und was S. 328 folg. und in der Anmerkung zu S. 330 über die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur gesagt wird.

Im *dritten Artikel* (S. 338 — 408) folgt die Lehre vom Bösen der Intellectual-Welt: Es sei der Irrthum, wie das Gute hier als Wahrheit erscheine. Er sei, wie alles Böse, Krankheit, bedinge aber die Erkenntniſs der Wahrheit, und sei auch wieder der erste Zustand der Bildung. Die Analogie sei überhaupt vollkommen, und so beruhe auch der Irrthum auf der im ersten Bewuſstseyn enthaltenen Entgegensetzung von Ich und Aufsenwelt. Was Erzeugniſs der schaffenden Natur des Ich sei, nehme der Irrthum für etwas völlig vom Ich Unabhängiges. Er sei also Verkennen der absoluten Einheit, Glaube an die Selbstständigkeit der Glieder des Gegensatzes. Der Ursprung desselben sei also das trennende Princip das Verstandes, und dessen Alleinherrschaft somit das Erste, wogegen erst im Verlaufe der Entwickelung Alleinherrschaft der Vernunft hereinkomme. Die Philosophie als Ausbildung des intelligenten Menschengeistes sei nun Streben, sich von diesem Irrthum loszureiſsen. Dazu seien aber gegensätzliche Richtungen in den Irrwissenschaften nothwendig, weil nur durch sie der Weg zur wahrhaften Philosophie führe. Nun construirt der Verfasser wieder hier etwas zu äuſserlich, indem er zum Eintheilungsprincip der einseitigen Richtungen, Subjectivismus und Objectivismus und Aehnliches annimmt: der Empirismus sei nämlich entweder subjectiv oder objectiv. Zu jenem gehöre auch der Dogmatismus der Wolfischen Metaphysik, wie diesem die kritische Philosophie nicht entgehen könne. Dem Empirismus stehen die Einseitigkeiten des wissenschaftlichen Mysticismus (überwiegende Contemplation) und der Sophistik (vorherrschende Reflexion) gegenüber. Sehr gut nennt der Verfasser die Sophistik Dialektik des Empirismus. Daſs er aber in den Corrigendis zu S. 390 sich entschuldigt, den Ausdruck „Verstandesschluſs“ neu eingeführt zu haben, ist überflüssig und falsch, denn schon Hegel gebraucht das Wort in seiner specifischen Bedeutung (Logik Th. III, S. 134). Der Haupttadel, den Referent aber dem Verfasser zu machen hat, ist, daſs er die mathematische Methode als die allein philosophische ausspricht, und sie als solche auch seit Schelling von Jedermann anerkannt glaubt, als wenn Schellings eigenes Beispiel nicht das Unzureichende derselben bewiese, indem er in der Verzweiflung selbst

Digitized by Google

nach der dialogischen Form gegriffen. Und was den Verfasser selber betrifft, so würde er die Frage unbeantwortet lassen müssen: Warum er sich denn der mathematischen Methode nicht bedient habe, da er sie doch für die beste halte?

Hierauf gibt der Verfasser richtige Andeutungen über den Zustand der Wissenschaft unserer Zeit, wie dem Uebel abzuhelfen und was noch zu thun sei. Endlich kommt noch ein Anhang als nachträgliche Entwickelung (S. 409 — 446), worin er zuerst vom Bösen im Gebiete der Kunst handelt (S. 409 — 420). Mit der von der Kunst im Allgemeinen gegebenen Definition, dafs sie Darstellung eines Inneren in einem Aeufseren durch organische Bewegung sei, würden unsere Aesthetiker, und mit Recht, nicht zufrieden seyn, denn auch spazierenreiten oder einen Hund prügeln könnte unter diese Definition gebracht werden, da sie Ausdruck einer Absicht in der Aufsenwelt, und zwar durch organische Bewegung sind. Es verräth grofsen Mangel an Methode einen philosophischen Begriff so am Anfang aus der Vorstellung erklären zu wollen; diefs mufs nothwendig unbestimmt werden, indem die bestimmte Erkenntnifs des Begriffs erst das lezte Resultat der ganzen Entwicklung ist. Nach dem Schema von Gemüth und Geist theilt der Verfasser das Gebiet der Kunst in ideale Kunst, worin das Gute sich als Schönes gestalte, und intellectuelle Kunst (Ausübung der Wissenschaften), in welcher das Gute zum Zweckmäfsigen und Nützlichen werde. Die zweite, als die bewufste Kunst, soll nach dem Verfasser die höhere seyn. Eben so schwach wird nun das Schöne und Zweckmäfsige definirt. Die einseitigen, das Böse an der Kunst constituirenden Richtungen seien aber einmal das Uebergewicht des Kunstverstandes, des Mannigfaltigen, wo aller Werth und Fleifs auf das Charakteristische, die Farben u. s. w. gewendet werde. Das andere Extrem, wo alle Bestimmtheit in der Einheit aufgelöst werde, sei schwierige Conception, deren Schönheit sich möglichst charakterlos hielte. Diese Bestimmungen sind nun ganz oberflächlich, und nur um die Analogie mit den früheren Stufen herauszubringen, angegeben.

Der andere Punkt der nachträglichen Entwickelung enthält eine Aussicht auf die Zukunft hinsichtlich einer vollständigen Besiegung des Bösen, als lezten Ziels der Weltgeschichte (S. 420 — 446). Die Natur sei bald vollendet gewesen, indem ihre Reiche schnell nach einander entstanden seien. Diefs ist schief. Die Stufen der Natur sind zugleich, eine ist ohne die andere nicht denkbar, wenn auch der Begriff einer jeden nur die Entwicklung des Begriffs der niederen ist. Anders sei es aber nun im Menschenreiche, weil in ihm die bewufste Freiheit hervortreten solle, zu welcher es sich also erst für sich selbst entwickeln müsse. Hier greift der Verfasser nun als Ziel der Weltgeschichte, worin alles Böse verschwinde, den Kant'schen ewigen Frieden auf, der durch einen Staatenbund mit Centralstaat herbeigeführt werden soll. Dennoch hält der Verfasser den Krieg für nothwendig, wie das Böse dem Guten, denn er sei Mittel zur Bildung und Annäherung der Völker. Der ewige Friede solle daher auch nur das Böse besiegen, nicht entfernen, denn die Entwickelung bestehe immer noch im Einzelnen fort, wenn sie auch im Ganzen vollendet sei. Auch durchgängige Beherrschung der Natur könne einmal eintreten. Der Geist des Menschenreichs werde sich nämlich seinen Leib, den Planeten, endlich ganz dienstbar machen, und am Ende der Weltgeschichte werde der Menschengeist das vollendete Selbstbewufstseyn des Planeten darstellen.

Aus dem hier gelieferten Auszuge des vorliegenden Werkes erhellt nun schliefslich, dafs Hr. Blasche seine Aufgabe im Ganzen genügend gelöst hat, und dafs, wenn Einer aus der Schule der Naturphilosophie, er wohl am fähigsten ist, die neueste Entwickelung der Philosophie zu verstehen. Da nun so viele seiner Gedanken, die wir defshalb nur anzuführen brauchten, mit derselben übereinstimmen, so verdiente der Verfasser um so viel gröfseres Lob, dafs er ohne jene lezten philosophischen Bestrebungen zu kennen, durch eigenes Nachdenken zu deren Resultaten gekommen ist, wenn nicht zugleich eben damit ein Tadel ausgesprochen werden müfste, dafs er jene Philosophie vollkommen ignorirt, oder, wie wir annehmen wollen, gar nicht kennt.

Michelet.

Digitized by Google

Nro. 11. u. 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

VI.

Wilhelm Traugott Krugs, Professors der Philosophie zu Leipzig, Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, als erster Haupttheil eines vollständigen Systems der Philosophie. — Δος μοι που στω [στω]. — Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1827. Verlag von Leopold Vofs. 8. XXXVI. und 299 S.

Zweiter Artikel.

Herr Krug hat uns in seiner Fundamentalphilosophie bisher schon so reichlichen Stoff zu interessanten Betrachtungen geliefert, dafs wir leicht über dieses Eine Werk ein eben so grofses oder noch gröfseres zu schreiben im Stande wären, wenn wir nicht wegen unumgänglicher Rücksichten uns gehörig zu bescheiden wüfsten. Es wird daher genügen, nur einige Hauptpunkte, auf welche es nach ihm bei einer Grundlage für Alles, was Philosophie heifst, vornehmlich ankommt, noch in ihrem vollen Lichte hervortreten zu lassen, um sodann den geneigten Leser zum erleichterten Selbststudium aufmuntern und zum Lesen des Uebrigen einladen zu können.

Obgleich die Aufsuchung der obersten Principien der philosophischen Erkenntnifs, von welchen das erste Hauptstück der Apodiktik handelt, schon vorher beschlossen ist und ihr Vorhandenseyn hiemit etwas Ausgemachtes zu seyn scheint, und auch der §. 23 sogleich mit einer Definition derselben beginnt, indem Hr. Krug darunter versteht „solche Gründe und Grundsätze, (Anmerk. „Wir lassen es (das Wort *Princip*) einstweilen beides zugleich anzeigen," nämlich sowohl *Grund* als *Grundsatz*; — warum? wird die Folge lehren), welche unmittelbar oder durch sich selbst gewifs, mithin die höchsten und letzten Bedingungen der Gültigkeit Alles dessen sind, was man in philosophischer Hinsicht behauptet oder für wahr hält," so sehen wir doch unsern Philosophen alsbald in einer ziemlichen, aber sehr anziehend dargestellten Verlegenheit durch die Frage, ob es denn solche Principien oder etwas schlechthin-Gültiges und absolut-Gewisses auch wirklich gebe, ein oder mehrere A, „über welche hinaus kein weiterer Rückgang in der Begründung der Erkenntnisse möglich ist?" — Denn „Wie wenn — die wesentliche Constitution des erkennenden Subjectes einen solchen *Rückgang in's Unendliche* forderte? wenn eben darin das Fortschreiten in der Erkenntnifs bestände, dafs ich unaufhörlich rückwärts gehen — müfste, — ohne je ein Höchstes oder Tiefstes finden zu können?" (§. 25). — Und da nun Hr. Krug (§. 26) nicht *weifs*, was er hierauf antworten soll, und demjenigen, welcher das Daseyn solcher Principien läugnet, es nicht *beweisen* kann, weil er dann dergleichen Principien schon gefunden haben müfste; allein auf der andern Seite (§. 27) auch einsieht, dafs eben darum ihm Niemand das *Gegentheil* beweisen kann, weil man ja ihn dann selbst auf solche Principien verweisen müfste: so rettet er sich, indem er doch (§. 28) ein Bedürfnifs in sich fühlt, absolute Principien zu *suchen*, aus dieser Verlegenheit damit, dafs er sie *postulirt*, und den „Satz: *Es gibt Principien der philosophischen Erkenntnifs*", für ein *Grundpostulat* der philosophirenden Vernunft erklärt (§. 29 und Anmerk.). — Wir müssen hier jedoch einige Bedenklichkeit äufsern. Denn einmal wird Hr. Krug selbst zugeben, dafs *Postulate* doch immer ein ärgerlicher Schaden in der Philosophie bleiben, und da, wo man sie umgehen kann, besser vermieden werden; da späterhin doch noch einige, welche sich nicht ausrotten lassen, übrig bleiben werden, mafs man wenigstens die Zahl dieser Pilze sich nicht unnöthig vermehren lassen. Wir sind ferner überzeugt, dafs es einem Philosophen wie Hrn. Krug ein Leichtes gewesen wäre, die ihm in die Quere kommende Vermuthung von einem endlosen Rückgange in's Unendliche, wenn er ihren logischen oder vielmehr begrifflosen Sinn gehörig hätte aufdecken wollen, alsbald

Digitized by Google

ganz und gar zurückzuweisen, und einen solchen Rückgang, wenigstens in der Philosophie, wo nicht von Gröfsen und Zahlen, sondern von Gedanken und Begriffen die Rede ist, und daher auch die Enden des scheinbar Endlosen vor- und rückwärts, wenn man sie nur gehörig aufzufinden und zu packen weifs, sich alsbald erhaschen und zusammenfassen lassen, als etwas Unstatthaftes darzustellen. Da nun Hr. Krug dieses, ob er gleich wohl konnte, nicht gethan hat, dagegen aber (§. 29) selbst noch beifügt: „Wär' ich so *glücklich*, sie (die obersten Principien) zu finden, so dürft' ich sie nur *monstriren*, um *factisch* darzuthun, dafs die philosophische Erkenntnifs wirklich auf sichern Principien ruhe:" so dürfen wir bei aller sonstigen Ehrlichkeit desselben doch hier ein Bischen Verstellung vermuthen und ihm dafür einen kleinen Streich dagegen spielen. Es darf nämlich nur Jemand von uns hingehen, und, während Hr. Krug noch mit aller Ernsthaftigkeit von der Unmöglichkeit eines Beweises für oder gegen die Principien spricht, seinen Philosophenmantel ein wenig zurückschlagen: so wird er sogleich, die Principien hervorziehend, freudig ausrufen: Hier sind sie ja! und das *Beweisen* hat sich in ein *Weisen* verwandelt. In der That kommen sie auch, sobald sie postulirt sind, alle nach einander alsbald zum Vorschein, und zwar mittelst gehöriger *Abstraction* und *Reflexion* auf das eigene Selbst (§. 31) zuerst dasjenige, welches „die *Grundbedingung der philosophischen Erkenntnifs selbst*" ist (§. 32), und welches Hr. Krug (§. 33) „das *Realprincip* (*principium essendi*) der philos. Erk. nennen will." Geschlecht und Name dieser Kinder wird nämlich schon vorher bestimmt, noch ehe sie selbst wirklich geboren sind. Dieses Realprincip aber, sagt Hr. Krug (§. 36) „bin *ich selbst*, der ich philosophire, oder allgemeiner ausgedrückt, das *philosophirende Subject*. Ich constituire mich also selbst zu diesem Principe dadurch, dafs ich philosophire, und bedarf dazu keiner besondern Rechtfertigung." Allein wir halten uns hier nicht auf, sondern eilen sogleich weiter zu einem höchst wichtigen Satze (§. 54, Anmerk. 2, S. 76), der „schlechtweg *höchstes Princip der Philosophie* heifsen könnte," und in welchem wir alle Principien sogleich in nuce beisammen finden. Dieser Satz, in welchem wir sogleich gehörigen Orts den Namen des dadurch ausgedrükten Princips einschalten, lautet also: „*Ich* (Einiges Realprincip) *bin thätig* (Oberstes Materialprincip), und *suche absolute Harmonie in aller meiner Thätigkeit* (Oberstes Formalprincip)." Aufser den genannten Principien stecken aber in diesem Satze noch eine Menge anderer, insbesondere die *obersten Idealprincipien*, welche nur gedoppelter Art (§. 39), theils Material- theils Formalprincipien sind, und daher nicht abgesondert für sich erscheinen. — „Ich bin thätig und suche u. s. w." ist also das höchste Princip der philosophischen Erkenntnifs. Der Bewunderung dieses grofsen und wichtigen Resultates, welche den geneigten Leser gewifs schon ergriffen hat, glaubt Ref. durch nähere Betrachtung und Hervorhebung aller darin verborgen liegenden Wichtigkeit und Trefflichkeit noch ein wenig zu Hülfe kommen zu müssen. Wer erkennt nicht alsbald den genauen systematischen Zusammenhang, in welchem das höchste Princip mit der vom Philosophiren gegebenen Definition und deren weiteren Erklärungen steht, ja die Einheit und Identität beider? Das Philosophiren ist eine Thätigkeit des Abstrahirens und Reflectirens, um sich selbst zu erkennen und zu verstehen, und dadurch zum Frieden in und mit sich selbst, d. h. zur absoluten Harmonie in unserer gesammten Thätigkeit (vergl. S. 21) zu gelangen; und was spricht das höchste Princip Anderes aus, als eben diese Thätigkeit (nur dafs, weil die Thätigkeit des *Abstrahirens*, d. h. des Weglassens, inzwischen schon wirksam geworden ist, ihre besondere Art hier nicht besonders mehr ausgedrückt wird) und das Suchen der absoluten Harmonie, d. i. des Friedens in und mit sich selbst? Wir gewinnen hiemit ein neues, wichtiges Resultat, welches von Hrn. Krug zwar nicht selbst ausgesprochen worden ist, wir wissen nicht warum? aber so klar sich herauswirft, dafs es sich mit Händen greifen läfst, nämlich den Satz: Das *Philosophiren* ist auch das *höchste Princip der philosophischen Erkenntnifs*. Es springt uns ferner die umfassende Sphäre und weitgreifende Anwendbarkeit dieses Princips in die Augen. Denn wer ist nicht thätig? und wer sucht oder wünscht nicht absolute Harmonie in alle seine Thätigkeit zu bringen? oder bei welchem Subjecte *sollte* nicht wenigstens (nach §. 54, S. 74) diese *wesentliche* Tendenz und ein besonderes Interesse, jene Uebereinstimmung zu suchen, vorhanden seyn? Einem Princip aber, welches nicht blofs auf die philosophirenden Subjecte, sondern auf alle Menschen, vom Fürsten bis zum Bettler, eine gleiche Anwendung findet, ist hiemit auch seine praktische Brauchbarkeit gewifs schon an die Stirne geschrieben. Allein eben hierin stöfst uns auch eine kleine Bedenklichkeit auf. Um nämlich die Thätigkeit und Tendenz derjenigen, welche unter der

Digitized by Google

Leitung der *Natur* auf dem Wege des gemeinen oder natürlichen Verstandes (S. 21), *nicht* auf dem Wege der philosophirenden Vernunft und der Speculation, den Frieden in und mit sich selbst suchen, durch jenen allgemeinen Ausdruck nicht mit der besondern Thätigkeit der Philosophirenden zu vermengen, müfste nach unserem Dafürhalten das höchste Princip der philosophischen Erkenntnifs nothwendiger Weise so modificirt werden: Ich bin *philosophisch* thätig, und suche *auf dem Wege der philosophischen Erkenntnifs* u. s. w. Indem aber hiebei unser Auge sich besonders auf die philosophische Erkenntnifs richtet, erheben sich unversehens noch einige Schwierigkeiten mehr. Denn wir fragen, ob das höchste Princip der phil. Erk. schon selbst eine Erkenntnifs, und vielleicht eine höchste, enthalte und ausspreche, oder das Resultat philosophischer Erkenntnifs sei, oder zu derselben erst führen solle? Das *Suchen* der absoluten Harmonie, sehen wir wohl, ist zwar noch selbst keine Erkenntnifs, kann aber eine Quelle von Erkenntnissen werden. Was aber die zum Princip erhobene *Thätigkeit* des Subjects anlangt, so scheint uns, abgesehen davon, dafs sie ebenfalls zu schönen Kenntnissen und Erkenntnissen noch führen kann, doch die *Wahrnehmung* derselben etwas so Alltägliches und so wenig schon ein Resultat von *philosophischer* Erkenntnifs zu seyn, dafs eben wegen dieser Alltäglichkeit diese Wahrnehmung und Bemerkung von der Thätigkeit eines Subjects oder auch aller Menschen, welche leicht jeder müfsige Mensch, der gerade nichts Besseres zu reden weifs, macht und machen kann, sogar in Gefahr ist, für eine grofse Plattheit angesehen zu werden. Indem wir aber unserem Philosophen, zumal wo er von dem Höchsten der Erkenntnifs spricht, doch keine solchen Plattheiten und Barbier-Gemeinplätze (von seinem Barbier hat Ref. wenigstens schon dieselbe Bemerkung aussprechen hören, ohne dafs dieser jedoch damit auf eine philosophische Erkenntnifs Anspruch machte) zutrauen dürfen: so müssen wir wohl eine besondere Fülle der Weisheit und der Erkenntnifs dahinter vermuthen, und sehen uns daher genöthigt, zur Geburt und Wiege der sämmtlichen Principien zurückzukehren. Wir sehen nochmals nach der Definition der Principien und finden, dafs sie die *höchsten* und *lezten Bedingungen* der Gültigkeit Alles dessen seyn müssen, was man in philosophischer Hinsicht behauptet oder für wahr hält. Und welches Licht, das uns hiemit auf einmal aufgeht! „*Ich*" — das Subject der Thätigkeit und des sie aussprechenden obersten Satzes — „wiefern es *sich selbst* zum *Gegenstande* der Erkenntnifs macht, (daher es auch das *Subject-Object* ist), ist das *Realprincip* der philosophischen Erkenntnifs" (§. 36), *dasjenige*, „wodurch die ganze philosophische Erkenntnifs erst möglich wird, d. h. die *Grundbedingung der phil. Erk. selbst*" (§. 32). Und was kann einleuchtender seyn, als dafs, wenn *Ich* nicht wäre, auch kein Philosophiren und Erkennen, keine Thätigkeit überhaupt, ja fast gar nichts wäre? Halten wir dieses nun zusammen mit der Definition der Principien, so wird uns bald zwar eben so einleuchtend, dafs Ich eben so die lezte Bedingung der Gültigkeit *auch Alles dessen* ist, was man *nicht* in philosophischer Hinsicht behauptet, ja auch die lezte Bedingung der *Ungültigkeit* und selbst der Unwahrheit und Falschheit dessen, was man behauptet; allein was thut das? Die *lezte* Bedingung von dem Allem bleibt *Ich* doch, aus dem ja alles Behaupten und Fürwahrhalten kommt, das Behauptete mag philosophisch oder nichtphilosophisch, gültig oder ungültig, wahr oder falsch seyn. Das einzige Realprincip der phil. Erk., *Ich*, ist also auch das einzige Realprincip der *nicht-philosophischen* Erkenntnifs, und das erste oberste Princip überhaupt des *Falschen* eben so sehr als des Wahren, da man ohne Ich nichts für wahr oder falsch halten kann. Diesen einleuchtenden Grund und Zusammenhang der Sache finden wir aber jezt da, wo wir ihn erwarteten, nicht ganz ausdrücklich ausgesprochen, ob es gleich nach einer früheren Notiz, welche wir eben finden, scheint, dafs Hr. Krug in einem früheren Werke, vermuthlich in seinem Organon, dem Vorläufer dieses Werkes, gehörigen Orts sich unverholener darüber herausgelassen hat; wir finden diesen einleuchtenden Grund jezt erst in einem andern Zusammenhange (Anm. I zu §. 58, S. 83) versteckt, wo es heifst: „denn hätten wir *gar kein Bewufstseyn*, so würden wir auch schlechterdings nichts erklären und begreifen können; wir wären gar nicht Wir (ich, du u. s. w.), und es wäre uns überall nichts zu erklären und zu begreifen gegeben. Das Bewufstseyn ist also das *Organ aller Erklärbarkeit und Begreiflichkeit.*" Und eben so S. 133 (§. 72, Anm. 1): „wenn das Ich nicht wäre, so könnt' es auch nicht thun oder handeln." — Fassen wir indessen dieses Argument in seiner reinsten Abstraction und Allgemeinheit auf, so wird es nicht anders als so lauten können: *Wo nichts ist, da ist nichts;* und da nun durch die Wahrheit dieses unmittelbar und durch sich selbst gewissen Grundes oder Grundsatzes auch jener Beweisgrund,

Digitized by Google

so einleuchtend er auch für sich ist: Wo kein Bewufstseyn, kein Organ, kein Ich ist, da ist auch nicht, was es ist und was es thut, erst seine Wahrheit und Gewifsheit, mithin eine *vermittelte*, erhält: so müssen wir, wenn schon der Grund, warum Ich das einzige Realprincip ist, einen höheren und allgemeineren Grund über sich hat, wohl um so mehr einigen Zweifel hegen, ob es selbst als die angegebene *höchste* und letzte Bedingung sich wird behaupten können. Es kommt dazu, dafs andere *daseiende* Dinge als Ich ebenfalls den Anspruch machen können, ein solches Realprincip zu seyn. Hätte aber Hr. Krug das eben angeführte Axiom oder auch dieses: Wo etwas ist, da ist etwas, an die Spitze gestellt, und daraus das weiter Erforderliche erst abgeleitet: so würde er auch diesen Vortheil dabei erlangt haben, dafs er nicht nöthig hatte, dem Wort Princip eine doppelte Bedeutung von *Grund* und *Grundsatz* beizulegen, was blofs daher zu rühren scheint, dafs er Ich nicht wohl einen Grund*satz* (§. 35 und 40) nennen wollte oder konnte. — Was indessen das Realprincip Ich in seiner Eigenschaft als *höchste* Bedingung anlangt, so finden wir dieses augenscheinlich von Hrn. Krug schon selbst aufgegeben. Denn, heifst es S. 49 ff., „das Ich denkt sich, zwar als ein *Unbedingtes* oder *Absolutes*, weil es sich als *Realprincip* u. s. w. nicht von einem *anderweitan Princip* als seiner Bedingung ableiten kann, ohne jene Dignität zu verlieren; (dafs Ich wohl nicht recht daran thut, dieses zu denken, haben wir eben gesehen, und vielleicht gibt es noch andere Gründe dagegen;) aber man würde daraus *sehr übereilt* schliefsen, dafs es auch *überhaupt* oder *an und für sich* betrachtet ein *Absolutes* oder *Unbedingtes* sei, d. h., dafs es *sich schlechthin selbst setze* u. s. w., mithin das Ich weder irgend etwas *über* noch irgend etwas *neben* sich habe, von dem es in Ansehung seines Seyns und Wirkens *abhängig* sei."

Was brauchen wir weiter Zeugnifs? Wenn das Ich nicht sich selbst setzen kann und doch gesetzt ist, so mufs es nothwendig durch etwas Anderes gesetzt seyn, und ist also durch dieses bedingt; und eben so, wenn es von Anderem über und neben sich abhängig ist. Nicht ohne grofses Bedauern, das Realprincip Ich auf solche Weise seiner Dignität als höchste Bedingung entkleidet zu sehen, und nicht ohne tiefes Bedauern über so viele Worte, die Hr. Krug und wir unnütz verloren haben, sehen wir uns mithin auf die einfache Wahrnehmung zurückgebracht: Es ist ein Ich vorhanden, und durch dieses wird erkannt, was wir erkennen. Aber eben so sehr ist auch *etwas Anderes* aufser Ich vorhanden, gegebene Gegenstände (nach S. 50), deren Ich als des *Stoffes* seiner Erkenntnisse bedarf; und „man kann nicht ohne Uebereilung schliefsen, dafs es überhaupt oder an und für sich — *Subject-Object* sei, d. h. dafs aufser dem Ich *gar nichts Objectives* vorhanden sei." — Ich, wiefern es *sich selbst* zum Gegenstande der Erkenntnifs macht, war das Realprincip; wieferne es nun *etwas Anderes* zu seinem Gegenstande macht, welches Princip wird es da seyn? Wir haben schon von Idealprincipien gehört, und vermuthen also, dafs Ich, wiefern es von etwas Anderem aufser ihm *Ideen*, d. h. Vorstellungen hat, auch das Idealprincip seyn werde. Allein da hätten wir sehr mit Uebereilung geschlossen; wir irren gewaltig, wenn wir glauben, „dafs es (Ich) auch das einige *Idealprincip* der Erkenntnifs sei, d. h. dafs Real- und Idealprincip *identisch* sei." (S. 50, b.) Wie so? Kann etwas aufser Ich Ideen haben? Das wohl nicht; aber doch verhält sich die Sache ganz anders. Die Idealprincipien sind nämlich erst die eigentlichen Grund-*Sätze*, und „selbst als ein *Product* des Realprincips (welches als *Grund* der Erkenntnifs auch *ihr* Grund genannt wird) zu betrachten und von diesem als *Producenten* wesentlich verschieden." (§. 35.) Mit Berufung auf diese *Untersuchung*, d. h. auf den hier *angenommenen* Unterschied, wird diese wesentliche Verschiedenheit auch später (§. 37) als etwas schon Bekanntes bestätigt. Definirt werden die Idealprincipien (§. 33) als „die Bedingungen der *Gültigkeit* der unter und mit einander *zusammenhängenden* philosophischen Erkenntnisse." Nachdem nun unser Hr. Verf. (§. 38) vorausgesehen hat, dafs er einen neuen Unterschied werde machen müssen, indem er bei sich überlegt, dafs zu der philosophischen Erkenntnifs und Wissenschaft, welche durch sein Philosophiren entstehen soll, theils ein *Wissen*, theils eine *Art* und *Weise* des Wissens gehöre: folgert er *hieraus* (§. 39), dafs die Idealprincipien von doppelter Art seien, nämlich: „1) Principien der phil. Erk. als eines *Wissens überhaupt*, d. h. Grundsätze, welche den *Gehalt* (*materia*) jener Erkenntnifs bestimmen und daher *material* sind; 2) Principien der phil. Erk. als eines *wissenschaftlichen Wissens*, d. h. Grundsätze, welche die *Gestalt* (*forma*) jener Erkenntnifs bestimmen und daher *formal* sind." „Jene *constituiren*, diese *reguliren* die philosophische Erkenntnifs." (Anm.) Der geneigte Leser wird hoffentlich mit dem Ref. keinen Anstofs daran nehmen, dafs die wissenschaftliche Kunst, womit diese Unterschei-

Digitized by Google

dung der Idealprincipien *zum Voraus* gewonnen wird, darauf hinaus läuft: Es *soll* ein Unterschied gemacht werden, folglich wird einer gemacht, und hiebei sich dann an *Materie* und *Form* als etwas auch im Ur- und Fundamentalwissen ganz und gar Geschiedenes, nie auch in einem obersten Princip zu Vereinigendes, hält; da ja Hr. Krug über dasjenige, was durch *sein* Philosophiren entstehen soll, am besten selbst Bescheid wissen mufs. Wir sehen darüber gern hinweg, wenn nur das Wissen *Gehalt* hat und von der *rechten* Art und Weise ist. Wir wiederholen uns daher sogleich das oberste Materialprincip, welches lautet: „*Ich bin thätig.*" (§. 46.) Wolle der geneigte Leser hier ja nicht voreilig in Unmuth und Unzufriedenheit ausbrechen, wenn er hierin keinen Gehalt und keine Materie sollte entdecken können! Materie war genug vorhanden; sie ist nur im obersten Materialprincip selbst mit Hülfe der Abstraction künstlich hinweggelassen worden. Es gibt nämlich eigentlich sehr viele Materialprincipien, welche (§. 44) als Ergebnisse der *ersten* Reflexion (§. 42) auch Grundsätze des *ersten* Ranges, und wiefern sie zu Auffindung der formalen dienen, auch *Urgrundsätze* genannt werden, oder vielmehr eine *unzählige* Menge solcher Principien, nämlich eben so viele, als es unmittelbare Gewifsheiten oder *Thatsachen* des Bewufstseyns gibt, welches daher die gemeinschaftliche Quelle der Materialprincipien ist. (§. 42.) Denn da diese (§. 40) nothwendig etwas aussagen müssen, was *unmittelbar gewifs* ist, unmittelbar gewifs aber nichts ist, „als das, wessen ich mir in jedem Momente meines Seyns selbst *bewufst* bin," („denn das, wessen sich Jeder unmittelbar bewufst ist, kann auch der *vernünftige* Zweifler nicht ableugnen," Anm. zu §. 44); so sind wir hiemit an das *Bewufstseyn* verwiesen, welcher Ausdruck (nach §. 41) „eine *Synthese des Seyns und des Wissens im Ich*" anzeigt. Was sich nun in demselben und durch dasselbe als etwas unmittelbar Wahrzunehmendes und Anzuerkennendes, mithin als etwas *Faktisches* ankündigt, das ist eben, wie Hr. Krug es nennt, eine *Thatsache* des Bewufstseyns (§. 42). Auf diese Thatsachen selbst mufs nun zuvörderst fortwährend reflectirt werden, „um sie möglichst rein aufzufassen und darzustellen." Und „dieis soll daher die (schon erwähnte) *erste Reflexion* oder die *erste Function* des philosophirenden Subjectes heifsen" (ebendaselbst). Eben dadurch erhält man auch (§. 47) den *ersten Stoff* der phil. Erk." Die möglichst reine Auffassung und Darstellung der einzelnen Thatsachen (die „natürlich unendlich mannigfaltig und verschieden" sind) bewerkstelligt nun diese Function dadurch (§. 43), dafs sie ihnen durch Abstraction das Besondere *nimmt*, und *blofs* auf das Gemeinschaftliche in ihnen reflectirt," um dieses, in Worte gefafst, als einen *allgemeinen Satz* aufzustellen, der wieder anderen Sätzen zur *Grundlage* dienen und so als *Grundsatz* gebraucht werden kann." Die auf solche Art gewonnenen Sätze aber, welche „nichts Anderes als jene *Thatsachen* in ihrer *Allgemeinheit* ausdrücken" (§. 44), nehmen selbst an deren thatsächlicher Gewifsheit Theil, sind daher ebenfalls unmittelbar gewifs, und haben keinen Beweis nöthig; weil sie aber *nur* den durch fortgesetztes Nachdenken weiter zu bearbeitenden *Stoff* darbieten und *nur* den *Gehalt* der philosophischen Erkenntnifs bestimmen, so versichert von ihnen Hr. Krug: „Ich kann demnach mit Recht sagen: die *Thatsachen des Bewufstseyns*, wiefern sie in Begriffe aufgefafst (woher hier auf einmal die *Begriffe* kommen, von denen vorher nichts zu vermerken war, ist nicht ganz klar; vermuthlich sind aber jene Allgemeinheiten gemeint) und durch Worte dargestellt werden, sind die *materialen Idealprincipien* der phil. Erk." Um hier zunächst jeden Anstofs zu entfernen, den der geneigte Leser etwa an der auch im *Abstracten* und *Allgemeinen* noch fortdauernden *unmittelbaren* Gewifsheit nehmen könnte, da er es sonst vielleicht, wenn auch für etwas Gewisses, doch für etwas *Vermitteltes* zu halten gewohnt ist, wird es nöthig seyn, die Sache durch einige Beispiele, wie sie Hr. Krug in den Anmerkungen gibt, zu erläutern und zu bekräftigen: „z. B. ich schaue dieses Gemähldes an, ich empfinde diesen Schmerz, ich denke diesen Begriff, ich will diesen Zweck, ich vollziehe diese Handlung u. s. w." Weil „so unendlich viele Einzelsätze entstehen würden, von denen keiner als Grundsatz gebraucht werden könnte, so wirft das Verfahren der ersten Function überall den Gegenstand weg, und so bleiben die unläugbaren allgemeinen Gewifsheiten und Thatsachen übrig: ich schaue an, ich empfinde, ich denke — nämlich *nichts* u. s. w. Wir dürfen uns hier eine Vermuthung erlauben über den Grund, warum die Frage: „Wozu ist Alles (nämlich aufser mir Vorhandene) da?" in den vier Hauptfragen keine Unterkunft fand; denn hier wenigstens könnte nur die Antwort erfolgen: um im Philosophiren durch die Abstraction weggeworfen zu werden; und dieses müfsten die Gegenstände des Anschauens sich um so mehr gefallen lassen, da dem Denken selbst kein besseres Loos zufällt, als ein Nichtdenken zu werden; und zu-

Digitized by Google

gleich erkennen wir unsere Uebereilung, da wir glaubten, dafs der *Stoff* des aufser dem Realprincip *Ich* ebenfalls vorhandenen *Andern* nebst den *Ideen*, d. h. Vorstellungen davon, die *materialen Idealprincipien* liefern würde. Der *Gehalt* dieser philosophischen Erkenntnifs ist vielmehr in dem *leeren* Anschauen, Empfinden, Denken u. s. w. zu suchen; denn „das Bewufstseyn ist die einzige Quelle, woraus der Philosoph die *Materialien* seiner Erkenntnifs schöpft." (§. 44 Anm.) Ein grofses Wort, dessen Bedeutung wir nun verstehen; wir gewinnen nämlich zur *Grundlage* der Philosophie die wichtige Erkenntnifs und diese noch dazu in Worte und Sätze gefafst, dafs wir anschauen, empfinden, denken u. s. w. Und da (§. 46) in allen diesen Thatsachen des Bewufstseyns „*Thätigkeit* überhaupt" enthalten ist, so lassen sich vollends alle diese thatsächlichen Gewifsheiten und die einzelnen Sätze (Materialprincipien), welche sie ausdrücken, durch eine neue Abstraction, welche das Anschauen, Empfinden, Denken u. s. w. selbst wieder wegläfst, auf den Einen allgemeinen Satz zurückführen: „*Ich bin thätig*," welcher als das *oberste Materialprincip* betrachtet werden kann. Wie demnach, was das Systematische anlangt, in diesem Hauptstücke nach einer früheren Andeutung das *Abstrahiren* besonders das vorherrschende sei, finden wir auf solche Weise bestätigt. Erinnern wir uns aber, dafs das Realprincip keineswegs auch das einige Idealprincip, Real- und Idealprincip keineswegs *identisch* sind, so erhalten wir, da der Grund der Identität oder Nicht-Identität doch nur in dem *Inhalt* dieser Principien enthalten seyn kann, das sehr wichtige Ergebnifs, dafs Ich mit seiner Thätigkeit oder seinen Thätigkeiten und den Thatsachen seines Bewufstseyns keineswegs etwas Identisches ist, folglich beide wohl sehr weit auseinander fallen mögen. Es wird uns hiemit jene wesentliche Verschiedenheit noch besser bestätigt; nur dafs wir über die Identität des Subjects-Objects, welche sich doch hier, wie wir glauben, zeigen sollte, und über die Möglichkeit, wie bei dieser Trennung gleichwohl die Principien die Bedingungen der Gültigkeit der *zusammenhängenden* Erkenntnisse seien, noch einiger Belehrung entgegen sehen. Auch erkennen wir wohl, wie diese Principien die Bedingungen des Erkennens sind, so z. B. das Anschauen die Bedingung des Angeschauten, das Denken des Gedachten, das Wollen des Gewollten u. s. w.; wenn aber Hr. Krug nicht etwa behauptet, dafs alles Angeschaute, Empfundene, Gedachte, Gewollte u. s. w. schon darum etwas Wahres und Gültiges sei, weil es angeschaut, empfunden u. s. w. werde, so sehen wir nicht ein, wie sie auch die Bedingungen der *Gültigkeit* seyn können, und erlauben uns daher bis auf weitere Belehrung auch diese Materialprincipien eben so sehr für die Bedingungen *alles Ungültigen*, nämlich im Anschauen, Empfinden, Denken u. s. w., zu halten. Dafs wir dem Oberhaupte dieser Principien zur Unterscheidung von jeder gemeinen Thätigkeit die nähere Bestimmung „philosophisch" beigesezt wünschten, ist schon oben bemerkt worden. Allein mit dem obersten Principate dieses Princips hat es ohnehin noch eine besondere Bewandtnifs. Denn „ein *oberstes Materialprincip* der phil. Erk. in dem Sinne, dafs durch den Gehalt desselben schon der gesammte Gehalt der Philosophie bestimmt wäre, ist ein *Unding*. Denn das Philosophiren soll nicht blofs eine *analytische Exposition bereits gegebener* Erkenntnisse, sondern eine *synthetische Production noch nicht vorhandener* seyn." (§. 45.) Es hat uns zwar Alles, was von synthetischer Production etwa bisher schon vorkam, nur auf bereits Gegebenes und Vorhandenes zurückgeführt, dafs es nämlich ein Ich gibt, auch etwas Anderes aufser Ich, dafs wir anschauen, empfinden, denken u. s. w.; allein die hier angegebene Bestimmung dessen, was das *Philosophiren* soll, ist, da dieses in der Definition desselben noch nicht enthalten war, sogleich selbst ein Beleg zur synthetischen Production; eben so hat, was hier über den *Gehalt* des Princips „in philosophischer Hinsicht behauptet" wird, seine Rechtfertigung und Gültigkeit nicht sowohl schon analytisch in der Definition der Principien (aufser insofern etwa, als sie Gültiges und Ungültiges durch einander zuläfst), als vielmehr darin, dafs unser Philosoph diese Bestimmung jezt erst synthetisch producirt. Und da der Gehalt eines obersten Princips keineswegs schon den Gehalt der Philosophie, deren Princip es ist, bestimmt, weil dieses ein Unding wäre, vielleicht also wohl ein Princip um so tauglicher und vortrefflicher ist, je gehaltloser und leerer es durch fortgesezte Abstraction wird, wie uns Hr. Krug das Beispiel davon an seinen eigenen Principien aufstellt: so haben wir hier Gelegenheit, ein neues Meisterstück der vorsichtig philosophirenden Vernunft in ihrem systematischen Verfahren zu bewundern, welches darin besteht, dafs sie, nicht gebunden durch die Art ihrer vorangestellten Definitionen und durch möglichste Gehaltlosigkeit ihrer Principien, sich die Hand offen erhält, um Alles, was ihr „bei fortgeseztem Nachdenken" noch später einfällt, synthetisch hinzusetzen zu können. Und es kann auch

Digitized by Google

nicht anders seyn, wenn man die Entstehung des obersten Materialprincips näher betrachtet, und überhaupt weifs, was *Abstrahiren* heifst: welches nebst dem *Reflectiren* hier in der Fundamentalphilosophie einstweilen zur Anwendung gebracht, in Hrn. Krugs Logik ohne Zweifel sein theoretisches Fundament erhalten wird. „Man sieht leicht ein, dafs dieser Satz (ich bin thätig „welcher die *allgemeinste Thatsache des Bewufstseyns*, d. h. diejenige ausdrückt, die in jeder anderen enthalten ist, aber nicht jede andere *in* sich, sondern blofs *unter* sich enthält) nur insofern *oberstes* Princip heifst, als ihm alle übrigen untergeordnet werden können." (§. 46 und Anm.) „Es liegt (zwar) in jeder bestimmten Thätigkeit der Charakter der Thätigkeit überhaupt;" allein da alle bestimmten Thätigkeiten durch die Abstraction aus der Thätigkeit überhaupt hinweggelassen worden sind, so ist es auch ganz natürlich, dafs sie sich nicht darin befinden; sie sind vielmehr draufsen irgendwo geblieben, wo und was sie sind; die Thätigkeit überhaupt aber als die allgemeinste Thatsache ist eigentlich, so zu sagen, gar keine Thatsache mehr, welche Ehre nur den bestimmten Thätigkeiten zukommt; sie ist, mit diesen verglichen, eigentlich selbst eine *besondere Art* von Thätigkeit, nämlich die *leere*, welche nichts Bestimmtes, folglich gar nichts mehr thut, im Grunde also die *Unthätigkeit*, wornach das oberste Princip selbst eben so gut auch so lauten könnte: Ich bin *unthätig*. Kurz, wir haben hier ein ausführliches Beispiel von dem, was man in der Logik das *Abstract-Allgemeine* nennt, und von den wichtigen Ergebnissen, zu denen die Abstraction führt. Wenn Jemand ein *Allgemeines* ausfindig zu machen wüfste, welches das Einzelne und Besondere nicht blofs *unter* sich, sondern auch *in* sich enthielte, *den* würden wir mit Hrn. Krug ohne Zweifel erst als einen vollkommenen Meister in der Philosophie zu verehren haben, wenn anders von unserem Meister, nämlich Hrn. Krug, ein solches nur für möglich gehalten wird. So aber darf es uns nicht Wunder nehmen, von ihm (Anm. 2 zu §. 46) bei einiger Polemik gegen *Fichte* und *Schelling* es eine „seltsame Idee" genannt zu finden, „dafs die *ganze* Philosophie aus einem *einzigen Satze* (als einem Principe, in welchem schon *Materie* und *Form* der gesammten phil. Erk., ja der menschlichen Erkenntnifs überhaupt, gleichsam *in nuce* enthalten) *deducirt* werden könne und müsse, wenn sie ein *System* seyn solle." Ja, wir würden unserer Ueberzeugung widersprechen, wenn wir behaupten wollten, dafs Hr. Krug eine andere Ansicht von der Sache bei der von ihm gewählten Philosophirmethode zu haben im Stande wäre. Die Sache ist auch ganz klar. Den ersten Stoff der philosophischen Erkenntnifs nämlich liefert Alles, was unmittelbar gewifs ist, also die unzählbare Summe der einzelnen Thatsachen des Bewufstseyns, welche „natürlich unendlich mannigfaltig und verschieden" sind. Zu diesem ersten Stoffe gehören daher, wenn wir auch nur bei dem Anschauen stehen bleiben, alle irgend vorhandenen äufseren Objecte, die sämmtlichen Einzeldinge, deren Inbegriff die Natur ist; und ohne Zweifel wird auf dieser Stufe derjenige den reichlichsten Stoff sich einsammeln und daher wohl auch am besten zur Philosophie sich eignen, wer die meisten Länder des Erdbodens oder alle, und alle Meere und Gewässer u. s. w. bereiset, und Alles, auch das Kleinste und Einzelnste, selbst in Augenschein nimmt; denn ein solcher gewinnt offenbar die gröfste Summe aller möglichen Thatsachen. Ob er dabei nicht unzähligemal getäuscht und betrogen wird, wie wir es oben an dem Beispiel der Sonne sahen, kommt hier nicht in Betracht; der Charakter der *Gültigkeit*, auf den es allein ankommt, ist die *unmittelbare Gewifsheit*, und diese, das, was er gesehen und empfunden, seine Thatsache kann ihm auch der vernünftige Zweifler nicht ablängnen. Er hat zwar die *erste* unmittelbare Gewifsheit schon augenblicklich verloren, wie er von dem Einzeldinge seiner Anschauung sich wegwendet; aber die Vorstellung und Erinnerung, welche er davon behält, ist eine *zweite* und neue, welche er sich auch nicht nehmen läfst. Rechnet man nun hiezu noch die Objecte der übrigen Thätigkeiten, welche den Inhalt der einzelnen Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Triebe, Neigungen u. s. w. ausmachen: welche unermefsliche Anzahl der allerverschiedensten Thatsachen! Auch bei diesen kommt es nicht darauf an, ob sie, z. B. die Gedanken, wahr oder falsch, tief oder seicht u. s. w. sind; der Charakter ihrer Gültigkeit ist die unmittelbare Gewifsheit von ihnen, dafs man sie hat und sich ihrer bewufst ist. (Nebenbei können wir *hier* wenigstens nicht umhin, unsere Verwunderung darüber zu äufsern, dafs Hr. Krug gegen andere Philosophen und Andersdenkende überhaupt doch noch zu Felde ziehen mag; denn wenn die Gedanken Anderer, und selbst die tiefsten und wahrsten, auch nicht Thatsachen *seines* Bewufstseyns sind, was man ihm auf seine Versicherung zugeben mufs: so kann er doch den Andersdenkenden, wenn er selbst ein vernünftiger Zweifler seyn will, *ihre* unmittelbare und mit der seinigen *gleich* geltende Gewifsheit

Digitized by Google

von denselben nicht abstreiten wollen. Dieser Widerspruch, der aus den Principien folgt, muſs sich mithin noch lösen.) — Kommt nun der Reisende, der auch zu den letzterwähnten Thatsachen mehr Gelegenheit als Andere hatte, nachdem er Alles in der Welt gesehen, noch lebend zurück, um die fernere Bearbeitung des Stoffes zu beginnen, so besteht diese zwar zunächst darin, daſs die Objecte, so zahllos auch ihre Menge ist, auf einmal alle weggeworfen, und ohne nähere Untersuchung ihrer Richtigkeit, Wahrheit und wesentlichen Beschaffenheit draufsen gelassen werden, wie sie sind und in der ersten unmittelbaren Gewiſsheit sich als Thatsachen darstellten; allein die Thätigkeiten des (leeren) Anschauens, Empfindens, Denkens u. s. w., welche bei diesem Absonderungsgeschäfte übrig bleiben, sind selbst wieder von der mannigfaltigsten Art und Verschiedenheit, worüber man nur das *dritte* Hauptstück, wo sie aufgezählt und abgehandelt werden, zu vergleichen braucht. Ihr Gemeinschaftliches ist bloſs die Thätigkeit überhaupt; für sich aber ist keine, was die andere ist, jede aber mit der anderen, als gleiche und für sich selbst gewisse Thatsache, auch von *gleichem* Werth und *gleicher* Gültigkeit, wie die von ihnen stammenden Materialprincipien ebenfalls. (§. 45.) Von einem näheren Zusammenhange unter ihnen ist, ausgenommen daſs Ich ihr Producent und das Bewuſstseyn ihre gemeinschaftliche Quelle ist, bei den Materialprincipien wenigstens keine Rede. Betrachtet man nun alle diese Materialien, wie sie in der buntesten Zerstreuung, Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit gegen einander bestehen oder vielmehr nach allen Seiten hin aus einander fahren: was Wunder, wenn sie so sich durchaus nicht in Eine Einheit zusammenzwingen lassen, wie es denn so auch wohl noch keinem Philosophen eingefallen ist! In der That, es ist eher möglich, daſs aus einem Schwarme gleichartiger, sich anziehender Atome eine Welt entsteht, oder leichter, gewisse Insecten unter einem Schäffel zu hüten, als jene Materialien alle dergestalt in Ein Materialprincip zu vereinigen, daſs sie sich auch wirklich darin befinden; und man sollte sich schier verwundern, daſs so zahllos viele und unendlich verschiedene Einzeldinge doch noch in ihren Inbegriff, welcher Natur heiſst, hineingehen, und das kleine Ding, welches Ich heiſst, es aushalten kann, ebenfalls ein Inbegriff von eben so vielen Thatsachen des Bewuſstseyns und von so verschiedenartigen Thätigkeiten zu seyn. Der Philosoph aber weiſs sich mit der Abstraction zu helfen, welche schnell Alles aufgeräumt und reine Arbeit gemacht hat.

Ueber die *formalen Idealprincipien* und deren auf ähnliche Weise zu Stande kommende Vereinigung zu einem *obersten Formalprincip*, dem nämlichen, welches wir schon oben kennen gelernt haben, können wir uns vielleicht um so kürzer fassen, da Hr. Kr. selbst davon sagt (§. 54. Anm. 1.), daſs dieses Princip offenbar kein *gegebenes*, sondern ein *gemachtes* sei, indem es auf ihn ankomme, was er sich für einen obersten Zweck des Philosophirens setzen wolle, und, wenn gleich für den seinigen, die *absolute Harmonie*, das Interesse eines jeden gebildeten Menschen (was wir uns allerdings nicht dürfen umsonst gesagt seyn lassen) in Anspruch genommen, doch auch Andern wieder, wie es scheint, die Wahl eines eigenen freigelassen wird. Da eben wegen der praktischen Tendenz dieses Zweckes Alles darauf ankommt, wie uns Hrn. Hrs. Lehre und Darstellung der absoluten Harmonie künftig praktisch anschlagen wird: so genüge hier nur Folgendes. (§. 47 — 54). Durch eine *neue* Reflexion auf den gewonnenen *ersten Stoff* der phil. Erk., welche die *zweite Fixation* des philosophirenden Subjects heiſst, entstehen die *Grundsätze der zweiten Reihe* oder die *abgeleiteten*. Sodann kommt auf einmal eine unter den mancherlei Thatsachen stattfindende *gewisse Aehnlichkeit*, *Verwandtschaft* und *Zusammenhang* zum Vorschein (wozu §. 43 u. 46; d. h. die Reflexion auf das Gemeinschaftliche, welches in den Thatsachen die Thatsache selbst, in den Thätigkeiten die Thätigkeit ist, als Beweis citirt wird), und dem gemäſs auch in der Thätigkeit, der Matter der Thatsachen, ungeachtet ihrer Verschiedenheit „eine solche *Gleichförmigkeit* und *Regelmäſsigkeit*, daſs alle einzelnen Thätigkeiten unter gewissen Hauptarten der Thätigkeit begriffen sind, und diese wieder von gewissen *Gesetzen* abhängen, welche durch die ursprüngliche Bestimmtheit meines Wesens gegeben sind.“ Könnten diese Gesetze oder obersten Regeln gefunden werden, so würden die Sätze, welche sie ausdrücken, eben die gesuchten *Formalprincipien* seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 13. u. 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Wilhelm Traugott Krugs, Professors der Philosophie zu Leipzig, Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, als erster Haupttheil eines vollständigen Systems der Philosophie.

(Fortsetzung.)

Nachdem diese Bestimmungen und Principien auf solche Art vermuthungsweise oder wie fromme Wünsche eingeführt worden, steht auch Alles sogleich so fest, dafs Hr. Kr. wieder „mit Recht behaupten darf: die Gesetze meiner Thätigkeit, wiefern sie in Begriffe gefafst und durch Worte dargestellt werden, sind die formalen Idealprincipien der phil. Erk." Hienach geben gewisse Arten der Thätigkeit und die dadurch gefundenen Erkenntnisse „besondere *Theile* der phil. Erk., d. h. mehre einzelne *philosophische Wissenschaften*, deren jede *ihr eigenthümliches Formalprincip* haben *mufs* (z. B. Logik, Metaphysik u. s. w.)." Das *Ganze*, welches diese Theile ausmachen *sollen*, ist die Totalwissenschaft, „welche eben *Philosophie* heifst." Der gemeinschaftliche Vereinigungspunkt aber oder das *oberste* Formalprincip der *gesammten* phil. Erk., welches man für die Einzelwissenschaften haben *mufs*, wird, weil das Philosophiren durch den dabei vorgesezten Zweck geleitet wird, nothwendig ebenfalls durch den *obersten* Zweck bestimmt. Dieser Zweck hängt von der freien Wahl des Hrn. Krug ab. Weil er aber wissen will, ob und wiefern eine *durchgängige* Uebereinstimmung seiner gesammten Thätigkeit wirklich oder möglich sei, und durch Ungewifsheit darüber beunruhigt, sie zu suchen ein besonderes Interesse in sich fühlt, dabei dieses auch als die *wesentliche* Tendenz *jedes* philosophirenden Subjects voraussezt: so erhebt er „aus freiem Entschlusse" jenen Satz, welcher das Suchen der absoluten Harmonie ausspricht, zur Dignität des *obersten Formalprincips* der phil. Erk. — Dieses ist somit die etwas ausführlichere Geschichte aller dieser Principien, zu deren Darlegung und Erörterung wir durch einige Bedenklichkeiten bei ihrer ersten Betrachtung veranlafst wurden. Ohne Mühe wird der geneigte Leser hieraus schon entnommen haben, um wie Vieles wir jezt weiter, als vorher, gebracht und gefördert sind.

Eine kleine Nachlese indessen ist uns noch übrig geblieben vom Realprincip her, bei dessen Abhandlung in den Anmerkungen (3 u. 4 zu §. 36) die Annahme anderer Philosophen, welche *Gott* oder die *Vernunft* als das alleinige Realprincip setzen, erwähnt und bestritten wird. Also *Ich*, — *Gott*, — oder *Vernunft*, — welches von diesen dreien ist das wahre Princip, der Urgrund und die Urbedingung alles Seyns und alles Erkennens? Das ist die Frage. Und Ref. erschrack sehr heftig für Hrn. Krug, als er nach dieser einmal geschehenen Zusammenstellung dennoch von ihm Gott und Vernunft abweisen, und *Ich* allein den Sieg davon tragen sah; um so mehr, da er fand, dafs Hr. Krug dieses Ich wegen seiner Abhängigkeit von Anderem *über* ihm und Anderem *neben* ihm doch selbst nicht als ein Höchstes und Leztes, als ein Absolutes und Unbedingtes an und für sich festzuhalten vermocht hatte. Was werden, dachte er, die Vernunftphilosophen sagen, welche dem Ich, wenn es nicht durch und durch vernünftig oder ganz und gar selbst Vernunft wird, auch gar keinen Werth zugestehen? Wie werden vollends die christlichen Philosophen, ja die Christen überhaupt, besonders die guten und frommen Christen, es Hrn. Krug auf das Aergste verdenken, dafs er Ich, welches nach ihnen ohne Gott nichts ist und in Gott allein seine Seligkeit finden soll, so als ein gott- und vernunftloses zur Dignität des ersten und obersten Princips, zum einigen Realgrunde der höchsten Erkenntnifs erhebt, und es durch sich selbst seine Seligkeit will finden lassen? — Zwar erkannte Ref. sehr wohl, dafs, nachdem Hr. Krug einmal die Philosophie als die Wissenschaft von der *Urform des Ich* bestimmt, und aus ihr, wenigstens in der Fundamentalphilosophie, eine Art von Psychologie oder Naturgeschichte des Ich ge-

Digitized by Google

macht hatte, ihm auch nichts Anderes übrig blieb, als das Ich, wo nicht zum einzigen Realprincip der ganzen Philosophie selbst, doch wenigstens zu demjenigen Gegenstande zu machen, von dem in diesem Buche allein oder hauptsächlich die Rede seyn soll, von welchem Alles aus- und auf welchen Alles zurückgeht, und um welchen als das A und O, den Anfang und das Ende aller Erkenntnifs (was nach Hrn. Krug die mystischen Philosophen von Gott sagen) die ganze Erkenntnifs und Wissenschaft dieses Buches sich im Kreise herumbewegt; allein es tritt hier eben auch nothwendig die Frage ein, ob Hr. Krug recht daran gethan habe, den Begriff der Philosophie so, wie er gethan, zu bestimmen und unter diesen Gesichtspunkt allein Wesen, Inhalt und Umfang derselben zu stellen. Auch legte Ref. sich selbst die Frage vor, ob denn Hr. Krug, nachdem er gegen das Ende dieses Werks (§. 84) wieder durch eine Reflexion sich genöthigt gesehen, ein *höchstes Wesen* zugleich mit einem *ewigen Leben* anzunehmen, und Beides in praktischer Hinsicht zu *glauben*, nicht füglich so hätte verfahren können, dafs, wenn ihm anders nun Gott durch seine *Ueberzeugung* und *Zuversicht* eben so unumstöfslich feststeht als Andern durch die Thatsache ihres *Wissens*, er *dann* wenigstens, seine ganze Fundamentalphilosophie nur als etwas Vorläufiges ansehend und *insofern* wegwerfend, Gott „als den Urgrund aller Dinge und *insofern* auch als das Realprincip aller Erkenntnifs", wie er es denn wirklich ist, in diese ihm allein gebührende Ehre und Dignität von Gott- und Rechtswegen auch wirklich eingesezt, und so vielleicht mit den andern, ihm jezt so anstöfsigen Philosophen sich versöhnt und ausgeglichen hätte? Und Ref. wenigstens konnte keinen triftigen Grund ausfindig machen, der Hrn. Krug hieran verhinderte. — Auch was die *Vernunft* betrifft, glaubte Ref. gegen den Grund ihrer Zurücksetzung, dafs „wir bis jezt von der Vernunft noch eben nicht mehr wissen, als was davon jedem Menschen das gemeine Bewufstseyn sagt," und dafs „erst im dritten Hauptstücke der apodiktischen Elementarlehre, wie auch diejenige Potenz unserer Thätigkeit, welche man Vernunft nennt, näher kennen lernen," noch etwas einwenden zu können, zumal da Hr. Krug schon selbst den Philosophen, welche die Vernunft als das Realprincip der Philosophie anerkennen, so viel einräumt, dafs sie „*weniger* vom rechten Wege abweichen dürften." Denn eben so verhält es sich ja nach Hrn. Krug mit der ganzen Philosophie selbst; obgleich Anfangs schon von ihr gesprochen wird, und fortwährend von ihr die Rede ist, erfahren wir doch genau, was sie ist, erst am Ende des Buchs. Wenn daher eben so, dachte Ref., das ganze Werk hindurch nur Alles und Jedes, was zu seinem Inhalte gehört, einstweilen für sich vernünftig wäre, und die Vernunft durchscheinen liefse, so würde auch die Bestimmung, was diese wirklich und in Wahrheit sei, sich als Endresultat um so reiner und genauer herauswerfen. Da Hr. Krug indessen dieses Alles verschmäht hat, Ref. aber eben so wenig die Sache der Vernunft sogleich fallen zu lassen, als, wenn er auch sie zu führen sich getraut hätte, mit dem Hrn. Verf. sich selbst darüber zu veruneinigen wünschte: so blieb ihm in dieser Verlegenheit nur das Mittel übrig, sich an einen warmen Freund und guten Kenner der Vernunft zu wenden, und diesen um ihre Vertretung und Vertheidigung in dem gegenwärtigen Falle zu ersuchen. Aus dessen Munde hörte nun Ref. folgende Worte der Vernunft unmittelbar an Hrn. Krug richten: „Was du Vernunft nennst, bin ich nicht. Wie wenig du noch von mir vernommen, zeigt jedes Wort und jede Rede, worin du von mir und dem Meinigen sprechen willst. Zwar führst du mich gern im Munde, gibst deine Sätze und Aussprüche der Welt, wie wenn sie von meinem Dreifufse genommen wären, als Wahrheiten und Erkenntnisse der philosophirenden Vernunft hin, und zeigst ein Anliegen und Verlangen, von den Annahmen, welche du nöthig findest, dir auch eine vernünftige Rechenschaft zu geben. Aber Alles dieses ist ein heilloser Mifsbrauch und eine Entweihung meines heiligen Namens. Ist etwa deine philosophirende Vernunft etwas Anderes als du selbst, wie du nicht blofs in der Rohheit eines unerzogenen und ungeläuterten, sondern in der Verkehrtheit und Armseligkeit eines irregeleiteten, eines bestochenen und befangenen Denkens, als ein gemeiner Sohn deiner Zeit und der schwachen und gemeinen Ansichten in ihr, unfähig zu jeder wirklich und wahrhaft vernünftigen Erkenntnifs da stehst? Deine philosophirende Vernunft ist nur dir selbst gleich. Frage und prüfe dich doch, ob, was du für mich ausgibst, ich wirklich seyn könne, und ob von meinem Wesen und Inhalt auch nur etwas in dem Deinigen enthalten sei, und etwas Anderes als das blofse Wort? Siehe doch nur zu, wie du mich denn zu finden glaubst, und eine Kenntnifs von mir zu erlangen wähnst! Durch eine *nochmalige* Reflexion auf deine *gesammte* Thätigkeit (§. 81) findest du *noch ein* Vermögen, welches sich das Absolute selbst zum Ziele seiner Wirksamkeit sezt und *insoferne* nach dem

Digitized by Google

Unendlichen strebt. Dieses Vermögen, sagst du, heifst die *Vernunft*. Wie? dieses so durch eine blofse Reflexion auf deine Thätigkeiten, durch ein blofses äufserliches Wahrnehmen Gefundene, dieses in einem Winkel deines Ichs irgendwo *auch noch* Angetroffene soll schon *ich* seyn? Du magst immerhin sagen (Anm. 1. zu §. 81), dafs ich unstreitig das Erhabenste, Vortrefflichste in der menschlichen Natur sei, der in dem Menschen wohnende höhere Dämon, der ihm die verborgenen Gründe der Dinge offenbart, in ihm redet und spricht u. s. w.; diefs sind blofse Worte, so lange du von meiner Erhabenheit und Vortrefflichkeit nicht selbst Zeugnifs zu geben, nicht selbst das Verborgene aufzuschliefsen vermagst, was du nimmer thun wirst, und meine Offenbarungen nicht an dir nachweisest, die dir noch nie zu Theil geworden sind; *so*, wie von dir, *werde* ich nicht gefunden und lasse mich nicht finden. Wahrlich, wenn du nicht sonst von mir hättest reden hören und durch Andere von meinem Daseyn erfahren hättest, durch dich würde nicht einmal mein Name, geschweige etwas von meinem Wesen der Welt bekannt worden seyn. Wenn ich ferner, wie du von mir sagst, mir das Absolute zum Ziele setze und nach dem Unendlichen strebe, (schon die Art und Weise aber, wie du das nimmst und von mir meinst, zeigt deine gänzliche Unbekanntschaft mit meinem wahren Wesen und Thun); wenn ich eine Quelle *eigenthümlicher* Vorstellungen (Vorstellungen? Ich habe es nur mit den reinen Gedanken zu thun) und Grundsätze bin, welche vorzugsweise *Ideen* und *Principien* heifsen: so kann ich eben deswegen, wenn das, was du selbst sagst, mein Gegenstand und Geschäft ist, keinen Antheil haben an den niedrigen Thätigkeiten deines Ichs, denen des Abstrahirens und Reflectirens, am wenigsten so, wie du sie übst und handhabst. Wie magst du also bei jener gemeinen Operation, welche du doch selbst nur der Wahrnehmung und dem Verstande eigenthümlich zuschreiben kannst, schon von philosophirender Vernunft sprechen oder gar von einer vorsichtig philosophirenden, (was wiederum die Rohheit und Verkehrtheit, ja die Possierlichkeit deiner Vorstellung von mir anzeigt) als ob diese bei jenen sich selbst vernichtenden Leerheiten deiner Principien, zu denen es deine Operation bringt, irgendwie betheiligt wäre? Wie magst du mich daher nur nennen, ehe du mich, auch nur nach deiner Weise gefunden hast? Du widersprichst dir selbst, oder weifst vielmehr nicht, was du sprichst. Nicht zu gedenken, dafs jeder gemeine Praktiker bei seinem empirischen Gegenstande, wenn er der Abstraction und Reflexion bedarf, sie geschickter anwenden, schärfer beobachten und genauer vergleichen würde, als du bei deinem Gegenstande, der du in die tiefsten Tiefen des Geistes eindringen willst, aber über die oberflächlichste Wahrnehmung nicht hinauskommst, und, statt etwas Wahres und Gültiges von der Urform des allgemeinen Ich zu ergründen, nicht einmal das deinige in seiner Zerrissenheit kennen lernst, wie kannst du die Abstraction und Reflexion selbst so ohne Weiteres, als ob sich das von selbst verstände, gleich vom Anfang an zu den Werkzeugen deines Philosophirens machen, ohne alles Prüfen und Nachdenken, was diese Operationen denn selbst in Wahrheit sind, und was du von ihnen Reelles zu hoffen hast? Heifst das vorsichtig philosophiren, mit einer willkürlichen und ungerechtfertigten Voraussetzung anfangen und sie allem Weiteren sogleich zu Grunde legen? Oder, wenn du dieses ja thun zu müssen glaubtest, ist das vorsichtig, wenn man das gewonnene Ergebnifs, dessen Leerheit und Plattheit jedem Gemeinverständigen auffällt, nicht einmal selbst wieder näher betrachtet und zusieht, ob es auch Gehalt und was für einen habe? So aber, wie du schon mit dem Gedankenlosen und Ungereimten als Hebel des Ganzen zur Sache kommst, gleichst du einem Krieger, der zur Entscheidung der Schlacht statt eines Schwertes einen Federlappen aus der Scheide zieht. Wie der Anfang ist daher auch die Fortsetzung, ja deine ganze Philosophie und zumeist das Eigenthümliche, dessen du dich rühmst, so sehr du dir auch den Schein vom Gegentheil zu geben suchst, nichts als ein loses, nichtiges Gewebe heilloser Willkür und des gemeinsten Dogmatismus, nichts als das Vorausgesezte, das vorher Ausgemachte oder Gewünschte deiner Meinung und oberflächlichen Ansicht, das du, in sich unbegründet und ungeschickt verbunden, auch Andern zur Ueberzeugung aufdringen willst, ein Etwas, welches sich zur wirklichen Philosophie wie zum Menschen der Affe verhält, ein Zerrbild und eine Fratze, womit du bei der Miene, die du noch dazu annimmst, die lächerlichste Figur von der Welt spielst für Jeden, der wirklich etwas von Philosophie versteht. Ob du daher mich zum Realprincip deiner Philosophie erwählest oder nicht, ist völlig gleichgültig; thätest du es auch, es wäre das blofse Wort, dem überall nichts Vernünftiges folgte. Du verschmähst mich als Princip doch nur darum, weil du in deinem Ich aufser mir auch noch allerlei Anderes, nämlich alles Nichtvernünftige und Un-

Digitized by Google

vernünftige, antriffst, und Ich daher in diesem buntscheckigen Reichthum für etwas Höheres und Besseres hältst, als wenn dieses Alles auf mich zurückgeführt und von meiner Einheit durchdrungen wird. Doch was dieses sagen will, verstehst du nicht. Doch merke so viel, dafs, wo ich nicht ganz bin, ich da überhaupt nicht in Wahrheit und Wirklichkeit seyn kann. Wer aber so wie du sich noch auf der niedrigsten Stufe des Bewufstseyns herumtreibt, und in der Befangenheit seiner einmal angenommenen Ansichten und Meinungen sich sogar den gesunden Menschenverstand verfinstern läfst, der ist noch weit entfernt von derjenigen Stufe, auf welcher das vernünftige Erkennen anhebt und mein Wesen sich zu erkennen gibt. Wie sehr du auch, wie jeder Andere, mit der Anlage der Vernünftigkeit geboren seyn magst, was ich dir nicht abspreche: zu einer mich wahrhaft erkennenden, von meinem Wesen zeugenden und ihrer selbstbewufsten Verwirklichung meiner in dir hast du es noch nicht gebracht. Wir beide sind daher noch völlig geschieden, nicht durch meine, sondern durch deine Schuld; und das gröfste Hindernifs, welches dich nie zu mir gelangen lassen kann, hast du dir selbst gesezt da, wo du es wohl am wenigsten meinst, durch deinen *absoluten Gränzpunkt*, dessen völlig unbegründete, willkürliche und rein-dogmatische Annahme eine so heillose, aller Philosophie und Speculation widerstrebende Erfindung ist, dafs derjenige, der dir trauend seine Vernunft und Einsicht unter den Glauben an diese Schranke gefangen gäbe, in demselben Augenblicke allem wirklichen Denken (ich verstehe nicht jenes formelle, welches du allein kennst und treibst, jenes Zusammenkneten von Vorstellungen) und jedem glücklichen Erfolge im Philosophiren, den du davon abhängig machen willst (§. 58), geradezu entsagen müfste. Indem du aber dasjenige, wovon du dieses unsinnige Dogma ableitest, deine sogenannte *transcendentale Synthese des Seyns und des Wissens im Ich* oder des *Realen* und *Idealen*, wofür dir das Bewufstseyn gilt, selbst ohne alles Weitere, ohne nähere Untersuchung und Beweis für ein *unbegreifliches Geheimnifs* erklärst, wie Alles, womit *du* nicht fertig werden kannst: geht doch deine Anmafsung, die um so mehr einer ernstlichen Zurückweisung bedarf, so weit, dafs du mit deinem Gebote der freiwilligen nothwendigen Beschränkung auf jenen Gränzpunkt, wie mit einem versteinernden Medusenhaupte in der Hand, alles Leben der Philosophie und Speculation, wo es noch sich regt und vorhanden ist, tödten und in Erstarrung fesseln willst, oder dafs du dich damit auch wie zu einem philosophischen Grofsinquisitor aufwirfst, um Alles, was über jene Schranke, d. h. über deinen engen Gesichtskreis hinausliegt, sofort schon defshalb für unzulässig und grundlos, für willkürlich und anmafsend oder für transcendent, worunter du dieses Alles begreifst, zu erklären und zu verurtheilen. — Wenn du für deines Gleichen in deinen Thatsachen und unmittelbaren Gewifsheiten und in deiner Reflexion auf diese Sachen und auf dein Ich, und hiemit in aller Unwahrheit dich länger herum treiben wilst oder sonst ein loses Geschwätz über Allerlei vor den Leuten zu verführen und für deine vermeinte Vernunft ein grofses Geschrei zu erheben Lust hast, so thue es; aber wisse, dafs in der Geschichte der Philosophie, auch wenn du sie selbst alphabetisch zu bändigen dir alle Mühe gibst, deine Weisheit weder wiegt noch zählt, und in dem Reiche der Geister dein Name nicht vernommen wird; oder nennen und anmerken kann man dich zwar, aber nur bei einer grofsen Verirrung deiner Zeit, bei einer Geistes-Verrenkung, welche in dir ihre völlige Mifsgestalt und ihr fratzenhaftes Extrem erreicht hat. Meine Wahrheit aber ist dir noch nie zur Thatsache und Gewifsheit geworden, und wird es nie werden auf deinem Wege."

Als Ref. diese Rede der Vernunft vernahm, erschrack er wiederum heftig, denn so stark hatte er sie nicht vermuthet. Dafs Hr. Krug aber es sehr mit ihr verdorben haben müsse, und sie ihm so leicht nicht gut werden würde, konnte man ihr anmerken oder vielmehr ihrem Freunde und Vertheidiger, denn dafs es die ganz reine Vernunft gewesen, die so sprach, kann Ref. nicht verbürgen, da sie ja doch nur eines menschlichen Mundes sich bediente, und was daher auch etwa Menschliches an ihrer Rede abzuziehen seyn dürfte, will Ref. dahin gestellt seyn lassen. Er war aber jezt um so mehr in Sorge, dafs die folgende Rede, welche Gott als das wahre Realprincip gegen Hrn. Krug in Schutz nehmen sollte, noch stärker ausfallen würde. Denn auch defswegen hatte er sich an einen Andern gewendet, nämlich an einen Gottesgelehrten. Es war dieser jedoch keiner von denen, welche sich, wie Hr. Krug selbst, nur für die Seligkeit oder auch Glückseligkeit ihres Ichs interessiren, was man fast etwas egoistisch nennen könnte, und die, weil sie nichts von Gott *wissen* zu können meinen, aber ohne Gott sich doch auch in Verlegenheit befinden, wie sie zur Erreichung ihres Wunsches und Vorhabens, nämlich der Seligkeit, gelan-

Digitized by Google

gen sollen, hiezu sich einer Reflexion auf die *äufsern* Bedingungen der Möglichkeit der Sache, wie z. B. Hr. Krug selbst (§. 84), oder eines ähnlichen Nothbehelfes bedienen, durch welchen sie sich nöthigen lassen, an ein höchstes Wesen, das dann eben für sie Gott ist, zu *glauben*, und diesem dann auch durch eine fernere Reflexion alle diejenigen Eigenschaften zukommen lassen, welche sie zu ihrem und der Menschen Heil für nöthig und dienlich erachten. Von diesen also war es keiner, sondern einer von denjenigen Gottesgelehrten, welche durch Offenbarung und Vernunft auch wirklich etwas von Gott zu wissen glauben, und in diesem Wissen allein so sehr ihre Seligkeit und die absolute Harmonie ihrer gesammten, einzig auf Gott gerichteten Thätigkeit finden, dafs sie ihr Ich ganz und gar darüber vergessen, und für dieses nichts begehren, wenn sie nur Gott haben. Da nun gerade auf diese Hr. Krug sehr übel zu sprechen ist, und es fast bezweifelt, dafs man mit ihnen noch ein vernünftiges Wort reden könne, so befürchtete Ref. nicht ohne Grund eine neue starke Entladung. Allein der Gottesgelehrte sagte, nicht zu Hrn. Krug, sondern zum Ref. selbst, ruhig und freundlich nur etwa Folgendes: „Lafs ihn und gib dir keine Mühe mit ihm, wenn er Gott nicht zum *Grundsteine*, sondern erst im siebenten Haupttheile seiner Philosophie zum *Schlufssteine* des Gebäudes machen will (Eusebiologie, Vorr. S. VIII). Wie dieses Gebäude beschaffen ist, siehst du; sein Ich unten als Fundament, dann über einander *drei* theoretische Steine (Logik, Metaphysik und Aesthetik) auf der einen Seite, und *zwei* praktische (Dikäologie und Aretologie) auf der andern, und in der Gesellschaft dieser Steine oben, jedoch mehr auf die praktische Seite herüberhangend, als Schlufsstein Gott (Eusebiologie), und bei diesem, um den Schlufs vollkommen zu machen, noch ein Stein mit dem Sach- und Namenregister über die sieben Steine; und was dieses Gewölbe für einen architektonischen und wissenschaftlichen Halt hat, dessen Mangel er unserer Erkenntnifs vorwirft, haben wir bisher, schon am Fundamente, zur Genüge kennen gelernt. Wenn gleich das ausgehauene Bild auf seinem Schlufssteine nicht den wahrhaften Gott möglicher Erkenntnifs, sondern nur den selbstersonnenen Götzen seiner Reflexion darstellt, kann doch auch so sein Ich nur von Unten, vom Fundament hinaufblickend, seines Anschauens theilhaftig werden. Es ist zwar unglaublich, dafs derjenige, von dem es heifst, „in *ihm* leben, weben und sind wir," einem von den nach seinem Bilde Geschaffenen der göttlichen Natur so gar wenig verliehen habe, dafs er gar nichts davon in sich verspüren sollte, und hieran eine Entschuldigung hätte, wenn er in der Blindheit seines Herzens den, der ihn geschaffen, eben so wenig in sich als aufser sich findet und zu kennen vermag; allein es steht auch geschrieben, dafs Gott die ihn nicht erkennende Weisheit dieser Welt zur Thorheit macht, und dafs er denen, die nicht die Liebe zur Wahrheit annehmen, kräftige Irrthümer senden wird; und diesem hat er nur noch schwache, wenig wirksame gesendet, doch für ihn genug. Die Thorheit ist hier aber diese weltweise Philosophie, welche nicht darauf ausgeht, dasjenige, was schon an und für sich vorhanden und von Ewigkeit ist, in seiner Reinheit und Wahrheit zu erkennen und anzuerkennen, sondern welche, nur mit dem lieben Ich des Philosophen beschäftigt, aus dessen eigener Weisheit etwas Besonderes erst *erzeugen* will. Da wird dann das Erzeugen und das Erzeugte von solcher Mifsbeschaffenheit, als wir hier erblicken; da geschieht es, dafs, wie einem schlechten Baumeister, das in selbstgefälliger Klugheit aufgeführte Werk haltlos in sich zusammenstürzt, weil es weder ein sicheres Fundament noch innern Zusammenhang hat; da begegnet es denen, welche doch von Gott etwas sagen wollen, dafs sie nicht aus dem Erkannten reden, sondern aus dem Gemeinten, wie, wenn es ein solches Wesen gibt, es dann wohl beschaffen seyn müsse, und in der Anwendung ihrer endlichen Verstandes-Urbegriffe auf das Unendliche in solche Ungereimtheiten und unbegreiflich thörichte Reden gerathen, wie wir diesem es begegnen sehen in seiner Gottseligkeitslehre *). Sollte er einmal noch den Geist aus

*) Vermuthlich ist die Stelle in der *Eusebiologie*, §. 12, Anm. 1, oder eine sonst ihr ähnliche gemeint. In jener heifst es: *Einheit*, *Vielheit* und *Allheit* sind drei Urbegriffe des Verstandes oder Kategorien, die, auf das Göttliche als Object bezogen, die *monotheistische*, *polytheistische* und *pantheistische* Vorstellungsart von demselben geben. Hier ist nun aber sogleich zu bemerken, in welche Schwierigkeiten und Streitigkeiten wir uns durch jene Beziehung verwickeln, weil dieselbe eigentlich nichts Anderes als eine Beschränkung des Göttlichen ist. Dieses müfste *von Rechts wegen*, wenn es in seiner ganzen Unbeschränktheit gedacht werden sollte, *weder* als Eines, *noch* als Vieles, *noch* als Alles gedacht werden, weil diefs lauter *quantitative* Bestimmungen sind, und beim Unendlichen die Frage wie grofs? oder wie viel? *unziemlich* ist. Dann verschwindet uns aber das Göttliche gleichsam unter den Händen, und so sehen wir uns *doch*

Digitized by Google

Gott, der es wirklich ist, empfangen, und Gott ihm erleuchtete Augen seines Verständnisses geben, was ich ihm von Herzen wünsche, so wird er Alles das von selbst erkennen und seiner Thorheit, d. i. seiner ganzen Weltweisheit sich schämen."

Nachdem Ref. hiemit die verschiedenen Parteien selbst vorgeführt hat, glaubt er, um dem geneigten Leser nicht in seinem Urtheil vorzugreifen, jedes eigenen Zusatzes sich füglich enthalten zu können. Gerne hätte er nun noch die übrigen Hauptpunkte von des Hrn. Verfs. Fundamentallehre, wozu vor allen der bereits etwas unsanft berührte *absolute Gränzpunkt* des zweiten Hauptstückes (insbesondere §. 55 — 59) gehört, etwas näher hervorgehoben; allein die beiden gehaltenen Reden, welche ihm immer in den Ohren widerklangen, benahmen ihm selbst alle Freudigkeit zu seinem weiteren Berichte. Auch ist dieser Gegenstand, ob ihn gleich der Hr. Verf. für den allerwesentlichsten Punkt seines Systems erklärt, doch von ihm selbst so behandelt worden, dafs sich in der That wenig darüber sagen läfst, weil die Sache nämlich ein unbegreifliches Geheimnifs, und diesem nachzuforschen ganz und gar verboten ist, und dem Ref. dabei auch selbst etwas Unerfreuliches begegnete. Denn da er aus den gelehrten Worten des Hrn. Krug doch nicht mehr als nur so viel abnehmen konnte, dafs das Bewufstseyn, welcher Ausdruck eine *Synthese* (d. i. Verknüpfung, Zusammensetzung; keineswegs aber Einheit oder Identität) *des Seyns und des Wissens im Ich* bedeutet, eben das Bewufstseyn ist, und im abstracten oder ursprünglichen Bewufstseyn, welches das noch keinen bestimmten oder einzelnen Gegenstand wissende Bewufstseyn ist, jene Verknüpfung ebenfalls und zwar *ursprünglich* vorhanden seyn müsse, und daher als eine *ursprüngliche Thatsache* oder *Urthatsache des Bewufstseyns* anzusehen sei, welche zum Unterschiede von jeder anderweiten bestimmten (empirischen, factischen) Synthese des Seyns und des Wissens auch die *transcendentale Synthese* genannt wird: so wollte schon da es den Ref. bedünken, dafs Hrn. Krugs eigenthümliches Wissen vom Wesen des Bewufstseyns, welches ihm durch eine Reflexion auf sich selbst entsteht, doch im Grunde nichts weiter enthalte als eine Berufung auf dasjenige, was Jedermann unter dem Bewufstseyn in abstracto ohnehin schon versteht, dafs es nämlich ein Wissen sei von Etwas überhaupt, einem Gegenstande, einem Seienden, wie das bestimmte, empirische oder concrete Bewufstseyn das Wissen von einem bestimmten einzelnen Gegenstande ist. Da nun aber, wie es ferner heifst, eine Urthatsache von keiner andern vorhergehenden abgeleitet und dadurch erklärt oder begriffen werden kann, und eben defshalb auch jene transcendentale Synthese der *absolute Gränzpunkt* des Philosophirens, d. h. der Schlagbaum ist, der jede Erklärung der Möglichkeit jener Synthese geradezu verwehrt, und über welchen keine Philosophie, ohne sich in grundlose Speculationen und leere Träumereien zu verlieren, ohne willkürlich und anmafsend, kurz transcendent, d. h. das Transcendentale selbst überfliegend zu werden, hinausgehen kann und darf: so war dem Ref., der hier in die tiefsten Tiefen des Geistes eingeführt zu werden hoffte, hiebei nicht anders zu Muthe als Einem, dem eine etwas geöffnete Thür, durch welche er grofse Schätze und Kostbarkeiten zu erblicken glaubt, welche er näher zu besichtigen begierig ist, plötzlich mit

---

wieder genöthigt, es durch *einen* jener Begriffe *vorzugsweise* zu bestimmen, um es *nur in Gedanken* (warum nach dem Vorigen nicht auch in den Händen?) festhalten zu können. Durch welchen jener Begriffe *sollen* wir es nun bestimmen? *Am schicklichsten wohl* durch den Begriff der *Einheit* u. s. w." Indem nun Hr. Krug den reinen Monotheismus festhält, spricht er dann weiter davon, dafs dem Christenthume in dem Kampfe mit andern monotheistischen Religionen (Judaismus, Muhamedanismus u. dergl.) der *Sieg ungemein erschwert* werde durch die *Dreieinigkeitslehre nach der gewöhnlichen Lehrart*. „Denn man wiederhole dem Juden, dem Muhamedaner und andern eifrigen Monotheisten noch so oft, dafs die drei göttlichen Personen nur Eine Gottheit ausmachen, sie glauben es doch nicht, weil sie *nicht von Jugend auf* an diese Vorstellungsart gewöhnt sind, und halten daher das Christenthum für einen *verkappten Polytheismus*." Und fast sollte man glauben, dafs Hr. Krug es selbst auch dafür halte, da er ja die Kinderschuhe wohl ausgezogen hat. Jedenfalls werden die Missionäre, wenn sie nicht die Früchte ihrer Arbeit verlieren wollen, wohl thun, diesen, wie es nach Hrn. Krug scheint, so bedauernswerthen Zusatz zum Christenthume, welches darin dem Judaismus und Muhamedanismus nachsteht, gänslich wegzulassen oder wenigstens von Hrn. Krugs Lehrart darüber sich vorher zu unterrichten, wegen der traurigen Folgen, welche die Dreieinigkeitslehre haben kann. Denn nach der interessanten Vermuthung, welche hier noch geäufsert wird, war *sie* wohl eine Mitursache (wer weifs, ob nicht vielleicht die Hauptursache?), „dafs das Christenthum, welches einst in *Nubien* so herrschend war, dafs es dort bereits siebenzehn Bisthümer gab, in diesem Lande fast ganz verschwunden und vom Islam verdrängt ist." Und eben so in den Oasen.

Anm. d. Ref.

Digitized by Google

aller Heftigkeit vor der Nase zugeschlagen wird, um jene Schätze ihm für immer zu einem verschlossenen Geheimnifs zu machen; und bei der apodiktischen Barschheit, mit welcher sich Ref. vor der Thüre gelassen sah, konnte er jezt nicht umhin, sich wirklich wie ein aus den Wolken gefallener Zuhörer vorzukommen. Hr. Krug wird es ihm daher auch nicht übel nehmen, wenn er in seinem Unmuthe und bei der Ungewifsheit, wie es darinnen, nämlich im Innern des Bewufstseyns, wirklich aussieht, auch an der blofsen Behauptung, dem Eigenthümlichen des Hrn. Verfs., dafs im Bewufstseyn schon *ursprünglich* Seyn und Wissen mit einander verknüpft seien, noch einigen Anstofs nimmt und einen vernünftigen Zweifler spielt, weil hier von einer Sache die Rede ist, welche man allerdings noch wegläugnen kann. Denn da gerade die Möglichkeit und das *Wie* dieser Verknüpfung nicht nachgewiesen und von Hrn. Krug vielmehr für das Unerklärliche und Unbegreifliche ausgegeben wird, so hat auch Ref. seinerseits ein Recht, schon defshalb die Urthatsache selbst und deren richtige Auffassung durch Hrn. Krug noch zu bezweifeln, so lange er nicht gerade über jenes *Wie* sich näher zu erklären, und, wie er selbst dazu gekommen, sich auszuweisen vermag, und so lange er nicht angibt, was denn jenes dem Wissen verknüpfte Seyn entweder für ein wirkliches Seyn oder wie wenigstens von ihm gemeint worden sei. Denn versteht er darunter blofs das Seyn des Ichs oder auch das Seyn des Wissens selbst, von dem man doch nicht sagen kann, dafs es nicht sei, so wird ihm Ref. das nicht bestreiten; meint er aber, dafs auch das Seyn von den andern Dingen, von Allem, was nicht Ich ist, schon mit dem Wissen verknüpft sei, (in welchem Falle er ein gemeiner Idealist wäre, wogegen er sich verwahrt), so weifs ja Hr. Krug selbst, dafs sein Wissen davon *in* seinem Bewufstseyn nur die *Vorstellungen* der Dinge, nicht aber deren Seyn selbst, welches für sich draufsen besteht, enthält. Ferner ist die sogenannte *Urthatsache* augenscheinlich gar keine Thatsache mehr, welche hier nur das Ich ist, sondern nur die *Abstraction* von allen einzelnen und wirklichen Thatsachen; man kann aber nicht ohne Uebereilung schliefsen, dafs, wenn das Seyn der Dinge auch in dem bestimmten empirischen Bewufstseyn, wenigstens als Vorstellung oder als vorgestelltes Seyn, vorkommt, es defshalb auch in das leere oder ursprüngliche Bewufstseyn mit hinübergehe, indem davon gerade ja abstrahirt wird. Bedenke doch Hr. Krug selbst, was ihm als Thatsache bleibt, wenn er jedes bestimmte Bewufstseyn sammt allen seinen mannigfaltigen Wechseln zu haben aufhört, und ob ihm da, wo ihm gar nichts mehr bewufst ist, für sein Bewufstseyn auch etwas Anderes übrig bleiben könne als von allem Seyn — *nichts?* Will er nun dieses Nichts selbst ein Seyn nennen und für das von ihm Gemeinte ausgeben, so mag er zusehen, wie er das rechtfertigt. Allein die ganze Sache ist ohnehin nur eine leere Träumerei und eine grundlose Speculation; denn der Fall kann gar nicht vorkommen, dafs man auf jenes nichtswissende ursprüngliche Bewufstseyn reducirt würde, aufser etwa, wenn man stirbt, da man in jedem wirklichen Zeitmomente auch nur ein bestimmtes Bewufstseyn haben kann. Wenn nun Hr. Krug dennoch von einem, jedem bestimmten Zeitmomente, in welchem man sich etwas bewufst ist, *vorhergehenden* Bewufstseyn und dessen Beschaffenheit oder Zusammensetzung sprechen will, so kann Ref., um nicht selbst in den Fehler eines grundlosen Behauptens oder Speculirens zu verfallen, wenn er auf seinem *Nichts* gegen das von Hrn. Krug angenommene *Seyn* bestände, demselben auf keinen Fall mehr zugestehen und einräumen, als dafs man von dem ursprünglichen Bewufstseyn überhaupt gar nichts, folglich auch nicht das, was Hr. Krug davon wissen will und behauptet, wissen kann, weil es über *alle Erfahrung* hinausliegt. Oder, um den Unterschied zwischen Hrn. Krug und dem Ref., der erst jezt bei dieser Veranlassung diese Ansicht gewinnt, noch schärfer anzugeben, so behauptet jener das *Vorhandenseyn* einer transcendentalen Synthese des Seyns und des Wissens im Ich als einer ursprünglichen Thatsache des Bewufstseyns, in welcher jedoch die Möglichkeit und das *Wie* jener Verknüpfung völlig unbegreiflich und unerklärbar sei; Ref. dagegen glaubt bewiesen zu haben und zwar so gut und bündig, als Hr. Krug selbst diese Kunst versteht, dafs nicht blofs von der Beschaffenheit dieser Verknüpfung, wenn Hr. Krug selbst nichts darüber anzugeben weifs, sondern *überhaupt nicht einmal* von dem *Vorhandenseyn einer solchen transcendentalen Synthese*, wenn sie auch wirklich vorhanden wäre, *irgend etwas in Erfahrung gebracht* werden kann. Da nun Hr. Krug so apodiktisch etwas behauptet von einem Gegenstande, von dem man schlechterdings nichts wissen kann, so fürchten wir sehr, dafs er hierin selbst, wie schon gesagt, sich in eine grundlose Speculation und leere Träumerei verlierend, in seiner Voraussetzung willkürlich, in seiner Behauptung anmafsend, mit Einem Worte *transcendent*

Digitized by Google

geworden sei, ja dafs er bei der Art und Weise, wie er unbegreifliche Geheimnisse dogmatisch aufstellt, sich in Acht zu nehmen habe, nicht selbst als ein Mystiker verschrien zu werden. Denn wenn er sich auch darauf beruft, dafs seine Urthatsache, wie er behauptet, die Bedingung, die conditio sine qua non aller übrigen Thatsachen sei: so getraut sich Ref. auch hier, ihm zu beweisen, dafs dem nicht so sei, da vielmehr das Ich und das Bewufstseyn überhaupt, wie ja Hr. Krug selbst schon eingesehen hat, diese conditio sine qua non ist, ohne dafs es darum nöthig hat, schon ursprünglich eine Zusammensetzung von Seyn und Wissen in sich zu beherbergen, dafs dagegen aber dem Hrn. Krug bei *seiner* Behauptung eine kleine Verwechslung der *Möglichkeit* mit der *Wirklichkeit* begegnet seyn möchte. Denn wer sieht nicht, dafs das Bewufstseyn *vor* seinen bestimmten Synthesen des Seyns und des Wissens, wie es Hr. Krug nennt, d. h. ehe es wirklich etwas Bestimmtes weifs, nur erst die *Möglichkeit* ist, überhaupt etwas zu wissen und daher auch das Wissen von einem *Seyn* oder Seienden zu erhalten? Hr. Krug aber hat dieses Seyn schon als ein *wirkliches* dem Bewufstseyn sogleich in seinen Urzustand hineingeschoben; und diese Verwechslung ist doch wohl nicht geringer, als *die* zwischen dem Begriff von 100 Thlrn. und 100 wirklichen Thlrn. Was Hr. Krug daher auf dieser Bahn sich ferner wird gefallen lassen müssen, z. B. dafs das Denken auch das Seyn, die Logik auch schon Metaphysik sei, dafs der Begriff Gottes auch sein Daseyn in sich schliefse, kurz Alles, was er sonst einen salto mortale zu nennen pflegt: das mag er selbst bedenken. Sucht er sich jezt aber damit zu helfen, dafs er sagt, er habe unter dem Seyn in jener transcendentalen Synthese nur das *mögliche* Seyn oder eigentlich nur die Möglichkeit von dem auf das Seyn sich beziehenden Wissen verstanden: so läfst sich zweierlei dagegen sagen: 1) dafs dann Hr. Krug dasjenige, was er für unbegreiflich und unerklärbar erklärt hat, selbst zu erklären versucht und somit über seinen absoluten Gränzpunkt hinübersteigt; 2) dafs dann aber auch die ganze Sache ein unbegreifliches Geheimnifs zu seyn aufhört, indem auch Hr. Krug jezt nicht mehr behauptet, als was Jedermann weifs und auch Ref. vorhin angeführt hat, hiemit aber auch von der Gefahr der eben genannten Ueberschreitung wieder befreit wird, indem mit dem Einsturz des ganzen von Seyn und Wissen zusammengesezten transcendentalen Luftschlosses auch der absolute Markstein vom Gebiete der Philosophie von selbst verschwindet.

Was nun nach diesem über das Verhältnifs des Realen (des Seyns) und des Idealen (des Wissens) zu einander, und über die aus der überwiegenden Festhaltung des einen oder des andern und aus der gehörigen Verbindung beider entspringende Arten von philosophischen Systemen, das *thetische*, das *antithetische* und das gegen Seyn und Wissen gleich gerechte und darum einzig richtige *synthetische*, von Hrn. Krug angeführt und abgehandelt wird, glaubt Ref. einstweilen übergehen zu dürfen, bis die zulezt etwas wankend und lose gewordene transcendentale Zusammensetzung des Seyns und des Wissens, auf welcher das ganze System des *transcendentalen Synthetismus* des Hrn. Verfs. beruht, von ihm wieder etwas befestigt und hergestellt worden seyn wird. Wenn indessen bei diesem Synthetismus weiter nichts als (§. 68) „die jedem Menschen von gesundem Verstande natürliche und nothwendige dreifache Ueberzeugung von seinem *eigenen Seyn*, von *dem Seyn anderer Dinge aufser ihm*, und der zwischen ihm und diesen Dingen stattfindenden *Gemeinschaft*“ gefordert wird und die Anerkennung dieser drei Grund- oder Urüberzeugungen auch *ohne Beweis*, indem sie „nichts desto weniger *unumstöfslich gewifs*, weil sie *ursprünglich* sind,“ (gewifs wenigstens so alt, als es ein Bewufstseyn gibt): so kommt es uns auf *diese Kleinigkeit* nicht an, um so wohlfeilen Kaufs den kostbaren Titel philosophischer *Synthetisten* uns ebenfalls zu erwerben, wobei wir auf das hehre Prädicat „transcendental“ obendrein noch Verzicht leisten können. Ja, wir finden, dafs die von Hrn. Krug auf Bekämpfung des *Fichte*'schen und anderen *gemeinen Idealismus* so reichlich verwandte Mühe wenigstens in der *dritten* Auflage hätte erspart werden können, da unseres Wissens unter den gegenwärtigen Philosophen gar nicht mehr davon die Rede ist, dafs die äufseren Dinge nicht auch wirklich vorhanden wären, sondern vielmehr nur darnach gefragt wird, was an ihnen das Wahre, das Wesenhafte und Vernünftige sei: eine Frage, die jedoch Hrn. Krug, wenigstens in der Fundamentalphilosophie, noch nicht beigefallen zu seyn scheint, indem die *Realität*, von welcher *er* spricht, ihm nur mit dem *eigenen Seyn* der Dinge, wie sie, so zu sagen, mit Haut und Haaren da sind und der unmittelbaren Gewifsheit sich darstellen, gleich gilt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 15. u. 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Wilhelm Traugott Krugs, Professors der Philosophie zu Leipzig, Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, als erster Haupttheil eines vollständigen Systems der Philosophie.

(Beschluss.)

Hiemit glaubt Ref. überhaupt endlich abbrechen zu müssen, theils um der Bescheidenheit des Hrn. Krug nicht zu nahe zu treten, wenn einem einzigen seiner Werke allein eine so grofse Zahl von Blättern in diesen Jahrbb. gewidmet würde, theils weil auch in dem Folgenden, bei aller dem Hrn. Krug eigenthümlichen Kunst und Fertigkeit der Behandlung und Darstellung, welche wir bisher schon kennen gelernt haben, doch in den abgehandelten Gegenständen selbst nicht mehr so viel ausgezeichnet Eigenthümliches angetroffen wird, dafs Hr. Krug den Ruhm davon nicht auch mit andern Philosophen zu theilen hätte; einiges Bedeutendere ist auch schon gelegentlich berührt worden. Bei dem schon öfter erwähnten *dritten* Hauptstücke der Apodiktik, welches „von der ursprünglichen Form der Thätigkeit des Ichs," und hiemit von einer Menge von Thätigkeiten, Vermögen und Fähigkeiten handelt, welche alle ihre Ansprüche und das Recht auf ihren gleichen Antheil am Ich gehörig geltend zu machen wissen, hat zwar Ref., um Anderes zu übergehen, eine Kleinigkeit vermifst, nämlich bei der Abhandlung der Function der theoretischen Intellectualität oder des *Denkens* (§. 79) und seiner Arten (Anm. 2) die Eintheilung desselben in *formelles* und *substantielles;* allein die Entdeckung oder Wiederentdeckung des lezteren im Ich ist vielleicht für Hrn. Krug noch zu neu, als dafs er davon schon hätte Notiz nehmen können; auch würde es als das rein- oder positiv-vernünftige Denken seinen Platz nicht blofs unter dem Verstande einzunehmen haben. — Gern hätte Ref. dem Hrn. Verf. seinen Beifall auch darüber bezeigt, dafs er die *theoretische* und die *praktische Vernunft* nicht, wie Andere, gleichsam für „zwei Vernünfte, die wie feindselige Genien im Widerstreite mit einander liegen," (§. 76 Anm.) ansieht, und auch einen *Primat* der praktischen Vernunft nicht unbedingt zugesteht, doch so, dafs die Sache recht verstanden ihre gute Richtigkeit hat (§. 81, Anm. 4); allein da dem Ref. doch nicht ganz klar wurde, was denn in beiden Arten der Vernunft sie selbst und das Eine und Sichselbstgleiche derselben sei, und ihm dabei die obige Rede der Vernunft selbst wieder einfiel, so wollte er einen so mifslichen Gegenstand lieber unberührt lassen. — Der Inhalt endlich des *vierten* „von dem höchsten und lezten Zwecke der Thätigkeit des Ichs" handelnden Hauptstückes, welches in zwei §§. (83 u. 84) und mehreren Anmerkungen mit einer eröffneten Aussicht in eine *übersinnliche Welt* (blofs den Worten nach) eine *sittliche Ordnung der Dinge* und als deren Ergebnifs die *Seligkeit* aller Sittlichguten uns als das gesuchte Ziel und den *Endzweck der Vernunft* namhaft macht, und die zu unserer Seligkeit erforderlichen, durch Reflexion auf die *äufsern* Bedingungen ihrer Möglichkeit uns abgenöthigten Annahmen dessen, was wir — nicht wissen, sondern zu *glauben* haben, (Gott und Unsterblichkeit) aufstellt, und daher mit der Moralität auch die *Religion* nothwendig verknüpft, ist in der Hauptsache schon früher berührt worden. — Da aber am Schlusse der Apodiktik der geneigte Leser vom Ref. ohne Zweifel eine genaue Rechenschaft über das *apodiktische* Wissen fordert, zu welchem wir es vom Nichtwissen und problematischen Wissen aus wirklich gebracht haben, so möge die Versicherung genügen, dafs, mit Ausnahme desjenigen, was wir nicht wissen können und was problematisch bleiben mufs, weil es unerkennbar und unbegreiflich ist, wozu aufser der Synthese, Gott, Unsterblichkeit auch die Freiheit, der Ursprung des Bösen und des Menschen überhaupt (S. 196), das Verhältnifs des Innern und Aeufsern im Menschen (S. 155), die Möglichkeit irgend einer Thätigkeit überhaupt (S. 194),

Digitized by Google

und hiemit also wohl auch irgend einer Existenz, und vielleicht noch einige Dinge gerechnet werden müssen, dafs, dieses ausgenommen, also alles Uebrige der geneigte Leser apodiktisch wissen wird, und über Alles wenigstens *raisonniren* kann, weil das Philosophiren auch ein *Raisonniren* ist (S. 143), welches man von Niemand besser, als Hrn. Krug, lernen kann. — Sollte man aber auch über die Erreichbarkeit des *höchsten Gutes*, nämlich der *Seligkeit*, auf dem von Hrn. Krug dazu gezeigten Wege vom Ref. eine Bürgschaft und Zusicherung verlangen, so müfste dieser mit Bedauern, einer so grofsen Anforderung nicht genügen zu können, sie auch gänzlich von sich zurückweisen, indem dieses augenscheinlich eines Jeden eigene, von seinem Versuch abhangende Sache ist. Höchstens könnte Ref. sich dazu verstehen, wie ihm sein eigener Versuch mit Hrn. Krugs Theorie praktisch bekommen sei, noch dem Leser zu berichten. Er müfste hier nämlich erzählen, wie er, um diese Lehre frei und ungestört auf sich einwirken zu lassen, hinaus gegangen sei in die Einsamkeit, und alles Mögliche versucht habe, um ihres heilsamen Erfolges sich zu versichern; wie aber auch nichts anschlagen und fruchten wollte, und Alles zuletzt nur die feste Ueberzeugung in ihm zurückliefs, dafs Hr. Krugs theoretischer Weg ihn nicht zur Seligkeit, sondern geradezu zur *Unseligkeit* führe. Ist dieses Ergebnifs Jemand auffallend, so will Ref., da es, wie gesagt, nur seine eigene Sache ist, auch Niemand eine weitere Folgerung daraus aufdringen; indem es aber bei ihm selbst als eine unbezweifelbare Thatsache seines Bewufstseyns feststeht, so mufs er auch für deren Richtigkeit einen unbedingten Glauben fordern, den ihm Hr. Krug am wenigsten versagen wird. Sollte indessen ja eine nähere Entwicklung und Nachweisung dieser Thatsache mit allen dazu gehörigen Umständen und Belegen gewünscht werden, so müfste dieses mit vielem Anderen, wovon gegenwärtig nur wenig oder gar nichts berichtet werden konnte, insbesondere mit dem, was noch aus der philosophischen Methodenlehre und ihren beiden Theilen, der Didaktik und Architektonik, Interessantes anzuführen wäre, auf eine folgende Lieferung verspart werden, wenn anders nach dem gegenwärtig Gelieferten ein Deutsches wissenschaftliches Publicum noch ein ferneres Interesse an der Sache zu nehmen geneigt ist.

Der Hr. Verf. aber, dem Ref. durch möglichste Beachtung der von ihm aufgestellten Grundsätze über Recensenten-Pflicht einen Beweis seiner Achtung und Aufmerksamkeit zu geben wünschte, wird wenigstens das Bestreben des Ref. anerkennen, womit dieser ohne Parteinahme für eine vorgefafste eigene Ansicht das Wesentliche „des neuen Systems oder der neuen Methode" überall hervorzuheben, und den Vorwurf einer so flüchtigen Recension, aus welcher „kein Mensch in der Welt eine Idee vom Ganzen und dem darin herrschenden *Geiste*" bekommt, so viel *er* dabei thun konnte, von sich abzuwenden bemüht war; auch die Einschaltung von Reden Anderer wird Hr. Krug nicht für eine „Einmischung fremdartiger Dinge" erklären wollen, da sie dazu dienen, das Urtheil Anderer über ihn von mehr als Einer Seite kennen zu lernen.

G a b l e r.

VII.

Catalogus Artificum sive Architecti Statuarii Sculptores Pictores Caelatores et Sculptores Graecorum et Romanorum Literarum Ordine Dispositi a Julio Sillig. Accedunt Tres Tabulae Synchronisticae. Dresdae et Lipsiae. Libraria Arnoldia. MDCCCXXVII. XVI et 488 S. 8.

Einen Katalog Griechischer und Römischer Künstler zu verfertigen, scheint eine der trockensten und unfruchtbarsten Beschäftigungen unter den alterthümlichen Studien zu seyn. Denn so wie die bildende Kunst der Alten gegen ihre Poesie, Beredsamkeit und ihre Literatur überhaupt in einer unverhältnifsmäfsigen Ferne und Vereinzelung, gleichsam als ein Ding ohne Namen, erscheint, so und noch vielmehr vereinzelt und verloren stellen sich die alten Künstler dar, gleichsam als Namen ohne Gehalt und Bedeutung. Einem Helden des Alterthums mag man aus Einer nur glaubhaften That, einem sonst unbekannten Dichter aus Einem nur ächten Fragment etwas von seiner Eigenthümlichkeit abmerken, aber bei dem bildenden Künstler fehlt mit dem Werke, wenn irgend, Er selbst, und die lebhafteste Beschreibung ist nicht im Stande die Anschauung einer Production zu ersetzen, die uns ein einziger nüchterner Blick klarer vor den inneren Sinn bringt, als hundert begeisterte Phrasen. Die Inschriften auf den Ueberresten alter Kunst, welche Künstlernamen enthalten, scheinen zwar eine Art organischer Verbindung mit der Literatur zu vermitteln, aber Jedermann weifs, wie mifslich es mit ihnen in jeder Beziehung steht. Welche

Digitized by Google

Vorstellungen würden wir trotz aller Vasaris mit den Namen der berühmtesten neueren Meister verbinden, wenn uns ihre Werke gänzlich fehlten, oder sie in verworrener Ueberlieferung fragmentarisch und zerstreut vor uns lägen. So sehr ist im Ganzen der Biograph neuerer Künstler im Vortheil gegen den, der seine Bemühungen den alten Meistern zuwendet. Indefs fehlt es doch auch diesen nicht an eigenthümlichem Reiz und Belohnung. Schon der heitere Hintergrund, die Kunst selbst und die Kunstgeschichte mit ihren Erinnerungen an untergegangene Herrlichkeit und ihren Anschauungen der noch vorhandenen Denkmale verleiht der mühsamen Arbeit einige Anmuth, mehr noch zieht die Achtung für jede bedeutende Individualität und die Verpflichtung zu dankbarer Anerkennung grofsen, wenn auch nur geahneten Verdienstes an, und treibt zu retten, was noch zu retten ist, und alte verloschene Bilder, so weit es möglich ist, wieder aufzufrischen; endlich gewährt die Forderung der Kunstgeschichte durch die Künstlergeschichte an sich und in den vielfältigen Verknüpfungen, durch die sie oft nur vermittelt werden kann, ein reichliches Mafs von Genugthuung. Selbst die Inschriften, von denen man allerdings behaupten möchte, dafs sie eben so viel Verfinsterung und Verworrenheit als Licht und Ordnung gerade in diese Untersuchungen gebracht, sind wenigstens sehr dazu geeignet das combinatorische Talent und den abwehrenden Scharfsinn in Thätigkeit zu setzen.

Der erste, der es unternahm, eine Uebersicht sämmtlicher Künstler des Alterthums zu geben, war *Franciscus Junius*, ein geborner Heidelberger, der aber die meiste Zeit seines Lebens in England zubrachte, und auch dort starb. Sein Catalogus Architectorum etc. secundum seriem literarum digestus erschien zu Rotterdam 1694 fol. als zweiter Theil des Werks de pictura veterum. Dem Andenken dieses zu seiner Zeit sehr hochgeschäzten und auch um andere Zweige der Wissenschaften, namentlich um nordische Sprachen und Alterthümer hochverdienten Mannes ist in neuerer Zeit eine grofse Schmach widerfahren. Der Mahler *Grund* nämlich beschuldigt ihn in seinem Buche die Mahlerei der Griechen I, p. VII eines vollkommenen Plagiats. „Er habe ein solches Künstlerverzeichnifs von dem Florentiner Literator Carlo Dati erhalten, wie sich diefs aus dem in der Bibliothek des Hauses Riccardi zu Florenz aufbewahrten Briefwechsel der beiden Gelehrten ergebe, und diefs für seine Arbeit ausgegeben." Diese harte Beschuldigung verdient hier um so mehr beleuchtet zu werden, da sie auch Hr. *Sillig* p. VI wiewohl mit Vorsicht wiederholt. Er nennt jenen Catalogus ein Opus a Junio maxime ex Caroli Datii collectaneis manu exaratis *mala fide* compilatum *testante certe Grundio.* Diese so schwere Anklage trifft einen Mann, von dem der biedere Grävius sagt: „Nec minor in illo morum erat integritas et castitas, singularisque pudor et ingenuitas," auf dessen alte Freundschaft Hugo Grotius einen besonderen Werth legt, dem die Universität zu Oxford in dem ihm gesezten Ehrendenkmal dieselbe „morum integritas" nachrühmt, trifft ihn in Bezug auf eine Schrift, die doch im Ganzen nichts weiter ist als eine fleifsige und mühsame Notizensammlung, betrifft einen angeblichen Betrug, der so leicht zum gröfsten Unglimpf des Betrügers entdeckt werden konnte. Und was ist das für ein Briefwechsel, durch den ein so wohlerworbener guter Name auf Einmal Preis gegeben wird? Wie viel und wie wenig steht darin, warum wurden der üblen Nachrede nicht auch gleich die Acten urkundlich beigelegt? Und, was die Hauptsache ist, übergab auch wirklich Dati seine Collectaneen dem Freunde? Folgt daraus, dafs dieser einen so schmählichen Mifsbrauch davon gemacht habe? Fr. Junius hat ja den Katalog gar nicht selbst herausgegeben. Schon im Jahre 1637 erschien die erste Ausgabe des Buches *de pictura veterum.* Die Verbesserungen und Zusätze, die der Verf. später dazu machte, überliefs er bei seinem Uebergang nach England, anderen Studien sich widmend, seiner Familie, die in Gröningen ansässig war, und von der Grävius erst fünfzig Jahre später diese Papiere erhielt, um die zweite obengenannte Ausgabe zu veranstalten, nachdem Junius bereits im Jahre 1618 gestorben war. Wie kann man ihn für das, was mit seinen Papieren geschah, verantwortlich machen wollen? Möglich, dafs ihm Materialien von Dati mitgetheilt worden waren, dafs er sie auch bei dem Verzeichnifs, das er laut eines Briefes an Hugo Grotius herauszugeben beabsichtigte, benuzte; woher weifs man jezt, dafs er in diesem Falle seinen Freund nicht dankbar erwähnt haben würde, und mit welchem Rechte kann ihm der Mahler Grund demnach vorwerfen, „unredlicherweise den freigebigen Mann, der gemeinschaftlich und gröfstentheils dazu beigetragen, verschwiegen zu haben?" Hoffentlich wird man nach diesen einfachen und einleuchtenden Erörterungen das Andenken eines Mannes, den selbst Bentley (zu Horat. Serm. II, 5. 40) virum summum zu nennen kein Bedenken trägt, in Frieden lassen, und auch Hr. Sillig wird geneigt seyn, das harte über ihn ausgesprochene

Digitized by Google

Wort zurückzunehmen. Diese Erörterungen können ihn aber auch über die Flüchtigkeit, Nachlässigkeit und Ordnungslosigkeit entschuldigen, die man so häufig dem Catalogus vorgeworfen sieht. Gewifs mancher namhafte Gelehrte würde nicht ohne Schaudern die Möglichkeit denken, dafs man nach seinem Tode zu diesem oder jenem Zwecke angelegte Collectaneen ohne Weiteres als sein opus posthumum an das Licht stellen könnte. Jener Katalog, auf den Winckelmann noch grofsen Werth legte (s. Ueberlieferungen von Ebert II, S. 117), verdiente und erforderte eine neue Bearbeitung. Denn was man auch über die Unzweckmäfsigkeit der alphabetischen Anordnung sagen möge, Gewohnheit und Bequemlichkeit haben auch in der Literatur einige Rechte, oder, wenn man will, Gerechtsame, denen Nachsicht gebührt. Indefs mufste nach den Fortschritten der Wissenschaft das alte Werk eine neue Gestalt annehmen. Hr. Sillig, als er den Gedanken einer neuen Herausgabe des Junius fafste, überzeugte sich bald, dafs eine völlige Umarbeitung erforderlich sei. Mit allen Hülfsmitteln des In- und Auslandes, die die neuere Zeit darbot, ausgestattet, unterstüzt und geleitet durch Sprachkenntnifs, Belesenheit, und durch ein gesundes unbefangenes Urtheil, und mit einer in diesem Gebiete seltenen Lust und Liebe ans Werk gehend bemächtigte er sich seines Stoffes dergestalt, dafs er bei dem sich sammelnden reichen Vorrath Wahl und Mafs zu beobachten wufste; vorzüglich förderte er durch ein vorangegangenes genaues auf neue Vergleichung der besten Handschriften gestüztes Studium des Plinius (wovon er bereits in der Amalthea von Böttiger Proben gegeben hatte) den materiellen Theil seines Werkes; kurz, welche Ausstellungen man auch im Einzelnen zu machen veranlafst seyn könnte, bei einem Werke, dessen Substrat so vielen aus allen Winkeln hervorschielenden Zweifeln unterworfen, und seiner Natur nach auf so viele sich wechselsweise oder nach einander bedingende Vermuthungen basirt ist, man darf versichern, dafs der Verf. im Ganzen Alles geleistet habe, was man mit Billigkeit von einem neuen Junius erwartete.

Ueber das Nähere seines Verfahrens erklärt er sich in der gemüthvollen Zueignung an Böttiger, dem er mit so vielen Anderen die Anregung und vielfache Förderung seiner Studien verdankt. Niemand wird mifsbilligen, dafs die aus falschen Lesarten entstandenen, in die eigentlich mythische Zeit, oder tief herab in die Byzantinische Zeit gehörenden Namen weggelassen sind. Bedenklicher schon ist, dafs auch alle Namen der Mechaniker etc. weggefallen, und nicht wenigstens dem Anhang beigefügt sind. Wie schwer sind hier Gränzen zu ziehen! Mit dem Rechte, mit welchem Thericles, Daesias, Democritus etc. einen Platz gefunden haben, könnten auch andere bei Junius genannte Werkmeister erwähnt werden. Noch weniger einleuchtend ist es, warum Künstler, die auf Grabschriften erwähnt werden, in den Anhang verwiesen wurden, da doch das Zeugnifs der lezteren in der Regel eben so gültig ist als das der Bücher. Ueber diese Verweisung in den Anhang scheint überhaupt der Verf. nicht ganz einig mit sich zu seyn. Die Namen z. B. Clonus bei Virg. Aen. X, 499, Parthenius bei Juvenal. XII, 44 erscheinen im Anhange, dagegen hat Alcimedon bei Virg. Ecl. III, 37. 44 auf die sehr schwache Vermuthung hin, er könne ein wirklich lebender Künstler gewesen seyn, seinen Platz in der Reihe erhalten. Socrates und Pyrrho sind vorn, Lucianus im Anhange. Dafs Namen wie *Euchir* und *Eugrammus* nicht mit Agamedes und Trophonius in Eine Kategorie, und demnach in den Anhang gesezt werden, ist, wie bereits Welcker in der gehaltvollen Beurtheilung dieses Werkes im Tübing. Kunstbl. 1827 No. 81—84 bemerkt hat, befremdend, und um so befremdender, da der Verf. selbst in einer freilich nicht recht klaren Stelle unter Chirisophus S. 150, vergl. S. 424, auf die Symbolik solcher Namen hindeutet.

Was die schriftlich überlieferten Zeugnisse über die Künstler anlangt, so sind wohl die wichtigsten und entscheidendsten überall beigebracht, vorzüglich ist dem Plinius mit Recht viel Raum gegönnt, und eine besondere gelehrte Sorgfalt gewidmet worden. Aber man möchte die betreffenden Stellen auch anderer Schriftsteller in vielen Fällen nicht nur citirt, sondern auch wörtlich abgedruckt lesen. So ist z. B. was Plutarch im Timoleon c. 36 von Nicomachus sagt, so charakteristisch, dafs es eben verdiente wörtlich mitgetheilt zu werden, wie die eben daselbst befindliche Bezeichnung des Kolophonier Dionysius. Auch diese Ausstellung hat bereits Welcker a. a. O. gemacht, und durch Beispiele an den Artikeln *Polyklet, Demetrius etc.* gerechtfertiget. Selbst gegen den armseligen *Tzetzes* durfte der Verf. nicht so ekel seyn, wie er sich unter andern S. 348 beweiset. Vergleicht er jezt, was Otfr. Müller de Phidia S. 16, No. 5 aus der verachteten Quelle schöpft, wird er wohl selbst seine Verschmähung zu rasch finden.

Beziehungen auf noch vorhandene Kunstwerke, so-

Digitized by Google

fern sie nicht unmittelbar durch die Inschriften angezeigt waren, sind sehr sparsam gemacht worden. Es ist allerdings sehr mifslich, die stummen Ueberreste alter Bildnerei in irgend eine Verbindung mit bestimmten alten Künstlern zu setzen, und es wird im glücklichsten Falle immer zweifelhaft bleiben, ob wir den in Frage stehenden Künstler selbst als den Urheber des Werkes oder es als ein Erzeugnifs aus seiner Schule zu betrachten haben. Auch kann der Verf. geltend machen, dafs dergleichen Berücksichtigungen mehr in eine Geschichte der Kunst als der Künstler gehören; aber es ist nicht selten eine Hindeutung dieser Art so nahe gelegt, sie hat auch wohl durch vielfältig darüber gepflogene Verhandlungen so viel Interesse gewonnen, dafs man nur mit Befremden und ungern die völlige Nichtbeachtung bemerkt. Zwar hat der Verf. dann und wann, wie z. B. bei *Ageladas, Bedas, Callimachus, Apellas, Leochares* (wo noch Thiersch Reisen in Italien I. S. 241 hinzugefügt werden konnten), *Diyllus, Polycharmus, Cleomenes*, noch vorhandner Denkmale im Vorbeigehen gedacht, in vielen Fällen aber, auch da, wo man es unfehlbar erwartete, auf dieselben gar keine Rücksicht genommen. So beim *Phidias* kein Wort von den Elginschen Marmorn, bei *Ictinus* nichts von den Phigaleischen Denkmalen. Gewifs konnte ohne grofsen Aufwand des Raumes und nicht ohne Förderung selbst des literarischen Theiles und wenigstens zu einiger Belebung des todten Stoffes das Nahgelegte, und nach einer höheren Wahrscheinlichkeit Zugehörige bei vielen Veranlassungen berührt werden. Es schien angemessen z. B. bei der *Lala* auf Antichit. d'Ercol. Vol. II. t. 5, bei dem Mahler *Socrates* auf Mus. Pio Clem. IV. t. 36, bei dem Taubenmosaik des *Sosibius* auf Furietti de Musivis S. 25 fgg., bei *Periclymenus* auf Mus. Pio Clem. T. VII. t. 9, bei *Polycharmus* auf Mus. Pio Clem. T. I. t. 10, T. VII. S. 92, bei *Myrons* Kuh auf Mus. Pio Clem. T. VII. t. 31, bei *Calates* auf Millingen Peint. Pl. XLVI. u. s. w. zu verweisen.

Die Gründlichkeit, mit der die einzelnen Artikel bearbeitet sind, verdient um so mehr Anerkennung, da sich mit ihr gehaltvolle Kürze verbindet, die in faslicher, meist gut geordneter Uebersicht die Resultate langer und mühsamer fremder oder eigener Untersuchungen in wenig Worte oder Sätze zusammendrängt. Man vergleiche nur, um der ausgezeichneten Künstler wie *Ageladas, Phidias, Praxiteles* etc. nicht zu gedenken, einige kürzere Schilderungen, wie *Aristogiton, Anthermus, Aglaophon, Euthycrates, Nicias, Polycharmus*, mit denselben bei Junius, um sich zu überzeugen, wie viel die neuere Arbeit an innerem Zusammenhang, Festigkeit, überhaupt an Wissenschaftlichkeit gewonnen hat. Bisweilen ist in einer bescheidenen Note wie S. 385 über die Cupidines des Praxiteles der Stoff zu einer Abhandlung niedergelegt.

Indefs werden bei einem Werke dieser Art mancherlei Zweifel und Verschiedenheit der Meinung nicht fehlen. Möge der Verf. die folgenden Bemerkungen nur als einen Beweis der Theilnahme ansehen.

Agatharchus bietet insofern Schwierigkeit dar, als er soll ein Zeitgenosse des Aeschylus und Zeuxis gewesen seyn. Mit Beseitigung mehrerer Vorschläge, die zur Ausgleichung dieses Anstofses gethan worden sind, gibt der Verf. den Worten des Vitruv. praef. l. VII. „Primus Agatharchus scenam fecit" die Deutung, dafs Agatharch die Scene nicht gemahlt, sondern gebaut habe, folglich ein Architekt, und verschieden von dem später lebenden Mahler gewesen sei. Also wieder die leidige Verdoppelung! Eine unbefangene Ansicht der Stelle des Vitruv läfst gar keinen Zweifel übrig, dafs bei „scenam fecit" hauptsächlich an Mahlerei gedacht werden müsse. Denn es steht dabei „et de ea commentarium reliquit. Ex eo moniti Democritus et Anaxagoras de eadem re scripserunt," und nun folgt der Inhalt ihrer Schriften, der sich auf die mahlerische, besonders perspectivische Behandlung der Architektur bezog. Dadurch wird klar, dafs auch bei scenam *fecit*, wofür c. 5 *finxit* steht, an eine solche Verbindung der Architektur und Mahlerei gedacht werden müsse, wobei die leztere vorwaltet. Dafs aber kein anderer Agatharchus gemeint sei, als der anderwärts her bekannte, ist um so wahrscheinlicher, da diesen auch Alcibiades zum Ausmahlen seiner Zimmer gebrauchte. Wenn Aristoteles die Scenographie dem Sophokles beilegt, so ist dabei wohl nur an eine höhere Ausbildung der Decorationsmahlerei zu denken, oder wollte man diefs nicht, eher eine Verwechselung der beiden Tragiker bei Vitruv anzunehmen. Jedenfalls kann und mufs, wie auch schon Bentley Opusc. Phil. S. 349 ed. Lips. nachweiset, Agatharchus als Zeitgenosse des Alcibiades gelten. Den Zeuxis kann er nicht erlebt haben, aber mit diesem kommt er nur in einer Anekdote zusammen, auf die der Verf. gar keinen Werth legen sollte, da ihm aus hundert ähnlichen Fällen bekannt ist, wie unbekümmert um chronologisches Zutreffen der mit berühmten Namen spielende Grieche dergleichen auf gut Glück hinfabelte, wie er eine Unter-

Digitized by Google

haltung mit Megabyzus bald dem Apelles, bald dem Zeuxis beilegt, denselben Vers unter ein Werk bald den Apollodor, bald eben wieder den Zeuxis schreiben läfst etc. Geht es doch mit dergleichen Geschichtchen bei uns nicht anders, die oft nach den Provinzen ihre Helden wechseln.

Unter *Apollodorus* sind unter andern aus Hesychius die Worte wiederholt: *οὗτος δὲ καὶ πῖλον ἐφόρει ὀρθόν*, die keinen, oder nur einen albernen Sinn geben. Viele mögen daran Anstofs genommen haben, aber zu rechtfertigen hat sie wohl Niemand versucht als Junius, der zur Erklärung hinzufügt: „quod tantundem erat ac si principatum in reliquos pictores arrogasset, ut Medorum rex *κυρβασίαν* sive tiaram *ὀρθήν* gestabat, reliqui vero purpurati *προβάλλουσαν* sive *κεκλιμένην*." Es thut nicht Noth, darauf etwas zu erwidern. Die Vergleichung des Eustathius zu Il. X. v. 265 und des Victorianischen Scholions zu derselben Stelle bei Bekker S. 287 läfst hier eine ungeheuere Verderbnifs muthmafsen, und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs ursprünglich hier von dem Hute des Odysseus die Rede gewesen sei; demnach würde die Stelle nach einer dem Sinne nach ziemlich zuverlässigen Emendation etwa lauten: *οὗτος δὲ καὶ πῖλον ἔγραψεν Ὀδυσσεῖ πρῶτος*. Wenigstens hätte eben diefs bemerkt werden sollen, dafs, was sonst dem Nicomachus zugeschrieben wird, auch von Einigen dem Apollodor beigelegt wurde. Bei *Hippias* wird gesagt, nach der Stelle des Pausanias VI, 13, 3 müfste Hippias 990 J. Chr. gelebt haben, denn dahin falle die Vertreibung der Samier durch die Jonier. Hat der Verf. etwa an die mythischen Colonienführer Timbrio und Procles gedacht? Pausanias spricht offenbar von der bekannten Vertreibung der Samier durch die Athenienser, deren Zeit am wahrscheinlichsten mit Böckh Staatshaush. I, S. 460, dem auch Panofka de rebus Samiorum S. 97 und Müller de Phidia S. 11 folgen, in Ol. 107, 1 gelegt wird, wohin nichts hindert auch den Hippias zu setzen. Unter *Posis* verspricht der Verf. noch eine besondere Erörterung der Stelle des Plinius; einstweilen hätte wohl Böttiger im Journal des Luxus 1790 S. 75 ff. vergl. Sickler Gesch. der Obstcultur I, S. 490 ff. angeführt werden sollen. Ist die unter *Mys* gegebene Vindication des Namens *Πηρασίοιο* in dem Epigramm bei Athenaeus XI, S. 782 B. wie sie es dem Verf. und auch dem Ref. scheint, richtig, so mufste dieser Perasius auch in Reihe und Glied mitgestellt werden. Bei *Praxiteles* war die häufige Verwechselung dieses Namens mit *Pasiteles* nicht unbemerkt zu lassen, und defshalb auch bei jenem auf diesen zu verweisen. Es sind aus dieser Verwechselung unglaubliche Mifsverständnisse entstanden, unter denen das auffallendste sich bei Fuefslin im Künstlerlexikon findet, der unter Praxiteles sagt: „Ein dritter Praxiteles blühte zu des grofsen Pompejus Zeiten. Theokrit führt ihn in seiner fünften Idylle v. 105 an." Uebrigens scheint es jezt nach der von Böckh Corp. Inscr. S. 779 mitgetheilten Inschrift nicht mehr zweifelhaft, dafs der berühmte Künstler dieses Namens von Geburt ein Athenienser gewesen sei. Der Name *Pythias* als männlicher Name ist wohl überall unrichtig und in *Pytheas* zu verwandeln, wenn ihn auch die besten Handschriften haben sollten. *Calates* heifst es habe wahrscheinlich zur Zeit Alexanders des Grofsen gelebt. Worauf sich diese Vermuthung gründe, hat der Verf. gegen seine Gewohnheit nicht angegeben. Mehrere Künstlernamen haben durch die später erschienenen Böckhischen Inschriften und Commentare neue Erläuterungen erhalten, so *Cleoetas* und *Aristocles* S. 884, *Perillus* S. 887, *Eubulides* S. 916, *Theodorus, Callicrates*, *Myrmecides* S. 872. Wenn Böckh an der lezteren Stelle wahrscheinlich macht, dafs Plinius ein Werk, das den Theodor vorstellte, irrigerweise für ein Werk des Theodorus hielt, das vielmehr von Myrmecides oder Callicrates oder von Beiden verfertiget war, so hat sich dem Ref. dabei die Vermuthung von Neuem aufgedrängt, dafs Callicrates und Myrmecides ursprünglich nur Eine Person, und lezteres ein Beiname des ersten gewesen sei. Dafs es einen Bruder des Phidias Namens *Plistaenetus* gegeben (S. 332), möchte nach Müller de Phidia S. 8 n. m. sehr zweifelhaft seyn. Eben so leuchtet nicht ein, wie S. 341 das Geburtsjahr des Phidias so bestimmt auf das erste Jahr der 73sten Olympiade habe gesezt werden können. Behutsamer hat sich darüber Müller a. a. O. S. 37 erklärt. Sonst ist der Verf. in den geschichtlichen Daten des Phidias zum Theil ganz unabhängig von Müllers Untersuchungen mit ihm im Wesentlichen auf dieselben Resultate gekommen. Den Mahler *Ecphantus* nach Böckh Inscript. S. 8 oder einen Stempelschneider *Orsobarius* nach Froelich Notit. Elem. S. 38, 195 aufzunehmen hat der Verf. ohne Zweifel absichtlich, und nicht ohne Grund unterlassen, aber wohl hätte er der Baumeister *Menecrates* und eines angeblich jüngeren *Dinocrates* nach Auson. Mosella v. 307 sqq. gedenken sollen, des Lezteren jedoch nicht ohne Hirts Bemerkung Gesch. d. Bauk. II. 140 f. Uebrigens ist in Ansehung der Vollständigkeit schon so viel von dem Verf. selbst geleistet, und Welcker

Digitized by Google

hat in der mehrgedachten Beurtheilung mit so gelehrter Genauigkeit die etwanigen Weglassungen nachgetragen, dafs vor der Hand wenigstens wohl so gut wie keine Nachlese übrig gelassen ist. Eher möchte eine nicht unbedeutende Ausscheidung nöthig seyn, und diese besonders die Classe der Steinschneider treffen. Denn nach den wohlbegründeten und aus allumfassender Belesenheit und Anschauung geschöpften Bemerkungen des Staatsraths von Köhler, in der die neue Zeitschrift „*Archäologie* und *Kunst* herausgegeben von *Böttiger* eröffnenden Abhandlung" Dioscorides und Solon, ist man bei Auffindung und Bestimmung der Steinschneidernamen nur allzu rasch und leicht verfahren, und hat oft nach der dort gegebenen Auseinandersetzung Aufschriften, die „den Namen der „vorgestellten Sache, einen an das Vorgestellte gerichte„ten Zuruf, den Namen dessen, der die Gemme in einem „Tempel geweihet, den Namen des Besitzers der Gemme „oder Inschriften, deren Bedeutung nicht zu bestimmen, „die aber eher alles Andere als den Namen des Künstlers anzeigen," für Namen der Künstler genommen. In Folge der dortigen durch Beispiele erläuterten Erörterungen wären aus dem gegenwärtigen Verzeichnifs zunächst folgende Namen angeblicher Steinschneider, *Hellen, Allion, Euplus, Alpheus, Arethon, Apollodotus, Diphilus, Nicomachus, Quintillus, Gauranus, Euthus, Rufus, Seleucus, Scylax, Amphoterus, Admo, Epitinchanus* (Epitynchanus) unbedingt zu streichen, die der Verf. meist im Vertrauen auf Bracci aufgenommen hatte. Bei *Euplus* hätte er sich schon nach dem, was Levezow über die Mediceische Venus S. 44 über diesen vermeintlichen Künstlernamen bemerkt hat, für die Weglassung entscheiden sollen; von den übrigen wird noch bei dem einen und dem anderen pro loco gestritten werden können.

In den angeführten Schriftstellen, vorzüglich des Plinius, sind gelegentlich mehrere Verbesserungen unter deutlicher Anzeige ihrer Nothwendigkeit, doch mit sehr ungleichem Glück gemacht worden. Sehr gelungen ist die Herstellung des Namens Amphicrates bei Plinius XXXIV. 8. §. 19 auch der Namen Thestis und Thestiades ibid. unter Euthycrates; annehmlich unter Polycharmus S. 359 für das alberne *Daedalum stantem*, *sed et aliam stantem*, wo das sed noch besser wegfiele; eben so *κατατηξίτεχνος* f. *κακιζότεχνος* bei Callimachus S. 127. Aber andere zum Theil sehr kühne Vermuthungen wie z. B. unter Protogenes, Euthycrates, Ludius etc. werden schwerlich Beifall finden. Auch die neuen Erklärungen sind, sofern sie neu sind, nicht immer befriedigend. So liefse sich bei Plinius XXXV. 10. §. 37 unter Fabullus bei *humilis rei* wohl an das goldene Haus des Nero denken, aber man begreift nicht, wie die Stelle ohne die geschriebenen Worte huius erat Minerva oder ähnliche irgend einen Sinn oder Zusammenhang haben könne. Eben so wenig leuchtet ein, wie nach S. 157 aus den „stemmata" die „picti vultus" des Juvenal VIII. 2 erklärlich seien, da die lezten doch nur auf die Wachsbilder, jene aber auf die dabei angebrachten bedeutsamen Blumenverzierungen zu beziehen sind. Vielleicht dafs bald durch die von einer andern Seite vorbereitete Vergleichung der in England befindlichen Handschriften des Plinius besonders des Codex Vossianus noch manche von dem Verf. selbst anerkannte Schwierigkeit des Plinianischen Textes gehoben, und mancher von ihm selbst aufgeregte Zweifel gelöst wird.

Die drei angehängten, eine chronologische Uebersicht der Künstler enthaltenden Tabellen sind eine um so schätzbarere Zugabe, da sie die Verwirrung der alphabetischen Zusammenstellung einigermafsen wieder aufheben. Es sind aber den Künstlernamen die wichtigsten und auf die Kunst besonders einwirkenden gleichzeitigen politischen und literarischen Denkwürdigkeiten in besonderen Columnen beigefügt; sehr zweckmäfsig sind in einer dritten Reihe eigens Agonistica und Didascalica aufgeführt; daneben hätte wohl noch besondere Rücksicht auf die Einführung und Verbreitung des religiösen Cultus und die mit ihm in so genauer Verbindung stehende Architektur genommen werden sollen. So fleifsig und genau die Tabellen gearbeitet sind, so wird der Verf. doch selbst im Laufe seiner weiteren Studien zu diesem und jenem Nachtrag Veranlassung finden. Vorzüglich bedeutend für tabellarische Uebersichten und fruchtbar für den Gebrauch, wie Kundigen bekannt ist, ist das *Erste* und *Lezte* in seiner Art, und so wären z. B. die Scenenmahlerei des Agatharchus, die Darstellung der Fortuna mit dem Modius, und Füllhorn durch Bupalus, die Hutbedeckung des Ulysses durch Nicomachus oder Apollodorus, die Einführung der sacra Mithriaca unter Pompejus (Plut. Pomp. S. 33 C) das Verschwinden der Tripoden aus den Wettkämpfen (Ol. 48. 3) für solche Tabellen, in denen chronologische Bestimmungen gleichsam räumlich gemacht und zur Anschauung gebracht werden sollen, wohlgeeignete Notizen gewesen.

Insofern nun durch das Buch überhaupt eine festere Grundlage für die Künstlergeschichte gewonnen ist, lassen

Digitized by Google

sich die tabellarischen Uebersichten auch noch nach anderen Gesichtspunkten umgestalten. Eine der interessantesten solcher Umgestaltungen würde seyn, wenn die Künstler nach ihrem Vaterlande und ihren Geburtsörtern, so weit sich diese ermitteln lassen, mit Beibehaltung der Zeitfolge aufgeführt würden. Da würde der verhältnifsmäfsige Antheil der verschiedenen Länder und Städte an dem Flor der Künste in rechter Deutlichkeit, und mancher in der politischen Geschichte kaum genannte Ort hier als ruhmgekrönter Name hervortreten. Klarer würde auch auf diese Weise werden, wie die Kunst in manchen Familien und Geschlechtern erblich wurde, und wie auch schon im Alterthum etwas den Schulen der Neueren allerdings Aehnliches sich bildete.

A. G. Lange.

VIII.

Organism der Sprache als Einleitung zur Deutschen Grammatik. (Mit dem zweiten Titel: Deutsche Sprachlehre. Erster Band). Von Dr. Carl Ferdinand Becker, Mitglied des Frankfurter Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache. Frankfurt a. M. 1827 bei Reinherz XVI und 367 S. 8.

Der Hr. Verf., welcher schon durch seine 1824 erschienene *Deutsche Wortbildung* seinen Beruf zur Sprachforschung auf rühmliche Weise beurkundet hat, geht bei vorliegendem Werke von der Idee aus: dafs die *Sprache* als ein *organisches Erzeugnifs der menschlichen Natur* selbst ein in allen seinen Theilen und Verhältnissen organisch gegliedertes Ganzes sei. Er erklärt sich mit Recht gegen die Verirrungen, in welchen die Sprachforschung früher befangen war, indem sie von der Vorstellung einer von Menschen erfundenen, mit bewufstem Verstande fortgebildeten und daher auch durch künstliche Cultur zu verbessernden Sprache ausging. Die Sprachforschung kann nach seiner Ansicht erst alsdann zu einer wahrhaften Erkenntnifs gelangen, wenn die *Idee des Sprachorganism* eine so bestimmte Gestalt gewinnt, dafs sie nicht nur auf die Sprache im Allgemeinen, sondern auf alle besondern Verhältnisse derselben kann angewendet werden und so die *leitende Idee* und die Seele der ganzen Sprachforschung wird. In dieser Ueberzeugung unternahm der Verf. in dem so eben genannten früheren Werke eine *physiologische Bearbeitung der Deutschen Wortbildung*, und fühlte sich seitdem gedrungen, was er dort an Einer Seite der Sprache versucht hatte, nun an der Sprache in ihrem ganzen Umfange zu versuchen. So entstand diese Darstellung des *Organism der Sprache*. Der Verf. machte es sich dabei zur Aufgabe, die Sprache durchaus *physiologisch* zu bearbeiten und alle Verhältnisse derselben als organische darzustellen. Da aber für eine eigentliche Physiologie der Sprache die vergleichende Sprachforschung noch nicht hinlänglich vorgearbeitet hat, so war es ihm zunächst darum zu thun, die *Möglichkeit* einer physiologischen Bearbeitung der Sprache zu zeigen. Er mufste sich daher darauf beschränken, die allgemeinen organischen Verhältnisse derselben gleichsam im Umrisse zu bezeichnen; und da diese Darstellung zugleich als Einleitung zur Deutschen Grammatik dienen soll: so war es nöthig, manche besondere Verhältnisse der *Deutschen* Sprache zu berühren und ihre Beziehung zu dem allgemeinen Sprachorganism zu entwickeln. Die Grammatik einer besondern Sprache soll eigentlich, wie der Verf. richtig bemerkt, die organischen Verhältnisse des allgemeinen Sprachorganism in den besonderen Formen einer besonderen Sprache nachweisen, und dadurch dem Volke seine eigene Sprache verständlich machen. So lange ein Volk die mit ihm gewordene Sprache rein bewahrt, und nur in ihr sich bewegt und lebt, bedarf es keiner Grammatik. Je mehr aber unterschiedene Sprachen und Mundarten sich in der Sprache eines Volkes vermischen und je mehr Fremdartiges derselben durch die Cultur zugeführt worden, um desto mehr bedarf es einer Grammatik. Nur darf diese von nichts Anderem ausgehen, als von der *inneren Bedeutung der Formen in dem Organism der Sprache;* sie darf nicht Unterscheidungen, Gesetze und Regeln in die Sprache legen wollen, welche dem Organism derselben fremd sind. — Treffliche Worte, deren Wahrheit jezt gewifs von allen ächten Sprachforschern anerkannt ist, die aber dem Dünkel und Unverstand subjectiver Sprachmeisterei nicht oft genug vorgehalten werden können.

Ref. hat in dem Obigen die leitende Grundidee des Werkes mit des Verfs. eigenen Worten angegeben. Man wird daraus erkennen, wie klar sich derselbe seiner Ansicht und seines Zweckes bewufst ist. Dafs das Werk selbst nichts Anders ist, als die streng consequente Ausführung dieser Idee, werden wir uns bemühen im Folgenden darzuthun, so weit es der uns vergönnte Raum erlaubt. Das Werk erscheint selbst als ein wohlgegliederter, in sich abgeschlossener Organismus, in welchem jeder Theil zu dem andern pafst und nur durch und für den andern da ist, und die leitende Grundidee eint und durchdringt als belebendes Princip alle Glieder, die nur in ihr die Wurzel ihres Daseyns haben. Um das Einzelne des Inhaltes mit gleichmäfsiger Genauigkeit zu prüfen, müfste man ein Buch von wenigstens gleichem Umfange mit dem zu Beurtheilenden schreiben. Wir beschränken uns daher auf die genauere Prüfung des allgemeinen Princips selbst, die Darstellung des darauf gegründeten Systems im Umrifs, und die Mittheilung und, wo es nöthig scheint, nähere Erörterung der wichtigsten und einflufsreichsten Resultate, welche durch die Untersuchungen des Verfs. gewonnen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 17. u. 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Organism der Sprache als Einleitung zur Deutschen Grammatik. (Mit dem zweiten Titel: Deutsche Sprachlehre. Erster Band). Von Dr. Carl Ferdinand Becker, Mitglied des Frankfurter Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

Vor Allem liegt es uns ob, das Grundprincip selbst, wie es nach dem Obigen in der Vorrede angedeutet und in dem ersten Abschnitte, „*der Organism der Sprache im Allgemeinen*" betitelt, genauer entwickelt wird, in nähere Erwägung zu ziehen. Dafs die Sprache als ein organisches Ganzes, d. h. nach des Verf. eigener Erklärung (S. 9) ein durch ein inneres lebendiges Band zu einer Einheit verbundenes Mannigfaltiges zu betrachten ist, wird wohl Niemand in Abrede stellen, so fern diese organische Beschaffenheit der Sprache als eine wesentliche Bestimmung derselben angesehen wird. Wird aber der Ausdruck: *die Sprache sei ein Organismus,* in solcher Ausdehnung verstanden, dafs man mit dem Prädicate des Organischen den ganzen Begriff der Sprache vollständig zu erschöpfen meint, so müssen wir gegen diese Behauptung protestiren, indem wir diese Bestimmung für zu eng erklären.

Die höchste Stufe, welche die *Natur* in ihren Bildungen erreicht, ist das *organische Leben,* und auch der Mensch als zeitliches natürliches Geschöpf ist ein animalischer Organismus. Der Begriff des natürlichen Geschöpfes als eines solchen wird durch das Prädicat des Organischen vollständig ausgedrückt, und alle rein natürlichen Functionen desselben sind organische Verrichtungen. Die Sprache aber wird durch die Benennung einer *organischen Verrichtung* (S. 1) in die Kategorie blofser durch das Naturleben geforderter bewufstloser Thätigkeiten herabgesezt. Der Mensch als selbstbewufstes, geistig freies Wesen steht auf einer höheren Stufe als alle Naturgeschöpfe, und diejenigen Aeufserungen des Menschen, welche Ausflüsse seiner Intelligenz sind, dürfen nicht als blofse Naturthätigkeiten betrachtet werden. Der Geist steht über dem aus Leib und Seele bestehenden Organismus des Menschen, und herrscht unabhängig von diesem zeitlichen Daseyn in seinem eigenen über die Schranken der Natur erhabenen Reiche. — Will man die freie Thätigkeit der Intelligenz in dem organischen Leben des Menschen mitbegreifen, so erhält der Begriff des Organismus eine ungebührliche Ausdehnung, und der ganze Standpunkt desselben wird verrückt. Wäre der Geist nichts Anderes als ein Element des natürlichen Organismus des Menschen, so könnte er nur in diesem ein zeitliches Bestehen haben und müfste mit ihm zugleich untergehen; er müfste ferner in lebendiger Wechselwirkung durch die physischen Elemente jenes Organismus bedingt seyn und dieselben bedingen, wonach die körperliche Beschaffenheit des Menschen nichts weiter als Ausdruck seines geistigen Seyns, und umgekehrt der Geist desselben nur ein Resultat physischer Bedingungen wäre, mithin die Untrüglichkeit der Physiognomik anerkannt werden müfste. Doch wie jene Ansicht unfehlbar zu dem crassesten Materialismus führen würde, brauchen wir weder dem Verf., noch unsern Lesern näher aus einander zu setzen. — Bewegt sich nun aber die Thätigkeit der Intelligenz in einer selbstständigen höheren Sphäre, als alle organische Naturthätigkeit, und ist die Sprache nichts Anderes als geäufserte, zu wirklichem Daseyn gelangte Intelligenz, so kann auch die Sprache nicht als eine *organische Verrichtung* des Menschen angesehen werden, und die Betrachtung derselben als eines Organismus kann das Wesen der Sprache nicht erschöpfen.

Jede Naturthätigkeit ist nothwendig und bewufstlos; der Geist hingegen ist frei und mit Bewufstseyn thätig. Dem Thiere kommt nur Seele nicht Geist, nur Gefühl, nicht Bewufstseyn zu. Die höchste Weise, in welcher das Thier sich selbst äufserlich wird, ist das *Selbstgefühl,*

Digitized by Google

zu welchem es durch den Bildungstrieb und auf noch ideellere Weise durch die Fähigkeit selbstthätiger Lauterzeugung, oder die Stimme, gelangt. Aber der Instinct sowohl, als die Stimme des Thieres sind nicht freie Aeufserungen des Thier-Individuums, sondern nothwendige der allgemeinen Naturseele, des Gattungsbegriffes, welcher durch das einzelne Thier wie durch ein Werkzeug der Naturthätigkeit hindurchwirkt. Der Mensch hingegen als Geist gelangt durch die individuelle freie Thätigkeit des Geistes, d. i. durch das Denken und die davon unzertrennliche Sprache, zum *Selbstbewufstseyn*. Die Sprache ist mithin wesentlich ein Werk der Freiheit, nicht der Naturnothwendigkeit. Der Mensch hat Sprache nicht, so fern er ein Naturgeschöpf, sondern so fern er Geist ist.

Wenn wir aber hiemit läugnen, dafs die Betrachtung der Sprache als eines natürlichen Organismus das Wesen der Sprache erschöpft, so wird damit keineswegs die völlige Unzulässigkeit und Unangemessenheit dieser Betrachtungsweise behauptet, Falls man sich bescheidet, dafs dieselbe nur *Eine Seite* der Sprache zum Gegenstande hat; dafs diese Bestimmung allerdings eine wesentliche, aber nicht die höchste, die substantielle Beschaffenheit der Sprache völlig erschöpfende ist. Der Verf. hat seinen Standpunkt vollkommen richtig erkannt, wenn er seine ganze Betrachtung der Sprache eine *physiologische* nennt. Wenn er aber (S. 8) behauptet, *die Sprachlehre überhaupt sei nur eine Physiologie der Sprache*, so können wir diefs nach dem Gesagten nicht zugeben, und müssen dafür den Ausdruck substituiren: die wahre Sprachlehre soll eine *Philosophie der Sprache* seyn. Könnte die physiologische Betrachtung der Sprache das Wesen derselben erschöpfen, so müfste das Sprechen eine blofs physische Thätigkeit seyn; da es aber in seinem Ursprunge wesentlich geistige Thätigkeit ist, die sich nur als natürliche Verrichtung äufsert, so mufs die Wirksamkeit des Geistes darin in ihrem Zusammenhange mit der physischen Thätigkeit, welche ihr ein äufseres Daseyn gibt, die höchste Aufgabe der Sprachlehre seyn, und diese vermag nur die Philosophie zu lösen.

Der Verf. sagt S. 10: „Als Product eines Organischen, welches nicht mit Willkür und Bewufstseyn, sondern nach innerer Nothwendigkeit hervorgebracht ist, unterscheidet sich die Sprache von jedem Werke menschlicher Erfindung und Kunst. Das Kunstwerk geht nicht mit innerer Nothwendigkeit aus dem Leben selbst hervor, sondern aus einer bewufsten, durch ein äufseres Bedürfnifs angeregten Reflexion.“ Diese Bemerkungen sind bedeutender Modificationen bedürftig. Für jezt nehmen wir jedoch davon nur Veranlassung, das *Kunstwerk* und die *Sprache* mit einander zu vergleichen, so fern beide Aeufserungen der freien Geistesthätigkeit sind und beide die Form von Organismen haben. Das Kunstwerk soll allerdings ein organisches Ganzes seyn; wer wird aber wähnen, ein Kunstwerk vollkommen begriffen zu haben, wenn er diesen Organismus seiner Form durchschaut, ohne auf die Idee des Künstlers zurückzugehen, welche sich in dieser organischen Gestalt verwirklicht und mithin das Wesen dieser Erscheinung ausmacht, während die Erscheinung selbst nur in jener Idee und durch dieselbe ihre Bedeutung hat. Ganz so verhält es sich mit der Sprache. Auch hier ist die organische Form nur die Erscheinung des Wesens, und dieses ist nichts Anderes, als die sich darin frei entfaltende Intelligenz selbst. — Betrachten wir das Kunstwerk und die Sprache nur unter der Bestimmung des Organischen, so erscheinen beide tief unter den natürlichen Organismen. Der Künstler kann seinem Werke nicht das reale Leben eines natürlichen Organismus einhauchen; es erscheint nach dem Gesichtspunkte der Natürlichkeit betrachtet als todt. Die Sprache vermag ihren Gebilden nicht ein reales körperliches Bestehen zu verleihen; sie erscheinen den beharrenden, materiellen Naturwesen gegenüber als verhallende Klänge. Betrachten wir aber das Kunstwerk und die Sprache als Producte des selbstbewufsten, freithätigen Geistes, so erscheinen sie als Gebilde von höherer Art denn alle Naturgeschöpfe. Die ideale Lebendigkeit, welche dem Kunstwerke als dem Ausdrucke der in dem Künstler wirkenden Idee inwohnt, hat ungleich höheren Werth, als die reale Lebendigkeit des durch bewufstlose Naturthätigkeit erzeugten Naturgeschöpfes. Und eben so ist das Wort als vermittelter Ausdruck freier Intelligenz und somit als Element einer Sphäre, die über die natürliche unmittelbare Welt hinaus liegt, etwas Höheres als das Ding, zu dessen Bezeichnung es dient. — Die Sprache, in ihrer Gesammtheit als Organismus betrachtet, wird diesem Begriffe nie so vollständig entsprechen, wie die Natur. Eine grofse Masse scheinbar zufälliger Erscheinungen im Einzelnen wird die organische Gesetzmäfsigkeit überschreiten und sich nicht in die im Ganzen herrschende Form fügen wollen; ein Beweis wie die Freiheit der sprachbildenden Thätigkeit mitunter, jedoch meistens nur scheinbar in individuelle Willkür ausartet und kein allem

Digitized by Google

Einzelnen aufgeprägter fester Typus besteht, während alle Naturbildungen nothwendigen Gesetzen folgen.

Ist aber die Sprache ein *Werk der Freiheit*, wie und warum kann sie denn zugleich als ein natürlicher Organismus, also als Product bewufstloser *Naturnothwendigkeit* angesehen werden? Diese Frage müssen wir noch beantworten, um des Verfs. Betrachtungsweise und unsere Behauptung, dafs dieselbe allerdings zulässig sei, zu rechtfertigen.

„Die gesprochene Sprache," sagt der Verf. S. 9, „hat, wie der Organism des menschlichen Lebens, dem sie angehört, zwei Seiten: eine *innere*, welche der *Intelligenz*, und eine *äufsere*, welche der *Erscheinung* zugewendet ist: die *logische* und die *phonetische* Seite. In dem wirklichen Leben der Sprache sind jedoch diese zwei Seiten nur Eins; wie der Mensch eine Einheit von Geist und Leib, so ist das Wort die Einheit von Begriff und Laut." In diesen Worten liegt der Keim zur Beantwortung der obigen Frage, denn durch die Durchdringung des Inneren und Aeufseren, durch die Wechselwirkung dieser beiden Seiten mufs die Gesammtheit der Sprache in ihren Grundbestimmungen als ein Organismus erscheinen, jedoch als ein durch die freie Thätigkeit des Geistes, nicht durch blofse Naturthätigkeit erzeugter Organismus.

Fassen wir zuförderst die *geistige* Seite der Sprache ins Auge, so ist dieselbe nichts Anderes als der Gedanke selbst, und, wie dieser, Thätigkeit der Intelligenz, also ein Werk der *Freiheit*. Diese Freiheit aber ist weder *individuelle Willkür*, noch verstandesmäfsige Thätigkeit des besonderen Geistes, sondern Thätigkeit des allgemeinen Geistes, der Intelligenz überhaupt, als deren Gefäfs und Werkzeug nur das Individuum erscheint; ganz so, wie der Künstler in der Periode der natürlichen, volksmäfsigen Kunst nicht sowohl individuell, als vielmehr als Repräsentant und Durchgangspunkt des in ihm concentrirten Volksgeistes wirksam ist. Solche Thätigkeit der Intelligenz nun ist zwar frei, da die wesentlichste Bestimmung der Intelligenz überhaupt die Freiheit ist; allein diese Freiheit ist nicht Willkür oder Absicht, sondern wesentlich Gesetzmäfsigkeit und *Nothwendigkeit*, nur eine Nothwendigkeit ungleich höherer Art als die Naturnothwendigkeit bewufstlos organischer Functionen. Und diese Gesetzmäfsigkeit, unter welcher die Intelligenz thätig ist, erscheint in der Sprache in der Form eines *Organismus*.

Dieser Organismus, sofern er auf der inneren Gesetzmäfsigkeit der intellectuellen Thätigkeit beruht, mufs in seinen allgemeinsten Zügen in der Sprache des ganzen Menschengeschlechtes derselbe seyn. Wie aber das Menschengeschlecht sich in besondere Gesammtheiten von Nationen und Volksstämmen individualisirt, die eben so viele besondere Bildungsstufen und Zustände der menschlichen Intelligenz bezeichnen, so müssen auch diese besonderen Gestaltungen des Menschengeschlechts in eben so viel besonders gestalteten Sprachorganismen zur Erscheinung kommen. Daher auf der einen Seite das Gemeinsame, auf der andern die individuelle Verschiedenheit in der Gestaltung der menschlichen Sprache. — Wäre die Sprache nichts Anders als eine organische Verrichtung des natürlichen Menschen, so mufste sie, wie jede andere organische Function, bei allen Menschen dieselbe seyn; es könnte nur *eine* Sprache geben. In der Mehrheit der Sprachen tritt die unendliche, frei wirkende Intelligenz in ihren wesentlichen Formen ins Leben. Die Mehrheit der Sprachen ist mithin der Sprachidee in ihrer Einheit wesentlich; und jede der einzelnen Sprachen ist die Sprachidee selbst in ihrer Erscheinung auf einer bestimmten nothwendigen Stufe und in einer besonderen Gestalt der Verwirklichung. Die Philosophie hat alle diese besonderen Sprachgestaltungen in die Einheit der Idee aufzunehmen und zurückzuführen durch Nachweisung ihrer wesentlichen Bedeutung und ihres Standpunktes im Verhältnifs zur Sprachidee überhaupt. — Wird aber die Sprache wie bei unserem Verf. als organische Function des natürlichen Menschen angesehen, so ist davon die unausbleibliche Folge, dafs nur das Gemeinsame aller menschlichen Sprache als das Wesentliche hervorgehoben wird, die Seite der Besonderheit hingegen nicht in ihrer Berechtigung anerkannt, sondern als aufserwesentlich betrachtet wird, und daher die besonderen Sprachgestaltungen weder ihrem inneren Zusammenhange nach als selbstständige Ganze, noch ihrer substantiellen Bedeutung nach im Verhältnifs zur Sprachidee aufgefafst und dargestellt werden.

Die Sprache, als bleibendes objectives Product der geistigen Thätigkeit betrachtet, ist aber nach dem Obigen immer Werk und Eigenthum einer Gesammtheit von Individuen, nicht des Einzelnen, mithin Erzeugnifs der allgemeinen, wenn gleich individualisirten Intelligenz des Menschen überhaupt und wesentlich Gesetzmäfsigkeit. Der Verf. bemerkt (S. 3) in dieser Hinsicht ganz richtig (bis auf die Vergleichung der Sprache mit einer blofs natürlichen Function): „Die Sprache ist nicht eigentlich

Digitized by Google

Verrichtung des Individuums, sondern wie die Sexualfunction eine Verrichtung der Gattung; sie ist durch eine Wechselwirkung der Individuen bedingt. Das organische Leben des Menschen als eines geistig-sinnlichen Wesens erreicht erst dadurch seine Vollendung, dafs die Intelligenz des Individuums sich als Intelligenz der Gattung entwickelt, und der Gedanke wird dadurch, dafs er ein gesprochener wird, aus der Sphäre des individuellen Lebens in die des Gattungslebens hinüber geleitet."

Betrachten wir ferner die Sprache von der entgegengesezten Seite, nämlich der *sinnlichen* oder phonetischen, so wird ohne Weiteres einleuchten, dafs die frei, aber zugleich gesetzmäfsig wirkende Intelligenz, indem sie in der Form einer natürlichen organischen Function äufserlich wird, nothwendig von dieser Seite der Erscheinung durch die Gesetze des natürlichen Organismus des Menschen überhaupt, wie der individualisirten Gestalt, in welcher derselbe in den einzelnen Nationen ausgebildet ist, bedingt, also von der Naturnothwendigkeit abhängig werden mufs. Die Lautproduction durch die menschlichen Sprachorgane ist zwar ungleich mannigfaltiger, freier und vollkommener als bei irgend einem Thiere; allein sie ist gleichwohl bedingt und beschränkt durch die natürliche Beschaffenheit dieser Organe. So wie daher die Entwickelung der Intelligenz in der Sprache, so ist auch die Entwickelung der Laute und des ganzen Lautsystems eine gesetzmäfsige und allgemein nothwendige, und dieses allgemeine Lautsystem erscheint in den besonderen Sprachgestalten nur in besonderen Richtungen und Sphären ausgebildet. — Das Verhältnifs der inneren, geistigen, und der äufseren, sinnlichen Gesetzmäfsigkeit der Sprache zu einander besteht nun in einer beständigen Wechselbeziehung und Wechselwirkung beider Seiten auf einander. Jeder werdenden Vorstellung stellen sich, wenn sie einen Ausdruck sucht, die natürlichen organischen Gesetze der Lauterzeugung hemmend und bedingend entgegen; der Strom der sich äufsernden Intelligenz bricht sich gleichsam an dieser natürlichen Schranke, und umgekehrt wirkt auch die in einer bestimmten Lautform äufserlich gewordene Vorstellung durch diese Form wiederum bestimmend zurück auf die weitere Entwickelung der Intelligenz in der Sprache.

Die Differenz zwischen der inneren und der äufseren Seite der Sprache ist und bleibt aber eine *unendliche*, in der Wirklichkeit nie aufzuhebende, denn die Lautform, in welcher die Vorstellung sich äufsert, oder das *Wort*, kann nie die *Vorstellung* selbst werden, sondern steht als die erscheinende sinnliche Form des rein Geistigen in unendlichem Widerspruche mit der Vorstellung ganz so, wie der Körper des Menschen überhaupt mit dem freien Geiste desselben. Wir können daher die Behauptung des Verfs. (S. 7): „die Beziehung der Sprache und ihrer Laute zu den durch sie ausgeprägten Gedanken sei eine innere und nothwendige, nur in so fern gelten lassen, als unter der Nothwendigkeit hier die Bestimmung durch Naturgesetze im Gegensatz gegen die subjective Willkür verstanden wird. Diese Nothwendigkeit aber ist vielmehr eine äufsere, keinesweges eine innere, durch den Geist gesezte. — Das Wort ist nur die Schranke, der Terminus der Vorstellung, welche in dem Worte nicht ihrem eigentlichen Inhalte nach zur Erscheinung kommt, sondern durch dasselbe nur bezeichnet, nicht dargestellt wird. Die besondere Lautform, in welcher das Wort den Begriff bezeichnet, ist mithin für diesen wesentlich gleichgültig, und die Verknüpfung beider keine innerlich nothwendige, durch das Wesen des Begriffes selbst geforderte, sondern eine äufsere, durch natürliche Bedingungen herbeigeführte. Das Wort ist, wie Aristoteles sagt, kein Werkzeug (ὄργανον), sondern ein Zeichen (σύμβολον) des Begriffes; daher in den verschiedenen Sprachen eine und dieselbe Vorstellung durch die verschiedenste Lautform gleich gut bezeichnet wird.

Wenn nun hiernach der Widerspruch zwischen dem Inneren und Aeufseren in der Sprache als ein nie auszugleichender, beide Seiten als absolut getrennt und jede derselben als ein selbstständiger Organismus für sich erscheint, so erleidet doch diese Vorstellung eine wesentliche Modification, sobald wir die Sprache nicht mehr wie in dem Bisherigen als ein Fertiges, Gegebenes, sondern als ein *Werdendes* ansehen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Kunstwerke. Auch in diesem bleibt die Idee in nie zu versöhnendem Zwiespalt mit der erscheinenden Wirklichkeit, mit welcher sie doch ganz Eins geworden seyn soll, so lange ich das Kunstwerk als ein gegebenes, nicht als ein gewordenes in innigem Zusammenhange mit der schaffenden Thätigkeit des Künstlers auffasse, welche, obgleich sie in dem Werke zum Abschlufs mit sich gelangt ist, gleichwohl als das eigentlich belebende Princip, als Thätigkeit in dem Werke selbst erkannt werden mufs. So ist auch die Sprache nothwendig als ein Werdendes zu betrachten, denn sie ist, in so fern sie thätige Intelligenz ist, in beständigem Werden begriffen,

Digitized by Google

und lebt nur, in so fern und so lange sie wird. Dieses Werden der Sprache aber hat verschiedene Stufen, gleichmäfsig mit der sich stufenweise entwickelnden Intelligenz, und auf diesen verschiedenen Stufen der werdenden Sprache mufs nach dem jedesmaligen Standpunkte des menschlichen Geistes das Verhältnifs der inneren und der äufseren Seite, der Freiheit und der Naturnothwendigkeit, in der Sprache wesentlich modificirt erscheinen.

Der einzelne Mensch sowohl, wie das Menschengeschlecht im Ganzen betrachtet, ist von dem ersten Momente seines Daseyns an wesentlich Intelligenz; denn der Mensch ist nur Mensch, in so fern er ein intelligentes Wesen ist. Er ist aber in seinem ursprünglichen unmittelbaren Seyn nur an sich Intelligenz; diese ist noch nicht für ihn geworden. Die Intelligenz ist wesentlich Bewufstseyn, das intelligente Wesen ein bewufstes, und alle Thätigkeit der Intelligenz Thätigkeit eines Bewufsten; allein defswegen noch nicht bewufste Thätigkeit. Der Mensch hat, so fern er Geist ist, nothwendig das Bewufstseyn seines Ich, oder das Bewufstseyn seiner selbst als eines individuellen Wesens; allein damit ist noch keineswegs das Bewufstseyn dieses Bewufstseyns, oder mit andern Worten die Erkenntnifs der Intelligenz selbst gegeben, sondern das Ich, dessen sich der Mensch bewufst ist, ist noch ein Leeres, Inhaltloses, die blofse abstracte Subjectivität, unangefüllt von dem concreten Inhalt der Intelligenz selbst, und das Bewufstseyn ist demnach ein blofs formales. Ist also alle Thätigkeit der Intelligenz oder alles Denken und dessen Aeufserung im Sprechen wesentlich Thätigkeit eines Bewufsten, so kann doch diese Thätigkeit selbst zugleich bewufstlos seyn, indem sie nicht zur Erkenntnifs ihrer selbst fortgeschritten ist. So ist das Denken und Sprechen der Kinder und der grofsen Masse des Volkes lebenslang bewufstlose und mithin in der Weise der unmittelbaren Natürlichkeit wirkende Thätigkeit des bewufsten Geistes; nur im Princip, nicht in der Erscheinung von jeder natürlichen Lebensfunction unterschieden. Erst auf einem hohen Punkte der Reife gelangt der Geist zur Erkenntnifs seiner geistigen Thätigkeit, zum realen Bewufstseyn und macht sein eigenes Inneres sich zum Aeufseren, zum Gegenstande seiner erkennenden Betrachtung.

Die Sprache aber ist kein Product dieses hohen Standpunktes geistiger Selbsterkenntnifs. Vielmehr arbeitet sich die Intelligenz gleichmäfsig mit der Sprache und vermittelst derselben, indem der Geist jeden Moment seines Fortschreitens durch die Sprache unmittelbar objectivirt, aus der ursprünglichen Befangenheit in dem dumpfen Schlafe des Naturlebens allmälig zu diesem Standpunkte empor, und jede Stufe der sich entwickelnden Intelligenz ist zugleich eine Stufe der Sprachentwickelung. Da nun die ganze Entwickelung der Intelligenz bis zu dem Standpunkte der ihrer selbst bewufsten Erkenntnifs nothwendig eine *bewufstlose* ist, so mufs auch die gleichmäfsig damit fortschreitende Sprachbildung eine bewufstlose seyn und mithin die Form eines natürlichen organischen Processes haben. Damit ist die Vorstellung einer verstandesmäfsigen, mit besonnener Absicht bewirkten Erfindung der Sprache, welche ehemals herrschte, völlig abgewiesen. — Mit dem Eintreten jenes Standpunktes der selbstbewufsten Erkenntnifs hat die Sprache ihr natürliches Wachsthum vollendet; sie ist erwachsen, und ihre Fortbildung, deren sie immer noch fähig bleibt, so lange sie ein wahrhaftes Leben hat, empfängt sie von nun an nur durch die individuell, aber im Sinne des Volks und Sprachgeistes wirkende schöpferische Geistesthätigkeit des Einzelnen. Wir können jenen Standpunkt der Sprache den ihrer *natürlichen Vollendung* nennen. — Je weiter wir in den Beginn der Sprache zurückgehen, desto dumpfer und bewufstloser, desto mehr durch blofse Naturbestimmungen bedingt müssen die Sprachäufserungen erscheinen. Je mehr sich die Sprache jenem Standpunkte der Vollendung nähert, desto heller wird das Bewufstseyn in ihre Erscheinungen hineinleuchten, desto freier von den Fesseln des Sinnenlebens wird die geistige Thätigkeit sich äufsern. Darum ist die Entstehung der *Wurzelform* der Wörter durchaus durch Naturbestimmungen bedingt, die selten mit Sicherheit auszumitteln sind; auch in der *Wortbildung* ist die Naturbestimmung noch vorherrschend. Freier schon regt sich der Geist in dem Ausdruck abstracterer Denkbestimmungen und Beziehungen durch die *Flexion*, und zur völligen Herrschaft über die Natürlichkeit gelangt die Intelligenz in der *Satzbildung*. Alle diese Stufen, auf welchen die werdende Sprache zu ihrer natürlichen Vollendung aufsteigt, erscheinen nun in der gewordenen als ein Beharrendes, als feste Formen in dem Sprachorganismus, welcher mithin vermöge des bewufstlosen Wirkens der Intelligenz in der Sprachbildung den Anschein eines durch organische Function erzeugten Naturproductes erhält.

Es würde uns hier, wo es nur darauf ankommt, das Princip der philosophischen Sprachbetrachtung festzu-

Digitized by Google

stellen, zu weit führen, wenn wir jene Stufen der werdenden Sprache näher verfolgen wollten, was eben die Aufgabe des Sprachphilosophen ist. Die höchste Differenz in der Sprache, von welcher die Sprachphilosophie ausgehen mufs, ist die der freien Intelligenz auf der einen, und der Naturnothwendigkeit auf der andern Seite, der geistigen und der natürlichen Gesetzmäfsigkeit in der Sprache, und das höchste Ziel derselben die Versöhnung dieser Differenz, indem der natürliche Organismus der Sprache nur als Ausdruck der sich gesetzmäfsig entwickelnden freien Intelligenz, und hinwiederum diese durch jenen in ihrer Entwickelung beschränkt und bedingt erscheint. Wird die eine oder die andere Seite jenes Gegensatzes allein oder vorzugsweise der Betrachtung unterworfen, so mufs die Darstellung nothwendig einseitig werden und kann das Wesen der Sprache nicht erschöpfen. Die abstracte Betrachtung der geistigen Seite, wie sie von aller Erscheinung absehend in der ehemaligen sogenannten allgemeinen Grammatik herrschte, führt zum leeren Formalismus eines blofs logischen Schemas, zu der abstracten Allgemeinheit einer hohlen Form ohne allen Inhalt. Wird hingegen die erscheinende Seite der Sprache, der natürliche Organismus derselben, wie bei unserm Verf., an die Stelle des concreten Begriffes der Sprache gesezt und diese als ein *organisches Naturproduct* (S. 13) betrachtet, so entsteht eine blofse *Naturlehre der Sprache*. Zulässig ist, wie aus dem Obigen hinlänglich erhellt, diese Betrachtungsweise allerdings, da die Sprache, obwohl das Werk der freien Intelligenz, doch die Form eines natürlichen Organismus hat. Ja eine so consequente und gründliche Durchführung dieses Princips, wie sie der Verf. gibt, ist ein wahrer Gewinn für die Wissenschaft, und trägt nicht wenig bei zu einer philosophischen Sprachlehre den Weg zu bahnen. Diefs Princip mufs um so genügender seyn, das Wesen der Spracherscheinungen zu erschöpfen, je näher dieselben dem Ursprunge der Sprache stehen, also auf den Stufen, wo die Intelligenz noch ganz unter natürlichen Bestimmungen wirkt. Das Unzureichende dieses Princips aber mufs um so deutlicher hervortreten, je mehr sich die Sprachentwickelung dem Standpunkte der Vollendung nähert, und je freier mithin der Geist sich über die Naturnothwendigkeit erhebt. Der Abschnitt von der *Wortbildung* wird demnach befriedigender ausfallen als der von der *Flexion* und *Satzbildung*, da der Satz wesentlich ein Erzeugnifs des urtheilenden Geistes ist, hier aber auch die durchaus auf geistigen Bestimmungen beruhenden Gesetze der Satzbildung als Wirkung organischer Naturkraft gefafst werden. — Räumen wir mithin die Zulässigkeit der von dem Verf. angewendeten Betrachtungsweise der Sprache ein, so können wir dieselbe doch nur als eine einseitige gelten lassen, die nicht das ganze Wesen des Sprachbegriffs erschöpft. Diefs vermag nur eine Philosophie der Sprache, deren Aufgabe es ist, die beiden Seiten derselben zu einen, in deren concreter Einheit der Kern der Sprachidee liegt. Die Sprachphilosophie hat von den nothwendigen Bestimmungen der sich entwickelnden Intelligenz, der natürlichen Beschaffenheit des Sprechens als organischer Function gegenüber, auszugehen, und das innere Verhältnifs, den wesentlichen Zusammenhang dieser beiden Seiten in der Wirklichkeit der Sprache im Ganzen und in allen besonderen Gestaltungen und einzelnen Erscheinungen derselben nachzuweisen. Sie mufs, wie alle Philosophie, von den Forderungen des Geistes anfangen und das Daseyn derselben in der Welt der Erscheinungen aufzeigen.

Nachdem Ref. über das von dem Verf. zu Grunde gelegte Princip, so wie über die Idee der Sprachphilosophie überhaupt sich ausführlich ausgesprochen, mufs er bei dem nun zu erstattenden Bericht über den Gang und Inhalt des vorliegenden Werkes im Einzelnen sich möglichster Kürze befleifsigen.

Als das höchste organische Differenzverhältnifs in der ganzen Natur überhaupt erkennt der Verf. (S. 13) den Gegensatz von *Thätigkeit* (Geist) und *Seyn* (Materie), welcher sich in der Sprache als Differenz von *Begriff* und *Laut* darstellt und den Gegensatz der *logischen* und *phonetischen* Seite der Sprache begründet. Auf jeder dieser beiden Seiten treten dieselben organischen Differenzen, auf jener als Begriffs-, auf dieser als Laut-Differenzen hervor. — Alle *phonetischen* Verhältnisse gründen sich nach der einen Richtung auf die Differenz der *Starrheit* und *Liquidität*. (Consonant — Vocal; Muta — Liquida); nach der andern Richtung auf die Differenz des nach Innen liegenden Organs, der *Kehle*, und des nach Aufsen liegenden, der *Lippe*. In dem Gegensatz der ersteren Richtung nimmt der *Spirant*, in dem Gegensatz der letzteren die *Zunge* die indifferente Mitte ein. — Auf der *logischen* Seite individualisirt sich der Gegensatz von Thätigkeit und Seyn einerseits in den besonderen Differenzen von *Verb* und *Substantiv*, *Personen-* und *Dingnamen* u. s. w.; andererseits in dem Differenzverhältnisse von

Digitized by Google

Begriff und *Beziehung*, welche sich zu einander wie *Stoff* und *Form* verhalten. — Bei dieser trefflichen Entwickelung vermifst man nur die Andeutung, wie auf den beiden entgegengesezten Seiten *Starrheit* und *Begriff* als unter die Kategorie des Seyns, *Liquidität* und *Beziehung*, als unter die der Thätigkeit fallend, einander entsprechen und in dem wirklichen Leben der Sprache jene phonetischen Differenzen im Allgemeinen als der Ausdruck dieser logischen erscheinen.

Sehr richtig heifst es (S. 15) weiter: „Erst dann, wenn Stoff und Form (Begriff und Beziehung, Stamm und Endung) zu einer organischen Einheit verbunden sind, ist der Begriff ein individualisirter Begriff und das Wort ein lebendiges Organ der Sprache;" und weiter (S. 16): „Kein Wurzelwort kommt als nacktes Wurzelwort im Leben der Sprache vor. — Alle Bildung geschieht in der Sprache wie in allen andern organischen Dingen, nicht durch *Zusammensetzung* von Aufsen, sondern durch *Entwickelung* von Innen." Nur sollte es bestimmter heifsen: alle *natürliche* Bildung in der Sprache, denn sobald die Sprache ihr natürliches Wachsthum vollendet hat, findet allerdings auch äufsere *Zusammensetzung* statt, die als eigenthümlicher Bildungsvorgang von der Beugung und Ableitung zu unterscheiden ist, wenn gleich, wie der Verf. (S. 17) bemerkt, der beiderlei Bildungsvorgänge mit Unrecht als wesentlich identisch darstellt, mit einer solchen Zusammensetzung zweier Wörter nothwendig ihre Verbindung zu einer Begriffseinheit verknüpft ist. — Bei dieser richtigen Ansicht einer organischen Entwickelung der werdenden Sprache im Gegensatz der unorganischen Zusammensetzung aus einzelnen für sich bestehenden Elementen mufs natürlich der Verf. die neuerdings herrschend gewordene Vorstellung von einer Entstehung der Wortformen durch *Agglutination* verwerfen, worin Ref. vollkommen einverstanden mit ihm ist. „Hat man einmal," heifst es (S. 20), „in der Sprache eine organische Natur und in ihrer Bildung eine organische Entwickelung anerkannt, so mufs man nothwendig auch die Endungen als Gebilde ansehen, welche ursprünglich die Beziehungen der Begriffe und *nur* diese ausdrücken. Wie es in der ganzen organischen Natur keinen Stoff ohne Form gibt, so gibt es in der Sprache keinen Begriff ohne Beziehung und kein Wort ohne den Ausdruck der Beziehung." Die Sprache, fügen wir hinzu, kann auf dem Wege ihrer natürlichen Entwickelung unmöglich von blofsen Formwörtern als Bezeichnungen abstracter Denkbeziehungen ausgehend, durch Verbindung derselben mit dem nackten, mithin gleichfalls abstracten Ausdruck der Vorstellung, aus diesen abstracten Elementen den Ausdruck für die concrete Vorstellung zusammengesezt haben. Jede Vorstellung (und mithin auch jeder Ausdruck derselben) ist ursprünglich eine concrete, unter bestimmten Beziehungen aufgefafste, und erst der von der Naturfessel mehr und mehr sich befreiende Verstand löst sodann die concrete Vorstellung in ihre abstracten Bestandtheile auf und bildet für dieselben selbstständige Ausdrücke. „In allen Sprachen," bemerkt der Verf. (S. 19) sehr richtig, „deren Geschichte uns zugänglich ist, bemerkt man eine allmälige Abnahme der Flexion und einen Uebergang von der Flexion zu zusammengesezten Formen, aber in allen bekannten Sprachen findet sich kein Beispiel, dafs eine nicht flectirende Sprache später flectirend geworden wäre." (Vergl. auch die treffliche weitere Entwickelung dieses Gegenstandes (S. 131 ff.). Die Sprachbildung schreitet immer von synthetischen Formen zu analytischen fort, und wenn aus der analytischen Gestalt durch äufserliche Zusammensetzung eine neue Synthesis hervorgeht, so ist diese, wie bereits bemerkt, wesentlich von der ursprünglich organisch erwachsenen synthetischen Gestaltung verschieden. Nur in seltenen, einzeln stehenden Fällen erhält die äufserliche Zusammensetzung in neueren Sprachen (z. B. in dem Französischen Futurum aimer — ai u. s. w.) den Charakter einer Flexion.

Ref. kann nicht umhin, den ursprünglichen Bildungsgang der Sprache hier noch etwas näher zu entwickeln. Eine sehr wesentliche, als Grundlage zu dieser Entwickelung zu betrachtende Bestimmung gibt der Verf. (S. 17), indem er sagt: „der erste Act der Intelligenz war ein ganzer Gedanke, und das erste Wort ein ganzer Satz, wie auch jezt das erste Wort des Kindes ein ganzer Satz ist." — Was die denkende Thätigkeit erzeugt, kann nichts Anderes seyn als ein Gedanke, nicht ein einzelner abstracter Bestandtheil desselben. Allein es liegt sowohl für den reinen Gedanken an sich, als für den Ausdruck desselben durch die Sprache ein wichtiger Unterschied darin, ob dieser Gedanke nur an sich vorhanden oder ob er für den Denkenden geworden, d. i. ob der Inhalt desselben in eine nicht entsprechende Form dunkel eingehüllt, oder ob er entwickelt und in seine wesentlichen Bestandtheile aus einander gelegt ist. — Schon in dem blofsen *Empfindungslaute*, als der unmittelbaren Aeufserung des Gefühls, oder dem unwillkürlichen Reflexe, gleichsam dem Echo einer sinnlichen Wahrnehmung liegt ein Gedanke eingehüllt, aber noch in der Form der unmittelbaren Natürlichkeit als Aeufserung des blofsen animalischen Seelenlebens, nicht der Intelligenz. Der Empfindungslaut wird zum Worte, wenn er *Name* des Dinges, also als feststehendes Zeichen für die Vorstellung fixirt wird. Allein dieser Name ist wiederum keine Bezeichnung der abstracten Substanz als eines Seienden, sondern wesentlich zugleich Bezeichnung der Thätigkeit,

Digitized by Google

welche an der Substanz als charakteristische aufgefafst wird. Wenn das Kind den Thierlaut, z. B. des Hundes oder der Kuh nachahmt, so ist diefs zunächst blofser Empfindungslaut, dieser aber wird zum Worte, indem das Kind sich gewöhnt, das Thier selbst mit diesem Laute zu benennen; diese Benennung aber ist kein reines Nomen, sondern zugleich Bezeichnung der Thätigkeit, durch welche diese Sprachäufserung geweckt wurde, so dafs in dem *baubau* des Kindes implicite der Satz liegt: *der Hund bellt.* Eben so sind Wörter wie *βοῦς, Kuh, Flufs, Frafs* ursprünglich ganz concrete Ausdrücke des Dinges als eines thätigen oder der Thätigkeit, die zugleich als Substanz aufgefafst und benannt wird, mithin unentwickelte Sätze. — Hierin liegt die Beantwortung der Frage: ob die Sprachwurzeln *Nomina* oder *Verba* sind. Sie sind keines von beiden in abstracter Sonderung, sondern concrete Ausdrücke, in denen Thätigkeit und Substanz in ungetrennter Mischung zu einem unentwickelten Satze vereinigt sind. Sofern aber diese Wurzeln gröfstentheils in unveränderter oder doch nur wenig verstärkter Form in der gebildeten Sprache als *Nomina* stehen bleiben, und erst durch die weitere Entwickelung aus diesen Keimen sich das *Verbum* als reine Thätigkeitsbezeichnung in seinen individualisirten Formen (fliefsen, fressen, frifst u. s. w.) hervorbildet, können wir sagen, dafs das Nomen früher ist als das Verbum, aber das Nomen als Bezeichnung der Thätigkeit der Substanz, nicht als abstracter Ausdruck der ruhenden Substanz selbst. Das *Nennen* mufs dem *Reden* vorausgehen; aber dieses Nennen ist ursprünglich zugleich ein Reden und der Keim, aus welchem sich der entwickelnde Gedankenausdruck hervorbildet. Die Urnomina sind nicht benannte Dinge, sondern benannte Thätigkeiten, aus denen sich dann nach der einen Seite hin das Substantiv als Bezeichnung der ruhenden Substanz, nach der andern das Verbum als Bezeichnung der reinen Thätigkeit entwickelt.

Sind nun diese beiden wesentlichen Redetheile so auseinander getreten, so hat sich der bisher verhüllte Inhalt des Gedankens explicirt, und durch die Vereinigung dieser gesonderten Bestandtheile entsteht der entwickelte *Satz*, als dem Inhalt entsprechende Form des Gedankens. Die *Beziehungen* aber, in welche die so auseinander gelegten Begriffe zu einander treten, müssen nun nothwendig durch organische Entwickelung der Begriffswörter selbst ausgedrückt werden, nicht durch agglutinirte Beziehungswörter, deren selbstständiges Daseyn einen viel höheren Grad von Abstraction voraussezt, als auf diesem Standpunkte der Sprachbildung vorhanden ist. Das Nomen auf der einen, das Verbum auf der andern Seite erscheinen nun als ein biegsamer Stoff, der durch mannigfaltige Umgestaltung, unbeschadet des beharrenden Kerns der Vorstellung selbst, mannigfaltige Beziehungen derselben ausdrückt, so dafs der Stamm sich nach allen Richtungen hin verzweigt. Die Bezeichnungen dieser Beziehungen treten ursprünglich so unselbstständig auf, dafs sie als *Ablaute* in das flüssige Element, gleichsam in das Mark des Stammes selbst eindringen; dann schliefsen sie äufserlich als *Endungen* an denselben an, und nun erst werden sie auch von dem Stamme abgelöst zu selbstständigen *Wörtern* als Bezeichnungen abstracter Beziehungen ausgebildet; und diese analytische Gestalt wird in den secundären Sprachen so überwiegend, dafs sie den ganzen Bau der Sprache beherrscht und wenige Spuren der ursprünglichen concreten Synthesis übrig läfst.

Diefs ist den Grundzügen nach der Gang aller Sprachentwickelung, und Ref. freut sich, dafs der Verf. in dieser Hinsicht der Hauptsache nach ganz mit ihm einverstanden ist. Derselbe macht S. 20 schon im Voraus darauf aufmerksam, dafs die Begriffswörter auf der einen Seite, die Endungen und Beziehungswörter (die in dieser Hinsicht in *eine* Kategorie zusammenfallen) auf der anderen nicht nur in ihrer Bedeutung, sondern auch in ihrer phonetischen Form einen bestimmten Gegensatz bilden. So tritt also auch hier der wesentliche innere Unterschied in die äufsere Erscheinung deutlich hinein, oder wie es der Verf. S. 23 f. als allgemeines Princip ausspricht: „Vermöge der organischen Natur der Sprache werden Logisches und Phonetisches, Begriff und Laut, welche die Reflexion unterscheidet, in dem Leben der Sprache vollkommen Eins; und auch jede Begriffsdifferenz gestaltet sich in eine Lautdifferenz. Diese Einheit von Gedanken und Laut offenbart sich besonders auf eine höchst wunderbare Weise in der *Betonung*. Sie drückt nicht Begriffe aus, wie das Wort, auch nicht eine besondere Art der Beziehung, wie die Flexion, sondern auf allgemeine Weise die ganze organische Form des Begriffsverhältnisses, nämlich die organische Einheit desselben und die organische Beziehung der Factoren zu einander. Durch die Einheit der Betonung wird jeder Satz, jedes Verhältnifs des Satzes und jedes einzelne Wort als eine organische Einheit ausgedrückt. So wird die Betonung eine lebendige Offenbarung der organischen Gestaltung der Sprache in ihrem inneren Elemente dem Begriffe." Wir fügen hinzu: die Betonung ist der reinste unmittelbarste Ausdruck der abstracten Innerlichkeit, gleichsam die Musik der Sprache, sofern der Laut hier nicht nach seiner materiellen Beschaffenheit, sondern nur nach dem Grade seiner Intensität in Betracht kommt. Diese aber ist das unmittelbare Erzeugnifs der geistigen Individualität, daher auch die besondere Weise der Betonung charakteristisch für die Eigenthümlichkeit der Nationen wie der Individuen ist. Der Accent ist das flüchtigste, seelenhafteste Element der gesprochenen Sprache; er steht an der Gränze zwischen der logischen und phonetischen Seite derselben, und wird, je nachdem das Princip jener oder dieser Seite in einer Sprache vorherrscht, mehr durch logische, oder mehr durch phonetische Gesetze bestimmt; jenes z. B. im Deutschen, dieses im Griechischen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 19. u. 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

Organism der Sprache als Einleitung zur Deutschen Grammatik. (Mit dem zweiten Titel: Deutsche Sprachlehre. Erster Band.) Von Dr. Carl Ferdinand Becker, Mitglied des Frankfurter Gelehrtenvereins für Deutsche Sprache.

(Beschluss.)

Der Verf. unterscheidet S. 25 *Wohlklang* als Ebenmafs betonter und tonloser Wörter und Sylben, von *Wohllaut* als dem Ebenmafs differenter Laute, so dafs beide sich wie Begriff und Laut different zu einander verhalten. Den Wohlklang (die *rhythmische* Seite) hat nach ihm (S. 22) die *Deutsche*, den Wohllaut (die *euphonische* Seite) hingegen die Griechische und Lateinische Sprache vollkommener ausgebildet. Ref. gesteht, dafs ihm die Darstellung dieses Gegenstandes bei dem Verf. nicht ganz klar und erschöpfend erschienen ist. Zu einer ausführlicheren Erörterung desselben ist hier nicht der Raum. Es kann nur kurz angedeutet werden, dafs der Verf. *Quantität* und *Qualität* oder Extension und Intension des Lautes nicht bestimmt unterscheidet, was nothwendig hätte geschehen müssen. Versteht man, wie es wohl richtiger ist, unter dem *Rhythmus* vorzugsweise das Ebenmafs der quantitativen Lautverhältnisse, so wird man gerade umgekehrt der Griechischen Sprache eine gröfsere Ausbildung des Rhythmischen zuschreiben, in der Deutschen hingegen, wo der qualitative oder intensive Laut herrscht, die *euphonische* Seite vorherrschend finden.

„Alle Bildung," heifst es S. 27, „geschieht in der Sprache durch Entwickelung, d. h. dadurch, dafs die in einer Einheit unentschieden liegenden Elemente in einem organischen Gegensatze auseinander treten und sich auf diese Weise individualisiren. Wenn man nun die zwei Seiten der Sprache, jede besonders auffafst, so stellt sich auf der einen Seite die Entwickelung der *phonetischen* Seite der Sprache als Individualisirung der Laute in der *organischen Lautbildung* dar; auf der anderen Seite stellt sich die Entwickelung der *logischen* Seite, je nachdem man die in dem Sprachvorrathe ausgedrückten Begriffe, oder die in der lebendigen Rede (dem Satze) ausgedrückten Beziehungen der Begriffe auffafst, einerseits dar als Individualisirung der Begriffe in der *organischen Wortbildung*, andererseits als Individualisirung der Beziehungen in der *organischen Satzbildung*. Nun sind zwar Laut-, Wort- und Satzbildung in dem Leben der Sprache eigentlich nur ein und derselbe Bildungsvorgang. Die Klarheit der Darstellung fordert jedoch, dafs wir jeden dieser Bildungsvorgänge besonders nach seinen organischen Verhältnissen betrachten." Demnach zerfällt nun der übrige Theil des Buches, welcher die nähere Entwickelung und Anwendung der in dem ersten Abschnitte dargestellten allgemeinen Principien enthält, in drei Abschnitte.

Der *erste* derselben, oder der *zweite* des ganzen Buches ist überschrieben: *Organische Lautbildung.* Wenn der Verf. hier S. 29 behauptet: „Durch die Anzahl der Sprachorgane und durch die Stufen der Articulation sind bestimmte Sprachlaute gegeben, deren Anzahl in allen Sprachen dieselbe ist:" so ist dieis auf die nothwendigen, wesentlichen Grundlaute zu beschränken, welche die Grundlage des phonetischen Systems aller menschlichen Sprache ausmachen, in den wirklichen besonderen Sprachen aber vielfach getrübt und modificirt erscheinen. Es ist eine unerläfsliche Aufgabe der Sprachphilosophie, nach festen Principien das System jener reinen Grundlaute aufzustellen, sodann aber dasselbe auf die besonderen Lautsysteme der einzelnen Sprachen anzuwenden und deren wesentliches Verhältnifs zu jener allgemeinen Grundlage aufzuzeigen, wodurch allein die Bedeutung der besonderen Lautsysteme für die Sprachidee zur Klarheit gebracht werden kann. Der Verf. hält sich vermöge seines Princips hier mehr im Allgemeinen, nur mit gelegentlicher Beziehung auf die phonetischen Erscheinungen in einzelnen Sprachen, und die besondere Seite der Sprachidee kommt also hier, wie überhaupt, nach der bereits oben gemachten Bemerkung, zu kurz.

„Die Lautbildung," heifst es S. 29 f., „geht von dem mindest articulirten Laute, dem *Vocale*, aus, und erhebt sich stufenweise bis zu dem höchst articulirten Laute, der *Muta*. Durch die verschiedenen Stufen der Articulation ist zugleich der organische Gegensatz der *Starrheit* und *Liquidität* gegeben, welcher sich in dem Gegensatze vom *Consonant* und *Vocal* darstellt, und sich auf der Seite der Consonanten als Gegensatz von *Muta* und *Liquida*, auf der Seite der Vocale als Gegensatz von *langem* und *kurzem* Vocal wiederholt." Aufser den Abstufungen der Articulation aber unterscheidet der Verf.

Digitized by Google

ferner die durch die Stellung der articulirenden Organe gegebene Richtung der Lautbildung, wonach die Laute in *Kehl-*, *Zungen-* und *Lippenlaute* zerfallen. Als Grundvocale werden mit Recht *i, a, u,* betrachtet; *i* nennt der Verf. den Kehl-, *a* den Zungen-, *u* den Lippenvocal, an den Uebergang des *i* in *j*, des *u* in *w* erinnernd. Zwischen jenen Grundvocalen liegen nun noch zwei Mittellaute, durch deren Einschaltung die natürliche Reihe reiner Vocale: *i, e, a, o, u,* entsteht. Es hätte hier noch bemerkt werden können, dafs diese hinsichtlich der Sprachorgane stufenweise von Innen nach Aufsen fortschreitende Lautreihe zugleich in Beziehung auf die gröfsere oder geringere Intensität des Tones eine natürliche *Tonreihe* bildet. Der innerlichste Laut *i* ist der höchste, der äufserlichste *u* der tiefste.

Wenn der Verf. S. 32 bemerkt, die natürliche Vocalenreihe *i, a, u,* scheine in den Germanischen Sprachen zugleich der vorherrschende Typus der Ablautung zu seyn, z. B. *binden, band, gebunden:* so gesteht Ref., dafs er trotz des gewichtigen Widerspruchs von *Jacob Grimm* (Grammatik Theil II, S. 83) und unserem Verf. selbst (S. 89) noch nicht die Ansicht aufgeben kann, welche *Schmeller* in seiner grammatischen Darstellung der *Mundarten Bayerns* 1821 S. 320 ff. aufstellt (welches treffliche Werk der Verf. nicht benutzt zu haben scheint): dafs nämlich die Ablautung regelmäfsig von *a* gegen *e* und *i*, oder gegen *o* und *u;* dann von *o* und *u* gegen *e* und *i* fortschreitet. Das in der indifferenten Mitte der Vocalreihe liegende *a* ist der Grundlaut, gleichsam der Vocal κατ' ἐξοχήν, und gewifs in den ältesten Sprachwurzeln herrschend, wie er auch der erste reine Vocallaut in der Sprache des Kindes ist; und von dieser Mitte heraus geht die Ablautung nach den Enden hin. Werden nun die Formen nach dieser genetischen Reihenfolge der Vocale geordnet, so findet sich, wie *Schmeller* näher durchgeführt hat, dafs bei den meisten ablautenden Verben das Präteritum dem Präsens vorangeht, und somit jenes als die Wurzel dieser Verba erscheint. Bei Weitem in den meisten dieser Präterita herrscht oder herrschte wenigstens in der alten Sprache der Vocal *a* (z. B. bat, gebeten, bitten; trat, getreten, tritt; sprach, gesprochen, sprechen, sprich; band, gebunden, binden; klang, geklungen, klingen u. s. w.; schrai (neud. schrie), geschrieen, schreien); in einer geringeren Anzahl ist der Vocal des Präteritums (flofs, flösse, fliefsen; schlofs u. s. w.). Nur in ein paar Dutzend ablautender Verba, in denen Supinum, Infinitiv und Imperativ denselben Vocal führen, verhält sich dieser Vocal zu dem abweichenden des Präteritums wie Grundlaut zum Ablaut, so dafs also hier der Vocal des Präsens als der Wurzellaut, und die einsylbige Präsens- oder Imperativform als die Wurzel erscheint (z. B. grab, grub; wachs, wuchs; trag, trug u. s. w.). Es kann auf den ersten Blick auffallend erscheinen, dafs demnach in den meisten ablautenden Verben der Deutschen Sprache das Präteritum, nicht das Präsens, als die Wurzel anzusehen ist. Erinnert man sich aber an das oben über die Natur der Sprachwurzeln überhaupt Bemerkte, so fällt dieser Anstofs weg. Die Sprachwurzeln sind Benennungen der Thätigkeit als einer geschehenen; der Mensch benennt die Thätigkeit erst, nachdem er die Anschauung derselben in sich aufgenommen hat, also nachdem sie selbst vollendet ist. Daher bleiben diese ursprünglichen Bezeichnungen der Thätigkeit in der gebildeten Sprache als Präterita stehen, aus denen sich nun erst die Ausdrücke für andere Momente der Thätigkeit hervorbilden; und diese Urpräterita dienen häufig zugleich als abstracte Nomina, die Handlung in ihrer absoluten Vollendung als ein Fertiges, Gewordenes zu bezeichnen (so: Band, Klang, Sprach-e, brach u. s. w.). Schon *Herder* sagt in seiner Preisschrift ganz richtig: „Das Wort, was unmittelbar auf den Schall der Natur nachahmend folgte, folgte schon einem Vergangenen; Präterita sind also die Wurzeln der Verba, aber Präterita, die noch fast für die Gegenwart gelten." Auf die ganz analoge Stelle, welche das Präteritum in den Semitischen Sprachen einnimmt, so wie auf die Erscheinung, dafs in den Griechischen Verben der älteren Formation der Aorist die reine Wurzel enthält, die im Präsens erweitert und verstärkt erscheint, machen wir nur im Vorbeigehen aufmerksam, indem wir nach dem Vorgange des Verfs. im Ganzen zunächst die Deutsche Sprache im Auge behalten. Dafs aber in einer verhältnifsmäfsig geringen Anzahl von Deutschen Verben die durch das *a* kenntliche Wurzelform gleichwohl zum Präsens geworden ist, hat, wie sich an den meisten dieser Verba (z. B. graben, backen, wachsen, tragen) deutlich erkennen läfst, in der Natur der durch dieselben bezeichneten Thätigkeiten seinen Grund, in denen wesentlich der Begriff der Dauer, nicht der einer momentanen Vollendung liegt. Man vergleiche z. B. *hob, heben* mit *tragen, trug; starb, sterben* mit *schlafen, schlief* u. s. w.

Wenn der Verf. S. 33 eine *qualitative* Differenz der *kurzen* und *langen* Vocale behauptet, deren Unterschied mithin nicht als ein blofser Unterschied des Zeitmafses aufzufassen sei: so geben wir diefs zu; dafs aber diese qualitative Differenz darin bestehe, dafs der Vocal als langer auf eine höhere Stufe der Articulation trete und in sich fester und weniger liquide sei als der kurze, will uns nicht einleuchten. Das Wesen des Vocals ist die vollkommenste Liquidität; je mehr daher der Vocallaut sich als solcher vollendet und individualisirt, desto mehr mufs dieser wesentliche Charakter desselben zur Erscheinung kommen, desto liquider mufs er werden. Den langen Vocalen, die offenbar reinere und bestimmter individualisirte Laute sind als die kurzen, mufs mithin die Liquidität in höherem Grade zukommen, deren Wesen ja eben in dem staetigen Flusse oder der Dauer des Lautes liegt, während die starren Laute nur momentane Existenz haben. Dafs die kurzen Vocale weniger liquide, mithin weniger reinvocalisch sind als die langen, zeigt sich ja auch darin

Digitized by Google

ganz deutlich, dafs *i* und *u*, wenn sie kurz, nicht aber wenn sie lang sind, in die consonantischen Laute *j* und *v* übergehen. Doch wir müssen uns, um nicht zu ausführlich zu werden, von nun an der genaueren Erörterung einzelner Punkte enthalten und uns auf die gedrängte Angabe des Ganges, welchen die Untersuchung des Verfs. nimmt, und der Hauptresultate derselben beschränken.

Der Verf. handelt zunächst (S. 34) von den *Umlauten*, und geht sodann zu den *Spiranten* (*h, s, j, w*) über, die sich durch fortschreitende Articulation aus den Vocalen entwickeln und unter denen *h* als indifferenter, *j* als Kehl-, *s* als Zungen-, *w* als Lippenspirant bezeichnet wird. — „Da der *Anlaut* das eigentlich wurzelhafte und darum bedeutsamste Element des Wortes ist, so strebt die Sprache überall den Anlaut durch eine mehr individualisirte Gestaltung zu verstärken. Sie bewirkt dieſs besonders dadurch, dafs sie vor dem Anlaute einen *Spiranten* hervortreten läfst, und zwar um so mehr, je weniger der Anlaut für sich schon individualisirt ist, daher am häufigsten vor dem Vocale und vor der Liquida, seltener vor der Muta." Eine für die Etymologie wichtige Bemerkung, die mit vielen Beispielen belegt wird. — „Der Spirant hat in dieser Verbindung an sich keine Bedeutung, ist nicht ursprünglich eine an sich bedeutsame, mit dem Worte zusammengesezte Partikel. Die Sprache strebt aber überall, den Stoff geistig zu beleben, und dem Unterschiede der Lautverhältnisse eine logische Bedeutung zu unterlegen; und so hat sie auch der Verstärkung des Anlautes vielfältig die Bedeutung der Flexion unterlegt." Hieher zieht nun der Verf. das Griechische *Augment* und die *Reduplication*, und die Deutsche Vorsylbe *ge*, welche Ansicht dem Ref. bedeutender Modificationen bedürftig scheint.

S. 44 „Auf der höchsten Stufe der Articulation stehen die *starren* Consonanten (mutae) als die am vollkommensten individualisirten Laute. Unter ihnen aber ist der *Zungenlaut* als der in der indifferenten Mitte liegende der weniger individualisirte, gleichsam die Liquida unter den starren Lauten, wie *s* unter den Spiranten, und daher häufig als bloſs euphonischer Laut angewendet. Nach der andern Richtung ist die Media der am wenigsten, die Aspirata der am meisten individualisirte Laut, und im Allgemeinen individualisirt die Media sich fortschreitend zu einer Tenuis und diese zu einer Aspirata." Dieſs weiset der Verf. theils an besonderen Wortfamilien, theils (nach *Grimm*) an den Lautverhältnissen des Gothischen zum Althochdeutschen nach. In den Romanischen Sprachen dagegen und im Englischen scheint ihm mit Recht die rückgängige Richtung einer allgemeinen Verflachung der Lautverhältnisse stattzufinden. „Die starren Consonanten als die individualisirtesten Sprachlaute sind unter allen am wenigsten dem Wandel unterworfen. Der Vocal ist das liquide und eigentliche individualisirende, der starre Consonant das an sich schon individualisirte Element des Wortes, und vorzugsweise das eigentlich Wurzelhafte und Unwandelbare, zumal im Anlaute des Wortes.

S. 48. Die *schmelzenden* Consonanten (liquidae) stehen auf einer höheren Stufe der Articulation und sind in sich gediegener als die Spiranten. Sie gehören nicht, wie die starren Consonanten und die Spiranten, jeder einem der articulirenden Organe ausschliefslich, sondern mehreren zugleich an; *r* und *l* schweben zwischen Kehle und Zunge, *n* und *m* zwischen Zunge und Lippen. Die Muta ist der höchst, die Liquida der mindest individualisirte Laut auf derselben Articulationsstufe. Die Liquida mufs daher vor anderen einer gröfseren Individualisirung empfänglich seyn. Da sie aber mit der Muta einen Gegensatz bildet, so kann sie nicht, wie der Spirant, in eine Muta übergehen, sondern nur dadurch auf eine höhere Stufe der Individualisirung treten, dafs sie mit einem Spiranten oder mit einer Muta in *einen* Laut verschmilzt. Wie sich nach dem Obigen im *Anlaute* die Liquida zu einer *aspirirten Liquida* individualisirt, so verschmilzt sie im *Auslaute* mit einer nachfolgenden Muta zu einer *bekleideten Liquidá* (z. B. Furche, Gold, Mond). Wie der Spirant im Anlaute, so hat die Muta im Auslaute keine andere als phonetische Bedeutung.

S. 52. Das Wort erhält durch die Gegensätze der Laute, in welchen es sich entwickelt, seine organische Gestalt, die um so vollkommener ist, je mannigfaltiger und vollkommener diese Gegensätze der Laute in dem Worte ausgebildet sind. Der erste und allgemeinste organische Gegensatz, welcher sich in dem Worte darstellt, ist der zwischen Consonant und Vocal. Besteht das Wort bloſs aus einem Consonanten und Vocale, so steht der Consonant als der eigentliche Wurzellaut gewöhnlich im Anlaute, und der Vocal als der wandelbare Laut im Auslaute. Der Consonant im Anlaute ist bald eine Muta, bald eine Liquida; die entschiedene Mehrheit hat jedoch im Anlaute eine Muta oder einen Spiranten. Auf eine höhere Stufe der Entwickelung tritt das Wort, indem sich aus dem auslautenden Vocale ein Consonant entwickelt, entweder eine Liquida oder ein Spirant, im lezteren Falle meistens zu einem starren verhärtet. Am vollkommensten ist der Gegensatz von Anlaut und Auslaut in den Wörtern entwickelt, welche im Anlaut eine Muta oder einen Spiranten und im Auslaut eine Liquida, oder umgekehrt die Liquida im Anlaute und die Muta im Auslaute haben (z. B. fall-en, hör-en, rath-en), und der bei Weitem gröfsere Theil aller Wörter hat diese Gestalt. Unter diesen machen diejenigen, welche die Muta oder den Spiranten im Anlaute und die Liquida im Auslaute haben, in allen Sprachen die Mehrheit aus, und diese Form scheint die vollendetste der einsylbigen Wurzeln und Stämme zu seyn.

S. 55. Der *Wohllaut* der Sprache erhält erst dadurch eine bestimmte Bedeutung, dafs er als ein organisches Differenzverhältnifs der Laute aufgefafst wird. Kein Sprachlaut ist für sich übellautend; nur *Lautverhältnisse*

Digitized by Google

sind wohllautend oder übellautend, je nachdem sie Verhältnisse differenter oder indifferenter Laute sind. Diese treffliche Bemerkung wendet nun der Verf. auf einzelne Sprachen an.

S. 56. Das Wort erreicht die höchste und lezte Stufe der organischen Entwickelung, indem es sich in dem Gegensatze von *Stamm* und *Endung* individualisirt. Dieser Gegensatz ist ein zwiefacher: ein *logischer* und *phonetischer*. In Stamm und Endung wiederholt sich gewissermafsen derselbe Gegensatz von Starrem und Liquidem, welcher die organische Gestaltung des Stammes ausmacht. Ganz richtig; nur durfte nicht unbemerkt bleiben, dafs dieser Gegensatz hier einen höheren Sinn hat, indem das logische Princip das Bestimmende wird, und der logische Gegensatz durch den phonetischen nur zur Erscheinung kommt, während in dem organischen Differenzverhältnisse des Stammes das phonetische Princip das wesentlich Bestimmende ist, und nur durch die Naturanschauung bedingt wird. Nach dem Gesetze der organischen Entwickelung müssen Vocal und Liquida die eigentlichen Laute der Endungen seyn, weil die Consonanten, und unter diesen vorzugsweise die Mutä, die eigentlichen Laute der Stämme sind. Wie in dem Stamme selbst der anlautende Consonant, und insbesondere die anlautende Muta, so ist in der Sprofsform der Stamm das starre unwandelbare Element; und wie in jenem der Vocal und die auslautende Liquida, so ist in dieser die Endung das liquide, wandelbare Element. Der Begriff der Liquida ist aber in Beziehung auf den Gegensatz von Stamm und Endung in ausgedehnterem Sinne zu nehmen; so dafs aufser *r*, *l*, *n*, *m* auch der Spirant *s* und der starre Zungenlaut *d*, *t*, (nach dem Obigen gewissermafsen die Liquida unter den Starren) unter dieser Kategorie mitbegriffen sind. Die Richtigkeit dieser Bemerkungen bestätigen die wirklichen Lautverhältnisse aller bekannten Sprachen auf das Einleuchtendste. Der Verf. macht ferner noch auf eine gleichfalls sehr beachtenswerthe Differenz zwischen dem Vocale des Stammes und dem Vocale der Endung aufmerksam, nämlich die Differenz der *Quantität*, vermöge deren die *Endung langen*, der *Stamm kurzen* Vocal zu haben pflegt. Diese Differenz ist im Deutschen durch die herrschend gewordene Betonung verwischt, findet sich aber im Lateinischen (vĭās, lŏcōs, ămās) und im Gothischen (dăgōs, vĭgōs). Der Verf. erklärt diese Erscheinung ganz richtig dadurch, dafs in der Endung, als dem liquiden Theile des Wortes, der Vocal sich freier zu einer Länge entfaltet (also nach unserer obigen Bemerkung in höherem Grade liquide wird, während der Verf. dort (S. 33) im Widerspruch mit seiner hier ausgesprochenen Ansicht den langen Vocal für weniger liquide erklärte); da er hingegen in dem Stamme, als dem starren Kerne des Wortes, gleichsam in dem Consonanten latent werde. — Ueberhaupt, schliefst der Verf., tritt der Gegensatz von Stamm und Endung als Gegensatz von Starrheit und Liquidität in allen bekannten Sprachen aufs Bestimmteste hervor. Er ist auf der phonetischen Seite dasselbe, was auf der logischen Seite der Gegensatz von Begriff und Beziehung, von Stoff und Form ist. Beide Gegensätze sind in dem Leben der Sprache ein und derselbe Gegensatz.

Auf die im Ganzen vortreffliche Darstellung der organischen Lautbildung folgt nun im *dritten Abschnitte* (S. 61) die *organische Wortbildung* in zwei Capiteln: 1) *Entwickelung der Begriffe*, 2) *Ableitung*. Auch hier kann Ref. nur die Hauptsätze herausheben.

Die unendliche Menge der in der Sprache ausgeprägten Begriffe geht durch fortschreitende Individualisirung aus wenigen *Wurzelbegriffen* hervor. Diese Wurzelbegriffe sind Begriffe von *Thätigkeiten*. Das *Verb* ist die Wurzel des gesammten Wortreichthums der Sprache, und jedes Wurzelverb bezeichnet ursprünglich den Begriff einer Thätigkeit. In dem Wurzelbegriffe der Thätigkeit aber liegt, obgleich noch unentwickelt, zugleich der Begriff des *Seyns*. In der Sprache gibt es keinen Begriff eines Seyns, der nicht erst aus dem Begriff der Thätigkeit hervorgegangen wäre; alle Substantive sind Verbalien. Die logische Entwickelung wird dadurch eine organische, dafs sie sich, wie die phonetische in Lautdifferenzen, eben so in Begriffsdifferenzen darstellt, und dafs auf jeder neuen Entwickelungsstufe der erste und allgemeine Gegensatz von Thätigkeit und Seyn sich gewissermafsen wiederholt. Dieser mufs in der Sprache so aufgefafst werden, dafs die Thätigkeit als ein in Thätigkeit frei gewordenes Seyn, das Seyn als eine ruhend gewordene, an ein Seyn gebundene Thätigkeit gedacht wird. Die Sprache drückt jede Thätigkeit durch eine Personalform eines Verbs als Einheit von Thätigkeit und Seyn, und jedes Seyn durch ein von einem Verb gebildetes Substantiv als eine ruhend und räumlich gewordene Thätigkeit aus.

Kein *Wurzelverb* drückt ursprünglich ein *Leiden* oder einen unthätigen Zustand aus. Die Thätigkeit aber als blofse Verrichtung eines Seyns ist zunächst *intransitiv*, und wird erst *transitiv*, indem sie in einem Beziehungsverhältnisse zu einem Objecte gedacht wird. Transitives und intransitives Verbum bilden daher nicht eigentlich einen organischen Gegensatz, und die Sprache hat für das Transitivum als solches keine besondere Form. — Einen bestimmten Gegensatz bildet aber das *intransitive* mit dem *factitiven* Verbum, in welchem der Begriff einer gesteigerten Thätigkeit liegt, welche nicht nur über das Subject hinausschreitet, sondern auch ihr Object in Thätigkeit versezt. Die Sprache bezeichnet daher diesen Gegensatz nicht blofs auf syntaktische Weise, sondern durch die Form des Verbs selbst (trinken, tränken; fallen, fällen u. s. w.). — Auf einer höheren Stufe der Entwickelung aber erscheint der intransitive Begriff in eigentlich individualisirter Form, nämlich in der *reflexiven* Form des Verbs, unter welcher auch das *Medium* der Griechischen Sprache und die *Passivformen* der anderen Sprachen begriffen werden.

S. 68. Das *Substantiv* ist ein *Verbale* und bezeichnet

Digitized by Google

das Seyn als eine stätig gewordene Thätigkeit. Dafs diejenige Vorstellungsweise, welche alles Seyn unter den Begriff der Thätigkeit stellt und jedem Wesen eine Seele gibt, ursprünglich in der Sprache vorwaltet, ersehen wir insbesondere daraus, dafs das Substantiv sich fast überall den Gegensatz der natürlichen Geschlechter angeeignet hat. Die Sprache scheint nämlich ursprünglich *nur* das natürliche Geschlecht unterschieden und diese Unterscheidung auch auf die Dingenamen angewendet zu haben. — Der Gegensatz von *Person* und *Ding* kann nicht als Gegensatz reiner Thätigkeit zu reinem Seyn, sondern nur so gedacht werden, dafs in der Person die Thätigkeit über das Seyn, in dem Dinge das Seyn über die Thätigkeit vorherrscht. Er ist daher in der Form des Substantivs selbst sehr unvollkommen bezeichnet und tritt erst in dem Ausdrucke der Beziehungsverhältnisse der Rede, also in der Flexion, bestimmter hervor, indem im Allgemeinen die Flexion der Dingenamen unvollkommener als die der Personennamen ist. — Alle Substantivbegriffe sind entweder Begriffe eines thätigen Seyns, oder eines gethanen (durch die Thätigkeit gewordenen) Seyns, oder substantivische Begriffe der Thätigkeit selbst. Wir nennen die zwei ersten Arten von Begriffen *concrete*, und die lezte Art *abstracte* Begriffe. — Jeder Name eines thätigen Seyns mufs ursprünglich *Gemeinname*, d. h. ein gemeinsamer Name mehrerer Individuen seyn. Wird ein Gemeinname einem Individuum angeeignet, so wird er ein *Eigenname;* alle Eigennamen sind ursprünglich Gemeinnamen. — Dadurch, dafs sich aus dem Begriffe des Verbs der concrete Begriff des Substantivs einerseits als der Begriff eines thätigen, andrerseits als der Begriff eines gethanen Seyns entwickelt, ist der Gegensatz zwischen *Gemeinnamen* und *Stoffnamen*, oder vielmehr eine Stufenleiter der Individualität gegeben, deren äufserste Punkte einerseits durch die *Stoffnamen*, andrerseits durch die *Eigennamen* bezeichnet sind. — Der *abstracte* Begriff der Thätigkeit ist wohl erst später von der Sprache unterschieden worden, und der Ausdruck desselben schwankt daher noch vielfältig zwischen abstracter und concreter Bedeutung. — In dem *Sammelnamen* (collectivum) fafst die Sprache eine Vielheit von Personen oder Dingen in eine Einheit zusammen, wobei das Ganze als ein Individuum gedacht wird, indefs das Einzelne seine Individualität verliert und gleichsam stoffartig wird. — Manche Sprachen bezeichnen an dem Substantiv die mehr oder minder individuelle Bedeutung besonders durch den *Artikel*, den das Fortschreiten der Sprache zu gröfserer Bestimmtheit der Begriffe beim Mangel einer unterscheidenden Declinationsform fordert.

§. 76. Das *Adjectiv* steht zwischen Verb und Substantiv in der Mitte; es ist entweder ein substantivisch gewordenes Verb, oder ein verbal gewordenes Substantiv. Das Adjectiv ist entweder *prädicativ* oder *attributiv*. Es sind Thatsachen vorhanden, welche es sehr wahrscheinlich machen, dafs ursprünglich Prädicativ und Attributiv durch differente Formen des Adjectivs unterschieden wurden; und zwar scheinen ursprünglich die adjectivischen *Stämme* blofs *prädicativ*, und die *Sprofsformen* blofs *attributiv* gewesen zu seyn. — Hinsichtlich der Belege für diese wichtige und interessante Bemerkung müssen wir auf die weitere Ausführung derselben durch den Verf. selbst verweisen. — Der adjectivische Stamm, welchen der Verf. für ursprünglich prädicativ hält, ist von dem Verb selbst in Form und Bedeutung kaum zu unterscheiden (z. B. wach, gleich, bleich). Die Differenz besteht nur darin, dafs das Verb eine freie Thätigkeit, das prädicative Adjectiv hingegen eine Thätigkeit als eine zur Ruhe gebrachte, haftende, als Zustand bezeichnet, und so einen Uebergang vom Verb zum Substantiv bildet. — Das attributive Adjectiv wird als Sprofsform ursprünglich nur von Substantiven gebildet (z. B. mächtig, golden u. s. w.) und kann füglich als ein flectirtes Substantiv angesehen werden. Wie ein Casus zu einer Adjectivform werden könne, sehen wir in dem Genitiv des Personalpronoms, welches in den meisten Sprachen als Possessivpronom die Form eines Adjectivs angenommen hat. Das Attributiv ist nichts Anders als ein Substantiv, das auf ein anderes Substantiv bezogen ist. — Wie das prädicative Adjectiv als Stamm einen Uebergang vom Verb zum Substantiv, so bildet das attributive Adjectiv als Sprofsform einen Uebergang vom Substantiv zum Verb. Der Gegensatz von Thätigkeit und Seyn wiederholt sich in dem Gegensatze des prädicativen und das attributiven Adjectivs. Beide stehen jedoch gleichsam beidlebig schwankend zwischen Thätigkeit und Seyn; und daher vertauschen sie leicht in der Sprache ihre Stellung, so dafs das prädicative Adjectiv attributiv, und das attributive prädicativ wird.

Diese ganze Entwickelung der Begriffe der wesentlichen Redetheile ist von dem physiologischen Gesichtspunkte des Verfs. aus vortrefflich und enthält auch aufser den hier mitgetheilten Bemerkungen im Einzelnen der Ausführung viel Lehrreiches. Die philosophische Sprachbetrachtung aber wird hier von den Forderungen des concreten Begriffes, wie er sich als Urtheil und in der Sprache in der Form eines Satzes gestaltet, auszugehen, daraus jene Begriffe als wesentliche Bestandtheile der Begriffseinheit zu entwickeln und in ihrer Nothwendigkeit für dieselbe nachzuweisen, und nun erst die Seite der organischen Bildung dieser Wortarten als die äufsere Erscheinung jener inneren Verhältnisse darzustellen haben.

§. 85. *Zweites Capitel. Ableitung.* Die Sprache drückt die Differenzen der Begriffe durch entsprechende Differenzen der Wortformen aus, und die Bildung der differenten Wortformen ist eben so eine fortschreitende Individualisirung des *Wurzelwortes*, wie die Entwickelung der differenten Begriffe eine fortschreitende Individualisirung des *Wurzelbegriffes*. Jeder Begriff besteht aus zwei Elementen: einem *unwandelbaren*, nämlich dem noch nicht individualisirten Wurzelbegriffe, und einem *wandelbaren*, nämlich der individualisirenden Beziehung; je-

Digitized by Google

nes macht den Inhalt, dieses die Form des Begriffes aus. Eben so besteht das Wort aus zwei Elementen: einem *unwandelbaren*, der *Wurzel*, und einem *wandelbaren*, der *Endung*. Den Bildungsvorgang, durch welchen Begriff und Wort zugleich sich fortschreitend individualisiren, nennen wir *Ableitung*, und die Wortformen, in denen die individualisirten Begriffsdifferenzen ausgeprägt werden, *Ableitungsformen*. — Ursprünglich ist die *Ableitung* von der *Flexion* nicht unterschieden. Beide Vorgänge haben eine und dieselbe Bedeutung, und beide kommen ganz auf dieselbe Weise zu Stande. Die Ableitungsformen sind ursprünglich Flexionsformen, und die Ableitung ist nichts als eine stätig gewordene Flexion. — Ganz richtig in Beziehung auf das Werden der Sprache; sofern aber in der gewordenen beide Bildungsvorgänge geschieden sind, hat die Sprachphilosophie die wesentlichen Gränzen derselben nach inneren Gründen zu bestimmen. — Das unwandelbare Element des Wortes bildet mit dem wandelbaren eben so einen organischen Gegensatz, wie der starre Laut mit dem liquiden. Der unwandelbare Wurzelbegriff haftet an dem Wurzelworte und zwar vorzüglich an dem starren Elemente desselben, nämlich dem anlautenden Consonanten; die wandelbare Beziehung kann nur an dem liquiden Elemente des Wortes ausgeprägt werden, nämlich an dem Vocale und der aus dem Worte hervorsprießenden liquiden Endung. Die Metamorphose des Wortes geschieht also entweder in dem Wurzelworte selbst an dem Vocale: *Ablautung*, oder durch Hervorsprossen einer Endung: *Umendung*. — Nur *Wurzeln* sind der Ablautung fähig, weil nur in der Wurzel der Gegensatz des Starren und Liquiden, des Consonanten und Vocales noch nicht individualisirt ist. Dieser Gegensatz wird erst durch die Ablautung individualisirt, und eben dadurch die Wurzel zu einem *Stamme*. Ist die Wurzel zum Stamme erstarrt, so kann eine neue Beziehung des Begriffes nur dadurch ausgeprägt werden, daſs der ganze Stamm als starres Element seinen Gegensatz wieder in einem Liquiden, in einer *Endung* findet. — Wurzeln sind die noch nicht durch Ablautung individualisirten Formen der Verben. Dafür hält nun der Verf. nach dem Obigen durchgängig das Präsens; wenn er aber sagt: diejenige Form sei für die Wurzel zu halten, welche im Begriff und Laut am wenigsten individualisirt ist: so spricht diese richtige Bemerkung vielmehr für unsere Ansicht, da das in den meisten Präteriten herrschende *a*, als der in der indifferenten Mitte der Vocalreihe liegende, offenbar der am wenigsten individualisirte Vocallaut ist.

S. 90. Den drei Entwickelungsstufen des Lautes: Vocal, Liquida, Muta, entsprechen die drei Stufen der Wort-Entwickelung oder Ableitung: *Wurzel*, *Stamm*, *Sproſsform*. Die Wurzel ist der gröſsten, der Stamm einer geringeren, die Sproſsform gar keiner weiteren Entwickelung durch Ableitung fähig. Die Ableitung durchläuft in der Regel diese drei Stufen, so daſs die Sproſsform von dem Stamme, nicht aber von der Wurzel gebildet wird. — Zwischen dem abgeleiteten Worte und demjenigen, von welchem abgeleitet wird, muſs eine Begriffsdifferenz statthaben; sie müssen sich zu einander verhalten, wie Seyn und Thätigkeit, Person und Ding u. s. w. Auf organische Weise wird daher von dem Wurzelverb nicht wieder ein Verb, sondern ein Substantiv oder Adjectiv, von dem Substantiv ein Verb oder Adjectiv u. s. w. gebildet. — Man sieht, wie hier Flexion und Ableitung sich bestimmt und deutlich unterscheiden, worauf der Verf. hätte aufmerksam machen sollen. — Wir übergehen die weitere treffliche Entwickelung dieser allgemeinen Principien, woraus vorzüglich das S. 92 f. angedeutete Verhältniſs der *Reduplication* zur *Ablautung*, ferner die Unterscheidung von *Endungen der Stämme* und *Ableitungsendungen der Sproſsformen* (S. 94 ff.), und die geistreichen Bemerkungen über die Bedeutung der *Sproſsformen* in Vergleich mit den *Stämmen* (S. 98 ff.) hervorgehoben zu werden verdienten.

S. 102. Mit der Bildung der Sproſsformen von den Stämmen ist eigentlich die organische Ableitung geschlossen. Diejenigen Formen, welche von den Sproſsformen durch wiederholte Umendung gebildet werden (wie *Fertigkeit*), nennt der Verf. *Afterformen* und erklärt dieselben für den organischen Bildungsgesetzen widersprechend. Allerdings überschreiten diese Formen die Gränzen der natürlich-organischen Wortbildung; eben daher aber tritt in diesen Bildungen der Begriff frei von der Herrschaft der Naturbestimmung auf; es beginnt mit ihnen in der fortschreitenden Sprachentwickelung das Reich der freier wirkenden Intelligenz, und die Sprachphilosophie hat auf diese Erscheinungen nicht minder, als auf die natürlich-organischen ihr Augenmerk zu richten.

S. 104 geht der Verf. zur *Zusammensetzung* über, unterscheidet sehr richtig die bloſse *Zusammenfügung* von der *Verschmelzung*, welche leztere wir jedoch nicht mit dem Verf. (S. 106) als eine bloſse Form der Ableitung, sondern, wie bereits oben bemerkt wurde, als einen wesentlich verschiedenen Bildungsvorgang ansehen. Richtig aber heiſst es S. 108: Zwei Begriffe können nur dadurch *ein* Begriff werden, daſs einer derselben gewissermaſsen aufhört, selbst Begriff zu seyn und nur noch als eine Beziehung des andern Begriffes gedacht wird, Die Verschmelzung verhält sich in dieser Hinsicht wie eine Sproſsform; das Bestimmungswort wird gewissermaſsen zum Stamme und hat daher den Hauptton, und das Grundwort wird zur Endung und hat untergeordnete Betonung. Ja das Leztere verliert zuweilen ganz sein selbstständiges Bestehen als Wort und gilt als wirkliche Endung (so *thum*, *schaft*, *haft*). Zu Endungen gewordene Stämme sind jedoch von ursprünglichen Endungen phonetisch und logisch unterschieden. — Erst auf diesem Standpunkte der Sprachentwickelung also tritt in der Ableitung und dann auch in der Flexion wirkliche Agglutination ein, als eine aus der Zusammensetzung erwachsende secundäre Bildung.

S. 114. Auſser den organischen Ableitungsformen

Digitized by Google

erkennt der Verf. durch die wandelbare Natur der Sprachlaute bedingte *Abänderungen* (Varietäten) der Wortformen an, in denen die gröfste Freiheit, wie in der Ableitung die höchste Gesetzlichkeit der Bildung walte, und durch welche gröfstentheils alle *Mannigfaltigkeit der Sprachen und Mundarten* gegeben sei. Diese haben kein Gesetz, als die in den articulirenden Organen gegründete Verwandtschaft der Sprachlaute, und die durch Klima, Lebensart und Cultur der Völker und Volksstämme bestimmte gröfsere Leichtigkeit und Vorliebe für gewisse Laute und Lautübergänge. — Durch diese Ansicht wird also die Seite der in besonderen Sprachen und Mundarten individualisirten Sprachidee, welche die Sprachphilosophie dem allgemeinen Sprachgesetz gegenüber in ihrer Wesentlichkeit anzuerkennen und nach ihren einzelnen Richtungen hin im Verhältnifs zu der gemeinsamen Sprachidee zu verfolgen hat, aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachbetrachtung verwiesen, indem diese Besonderheit der Sprachgestaltungen als ein Resultat willkürlicher oder zufälliger Bestimmungen erscheint. Ref. hat sich über diese nothwendige Consequenz aus des Verfs. Princip schon oben hinlänglich erklärt. — Treffliche Bemerkungen über die Bedeutung *fremder Wörter* und deren Verhältnifs zur Volkssprache (S. 119 ff.) beschliefsen diesen Abschnitt.

S. 123. Der *vierte Abschnitt*, „*Organische Satzbildung*" überschrieben, zerfällt in vier Capitel, deren *erstes* die *Satzbildung im Allgemeinen* betrachtet. Wenn es S. 124 heifst: „Derselbe Gegensatz von Starrheit und Liquidität, welcher als Gegensatz von Begriff und Beziehung, von Stamm und Endung die organische Gestaltung des Wortes ausmacht, stellt sich auch als die organische Form des Satzes und aller besonderen Verhältnisse des Satzes dar": so tritt hier die schon früher gerügte, aus dem Princip des Verfs. flieſsende Betrachtungsweise der auf Denkbestimmungen beruhenden Satzverhältnisse unter der Form bloſser Naturbestimmung ein. — Wie das Wort, heifst es weiter, besteht auch der Satz und jedes Satzverhältnifs aus zwei Elementen: dem bezogenen oder Hauptbegriff, und dem Beziehungsbegriff. — Die Sprache drückt die Beziehung im Allgemeinen durch die *Flexion* aus. Nur das Hauptwort des Satzverhältnisses, das Bezogene wird flectirt; das Beziehungswort als solches wird nicht flectirt. Der natürliche und ursprüngliche Ausdruck der Beziehung kann nur eine *Endung* seyn. — Alle Sprachen aber haben neben den Endungen mehr oder weniger zugleich besondere Gebilde, welche offenbar aus Wurzeln entwickelte Wörter sind, und als solche ursprüngliche Begriffe ausdrücken, welche aber, indem sie zu Ausdrücken der Beziehungen werden, den von ihrer Wurzel ausgehenden Begriff wieder verlieren und aufhören, eigentliche Wörter zu seyn. Der Verf. nennt diese *Formwörter*, zum Unterschiede von den *Begriffswörtern*, welche den Stoff ausdrücken. — Alle Differenz der Begriffe gründet sich auf den Gegensatz von Thätigkeit und Seyn, und alle Beziehung der Thätigkeit als einer solchen wird als *Zeitverhältnifs*, alle Beziehung des Seyns als eines solchen als *Raumverhältnifs* gedacht. Alle durch die Sprachformen ausgedrückten Beziehungen müssen daher einerseits als Zeitbeziehungen (so die Conjugationsformen), andrerseits als Raumbeziehungen (so die Declinationsformen) aufgefafst werden. Doch bleiben diese Bestimmungen nicht rein und abstract gesondert, sondern gehen nach beiden Seiten hin in einander über. — Unter den Formwörtern nimmt das *Pronomen* die erste Stelle ein. Die in mehreren Sprachen bereits deutlich nachgewiesene ursprüngliche Identität der Pronomen und der Personalendungen bestimmt den Verf., anstatt mit andern Forschern der Personalendungen für agglutinirte Pronomen zu nehmen, vielmehr umgekehrt in den Pronomen abgelöste Personalendungen zu erkennen. Ref. freut sich, hier eine längst von ihm gehegte Ansicht ausgesprochen zu finden, und bedauert nur, sich an der weiteren Begründung derselben durch den beschränkten Raum gehindert zu sehen. — Darauf folgen die *Zahlwörter*, ferner die *Präpositionen* und *Conjunctionen*, sodann die *Hülfsverben*, zuletzt das *Verbum abstractum seyn*. Auf dieses, heifst es S. 152, kann man Alles dasjenige anwenden, was in Beziehung auf Lautverhältnifs, Flexion und Bedeutung von dem Pronomen bemerkt wurde; und die nähere Betrachtung desselben führt den Verf. zu dem höchst beachtenswerthen Resultate, dafs das Verbum abstractum wie das Pronomen durch Ablösung der Conjugationsendungen entstanden sei. S. 156: So erblicken wir eine organische Entwickelung der Formwörter, welche mit der organischen Entwickelung der Begriffswörter aufs Vollkommenste übereinstimmt. Die Wurzel aller Sprache, das Verb kann sich nur als Ausdruck der Einheit von Begriff und Beziehung, von Stoff und Form, d. h. als ein flectirtes Verb darstellen. Wie sich nun der Begriff in dem Gegensatze von Thätigkeit und Seyn scheidet, so scheidet sich die Beziehung in dem Gegensatze von Zeit- und Raumbeziehung; und wie wir zwei Arten von Begriffswörtern haben, das Verb und das Substantiv, so haben wir zwei ursprüngliche Formwörter: das Verbum abstractum und das Pronomen. Das Pronomen bezeichnet das Seyn im Raume ohne realen Begriff; das Verbum abstractum die Thätigkeit in der Zeit, ebenfalls ohne realen Begriff auf bloſs formelle Weise.

S. 158. Das *zweite Capitel* entwickelt die *Verhältnisse des einfachen Satzes*, deren der Verf. drei unterscheidet: das *prädicative*, das *attributive* und das *objective* Satzverhältnifs. — Bei der näheren Betrachtung des lezteren (S. 182 ff.) entsteht der Begriff der *Casus*, welche der Verf. unter die beiden Rubriken: *Thätigkeits-Casus* (Accusativ und Genitiv) und *Raum-Casus* (Dativ, Ablativ, Instrumentalis u. s. w.) ordnet. Mag auch gegen einzelne Ansichten Manches zu erinnern seyn, so ist doch diese ausführliche Behandlung des Systems der Casus nach Bedeutung und Form vorzüglich reich an treffenden Bemerkungen und wichtigen Resultaten. — An die Betrachtung

Digitized by Google

der Casus schliefst sich (S. 237) dem natürlichen Zusammenhang gemäfs die des Substantivs mit *Präpositionen*, welche nach dem Verf. ursprünglich Raumverhältnisse der Dimension und der Richtung zu bezeichnen dienen, jedoch so, dafs in den Präpositionen überall der Dimensionsbegriff vorwaltet, während die Casus die Raumverhältnisse zunächst nur als Richtungsbeziehungen darstellen, so dafs in jenen das Moment der Thätigkeit, in diesen das der Räumlichkeit vorherrscht. — Die *Adverbien* (S. 247 ff.) werden in *Prominal-Adverbien* und *substantivale Adverbien* eingetheilt, und unter diesen beiden Rubriken Orts- und Zeit-Adverbien von Adverbien der Weise unterschieden. Am Schlusse dieses Capitels (S. 280) heifst es: Wie das nach den verschiedenen Articulationsstufen der Laute und nach der Differenz der articulirenden Organe gestaltete System der Laute das Lautsystem aller Sprachen ist: so bildet die Gliederung des Satzes in das prädicative, attributive und objective Beziehungsverhältnifs und die Verzweigung des objectiven Verhältnisses in das des Thätigkeitscasus, des Raumcasus und des Adverbs ein System, welches das syntaktische System aller Sprachen ist. Dieselbe Beziehung der Begriffe wird aber in verschiedenen Sprachen und Mundarten durch verschiedene syntaktische Formen ausgeprägt, und diese zusammengenommen machen das *Idiom* der besonderen Sprache aus, wie die mundartischen Abänderungen in Beziehung auf das Wort den *Dialekt* ausmachen.

Das *dritte Capitel* (S. 282 ff.) betrachtet die *Verhältnisse des zusammengesezten Satzes*. Der einfache Satz entwickelt sich zu einem zusammengesezten, indem ein Factor eines Satzverhältnisses sich zu einem Satze erweitert. Das zu einem Satze erweiterte Substantiv nennt der Verf. einen *Substantivsatz;* das zu einem Satze erweiterte attributive Adjectiv einen *Attributivsatz;* beide als *Nebensätze* von dem selbstständigen *Hauptsatze* unterschieden; so wie in ihrer Verbindung mit dem Hauptsatze von blofs *coordinirten* Sätzen zu unterscheiden, die nicht zusammen eine organische Einheit ausmachen. Nach einer weiteren Bestimmung (S. 285) ist der Nebensatz nur ein analytischer Ausdruck des *Particips, Infinitivs, Gerundiums* oder *Supins* (nicht des eigentlichen Adjectivs oder Substantivs als eines solchen). Dieſs führt zu einer näheren, viel Treffliches und Neues enthaltenden Erörterung der wesentlichen Begriffe jener Verbalformen, die der Verf. unter der allgemeinen Benennung der *Participialien* passend zusammenfafst.

Das *vierte Capitel* endlich (S. 313 ff.) handelt von der *Topik* und *Flexion*. Es wird zuerst die Bedeutung der *Topik* überhaupt festgestellt, besonders im Verhältnifs zur *Betonung*, welche mehr die Einheit des Begriffsverhältnisses, die Topik hingegen mehr die Unterordnung der Begriffe bezeichnet; sodann im Verhältnifs zur *Flexion* nach dem richtigen Grundgesetz: Je vollkommener in einer Sprache die Flexion, desto freier ist in ihr die Topik. Darauf wird die Topik der besonderen Satzverhältnisse, das Wesen der Inversion, und endlich die im Deutschen eigenthümliche Topik der Nebensätze betrachtet. Was ferner die *Flexion* betrifft (S. 326 ff.), so parallelisirt der Verf. die *Conjugation* und *Declination* auf sehr treffende Weise: „Wie die Differenz der Richtung in der Zeit, Vergangenheit und Zukunft, den Grundtypus aller Conjugation: so gibt die entsprechende Differenz der Richtung im Raume, Woher und Wohin, den Grundtypus aller Declination.“ Die nähere Betrachtung der Conjugation sowohl als der Declination ist reich an trefflichen Bemerkungen, und es zeigt sich hier, wie in dem ganzen Buche durchgängig der Geist gründlicher Untersuchung, der weder durch eitle Hypothesensucht verleitet das Resultat schon fertig hat, ehe noch die Untersuchung eingeleitet ist, noch vor paradox erscheinenden Resultaten erschrickt, wenn sie als nothwendiges Ergebnifs gewissenhafter Forschung entstehen. In der Betrachtung der Conjugation ist besonders die Ansicht bemerkenswerth, dafs das Verbum ursprünglich nur zwei *Zeitformen* hat, so wie die Nachweisung einer ursprünglichen Identität des *Conjunctivs* mit dem *Futur*, des *Optativs* mit dem *Praeteritum*. In der Theorie der Tempora ist Ref. jedoch nicht durchgängig mit dem Verf. einverstanden. In der Declination sind die Betrachtungen über die zwiefache (*starke* und *schwache*, oder *alte* und *neue*) *Declinationsform* des Adjectivs und Substantivs von besonderem Interesse.

Wir haben es uns ungern versagt, auch durch den lezten, an Umfang und Inhalt reichsten Abschnitt unseren Verf. Schritt vor Schritt zu begleiten; glauben aber, durch alles Obige sowohl dem Werke selbst die seinem ausgezeichneten Werthe gebührende Aufmerksamkeit hinlänglich bewiesen, als auch unsere Leser von der Wichtigkeit und Reichhaltigkeit desselben überzeugt zu haben. So scheiden wir denn von dem geehrten Verf. mit aufrichtigem Danke für die aus seinen gründlichen Forschungen geschöpfte vielfache Belehrung und Anregung, und wünschen, ihm bald wieder auf demselben mit so verschiedenem Beruf betretenen Gebiete zu begegnen.

C. Heyse.

Beilage: Umschlag zum Januar-Heft.

Digitized by Google

Inhalt des Januar-Heftes.

	Seite
G. Gans: Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, von F. A. v. Stägemann.	1
P. v. Bohlen: 1) Essai sur le Pali, ou langue sacrée dela presqu'ile au dela du Gange, par E. Burnouf et Chr. Lassen. 2) C. Lassenii Norvagi commentatio geographica atque historica de Pentopotamia Indica.	8
Krüger: Ausführliche griechische Grammatik, von Aug. Matthiä.	24
Oltmanns: Le pilote du Brésil, ou description des côtes de l'Amerique meridionale, situées entre l'isle St. Catarina et celle de Maranhao.	53
Michelet: Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt. Oder: Neuer Versuch über den Ursprung, die Bedeutung, die Gesetze und Verwandtschaften des Uebels. Mit kritischen Blicken in die Gebiete der neueren Theologie und Pädagogik in philosophischer Hinsicht. Von B. H. Blasche.	63
Gabler: Wilhelm Traugott Krugs Fundamentalphilosophie oder urwissenschaftliche Grundlehre, als erster Haupttheil eines vollständigen Systems der Philosophie. (Zweiter Artikel.)	81
Lange: Catalogus artificum, sive architecti, statuarii, sculptores, pictores, caelatores et scalptores Graecorum et Romanorum, literarum ordine dispositi a Julio Sillig.	116
Heyse: Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik. (Mit dem zweiten Titel: Deutsche Sprachlehre. Erster Band.) Von Dr. C. Ferd. Becker.	127

Literarische Anzeigen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart und Tübingen sind erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu erhalten:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE COMPLET,

À L'USAGE DES ALLEMANDS ET DES FRANÇAIS,

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires de langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour, contenant l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaître l'emploi et les différentes acceptions; les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers États; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc. qui diffèrent pour le genre ou par quelque nuance dans la traduction, 2de édition, entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles. 4 tomes en grand 4°, chacun d'environ 80 feuilles. Par M. M. l'Abbé Mozin, J. Th. Biber, Professeur à Louisbourg.

Ladenpreis für alle 4 Bde. 18 fl.

PETIT

DICTIONNAIRE PORTATIF

ALLEMAND-FRANÇAIS ET FRANÇAIS-ALLEMAND,

EXTRAIT

DU DICTIONNAIRE DE POCHE COMPLET DE L'ABBÉ MOZIN,

contenant

les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles réales et des Instituts des deux sexes, par l'Abbé Mozin et le Dr. Eisenbach.

Tome premier ou Partie française.

Kleines

deutsch-französisches und französisch-deutsches,

aus dem

vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozins,

von ihm und von Dr. Eisenbach

bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend

die gemeinnützlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Real-Schulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.

Erster Theil oder französische Abtheilung, 20 Bogen, Preis für beide Theile 1 fl. 12 kr. Französischer Theil einzeln 45 kr.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in diesem Fach geleistet worden ist, und dessen Druck bei Weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist als der des Dictionnaire de Poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen eben so wohl als dem Anfänger, dem Uebersetzer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Uebrigens ist es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuchs auch noch der beispiellos niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten, so wie zur Anschaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Beide Bände, wovon der 2te deutsche Theil alsobald nachgeliefert werden wird, kosten zusammen 1 fl. 12 kr., dieser erste allein 45 kr. bei 20 Bogen Inhalt, der einzelne Bogen also nur 2¼ kr.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Jahrgang 1829. Erstes Januarheft.

Inhalt.

Holland, Vorrichtung um Kraft zu erzeugen und fortzupflanzen, und Schiffe und Wagen vorwärts zu treiben. Mit

Digitized by Google

Abbildungen. — Barlow's neue Vorrichtung zur Ersparung der Kurbel an Dampfmaschinen, und zu andern Zweken wo Kraft nothwendig ist. Mit Abb. — Gutteridge, über Bänder und Schließen zur Verstärkung der Balken in Gebäuden. Mit Abb. — Alban's einfache Windmühle mit horizontalen Flügeln. Mit Abb. — Heisch's Verbesserung an den Baumwollenspinnmaschinen. Mit Abb. — Schuttlework, über Kunstdrechslerei. Mit Abb. — Langton's verbesserte Methode Holz auszutrocknen. Mit Abb. — Johnson's Verbesserung in der Salzsiederei. Mit Abb. — Ueber das Ausschmelzen des Talges. — Bullmann's Kabinets-Mange. Mit Abb. — Spoerlin, über Gold- und Silberdruck auf Stoffe. — Daniell, Verbesserung beim Zurichten der Tücher. Mit Abb. — Raymond, über das Färben der Wolle mittelst Berlinerblau. — Dingler, über das Färben der Wollengewebe mittelst Berlinerblau, und den mittelst dieser blauen Substanz hervorzubringenden andern Farben. — Miner's Bereitungsart einer trockenen und flüssigen Tinte. — Ueber Bleistifte. — Miscellen. Englische Patente. — Ueber künstliche Demante. — Demante in Brasilien. — Ueber Platina. — Mittel gegen das Anlaufen und gegen den Rost. — Leinwand-Papier. — Papier aus Mais. — Ueber das Fett der Wolle. — Mehlverfälschung in England. — Aepfel und Erdäpfel aufzubewahren. — Ueber Lebensmittel in Schottland. — Literarische Rügen.

Von diesem Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher für sich ein Ganzes ausmacht, kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 ggr. oder 16 fl. rheinl.

In der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München ist erschienen:

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. (Preis des ganzen Jahrgangs, mit Kupfern und Karten 16 fl.) December 1828. Nro. 336 bis 366. Zweiter Jahrgang. Januar. 1829. Nro. 1 bis 31.

Inhalt des Decemberhefts.

Die Tierra del Fuego. Lafayette auf seinem Landgute Lagrange. Die Stadt Mexico. Rom und die Römer von v. Annetsberger. Beltrami's Briefe aus Nordamerika. Korai. Tommasini's Spaziergang durch Calabrien und Apulien. Die Siamesen. Ein Blick in den Haushalt des französischen und englischen Zeitungswesens. Ueber das Verhältniß der Canada's zu England und den Vereinigten Staaten von Dr. Franz Lieber in Boston. Ueber die Möglichkeit einer Landreise vom Kupferfluß nach dem Eismeer und der Hudsonsbay. Burkhardts Grab. Der türkische Katechismus. Brown's Atome. Die Fabeln der Afrikaner am Senegal. Die Küste von Patagonien. Madrid. Owen von Lanark. Blicke auf die russische Literatur und Poesie. Uebersicht der englischen Taschenbücher für 1829. Französische Geschichtschreibung. Skizzen von Pouqueville und Guizot. Historische Uebersicht über die alte nordische Sprache; von Rask in Kopenhagen; mitgetheilt von Mohnike. Barante's Aufnahme in die französische Akademie. Die Musik der Ashanti (mit einer Notenbeilage). Andalusien. Die Bergwerke in Mexico. Cailliaud's Reise zum Tempel des Jupiter Ammon. Die Quellen des Mississippi. Die Mohawks. Skizzen aus Birma. Uebersicht der neuesten englischen Literatur; von Dr. Hermes. Die Parlamentswahl in Clare. Bibliotheken im höchsten Norden; von Mohnike. Berangers Verurtheilung. Schwedens periodische Literatur; mitgetheilt von Gräter. Alexander Selekirk, ein wirklicher Robinson Crusoe. Die Oneidas. Die Hebriden.

Inhalt des Januarhefts.

Cairo nach Barthelemy und Mery, von Gustav Schwab. Old-Bailey in London, von H. Heine. Portugal und Brasilien. Merkwürdige Erscheinungen der Presse in Konstantinopel, mitgetheilt von J. v. H. Die Katholikenvereine in Irland. Skenandroah, de Mohawkhäuptling. Die römischen Theater. Neue brittische Niederlassung auf der Westküste von Neuholland. Sitten in Neapel. Ueber die gegenwärtige Lage der Republik Chile, von Dr. Franz Lieber in Boston. Theater zu Sidney. Uebersicht der neuesten Weltereignisse außer Europa. Barthelemy und Mery (nach Tissot). Montevideo. Die Kosaken in Sibirien. Hindu-Sculptur. Nordamerikanisches Armenwesen. Bevölkerung der französischen Kolonien. Scenen aus der spanischen Kontrerevolution. Die Wohlthätigkeitsanstalten des Königs der Niederlande. Jahresversammlung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London. Niederländisches Indien. Brittisches Indien. Suttie zu Calcutta. Ueber die Ursachen der Animosität zwischen England und Nordamerika, von Dr. Franz Lieber. Eid der Hindu. Aufstand zu Akjab. Die Lezten von Frohbergs Regiment. Sittin in der Nähe von Madras. China: Bestrafung der gefangenen Empörer. Jahresversammlung der Gesellschaft für Nuzen und Bildung zu Amsterdam. Vertrag der Vereinigten Staaten mit den Winnebago-Indianern. Chinesische Preisaufgabe. Paul Louis Courier's Briefe. Programm von Teyler's zweiter Gesellschaft zu Harlem: Sardinien und seine Bewohner, nach Kapitain Smith. Elphinstone's Reise über Kosseir nach dem alten Theben in Aegypten. Neu-Süd-Wales. Facundo Quiroga, Gouverneur von Rioja. Die Philippinen. Tamatoa, König von Raiatea und Tahaa. Die Gesellschaftsinseln. Die Salomon-Inseln. Tavoy. Niederländische Gesellschaft zur sittlichen Verbesserung der Gefangenen. König Tschakka. Die Pilger von Mekka. Erzählungen vom großen Bernhard. Die brittischen Kolonien. Cap Coast Castle. Portugiesischer Aberglaube. Die Konstitution in Portugal. Skizzen aus Birma. Sierra Leone. Der Präsident der Vereinigten Staaten. Die Macdonalds von Glenwe. Der Schiffer von Pittsburg. Der Liimfiord. Die Küsten von Dänemark. Rußland im siebenzehnten Jahrhundert, nach Frhrn. v. Meyerberg. Uebersicht der neuesten englischen Literatur: Das Leben in Indien; Briefe aus der Westwelt; Buckingham's Reisen in Assyrien, Medien und Persien; der neue Reisende; die Sagen von Killarney: die Etliscorrespondenz; Emerhou's Brief aus dem ägäischen Meere; Seemänner und Betschwestern; die Farquharsons, nach W. Scott.

Vademecum des Mechanikers

oder

praktisches Handbuch

für

Mechaniker, Maschinen- und Mühlen-Erbauer und Techniker überhaupt,

nach

Robert Brunton

bearbeitet von

Professor Christ. Bernoulli.

Mit zwei Steindrucktafeln.

(Taschenformat.)

Diese höchst lehrreiche, zwekmäßige und für den deutschen Techniker eigens eingerichtete Bearbeitung des vorstehenden Handbuches (welche nicht mit den bloßen Uebersezungen desselben zu verwechseln) befindet sich eben unter der Presse, und wird binnen wenigen Wochen versendet werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Februar 1829.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1829.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baader, in München.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Biener.
Blume, in Halle,
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
S. Boisserée, in München.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Creuzer, in Heidelberg.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfuss, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Grosheim.
*Grunert, in Torgau.
*Hegel.
v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Kilian, in Bonn.
Klein.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt.
Heinr. Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Meineke.
Meckel, in Halle.
Meier, in Halle.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees von Esenbeck, in Bonn.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Neumann, in Königsberg in Preussen.
Niethammer, in München.
Nitzsch, in Halle.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
Reisig, in Halle.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
*Streckfuss.
Thibaut, in Heidelberg.
Thiersch, in München.
Trendelenburg, in Frankf. a. M.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Wangenheim, in Coburg.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Wendt, in Leipzig.
v. Wening-Ingenheim, in München.
*Wilken.
v. Willisen.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 21. u. 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

IX.

Oxford at the Clarendon Press: Fasti Hellenici. The civil and literary chronology of Greece, from the LVth to the CXXIVth Olympiad. By Henry Fynes Clinton, Esq. M. A. late student of Christ church. gr. 4. Erste Ausgabe 1824. XLVI und 330 S. Zweite Ausgabe 1827. LX und 468 S.

Dafs ein Buch wie das vorliegende in drei Jahren zwei Auflagen erfahren hat ist eine Erscheinung, die gewifs selbst in England, wiewohl dort, wo die Bücher bei Vielen ein Luxusartikel sind, auch solche Schriften schneller abgesezt werden, zu selten ist, als dafs sie nicht ein günstiges Vorurtheil für das Werk zu erregen geeignet seyn sollte; ein Vorurtheil, das bei genauerer Prüfung, ungeachtet der mancherlei Mängel und Fehler, die eine ins Einzelne gehende Kritik unschwer entdeckt, doch so sehr sich bestätigt, dafs man dieſs Buch unbedingt als eins der wichtigsten Hülfsmittel für das Studium der Griechischen Geschichte anerkennen mufs. Denn weit entfernt, nur eine Zusammenstellung der schon von Anderen nachgewiesenen Notizen und schon von früheren Gelehrten gemachten Bemerkungen zu liefern und aus beiden ein wohlgeordnetes Ganze zusammen zu fügen, was immer schon um so verdienstlicher und dankenswerther gewesen wäre, je seltener Corsini's Fasti Attici geworden sind, hat der Verf., wie er überall zeigt, die Quellen selbst nicht blofs gelesen, sondern studirt, ihren verhältnifsmäfsigen Werth geprüft, (was manche, sogar Deutsche Gelehrte nur zu oft vernachlässigen und sich gelegentlich nicht scheuen abgerissene Notizen eines elenden Scholiasten gegen die Auctorität eines Herodotos oder Thukydides in die Wagschale zu legen) mit strenger Auswahl das Zuverlässige von dem weniger Zuverlässigen gesondert, oft durch tiefeindringende Erörterung die Spuren der Wahrheit entdeckt und nicht selten durch glückliche Combinationen den Mangel bestimmter Zeugnisse ergänzt. Dafs er inzwischen noch viele Notizen übersehen, hin und wieder Stellen falsch angewendet, zuweilen die durch gründlichere Entwickelung zu gewinnenden Resultate nicht gefunden, die aus manchen Zusammenstellungen sich ergebenden Folgerungen nicht entdeckt, einige herkömmliche Irrthümer ohne genaue Prüfung fortgepflanzt hat — diese und ähnliche Erscheinungen können bei einem Werke von so viel umfassendem Umfange den kundigen und billigen Beurtheiler nicht befremden, der nur in so fern sich berechtigt halten wird sie strenger zu rügen, als er dem Verf. nachweisen kann, dafs derselbe die bemerkbaren Mängel durch Benutzung vorhandener Vorarbeiten hätte beseitigen können. Wie unerläfslich und wie förderlich der fleifsige Gebrauch besonders solcher Schriften sei, in denen einzelne Gegenstände ausführlich behandelt werden, weifs Jeder, der mit Untersuchungen der Art bekannt ist. Denn da der Verf. eines so inhaltreichen Werkes wie dieses, weil sich seine Aufmerksamkeit nach so vielen Seiten hin verbreiten mufs, nicht eben die Schärfe und Sorgfalt, die, wer nur den einzelnen Punkt vor Augen hat, diesem widmen kann, auf jede, oft für das Ganze bedeutende, Kleinigkeit zu verwenden im Stande ist, so kann es nicht fehlen, dafs ihm manche Bemerkung und manche Folgerung entgehe, die sich dem Verf. einer Monographie darbieten. Ueberhaupt ist es das Loos der menschlichen Schwäche, dafs nicht Einer Alles sehen kann. Gewöhnlich darf man nur, wenn die Augen mehrerer und scharfsichtiger Männer denselben Gegenstand betrachtet haben, eine genaue und allseitige Kenntnifs von demselben zu erhalten hoffen. Wer diese geben, nicht blofs seine eigenen Bemerkungen mittheilen will, darf sich der Mühe seine Vorgänger zu Rathe zu ziehen nicht überheben. Selbst Unbedeutenderes darf er nicht vernachlässigen, da auch dieses oft wenigstens auf Schwierigkeiten aufmerksam machen und man-

Digitized by Google

che Untersuchungen weiter zu verfolgen und fester zu begründen veranlassen kann. Ja, selbst Irrthümer sind oft belehrend. In dieser Hinsicht hat sich Clinton manche Unterlassungssünden zu Schulden kommen lassen. Namentlich hat er selbst von den Lateinisch geschriebenen Werken Deutscher Gelehrten unverhältnifsmäfsig wenige benuzt, in Beziehung auf diese lebt er fast noch im vorigen Jahrhundert; aus dem jetzigen erinnert sich Ref. nur sehr wenige bedeutendere Werke erwähnt gefunden zu haben, während hin und wieder manches ziemlich Unerhebliche, kaum irgend eine Ausbeute Liefernde, angeführt worden ist. Was soll man dazu sagen, dafs noch immer im Auslande, sogar bei den uns stamm- und sprachverwandten Engländern, die uns ungleich mehr als unsere überrheinischen Nachbarn Gerechtigkeit widerfahren lassen, selbst dieser Theil unserer Literatur, der aus mehreren Gründen sich noch am leichtesten bei den Ausländern Zugang verschaffen kann, so wenig gekannt, so wenig nach Gebühr gewürdigt ist?

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will Ref. die Leser mit dem Inhalte des Werkes näher bekannt machen. Auf die Vorrede folgt eine Einleitung, in welcher der Verf. seine Arbeit mit Berücksichtigung der Vorgänger charakterisirt, gelegentlich mehrere Irrthümer derselben berichtigt, wobei besonders über einen fortlaufenden Fehler der Marmorchronik gehandelt wird, und dann mit Verweisungen auf die Tabellen und einzelnen, zum Theil sehr ausführlichen Anmerkungen begleitete Verzeichnisse der tragischen und komischen Dichter liefert, vollständiger und fehlerfreier als die bei Fabricius, wiewohl in Beziehung auf die Komiker aus Meineke's Quaestionibus scenicis sich noch zahlreiche Berichtigungen und Zusätze geben lassen. Zum Schlusse werden einige Bemerkungen über die Gränzen der alten, mittleren und neueren Komödie gemacht, und eine Untersuchung über das Gesetz *περὶ τοῦ μὴ ὀνομαστὶ κωμῳδεῖν* und über die Ansicht, dafs keiner vor seinem vierzigsten Jahre als Schauspieler habe auftreten dürfen, angestellt. Nach der Einleitung kommen die in der ersten Ausgabe 164, in der zweiten 186 Seiten füllenden Tabellen, die den Zeitraum von 560 — 278 vor Ch. G., Oly. 55, 1 — 125, 3 umfassen. Ihre Einrichtung ist diese. Die jedesmal sich gegenüber stehenden zwei Quartseiten sind in vier Columnen abgetheilt, in denen, nach den Jahren vor Christi Geburt gerechnet, die Facta eines jeden auf folgende Weise aufgeführt sind. In der ersten, der eine kleinere nur die Jahre vor Ch. G. aufzählende Spalte vorangeht, sind die Archonten, so weit sie sich ausmitteln lassen, angegeben und zugleich die Zeugnisse dafür nachgewiesen. Hier sind auch die Olympiaden, aber nur, was oft unbequem ist, beim ersten Jahre einer jeden angemerkt. In der zweiten, den bei Weitem gröfsten Theil der Seite füllenden Columne mit der Ueberschrift, Events, werden die politischen und militärischen Ereignisse nicht immer mit gleicher Vollständigkeit aufgeführt; in der dritten schon auf der gegenüber stehenden Seite befindlichen („Philosophers etc." überschrieben) werden die Philosophen, Geschichtschreiber und Redner, in der vierten die Dichter abgehandelt. In diesen drei Columnen sind die Zeugnisse für jede Angabe nicht blofs angeführt, sondern gröfstentheils auch ausgeschrieben; ein Verfahren, das zwar viel Raum kostet, aber doch manches Empfehlende für sich hat. Der Verf. erklärt sich selbst in der Vorrede darüber: „das blofse Citiren der Zeugnisse sei selten hinreichend, der Leser habe nicht immer die Schriftsteller zur Hand oder sei auch nicht immer aufgelegt, die in einer grofsen Menge derselben zerstreuten Stellen aufzusuchen. Der Verf. selbst sei öfter dem Irrthume ausgesezt, wenn die Zeugnisse, auf die seine Annahmen sich gründeten, nur nachgewiesen seien; die Citate könnten zuweilen falsch oder aus Unachtsamkeit auf eine ungehörige Weise angewendet seyn. Wenn dagegen die eigenen Worte der Schriftsteller angeführt seien, so werde der Verf. selbst genauer in seinen Folgerungen, und der Leser, indem er mit Leichtigkeit auf Einen Blick alle Belege übersehe, eher ein Urtheil zu fällen im Stande seyn." Die Erfahrung bestätigt die Wahrheit dieser Ansichten zu vielfach, als dafs man die Befolgung derselben nicht billigen sollte, wenn gleich es doch scheint, dafs der Verf. nicht selten ohne Nachtheil durch einige Beschränkungen an Raum hätte gewinnen können. Da er nicht blofs die Stellen ausgeschrieben, sondern auch, wo es nöthig war, über sie gesprochen hat, so sind oft auf zwei Seiten nur die Facta von zwei Jahren, zuweilen selbst noch weniger abgehandelt. Auf die Tabellen folgt, gleichfalls in vier Columnen, ein (chronologischer) fünf Seiten füllender Index zu denselben, der nach den Jahren angeordnet die wichtigsten Ereignisse eines jeden nur mit Einem oder ein Paar Worten angibt.

Da viele Punkte, die einer ausführlicheren Behandlung bedurften, sich wegen Mangels an Raum in den Tabellen nicht genügend erörtern liefsen, so hat der Verf.

Digitized by Google

eine „Appendix" beigefügt, die in der ersten Ausgabe von S. 173 bis 329., in der zweiten von 195 bis 433 gehend eine Reihe der interessantesten und wichtigsten Untersuchungen bietet, und gewissermafsen als die Grundlage des ganzen Werkes betrachtet werden kann. Hier ist es besonders, wo Hr. Clinton die oben von ihm gerühmten Eigenschaften entwickelt, mit denen er einen hohen Grad von Besonnenheit und Klarheit verbindet, auch darin ganz verschieden von manchen unserer Geschichtsforscher, denen für ihre Ansichten oft der Halt einer Spinnewebe genügt, und die oft schon durch ihre Darstellung verrathen, wie wenig sie sich selbst klar geworden sind. Wenn in dieser Hinsicht den Verf. ein Vorwurf trifft, so ist es der einer gewissen, überhaupt den Engländern eigenthümlichen Breite.

Ref. wendet sich jezt zur Angabe des Inhaltes der einzelnen Abschnitte. Im ersten Capitel wird über die Pythischen Spiele gesprochen und ihre Feier in den Herbst des dritten Olympischen Jahres gesezt. Die Gründe dafür sind mit vielem Scharfsinne entwickelt und wenn auch Böckh mit Recht Corp. Inscr. I. p. 812 Einiges an der Beweisführung ausstellt, so glaubt Ref. doch, dafs jene Ansicht nicht zwar in der Stelle des Aristides, wohl aber in der des Aeschines eine noch nicht entzogene Stütze hat, und dafs die vielbesprochenen Worte des Thukydides nach Clinton zu erklären noch ein Moment geltend gemacht werden kann. Im zweiten Capitel handelt der Verf. über die Pisistratiden, deren Chronologie er besser als seine Vorgänger anordnet, wenn gleich auch er nur Wahrscheinlichkeiten geben zu können sich bescheidet; im dritten und vierten über die Könige von Sparta und von Macedonien; im fünften über den Jonischen Krieg und über die Schlachten bei Marathon und Salamis, wobei manche Irrthümer Anderer, besonders in Beziehung auf den Jonischen Krieg berichtigt werden, wiewohl auch die hier gegebene Anordnung der Begebenheiten noch nicht ganz genau seyn dürfte; im sechsten und siebenten über die Zeit der Athenischen und Spartanischen Hegemonie, worüber wir nur wenig uns Deutschen nicht schon Bekanntes bemerkt finden; im achten über das Summarium des Thukydides, d. h. dessen Uebersicht der Ereignisse zwischen dem zweiten Persischen und dem Peloponnesischen Kriege. Die schon früher von Ref. ausgesprochene und gegen Dodwell bewiesene Ansicht, dafs die Anordnung dieser Begebenheiten, wie Thukydides sie stellt, in der Chronologie jener Zeit leitende Führerin seyn müsse, hat auch Clinton aufgestellt und führt sie ins Einzelne gehend durch, wiewohl er hiebei in Beziehung auf mehrere Data nicht consequent genug gewesen ist, so dafs auch bei ihm die Anordnung der hierher gehörigen Begebenheiten einem grofsen Theile nach noch unrichtig ist. Bei dieser Gelegenheit liefert er ein Verzeichnifs von chronologischen Ungenauigkeiten des Diodoros in Behandlung dieses Zeitabschnittes. Die Unzuverlässigkeit dieses Geschichtschreibers bedarf indefs noch einer umfassenderen Erörterung, die wir vielleicht in Kurzem erhalten werden. Diese Arbeit ist um so wünschenswerther, je unvorsichtiger Manche sich oft noch der Leitung des Diodoros überlassen, da doch schon aus dem von Thukydides und Xenophon behandelten Zeitraume sich zeigen läfst, wie mifstrauisch man überall gegen seine Angaben seyn müsse. Indefs darf man hierin doch nicht zu weit gehen, was Hr. Clinton mehr als einmal gethan hat, wobei er seine zum Theil irrigen Ansichten über die Stellung der Begebenheiten zum Prüfstein der Angaben des Diodoros macht, die zwar in Beziehung auf den erwähnten Zeitabschnitt oft falsch sind, in denen aber doch das Irrige sich mehrentheils als durch irgend einen verleitenden Anlafs herbeigeführt nachweisen läfst. Nur wo man dieſs kann, darf man, wenn übrigens genügende Gründe dazu vorhanden sind, ihn unbedenklich des Irrthums zeihen, nicht, wie oft geschehen ist, ihn durch die Annahme, dafs er aus anderen Quellen geschöpft, entschuldigen. — Im neunten Capitel spricht der Verf. über die verschiedenen zur Gründung von Amphipolis ausgesandten Colonien; im zehnten über die Gründung von Syracusä, gleichfalls (anders als C. O. Müller und als Mannert) für das Datum des Eusebius entscheidend und mit gewichtigen Gründen diese Ansicht stützend; im eilften gibt er eine Prüfung und Berichtigung der Ansichten Dodwells über die Schlacht bei Aegospotamoi, die Herrschaft der Dreifsig, den von Derkyllides und Agesilaos in Asien geführten Krieg, den Antalkidischen Frieden und die Versammlung der Bundesgenossen Sparta's vor der Schlacht bei Leuktra. Hier finden wir zwar manches uns nicht mehr Neue, aber doch das bereits Angenommene oft noch fester begründet, besonders durch eine genaue Zusammenstellung und Erklärung der chronologischen Angaben Xenophons, von dem indessen besonders der den Thukydides ergänzende Abschnitt in den Tabellen nicht überall richtig vertheilt ist. Genauer und gründlicher, wenn gleich nicht ganz befriedigend, hat diesen Zeitraum Haacke in einer kleinen

Digitized by Google

Schrift behandelt. Auch das die späteren Zeiten Betreffende bedarf noch mancher Berichtigung. — Im zwölften Capitel wird die Chronologie des Diodoros und Isokrates über den Kyprischen Krieg entwickelt und geprüft; im dreizehnten über die Könige des Bosporos; im vierzehnten über die Karischen Fürsten; im funfzehnten über Alexander von Phera; im sechszehnten über die Zeit der Eroberung Elateia's und der Schlacht bei Chäroneia; im siebzehnten und achtzehnten über die Könige von Lydien und Persien; im neunzehnten über die Attischen Monate; im zwanzigsten, in der zweiten Ausgabe bedeutend vermehrten, über Demosthenes gehandelt, dessen Geburtsjahr anders als von Böckh bestimmt wird. Im ein und zwanzigsten Capitel erhalten wir Verzeichnisse der Philosophen, Historiker und Redner des in dem Werke behandelten Zeitraums mit Verweisungen auf die Tabellen und mit Anmerkungen; das zwei und zwanzigste endlich, das in der zweiten Ausgabe, in der man überall die verbessernde und vermehrende Hand erkennt, neu hinzugekommen ist, enthält einen höchst interessanten Aufsatz über die Bevölkerung Griechenlands, in dem mit grofser Belesenheit und Umsicht die im Ganzen nur spärlichen und zum Theil auf verschiedene Zeitalter bezüglichen Angaben der Alten über die Volkszahl einzelner Orte und Landschaften zusammengestellt, und die daraus zu gewinnenden Resultate gezogen sind. Der beigefügte Index, der in der ersten Ausgabe sehr unvollständig nur vier Seiten füllte, nimmt in der zweiten nicht weniger als vier und dreifsig ein.

Ref. hat schon angedeutet, dafs man in dieser Appendix keineswegs überall neue Ansichten zu finden erwarten dürfe. Indefs auch da, wo wir schon Bekanntes finden, zeigt die vernünftige Auswahl, die zweckmäfsige Benutzung und die geschickte Verarbeitung, wie sehr der Verf. kein blofser Compilator, der oft schon auf der folgenden Seite nicht mehr weifs, was er auf der vorigen geschrieben hat, seines Stoffes Meister sei, und wie ganz er durch eigenes Denken und eigene Forschung auch das von Andern Gefundene sich anzueignen verstanden, so dafs Alles wie aus Einem Geiste und Einem Gusse hervorgegangen erscheint, während bei dem blofsen Zusammenstoppler das von Andern Entlehnte sich überall durch eine ihm nicht stehende Farbe verräth. Das ist am meisten bei solchen Untersuchungen der Fall, bei denen, wie mehrentheils bei chronologischen, die einzelne Bemerkung nur durch die Art, wie sie in ein zusammenhängendes Ganze eingefügt wird, Werth erhält.

Es ist zu bedauern, dafs Hr. Clinton nicht auch die frühere und die spätere Zeit in seinem Werke umfafst hat. Denn obschon die von ihm behandelte Periode in mehr als Einer Hinsicht ein in sich abgeschlossenes Ganzes ausmacht, das den bei Weitem glänzendsten und wichtigsten Theil der Griechischen Geschichte bildet, so bedarf doch der Philolog sowohl als der Historiker auch für die übrigen Zeitalter derselben eines zuverlässigen chronologischen Führers. Vielleicht indessen erhalten wir in der Folge von dem Verf., was ihm schon jezt zu geben vielleicht noch nicht möglich war. Ueber die frühere Geschichte Griechenlands verspricht er wenigstens bei einer andern Gelegenheit Untersuchungen zu liefern.

Schon aus der Inhaltsanzeige, welche nur die Hauptpunkte, aufser denen über viele, zum Theil wichtige Gegenstände gelegentlich gesprochen wird, berühren konnte, läfst sich die Reichhaltigkeit des Werkes ermessen. Eine Verpflanzung desselben auf heimischen Boden ist schon defshalb wünschenswerth, weil für uns die elegant gedruckten Werke der Engländer zu kostspielig sind. Da indefs eine deutsche Uebersetzung bei uns, wo Schriften der Art nur von Wenigen gekauft zu werden pflegen, nicht hinlänglichen Absatz finden dürfte, um die Kosten zu decken, so scheint schon das Interesse des Verlegers, der ein solches Werk zu unternehmen wagt, eine Lateinische Uebertragung zu fordern, von der man hoffen darf, dafs sie auch im Auslande Käufer finden werde. Eine solche zu liefern übernahm, von Hrn. Vogel in Leipzig, den zuerst Passow auf die Wichtigkeit des Werkes hingewiesen hatte, aufgefordert, Ref., der schon früher die Lateinische Bearbeitung hätte erscheinen lassen, wenn er nur eine Uebersetzung mit wenigen oder gar keinen Zusätzen hätte geben wollen. Dazu rieth ein Freund, weil Vollständigkeit hier nicht erreichbar und durch Unvollständigkeit nur Tadel zu erwerben sei. Indefs zuweilen ist es besser, sich dem Tadel auszusetzen als sich ihm zu entziehen, zumal wo diefs nur durch Unterlassungen geschehen kann. In der Voraussetzung also, dafs *Etwas* lieber seyn würde als *Nichts*, sammelte und prüfte Ref., so weit ihm seine Mufse und die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel es möglich machten. Sein Zögern hatte wenigstens das Gute, dafs nicht vor Erscheinung der zweiten Ausgabe des Werkes zum Drucke der Lateinischen Bearbeitung geschritten wurde. Seine Versetzung nach Berlin führte einen abermaligen Verzug herbei, der gleichfalls dem Werke ersprieſslich wurde. Denn obgleich sich Ref. in

Digitized by Google

seiner Thätigkeit für dasselbe dadurch vielfach unterbrochen sah, so wurde dieſs doch reichlich dadurch aufgewogen, daſs er jezt mehrere ihm früher nicht zugängliche Hülfsmittel benutzen, und über manche Punkte von Anderen sich Beiträge und Nachweisungen verschaffen konnte. Die Gestalt, in der das Werk erscheint, soll, etwa die Schönheit des Papieres abgerechnet, ganz dieselbe seyn wie die des Englischen; die meist kurzen, oft nur in Nachweisungen bestehenden Zusätze sollen so wenig als möglich den ohnehin schon bedeutenden Umfang des Buches vergröſsern. Da wir Deutschen diplomatische Genauigkeit über Alles lieben, so soll, um nichts zu ändern, in den Tabellen selbst da keine Versetzung vorgenommen werden, wo der Verf. Facta unter einem Jahre aufgeführt hat, in das sie erweislich nicht gehören. Da dieſs in der politischen Geschichte öfter geschehen ist, so beabsichtigt der Uebersetzer am Ende des Werkes die Ereignisse in einer sehr compendiösen Tabelle so anzuordnen, wie sie seinen Untersuchungen nach angeordnet werden müssen, und für die Fälle, wo er von Clinton abweicht, in beigefügten Anmerkungen so kurz als möglich die Belege und Beweise zu liefern. Es würde ein Leichtes seyn, schon hier eine Menge von Stellen zu behandeln, an denen das Werk mancherlei Zusätze oder Berichtigungen erhalten muſs. Indeſs die Auswahl würde dem Ref. hiebei schwer werden. Denn eine Menge von Einzelnheiten wäre hier nicht am Orte gewesen, und eine ausführliche Untersuchung umfassenderer Gegenstände würde zu weit führen. So mag denn diese Anzeige vorläufig genügen, um auf die Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Werkes aufmerksam zu machen.

C. W. Krüger.

X.

Collection des lois maritimes antérieures au XVIIIe siècle, dediée au Roi, par J. M. Pardessus. Tom. I. Imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale. 1828. 4°. (Pag. XXXVIII et 524.)

Es erscheint als ein seltsamer Widerspruch in den auf die Ergründung von Urkundlichkeiten und Ergänzung der kleinsten Lücken unserer Geschichtskunde gerichteten Bestrebungen unserer Zeit, daſs das gröſste Gebiet der Welt, stets viel besucht und reich an den Schätzen aller Klimate, der jedem Staate wichtige Vermittler aller Reiche unter einander, das Vaterland einer zahlreichen Menschenclasse, welche durch Sprache, Sitten und Gesetze unter sich verwandt von den übrigen Bewohnern der Erde aller Orten wie eine fremdartige Caste sich absondert und dennoch allen angehört, der Schauplatz endlich groſser und denkwürdiger Kriegsthaten noch nie als ein Ganzes in der geschichtlichen Betrachtung zusammengefaſst und dargestellt worden ist. Das Reich des Oceans hat seinen Geschichtschreiber noch nicht gefunden. Wenn gleich über einzelne für die Schifffahrt, den Seehandel und das Seerecht erhebliche Gegenstände es nicht an einzelnen speciellen Untersuchungen ermangelt, so fehlt es dennoch an anderen ganz, um ein umfassendes und anschauliches Bild der Entwickelung des groſsartigen eigentlichen Seehandels, mit welchem lange der Fluſs- und Küstenhandel verwechselt worden ist, des allmäligen Sieges der Cultur über Seeräuber, Strandrecht und über die Elemente, die im Laufe der Jahrhunderte so ganz verschiedenartig sich gestaltenden Verhältnisse der Schiffer, Rheder, Befrachter und Matrosen und der ersten Anknüpfungspunkte des Handels und der Cultur fremder Länder und Welttheile durch den kräftig rohen Seemann darzustellen.

Als eine merkwürdige historische Erscheinung tritt uns das Seerecht entgegen, welches aus den Trümmern einiger weniger vom grauen Alterthum ererbter Bestimmungen gebildet, durch eigene Autonomie der Schiffer ergänzt, so früh und so gleichförmig über ganz Europa sich verbreitete und erhalten hat, wie vielleicht bei keinem anderen bürgerlichen Institute bemerkbar ist, und welches die Völker des Mittelmeeres, so wie diejenigen der Ost- und Nordsee, die in keiner directen Verbindung standen, und sich oft nur in der Verhüllung mythenvoller Tradition kannten, auf dem gemeinsamen Elemente als gemeinsames Recht verehrten und vererbten. Von besonderem Interesse ist aber für die Rechtsgeschichte die Darstellung der selbst durch Ausdehnung der Schifffahrt auf dem atlantischen Meere nicht veränderten Uebereinstimmung und des genetischen Zusammenhanges der meisten Theile des Schiff- und Seerechtes von den Nationen der verschiedensten Klimate, Sprachen und Sitten, welche über den Ursprung und die Erläuterung des annoch Bestehenden manches unerwartete Licht darbieten wird. Die wohl erinnerlichen Ansichten über die Bildung des Rechtes, welche noch vor Kurzem herrschten, waren ein groſses jezt gehobenes Hinderniſs zu dieser richtigen Einsicht

Digitized by Google

über die Bildung des Seerechtes; deren nähere und allgemeinere Begründung von einem gründlichen Quellenstudium noch zu erwarten steht. Es wird nicht länger unglaubwürdig erscheinen, wenn behauptet wird, dafs das Römische Recht, als es im früheren Mittelalter mit Untergange bedroht war, eines seiner Asyle auf den freien Meereswogen gefunden hat, um sich vor dem Schiffbruche der Zeiten zu retten. Erheblicher aber ist die Bestätigung der Ansicht, wie auch dieser Theil des Rechtes aus Gewohnheitsrechten, zu welchen auch die in jenem erhaltenen Theile des Römischen Rechtes gehören, sich gebildet hat. Dieses Gewohnheitsrecht der Kaufleute (das häufig mit dem eigentlichen Stadtrechte oder anderen Vorrechten verwechselt wird) ist nirgends deutlicher bezeichnet als in der guldnen Bulle für Bern v. J. 1218: disceptatio inter burgenses et mercatores pro *consuetudinario iure mercatorum*, et maxime Coloniensium dijudicetur; so wie in den Statuten einiger Helvetischen Städte „Querimonia inter *mercatores* nostros de rebus suis iuxta *consuetudines suas* libere eam et secundum jura sua inter ipsos concordent." *) Aehnliche allgemein verbreitete Gewohnheitsrechte haben Jahrhunderte hindurch für die See gegolten; und sind nur durch Mifsverständnisse, welche zu heben die historische Kritik jezt beschäftigt ist, einem oder dem anderen Orte als Urheber zugeschrieben.

Hr. *Pardessus*, den Rechtsgelehrten besonders durch das ausgezeichnetste neuere Werk, welches Frankreich über sein Handelsrecht besizt, bekannt, ist von der Französischen Regierung beauftragt, eine Sammlung der jezt geltenden Europäischen Handels- und Seerechte seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts zu veranstalten. An dieses preiswürdige Vorhaben reiht sich die von demselben auf eigenen Anlafs unternommene Sammlung älterer Seerechte in drei Abtheilungen, deren erste so eben erschienen ist. Wir besitzen in den verschiedenen gröfstentheils seltenen und schlecht redigirten Sammlungen einzelner Seerechte zusammen etwa fünfzig derselben, welche nicht nur hier vereinigt und nach den besten Handschriften abgedruckt, sondern mit beinahe hundert in anderen Geschichtswerken vergrabenen oder noch ungedruckten Beiträgen vermehrt werden sollen. Als solche werden benannt: die ältesten Seerechte von Venedig und Florenz, diejenigen von Trani, Pisa, Ancona, Rimini; von Neapel, Sicilien, Sardinien und Portugal. Ferner manche Statuten von Barcelona und andere Spanische Gesetze; das Seerecht der Assisen von Jerusalem; die Statuten von Marseille und anderen Französischen Seestädten, so wie mehrere Französische allgemeine Ordonnanzen. Alles was England in dieser Beziehung betrifft ist bisher nicht aufgenommen; so wie die Seerechte von Rotterdam, Middelburg und Utrecht; nicht minder von Island, Norwegen, Schweden, dem Herzogthum Preufsen, Danzig; endlich Manches von Dänemark und einzelnen Hansestädten. Die von dem Chef des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten erlassenen Circulare an die Französischen Consuls, so wie die von den Gesandten und Consuls seiner Nation erwiesene Bereitwilligkeit zur Unterstützung des weit sich erstreckenden und mühevollen Unternehmens des Privatmannes haben dasselbe sehr gefördert, so wie der Verf. nicht minder die wohlwollende Unterstützung vieler fremder Gelehrten dankbar anerkennt. Die dargebotenen grofsen Vortheile sind, so weit wir zu urtheilen berechtigt sind, mit unermüdlichem Eifer, vieler Sachkenntnifs und kritischem Blicke benuzt, und gewifs wird er sich den Dank der Rechtsgelehrten und Geschichtsforscher Europa's dafür erwerben, dafs er durch die von ihm geäufserte Besorgnifs, dafs eine Sammlung von an Zeit und Sprache so verschiedenartigen Documenten nicht frei von Unvollkommenheiten erscheinen könne, von dem Unternehmen, zu dem er durch Persönlichkeit und äufsere Begünstigungen berufen war, sich nicht hat abhalten lassen. Er wendet sich vorzugsweise zur Würdigung seiner Arbeiten an die Gelehrten Deutschlands und des Nordens, welche gewifs vor allen seine Arbeiten mit Anerkennung benutzen werden, und denen eine nähere Angabe über diesen ersten Theil derselben nicht unwillkommen seyn wird.

Als Einleitung ist ein gedrängter Abrifs über die Geschichte des Seehandels in diesem Bande bis zu den Kreuzzügen gegeben, welche bis zu der Entdeckung America's fortgesezt werden soll. Er ist dem Zwecke über die Gegenden, in welchen Grundsätze des Seerechtes sich entwickelt haben, Nachricht zu geben, vollkommen angemessen, und wenn gleich einzelne ungenaue Angaben sich bemerken liefsen, durchgehend mit Nachweisung der Originalquellen versehen. Doch wären Nachrichten über die Weise, in welcher der Seehandel und die Schifffahrt bei den verschiedenen Nationen getrieben wurden, hier sehr an ihrer Stelle gewesen.

*) S. *Dreyer* Beiträge, S. 50 und 80, aus welchem Werke diese Handfeste der neueste Herausgeber derselben im Urkundenbuche der Stadt Freiburg im Breisgau annimmt.

Digitized by Google

In dem ersten Capitel, welches von den Völkern handelt, deren Seerecht uns unbekannt ist, wird besonders der Insel Rhodus der Ruhm einer alten, jedoch mit einer aus dem Römischen Rechte bekannten Ausnahme, uns unbekannten Seegesetzgebung vindicirt. Das folgende stellt die Nachrichten zusammen, welche über die Handelsgesetzgebung der Athenienser, besonders in den Rednern, aufbewahrt sind. Zu den auffallend ähnlichen Einrichtungen derselben mit denen neuerer Zeiten, wie der summarische handelsgerichtliche Proceſs vor den Nautodiken, der Groſs-Aventure-Contract, gehören auch das Verbot der Seefahrt zu gewissen Zeiten, welches auch bei den Römern stattfand, und in späteren Jahrhunderten auch im Norden viele Verhandlungen veranlaſst hat, so wie die Admiralschaften der Handelsschiffe, wogegen bei den mit den heutigen Consuls verglichenen Proxenen die wesentliche Grundverschiedenheit in der diesen fehlenden Jurisdiction über die Genossen ihrer Nation nicht übersehen werden darf, welche indessen den nach Aegypten handelnden Griechen daselbst bewilligt war.

Im dritten Capitel sind die Stellen über Seerecht aus den Quellen des Römischen Rechtes, mit Einschluſs des Gajus und der Receptae sententiae des Julius Paulus, vollständiger als bisher geschehen, zusammengestellt, unter Voranschickung, so wie es bei den folgenden Capiteln gleichmäſsig geschehen ist, einer gelehrten Abhandlung über dasselbe. Die Stellen des Theodosianischen Codicis sind nicht besonders gegeben, sondern in den Noten nachgewiesen. Nach dem Untergange des Römischen Reiches erhielten sich die Rechtsgrundsätze desselben im Handelsverkehr in den Seestädten des Mittelmeeres, wie der Verf. in der Einleitung zum fünften Capitel, in welchem Stellen über seinen Gegenstand aus den Rechtsquellen der Barbaren zusammengestellt sind, erörtert. Es ist zu bedauern, daſs der Verf. das Werk unseres v. Savigny im Allgemeinen und im Einzelnen (z. B. bei Petri Excerptiones) nicht benuzt hat. Zu den wenigen Auszügen, welche jene Rechtsquellen darbieten, sind Lex Salica tit. 24 und Lex Baicovarior. tit. XVIII. cap. 7 vom Diebstahl an Schiffen hinzuzufügen. Von gröſserem Interesse ist das gleichfalls übersehene Fränkische Capitular vom J. 779 art. 16: Vt sacramentum pro gildonia non fiat, welches als Ausnahme eine „convenientia pro naufragio“ gestattete, worin die erste Spur einer Seeassecuranz zu suchen seyn möchte, welche der Verf. aus dem in Italien üblichen Contracte genannt germinamento herleitet, in Folge dessen auch der zufällige Schaden, der Schiff und Ladung trifft, für beide gemeinsam ist. Doch scheint in dem leztgenannten Contracte kein Kennzeichen einer Prämien-Assecuranz zu liegen, wohl aber, wenn einem so neuen Schriftsteller, wie Scipio Annunciato, darin zu trauen ist, in dessen Nachricht, daſs 1281 die Florentiner ihre Waare zu Wasser und zu Lande durch Genueser, während diese in Genuesischen Schiffen waren, haben versichern lassen. Die Modificationen, welche Römische Rechtsgrundsätze über Havereien, so wie über Schiffbruch, erlitten, werden angeführt, und darauf des Verfs. Untersuchungen über die Tabula Amalfitana ausgeführt, welche jedoch nicht zu dem gewünschten Erfolge der Auffindung dieses angeblichen Seerechtes der Amalfitaner, welches noch im sechszehnten Jahrhunderte bekannt war, geführt hat. Der Verf. stellt die Hypothese auf, daſs die berufene tabula Amalfitana, deren Kunde nur auf vier Zeilen des Freccia de Feudis (ums Jahr 1570) beruhte, vielleicht das Schiffsrecht von Trani, welche Stadt unter der Gerichtsbarkeit von Amalfi gestanden haben soll, und welches Grundsätze enthält, die, wie Freccia von der tabula Amalfitana berichtet, von der Lex Rhodia abweichen, gewesen sei.

Der fünfte Abschnitt ist dem Seerechte des Griechischen Kaiserreiches gewidmet. Hierin werden nach Darstellung der erfolglosen Bemühungen des Verfs. um Wiederauffindung des verlornen 53sten Buches der Basiliken, welches vorzüglich von dem Seerechte handelte, die in den anderen Büchern derselben zerstreuten hierher gehörigen Stellen zusammengestellt, so wie dasjenige, was die Paratitlen der 60 Bücher der Basiliken von Tipucitus und die Synopsis maior erhalten haben. Es ist uns gestattet hier noch bemerken zu dürfen, daſs das angebliche Exemplar der Basiliken, welches Hr. Pilat besessen haben soll, und welchem Hr. Pardessus vergeblich nachgeforscht hat, lediglich aus einer Abschrift der bisher unbekannten beiden Titel des zweiten Buches, de verborum significatione und de regulis juris (lezteres nach derselben Handschrift kürzlich von Witte herausgegeben) besteht, welche aus der No. 151 der Coislin'schen Bibliothek entlehnt ist. Diese Abschrift ist gegenwärtig in den Händen des Präsidenten des Ober-Appellations-Gerichtes

Digitized by Google

der freien Städte, Herrn Dr. *Heise,* aus dessen Händen wir keiner anderen, als der scharfsinnigsten und gediegensten Bearbeitung entgegen sehen dürfen. Dafs aber Cujaz das 53ste Buch der Basiliken gekannt habe, geht aufser der von Hrn. Pardessus angeführten Stelle noch aus dessen Observationes Lib. VIII. tit. 15 und Lib. XI. cap. 11 hervor. Um jedoch den Verlust des 53sten Buches möglichst zu ergänzen, folgt hernach aus einer Pariser Handschrift der seerechtliche Artikel, der einen legalen Auszug der Basiliken gebenden Rechte der Insel Cypern aus dem dreizehnten Jahrhunderte, als dieselbe den Griechischen Kaisern unterworfen war, und eines Auszuges aus drei Lehrbüchern der ungedruckten Synopsis minor, nach einer Mittheilung des Hrn. A. Maio, so wie dem Attaliata und dem Harmenopulos. Jene bietet (art. 14) eine sehr interessante Belehrung über die Menge der Bestimmungen, welche im Mittelalter mit dem Namen des Rhodischen Rechtes fälschlich belegt wurden, so wie (art. 61) eine, jedoch näherer Bestätigung bedürfende, Erwähnung von Assecuranzen dar. Die unter dem Namen des Seerechtes der Rhodier bekannte Compilation kann nicht zu den Basiliken, mit denen sie in zu auffallendem Widerspruche steht, gehört haben, doch durfte bei ihrer Berühmtheit deren Mittheilung in dieser Sammlung nicht unterbleiben, welche mit Vergleichung der Pariser Handschrift und Anhängung einiger bisher unbekannten Capitel gegeben ist, so wie auch der betreffenden ungedruckten Paratiteln des Tipucitus, welche nach der von Hrn. A. Maio gegebenen Abschrift abgedruckt sind. Die Bemerkung, dafs mehrere Handschriften den Titel *Νομος Ροδιωνος* führen, hat den Verf. auf die Muthmafsung geleitet, dafs die Compilation von einem Rechtsgelehrten Namens Rodion gemacht, und dadurch die Entstehung des gewöhnlichen Namens, und, wie der Verf. vermuthlich voraussezt, die Hinzufügung des in einigen Handschriften fehlenden und in jedem Falle neueren Proömiums veranlafst hat. Die Dunkelheit, welche über dieses Werk noch herrscht, würde sich vielleicht dann auflösen lassen, wenn man es nicht nur, wie vom Verf. geschehen ist, mit dem offenbar älteren Seerechte vergleicht, sondern dessen Eigenthümlichkeiten mit dem gleichzeitigen oder neueren des Mittelalters zusammenstellt. Zu dieser genauen Ermittelung werden dienen können: die Germanischen Sühngelder für körperliche Verletzungen, die in den Bestimmungen über die Fracht beobachtete Proportion, die Verpflichtung des Passagiers das bei sich habende Geld bei Schiffern niederzulegen, das Darlehn zu einer Seefahrt gegen einen Theil des Vortheils statt der früher üblichen Zinsen, den Beitrag dessen, welcher Gold und Silber bei sich hat, zur Haverei (vergl. die Holländ. Seerechte art. 2. §. 3); die gesetzlichen Bestimmungen über den vom Eigenthum zu entrichtenden, nicht der Billigkeit überlassenen, sondern nach Verschiedenheit der Fälle genau abgemessenen Berglohn (art. 45—47) *), welche in die Stelle der dem Römischen Rechte mehr entsprechenden Ansichten anderer älterer Seerechte, von Oleron, Barcelona u. a. treten, die dem Finder nur in dem Falle, wo der Eigenthümer sich binnen Jahr und Tag nicht meldet, eine bestimmte Quote des Seefundes zusprechen, wovon auch die Assises des bürgerlichen Gerichtshofes zu Jerusalem cap. 46 nur eine bedingte Ausnahme machen.

Im folgenden Capitel wird das Seerecht der Assises der Court des Borgés zu Jerusalem, in dem bisher unbekannten alt-Französischen Texte nach der, ehemals zu Venedig, jezt zu Wien befindlichen Handschrift gegeben. Bei demselben findet sich, so wie bei den nachher noch anzuführenden Rechten eine Uebersetzung in der modernen Französischen Sprache; bei dem vorgenannten Griechischen Texte war eine Lateinische geliefert.

*) Die Bestimmungen im Hamb. Schiprecht v. J. 1270 §. 20 werden zuweilen als die ältesten dieser Art angeführt; doch möge noch bemerkt werden, dafs dieses Schiffrecht älteren Ursprungs ist, und dafs namentlich dessen Bestimmungen über Berglohn, Anseglung und Seewurf (Art. 20, 21 und 22), in einem Schreiben des Rathes zu Hamburg an den zu Lübeck 1256—61 als ein damals sehr altes Recht erwähnt worden, welches Schreiben in dem von Sartorius hinterlassenen Werke über den Ursprung der Hansa zu finden seyn wird.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 23. u. 24.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

Collection des lois maritimes antérieures au XVIIIe siècle, dediée au Roi, par J. M. Pardessus. Tom. I.

(Beschluſs.)

Die folgenden vier Capitel enthalten ausführliche und ihren Gegenstand groſsentheils erschöpfende Abhandlungen über die Roles oder Jugemens d'Oléron, das Flandrische, welches nach Damme oder Westcapellen benannt ist, das Holländische, welchem der Name von Amsterdam, Enkhuysen oder Stavern gegeben ist, und das Wisby'sche Seerecht, die drei lezteren jedes in zwei abweichenden Texten. Die ältesten Handschriften und Uebersetzungen gewähren die Ueberzeugung, daſs die Sammlung, welche den Namen der Roles d'Oléron trägt, aus verschiedenen Theilen zusammengesezt ist. Die erste Abtheilung besteht aus 25 Artikeln, deren 23 sich in den Ausgaben von Garcie und Cleirac befinden, welche in den ältesten Französischen Handschriften in England (nach welcher sie hier auch zum ersten Male berichtigt abgedruckt erscheinen) und den Uebersetzungen allein vorhanden sind; die zweite aus zwei Artikeln, welche in jenen Quellen fehlen, die dritte aus acht zuerst bei Hrn. Pardessus gedruckten Artikeln Englischen Ursprungs aus einer Handschrift der Bodley'schen Bibliothek, genannt the black book of the Admiralty, aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Die lezte wird durch 20 Artikel gebildet, welche in keinen Handschriften, sondern nur bei den gedachten Schriftstellern gefunden werden, in der Sprache des sechszehnten Jahrhunderts geschrieben sind und ausschlieſslich von Schiffbruch und Seefund handeln. Die Frage, ob England oder Frankreich das Verdienst der Entstehung dieses Seerechts gebührt, ist auf jene 24 ältesten Artikel beschränkt. Wir sind sehr geneigt dem Verf. beizustimmen, welcher jene Gesetze für älter hält als 1152, wo Heinrich II. von England durch die Heirath mit der Eleonora das Lehen von Aquitanien erhielt, und die Grundlosigkeit von Seldens Angabe, daſs Richard I. sie abgefaſst habe, darthut. Diese 25 Artikel sind offenbar alte Gewohnheitsrechte der Seefahrer und als solche in England und Frankreich früh anerkannt; während sie ihren Namen irgend einem sehr zufälligen Umstande, der Erhaltung und Verbreitung eines zu Oléron gegebenen Weisthums über dieselben verdanken. Doch müssen wir hier einen Irrthum berichtigen, durch welchen eine Ordonnanz Richards über die Polizei für die Kreuzfahrer während der Seereise v. J. 1190, gegeben zu Chinon (bei Rymer ed. nova pag. 52), mit einer Vereinbarung dieses Königs und des Französischen v. J. 1189 über andere Gegenstände des Kreuzzuges verwechselt und gar nicht angeführt ist, obgleich sie wegen ihrer interessanten Bestimmungen über Bestrafung der Vergehungen auf den Schiffen, von denen die des Diebstahls in der Tradition der Seeleute sich noch heute erhalten hat, einen Platz in diesem Werke verdient. Auch hätte berücksichtigt werden sollen, daſs ein anderes zu Messina gegebenes Gesetz dieses Königs v. J. 1190 den Erben eines auf dem Schiffe Verstorbenen ihre Rechte an dessen Nachlaſs sicherte, eine Verfügung, welche darzuthun scheint, daſs die speciellere Bestimmung der Roles d'Oléron art. 7, welcher den Erben des Schiffers sogar dessen Lohn sichere, noch nicht allgemein anerkannt war. Alter und Ursprung der lezten Artikel bleiben, nach Allem, was der Verf. darüber zusammengestellt, sehr ungewiſs, so werthvoll auch diese ganze Abhandlung uns erscheint. Das angeführte Gesetz König Heinrichs von England zur Milderung des Strandrechtes an den Küsten von Aquitanien ist, wenn gleich schon Heinrich I. dessen Grundsätze einzuführen versucht hat (s. Leges Henrici I. Wilkens pag. 313), jedoch nicht von dem zweiten Könige dieses Namens und vom Jahre 1174, sondern, wie Cleirac richtig angibt, wo jedoch die Jahreszahl irrig mit 1226 bezeichnet wird, von Heinrich III. und vom Jahre 1236, wie Zeugen und Ort der Ausstellung darthun und die neue Ausgabe der Foedera Angl. T. I. p. 227 auch ange-

Digitized by Google

nommen hat. Die Behauptung des Verfs., dafs die von ihm aus der gedachten Englischen Handschrift zuerst herausgegebenen Artikel England zugehören, möchte sehr zu bezweifeln seyn, wenn sie nicht dahin beschränkt wird, dafs sie für das der Englischen Herrschaft einst unterworfene Aquitanien und den Handel mit den dortigen Weinen gegeben sei. Diefs erweist die Erwähnung von Bordeaux, mehr aber noch der Umstand, dafs als Führung (pacotille) der Matrosen stets ein Fafs Wein angenommen wird, was nur in einem Weinlande der Fall seyn kann, und für Rochelle ausdrücklich durch das älteste Hamburger Schiffrecht Art. 9 bestätigt wird, welches als Führung von England einen Sack Wolle angibt. Bei den lezten Artikeln ist die Ausgabe des Garcie als die ältere zum Grunde gelegt. Dennoch möchte es scheinen, dafs Cleirac einen älteren Text vor sich gehabt habe, wenn man den lezten Artikel (bei Pardessus art. 45) vergleicht, welcher bei Cleirac kürzer ist und auch der Türken nicht erwähnt: Abweichungen, die wenigstens in den Noten zu erwähnen gewesen wären. Die wunderliche Sprachbemerkung (S. 313), dafs naufragium in den Capitularien stets nur von dem Verluste des Vermögens gebraucht werde, kann durch die bereits oben aus denselben angeführte Stelle widerlegt werden.

Auf die Roles d'Oléron folgt die Flandrische Uebersetzung oder Bearbeitung derselben, welche den Namen des Vonnisse von Damme oder Westcapellen in einigen Handschriften führt. Zu der Erläuterung, wie Damme dazu gelangen konnte, der Sammlung jener Gesetze seinen Namen zu leihen, bemerkt Rec., dafs Damme schon seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts ein bedeutender Handelsplatz wurde, und fügt zu den bei einer anderen Veranlassung (oben S. 293 und 294) gegebenen Nachrichten über diesen Ort, aus einem ihm vorliegenden Copialbuch von gröfstentheils ungedruckten Urkunden der Städte Damme, Sluys und Brügge Sec. XIV hier hinzu, dafs im Jahre 1228 Graf Thomas von Flandern seinen Balliven und Schöffen von dem Damme, auf vielfältig defshalb erhobene Beschwerden, gebot, allen Klägern und besonders den Fremden im Hafen zu Damme binnen drei Tagen Recht zu sprechen; so wie auch zu Sluys ein besonderer Cailliu van wateren angeführt wird; beides Umstände, welche eine frühere Redaction oder Entlehnung eines Seerechtes begründen. So alt jedoch der Verkehr von Damme mit Frankreich war, so ist dennoch derjenige mit London früher nachzuweisen, da nämlich 1241 schon eine hansa Londinensis zu Damme vorhanden war, deren Mitglieder aus den dortigen wohlhabenden Bürgern bestanden; eine Thatsache, wodurch die Behauptung des Verfs., dafs Damme die Seerechte unmittelbar von Frankreich und nicht von England erhielt, geschwächt erscheinen könnte. Ferner ist aber auch zu erinnern, dafs die Bürger von Damme, so wie von Sluys lange Zeit unter der Obergerichtsbarkeit von Brügge standen, so wie die dortigen Privathansen Deutscher Städte gleichfalls an die grofse Hansische Niederlage zu Brügge appellirten; wodurch allerdings die dort gebräuchlichen Rechtsbücher eine gröfsere Verbreitung erhalten konnten. Aus einer Zollrolle der Gräfin Margaretha von Flandern für die dortigen Kaufleute von Gothland v. J. 1252 ergibt sich, dafs zu Damme damals ein Emporium für die Waaren aller europäischen Länder vorhanden war. Durch diese Angaben glauben wir zugleich dasjenige, was J. F. W. Schlegel in seiner gediegenen Abhandlung om de gamle Retssaedvaner og Autonomie gegen die frühe Wichtigkeit von Damme und die Möglichkeit, dafs das Wisby'sche Recht theilweise von denselben entlehnt sei, erinnert, widerlegt zu haben.

Der Verf. hat, nach den vom Rec. ihm früher mitgetheilten Nachrichten über die zu Hamburg befindlichen Handschriften des Waterrechtes (s. oben S. 296), sich über die Andeutung ausgelassen, dafs der leztere Theil desselben der Stadt Stavern in Friesland seinen Ursprung verdanken könne. Doch scheint er uns die Bedeutsamkeit dieses Ortes nicht gehörig gewürdigt zu haben. Diese kann nicht aus dessen Handel mit Hamburg begründet werden, wohl aber dadurch, dafs es von den Niederländischen Städten nächst Gröningen, dessen Bürger schon 1229 unter den nach Gothland handelnden und mit dem Fürsten von Smolensk unterhandelnden Kaufleuten genannt werden, eigenen Handel in der Ostsee führte, und, wenn einer alten Tradition zu trauen ist, von den südlich gelegenen Städten zuerst die gefährliche Jütische Küste umsegelt und den Sund befahren haben soll, und bereits 1250 von Abel, König von Dänemark, einen Freibrief gegen das Strandrecht erhielt. Auch hat Stavern noch nicht so sehr früh seine mercantilische Wichtigkeit verloren; 1370 war diese Stadt eine der Theilnehmerinnen des Friedens, welchen die Hansestädte mit König Waldemar III in England abschlofsen, im Jahre 1380 sind die Statuten der Hamburgischen Particulier-Hanse daselbst abgefafst. Erst im 15ten Jahrhunderte, als eine Sandbank

Digitized by Google

sich vor den Hafen gelegt hatte, wurde sie aus einer wichtigen Seestadt eine ärmliche Landstadt. Dafs indessen in keinem Falle diese Artikel Wisby angehören können, sondern nur der eben bezeichneten Gegend am Zuyder See, hat der Verf. mit neuen Gründen scharfsinnig und bündig bewiesen.

Auffallend ist es, dafs sie sich bisher nicht allein, sondern nur in Verbindung mit den sogenannten Vonnissen von Damme gefunden haben, wovon sie selbst einige Artikel wiederholen, wie in den vom Verf. bereits angeführten drei Hamburgischen und der Lüb'schen Handschrift des „Waterrechtes." Doch ist dem Rec. kürzlich noch eine Dänische Uebersetzung beider in einer Sammlung handschriftlicher Statuten vom Ende des 16ten oder Anfang des 17ten Jahrhunderts in die Hände gefallen, wo der Artikel von Damme den Titel führt: Den loyeste Watter Raetth, in 35 statt der gewöhnlichen 24 Artikel vertheilt. Die Andeutung der Orte ist nur im Art. 1 und 4 unterblieben. Die anderen von den vorhergehenden ganz abgesonderten Artikel führen den Titel: Den Forordnung och Schick som Kiobmend, Skippere och Schibmend haffne eblant thennom selfue ocderis Schiffs Raetth, und enthält die gewöhnlichen 34 in 45 Artikel vertheilt, deren Reihefolge dem Verwerschen Texte entspricht. Im Art. 39 hat es jedoch, wie der Wagenarsche vom Verf. gleichfalls abgedruckte Text, die Lesart Verkaufen, statt Werfen. Sie gleicht also im Ganzen der vom Verf. beschriebenen Dänischen Uebersetzung, obgleich der Name Christian III. und das Jahr 1551 in unserer Handschrift fehlt. Auch möge hier noch bemerkt werden, dafs in einer von P. nicht angeführten Lübecker Handschrift, welche beide Seerechte enthält, die Uebersetzung der loix d'Oléron betitelt ist: Dit zyn Coppien von alrehande sententien van dem water Rechte Byd zee so men dat helt ter sluis vnd to brugge jn vlaendern.

Ueber das Alter dieser Sammlung und deren Autorität kann noch keine vollkommene Gewifsheit gegeben werden. Der Name des „Waterrechtes" im nördlichen Deutschland ist dem Rec. zuerst in einem Protocolle vorgekommen, wo im Jahre 1432 zu Hamburg ein Schiffer aus Kampen, welcher sein Schiff verkauft, Gewähr leistet, dafs keine Bodmereibriefe — bodeme breve secundum ius Waterrecht — auf demselben haften, worunter wohl die Fälle zu verstehen, unter welchen die Roles d'Oléron Art. 4 und das Nordholländische Seerecht Art. 4 die Bodmerei gestatten. Bis zur Auffindung bestimmter Daten werden wir uns begnügen müssen, durch Vergleichung mit anderen Rechtsbüchern das Zeitalter der, wie es scheint, aus verschiedenen Rechtsquellen zusammengetragenen Nordholländischen Artikel auszumitteln. Wir bemerken darüber Folgendes: Die Entlassung des Schiffmannes der heirathet (Art. 28) entspricht ganz dem Hamb. Statut 1270, VIII 3, entlehnt aus dem Sachsen-Spiegel B. II, A. 33. Der Artikel vom Ansegeln Oléron 15, Stavern 32, so wie 12 u. 13, ist der 21ste des ältesten Hamburgischen Schiffrechtes vor 1270, so wie sehr ähnlich dem Art. 131 des Lüb'schen Rechtes v. Jahre 1240. Der Artikel 23 des Hamb. Schiffrechts stimmt mit dem Art. 6 des Nordholländ. Seerechts überein. Das Vorrecht eines Theils der Führung bei dem Werfen (R. d'Oléron art. 8 u. 18) findet sich gleichfalls im Hamb. Schiffr. Art. 28. In dem Hamburgischen Schiprechte v. J. 1497 findet sich, was bisher nicht bemerkt ist, eine grofse Menge der Artikel aus beiden fraglichen Seerechten wörtlich aufgenommen, und bildet aufser einigen aus dem Römischen Rechte entlehnten Dispositionen (Art. 35, 37, 40, 44 u. 50) dessen sämmtlichen neuen, zu dem Schiffrecht v. J. 1270 hinzugefügten Inhalt.

In einer sehr ausführlichen Abhandlung sind die im Wesentlichen mit E. Meyer, Schlegel u. A. übereinstimmenden Ansichten des Verfs. über das Wisby'sche Seerecht aus einander gesezt. Dafs in dem Wisby'schen Stadtrechte bereits Verordnungen über das Seerecht enthalten sind, möchte nicht als ein Beweis dafür betrachtet werden, dafs jenes dieser Stadt nicht angehöre, zumal wenn man sich erinnert, wie Hamburg und Lübeck ähnliche Bestimmungen in ihren Statuten, und daneben ein eigenthümliches Schiffrecht besafsen. Doch läfst sich keineswegs annehmen, dafs in der Stadt Wisby, welches seinen Ruhm nicht seinen Einwohnern, sondern der dortigen fremden Factorey verdankt, ein ähnliches Verhältnifs stattgefunden habe. Es ist bisher keine Handschrift eines Waterrechtes mit Wisby's Namen und den dem Lüb'schen Rechte entlehnten Artikeln aufgefunden, welche auch nur älter ist als der erste Druck v. J. 1505. Die S. 437 gegebene Nachweisung der Lüb'schen Artikel des Wisby'schen Rechtes nach den von E. Meyer und oben (S. 296) benuzten Texten und einer ungedruckten Handschrift v. J. 1348 ist mangelhaft und könnte, wie wir überhaupt einzelne Wiederholungen bemerkten, welche für den mündlichen Vortrag mehr als für ein Werk, wel-

Digitized by Google

ches so viele Ansprüche auf Studium macht wie das vorliegende, sich eignen, ohne Nachtheil ganz weggelassen seyn, da sie in den Noten zu dem Abdrucke des Wisby'schen Rechtes vollständiger gegeben ist. Der Artikel 8 ist, was nicht angeführt ist, bereits in dem ältesten vorhandenen Lüb'schen Rechte (neuerlich zum ersten Male abgedruckt in *Falcks* staatsbürgerl. Magazin Th. IV, S. 80) vorhanden, und also vermuthlich älter als die älteste Erwähnung des Namens Wisby (1225). Die S. 445 aus Grubers Orig. Livoniae angeführte Urkunde über Wisby ist durch einen Irrthum daselbst am Rande unter 1173 angeführt, aber im Texte v. J. 1263 datirt, so wie die Angabe einer angeblichen Urkunde v. 1231, wonach Riga, dessen Kaufleute wir jedoch schon 1229 als Theilnehmer der Hansischen Factorey zu Wisby kennen, das Wisby'sche Seerecht erhalten haben sollen, nicht documentirt werden kann und ohne Zweifel auf einem Irrthum beruht. Es ist ohnehin noch grofsen unerörterten Zweifeln unterworfen, ob Riga zu irgend einer Zeit Wisby'sches Stadt- oder Seerecht angenommen habe, da es in früherer Zeit das Hamburgische Ordeelbok und Schiprecht v. J. 1270 (s. Puffendorf Obs. Jur. Univ. T. III. Appendix no. IV) angenommen hatte und auch noch 1542 dasselbe seinem Stadtbuche wesentlich zum Grunde legte.

Die von uns oben (S. 297) angeführte älteste Nachweisung eines bei den Kaufleuten in Gothland gebräuchlichen See- oder vielleicht eines Strandrechtes, welches zunächst auf der den Fremden auf Gothland verliehenen Strandfreiheit zu beruhen scheint, von welchem die Einleitung des Wisby'schen Stadtrechtes ausführlich spricht, ist dem Verf. entgangen. (Vergl. die Vereinigung der Deutschen auf Gothland v. J. 1287 bei Suhm Historie af Danmark, XI. 867. Hr. P., in der Verlegenheit den Ursprung der Wisby'schen Compilation zu ermitteln, legt einiges Gewicht darauf, dafs in der Ausgabe derselben v. J. 1575, zu Lübeck gedruckt bei Johann Balhorn, die Bemerkung zu lesen, dieses Buch sei „trüwlich yn dat *sassesche* gesattet." Diese dürfte um so mehr auffallen, da sie sich gleichfalls in einigen andern Ausgaben, welche den Schriftstellern über diesen Gegenstand bisher unbekannt geblieben sind, findet. Eine derselben zu Hamburg vorhandene ist etwas älter als die oben genannte, bei demselben Verleger v. J. 1564, unpaginirt E. 1111, 12mo. Sie enthält den gewöhnlichen Titel, die Rückseite des Titelblattes ist schon bedruckt; 72 Belevinge; hinter der 36sten stehen die Worte: Hyrna volget de Ordinantzie, de de Kopman, schipper und schippmann vnder malckander hebben von dem Schiprechte: und dem Schlusse: Hyr endet — — Vnd getruwlick yn dat *Dudesche* gesettet etc. Eben dieselbe Angabe enthält die gleichfalls bisher unbekannten Ausgaben des Jochim Löw zu Hamburg v. J. 1589, 2 Bogen 8vo, welche nach Scheller Bücherkunde der Sassisch-Norddeutschen Sprache auf der Wolfenbüttler Bibliothek vorhanden ist. Es ist jedoch nicht glaublich, dafs diese Angabe des Buchdruckers sechzig Jahre nach dem ersten Drucke, auf eine wirklich geschehene Uebertragung aus dem Schwedischen hindeute, da allenfalls nur von der schon vor einigen Jahrhunderten nachzuweisenden aus dem Holländischen die Rede seyn dürfte. Die hiedurch immer mehr sich ergebende Häufigkeit der Abdrücke zeigt, dafs das Wisby'sche Recht in vielfältigem Gebrauch und vermuthlich in den Händen eines jeden Seefahrenden war, wie denn auch das Hansische Seerecht v. J. 1614 laut der lezten Artikel von jedem Schiffer angeschafft werden sollte, um das Schiffsvolk auf dasselbe zu verpflichten. Der Ausdruck auf dem Titel, dafs der gemeine Kaufmann und Schiffer dieses Recht verfertigt habe zu Wisby, hätte schon längst auf die Ueberzeugung führen müssen, dafs hier nicht von Wisbyern, sondern von dem in unzähligen Urkunden unter jener Bezeichnung vorkommenden Hansischen Kaufmann die Rede sei. Aus den Hansischen Statuten ist nichts in das Wisby'sche Recht übergegangen, was um so auffallender erscheint, da die in dem lezten enthaltenen Artikel des Lüb'schen Rechtes sich in den Handschriften desselben (vergl. Cod. II und III bei Brockes und die Angaben des Hrn. P. über die Handschrift v. J. 1348) neben einander, und in denen bei Brockes kurz von den mit den betreffenden Stellen der Hansischen Recesse v. 1378 — 1447 (s. dies. in Sartorius Gesch. der Hansa Th. II, S. 707 sq.) correspondirenden Artikeln nachweisen lassen. Cod. Brockes. II, art. 126 — 141, III, 295 — 306. Da von diesen Recessen der v. J. 1378 der älteste ist, die fraglichen Artikel des Lüb'schen Rechtes sich aber schon alle in der Handschrift v. J. 1348 vorfinden, so könnte man hieraus folgern wollen, dafs der Redaction des Seerechtes der Hansen zu Wisby eine Handschrift des Lüb'schen Rechtes zum Grunde gelegen habe, welches die Artikel der Revision v. J. 1378 sq. noch nicht aufgenommen hatte. Doch ist dagegen zu erinnern, dafs das Lüb'sche Schiffrecht auch nicht aufgenommen ist, und die Redaction des

Digitized by Google

Wisby'schen Seerechtes der Zeit des Verfalles der Hansa angehört. Auch sind die Artikel der Hansischen Recesse gröfstentheils der Art, dafs sie in das im 16ten Jahrhundert publicirte Hansische Seerecht nicht aufgenommen wurden. Desto gröfser war aber das Ansehen *Lübecks* in legislativer Hinsicht, sein Recht das eines bedeutenden Theils der Hansestädte, und defshalb scheint auch das Gothländische Seerecht unter der Empfehlung des Lüb'schen Rechtes eingeführt zu seyn. Ein Beleg jenes Ansehens findet sich auch in dem Umstand, dafs die Hansa im Jahr 1530 und 1572 zwei Lüb'sche Verordnungen für Schiffer und Schiffskinder annahm, welche bisher unbekannt, vom Rec. vor Kurzem wieder aufgefunden, in einem folgenden Bande des vorliegenden Werkes mitgetheilt werden können. Die erste begreift den gröfsern Theil der Artikel einer neulich zu Lübeck wieder aufgefundenen und in den dortigen Blättern (1828, Mai) abgedruckten Ordinancie der Schipper v. J. 1542, die zweite, von der ersten ganz verschiedene, enthält mit einigen Ausnahmen und Abweichungen die 36 ersten Artikel des bekannten Hansischen Seerechtes v. J. 1591.

Der Artikel 10 des Wisby Seerechtes, welcher von der dem Schiffer und dem Schiffsvolke verstatteten Gerichtsbarkeit spricht, ist allerdings von dem höchsten Alter. Er findet sich nicht nur in dem Lübecker Statute v. J. 1240, sondern auch in dem Flensburger v. J. 1278, Art. 93, welches wiederum aus dem der Stadt Schleswig Art. 75 geschöpft ist. Diese leztern bieten noch manche andere auffallende Belege darüber dar, dafs gemeinsame Beschlüsse der Schiffsleute erfordert wurden, wo später der Beschlufs des Schiffers entschieden hat.

Die Uebersetzungen sind mit Sorgfalt gearbeitet, wenn gleich die aus den Niederdeutschen in Paris nicht ganz fehlerfrei bleiben konnten. Im Art. 5 des Wisby Seerechtes ist men scal geven tho Schonewort unrecht übersezt: on paiera à Schonewort statt-en Scanie. Die Sylbe wort (wart, wert) wird häufig angehängt, z. B. im Titel des Wisby Seerechtes: de gemene Kopman de thor Sewert verkehrt, Hamb. Schip. Recht v. 1270 §. 19, to Utrechtwert segeln und sonst tho Seewert werpen, to Waterwert wisen. — Die Erwähnung der Groten Tornoysen, Groschen von Tours, deutet auf das 14te Jahrhundert, in dessen Mitte diese Münze im nördlichen Europa gangbar war. S. Melle in Dreiers verm. Abhandl. III, S. 936; Urk. v. 1368 in Vogt Monum. ined. I, p. 99; auch noch im Eyderstadt-Recht v. J. 1428 Art. 22 u. 23. Das Lübecker Schiprecht v. 1299 hat bei diesem Artikel Pfenninge Vlämisch, das Hamburger v. 1270 und nach 1497 Penning Engels. Die dem Verf. (S. 489) unbekannten und seltsam erscheinenden Gottespfenninge sind bei Du Fresne s. v. Denarii Dei vielfach nachgewiesen, und spricht dieser Ausdruck gleichfalls für eine spätere Redaction des Wisby Seerechtes, da di Lübecker Statuten des 13ten Jahrhunderts sie nur unter dem Namen h. Geistespfenninge kennen. Der Ausdruck caupola für Barke oder Chaloupe bedurfte wohl keiner Erläuterung aus dem Venetianischen Dialekte (S. 151), da er aus dem Aulus Gellius und anderen alten Autoren bekannt ist. Dafs S. 221 das bekannte Werk über die Uffenbach'schen Manuscripte dem Majus zugeschrieben scheint, ist nur ein Irrthum des Typographen, welcher auch S. 332 die Note 5 uns vermissen läfst.

Möge der Verf. uns bald durch den folgenden Band seiner Sammlung, in welcher besonders lehrreiche Mittheilungen über das Consulato del mare zu erwarten sind, erfreuen und uns Gelegenheit geben, wenn wir einige der oben angedeuteten Bemerkungen werden ausführlicher begründen können, ihm den Ausdruck der Anerkennung und der Dankbarkeit nicht weniger Freunde seines Werkes wiederholen zu dürfen.

J. M. Lappenberg.

XI.

Die Grundlage der Heilkunde. Ein Spiegel für Aerzte, von Dr. Gottfried Christian Reich, Professor der Medicin, Ritter u. s. w. Berlin 1828. XVIII. und 298 S. 8.

In der Vorerinnerung zu diesem seinem neuesten Werke fordert Hr. Prof. *Reich,* welcher auf dem literarischen Gebiete der Medicin, so wie im Praktischen derselben längst kein Fremdling ist, zu einer unbefangenen Prüfung auf, und entschuldigt zugleich den Ausdruck „ein Spiegel für Aerzte" mit seiner eigenen Unbefangenheit, indem er nur gewünscht habe, seine Kunstgenossen, wie sie sind, darin sich beschauen zu lassen. Es ist indefs nicht entschieden, ob sie in der Mehrzahl anerkennen werden, dafs hier ihr wahres und in allen seinen Hauptzügen wenigstens richtiges Bild ihnen vorgehalten

Digitized by Google

worden sei. Vielleicht dürften sie im Gegentheile finden, der Verf. habe bei seiner Darstellung der Medicin, wie sie jezt in der Regel beschaffen sei, gar Manches von ihrer früheren, nun längst veralteten oder doch neu wieder gebornen Gestalt entlehnt; wie z. B. die Lehre von einer ausschliefslichen Lebenskraft, oder die Ansicht von der Respiration als einem gewöhnlichen Oxygenirungs-Vorgange u. s. w. — Doch wollen wir ihm hiermit keineswegs abstreiten, dafs das vorliegende Werk einen Versuch enthalte, durch Aufstellung neuer physiologischer und pathologischer Grundansichten, statt der bisher am meisten geltenden, der Medicin, und zwar selbst der praktischen, eine neue und sicherere Basis zu verschaffen.

Die dem Verf. eigenthümliche Ansicht geht davon aus, dafs zwischen der sogenannten lebenden und todten Natur kein absoluter Unterschied sei, sondern das Eine grofse Naturganze beide umfasse, dafs folglich mit Unrecht die lebende Natur als etwas Höheres und Besonderes gewöhnlich betrachtet werde, indem vielmehr die allgemeinen Naturgesetze auch auf sie ihre volle Anwendung finden müssen, und man daher, statt vor chemischen und physikalischen Erklärungen zu warnen, dazu mit allem Nachdrucke aufmuntern solle. Das, was man als eigenthümliche Vitalität der Pflanzen und Thiere bezeichnet hat, wird also nebst den daraus hergeleiteten Gesetzen als blofs eingebildet verworfen, und der Verf. sieht jeden individuellen Organismus wie einen besonderen Inbegriff übrigens blofs allgemein-chemischer und physikalischer Anlagen, Apparate und Thätigkeiten an, welcher nun, eben in dieser seiner Besonderheit, den äufsern Dingen Widerstand leiste, ohne jedoch über deren Wirksamkeit, wie man gemeinhin annehme, als etwas Höheres erhaben zu seyn. Die zu solcher Annahme führende Täuschung wird im weitern Verlaufe der Schrift aus dem Uebergewichte erklärt, das allerdings im Thierkörper die fluidisirende Wirksamkeit des imponderablen Princips der Temperatur habe.

Obgleich nämlich der Verf. mit Verwerfung blofser Theoreme sehr auf Benutzung des Factischen für die wahre Förderung unserer Wissenschaft dringt, so betrachtet er doch als factisch genugsam erwiesene, oberste und allgemeinste Naturgesetze das der Gravitation und das der Temperatur, denen der Mensch seinem Leiblichen oder Somatischen nach eben sowohl unterworfen seyn müsse als jeder andere Naturgegenstand. Das allerdings voraus zu setzende noch Höhere und jene Gesetze unter sich Begreifende, sei unergründlich und gehe über menschliche Fassungskraft. Eine geistige oder psychische Sphäre im menschlichen Lebensganzen wird zwar allerdings anerkannt, aber dem Factischen nach als mehr secundär und erst aus dem schon früher vorhandenen Somatischen sich entwickelnd betrachtet.

Für die weitere Entwickelung seiner Ansichten benuzt nun der Verf. in vorliegender Schrift vorzüglich jenes Gesetz der Temperatur, deren imponderables Princip ihm von der gröfsten Wichtigkeit ist (s. oben), wobei er sich jedoch gegen die Identificirung dieses oder irgend eines materiellen Etwas mit der sogenannten Lebenskraft ausdrücklich verwahrt. Als eine der vornehmsten Triebfedern aber im thierischen Leben sei jenes Temperaturprincip, möge man es nun bezeichnen wie man wolle, allerdings zu betrachten. Da man nun in den vorliegenden Auseinandersetzungen, ihrem wesentlichen Gange nach, kein anderes Princip von gleicher Wichtigkeit antrifft, indem ja die psychischen Wirksamkeiten dem Verf. nur secundäre sind (s. oben), so erinnert jene Ansicht um desto mehr an das ἔμφυτον θερμόν des *Hippokrates* (womit ihm weiter kein Eintrag geschieht).

Andrerseits könnte es wie ein Anklang an das πνεῦμα der Alten sich ausnehmen, wenn ferner das Athmen, das zugleich den Gränzpunkt zwischen dem weit unvollkommneren und abhängigeren Fötusleben und dem Leben des schon gebornen Menschen bezeichnet, als die Hauptfunction im Somatischen, somit eigentlich im Ganzen (s. oben), herausgehoben wird. Aber dieser Vorgang, der hier auch auf die Wärme und ihr fluidisirendes Princip seine genaue Beziehung findet, ist dem Verf. kein irgend ernährender oder einigen Zuwachs darbietender (wovon also die in der Schrift allegirte Ansicht des Ref., zumal was das Imponderable betrifft, beträchtlich abweicht), sondern er ist ihm blofs ein zehrender, dem lebenden Körper theils ponderable Materien und theils Wärme entziehender, oder mit andern Worten: das Blut abkühlender. Mit dem ernährenden und Stoff zuführenden Vorgange der Digestion und Assimilation steht sonach das Athmen, dem übrigens die Hautthätigkeit im Wesentlichen gleicht, in strengem Gegensatze. Das Blut aber und dessen Bereitung macht gleichsam das Centrum aus, auf welche von verschiedenen Seiten her je-

Digitized by Google

ner ernährende und jener zehrende Chemismus im Thierkörper sich beziehen.

Wegen jener grofsen Wichtigkeit des Athmungsvorganges ist eine sehr ausführliche und dem Stufengange durch verschiedene Zeitalter Schritt für Schritt folgende Geschichte der physikalisch-chemischen Lehre vom Athmen in das Werk eingewebt, wobei der Verf. auf seine früheren wiederholten und nicht genug beachteten Aeufserungen darüber aufmerksam macht.

Die erwähnten Hauptfunctionen erfüllen nun, so zu sagen, den gesammten Kreis des mehr Somatischen oder Leiblichen im Thierleben. Denn überhaupt dringt der Verf., welcher der Trilogie sehr abgeneigt zu seyn scheint, auf die streng logische dichotomische Eintheilung und die dieser entsprechende Schärfe der Gegensätze. Hieraus ist es auch wohl zu erklären, wenn die blofs als willkürliche Bewegungsanlage definirte Irritabilität vermöge dieser Bestimmung auf das Wollen zurückgeführt und ganz der psychischen oder geistigen Sphäre zugetheilt wird, wobei *Haller* sich darüber einem, nach andern Ansichten leicht hinweg zu räumenden Tadel ausgesezt findet, dafs er dem Herzen, als einem dem Willen doch durchaus unfolgsamen Theile, Irritabilität zugeschrieben habe.

Auch die Sprache nicht nur, sondern selbst die Zeugung sucht der Verf. unter denselben Gesichtspunkt zu stellen, und beide auf dasselbe (psychische) Princip, des Wollens nämlich, zurück zu führen: was einigermafsen leichter zu verstehen seyn wird, wenn man statt *Wollen* in Gedanken überhaupt *Spontaneität* sezt.

Die Antithese hievon ist dann in eben jener Sphäre das mehr Passive, also überhaupt das Empfinden, namentlich die äufseren Sinne und der innere Sinn. Nicht hiezu aber, sondern zu jenem erstgenannten Gebiete rechnet der Verf den Geist (in engerer Bedeutung) oder Verstand nebst der Phantasie.

Auf solche Weise bahnt er sich den Weg zu einer neuen Classification der Krankheiten, und ist überhaupt der Meinung, dafs eine gehörig strenge Anwendung eines richtigen Classificationsprincips der krankhaften Zustände gerade das sei, wovon die praktische Medicin ihr Heil zu erwarten habe: wobei nach *v. Raimann* auf die Unvollkommenheit der nosologischen Eintheilungen von *Felix Plater* an bis auf *Val. v. Hildenbrand* aufmerksam gemacht wird.

Obgleich nun ein zu specielles Eingehen aufser dem Zwecke dieser Blätter liegen würde, so möge doch die in der Schrift aufgestellte Haupteintheilung wenigstens hier Platz finden:

Krankheiten

der somatischen Sphäre (1ste Classe)		der psychischen Sphäre (2te Classe)	
des Zehrungsapparats (1ste Ordnung)	des Ernährungsapparats (2te Ordnung)	des Empfindungs- (geistigen Ingestions-) apparats (1ste Ordnung)	des Bewegungs- (geistigen Egestions-) apparats (2te Ordnung)
des Respirationssystems (1. Sippe).	des Transspirationssystems.	des Digestionssystems.	des Assimilationssystems.	der äufsern Sinne.	des inneren Sinnes.	des Verstandes (Geist und Phantasie).	des Willens (Locomotivität, Sprache, Gesang, Zeugung).

Diese weiter ausgeführte Eintheilung hält der Verf. zwar für natürlicher und treffender als die bisherigen, ist jedoch weit entfernt, sie für eine unverbesserliche ausgeben zu wollen.

Irrt Ref. nicht, so dürfte das bisher Gesagte hinreichen, den Geist der vorliegenden Schrift zu bezeichnen, worauf es für das Publicum dieser Jahrbücher doch hauptsächlich ankommt. Tiefer sich einlassende Leser werden durch die im Ganzen sehr klare Darstellungsweise eben sowohl als durch die Offenheit des Verfs. sich angesprochen und zum Weitersuchen aufgemuntert finden. Da aber der achtungswerthe Hr. Verf. zu beurtheilenden Aeufserungen ausdrücklich und dringend auffordert, so mögen hier einige allgemeinere Bemerkungen den Schlufs machen.

Dafs die Natur nur Ein allgemeines Leben (diefs als

Digitized by Google

Ganzes von Thätigkeit genommen) sei, dafs also die allgemeinsten Wirkungsweisen, oder, wie man es gewöhnlicher nennt, Gesetze der Natur durch diefs Ganze hindurch greifen müssen, kann man zugeben, ohne defshalb die äufsere und gleichsam weitschichtigere Natur mit der concentrirteren der lebenden Geschöpfe in allem Betrachte zu identificiren. Dem vorliegenden Werke selbst hat sich ja die Nothwendigkeit aufgedrungen, Psychisches als eine ganze Hauptsphäre in die Untersuchung aufzunehmen, wovon aber die Existenz in der äufseren (sogenannten todten) Natur keineswegs factisch nachgewiesen werden konnte. Zeigt sich nicht schon hierin sehr auffallend ein Primat gleichsam desjenigen Naturgebietes, welches man das individuell-organische zu nennen und als ein höheres anzusehen pflegt?

Ist aber diefs einmal nicht wegzuläugnen, so wird es auch wohl seinen einwirkenden und bestimmenden Einflufs auf das Uebrige (jener eben berührten Ansicht nach allerdings Niedere) in demselben thätigen Vereine von wirksamen Naturkräften sich nicht nehmen lassen; oder mit andern Worten, das Somatische im Thierleben wird von dem Psychischen in demselben sehr abhängig, und so zu sagen durchdrungen seyn, wie auch unzählige Facta genügend darthun. Die Gesetze oder allgemeinen Wirkungsweisen der Natur werden also nicht umhin können, sich in einem menschlichen belebten Körper z. B. eben nach jenem Psychischen sehr zu bequemen, und man hätte hier schon eine starke Entschuldigung wenigstens, wenn man von eigenthümlicher und höherer Vitalität redete, ohne darum gerade eine Vorliebe für leere Worte oder andererseits etwa für Räthsel zu hegen.

Zugleich macht sich hierdurch bemerkbar, wie unumgänglich es sei, bei jeder gründlicheren Betrachtung der Natur auf den Entwickelungsgang in derselben, somit vorzugsweise auch auf das, was vergleichende Anatomie und Physiologie lehrt, zu achten. Ist man aber hievon überzeugt, so wird man mit einem, Alles nur coordinirenden, Causalnexus sich nicht befriedigen, wobei man ja zuletzt sich auch nur auf den, die Dinge so und nicht anders zusammen würfelnden Zufall berufen müfste, und von Gesetzen der Natur eigentlich nicht einmal reden dürfte. — Bei Erwägung der natürlichen Stufenfolgen findet sich aber, dafs die Natur mit dem weniger in sich Beschlossenen, zugleich also Roheren und gleichsam Gröberen, als dem Fundamente alles Uebrigen, den Anfang, und hingegen mit dem vorhin erwähnten Geistigen den Beschlufs der gesammten Entwickelung macht. In einer solchen Ansicht darf man aber auch nicht über das Fötusleben, blofs darum, weil es ein unvollkommeneres und abhängigeres sei, hinwegblicken.

Der menschliche Geist läfst es sich nicht nehmen, gleichsam vermöge angebornen Rechtes, nach Erklärung, somit nach Theoretischem, ja selbst nach Speculativem zu verlangen; es ist also immer mifslich, in wissenschaftlichen Werken auf ausschliefsliche Anerkennung des Factischen zu dringen, denn gerade die Facta werden, je nachdem die Theorie diese oder eine andere ist, sehr verschieden ausgelegt. Selbst die ganze Construction des vorliegenden Werkes ist ja eine Probe der Unabweislichkeit der Theorie.

Indefs könnte man diefs einsehen und dennoch factisch den Werth und die Befugnifs des Theoretischen weit mehr beschränken als selbst der Hr. Verf.; wenn man nämlich zweifelte, dafs ein Classificationsprincip der Krankheiten, sei es auch das vollkommenste und beste, der praktischen Medicin, die ja eine Erfahrungswissenschaft ist, zur wahren und sicheren Grundlage dienen könne. Ueberhaupt ist vielleicht der Unterschied zwischen einer eigentlich praktischen Krankheitslehre und einer systematisirenden Nosologie von vielen ärztlichen Schriftstellern noch viel zu wenig erwogen worden.

Bartels.

Digitized by Google

Nro. 25. u. 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1829.

XII.

Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio, Bibliothecae Vaticanae Praefecto. Tomus II. Historicorum Graecorum partes novas complectens. Romae, typis Vaticanis MDCCCXXVII. 4to. XXXVI. und 715 pag.

Der unermüdliche und gelehrte Mai hat in diesem zweiten Theile seiner collectio Vaticana die wichtigen Ueberbleibsel Griechischer Historiker vereinigt, welche er aus einem Vaticanischen codex palimpsestus und handschriftlichen Excerpten derselben Bibliothek mit eben so grofsem Scharfblick hervorgezogen, als er sie mit kenntnifsreicher Umsicht zu einem bedeutenden Ganzen geordnet. Indem wir nun den Inhalt des früheren Theiles den Kennern der ekklesiastischen Literatur zu entwickeln und zu benutzen überlassen, begnügen wir uns die vorliegenden Schätze in einer gedrängten Uebersicht und Würdigung zu umfassen, und zwar in der Absicht, den sicheren Bestand des Brauchbaren in jener weitläuftigen Sammlung mit möglichster Treue und Genauigkeit zur Kenntnifs zu bringen.

Der Kaiser Constantinus Porphyrogennetus hat sich durch die mannigfaltigsten Auszüge, die er durch die kundigsten Männer des zehnten Jahrhunderts aus den zahlreichen Monumenten Griechischer Erudition nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten veranstalten liefs, keinen geringen Namen in der Literatur erworben. Von diesen Auszügen aber ist den *historischen* die vorzüglichste Aufmerksamkeit zu Theil geworden, welche von Polybius bis zu späten Byzantinern herabgingen und jeden der excerpirten Autoren in einer getrennten Folge unter besonderen Capiteln zerlegten. Solcher Capitel oder loci communes gab es mehr als zwanzig, von denen bisher nur zwei bekannt gemacht waren, nämlich *de legationibus* und *de virtutibus ac vitiis*, bearbeitet von Fulv. *Ursinus* und Henr. *Valesius*; ein drittes *de sententiis* erscheint jezt, und in eben diesem werden noch citirt *de concionibus* (p. 142), *de rerum inventoribus* (p. 461) und *de arte imperatoria* (p. 370): denn ein anderes, das der Herausgeber wegen der Worte (Diod. Exc. VII, 28) ὡς γέγραπται ἐν τῷ περὶ διαδοχῆς βασιλέων annahm, ein *titulus de regum successione*, hat wenig innere Wahrscheinlichkeit, und eher dürfte sich diefs auf eine verlorne Stelle Diodors beziehen. Uebrigens läfst sich bezweifeln, ob die wahre Ueberschrift des gegenwärtigen Abschnittes περὶ γνωμῶν war oder vielmehr περὶ γνωμικῶν ἀποστομισμάτων, welches sich in p. 461 findet. Die Anlage der Blumenlese ferner war höchst mechanisch und unzweckmäfsig; denn die Sammler hatten nicht nur, da sie der Bequemlichkeit wegen einen Schriftsteller nach dem anderen behandelten, vielfältige Wiederholungen derselben Geschichten und Aeufserungen zugelassen (und gleichwohl ist selbst dieser Uebelstand uns erwünscht, um mancherlei Unvollständiges zu ergänzen und zu berichtigen), sondern auch in der Mitte der Sätze den Faden der Rede unterbrochen, wenn der Verlauf des Folgenden keine Ausbeute versprach; wobei sie nicht minder auf die anderen hie und da einfallenden Capitel Rücksicht nahmen, doch ohne immer auf diese zu verweisen. Ihr Werk würde unter diesen Umständen weder anziehend noch lehrreich geworden seyn, wenn sie sich darauf beschränkt hätten, eine Auswahl einzig von moralischen und politischen Sentenzen zu geben; vielmehr haben sie ausführliche Geschichtserzählungen mit Aussprüchen und Gedanken zu vereinigen gesucht, welche an die Autorität berühmter Namen und Ereignisse geknüpft waren, und das Andenken an seltenere oder minder bekannte Facta in schätzbaren Ueberresten bewährter Autoren dadurch gerettet. Wir glauben auch in einer andern Hinsicht dieser Blumenlese ein gewisses Interesse zuschreiben zu dürfen, da die meisten jener Historiker, wie Diodorus, Dionysius, Dio Cassius durch den Umfang und die Ausdeh-

Digitized by Google

nung ihrer Darstellungsweise ermüden und wenig überschaulich sind, während Excerpte, in einem gröfseren Zusammenhange aufgefafst, ein leichtes Bild von der Manier und Kunst annalistischer Berichte gewähren.

Auch die handschriftliche Gewähr der historischen Trümmer müssen wir mit wenigen Worten berühren. Ihre wesentliche Grundlage ist ein herrlicher Vaticanischer Codex aus guter Zeit, in kleiner Cursivschrift und mit allerlei charakteristischen Zeichen (besonders γνώμη) am Rande versehen, der aber späterhin, im 14ten Jahrhunderte ungefähr, mit einer neuen Schrift ausgestattet wurde, wodurch der ursprüngliche Inhalt sich mehr oder weniger verdunkelte. Eine Andeutung von der Beschaffenheit des palimpsestus reichen zwei Proben (neben anderen für die geringeren Argumente der Sammlung) auf der Kupfertafel zu Anfang des Werkes dar. Aber noch andere Hülfsmittel verriethen sich den Blicken des geübten Herausgebers; zuerst nämlich Excerpte von *Maximus Planudes*, in zwei Handschriften enthalten, und aus Strabo, Pausanias und Dio Cassius gezogen (praef. p. XXV); dann eine Sammlung von Sentenzen (*Vaticanum florilegium*) in drei verschiedenen MSS., welche sich über eine Menge bekannter und unbekannter Autoren verbreitet und manches Neue aufweist (wohin ein Fragment des Komikers Philemon gehört, vollständiger als es sich in der neuesten Ausgabe desselben p. 411 vorfindet), beide für den Dio von Nutzen, wozu auch ein ebenfalls unbekanntes florilegium des *Georgidius* einen Beitrag geliefert. Einiges Andere wird im Ferneren zu erwähnen der Ort seyn, und wir gehen sogleich zu den Leistungen und Verdiensten unseres Herausgebers über.

Wenn schon die Mühseligkeit eine fast durchgängig überschriebene Minuskelschrift in allen ihren Zügen wahrzunehmen und ungeachtet zahlreicher Verderbungen und Lücken zu durchdringen keine geringe seyn kann, so war doch die Beschwerde in einer völlig aufgelösten Handschrift, deren Blätter ohne irgend Zeichen ihrer Folge und der gehörigen Schriftsteller aus einander geworfen waren, die richtige Ordnung zu ergründen nicht viel geringer. Allein dem scharfsichtigen Mai leuchtete bald an unzweifelhaften Anzeigen und Erinnerungen sowohl der historische Inhalt, als auch mit Hülfe desselben der nothwendige Zusammenhang der Seiten ein, und die Anwendung chemischer Mittel, verbunden mit unablässiger Uebung im Lesen, förderte die Ueberreste des Alterthums in vernehmlicher Rede, so weit sie nicht durch Lücken und gänzliche Dunkelheit entzogen war, an das Licht. Hiernächst vertheilte er die aufgefundenen Fragmente nach Büchern, soweit deren Gränzen durch Anführungen oder glaubhafte Vermuthungen festzustellen waren, fügte andere Bruchstücke ein, vorzüglich aus Suidas, deren Urheber und Bedeutung zum Theil erst durch die Vaticanischen Excerpte in befriedigender Klarheit ermittelt wurden, und erläuterte, wie frühere seiner Sammlungen, auch diese mit historischen Bemerkungen. Vieles in ihnen ist nützlich, wenn gleich selten neu, und dem Zweck des Ganzen dürfte ein schärferes Mafs förderlich gewesen seyn; namentlich würden mancherlei politische und religiöse Abschweifungen, worin der Verf. etwas eifrig seine Rechtgläubigkeit, gleichsam unter den Augen des Papstes Leo, (dessen Bild der an ihn gerichteten Zueignung vorgesetzt ist) darzulegen sucht, nicht leicht von den minder zweifelsüchtigen Philologen vermifst werden. Mehr Brauchbarkeit haben dagegen zerstreute Andeutungen von Schätzen in der Vaticana, wie von einem guten Codex des *Zosimus* (p. 236, 290) und von medicinischen Schriften des gelehrten Arztes *Oribasius* (p. XI, 255), welche er selbst herauszugeben denkt. Am wenigsten scheint der kritischen Behandlung des Textes ein Genüge geschehen zu seyn. Zwar haben wir Zutrauen genug zur Treue und der paläographischen Tüchtigkeit des kundigen Bibliothekars, um den gegebenen Abdruck für eine möglichst sichere Wiederholung der Handschrift zu halten, obgleich dieser Abdruck nur zu oft durch Fehler des Abschreibers oder Typographen entstellt wird, so dafs wir zur Lateinischen Uebersetzung, welche dem Texte zur Seite gesetzt ist, mehrmals unsere Zuflucht nehmen müssen. Auch müfsten wir die undankbarste Härte verrathen, wenn wir nicht kleinere Nachlässigkeiten der menschlichen Schwäche Schuld gäben: wie im Schlufs des Polybius, den der Herausgeber in Kupfer stechen liefs, unrichtig τούτων δὲ für τ. δὴ gesetzt und τί vor ἐξεῦρε ausgefallen ist. Wir wundern uns allein über die kritischen Versuche desselben, welche zu spärlich und zu wenig bedeutend sind, um für ein planmäfsiges Verfahren zur Herstellung der Fragmente gelten zu können oder um den folgenden Bearbeitern einen sonderlichen Theil ihrer Mühe zu ersparen. Besser wäre daher, wie von Anderen bei ähnlichen Inedita mit Bedacht geschehen ist, der Codex in seiner gegenwärtigen Gestalt aufs Sorgfältigste wieder gegeben worden. Uebrigens umfafst die Handschrift auch allerlei Auszüge aus bekannten Historikern, Xeno-

Digitized by Google

phon, Arrian und einigen Byzantinern (S. 464), welche in dieser Sammlung fortfallen mufsten.

Wir gehen nunmehr zu den einzelnen Schriftstellern über, welche der Herausgeber in seinen Einleitung hinlänglich behandelt hat. Den Anfang macht *Diodorus Siculus*, aus dessen erhaltenen und verlornen Büchern der Epitomator Aussprüche und verschiedene Denkwürdigkeiten aufnahm. Von Wichtigkeit sind für uns allein die Bruchstücke der lezten Classe, welche hier wie in den ähnlichen Fällen vorzugsweise der Bekanntmachung gewürdigt sind, nämlich vom VII — X., und vom XXI — XL. Buche, wodurch Diodor einen beträchtlichen Zuwachs erlangt. Die Fragmente selbst sind von ungleichem Werth und Umfang; obgleich selten von erheblicher Länge. Und zwar gewähren diejenigen, welche die ältere Geschichte betreffen, zum geringeren Theile Neues, und das nicht auch Herodotus, Plutarch mit Anderen überlieferten; wie in etlichen Orakelsprüchen (unter denen jedoch das dem Macedonischen Könige Perdikkas bestimmte Fragm. 4 hier zuerst sich findet), in älteren Kriegsgeschichten und in Sagen von der Gründung Griechischer Kolonien. Bemerkenswerth ist aber zunächst ein Orakel, das die Pythia dem Gründer Krotons, Myscellus, anders als Strabo VI. p. 262 berichtet, in ziemlich verdorbenen Versen (Fr. 10) ertheilte, zu deren Beschönigung uns der beleesene Mai aus Plutarch die artige Notiz vorbringt, dafs die Seherin oft triviales und unmetrisches Geschwätz hören liefs; welche Entschuldigung er noch beim folgenden Ausspruch zur Gründung Tarents (Fragm. 12) in Anwendung bringt. Im ersten jener Verse ist die Lesart der Handschrift *Μύσκελλε καλὰν, ὥστε φιλεῖς ἑκάεργος Ἀπόλλων*, wo der neueste Herausgeber ziemlich kühn das im Folgenden vorkommende *βραχύνωτε* gesezt hat, das allerdings in tadelnder Anrede statthaft war; aber wer wollte dem musischen Gotte, den Myscellus wegen Fortpflanzung seines Geschlechts befragte, ein handfestes „du bucklichter M." zumuthen? Wir riethen vielmehr *Μύσκελλ' Ἀγκαιῶτα. φιλεῖ σ' ὁ δ. Ἀ.*, mit Rücksicht auf des M. Achäische Abstammung, Strabo VIII. p. 387. Auch die beiden folgenden Orakel im Fragm. 13 bedürfen der kritischen Nachhülfe; zu erwähnen ist hierauf das im Fragm. 15 dem Battus, Gründer von Cyrenä, ertheilte, das nirgend so vollständig gelesen wird. Darauf folgt eine Reihe bekannter Geschichten aus der Zeit des Crösus und der sieben Weisen, worunter Einiges, das Nennung verdient, eingemischt ist, wie ein Fragment von Euripides (Fr. 20): *οὐκ ἐγγυῶμαι, ζημία· φιλέγγυον σκοπεῖν τὰ πυθοῖδ' οὐκ ἐξ ἑτὰ γράμματα*, welche Worte vielleicht in folgender Weise zu fassen sind: A. *οὐκ ἐγγυῶμαι, ζημία φιλέγγυον.* B. *σκόπει.* A. *τὰ πυθοῖ δ' οὐκ ἐξ με χράμματα.* Ferner erhält Solons Fragm. 18 eine Bereicherung im Distichon Fr. 24, dessen Berichtigung wir jedoch Anderen empfehlen. Sodann verdient ein Bruchstück des Callimachus (Fragm. 35) Erwähnung, welches in der ausführlichen Darstellung von Pythagoras und seiner Schule einen Platz gefunden hat, entlehnt aus seinen Choliamben, von denen aber durch die Schuld des Epitomators nur etliche Trümmer übrig sind; die Besserungsversuche sehe man in den Addenda der Leipziger Ausgabe; nur so viel scheint sicher, dafs bei *κύκλον* die frühere Erzählung abbreche und *ἑπταμήκη* verfälscht sei. Von den übrigen Auszügen jener vier Bücher, welche auf Römer, Perser und Griechen sich beziehen, läfst sich im Allgemeinen urtheilen, dafs sie unter vielem Gewöhnlichem einzelne schätzbare Züge enthalten; wobei Diodor vermuthlich auch die Geschichtsforschung des Herodotus zu berühren veranlafst wurde, wie dieſs Fr. 46 andeutet. Für uns bieten die Excerpten der zwanzig lezten Bücher ein gröfseres Interesse dar, theils in Hinsicht der Nachfolger Alexanders, theils und am meisten für die Römische Geschichte, von dem Kriege mit Pyrrhus an bis auf die Verschwörung des Catilina; obgleich zahlreiche Stellen aus den blühenden Zeiten des Römischen Staats mit den Berichten des Polybius, namentlich den in dieser Vaticanischen Sammlung erschienenen zusammenfallen und aus ihm entlehnt sind; wohin nicht blofs bedeutende Thatsachen gehören, sondern auch Reflexionen eigenthümlicher Art, wie die Ahnung des Demetrius Phalereus (Fr. 31, 5) über das Schicksal des Macedonischen Reiches. Unserem Zwecke genügt, auf wenige Einzelheiten aufmerksam zu machen: wie auf den anonymen Vers (Fr. 33, 2), *Κάρινθος ἄστρον οὐκ ἄσημον Ἑλλάδος*, auf ein langes metrisches Bruchstück zu Ehren des Goldes (Fr. 37, 11), das, nach der nüchternen Diction und dem Versmafse zu schliefsen, vom *Bacchylides* herrührt, in Verbindung mit anderen Versen, welche die Weisheit rühmen; endlich ist die Denkschrift des Pompejus zu erwähnen, worin er seine Asiatischen Feldzüge weitläufig aufzählt. Aufserdem darf das Capitel vom *Marsischen Kriege* angeführt werden, das mehr als ein anderes einen Reichthum nützlicher Angaben enthält. Erhalten ist noch der Epilog des Diodor. Uebrigens ist die gesammte Epitome durchweht von Sentenzen, denen wir einigen Werth

Digitized by Google

nicht absprechen wollen, wenn gleich die Form, in der sie meistentheils enthalten sind, sich wenig über die Oberfläche erhebt, so wie die Diction von der sonstigen annalistischen Darstellung dieses Historikers sich nirgend entfernt. Der Ref. glaubt, hierbei die neuliche Bearbeitung des obigen Stückes nicht übergehen zu dürfen, welche unter folgendem Titel erschienen ist: *Diodori Bibliothecae historicae L. VII—X. et XXI—XL. Excerpta Vaticana ex recensione Ludovici Dindorfii. Accedunt A. Maii Annotationes. Lipsiae, sumptibus C. H. F. Hartmanni.* 1828. 8. IX (Auszug aus Mai's Vorrede) u. 150 S. Die Einrichtung dieser kritischen Ausgabe besteht darin, dafs der Text nach den Conjecturen beider Editoren berichtigt worden, die Angaben der Lesarten darunter gesezt sind, und, was am wenigsten zu billigen, die vollständigen Anmerkungen des Italienischen Gelehrten den Beschlufs der Seite machen, zu denen unser Landsmann höchst selten Etwas in gröfserer Ausführlichkeit hinzugefügt wie S. 31. 110. Der Arbeit gebührt indessen das Lob, dafs die Excerpten an Reinheit und Verständlichkeit des Vortrags durch sie merklich gewonnen haben, wie von der Erfahrung eines Herausgebers vom Diodor zu erwarten war; und dieses Verdienst würde beträchtlich erhöht seyn, wenn er weniger sein Werk beschleunigt, und einige Nachhülfe von den curae secundae hinzugenommen hätte. Daher ist ihm Mehreres entgangen, Anderes verunglückt, noch Anderes nur zur Hälfte gelungen. Für unseren Zweck, der keine Weitläuftigkeit in kritischen Erörterungen gestattet, mufs eine flüchtige Berührung dessen genügen, was sich fast ungesucht darbieten mag. In der Erzählung von Brennus Fr. 22, 2., wo die Worte sind: *ἀγάλματα δὲ μόνα λίθινα καὶ ξύλινα μεταλαβών*, ist das lezte Verbum in jedem Betracht unstatthaft, aber auch ohne Rücksicht auf den Sinn schon aus Mai's Uebersetzung, *tantum statuis lapideis ligneisque dejectis*, leicht zu verbessern, nämlich durch *καταλαβών*. Vom kaltblütigen Benehmen des Dictators Fabius heifst es Fr. 26, 1 *ὁ δὲ τὴν ὕβριν ἀταράχως καὶ βαρέως ἤφερεν*, wo ein Jeder den Widerspruch der lezteren Phrase erkennt; aber kaum scheint es dem Zweifel unterworfen, dafs ehemals *εὐμαρέως ἤφερεν* dort stand. In Fr. 26, 15 ist offenbar *ἔκριναν μηδεμίαν πόλιν τῶν κατὰ Μακεδονίαν οὐσῶν ἔχειν φίλιππον* der Geschichte zuwider, wo Hr. D. entweder *ὑπὸ M.* zu lesen vorschlägt (was schief oder nur unter Voraussetzung von *Μακεδόνας* leidlich wäre), oder das nüchterne *μή* nach *τῶν* einschieben will; natürlicher nimmt man den Ausfall eines *πλήν* nach *πόλιν* an. Verdorbener klingt Fr. 26, 22 im Bericht von den Räubereien der Vormünder vom Ptolemäus: *ὅπως οὐκ ἄν τις θαυμάσειεν εἰ — θεωρίαι κατεσκευάσθησαν, καὶ ὅπως μὲν εὐνοῦχος, ὃς καὶ προσφάτως τὸν κτένα — ἀποτεθειμένος ... τοὺς Ἄρεος ἀγῶνας ἐδέξατο, ὁ δὲ Κοιλοσυρίτης κ. τ. λ.* Hier, wo das erste *ὅπως* ungriechisch, das zweite nicht an seiner Stelle ist, *μὲν* unrichtig vor *εὐνοῦχος* und dieses ohne Artikel sich findet, ungeachtet *ὁ δὲ K.* klar genug das Wahre andeutet, wünscht der Herausgeber nichts als *ὅς* zu streichen; wir denken zwar mit geringerer Enthaltsamkeit, aber mit überzeugenderer Nothwendigkeit die Aenderung empfehlen zu dürfen, *οὕτως οὐκ — κατεσκευάσθησαν, καὶ ὁ μὲν εὐνοῦχος καὶ προσφάτως —*, da das andere *ὅπως* sich aus dem früheren eingeschlichen hatte. Vollends sollte ein Fehler wie Fr. 31, 6 *προσεύχεσθαι τῶν θεῶν* dem sprachgelehrten Bearbeiter sich nicht entzogen haben. Doch wir fürchten unsere Leser zu ermüden, und beschliefsen diese Andeutungen mit der Herstellung der Worte in Fr. 33, 1 (p. 107, 4. Lips.) *ἔφη δὲ φίλος μὲν βούλεσθαι Ῥωμαίων ὑπάρχειν, δεσπότας δὲ ἀκουσίως ἀναδεικνύναι· μὴ προαιρεῖσθαι δὲ βέβαιον, τὸ δὲ καθόλου τοῖς πλήθεσιν —*, worin Hr. D. sich mit der unglücklichen Conjectur, *ἃ προαιρεῖσθαι δὲ βεβαιοῦν, propositi tenacem se esse*, abfindet. Der Ref. begnügt sich folgende Verbesserung herzusetzen, *δεσπότας δὲ ἑκουσίως ἀναδεικνύναι μὴ προαιρεῖσθαι, διεβεβαιοῦτο δὲ καθόλου —*.

Auf Diodor folgt *Dio Cassius*, um dessen Geschichtwerk sich der Herausgeber mit unermüdlicher Sorgfalt und Begeisterung ein rühmenswerthes Verdienst erworben hat. Bisher war dieser Historiker nur in einem kleinen Theile seiner Schrift, welche achtzig Bücher füllte, und nicht ohne starke Lücken auf die Nachwelt gekommen, die vier und dreifsig ersten fehlten gänzlich, und für das ein und sechszigste bis achtzigste mufs man sich mit dem Auszuge des Xiphilinus zufrieden geben; einzelne Ergänzungen rühren von Ursinus und Morelli her, weit geringer fiel eine Nachlese von Falconius aus, der kein sonderliches Lob von Mai S. 566 ertheilt ist. Für die früheren Bücher gab allerdings Zonaras in seinen Annalen einen mittelmäfsigen Ersatz, der den Dio bis auf Maximen und rhetorische Wendungen herab, wiewohl im Sinne eines Epitomators, ausplünderte; aber erst durch die Vaticanische Sammlung, welche in ihrer Blumenlese einen Ueberblick der verlornen Theile gibt, ist die Abhängigkeit des By-

Digitized by Google

santiners in einem helleren Lichte ermittelt worden, z. B. S. 146. 148. 150. 177. Niemand erwarte jedoch, aus diesen Fragmenten (von p. 135—196) ein glänzendes Hülfsmittel zur Aufklärung der unhistorischen Römischen Vorzeit, oder zur Sicherung und Vervollständigung der lückenhaften und minder bekannten Jahrhunderte entnehmen zu können; kaum dafs der aufmerksame Geschichtforscher für die älteste Periode und noch bis auf des Pyrrhus Feldzüge hinaus Spuren wichtiger Sagen und Ereignisse entdecken wird, die nicht deutlicher oder bewährter sich in den gangbaren Quellen antreffen liefsen. Denn Dio Cassius, der mit vielen schätzbaren Historikern des Alterthums, untern andern Polybius, kein Talent zur kritischen Ergründung der Römischen Fabelzeit besafs, hatte ungefähr den Weg des Dionysius, die rhetorische Methode, betreten, vermöge deren er die unzusammenhängenden und unscheinbaren Trümmer zu einem geniefsbaren Ganzen ausstattete, und den dargebotenen Stoff zum Pomp rednerischer Breite und Kunstmäfsigkeit sorgfältig verarbeitete. Ohnehin ist von ihm bekannt genug, dafs, so gesund und verständig sein Urtheil, so wenig sein Geschmack und seine Darstellung sich von den Mängeln der späteren Geschichtschreibung lofsmachte, und dafs er dem Reiz eines geschmückten sophistischen Vortrags über Gebühr sich überliefs. In diesem Geiste spricht sogleich das hier gerettete Proömium: gelesen habe er fast alle Schriften über seinen Gegenstand, aber mit Auswahl benuzt; es solle aber Keiner darum an seiner Wahrhaftigkeit zweifeln, weil er, soweit die Sachen es gestatteten, sich einer verschönerten Rede bediene, denn er habe Wahrheitsliebe mit Eleganz der Sprache vereinigen wollen. Diese vermeinte Eleganz aber mufs nach dem Mafsstabe jener Zeit geschäzt werden, in welcher die sophistische Kunst blühte, oder das eifrige Streben, mit der feinen zauberischen Diction der Classiker die Fülle von Beobachtungen und Kenntnissen der folgenden Jahrhunderte zu verschmelzen: in welcher Methode nur den fähigsten und gewandtesten Köpfen zu glänzen möglich war. Dio nun erkannte den Thucydides als Vorbild an, mit dem er weder die gedankenreiche Kürze noch die Gabe der historischen Entwicklung, sondern Wörter und Phrasen gemein hatte, welche dem Strome seiner raschen rednerischen Erzählung eine fast zufällige Färbung verleihen. Gleiches gilt auch für die vorliegenden Bruchstücke, in denen nicht einmal diejenigen Blüthen der Sophistik sonderlich hevorschimmern, für welche der Schriftsteller περὶ συντάξεως in Bekkers Anecdota die Autorität des Dio erwähnt.

Die Auszüge selbst sind von ungleichem Umfange; die kürzeren enthalten vorzugsweise Gemeinsprüche, die längeren besonders Reden, denen der Epitomator nicht abhold seyn mochte, aber wenige von heutigen Lesern eben wegen des ermüdenden declamatorischen Tons Aufmerksamkeit schenken werden; wir nennen nur die Reden der Mutter Coriolans (Fr. 17), des Vaters vom Rullus (Fr. 32), des Fabricius (Fr. 54). Den meisten Nutzen wird man aus diesen früheren Trümmern, welche bis auf die Schlacht bei Cannä reichen, vielleicht für den ersten Punischen Krieg erlangen. Daran reihen sich sodann Einzelheiten aus der Kaisergeschichte, von Augustus bis zum Heliogabalus, gröfstentheils in kleineren Excerpten enthalten, und nicht selten mit den erhaltenen Texten zusammentreffend, die jedoch häufig mit mancherlei Ergänzungen bereichert werden; überhaupt aber von mäfsigem Werth, zumal da sich hier die Byzantinischen Gelehrten viel Willkürliches gestattet zu haben scheinen. Ein sonderbarer Unfug der Art ist ein Einfall des Nero, angeblich über die Nase *des Apostels Paulus* ausgesprochen (Fr. 94), wo Plautus gemeint war; so wie späterhin die Erwähnung des Jesus Sirach S. 545. Eine unerwartete Zugabe hat endlich Dio durch einen christlichen Fortsetzer gewonnen, der von Valerian bis zu Constantin dem Grofsen herabgeht, und sich zwar weder durch Unparteilichkeit noch durch seinen halb barbarischen Styl empfiehlt, aber ein schätzbares Supplement (soweit der Eindruck der augenblicklichen Lesung ein solches Urtheil zuliefs) zur verwickelten und unvollständigen Kaisergeschichte des dritten Jahrhunderts liefert. Merkwürdig schien unter Anderem die Angabe von Diocletians Entsagung, dafs sie durch ein drohendes Traumgesicht (Fr. 128) veranlafst sei: eine Byzantinische Träumerei, wovon glaubhafte Gewährsmänner (s. Manso Leben Constant. S. 13) nichts äufsern. Auch die spöttischen Charakteristiken (Fr. 130), welche Constantin über mehrere seiner Vorgänger fällte, sind hier zu bezeichnen, da bisher nicht viel mehr davon bekannt war als das ehrenrührige Urtheil über Trajan, s. Wolf von einer milden Stiftung Trajans S. 13. Im Verlauf seines Werkes (p. 527 sqq.) hat der Herausgeber, wie vorhin bemerkt, noch mancherlei Auszüge aus Dio bekannt gemacht, welche theils in der Sylloge des *Maximus Planudes*, theils in den Florilegien des Vaticanischen Ano-

Digitized by Google

nymus und anderer Sammler, doch nur zum geringeren Theile mit der Angabe des Autors sich vorfanden, wodurch auch mehrere Fragmente bei Suidas vermittelst der scharfsinnigen Beobachtungen Mai's ihrem Urheber wiedergegeben sind; aber nicht minder haben hierdurch die Excerpten Constantins an Sicherheit und an Mitteln zur Herstellung zugenommen. Demnach ist dem künftigen Bearbeiter des Dio ein reiches und fruchtbares Gebiet zur Uebung kritischer Thätigkeit in jenen Ueberbleibseln eröffnet.

Eine sonderbare Erscheinung bildet *Eunapius* in der zweiten Recension seiner Historie (*τῆς μετὰ Δέξιππον νέας ἐκδόσεως*), welche Photius neben der früheren las, und als gemäfsigter in den Ansichten über das Christenthum und die christlichen Kaiser rühmt. Indem jener den Dexippus, welcher beim Tode des Claudius Gothicus schlofs, aufnahm und bis zum Jahre 404 fortführte (denn die Erzählung von der Kaiserin Pulcheria Fr. 49 mag wohl eine gelegentliche gewesen seyn, und am wenigsten scheint Mai's Hypothese praef. p. 29, dafs auch den Eunapius ein Ungenannter fortsezte, bei der Gleichmäfsigkeit des Styles zulässig), bemerkte er sogleich im Eingange, dafs er die strenge chronologische Anordnung nach Olympiaden und Archonten, welche sein Vorgänger befolgt hatte, verlassen würde, weil jenes Verfahren viel zu trügerisch und mühselig sei; ohnehin komme es mehr auf eine wahrhafte Geschichtschreibung als auf ängstliche Berechnungen an: „denn," fährt er fort, „was für Gewinn entsteht dem Sokrates zur Weisheit und dem Themistokles zur Geistesgröfse aus dem Zeitenlauf? wie wären doch jene zu trefflichen Männern mittelst einer Sommerabtheilung (ganz irrig Mai, quid scire refert, ubinam hi praeclari viri per aestatem degebant?) gediehen? oder wie hätten sie ihre Tugenden gleich Blättern nach den Jahreszeiten wachsen und hinschwinden lassen?" Mit diesen und ähnlichen Reflexionen bemüht sich der Autor, die Nichtigkeit der historischen Chronologie und die Glaubwürdigkeit seines Unternehmens darzulegen, ganz in der Weise der damaligen Sophistik. Eunapius besizt die erzwungene blutleere Beredsamkeit seiner Zeitgenossen, welche die Armuth an Gedanken und selbstständigen Wahrnehmungen durch erborgte Blumen und witzelnde Redensarten zu ersetzen bestimmt war, und in ungelenker zerflossener Diction den tief verborgenen Mangel deutlicher offenbarte. Daher ist der bedeutendste Stoff, welcher die äufseren Verhältnisse des anerkannten Christenthums zum Staat und zur kaiserlichen Regierung im Beginn ihrer Entwicklung nachwiefs, unter seinen Händen zu einer trüben Erscheinung geworden, auf welcher der Verdacht der Parteilichkeit haftet; und obgleich er den Kaiser Julian als den interessantesten Gegenstand der jüngsten Kaisergeschichte, den er mit gränzenloser Bewunderung umfafste, zum Mittelpunkte seiner Schrift ausersehen, so verläfst ihn doch auch der unbefangenste Leser getäuscht und ermüdet durch kleinliche Erzählungen, ohne zur Charakteristik des vielbesprochenen Mannes klare und entscheidende Momente gewonnen zu haben. Von dieser Seite her darf man fast einem so leichtfertigen Autor die Standrede gönnen, wir meinen nicht unseres Mai, der sich von Neuem als rechtgläubig bewähren wollte, indem er sämmtliche Angaben von ungünstigem Aussehen verdächtig macht, sondern den plötzlich (S. 262) einfallenden *Στηλιτευτικὸς κατὰ Εὐναπίου*, worin ihm seine Verblendung im ekklesiastischen Strafton verwiesen wird; vielleicht ein Werk desselben Verfassers, der die Excerpten aus Eunapius mit einem entschuldigenden Vorworte einleitet, warum er sie nach dem Historiker Priscus angebracht habe. Gleichwohl werden jene merklichen Fehler keinen Geschichtforscher abhalten, die Bruchstücke des sophistischen Darstellers als die schätzbaren Berichte eines Zeitgenossen, aus denen auch *Zosimus* (wie sich jezt noch vernehmlicher erkennen läfst) schöpfte, mit gebührender Aufmerksamkeit zu benutzen, zumal da Eunapius nicht weniges völlig Neue darbietet, für Julian und seine Freunde, für mancherlei Barbarenkriege und das Treiben des Byzantinischen Hofes; worüber man geneigt seyn kann, den langwierigen Phrasenkram zu vergessen: wie sich dieser etwa kund gibt in der Zeichnung eines räuberischen Menschen (S. 291), dafs er unter Anderem Rabennatur (*κορακώδης*) in Unersättlichkeit gehabt, und hahnenmäfsig (*ἀλεκτρυώδης*) im Hange zu Lüsten gewesen sei; dafs dieser, *Ἱέραξ* genannt, in der Provinz so gewüthet, dafs die zügellosen Isaurier gegen ihn eine Blume und ein üppig schwellender Frühling waren, bis ihn, den Habicht, ein Anderer mit Adlersinne ergriff. Hierbei glauben wir als eine Probe dieses Ungeschmacks die verzerrte Geschichte von der Wirkung des Schauspiels auf die Abderiten, die Lucian mit der trefflichsten Laune dargestellt hat, erwähnen zu müssen. Noch hat der Herausgeber den älteren Vorrath von zusammenhängenderen Fragmenten

Digitized by Google

des Eunapius aus den Excerpta Legationum, wir wünschten mit bedeutenderen Leistungen, für den Text hinzugefügt, und mit den sicheren oder wahrscheinlichen Citationen bei Suidas bereichert. Die Kritik wird dieses Ganze noch vielfältig zu fördern haben.

Kürzer darf die Anzeige der unmittelbar folgenden Autoren ausfallen. Der erste unter ihnen *Dexippus*, dessen Verdienst aus des Eunapius Zeugnisse (s. auch *St.-Croix* Examen crit. des hist. d'Alexandre p. 60—62) hinlänglich hervorgeht, sollte diesem vorangehen, welches aber durch die Verzögerungen der lückenhaften Auszüge vereitelt wurde. Die Trümmer, aus denen wir eine Anschauung von der zwar rhetorischen, aber fliefsenden und verständigen Darstellung jenes Historikers empfangen, treten in einer kläglich zerrissenen Gestalt entgegen, da sie im Wesentlichen aus den Grundzügen zwei oder drei längerer Reden bestehen, theils von *Hyperides* (vielleicht nach dem Lamischen Kriege, vergl. Ruhnk. hist. crit. or. Gr. p. 69) gesprochen, theils der späteren Zeitgeschichte angehörig; wozu die zusammenhängenderen Exc. Legationum auch hier einen wichtigen Beitrag geliefert haben, an die sich wenige Bruchstücke aus anderen Gewährsmännern anreihen. Von keinem Belang ist das nächste drei Seiten lange Ueberbleibsel aus einem unschmackhaften Roman, den *Babylonica* des *Jamblichus*, deren genauere Kenntnifs wir dem Photius besonders verdanken. Auch der Name des *Menander*, eines der Leibwächter vom Kaiser Mauricius (*Protector*), soll uns nicht lange beschäftigen, zumal da er besser aus den Exc. Legationum als diesen spärlichen Auszügen seines Geschichtwerks (S. 353—364) gekannt wird, welche durch mehrere Stellen bei Suidas einigermafsen erweitert sind. Denn wir entnehmen daher weder einen erheblichen Reichthum an geschichtlichen Bemerkungen, noch eine Befriedigung am Style des Byzantinischen Historikers, der nichts als den Verfall der Grätität bewährt. Uebrigens ist er offenherzig genug, um die Schlechtigkeit seines Vortrags einzugestehen; denn wie er anderwärts von sich erwähnt, dafs er seine Jugend müfsig und in den schlechten Beschäftigungen und Ergötzlichkeiten der Volksmenge schlaff verbracht habe, so äufsert er hier, dafs er einzig dem Nutzen seines Unternehmens vertraue: wie sollte ich, sezt er hinzu, den Grad der Bildung erreicht haben, der zur Geschichtschreibung erforderlich ist, da ich ein sorgloses und ausschweifendes Leben bisher führte? Eben so wenig bedürfen etliche Fragmente von *Appianus* (S. 367, 368) einer mständlichen Entwicklung. Vielmehr wenden wir uns zum ehrwürdigsten Denkmal der Sammlung, zu den beträchtlichen Excerpten aus *Polybius* (S. 369—461). Sie betrafen Alles, was in dessen vierzig Büchern an Sentenzen und denkwürdigen Aeufserungen zu gewinnen war; der Herausgeber hat aber seinem Plane gemäfs die Stellen ausgelassen, welche mit den zusammenhängenden Texten übereinkamen, und diejenigen Bruchstücke, die mit bekannten Theilen aus Suidas und Italienischen Handschriften zusammentrafen, nur da angeführt, wo das Vorhandene vervollständigt oder auf seinen früheren Platz zurückgebracht wird. Gleichwohl erhalten wir auch nach diesen Abzügen noch lange Reihen neuer Erzählungen aus den meisten Büchern, vom sechsten an gerechnet, und diese Vollständigkeit dürfen wir wohl von dem Eindruck ableiten, den die künstlerische Eigenthümlichkeit des Verfassers noch in später Zeit erregte. Denn wer in früheren Studien Ursache gefunden hat, den politischen Scharfblick, die tiefe Kenntnifs des inneren Staatslebens und die besonnene Klarheit seiner Beurtheilungen und Entwicklungen von Ursachen und Folgen an Polybius zu bewundern, dem wird eine gleiche Anerkennung jener überwiegenden Vorzüge auch in diesen Ueberbleibseln sich darbieten, und eben so wenig werden die etwanigen Mängel des Historikers sich geübten Blicken entziehen, theils die Breite und Weitschweifigkeit seiner Analysen, die mitunter das Mafs seiner Darstellung überschreiten, theils die vulgäre ungezügelte Redeform (eine ächte dictio castrensis); welche leztere jedoch nach sorgfältiger Berichtigung der Lesart, wofür hier noch wenig geschehen ist, in manchem Einzelnen zu Ehren kommen mag. Das Wichtigste darin betrifft aber die dem Polybius nächste Zeitgeschichte, vorzüglich die Ereignisse des Macedonischen Reichs unter seinen beiden lezten Königen, woran er zahlreiche Betrachtungen eines hohen pragmatischen Talentes anknüpft, und die Grundsätze seiner Methodik zu wiederholtenmalen in das helleste Licht sezt. So über die Ordnung seines Werkes Lib. 39, 1. 2, über seine Unparteilichkeit gegen die Griechen Lib. 38, und in der Darlegung von Eumenes politischen Künsten Lib. 29, und von der Wandelbarkeit des Gemüthes im Absprung von einem Gegensatze zum andern, die er an einer anziehenden Geschichte Lib. 27 versinnlicht. Aufserdem aber macht einen besonderen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit die sehr ausführliche Kritik, welche Polybius im

Digitized by Google

zwölften Buche der fehlerhaften Manier des *Timaeus* zuerkannt hat, und wodurch die nähere Kenntnifs dieses vielbesprochenen Historikers um ein Merkliches gefördert wird. Einzelnes von jenen Urtheilen, wie die Erwähnung des Streites über den Ursprung der Italischen Locrer, war allerdings schon bekannt, aber die Stellung in einem bedeutsamen Ganzen mangelte, wie auch die Grundsätze der Beurtheilung nicht befriegend hervortraten. Diefs gerade leisten die vorliegenden Excerpte, und wir achten es daher für nützlich, das Wesentliche des Inhaltes im gedrängten Auszuge mitzutheilen. Nachdem Polybius die öfteren Irrthümer des Timäus berührt hatte, schien es ihm zweckmäfsig, die Quelle seiner Paradoxen und Fehler sorgfältig zu verfolgen, zumal da er durch die Kühnheit und Gewandtheit seiner Darstellung in hohem Ansehen stand, und wegen der unerbittlichen Schärfe, womit er seine Vorgänger in der Erzählung von Städtegeschichten und Abstammungen angriff, sich allein den Ruhm eines gründlichen und wahrhaftigen Forschers anzueignen wufste und sogar eifrige Bewunderer und Nachahmer fand. Daher zeigt er, dafs Timäus von den Bedingungen einer pragmatischen Geschichte, welche im vollständigen Besitze der erforderlichen Materialien, in eigener geographischer Anschauung und in der Kenntnifs der Staatsverwaltung beständen, keine in einem genügenden Mafse besafs, sondern sein gesammtes Wissen aus Büchern schöpfte, da er nach seiner offenen Aeufserung funfzig ganze Jahre zu Athen verlebte und des Kriegswesens völlig unkundig war: daher ihm auch die ächte historische Begeisterung und gediegene Tiefe abgehe, wie es Allen denen, welche von der Bücherwelt so leichtfertig sich unterfingen an die Schilderung der öffentlichen Ereignisse zu gehen, begegnen müsse. Von dieser Seite habe wenigstens *Ephorus* (Fr. 16) den Vorzug, dafs er nicht unvertraut mit dem Seekriege gewesen, wenn gleich ihm und dem *Theopompus* eine genauere Ansicht von der Kriegführung zu Lande fehlte. Den Einfluss nun, den die Entfernung vom Staatsleben auf Timäus Geschichtschreibung gehabt, könne man nirgend bestimmter wahrnehmen als an den mannigfaltigen Reden, welche, weit entfernt einen politischen Blick in die Ursachen eines Erfolges und in die Gesinnungen der Handelnden zu gewähren, nichts als weitschweifige und verkünstelte Declamationen enthielten, wobei keine Rücksicht auf die Würde der Geschichte und die Wahrscheinlichkeit von ihm genommen würde. Proben gibt er sodann an den angeblichen Vorträgen des Hermokrates, Timoleon und Gelon. Fr. 22—25. Eben diese Unwissenheit und Abneigung gegen den praktischen Geist der Historiographie beweise Timäus theils da, wo er die Schaurede mit der geschichtlichen Rede vergleiche (wobei er von Neuem auf das Lob des Ephorus zurückkommt, Fr. 30), theils in seinen boshaften und unwahren Gründen, um den Glauben und das Talent seiner Vorgänger herabzusetzen, wie in den Streitigkeiten über die Lokrische Kolonie und vielem Anderen. Das Ganze jener Auseinandersetzung empfiehlt sich durch die überzeugende Klarheit und Unbefangenheit des Tones, der eine glückliche Mitte zwischen dem Empirismus des Geschäftlebens und der Einseitigkeit gelehrter Geschichtdarstellung hält.

Auf Polybius folgt *Dionysius* von Halikarnafs in den Excerpten seiner Römischen Archäologie vom zwölften bis zum zwanzigsten Buche, welche der Herausgeber schon in der Mailänder Fragmentsammlung zur öffentlichen Kenntnifs gebracht hatte, vereinigt mit den älteren Eclogae von Ursinus und Valesius, hier aber vermehrt mit einigen historischen Anmerkungen. Der einzige Gewinn nämlich, den Mai von der Vaticanischen Handschrift (aufser einer ähnlichen Florentinischen) gezogen hat, besteht in der deutlichen Einsicht, dafs wir in jenen Auszügen die wirklichen Reste des gröfseren Werkes besitzen, und zwar zum Titel *de sententiis* gehörig, wefshalb er sie in diese seine Sammlung aufnahm. Wenn dieser Grund eine triftige Entschuldigung gibt, so mufs er uns mit noch gröfserer Nothwendigkeit berechtigen, auf diese kalten und unbelehrenden Declamationen des Griechischen Rhetors nicht weiter einzugehen. Wir erwähnen daher nur die Schrift des *Joh. Canabutius* über den Dionys, woraus der gelehrte Herausgeber, der seine Rechtgläubigkeit zu bewundern Ursache fand, in der Vorrede S. 18 fgg. Mehreres mittheilt.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 27. u. 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio, Bibliothecae Vaticanae Praefecto. Tomus II. Historicorum Graecorum partes novas complectens.

(Beschluſs.)

Von hier steigen wir zur späten Byzantinischen Literatur herab. Aus einem Codex des zehnten Jahrhunderts, der mancherlei von Aristoteles und aufser Anderem einen Commentar zu Hermogenes Rhetorik (worin eine Rede des Lysias κατὰ Καλλιφῶντος angeführt seyn soll) enthält, hat Mai die lückenhaften Trümmer eines Werkes hervorgezogen, mit der Ueberschrift: περὶ πολιτικῆς ἐπιστήμης, wovon jezt zwei Bücher eines Dialogs zwischen den unbekannten Personen *Thomasius* und *Menadorus* vorhanden sind, welche im vierten die beste Kriegsverfassung, im fünften die Pflichten des Königthums verhandeln, und zwar mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und Cicero. Im Inhalt findet sich Weniges von Interesse, bis auf Einzelheiten im Kriegswesen, wie die Forderung, eine militärische Uniform einzuführen; die Sprache aber ist fliefsend und nicht ohne Eleganz. Unser Herausgeber nun vermuthet, dafs der Verfasser *Petrus Magister* sei, berühmt aus Justinians Zeit durch seine Beredsamkeit (die auch der oben erwähnte Menander p. 356 mit anderen Autoren erhebt) und politische Gewandtheit, worüber die S. 578 fgg. gesammelten Zeugnisse hinlänglichen Aufschlufs geben. Diesem Petrus also legt Suidas eine Untersuchung περὶ πολιτικῆς καταστάσεως bei, und da Photius cod. 37 einen Dialog zwischen Menas und Thomas über die geeignetste Staatsform las, die als Herrschaft der Gerechtigkeit (εἶδος δικαιαρχικόν, von M. S. 571 auf Dicaearchus bezogen) angegeben war, so folgert der Herausgeber, dafs die obige Schrift unzweifelhaft von Petrus herrühre. Wir hegen einiges Bedenken gegen diese Muthmafsung; kaum scheint es glaublich, dafs Photius einen so ausgezeichneten Namen verschwiegen haben sollte, und wenn jene beiden Namen erweislich auf die des Menodorus und Thomasius zurückgehen, so bemerken wir doch nur diese lezten in den gegenwärtigen Fragmenten; auch stimmt die Einfachheit der Rede nicht vollkommen mit des Petrus Diction überein. Uebrigens geht ein fleifsiges Verzeichnifs der alten politischen Schriftsteller voran (S. 584 fgg.), das aber einer sorgfältigen Sichtung bedarf. Hierauf folgt die schwülstige ungelenke Rede des *Nicephorus Blemmydes* über die Eigenschaften des Königs, ganz im Geschmacke des dreizehnten Jahrhunderts, welche wegen ihrer gedunsenen Redeweise frühzeitig von *Georgius Galesiota* metaphrasirt wurde, woran sich in geringen Umänderungen die ursprüngliche Declamation derselben Gedankenreihe, βασιλικὸς ἀνδριάς genannt, anschliefst, zu Ende verstümmelt; nur die gelenkere Metaphrase begleitet eine Lateinische Uebersetzung. Wir gestehen, aus diesem Schwall von Phrasen nichts gelernt zu haben; denn nicht einmal der fromme Wahn (S. 623), dafs der Kaiser Trajan durch die Bitten des wunderthätigen Gregorius aus der Hölle erlöst sei, hat den Reiz der Neuheit; und wir gönnen auch hier dem Herausgeber seine gläubige Begeisterung (S. 610): „ecce enim in uno Christiani Nicephori libello plus fortasse utilitatis est, quam in multis veterum ethnicorum.“ Sodann erhalten wir kleinere Bruchstücke; erstlich *eine Untersuchung dessen, was Aristoteles im zweiten Buche der Politik gegen Plato's Staat erinnert*, angehängt dem Commentar des Proclus zum zehnten Buche dieses Werkes; das Fragment (S. 672 — 675) wünscht jedoch Mai dem Platoniker *Eubulus* zuzueignen. Zunächst astrologische Fragmente eines gewissen *Julianus* von Laodicea aus der Zeit des Kaisers M. Aurelius (S. 675—678); eine Paränese des Kaisers *Basilius* an seinen Sohn Leo (S. 679 bis 681); Einiges vom Erzbischof *Germanus* als Supplement zum ersten Theile der Vaticanischen Sammlung (S. 682 fg.); endlich das interessantere Schriftchen des *Theodorus Metochita*, dafs alle in Aegypten Gebildeten eine rau-

Digitized by Google

here Schreibart befolgen; wogegen dieser Verf. darthun will, dafs von Phönicien und Syrien eine höhere Anmuth der Rede ausgegangen sei. Für uns ist indessen dieses Fragment nicht weiter neu, seitdem es in des Theodorus Miscellanea (ed. Müller, Lips. 1821 p. 124 sqq.) aufgenommen worden. Es bleibt uns also nichts weiter zur Erwähnung übrig, als die Probe eines *Panegyricus*, dem Kaiser Michael IX. Palaeologus, wie es scheint, gewidmet, womit der Herausgeber seine Vorrede (S. 34, 35) beschliefst.

Bernhardy.

XIII.

I. *Die katholische Kirche besonders in Schlesien in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Zweite vermehrte Auflage. Mit herzogl. Sächs. Censur.* Altenburg, 1827. Im Verlag der Hofbuchdruckerei. Vorr. XXXII und 424 S. 8.

II. *Ideen über den Catholicismus überhaupt, und über die katholische Kirche Schlesiens insbesondere, von J. J. Dittrich, Justitiarius u. Mitglied der Schles. Gesellschaft für vaterl. Cultur. Zur Widerlegung der Schrift: Die kathol. Kirche Schlesiens etc.* Leipzig, 1828. Bei C. H. F. Hartmann. Vorr. VIII und 330 S. 8.

III. *Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürstbischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit; begleitet mit einer Vorerinnerung und mit Bemerkungen. Nebst einer Zugabe etc.* Hannover, 1827. 152 S. 8.

(Bei Anführung dieser Schriften werden wir, der Kürze halber, sie durch die ihnen gegebene Römische Nummer bezeichnen.)

I. Wenn das Waizenkorn aufgrünen und Frucht tragen soll, so mufs es zuvörderst in der finstern Erdfurche seine starre, beschränkte Form auflösen, und wenn ein neuer Frühling mit seinen Schönheiten und Seligkeiten sich über die Erde breiten soll, so müssen die alten Blätter und Früchte erst abfallen und dann durch Sturm und Regen sich zur formlosen Dammerde vermodern lassen. Wie in der Natur, so in der Geschichte; jedoch mit dem einen unermefslichen Unterschied, dafs in jener nur dasselbe sich stets wiederholt, während in dieser nichts untergeht, als um irgendwie verklärt wieder aufzuerstehen. So verklärte die alte Welt sich in die neue, christliche; der Natur- und Gewohnheits- in den Rechts- und Gesetzesstaat, und die Furcht- und Gesetz- in die Lieb- und Freiheitskirche. In zwei grofse Weltjahre gehen in dieser Beziehung die fünf Jahrtausende der Menschengeschichte zusammen, und wir müssen hier derselben gedenken, weil das Einzelne nur dadurch in Wahrheit begriffen und beurtheilt werden kann, dafs es vom höchsten Standpunkte aus angesehen, und somit in seiner wesentlichsten, durchgreifendsten Beziehung und Bedeutung erkannt und ergriffen wird. Das erste Weltjahr lief zu Ende mit Christi Geburt, nachdem die alternden Völker schon ein halb Jahrtausend früher in den Herbst eingetreten, und zur Reflexion in sich gekommen waren. *Buddha* und Andere in Indien, *Lao-tseu* und *Cong-fu-tseu* in China, *Zerduscht* in Persien, die *Propheten* in Israel, *Poeten*, *Gesetzgeber* und *Weisen* in Griechenland, *Pythagoras* in Unteritalien hatten die altgewordenen Religionen, und durch sie ihre Völker zu *reformiren* gesucht. Dennoch neigte die alte Welt sich *unaufhaltsam* zum Untergang, zur winterlichen allgemeinen Auflösung. Die *Reformatoren* selbst hatten diese Auflösung, wenn auch vielleicht zeitlich aufgehalten, dennoch gewifs materiell begünstigt. Die späteren Versuche eines *Trismegists*, eines *Philo*, der *Stoiker* und *Neuplatoniker*, die alten Religionen durch sinnreiche Deutungen zu vergeistigen — sie waren denn nur mehr der Schwanengesang des verscheidenden Juden- und Heidenthums, farb- und leblose Eisblumen nach der zweiten schwachen Herbstblüthe. Immer weiter greifender Handel und Luxus, Griechische Sprache und Bildung, Kambyses, Cyrus, Alexander und Rom, die Verselbstständigung der Wissenschaft neben der Priesterschaft, endlich die Völkerstürme von Norden nach Süden — sie zertrümmerten oder dissolvirten alle Verhältnisse, allen Bestand, alles Herkommen, alle Autorität. Sehr Vieles wurde in der Folgezeit wieder aufgenommen; aber zunächst war doch Alles zu Grunde gegangen, als das Christenthum in die Geschichte eintrat. China, Thibet und Indien blieben aufserhalb der Geschichte liegen, halb träumend, halb verwesend, weil der Weltsturm sie nur erschüttert, nicht zerknirscht, nicht zur Wiedergeburt vollbereitet hatte.

Digitized by Google

Die neue christliche Zeit begann nur für Europa, wo die reifen Früchte, die Ueberlieferungen der alten Welt, in einem jungfräulichen oder doch völlig umgearbeiteten Völkerboden zu einer neuen Welt auftreiben konnten. Aber die neue Religion erwuchs aus dem *Judenthum;* sie erschien als *offenbart*, als fortgepflanzt, genährt und sich ausbildend kraft einer *übermenschlichen geistigen* Einwirkung; sie wurde allmälig zu einer *eisernen* Ueberlieferung, diese Ueberlieferung zum *Majorat* des Standes, welcher als auserwählter Träger oder doch Leiter jenes höheren Geistes sich geltend machte; das ewige Heil endlich wurde zum *Gnadengeschenk* für diejenigen nur, welche *unbedingt* unterwürfige Unterthanen jener auserwählten Hierarchen wurden und blieben. Als *allein* das *ewige* Seelenheil verleihend, mufste dann auch der Clerus zur Oberherrschaft über alle *zeitlichen* Herrschaften gelangen, und er mufste diese Suprematie so lange behalten, als die Unterthanen an seine heilverleihende Kraft glaubten. Der Kleriker hingegen, Mensch so gut als der Laie, benuzte und genofs die Vortheile seiner Stellung, und mufste alle Mittel aufbieten, diese genufsreiche Autorität möglichst weit auszudehnen, die ausgedehnte sich auf immerhin zu sichern. „Aufserhalb der Kirche „kein Heil," — „innerhalb derselben nur Heil vermittelst „des Clerus," — „der Clerus Kraft und Bestand gewinnend „und behaltend nur als monarchische Hierarchie," — „die „Hierarchie sich allein auf das göttliche Ansehen der „Tradition, dieses allein auf den Glauben an die höhere „Autorität jener sich gründend," — „dieser Glaube bedingt „durch Abhaltung aller eigenmächtigen Prüfung und Un„tersuchung," — „diese Abhaltung bedingt durch eine Röm. „kath. Armee von (v)erziehenden Jesuiten, und von „ketzerverfolgenden Dominicanern," — „die Wirksamkeit „derselben endlich bedingt durch völlige Unterwürfigkeit „des weltlichen Armes unter das Oberhaupt der Kirche" — diefs sind die Elemente, aus welchen mit unabweislicher Nothwendigkeit die neue Religion zum *Römischen* (sogenannten ultramontanen) *Catholicismus* ausgebildet durch Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. vollständig explicirt und verwirklicht, und in Gregor VII und Pius V. sogar heilig gesprochen wurde. Durch diese nothgedrungene einseitige Entwickelung war aber die Hierarchie in *Weltlichkeit, Liebloseigkeit* und *Geistestyrannei* und eben damit in immer härteren Widerspruch gegen die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts und des Christenthums wie gegen die Urrechte der Menschheit selbst verfallen. Wirklich traten auch nach und nach, mit steigendem Erfolg, diese Mächte ihr widersprechend gegenüber. *Recht* und *Moral* erhoben sich zuerst als Fürst, als Gerichte und als Prediger gegen die Anmafsung, Verdummung und Ausschweifungen des Clerus; *menschliches Gefühl* und die *Botschaft der Liebe* traten der Lieblosigkeit und Willkür, wissenschaftliche Ueberlieferung und selbstgewisse vorurtheilslose *Forschung* dem Bekenntnifszwang entgegen. Auf dreierlei Weise wurde dagegen versucht, das alte System aufrecht zu halten. Zunächst durch blofses *Nebeneinanderstellen* der weltlichen und der geistlichen, und, in dieser, der Concil-, Episkopal- und der Papstmacht (pragmatische Sanction, Kostnitz und Episkopalsystem); dann durch *Ausscheidung* des Schrift- und des Traditionswidrigen (die Reformatoren und Trient); zulezt durch, willkürlich theils poetisirende, theils kritisirende, *Verdeutung* oder Modernisirung Alles dessen, was weder ausgeschieden noch verdaut werden konnte. Auf ähnliche Weisen war gleichzeitig das *staatliche* wie das kirchliche System ausgebildet, verdorben, angegriffen, vertheidigt, erschüttert, apologisirt und dennoch zulezt umgestürzt worden. Universitäten, Welthandel, Buchdruck, allerschütternde Kriege, der Gelehrtenstand zwischen Laien und Clerus, der gebildete reiche Tiersétat zwischen Villain und Aristokratie, die Urschriften des neuen Testamentes und der classischen Literatur, Moral, Naturrecht und Naturforschung, zulezt noch das Scheidewasser Französischen leichtfertigen Witzes — diefs waren die Mächte, welche mit stets sich verdoppelnder Kraft *alle*, überdiefs sich selbst zu Grunde richtenden *Autoritäten*, und eben damit alle auf ihnen beruhenden Gestaltungen des zweiten grofsen Weltjahres unausbleiblich ihrem Untergang theils schon zugeführt haben, theils jezt noch mit beschleunigter Geschwindigkeit zuzuführen im Begriffe stehen.

Erst wenn man zur Einsicht gekommen, dafs diese ungeheure Katastrophe wirklich und unvermeidlich eingetreten, wird man die einzelnen Ereignisse, Revolutionen und Restaurationen, die jezt so gedrängt auf einander folgen, wahrhaft zu würdigen vermögen. Wie nämlich die vorurtheilsfreie, philosophische Betrachtung der Geschichte uns von der Wirklichkeit und Nothwendigkeit jenes allgemeinen Resultates überzeugt, so wird dann wieder dieses Ergebnifs für uns ein Schlüssel zum Verständnifs der disparatesten Erscheinungen in der Gegenwart. Hatte aber die erste weltgeschichtliche Katastrophe

Digitized by Google

nicht blofs den Zusammensturz des Heiden- und des Judenthums, sondern auch die Erbauung einer *allgemeinwerden-sollenden* christlichen Kirche zur Folge, so können wir auch jezt schon nicht blofs ein negatives, sondern auch ein positives Moment in der zweiten grofsen Katastrophe wahrnehmen. Das *negative* Moment besteht im Allgemeinen in der Entkräftung jeder *Autorität*, als solcher; näher dann im Religiösen in der Ueberzeugung: 1) dafs das ächte, unveränderliche, untrennbare System der *Römisch*-katholischen Kirche (wie es noch zulezt im Tridentinum festgestellt worden) in unlösbarem Widerspruch steht mit dem neuen Testament, der ältesten Tradition und den eingebornen, unverjährbaren Rechten und Bedürfnissen des Menschen; 2) dafs der auf den *Symbolen* der *Reformationszeit* beruhende Autoritätsglaube wegen Verwerfung einer unfehlbaren Deutungsbehörde unhaltbar, und durch willkürliche Abmarkung der Rechte der Vernunft mit sich selbst im Widerspruch ist; 3) dafs der *protestantische* Rationalism, d. h. derjenige, welcher der heil. Schrift ein normatives Ansehen zuerkennt, in gleichem Mafse dem wirklichen, geschichtlichen Sinne der heil. Schriften Gewalt anthut, um gerade nur dasjenige, was *er* vernünftig nennt, darin zu finden, wie andererseits jener protest. Supranaturalism die allgemeine Menschenvernunft herabsezt, um seinen besonderen Glauben zu behaupten. Das *Positive* in jener Auflösung alles Bestehenden kann dagegen, überhaupt genommen, als Herausstellung, Vergewisserung und Verbreitung des schlechthin *Allgemeinen*, nämlich des *Vernünftigen* oder Humanen im reichsten Sinne des Wortes, bezeichnet werden. Was *an und für sich*, d. h. abgesehen von seinem Ursprung, als *wahr*, *recht*, *gut* und *schön* sich erweist, darauf ist, mit oder ohne Bewufstseyn, das allgemeine Trachten gerichtet, und es fängt damit erst der Augustinische Wunsch an in Erfüllung zu gehen: „Im „Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, im „Allem Liebe;“ jedoch mit der Erweiterung, dafs unter dem *Nothwendigen* nur mehr dasjenige begriffen wird, was das einträchtige Zusammenseyn und die fortschreitende Entwickelung *aller* Menschen *unbezweifelbar* bedingt. Hiermit ist der Dünkel auf absolute Bevorziehung und Erwählung durch Geburt, Inspiration oder Einweihung abgethan, und die liebthätige Verbrüderung mit allen Lebenden, die unbefangene Würdigung der ganzen Vergangenheit, wie die völlig unbeschränkte Zuversicht für alle Zukunft eingeleitet.

Freilich — nur erst eingeleitet! denn Unwissenheit, Leichtfertigkeit, Eigensinn und Eigensucht hemmen noch überall die erwünschte Ausbreitung des wahren Lichtes, welches nun auch die ganze alte, wie die neue Welt zu höherem Leben zu regeneriren strebt, und, um der Universalität seines Princips, nämlich der vernünftigen Liebe willen, auch wirklich zu regeneriren hoffen darf. Jene Hemmungen müssen ihm aber besonders da begegnen, wo ganze Stände bei Aufrechthaltung des alten Wesens betheiligt, und durch äufsere Umstände oder gar durch allgemeine Anordnungen von gründlicher Aufklärung entfernt gehalten, wo also die *Liebe* durch Eigennutz, die *Vernunft*ausbildung durch diesen oder durch Vorurtheil paralysirt werden. Dieſs findet besonders in der katholischen Kirche statt, in welcher die Wortführer sich in drei Parteien theilen, die nicht blofs einander, sondern auch jede auf eigene Weise dem höheren Streben der neuesten Zeit theilweise entgegen arbeiten. Die erste Partei ist die der *streng Römisch-katholischen* oder sogenannten Ultramontanen, welche das System ihrer Kirche in seiner ganzen Schärfe und Consequenz aufgefafst haben, und Alles, was demselben widerspricht, entweder unter den Glauben — oder den Eigennutz — gefangen nehmen. Wie sie dem Princip der neuesten Zeit am feindseligsten entgegen stehen, so sind sie eben durch den grellen Gegensatz seiner Ausgeburt am förderlichsten. Die zweite der *phantastisch* Römisch-katholischen will das kirchliche System, das sie nur unvollkommen kennt, *grofsartig* aufgefafst sehen, läfst sich auf ihren vermeintlich welthistorischen Flügeln sanft über alle inneren und äufseren Widersprüche hinübertragen, und ist der Ausbreitung der Wahrheit und des Reiches wahrhaften Friedens darum hinderlich, weil sie durch den Anschein von Milde, Erhabenheit und Tiefblick ihre Ungeschicklichkeit und Inconsequenz den Blicken der Menge entzieht. — Die dritte Partei ist die der *republicanischen Aufklärungs-Katholiken*, welche, bewufstlos oder heuchlerisch, sich in lauter Widersprüchen herumtreiben, die äufserliche Autorität thätlich verachten, ohne dessen Wort haben zu wollen und ohne der innerlichen ihr volles Recht zuzuerkennen, die Römisch-katholische Kirche bald in lauter Episkopal-, bald in Parochial-, bald (möchte man sagen) in *Individual*-Kirchen auflösen möchten, übrigens eben so sehr *Pessimisten* in der Geschichtsbetrachtung und prosaische Empiristen in Würdigung der Religionsangelegenheiten sind, wie jene zweite Partei durch formellen *Optimism* und

Digitized by Google

phantastische Idealisirung sündigt. Jene dritte Partei ist aber zweifelsohne die schädlichste und verwirrendste; einestheils weil sie das angewöhnte System zwar aushöhlt, aber doch so viel Schale stehen läfst, dafs die geistig beschränkte Menge noch sorglos im alten Wohnhaus glaubt fortschlummern zu können, während die Fäulnifs schon die lezten Stützen durchfrifst; anderntheils, weil sie durch ihr durchgängig *negatives* Verfahren es allen Kleingeistern und Engherzern leicht macht, sich der inneren Demuth und der äufserlichen Untergebung zu entschlagen.

Es versteht sich übrigens von selbst, dafs diese Parteien, wie alle anderen, durch allmälige Uebergänge in einander überfliefsen, und nur selten bei einem Schriftsteller zur reinen Darstellung ihrer Eigenthümlichkeit gelangen. Immer schwieriger aber wird, bei der allgemein zunehmenden Aufhellung der Geschichte und der geistigen Natur des Menschen, zu erkennen, ob die Anhänger jener Parteien denselben aus Geistesbeschränktheit oder aus zeitlichen Rücksichten ankleben; daher auch hier, wo nur die Ansichten und objectiven Absichten, nicht aber die Gesinnungen und subjectiven Beweggründe der Schriftsteller dargelegt und beurtheilt werden sollen, um so füglicher von jenem Momente abgesehen wird.

Die drei Schriften nun, deren Beurtheilung wir uns unterzogen haben, gehören, ihrem Hauptcharakter nach, den drei oben erwähnten Parteien an, und wir glauben unbedenklich die erste der *aufklärungssüchtigen*, die zweite der *phantastischen*, das Umlaufschreiben *) aber der *monarchisch-hierarchischen* Partei zuerkennen zu dürfen. Es wird derselben jedoch in diesen Jahrbüchern nicht gedacht, als hätten sie an und für sich genommen irgend eine wissenschaftliche Bedeutung, sondern theils, weil sie durch das Aufsehen und die literarische Bewegung, die sie veranlafst haben, als ein interessantes Ereignifs Beachtung verdienen, theils weil sie sowohl, als die zahlreichen Urtheile, die über sie gefällt worden, in mehreren wichtigen Punkten Berichtigung zu erheischen scheinen.

In beiden Hinsichten ist es nothwendig, ihrer geschichtlichen Voraussetzungen hier in der Kürze zu gedenken.

*

II. Durch Zweierlei hat nach und nach eine *Römisch-katholische* Kirche sich von allen übrigen christlichen ausgeschieden, durch *Unveränderlichkeit* und *Einheit* oder richtiger: *Gleichförmigkeit*; — jenes durch Feststellung einer *kirchlich-traditionellen*, dieses durch Bildung und Behauptung *monarchisch-hierarchischer Autorität*. „*Halte fest an der unveränderlichen* zu Rom aufbewahrten Ueberlieferung," oder: „*gehorche unbedingt dem alleinigenden Stellvertreter Christi zu Rom*," — diefs sind dann nur verschiedene Ausdrucksweisen für jenes gedoppelte Princip der ächten Katholicität. Auf gedoppelte Weise kann daher auch die Röm.-kath. Kirche erschüttert werden; einmal durch particuläre Veränderung des Ueberlieferten, das andere Mal durch Beschränkung der päpstlichen Souverainetät; also durch Abweichung in jenem Fall von der historischen, in diesem von der hierarchischen Einheit. Auf beide Weisen wurde sie durch die Reformation erschüttert, welche bekanntermafsen auch in Schlesien grofse Theilnahme gefunden. Aber auch in dem katholisch gebliebenen Theile Schlesiens, wie überall in Deutschland, zeigte sich, seit der Reformation, mit gröfseren oder kleineren Unterbrechungen, jene gedoppelte reformatorische Tendenz. So wurde namentlich im J. 1580 der versammelte Clerus vom Bischofe *gefragt*, ob er das Tridentinum, das doch bereits alle kirchenrechtlichen Erfordernisse eines ökumenischen Conciliums hatte, annehmen wolle, und wirklich wurde dieses schlechthin allgemeingeltensollende Concil nur *mit Beschränkungen* von demselben angenommen. So auch wurde schon 1592 in einer Diöcesansynode zu Breslau auf Verwaltung des Sacramentes der Taufe in *Deutscher* Sprache und auf *Einführung* eines *Deutschen* Gesangbuches angetragen. Es mufs hier übergangen werden, was in den folgenden zwei Jahrhunderten, und besonders unter *Friedrich dem Grofsen*, in dieser Beziehung sich Bemerkenswerthes begeben, um gleich erwähnen zu können, welche grofse Thätigkeit sich seit Anfang des laufenden Jahrhunderts kund gethan hat. Nur diefs können wir nicht umhin, hier anzuführen, dafs schon ein Patent des Bischofs und Card. v. *Sinzendorf* (vom 28. Aug. 1742) „den Gebrauch d[er] „mens *Ketzer* verbietet, und ermahnt, die Un[ter]scheidungslehren mit Bescheidenheit, *Vernunftmäfsigkeit* und „nach dem *Hauptgebot* der *christlichen Liebe* vorzutragen." — Von 1805 an wurde, unter Direction der Dombehörde, ein Diöcesanblatt für den Schlesischen Clerus herausgegeben, worin auf Verbesserung des eingeführten Felbigerischen Catechismus angetragen, viele neue Deutsche Formulare in Vorschlag gebracht, höchst frei-

*) Die Vorerinnerung und Bemerkungen dazu gehören der zuerst genannten Partei an.

Digitized by Google

müthige Beschlüsse der, seit 1809 vom vorigen Fürstbischof wieder eingeführten, Archipresbyteriats-Convente mitgetheilt, und die Nothwendigkeit der Abstellung mancher Mifsbräuche sogar vom fürstbischöfl. General-Vicariatamte *) offen anerkannt wurde.

Reichliche Anerkennung fanden die dahin einschlagenden Arbeiten eines *Mücke, Caspar, Prillmayr, Pech, Amler, Münzer, Steiner, Schöpe, Klenner, Scheuner, Christ, Migitz, Seidel u. A. m.* So war Vieles angeregt und vorbereitet, als im September 1825 zwei *Hirtenbriefe* des jetzigen Fürstbischofs erschienen, welche den anonymen Verf. von Nro. I veranlafsten, alle ihm zur Kenntnifs gekommenen Gebrechen der katholischen Kirche, besonders in Schlesien, zur öffentlichen Kunde zu bringen, und hierdurch zu ihrer Abhülfe, wie er meinte, „sein Scherflein beizutragen." Zeigen wollte er: „wie es „dort mit der *Bildung junger Seelsorger*, mit dem religiös-sittlich-wissenschaftlichen *Leben des Cleras*, mit „dem moralisch-religiösen *Unterrichte des Volkes* und „den *Gottesverehrungen* beschaffen sei." (I, 18). Den Allwissenden rief er dabei zum Zeugen an, „dafs nur allein der Wunsch, der Religion Jesu den Glanz, die Verehrung und die Wirksamkeit zu verschaffen, die sie verdiene, die einzige Triebfeder seiner Handlung sei"; — „sei er hie und da zu schonungslos verfahren, habe er „hie und da einen Satz zu hart ausgedrückt, so sei dieſs „nur seinem feurigen Eifer zuzuschreiben, für Religion „und Völkerwohl zu nutzen und seine Glaubensgenossen „mit Gewalt dem tiefen Schlummer zu entreifsen, in den „sie *aufs Neue* eingewiegt würden." (I, 19.)

Das erste Heft der seit 1827 erscheinenden Schrift „*von der katholischen Kirche*" (herausg. v. Pfr. v. Dittersdorf in Goldberg) berichtet, man habe sich um dieses Buch (I) wie um ein Pasquill gerissen, und dafs binnen Jahresfrist schon eine zweite Auflage desselben nöthig geworden, zeigt allerdings, dafs es viele wirkliche Interessen freundlich oder feindlich berührt haben mufs. Sehr bald erschienen für und gegen dasselbe Beurtheilungen sowohl in katholischen und nichtkatholischen Zeitschriften, als in einzelnen Broschüren, von denen mehrere, wie u. a. „*zur Beurtheilung der Schrift: die kath. „Kirche Schles., von einem evang. Geistlichen*, 1826", — ebenfalls schon im folgenden Jahre zum zweiten Mal aufgelegt werden mufsten. Am meisten Aufsehen erregte jedoch die *Vorstellung*, welche *am* 29. *Nov.* 1826 dem Fürstbischof im Namen von eilf Diöcesangeistlichen überreicht wurde. Sie baten darin 1stens um Einführung eines „allgemeinen Diöcesan-*Gesangbuches*, 2tens um gänz„liche Abschaffung der *Latein. Sprache* bei den gottes„dienstlichen Verrichtungen, 3tens um vollständige Um„arbeitung des *Missals* und 4tens um völlige Umwandlung „des *Rituals*." (III, 14). Zugleich gestanden sie jedoch, „dafs sie bereits mehrere Abaenderungen in aufserwesent„lichen (?) Handlungen, nach den Bedürfnissen ihrer Ge„meinden, vorgenommen, und sich vorzüglich der Deut„schen Sprache im Gottesdienste bedient haben," *) wie denn (nach III, 36) „noch viele andere (Schlesische) „Geistliche für das Wohl ihrer Gemeinden durch Ver„besserung der Liturgien zu sorgen gesucht" haben sollen. Eben jene Vorstellung erschien dann schon im folgenden Monat unter dem unten angeführten Titel im Druck, auf eine Weise jedoch, welche vermuthen läfst, dafs ihre Bekanntmachung nicht unmittelbar von den Bittstellern ausgegangen ist. — Anders urtheilte hierüber die geistliche Oberbehörde. Am 18. Jan. 1827 erging von Hrn. Eman. v. Schimonsky, „*von Gottes und des apostolischen Stuhles „Gnaden* Fürstbischof von Breslau" eine Currende an die Diöcesan-Geistlichkeit des Bisthums, worin 1stens die Schrift Nro. I als „*berüchtigt*" qualificirt und so kurzweg verworfen, 2tens die oben angeführte Vorstellung der eilf Geistlichen als durch den Geist jener Schrift bewirkt, die Gesinnungen der Bittsteller als „*geheuchelt*", die Bekanntmachung der Vorstellung als von diesen unmittelbar ausgehend, und defshalb als pflichtwidrig bezeichnet, 3tens die Versicherung gegeben wird, dafs „die *Vervoll„kommnung* der Agende ein Gegenstand der *bischöflichen* „Aufmerksamkeit bleiben werde, die Einführung der Deut„schen Sprache aber bei *allen* gottesdienstlichen Handlun„gen, so wie die Herausgabe eines neuen Missale *nicht „in „der bischöflichen Macht* stehe"; endlich 4tens jene Bittsteller, wegen ihres Bestrebens „den Frieden der Kirche zu „stören," ernstlich zurecht und in die Gränzen ihres Wirkungskreises zurück gewiesen und dabei erinnert werden, dafs die bischöfliche Behörde „dergleichen *Umtriebe*, so „wie die eigenmächtigen Abänderungen etc. durchaus nicht „gestatten, und Widerspenstige — nöthigenfalls mit Stren„ge durch kirchliche Strafen zur Ordnung anhalten wer„de." (III, 13 — 19.)

*) Unter Anderem wiederholte ein Umlaufschreiben dieser Behörde vom 9. Nov. 1815 die am 1. Jan. 1812 erlassene Aufforderung zur Abfassung einer neuen Diöcesanagende, mit dem Bemerken, dafs das Bedürfnifs derselben immer lebhafter von so Vielen gefühlt würde.

*) *Erster Sieg des Lichts über die Finsternifs in der kath. K. Schles. Hannov.* 1826. *S.* 19.

Digitized by Google

Der Glossator dieser Currende in Nro. III hofft dann (S. 151, 159), dafs das Gerücht, als habe das Ministerium der geistl., Unterrichts- und mediz. Angelegenheiten in Berlin jene Currende *belobt* und die darin zurechtgewiesenen Geistlichen „als Demagogen unter die Obhut des „Oberpräsidiums der Provinz Schlesien gestellt," ungegründet sei. Indessen vermehrten sich noch immer die Schriften *für, gegen* oder *über* die zur Sprache gebrachten Angelegenheiten. Eine zweite Auflage der Schrift Nro. I wurde nothwendig; der kath. Pfarrer *v. Dittersdorf* in Goldberg fand sich veranlafst, eine eigene Zeitschrift unter dem Titel: „*Lichter* zur Darstellung der „kath. Kirche Schlesiens," ein *evang.* Pfarrer, Hr. Härtel zu Karoschky dagegen, „fliegende Blätter *zum Heil* „der *christkatholischen Kirche Schlesiens*" herauszugeben. Auch Laien beider Confessionen hielten sich für berufen, in die Reihen der Kämpfer sich zu mischen; doch möchten von ihren Streitschriften hier nur die, Anfangs dieses Jahres herausgegebenen, „*Ideen über den Catholicismus etc.*" (Nro. II) „zur Widerlegung der Schrift" (Nro. I) besondere Erwähnung und Beachtung verdienen.

*

III. Aus dieser möglichst gedrängten Uebersicht der geschichtlichen Voraussetzungen und der literarischen Wirksamkeit der hier zu beurtheilenden Schriften ergibt sich wohl zur Genüge, dafs sie zugleich als geschichtliches Erzeugnifs und als literarisches Ereignifs anzusehen sind, und nur um dieser beiden Beziehungen willen kann von denselben hier die Rede seyn, da sie aufserdem weder durch materielle Gründlichkeit und Consequenz, noch durch Kraft oder Schönheit der Darstellung, sondern eher durch das Gegentheil von Allem diesem sich auszeichnen. Vergleicht man vollends diese Streitschriften katholischer Schriftsteller — und nur von diesen werden wir hier sprechen — mit den gleichzeitigen Schriften evangelischer Kämpfer für oder gegen Rationalismus und Supernaturalismus, so ergibt sich ein auffallender Unterschied, welcher im Allgemeinen durch *Bildung* und *Halbbildung* bezeichnet werden kann, und aus dem verschiedenen Glaubensmotiv beider Parteien mit Nothwendigkeit hervorgeht. Der Katholik *mufs* glauben, *was* seine Obrigkeit ihm zu glauben vorsezt, *weil* er die *Pflicht* hat, dieser Obrigkeit zu *gehorchen.* Will er von dem ihm Vorgesezten irgend worin abweichen, so mufs er erst den Gehorsam aufkündigen, und, um hierzu berechtigt zu erscheinen, die *Person* oder das Recht der Obrigkeit selbst zu verdächtigen oder zu entsetzen suchen. Tritt dann ein Kirchengläubiger gegen ihn auf, so wird dieser vor Allem gegen seine *Person,* als gegen einen stolzen oder sonst interessirten *Rebellen* verfahren, und zwar so lange mit anscheinendem Recht, als sein Gegner nicht durch offene Erklärung sich von der *Autoritätskirche* losgesagt hat. Völlig anders verhält es sich bei Nichtkatholiken. Bei diesen, da sie aus dem Gegensatz gegen jede äufserliche *Personal-Autorität* hervorgegangen, mufs jedem Einzelnen das Recht der lezten Entscheidung in Glaubenssachen unweigerlich zuerkannt, und jede Aufstellung eigenthümlicher Ansichten als Versuch, das Reich der Wahrheit zu erweitern, respectirt, ja sogar als Zeichen lebendiger Theilnahme an den Religionsangelegenheiten mit Wohlwollen aufgenommen werden. Die Gereiztheit des Katholiken aber gegen seinen nur irgendwie abweichenden Mitglaubigen wird am meisten dadurch gesteigert, dafs, weil das ganze kathol. Kirchengebäude auf der *unbedingten* Unterwerfung unter die *geistliche Autorität* beruht, wer auch nur im Mindesten selbst sich Autorität zu seyn versucht, damit implicite das *ganze* Gebäude angreift, und hierdurch vor Allem die sämmtlichen *Kleriker,* als die Würdeträger jener Autorität im ruhigen Genusse ihres Ansehens und der davon abhängenden Vortheile bedroht, die *Laien* aber durch Erschütterung des Glaubensgrundes in ihrer behaglichen Glaubensgewohnheit beunruhigt. — Hierzu kömmt, dafs dem ächten Katholiken durch den Index und die nothwendig eingeschränkte Einrichtung der Schulen und Seminarien sehr wichtige, ja wesentliche Bildungsmittel von Kirchenrechts wegen vorenthalten werden, während die übrigen Christen weder im Gebrauch, noch in der Anwendung derselben beschränkt werden dürfen. Hieraus ergibt sich dann noch besonders, wie für die lezteren eine Gewohnheit des Selbstprüfens und umsichtiger, besonnener Forschung, so für jene die des Autoritätsglaubens und des Nichtachtens auf inneren, sachlichen Zusammenhang. —

Von diesen Gesichtspunkten aus möchten nun wohl auch die vorliegenden Schriften zu beurtheilen seyn, und ihre Verfasser dann eher bedauerns- als tadelnswerth erscheinen. Bedauernswerth aber ist es gewifs, keinen jener Vorkämpfer der katholischen Kirche in Schlesien auf der Stufe der Bildung zu finden, auf welcher doch so viele Schriftsteller der andern Confessionen in jenem Lande stehen. Es bedarf namentlich nur eines flüchtigen Einsehens in die vorliegenden Streitschriften, um wahrzunehmen, dafs die Anklagen in Nro. I durchgängig eben so übertrieben, wie die Vertheidigungen in Nro. II parteiisch sind; dafs jene eben so oft in Gemeinheit, wie diese in triviale Bespöttlung ihres Gegners verfallen, dafs die erste Schrift auf gleiche Weise mit unverdauter Gelehrsamkeit prunkt, wie die zweite bei jeder Veranlassung sich in poetastrischen Bombast verliert; — dafs endlich jede von beiden, nicht nur mit sich selbst und mit der Geschichte, sondern auch mit der Römisch-katholischen Kirchenlehre häufig in Widerspruch geräth. So, um einige Beispiele anzuführen, nennt der Verf. von Nro. I sich einen *katholischen* Geistlichen, und ruft durchaus *reformatorisch,* (S. 266) die Katholiken auf, „zur *Einfachheit des Evangeliums* zurück zu kehren;" fordert (S. 143) in Beziehung auf den Gottesdienst Rückkehr „zum „*apostolischen Alterthume*" und wünscht (S. 45), dafs das „theologische Quellenstudium unter der Klerisei allmälig

Digitized by Google

„erwache," wodurch „ein Hinneigen zu der *alten* kirch-„lichen Verfassung und dem kirchlichen Leben, ein Hinnei-„gen zu dem *Wenigen*, was in der *Schrift* und in den „*ersten* Jahrhunderten begründet ist, was aber das Reich „Gottes trage, befördert werden wird." Er nennt sich einen kathol. *Geistlichen*, und tritt alle geistliche, katholisch-kirchliche Disciplin mit Füfsen, indem er (S. 51) behauptet, Freih. v. Wessenberg habe den „Streichen „der Röm. Curie unterliegen müssen, weil er nicht im „Sinne Roms gehandelt, ein Schicksal, das *allen* grofsen „Männern zu Theil geworden." S. 46 nennt er den *Römischen Index* (der doch eine Anordnung des ökumenischen Tridentinums ist, und dessen Mifsachtung überall von reformatorischer Aufklärung begleitet wird), er nennt ihn „ein *Martyrologium* der Wahrheitszeugen," und behauptet (S. 11): „auf das Trefflichste entwickelten die „richtigen Begriffe von Kirche und Staat *van Espen*, „*E. Richer*, *Gerbais*, *Fleury*, *P. de Marca*, *Launojus*, „*Baluzius*, *Dupin*, *Pereira*, *Sarpi*, *Eybel*, *Neller*, *Ober-„hauser*, *Febronius*, *Lochstein*, *Hedderich*, *Wenkmeister* „*u. A. m.*," während doch die kanonistischen Werke *aller* dieser Schriftsteller im Römischen Index stehen! S. 14 meint er sogar: „so lange die Bischöfe — von „Rom ihre Confirmation holen müssen, werden selten Bi-„schöfe von ausgezeichneten Kenntnissen etc. die bischöfl. „Stühle besteigen;" — „daher *Wessenberg*, *Drey*, *Wanker* „u. A. verworfen, und statt ihrer Finsterlinge vorgeschla-„gen wurden." Welches Amt bleibt aber dem kirchlichen *Oberhirten*, müssen wir fragen, wenn er die ihm anvertraute Heerde weder von *gefährlicher Bücherweide*, noch von bereits durch unrömische, unkatholische Grundsätze *angesteckten Unterhirten* abzuhalten die Befugnifs haben sollte? Wer aber kann *Alle* übersehen, und die *Einheit*, d. h. die Gleichförmigkeit mit der Römischen Mutter und Meisterin, welche das Unterscheidungsmerkmal der katholischen Kirche ist, bewahren, wenn nicht *Einer*, und zwar derjenige, welcher, dem unverdenklichen Glauben dieser Kirche gemäfs, als unmittelbarer Nachfolger des von Christus selbst eingesezten Oberhauptes der Apostel angesehen werden mufs? Die Unterscheidung von Disciplin und Dogma ist hierbei (wie durchgängig) völlig unzulässig, da zum Dogma der Glaube an die *Eine, sichtbare* kathol. Kirche gehört, und diese nicht ohne einen *sichtbaren*, *die Einheit bewahrenden Einheitspunkt* gedenkbar ist. Wer den Zweck will, mufs auch die unentbehrlichen Mittel wollen, und wirklich hat die Erfahrung es tausendfach bestätigt, dafs, wer die nothwendigen Mittel bekrittelt, im Grunde auch den Zweck nicht wollte. Ueberall, wo auch nur in einem Punkte von der hierarchischen Disciplin abgewichen, ist bald auch das eigentlich Dogmatische angefressen worden. Diefs findet sich eben wohl durch Nr. I auf das Reichlichste bestätigt. Nicht nur ist dessen Verf. z. B. blind genug (S. 21) zu behaupten, das Tridentinum habe (sess. 23, can. 7 de ord. sacr.) nicht entschieden, dafs die Bischöfe *nach göttlichem Rechte höher* seien als die Priester, da doch im vorhergehenden Kanon schon als *Dogma* festgestellt, dafs es in der kath. Kirche „eine durch *göttliche Anordnung* eingesezte *Hier-„archie* gebe, die aus den *Bischöfen*, *Priestern* und Dienern bestehe," von welchen im vorhergehenden Cap. 4 nur die Bischöfe als Nachfolger der Apostel bezeichnet werden; sondern auch grundwesentliche *Dogmen*, im strengsten Sinne dieses Wortes, werden mit einer staunenswürdigen Naivetät von ihm verläugnet. Während nämlich der 11*te Kanon* der 7ten Sitz. v. d. Sacr. (des Trid.) ausdrücklich diejenigen anathematisirt, welche sagen, „in den Verwaltern der Sacramente, wenn sie diese „vollbringen und austheilen, werde nicht die *Intention* er-„fordert, das zu thun, was die Kirche thut," erklärt der Verf. von Nr. I (S. 285): bei dem sogenannten *allerheiligsten* Sacrament des Altars, d. h. bei der Messe, hange „die Gnade und der Segen des Himmels *weder von der In-„tention* des *Priesters* und dem Gebet des Zahlers, noch „von der kirchl. Beiwohnung ab, sondern *allein* von der „innern Beschaffenheit unsers Herzens." Das Tridentinum (Sitz. 22 v. Opf. der Messe) *anathematisirt* denjenigen, der da sagt: „in der Messe werde Gott nicht ein „wahres und *eigentliches* Opfer aufgeopfert" (can. 1), oder: „das Mefsopfer sei eine *blofse Erinnerung* des am „Kreuze vollbrachten Opfers, nicht aber ein Sühnopfer, „und *müsse* nicht für Lebendige *und Abgestorbene*, für „*Sünden, Strafen* Genugthuungen und andere Bedürfnisse „aufgeopfert werden" (can. 3), oder: „der *Kanon der* „*Messe* enthalte Irrthümer" (can. 6), oder: „die Mes-„sen, in welchen der Priester *allein* sacramentalisch com-„municirt, seien *unerlaubt*, daher abzustellen" (can. 8), oder: „die Messe müsse nur in der *Landessprache* gehal-„ten werden" (can. 9). Allen diesen dogmatischen Bestimmungen schnurstracks zuwider behauptet der Verf. von Nr. I (S. 217): „die Messe *soll*, nach der Einsetzung „Christi, eine *gemeinschaftliche* Feier des Abendmahls, „eine gem. *Feier* seines Welterlösertodes seyn"; nennt (S. 101) das *Messelesen* „eine geistliche Faullenzerei", und bezeichnet (S. 223) die Messe überhaupt nur als „eine *Erin-„nerung* an den Kreuzestod Christi," die Messen für Verstorbene aber (S. 102) als Aberglauben; erklärt (S. 244) das *Mefsbuch* für „ein reichhaltiges Magazin des Unglau-„bens, Aberglaubens und des relig. Afterdienstes", fordert (S. 217), dafs in der Messe „*gemeinschaftliche* Feier „des Abendmahls" statt finde, und erklärt es (S. 164) für „die gröfste Thorheit und zugleich die höchste Unver-„antwortlichkeit (?), dafs das Pfaffenthum statt der Mut-„tersprache überall eine fremde Sprache eingeführt hat;" „die Sündlichkeit dieses Verfahrens" sei leicht einzusehen, und (S. 194) „die Einführung der Röm. Liturgie „und der Röm. Sprache habe in der Politik der Röm. „Päpste, und in der Niederträchtigkeit und grofsen Igno-„ranz des Clerus ihren Grund."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 29. u. 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

I. *Die Katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen.*

II. *Ideen über den Catholicismus überhaupt, und über die katholische Kirche Schlesiens insbesondere, von J. J. Dittrich. Zur Widerlegung der Schrift: Die kathol. Kirche Schlesiens etc.*

III. *Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürstbischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit.*

(Fortsetzung.)

Wenn es befremden mufs, dafs solche *widerkirchliche* Behauptungen von einem sogenannten *katholischen* Geistlichen aufgestellt werden, so findet man doch vielleicht defshalb sich geneigt, sie zu entschuldigen, weil sie, in einem leidenschaftlichen Verbesserungsstreben vorgebracht, einen mildernden Anstrich von Unbefangenheit haben. Auch deutet der (S. 103) hingeworfene Satz: „*ganz anders* urtheile der *ächte* Katholik als der *Römische*", auf einen alle jene einzelnen Verirrungen veranlassenden und erklärenden, sich immer weiter verbreitenden *Grundirrthum*, auf die Meinung nämlich, als könne neben dem System der *Römisch*-katholischen Kirche noch von einem zweiten *katholischen* Systeme die Rede seyn. Dagegen bemerken wir hier beiläufig, dafs, wenn man vom Catholicismus, wie er sich zum *Römischen* folgerecht vollendet hat, das *Römische eigenmächtig* abzieht, das Uebrige eben damit ein blofs *eigenmächtig* Festgehaltenes wird, welches eben daher dann einer weiter greifenden, oder weiter verwerfenden *Eigenmacht* keinen Widerstand leisten kann *). Das Hirngespinnst einer *durchgreifend* allgemeinen (katholischen) Kirche fordert, bei der unläugbaren Mannigfaltigkeit der Bildungsstufen und Meinungen der Einzelnen, zu seiner Verwirklichung unabweislich die *allgemeine* rückhaltlose Unterwerfung der Einzelmeinungen unter *Eine* allgemeinseynsollende Lehre, die aber nicht erst zu suchen, sondern *gegeben*, und den Einzelnen unmittelbar *dargeboten* seyn mufs. Das Kriterion ihrer Allgemeinheit kann dann nur in der factischen äufserlichen *Uebereinstimmung* der einzelnen Kirchenglieder mit ihren Häuptern, und dieser mit ihrem Oberhaupte bestehen (Rom Mutter und Meisterin aller Tochterkirchen); — diese Uebereinstimmung beruht auf der allgemeinen *Anerkennung*, auf allgemeiner Geltung des Oberhauptes als *höchster*, und jedes Unterhauptes als einer von ihnen abgeleiteten Autorität; — diese Geltung rückwärts auf ihrer factischen Geltendmachung, d. h. auf der Abwehrung und Unterdrückung *jeder* anderen sich ihr gleichstellenden Autorität; — diese Geltendmachung endlich ist nur möglich durch unbedingte Unterwürfigkeit der Laien unter den Clerus, des Clerus unter sein *gottvertretendes*, zur Bewahrung der Einheit berufenes Oberhaupt; — überhaupt also kann eine Römisch-katholische Kirche nur sich gründen auf völlige Unterwerfung der *individuellen* (menschlichen) Eigenmacht unter die *katholische*, dem Glauben nach von Gott eingesezte und fortgeführte Römische, d. h. päpstliche souveraine Autorität. So ist der, nur Gott verantwortliche Papst gleichsam der in das unverbrüchliche Jenseits eingeworfene Anker, von welchem das Schiff einer katholischen Kirche gegen die Luftzüge der menschlichen Meinungen festgehalten zu werden vermeint, und der Römische Stuhl ist der vermeintlich aufserirdische feste Punkt des Archimed, von welchem aus die Erde aus den Angeln der Sünde und des Irrthums gehoben werden soll.

Diese leicht wahrnehmbare Unzertheilbarkeit des Römisch-katholischen Systems nicht erkannt, und so viele dem Tridentinum geradezu widersprechende Lehren aufgestellt zu haben, wäre allerdings mit so gröfserem Rechte

*) Es ist aber uralte katholische Catechismuslehre: dafs, wer nur in *Einem* Punkte von der Kirchenlehre abweicht, als von *Allen* abgefallen anzusehen ist.

Digitized by Google

dem Verf. von No. I. vorzuwerfen, Falls er wirklich, wie die allgemeine Sage geht, sogar Lehrer an einem katholischen Seminarium (in Breslau) wäre. Wie sehr aber in Deutschland, und namentlich auch in Schlesien, die ökumenische, ächtkatholische Kirchenlehre verkommen ist, davon gibt uns die Schrift No. II. den stärksten Beweis. Ausdrücklich „*zur Widerlegung*" jener ersten geschrieben, berechtigt sie zur Forderung, dafs ihr Verf. jede Behauptung seines Gegners an dem Prüfsteine der Katholicität, nämlich an Römisch-katholischen Concilien und Katechismen, zum Wenigsten doch an dem allgemeingeltenden Tridentinischen Glaubensbekenntnifs hätte prüfen, und überdiefs mit Besonnenheit und kritischer Vorsicht zu Werke gehen sollen. Wir werden an einigen Beispielen zeigen, dafs Hr. Justitiarius *Dittrich* keiner dieser Forderungen entsprochen hat.

Gleich im Eingange (S. 5) wird, ganz nach *Kant*'schen Principien, die *christliche Religion* definirt als „die „Erhebung des Menschen zur Gottähnlichkeit *durch* die „von Jesu Christo gegebenen *Sittengesetze*", und von ihr (S. 6) [Kantisch-Pelagianisch] behauptet: „sie verbürge „uns des geistigen Lebens ewige Fortdauer durch die „*Unbeschränktheit* des Bildungsgebotes und *Triebes*, und „durch die *Unendlichkeit der Kräfte*, welche, jenes Ge„bot zu erfüllen, Gottes väterliche Güte *in uns gelegt*." In gleichem Sinne heifst es dann noch S. 177: „das Ewige „(dem die Menschheit entgegen walle)„ sei die Religion, „*entwickelt aus dem Sittengesetz;* es sei die *Verklärung* „*der Vernunft*." Wie hier Moralität, Autarkie, Autonomie und Vernunft zu Grund gelegt, und hiermit implicite die kirchlichen *opera operata*, die *Gnade, Inspiration* und *Autorität* als beseitigt erscheinen, so finden wir nicht nur (S. 260) das „*Anathem*" als „*obsolet*" geworden und den Clerus von Beachtung der Nachtmahlsbulle losgesprochen, sondern auch das katholische *Anathematisiren* überhaupt durch folgende Stelle (S. 239) als *unchristlich* dargestellt: „Die Milde des *ächten* Christenthums kennt *keinen* Unter„schied der Brüder, *keinen Feind*, kein Hindernifs der „allgemeinen Bruderliebe. Vor Gott sind wir *Alle* Kin„der, *Alle* berufen zur Theilnahme an seinem Himmel." So wird ferner (S. 152) anerkannt: dafs „*jede* Kirche „*fortwährend fortschreiten müsse*, damit der Gang der „menschlichen Entwicklung sie nicht überwachse;" — „manche *Idee* der Vorfahren werde von den folgenden Ge„nerationen *berichtigt; nur* die ewigen *Grund*wahrheiten „der Religion seien über menschliche Wandelbarkeit er„haben; der *ächte* Catholicismus (aber) gehe an der Hand „der *Aufklärung* und *Humanität* immer dem Geiste des „Jahrhunderts zur Seite." Ja sogar wird (S. 48) dem Verf. von No. I. vorgeworfen, dafs er in seiner Entrüstung über den Ablafshandel nicht daran gedacht habe, „dafs „wir jenen *Mifsbräuchen* die lezte Anregung zur *geistigen* „*Freiheit* der jüngsten vier Jahrhunderte verdanken." Von vielem Aehnlichen, was dann noch in dieser Beziehung hervorzuheben wäre, glauben wir nur noch dieſs bemerken zu müssen, dafs auch Hr. D. (S. 168) die Messe nur als „*sinnbildliches Opfer*," als „*symbolische* Handlung" bezeichnet, und (S. 236) sagt: „Es ist die Hostie und der „Wein, jene *sinnvollen Zeichen* des Bundes mit Gott, „welche der Priester opfert;" dafs er (S. 269) seinen Gegner bemitleidet, weil er bei Gelegenheit der katholischen Teufelsbeschwörungen „den Teufel in ipsissima „forma meine; dafs er die *allegorische* Deutung, welche „Jesus diesem gefallenen Engel der Hebräer gegeben, „nicht begriffen; dafs er sich also von dem *Kunkel*„*Stuben-Phantom* seiner Knabenjahre noch nicht entwindelt „habe;" endlich dafs Hr. D. (S. 270) unter dem *Gericht*, welches sich nähere, nur die „heil. *Stimme Gottes*" verstanden wissen will, „welche das Böse vom Guten unter„scheiden etc. lehrt."

Diesen und hundert anderen Stellen nach zu urtheilen könnte man sich versucht finden, Hrn. D. nicht sowohl für den Gegner als für den Mitkämpfer des Verfs. von No. I. zu halten. Von diesem Verdacht mögen folgende Stellen ihn reinigen, durch welche er auf das Entschiedenste sowohl jene gewifs unüberlegten Liberalitäten und Rationalitäten, als seinen Gegner bestreitet.

Gleich nachdem die Religion aus dem Sittengesetz abgeleitet, die *Kirche* als moralisches Institut bestimmt ist, wird von dieser (S. 8) behauptet: „als *coercitives* Institut „gehöre sie der Aufsenwelt an, und sei eben defshalb, „wie alle menschlichen Vereine, an *positive* Gesetze ge„bunden." Dann zur kathol. Kirche übergehend wird (S. 9 ff.) dem Apostel *Petrus* und seinen Nachfolgern, als von Christo kommend, „die *Regierung* der Kirche" und „die dahin einschlagende *Gesetzgebung*" zuerkannt. „Alle „folgende Zeit (S. 17) habe blofs Corollarien zu den Axio„men der Apostelzeit und der ersten Jahrhunderte gebo„ren, die, als *sich von selbst verstehende* folgen, aus dem „Wesen des Oberhirten und seiner Rechte sich *nothwen*„*dig* so gestalten mufsten, wie sie später in den *Decretalen* „gesammelt, und zulezt als Gesetze in das Kirchenrecht

Digitized by Google

„übertragen wurden.“ — „Der *Papst*, von welchem die „Regierung aller Kirchen *abhing* und *ausging*, und der „selbst *über alle* Bischöfe erhaben war, mufste nothwendig *Autokrat* seyn.“ — „*Alle Rechte* des Papstes sind „(nach S. 19) eine nothwendige Emanation der *Souveränetät*,“ und nach S. 20 „gab Christus seinem Statthalter „die kirchliche Gewalt unbedingt und *ohne Einschränkung*.“ Auch die *Unverantwortlichkeit* und *Unrichtbarkeit* des ersten Stuhles wird (S. 27) zugegeben, und (S. 28. 29) dafs der Papst *gegen* das Naturrecht und die Apostel dispensiren könne, dadurch gerechtfertigt, dafs der Papst wie Petrus über die anderen Apostel erhaben, und das *Naturrecht* nur „eine *Fiction der Philosophen*, also Menschenwerk sei.“ Von dieser wahrhaft transcendentalen Höhe herab kann daher auch Hr. D. (S. 44) uns die beruhigende Versicherung geben, im Mittelalter seien „die Völker für „blofse Ermahnungen noch zu roh gewesen. Das *Gute* „und Rechte müsse oft *erzwungen* werden!“ — „*Unsere* „*Zeit* (aber) bedürfe solcher Donner (wie die Interdicte „u. dergl. waren) nicht; der *heilige Vater* werde sich darum auch nicht mehr *in dem Falle* finden, sie zu brauchen.“ Hr. D. scheint jedoch hierunter nicht andeuten zu wollen, dafs die Römisch-katholische Heerde blindgläubiger und unterwürfiger geworden, sondern nur, dafs das *wirkliche* Donnern jetzt den weltlichen Mächten, der (nach S. 47) „eminenter gewordenen Gewalt der Fürsten und Staaten“ anheim gefallen sei. Da nämlich sein Gegner auf Rückkehr der „alten Kirchenverfassung“ hofft, „in welcher „der Bischof nicht das Geringste von Wichtigkeit unternehmen durfte, ohne mit dem Clerus zu berathen,“ so fertigt Hr. D. ihn (S. 88) nicht nur mit der dictatorischen Behauptung ab: „eine solche *dämagogische* Kirchenverfassung sei dem Geist des Stifters und seiner Apostel „fremd,“ sei „zu keiner Zeit gewesen, und werde niemals erstehen,“ sondern setzt noch bedeutsam hinzu: „Die Staaten werden auch dem gesammten Clerus nie „die Wahl seines Bischofs aus eigener Mitte gestatten, „so lange noch ein Strahl *kirchlicher Policeikunde* und „*Politik* in die Cabinete der Fürsten und ihrer Minister „fällt. Das *katholische Kirchenthum ist rein monarchischer „Natur, und duldet den Willen der Massen weder in sich, „noch fördert sie ihn im bürgerlichen Leben.* Der Staat „aber darf das wichtigste *Lenkseil* nicht fahren lassen, „wenn sein Fahrzeug nicht durch eine oft zügellose „*Freiheitssucht* derjenigen gefährdet werden soll, denen „Christus den Gehorsam zur Pflicht gemacht.“

Es bleibt uns, um den Verf. von No. II. vollständig zu charakterisiren, noch übrig, durch einige Anführungen auf die Weise aufmerksam zu machen, in welcher er geschichtliche Data zu seinen Zwecken verwendet.

S. 14 behauptet er, der heilige *Clemens*, Petri Nachfolger zu Rom, „*entschied* über *Streitigkeiten*, welche in (der) Gemeinde (zu Korinth) ausgebrochen,“ und beruft sich auf *Eusebius* Kirchengeschichte (III. 16). Nach Eusebius aber wurde der Brief des Clemens geschrieben: ὡς απο της Ρωμαιων εκκλησιας, „als von der *Kirche* der Römer,“ und der Brief selbst beginnt also: „Die „*Kirche* Gottes, welche als Fremdling zu Rom wohnet, „der als Fremdling zu Korinth wohnenden Kirche,“ und durchweg wird von „*wir*“ zu „*euch*“ gesprochen, und nicht „*entschieden*,“ sondern geschrieben (Cap. 9) „zu *eurer Ermahnung*“ und „zu unserer *Erinnerung*.“

Eben daselbst beruft Hr. D. sich auf denselben Geschichtschreiber (V. 24), um zu erweisen, dafs der Römische Bischof Victor über die Zeit der Osterfeier entschieden habe. Dieses Capitel liefert dagegen den klarsten Beweis: 1) dafs damals die Asiatischen und Africanischen Bischöfe, selbst Irenäus in Gallien, sich für *gleichberechtigt* mit dem Römischen Bischofe hielten; 2) dafs die Asiatischen rechtgläubiger waren als der Römische, indem sie nicht von der *primitiven* Ueberlieferung abgehen wollten; 3) dafs die früheren Römischen Bischöfe sich keineswegs das Strafrecht angemafst, welches Victor zuerst ausüben wollte; 4) dafs Irenäus eben so wie der Römische Bischof Rundschreiben an die anderen Bischöfe ergehen liefs; endlich 5) dafs der Römische Bischof das *erste* Beispiel von pharisäischer Formverehrung auf Kosten christlicher Duldung und brüderlicher Verträglichkeit gegeben.

Fast komisch ist es ferner, dafs S. 16, wo Hr. D. seinem Gegner „*Unkunde*“ vorwirft, weil er die Rechtsgleichheit aller Bischöfe aus den ersten fünf Jahrhunderten herleitet, er selbst den *Dionysius* (Areop.) einen Jünger „Pauius“ nennt und sich auf ihn beruft, um zu erweisen, dafs der heil. Petrus schon damals columna et vertex theologorum genannt worden sei, da doch schon seit fast zwei Jahrhunderten anerkannt ist, dafs die Schriften des sogenannten Dionysius nicht vor dem fünften Jahrhunderte verfafst seyn können.

Ein letztes Beispiel entlehnen wir S. 36, wo es heifst: „Die Absolutionsformel enthält *bekanntlich* (!) die Worte: „*quantum possum et tu indiges*.“ („So weit ich vermag

Digitized by Google

„und du es bedarfst.") Die *religiös-gebundene* Macht „auf der einen, und der sittliche Bedarf, d. h. der Grad „des Besserungs-*Bestrebens*, auf der anderen Seite sind dem„nach die Schranken, binnen welchen *Kraft* und Wirkung „der Entsündigung sich bewegen. Die Sünde muſs, durch „*bleibende* Besserung vergütigt, abgebüſst werden, ehe „sie im Himmel erlassen wird. Neue Sünde vernichtet „jede Lossprechung." — Um diese Behauptungen in ihr volles Licht zu stellen, bemerken wir: 1) Schon in den Katechismen, namentlich im Römischen (übersezt von Felner 1822. I. S. 332.) ist zu lesen: „Die Form des „Sacraments der Buſse ist folgende: „*ego te absolvo*" „ich „spreche dich los," welche Worte andeuten: „die Nach„lassung der Sünde werde durch *Ausspendung* dieses Sa„craments *bewirkt*;" und (S. 333): „Die Priester sprechen „selbst, als die Diener Gottes, *wahrhaft* los." 2) Die gröſsere Absolutionsformel enthält Folgendes: „Dominus „noster J. C. te absolvat, et ego auctoritate ipsius te absolvo „ab omni *vinculo* excommunicationis et interdicti, *in quan„tum possum*, et *tu indiges:* deinde *ego te absolvo a pecca„tis* tuis in nom. P. et F. et Sp. s. amen," wo also das *in* quantum possum etc. sich nur auf Excommunication und Interdict bezieht, in welche ein Katholik verfallen seyn kann, ohne davon zu wissen, von welchen aber in der Regel nur Bischof oder Papst zu absolviren vermögen. Daher ist denn auch (s. *Anleit. zur Pastoraltheol. v. Gollowitz.* Landshut 1825. II. S. 167) „im Nothfalle die Formel hin„reichend: „*Ego te absolvo* ab *omnibus* censuris et peccatis tuis." Nach des Cardinals *Toletus* Instr. sacerdot. (L. III. C. I.) sind sogar die Worte: „*te absolvo*" schon hinreichend. 3) Die *Wirksamkeit* dieses „richterlichen Ausspruchs" ist aber einzig und allein an die „*kanonische* Genugthuung" gebunden, worunter (dem *Röm.* Kat. I. 370 zufolge) „die *Buſse* (nämlich Verrichtung von gewis„sen Gebeten u. s. w.) zu verstehen, die wir auf den Be„fehl des Priesters Gott für unsere Sünden verrichten, „mit dem Beisatze: daſs wir fest entschlossen seien, „die Sünden künftig mit aller Achtsamkeit zu meiden."

Durch diese und die vorhergehenden Anführungen (VI) glauben wir zureichend die Rügen, die wir im Allgemeinen über die Schriften No. I. und II. ausgesprochen, begründet zu haben. Es bleibt uns nun noch die angenehmere Aufgabe, *das Gute anzudeuten,* welches mit oder ohne Absicht ihrer Verff. durch diese Schriften bewirkt worden oder noch künftig daraus hervorgehen dürfte.

Der Nutzen, den sie gebracht, ist mannigfaltiger Art. Vor Allem verdanken wir ihnen und den Schriften, die durch sie veranlaſst worden, eine mehr oder minder genaue Einsicht in das Innerste der katholischen Kirche in Schlesien, und es kann jezt nicht mehr in Abrede gestellt werden, 1) daſs diese Kirche durchgängig und fast in allen Beziehungen in widrigem Widerspruche steht mit der geistigen und sittlichen Bildung der nichtkatholischen christlichen Kirchen; und 2) daſs gerade nur diejenigen katholischen Geistlichen und Gemeinden hiervon mehr oder weniger auszunehmen sind, welche und so weit sie von der *Römisch*-katholischen *Kirchenlehre* und *Kirchendisciplin* sich wissentlich oder unwissentlich entfernt haben. Hierdurch wird die Einsicht auch unter den Schlesischen Katholiken immer allgemeiner werden, daſs auch für sie nun die Zeit einer durchgreifenden Reformation herannahe, indem der jezt allgemein wirkende lebendige Geist die überkommene Kirchengestalt groſsentheils zu einer bloſs äuſserlichen *Form* herabgesezt hat, gegen welche Form die *Seele*, durch die sie ausgebildet, nicht bloſs gleichgültig, sondern sogar fremd, ja feind geworden ist. Es wird sich dieſs aber dadurch am augenscheinlichsten darthun lassen, daſs wir in möglichster Kürze dasjenige angeben, was in No. I. zur Klage gebracht, und weder durch No. II. noch durch andere Gegenschriften bestritten, oder, wenn dieſs, nicht hinreichend widerlegt worden ist, sei es nun, daſs die hervorgehobenen Mängel bloſs der *Schlesischen* Kirche, oder daſs sie, wie dieſs gröſstentheils der Fall ist, der *Römisch*-katholischen Kirche überhaupt als solcher anhaften. Der leichteren Uebersicht halber ordnen wir die einzelnen Gegenstände unter allgemeinere Rubriken, und beginnen mit der wesentlichsten.

A) Die Hierarchie überhaupt.

a) Schon im Vorhergehenden ist angeführt, wie ausdrücklich No. II. zugegeben, daſs der Papst Autokrat und (durch Christus) unumschränkter, unverantwortlicher Souverain der kathol. Kirche sei und seyn müsse, soll „die Kirche nicht in so viele Secten als Bischöfe zerfallen" (II. 19); auch daſs seine Herrschaft nach Umständen eine *Zwingherrschaft* seyn dürfe (II. 40 ff.).

b) Gleicherweise wird (II. 21) zugestanden, daſs die „*Bischöfe* nur eine vom Papst *delegirte* Autorität haben," und (S. 277) daſs „der Papst nicht füglich länger als auf „5 Jahre einen Theil seiner Gewalt den Bischöfen verlei„hen könne, daher die Nothwendigkeit der sogenannten

Digitized by Google

„Quinquennalen, für welche nach Rom Abgaben entrich„tet werden müssen.

c) Dafs die „neuen *Heiligen* und der *Ablafs* für das „Jubeljahr (von Leo XII.) nicht (wie I. meint) der reinen „*katholischen* Glaubenslehre entgegen" seien (II. 67), könne nur für Idioten zu bemerken nothwendig scheinen.

d) Vom *Clerus überhaupt* (nämlich von den Priestern als solchen, und den Bischöfen als dem Papst untergeordnet) wird (II. S. 89) zugegeben, dafs derselbe „*zum Be„wufstseyn seiner angeblichen Rechte und Bedürfnisse* nie„mals gelangen dürfe, ohne sich sogleich selbst zu ver„nichten." Hält nämlich der Pfarrer in seinem Kirchspiele, hält der Bischof in seinem Sprengel sich für einen Nachfolger der Apostel, jener den Bischof nur für seinen Mitpriester, dieser den Römischen Bischof nur für seinen Mitregenten, jeder sich also für eine höchste Autorität, dann kann jeder Priester den Bischof, jeder Bischof den Papst wie Paulus den Petrus zurechtweisen, jeder ihm wie Irenäus dem Papst Victor, wie Cyprian dem Papst Stephan widersprechen, und mit der massiven Autorität der Hierarchie ist dann unmittelbar auch die des einzelnen Hierarchen aufgelöst, indem dieser, als *vereinzelt*, abhängig von der Anerkennung der ihm untergebenen Laien, und seine *Autorität* dann bald nur noch eine von der *souverainen* Laien-Gemeinde *delegirte* wird. Endlich mufs allerdings zugegeben werden, dafs die Auflösung der Hierarchie und der priesterlichen Gewalt überhaupt dadurch vollendet würde, dafs der Kleriker zum Bewufstseyn z. B. des (*angeblichen*) *Rechtes und Bedürfnisses* käme, eines Weibes *Mann*, und ehelicher Kinder *Vater* zu *werden*. Dem katholischen Priester würde hierdurch der lezte phantastische Nimbus abgestreift, der ihn jezt noch in den Augen des Pöbels von den Laien unterscheidet (in wahrhafter *Gotteserkenntnifs*, christlicher *Selbstverläugnung* und *magischer Wirksamkeit* zeigt der Clerus schon längst sich nicht mehr als der *auserwählte* Stand), und wie er bisher durch sein isolirtes Interesse ein Dienstmann Roms, so würde *er* nun als Gatte und Vater eben so dem Staate und Vaterlande verpflichtet, wie das etwa zum Bewufstseyn gekommene (angebliche) Bedürfnifs und Recht *wissenschaftlicher Selbstthätigkeit* und *allgemeiner Bildung* ihn vom allgemeinen Joche der Kirche und ihres Autoritätsglaubens ablösen, und ihn dem geistigen Leben seines *Volkes* und der wahrhaft katholischen, *kosmopolitischen* Gelehrten-Republik einverleiben würde.

B) Ausbildung und Stellung der Seelsorger in Schlesien.

a) *Alumnat.* Die von No. I. aufgedeckten, nicht abzuläugnenden Mängel desselben sind folgende:

Nachdem die angehenden Theologen *ohne Aufsicht* ihre theoretischen Studien auf der Universität vollendet, sollen sie durch *sechs- bis zwölfmonatlichen Aufenthalt im Alumnat* zum Praktischen des Pastoralamtes gebildet werden, und, „abgeschieden vom Geräusche der Welt, Gele„genheit erhalten, sich vom beseligenden Geiste der „christlichen Religion und der von dem Gottmenschen „gestifteten *unfehlbaren* Kirche ganz durchdringen, sich „zum Lichte der Welt, zum Salze der Erde und zu Hirten „des Schlesischen Volkes machen zu lassen" (II. 116).

Das *Concursexamen* zur Aufnahme der Zöglinge ist zu einer leeren Formalität geworden (I. 29). Der wirklichen Aufnahme gehen „vierzehntägige geist- und herzlose *Exercitien*" voran (I. 30). Die *Tagesordnung* sezt unausbleiblich das Beten bei den Meisten zum Mechanismus herab; denn vorgeschrieben ist: Morgens um 4½ oder 5½ Uhr Gebet in der Hauscapelle, um 7 Uhr die Messe zu hören, vor dem Mittagsessen Gewissenserforschung, während desselben Gebet, religiöse Vorlesungen und wieder Gebet, nach demselben die Marianische Litanei, vor und nach dem Abendbrod Gebet und Abendandacht in der Hauscapelle. *Ueberdiefs* haben die Alumnen, die sich in den höheren Weihen befinden, noch Morgens von 5¾ bis 7 und von 10 bis 11¾, und Nachmittags von 5 bis 6¾ Uhr die kanonischen Tagszeiten zu beten; alle aber haben alle 14 Tage zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Der *Studien-* und *Uebungsplan* ist in jeder Hinsicht mangelhaft, und „die *Prüfung*, die dem jedesmaligen Empfange „einer heiligen Weihe vorhergeht, bestehet nur im Ab„fragen eines (höchst erbärmlichen) in Lateinischer Spra„che geschriebenen Heftes" (I. 28 ff. II. 114 ff.).

b) Die *Beneficien* werden nicht von den Gemeinden, sondern zum Theil vom Bischof, zum Theil von der Regierung, zum Theil sogar von Privatpersonen vergeben, und, als No. I. geschrieben wurde, fanden vorläufig nicht die vom Tridentinum gebotenen Concursprüfungen statt. Daher herrscht bei der Pfründenvergebung Gunst, und aus Mangel an Protection bleiben „wackere Capläne oft vierzehn, zwanzig und mehr Jahre ohne Pfründe" (I. 30 ff. 113 ff. II. 166 ff.).

3) Die *Pfarreien* in Schlesien (wie in Frankreich) sind grofsentheils nur *dürftig*, die *Capläne* in den meisten

Digitized by Google

Stellen gar nicht dotirt, und so die lezteren, obgleich ihnen fast alle seelsorgerlichen Verrichtungen aufgeladen, dennoch oft nur mit 30 — 40 Rthlrn. salarirt, und theils von der Willkür der Pfarrers abhängig, theils auf erniedrigenden Mefsstipendienhandel angewiesen (I. 97 ff. II. 72 ff.). Ueberdiefs wird der ernannte Pfarrer nicht investirt, bis dafs er das Viertheil seines jährlichen Gehaltes (die sogenannte Quarta) an den Bischof bezahlt, über deren Verwendung man nicht im Klaren ist. Diefs ist aber um so drückender, da er aufserdem noch für Präsentation, für das placitum regium, für die bischöfliche Investitur und für Installation sehr bedeutende Unkosten zu bestreiten hat, daher er seinen geistlichen Haushalt oft mit Schulden eröffnen mufs (I. 118 ff. II. 169).

d) Das *Emeritenhaus*, worin greise und dienstunfähig gewordene arme Geistliche ihre lezten Tage zubringen, ist so beschaffen, dafs sie es als „lezte schwere Prüfung vor ihrem Ende ansehen," in dasselbe einziehen zu müssen (I. 125 f.).

C) *Kirchliche Handlungen.*

a) „Das Mittelalter verbrauchte die *kirchliche Sym-*
„*bolik* oft genug zu Nutzen und Frommen des Aberglau-
„bens, *die Plebs* auch wohl *noch jezt*" (II. 214).

b) „Seit dem 8ten Jahrhunderte fing man an, anstatt „des Brodes und Weines *Geld* zu opfern," welches die Geistlichen bald sich ausschliefslich zueigneten. Viele Priester wurden blofse *Messenleser* (Mefsverkäufer); die feierlichste gottesdienstliche Handlung der katholischen Kirche wurde und ist noch überall ein Handelsartikel. *Messen* zu zahlen wird im Beichtstuhl als Bufse, *Messenstiften* den Sterbenden als Mittel, Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen, aufgegeben. Arme Leute markten mit dem Priester des Mefspreises wegen, reichere Priester übertragen ärmeren um ein geringeres Mefsgeld die Messen, die sie zu lesen nicht Lust oder Zeit haben (I. 275 ff.). Den dotirten Caplänen und Pfarrern „werden für ihr Salarium Messen angerechnet," deren manche zwei hundert und darüber jährlich zu lesen haben, woher es auch kommt, dafs „manche Geistliche bei ihrem Tode viele hundert Messen ungelesen zurücklassen" (I. 99. 100). Auch werden noch immer auf Verlangen des Volkes „Messen gelesen für alle möglichen Intentionen, um zeitliche Güter, für arme Seelen" u. s. w. (I. 281), und noch jezt wird „im Breslauer Alumnat die Lehre vom fructus „generalis der Messe (für Alle), vom fructus specialis „(für den Mefszahlenden), und vom fructus specialissimus „(für den Fungirenden) vorgetragen" (I. 283). Da also das Messelesen zu einem Erwerbszweig geworden, so ist „*die Courier-Eile*" erklärbar, „mit welcher (auch nach Hrn „D. S. 250) manche Priester den heil. Act *abdreschen*." (Wenige Zeilen vorher hatte Hr. D. seinem Gegner vorgeworfen, dafs er das *Betragen* mancher Messeleser als „*bengelhaft*" bezeichnet.) Berichtigend bemerkt Hr. D. noch (S. 253): „Die katholische Kirche soll wider die „*Bezahlung* der Messen von jeher geeifert haben? Das „ist nicht wahr. Nur gegen den Mifsbrauch hat sie nach„drücklich sich erklärt." (Als wenn das Mefszahlen nicht an sich selbst schon ein Mifsbrauch wäre?)

c) In Beziehung auf den *Nachmittagsgottesdienst* wird (I. 293) über das Absingen von Litaneien und das Abschreien des Rosenkranzes geklagt; von Hrn. D. aber (II. 256) nur gewünscht, „dafs der Seelsorger (bei dem „Katechisiren) nicht blofs bei dem Saganer Catechismus „stehen bleibe, und dafs der Staat ein *Coercitiv-Mittel* „anwende, die erwachsene Jugend ein Stündchen länger „vom Wirthshause zurückzuhalten." (Man sieht, die Römischen Katholiken bedürfen und wünschen überall die Beihülfe des weltlichen Arms!)

d) Bei dem Zusammenströmen der Geistlichen und Weltlichen zu den *Patrocinienfesten* der benachbarten Kirchen wird einestheils der Pfarrgottesdienst vernachlässigt, anderntheils das Bufsgeschäft durch die *Beichtconcurse* zur Mechanik (I. 373 ff.).

e) Noch werden die zahlreichen *Wallfahrtsorte* in Schlesien von Tausenden besucht, und von Breslau selbst gehen jährlich vier Wallfahrten nach verschiedenen Orten, von denen eine acht Tage Zeit nimmt. Unwiderlegt von No. II. werden von No. I. (565 ff.) als *Nachtheile* dieser Wallfahrten angegeben:

1) Begünstigung der Unsittlichkeit durch Hoffnung auf Ablafs;
2) Nährung des Aberglaubens, dafs Gott an einem Orte geneigter sei als an anderen;
3) Uebertreibung des Marien- und Heiligendienstes;
4) Nährung des falschen Wunderglaubens;
5) Veranlassung zur mannigfaltigsten Abgötterei;
6) Vernachlässigung des Pfarrgottesdienstes, und
7) Unwirksammachung des Bufsgeschäftes. Noch zu erwähnen ist auch, dafs die Geistlichen bei diesen Gelegenheiten sich „Opfer auflegen lassen für Messen," und dafs auch „bei dem Küssen des Muttergottes-

Digitized by Google

bildes" (wie in Spanien) Geld aufgelegt werden muſs (I. 360), woraus sich erklärt, warum auch in Schlesien die Wallfahrten vom Clerus begünstigt werden.

f) Häufig sind noch in Schlesien die „*Scapulir-*, „*Marianischen*, *Hedwigs-*, *Todesangst-Christi-Brüder-*„*schaften* und *Brüderschaftsfeste*," welche leztere mit groſsem Gepränge, *Verkündigung des Ablasses* u. s. w. gefeiert werden. In Breslau selbst gibt es noch eine „*Mariä-Reinigungs-*, eine *schmerzhafte Muttergottes-*„und eine *Rosenkranz-Brüderschaft*," deren lezteren Vorsteher der Fürstbischof selbst ist. (I. 367—369.) Daſs auch hierdurch finsterer Aberglaube, unchristlicher Dünkel, Mechanisirung des Gebets und abgöttische Marienverehrung erhalten und begünstigt werden müssen, erweist sich in Schlesien wie in Spanien, Italien und neuerdings wieder in Frankreich.

D) Kirchliche Ritual-, Andachts- und Lehrbücher.

a) Die *kirchlichen Formeln* bei Abhaltung des Gottesdienstes und bei Ausspendung der Sacramente und Sacramentalien (Missale und Rituale) sind alle in einer *todten*, der Ueberzahl der Laien unverständlichen Sprache geschrieben, und hierdurch der lebendigen Theilnahme der Laien entzogen, für das Bewuſstseyn der Meisten zur *gleichgültigen Formalität* oder zu heidnischer *Zauberformel* geworden. Hr. D. meint zwar (S. 220) „die fremde „Sprache sei wohl mehr geeignet die *Heiligkeit* (!) der „Handlung in den Augen des Volkes zu erhöhen;" indessen ist ihr Gebrauch offenbar dem Geiste des Christenthums, den ausdrücklichen Lehren des Apostels Paulus (1. Cor. XIV) und der allgemeinen kirchlichen Observanz der sieben ersten Jahrhunderte zuwider; die Wiedereinführung der Landessprache aber seit dem Anfange des sechszehnten, und besonders seit dem lezten Viertel des vorigen Jahrhunderts immer allgemeiner und dringender gefordert. Ob hierdurch, wie Hr. D. (S. 222) fürchtet, nicht „hinterher auch der *Catholicismus* in so viele Zweige „zerfalle," als die Liturgie in Zungen, ob also „das „Band der *Einheit*, welches alle Kirchen an die Römische „fesselt, nicht durch Wiedereinführung der Landesspra„chen zerrissen werde?" Auf diese Fragen ist nur dieſs zu erwiedern: daſs allerdings zwar der Catholicismus durch die kleinste Abweichung von der Römischen Musterkirche bedroht wird, eben weil die *Einheit* nicht mehr gesezt wird in christliche Liebe und in Uebereinstimmung bloſs im Nothwendigsten, sondern in äuſserliche durchgreifende Unterwerfung unter Rom und Römische Gesetzgebung; daſs aber gerade dadurch die Spannung gegen Rom und die Ablösung der Tochterkirchen von der Mutterkirche immer dringender hervorgerufen wird, je beharrlicher und grundloser diese leztere ihre elterliche Autorität und Meisterschaft behaupten will gegen die gegründeten Wünsche und Forderungen der mündig gewordenen Töchter. Dessen ungeachtet muſs zugegeben werden: 1) daſs das *Tridentinum* (S. 22 Can. 9 v. der M.) denjenigen anathematisirt, der sagt: „die Messe müsse nur in „der Landessprache gefeiert werden." 2) Daſs es (S. 25 Beschl.) dem „Urtheil und der Autorität" des Papstes die Ausgabe des Meſsbuches zugewiesen. 3) Daſs die Bestimmungen des Tridentinums so lange kirchengesetzliche Kraft haben, bis die kath. Kirche in Uebereinstimmung mit Rom Abänderungen darin getroffen (II. 221). 4) Daſs zur *Wirksamkeit der Sacramente* und des *Meſsopfers* das Verstehen der dabei gebrauchten Formeln gar nicht nothwendig sei (I. 225). 5) Daſs auch *Juden* und andere Völker in einer Sprache Gottesdienst halten, die nicht alle Theilnehmer verstehen, dagegen der Gebrauch der Landessprache den kath. Gottesdienst dem *protestantischen* verähnlichen würde (I. 232, 237). 6) Daſs gar Manches in den kirchlichen Formeln den heutigen Katholiken zum Gespött werden könnte, wenn es in der Landessprache vorgetragen würde (I. 233). Endlich 7) daſs ein Meſspriester doch nicht wohl in der ganzen Kirche verstanden werden könne, die fremde Sprache dagegen den beiwohnenden Gläubigen nicht in seinem Privatgebete störe (I. 234. II. 219). — Daher es auch hier, wie in allen übrigen Röm. kath. Institutionen heiſsen muſs: sit, ut est, aut non sit! . . .

b) Daſs das *Meſsbuch* (Missale) „ein reichhaltiges „Magazin des Aberglaubens und des religiösen After„dienstes" sei, daſs es Messen enthalte, „die sich auf „historische Irrthümer oder gar auf lügenhafte Nachrich„ten gründen," wie z. B. die Messe zum *Herzen Jesu*, die von der *Versetzung des Hauses*, worin Jesus und Maria gewohnt u. a. m., daſs die einzelnen Theile der Messe nicht in gehöriger Verbindung mit einander, und mehrere derselben theils ganz unpassend, theils unchristlich, und, wie das Staffelgebet, das Confiteor und Credo erst nach dem eilften Jahrhunderte eingeschoben worden, dieſs ist von No. I. (S. 244 ff.) erwiesen, und durch die geistreiche Deutung, die Hr. D. (S. 229—241) dem Meſskanon gegeben, auf keine Weise widerlegt. Auch

Digitized by Google

findet dieso Deutung sich in keinem allgemein recipirten Gebetbuch, und wird überdiefs von Hrn. D. durch die Bemerkung (S. 241) überflüssig gemacht, dafs es „darauf „nicht ankommt, ob Jedermann diesen Sinn vollständig „fasse, ob der *gemeine Mann* damit nicht vielleicht einen „*ganz verkehrten* Sinn verbindet; die *Würde* und *Heilig-*„*keit der Handlung* wird dadurch nicht verändert." — Erwähnung verdient etwa noch hier, dafs unter denen, vom Papst und der Congregatio sacr. rit. genehmigten Messen auch eine auf *Gregor VII.*, und eine auf *Pius V.* sich findet, und dafs in der Messe der unschuldigen Kinder Gott aufgefordert wird, „das Böse seinen Feinden mit „Bösem, und zwar siebenfach zu vergelten." (I. 252, 262. II. 243.)

c) Vom *Ritual* der Breslauer Diöcese gibt auch die (*kath.*) *theologische Quartalschrift* (1826. S. 516) zu, dafs es „*alle Mängel* der alten *kath. Rituale* habe, und dazu „noch einige weiter," wozu eben dort die Berufung auf die Nachtmahlsbulle (welche alle Nichtkatholiken verdammt), die Absolution gestorbener Excommunicirter (durch *Schlagen* des Leichnams oder des Grabes [verberetur]) *), der Wettersegen u. a. m. gerechnet werden.

Von No. I. wird dann noch vieles Einzelne aus jenem Ritual angeführt und als haarsträubender Aberglaube beklagt, wovon wir nur das Hervorspringendste hier erwähnen wollen. Im *Taufritus* heifse es: „darum, ver-„maledeiter Teufel, erkenne dein Urtheil und gib die „Ehre dem wahren Gott etc., ich beschwöre dich, du „unreiner Geist, dafs du weichest von diesem Geschöpfe „Gottes etc." (I. 304). Von der *Firmung* stehe nichts im Ritual, weil ihre Ausspendung „den sogenannten *ge-*„*meinen* Priestern untersagt" (I. 306), daher die dem Bischof vorbehaltene Firmung durch das Zusammenströmen oft mehrerer Tausende von Firmlingen zu einer leeren Ceremonie geworden ist, bei welcher oft „so „ärgerliche Scenen" sich ereignen (307). In der Abtheilung von der *Beichte* habe das Ritual die päpstlichen Reservatfälle aus der Nachtmahlsbulle als „*obligirend* (sic) „für den Kleriker aufgenommen." (298). Bei der wirklichen Beichte bestehe die Thätigkeit der meisten Geistlichen nur im Hersagen der vorgeschriebenen Lateinischen Formeln, und darin, dafs sie die Beichtlinge *als Strafe* „eine Anzahl von Vaterunsern und Ave Marien „beten lassen" (309—321). Auch lehre die Agende noch: dafs „wer den Namen Jesu oder Maria ehrerbietig „nenne, erhalte 20 Tage, wer die Lauretanische Litanei „bete, 200 *Tage Ablafs*" und dergleichen mehr (322). Bei der *Trauung* schreibe das Ritual den Schwur vor: „so wahr mir Gott helfe, die *ohne Erbsünde empfangene* „Mutter Gottes etc." (323), und nur wenn eine Trauungsrede bestellt und bezahlt werde, würden die Brautleute auf die Würde und Pflichten des Ehestandes aufmerksam gemacht (322). Der für die *lezte Oelung* von S. 257—302 des Rituals vorgeschriebene „Mischmasch von Gebeten, „Responsorien, Versikeln, Litaneien, Bibelstellen und „Evangelienstücken" entspreche keiner der Forderungen, welche die Religion für diesen Act an die Liturgie stelle (330). Aus den *Benedictionen* des Rituals wird u. a. angeführt: aus der *Salz- und Wasserweihe:* „damit du wer-„dest beschwornes Wasser, um zu vertreiben alle Ge-„walt des bösen Feindes, und ihn selbst sammt seinen „abgefallenen Engeln zu vertilgen durch die Kraft Jesu „Christi" (I. 333). In der Wasserweihe in der Vigilie von Epiphaniä heifst es: „Ich blase dich an, du ganze „Legion des Satans," und: „damit, wo du (Wasser) an-„gesprizt wirst, das *Heer der Engel* herabsteige." Dieses Wasser wird nach und nach 77mal bekreuzt (336, 337). Bei der *Hafer- und Kreideweihe* sei im Ritual auf die Constitution Benedicts XIII. verwiesen, welche den Gläubigen, die der Segnung der Kreide beiwohnen, 100 Tage Ablafs gewähre (335). Aus dem Pontificale rom. wird bei dieser Gelegenheit aus den Formeln der *Glockenweihe* angeführt: „damit dieses Gefäfs zu jeder Zeit, wenn es tönt, alle „Kraft der Nachsteller, die Phantasmata, *Sturm, Blitz,* „*Donner, Hagel — weichen*" (339). Ueberhaupt aber wird, in Beziehung auf die katholischen *Exorcismen* und *Weihungen* (I. 349, 350), auf die (von II. nicht in Abrede gestellten) Thatsachen aufmerksam gemacht, dafs die jenen Formeln zu Grunde liegende *„Teufelslehre"* bei dem grofsen Haufen „Aberglauben, Furcht, manchmal Ver-„zweiflung" bewirke, dafs sie die „verderblichsten Be-„griffe von den mit der Güte und Weisheit Gottes unver-„einbaren Einwirkungen des Teufels auf die Seelen und „Leiber der Menschen" verbreite; ja dafs „der gemeine „Katholik selbst seine Sünden und seine Laster dem „Teufel auf die Rechnung schreibe." Endlich heifst es (I. 350): „man sage nicht, aller der Unsinn, der in den „Benedictionen steckt, sei nicht *Lehre der Kirche.* Frei-„lich ist es nicht Lehre der katholischen Kirche, wie sie „*seyn sollte,* aber die *Hierarchie,* welche allen diesen „Unsinn in ihre *Verordnungen* und in öffentlich (amtlich?) „vorgeschriebene *Gebete* aufgenommen hat, bleibt doch „im vollsten Mafse verantwortlich."

(Der Beschluss folgt.)

*) S. *Rituale Vratisl.* ed. 1794. P. I. p. 120.

Digitized by Google

Nro. 31. u. 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

I. *Die katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen.*

II. *Ideen über den Catholicismus überhaupt, und über die katholische Kirche Schlesiens insbesondere, von J. J. Dittrich. Zur Widerlegung der Schrift: Die kathol. Kirche Schlesiens etc.*

III. *Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürstbischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit.*

(Beschluss.)

Der Ref. muss in Beziehung auf diese, wie auf alle ähnlichen Behauptungen auf seine Schrift: „*was „heifst Röm. kath. Kirche?*“ (Altenburg, Lit. Comt. 1828) verweisen, worin er dargethan zu haben glaubt, dafs, wenn von Lehre, Glaube, Disciplin der Röm. kath. *Kirche* die Rede ist, unter *Kirche* schlechthin nur die *Hierarchie*, und in dieser vorzugsweise der allein unverantwortliche Souverain derselben, der sogenannte Stellvertreter Christi, zu verstehen sei. Dafs aber das ganze Gebäude der Röm. kath. Kirche vor Allem auf der *Klerokratie*, d. h. auf der *göttlichen Macht* der *Priester*, und diese auf der (allerdings neutestamentlichen) Lehre von den *Teufeln* und auf der (kirchenväterlichen) Lehre von der *Hölle* beruhe, mithin auch ein Angriff auf diese Lehren ein Angriff auf jene sei, dieſs ist bis jezt durch keine Kritik des Werkes „*über allein seligmachende Kirche*“ als unrichtig erwiesen worden. Ob dann die Teufel im Wasser, im Sturm oder im Täufling beschworen, ob sie durch 3 oder durch 77 Bekreuzungen ausgetrieben, ob das bewufstlose Kind exorcisirt, der unverständige Knabe confirmirt, der gedankenlose Litaneienbeter mit Ablafs beschenkt, oder der Leichnam des Excommunicirten geschlagen würde, dieſs und alles Aehnliche ist unantastbar, so lange die Grundprincipien, aus denen es hervorgegangen, noch in voller Anerkennung stehen. Hinsichtlich der *Segnungen* haben wir dann nur noch zu bemerken, dafs No. I. in seinen blofs verneinenden Declamationen gegen dieselbe ein völliges Verkennen der Natur, wie der Geschichte zu Tage gelegt und eine ärgerliche Gereiztheit gezeigt hat, womit zuweilen eitle Beschränktheit dasjenige verwirft, was ihre Fassungskraft übersteigt und sie nöthigen könnte, ihre Beschränktheit zu gestehen. Dagegen hat No. II. in seiner emphatischen Apologie der Benedictionen (S. 292 — 297 u. a. a. O.) zwar Vieles zur Würdigung des Positiven in ihnen beigebracht, dieses Viele aber weder geordnet, noch in durchgängige Uebereinstimmung unter einander zu setzen gewufst. Auch steht mit den neutestamentlichen Ueberlieferungen in Widerspruch, dafs Christus die Kraft der Weihungen und Segnungen „*allein* und *ausschliefslich* auf das Gebet und „auf unbedingtes Vertrauen zu Gott“ (II. 293) gegründet habe, und verweisen wir defshalb nicht blofs auf die Briefe und die Geschichte der *Apostel*, sondern auch auf die *Matth.* 8, 3. 15. 9, 29. 17, 18. 19, 13. 20, 34. *Marc.* 6, 5. 13. besonders 16, 18. *Luc.* 4, 40. 5, 13. 6, 19. 8, 44 ff. 13, 13 u. s. w. angeführte *Thatsachen*. Wir glauben übrigens nicht zu irren, wenn wir annehmen, dafs Hr. D. zu dieser widergeschichtlichen Behauptung durch die willkürliche Voraussetzung hingetrieben worden, welche bei ihm (S. 294 und 295) zu Tage tritt. Er will nämlich (er *mufs*, wie alle strengen Römischen Katholiken) die durch Händeauflegung (auch von Nichtkatholiken) bewirkten (sogenannt magnetischen) Heilungen höchstens nur als etwas „*Animalisches*“ gelten lassen, die aber in keiner Beziehung mit dem *heil. Geiste* stehen können, welcher angeblich nur in der Röm. kath. Kirche, und, in dieser, nur durch seine erwählten Organe, die ordinirten Kleriker, wirksam seyn soll.

d) Das *Brevier*, d. h. das allgemeine Gebetbuch der Geistlichen, welches No. I. (S. 106 f.) „ein Machwerk „des Aberglaubens und der Barbarei,“ „ein Pasquill auf

Digitized by Google

„die christliche Religion" nennt, enthält, selbst nach No. II. 165, „allerdings *vieles* der Verbesserung *Bedürf-*
„*tige*," und daraus, dafs Hr. D. sich „oft an seinem Inhalt
„erbaut," will er nicht gefolgert wissen, dafs es nicht
„eine *gründliche Reform* verdiene und fordere, und dann
„für Nonnen nicht in die *Landessprache* zu übersetzen
„sei. Beides sei vielmehr höchst wünschenswerth." Wir erinnern, dafs dem Tridentinum zufolge auch das *Brevier* vorzuschreiben der päpstlichen Autorität überlassen worden ist.

c) Auch von den vielen *Gebet- und Andachtsbüchern* des Volkes (der Laien), in welchen (nach I. 141) „die
„schändlichsten Lügen, die allerwidrigsten Begriffe von
„Gott *), der Religion, der Tugend, den Pflichten, der
„Verehrung der Heiligen und dem praktischen Christen-
„thum enthalten sind," wird (von II. 187) eingeräumt: dafs *„die meisten* durch *bessere* ersezt werden möchten!" Ob jedoch das „bessere" *wirklich* auf *gute* Gebetbücher zurückweisen könne, zeigt sich No. II. 196, wo *„viele"* Gebetbücher als *„höchst tadelnswerth"* und als „Nieder-
„lagen crasser Superstition" bezeichnet werden. Manche dürften meinen, bei der immer steigenden Thätigkeit der Bibelgesellschaften seien bereits auch in Schlesien so viele *neue Testamente* in Umlauf, dafs hierdurch die nachtheiligen Einwirkungen jener fanatisirenden Gebetbücher paralysirt würden. Indessen hatte es für den Bischof von Breslau nicht des fulminirenden Umlaufschreibens des jetzigen Papstes (vom 3. Mai 1824) gegen jene Vereine bedurft; denn schon durch ein bischöfl. Rescript vom 22. Jan. 1822 war der Schlesische Clerus angewiesen, die etwa von Bibelgesellschaften den Katholiken angebotenen Bibeln zu remittiren; daher denn noch im vorigen Jahre Hr. Pfarrer *Härtel* **) berichten konnte: dafs „unter den
„Katholiken Schlesiens Tausende von Schulkindern die
„Bibel nicht kennen, Tausende von Familien sie nicht be-
„sitzen, und er sich getraue, kathol. Dörfer anzugeben,
„in denen auch nicht Eine Bibel, nicht einmal ein neues
„Testament zu finden sei."

f) Vom Saganer *Catechismus*, welcher, nach I. 133, „in der Breslauer Diöces vorgeschrieben ist," wird ebenfalls von No. II. (S. 187) zugegeben, dafs er durch einen *besseren* ersezt werden möchte, und selbst das *dritte Heft* „von der kathol. Kirche" (herausg. vom Pfarrer v. *Dittersdorf*, 1827) zählt einen „tüchtigen Catechismus" zu seinen Desideraten. Wenn freilich No. I. (S. 133, 134) besonders rügt, dafs jenes Schulbuch durch seine scholastischen Definitionen und seine Lehren von der Dreieinigkeit, Erlösung, Erbsünde u. s. w. die Religion zur blofsen *Gedächtnifssache* mache, dafs es das praktische Christenthum vernachlässige u. s. w., so ist dieſs ein Tadel, der die meisten Röm. kathol. Katechismen trifft. Wenn er sogar (S. 134) sich darüber formalisirt, dafs der *Glaube* darin definirt wird als „ein Licht, eine Gnade Gottes,
„vermöge welcher wir *Alles* für wahr halten, was Gott
„geoffenbart und *seine Kirche* uns zu *glauben* vorgestellt
„hat," so protestirt er hierdurch gegen die *Grundlage* der katholischen Kirche, wie sie im Römischen, im Kanisischen, wie in jedem von Rom genehmigten Catechismus sich ausgesprochen findet und finden mufs. Indessen genügt allerdings, um den Saganer Catechismus überhaupt, und, wir möchten fast sagen, als policeiwidrig zu charakterisiren, dafs darin (nach I. 135) aus dem heil. Basilius erwiesen wird, „wer zehn Mal H... rei getrie-
„ben, sei 70, wer fünf Mordthaten begangen, 100 Jahre
„Buſse zu thun schuldig."

E) *Charakteristik der Röm. kathol. Kleriker und Laien Schlesiens.*

a) Es könnte fast überflüssig scheinen, noch besonders von dem Zustand der intellectuellen, moralischen und religiösen Bildung der Schlesischen Katholiken zu sprechen. Sind die Functionen der Capläne und Pfarrer im Allgemeinen schlecht remunerirt, legt der Cölibat dem kräftigen Lebensalter oft nutzlose Kämpfe auf, zeigt ein dürftiges Emeritenhaus nur ein trauriges Ende verkümmerter Lebenstage, so werden sich von den Menschen, wie sie einmal sind, nur wenige aus Edelmuth, die meisten nur aus Noth zum geistlichen Stande bestimmen. Sind diesemnach die Bildungsmittel der künftigen Kleriker dürftig, ist auch die Anstalt zu ihrer Ausbildung mangelhaft, nöthigen gehörige Vorprüfungen und Concurse *) die Candidaten nicht zu Ergänzung jener Mängel durch selbsteigene Arbeit, so kann schon vorab von der Mehrzahl der angestellten Geistlichen auch nur nothdürftige

*) In der Lauretanischen Litanei wird Maria „die Mutter
„des Erschaffers" genannt (I. 379).

**) Fliegende Blätter zum Heil der christkathol. Kirche Schlesiens; herausg. von einem evangel. Geistlichen, dem Pfarrer Härtel zu Karoschky; erstes Heft. 8. 21.

*) Seit Erscheinung von No. I. sind durch eine fürstbischöfliche Currende Concursprüfungen für die Pfarreien *bischöflicher* Collation angeordnet worden.

Digitized by Google

Bildung erwartet werden. Besteht dann ferner die Hauptgrundlage des kirchlichen *Glaubens* in der Unterwerfung des selbstthätigen Denkens unter die amtlich zu *glauben*, d. h. *mündlich zu bekennen* gebotene Ueberlieferung, und der Hauptartikel der *Disciplin* in durchgreifendem Gehorsam unter einen, für untrüglich zu haltenden Souverain; ist überhaupt also die äufserliche Uebereinstimmung und Vereinigung mit Rom die Hauptsache; bestehen die wesentlichsten *Functionen* der Geistlichen in *Ceremonien* und Wiederholung unverstandener *Formeln;* wird bei den gottesdienstlichen Handlungen die Hauptwirksamkeit in die *mysteriöse Gewalt* eines *mysteriös bevorzugten* Standes gesezt: dann ist es fast unausbleiblich, dafs die Mitglieder dieses Standes wissenschaftliche Beschäftigungen nicht blofs für überflüssig, sondern selbst für glaubensgefährlich halten, und, wie Fabrikarbeiter, von ihrem amtlichen Mechanismus und Brevierbeten am liebsten zu zeitlichen Vergnügungen übergehen. Hierdurch wird dann allmälig die Energie des Geistes abgestumpft, die Macht der Sinnlichkeit vergröfsert, und so die Seele zulezt waffenlos gegen Versuchungen zur Uebertretung des *Cölibats*, welcher ohnehin, wie jede gewaltsame Trennung von der Natur für einander bestimmter Elemente, die Geschiedenen um so gewaltsamer wieder zu einander hinzieht, je mehr das Willkürliche oder Unnütze solcher Scheidung zur Vorstellung kömmt, je weniger Ersatz für dieselbe geboten ist. Eine solche Uebertretung aber, als *Eidbruch*, als Verläugnung Gottes, zerbricht dann auf immer, bei besseren Naturen, den inneren Frieden und die Gemüthsstärke, die dem Seelsorger unentbehrlich ist, bei gemeineren Menschen — die Scham und Scheu, die sie noch äufserlich in den Schranken des Ziemlichen zurückhielten. Wir übergehen alle übrigen so laut und so viel beklagten furchtbaren Folgen des Kirchengesetzes, welches unmenschlich, unchristlich und widerrechtlich noch *unerfahrenen* Menschen als Bedingung zum Eintritt in einen durch seine erhabene Bestimmung so *anziehenden* Stand einen Eid auferlegt, der sie *für ihr Lebenlang* des Gebrauches ihrer rechtmäfsigen Freiheit beraubt, und sie zur bewufstlosen Vermessenheit anhält, sich in einer Beziehung für impeccabel und nach einer Seite hin für unüberwindlich zu erklären, nach welcher sie weder die Stärke des Angriffes, noch die Kraft des Widerstandes zum Voraus ermessen können. Wir fragen nur noch, ob nicht die Kirchengeschichte und noch jezt der Zustand unvermischt katholischer Länder unwidersprechlich zeigen, welchen verderblichen Einfluss jenes Gesetz auf den kathol. Clerus ausgeübt habe und noch immer ausüben müsse, so lange der Priester nicht wirklich durch die Weihe mit unverbrüchlicher Seelenstärke über die menschliche Gebrechlichkeit erhoben wird?

b) Was aber läfst sich, unter solchen Voraussetzungen überhaupt genommen vom Röm. kath. Clerus erwarten? Hierauf geben uns jezt noch Spanien und Portugal, der gröfste Theil von Irland und Italien, und die meisten blofs katholischen Dörfer der übrigen Länder, mehr als zureichende Antwort.

Was ist anderseits von den Laien zu erwarten, wenn ihre auserwählten Vorstände, wie z. B. in Spanien *) zum grofsen Theil mit geheucheltem Fanatismus verborgenen Unglauben, mit ascetischen Geboten einen schwelgerischen Lebenswandel, mit unbeschränkter Autorität und Arroganz die gröfste Geistesbeschränktheit verbinden? Was ist endlich von der katholischen Bevölkerung Schlesiens zu erwarten, welche zwar zum Theil mit anderen Confessionen vermischt, zum Theil aber, und namentlich in den ärmeren Gegenden, sich selbst überlassen ist, welche zugestandener Weise in ihren kirchlichen Einrichtungen, gottesdienstlichen Handlungen, Gebräuchen, Ritualen, Gebet-, Erbauungs- und Lehr-Büchern noch so viel der geistigen und moralischen Ausbildung Hinderliches festhält, noch so eng an die antiquirte, unreformirte Römische Muster- und Meisterkirche sich anschliefst? Es könnte, wie wir Eingangs dieser Betrachtung bemerkten, überflüssig scheinen, noch besonders auf die Bemerkungen einzugehen, welche in den angezeigten Schriften gegen und für den Bildungszustand der Schlesischen Katholiken enthalten sind. Um jedoch das Urtheil über dieselben zu erleichtern, erlauben wir uns noch Folgendes zu bemerken:

1) Durchaus zu unterscheiden sind die Orte, welche blofs von Katholiken, von denen, die auch von anderen Confessionen bewohnt werden, die gröfseren Städte von den Flecken und Dörfern, die höheren, bemittelten Stände von den ärmeren, endlich die Deutschen Bevölkerungen von den Slavischen, so dafs eine Stufenleiter anzunehmen ist, welche in die mittelalterliche Barbarei und Unsittlichkeit der *unvermischten, Slavischen, katholischen Dorfbewohner* sich einsenkt, und so allmälig auf-

*) S. die Schriften von Blanco White, die Mémoires von Girardin u. s. w.

Digitized by Google

steigt bis zu einzelnen sehr gebildeten, wesentlich protestantischen, nur äufserlich katholischen Bewohnern der *gröfseren, gemischten, Deutschen Städte.*

2) Durch diese Unterscheidung und Stufenleiter wird der grelle Widerspruch erklärbar, in welchem die verschiedenen hierüber gewechselten Schriften gegen einander stehen, indem man bei ihnen wohl auf beiden Seiten Einiges, aber doch keineswegs Alles dem blofsen Parteigeist zuschreiben kann. Spricht daher Nr. I (S. 40) von „*einer Menge* von Seelsorgern, die ihre Pflichten in ih„rem ganzen Umfange erfüllen," dann aber (S. 41) von der „*grofsen Menge* der übrigen, die nichts seien als „Caricaturen ihres Berufes," findet dagegen Nr. II (S. 78) dieses Leztere „*weit übertrieben*"; und scheint der Fürstbischof (Nr. III. S. 13) zufrieden mit „*bei Weitem dem „gröfsten Theile,*" seines „ehrwürdigen Diöcesanclerus," so ist hier wohl leicht die richtige Diagonale zu ziehen. Nimmt man hierzu, dafs die einzelnen, von Nr. I zur Charakteristik des *Schlesischen* Clerus angeführten, höchst *betrübenden* Thatsachen von seinen Gegnern nicht widerlegt worden, dafs eben so die „*freimüthigen Aeufserun„gen üb. den sittl. u. kirchl. Zustand Oberschlesiens*" *etc.* *) und die, zur Vertheidigung ihres Verf. erschienene „*Ober„schlesische Finsternifs*" (8. Breslau 1827) von ihren Gegnern nur in wenigen Punkten der Uebertreibung überwiesen werden konnten, dafs andrerseits die reformatorische Bittschrift (vom 2ten Nov. 1826) von *Niederschlesischen* Geistlichen ausgegangen, dafs schon viele Geistliche, selbst *gegen wiederholte Mandate des Doms*, zweckmäfsige Aenderungen im Gottesdienst haben eintreten lassen (I. 355 ff.), dafs gerade unter den Klerikern der Städte, den Erzpriestern und Pfarrern, sich „eine be„deutende Anzahl" von *Freimaurern* findet (I. 95), dann wird man eine richtige Vorstellung gewinnen von jener Stufenleiter, die anfängt bei jenen *Slavischen Landgeistlichen*, welche „nur dürftig Deutsch lesen und schreiben „können," „in der Kirche die Zucht mit Kantschu oder „Ochsenziemer handhaben," „für das Begräbnifs eines „armseligen Bauern oft 20 bis 30 Thlr. fordern," und in sinnlicher Genufssucht mit den Laien wetteifern **), welche Stufenleiter aber ausläuft in jene geistlichen Schriftsteller, welche, wie z. B. der Verf. von Nr. I noch weit weniger katholisch sind als die tolerantesten Supernaturalisten unter den Protestanten.

3) Hierdurch erklärt sich dann auch der Widerspruch, in welchen, (nach Nr. II, 227) der Verf. von Nr. I. zu verfallen scheint, indem er einmal das Schlesische (Laien-) Volk schildere als „in *Dummheit und Aber„glauben versunken*," „als *lasterhaft* und stockdumm „u. s. w.," dann aber, wo er behaupte, das „*Volk* wünsche „allgemein und laut eine Aenderung im Gottesdienst," versichere: „es habe zum grofsen Theil einen *unbefan„genen Verstand, einen offenen Sinn und ein empfäng„liches Herz*; und zeige gar oft einen hellen Blick und „gesundes Urtheil." Offenbar nämlich ist die Stufenleiter der Laien noch gröfser als die der Kleriker. Gibt es, wie nicht in Abrede zu stellen, im Polnischen Oberschlesien Geistliche, wie die oben bezeichneten, gibt es dort Pfarreien von 8 bis 10 Dörfern, wo die Kinder, die überdiefs neun Monate lang zur Hütung des Viehes gebraucht werden, eine Meile und mehr zur Schule zu gehen haben, vereinigen sich Gutsbesitzer und Juden, um die Trinksucht der Bauern immer mehr zu steigern, wird es dann, um diese Sucht zu befriedigen, zur Sitte, dafs selbst die Mitglieder der Familie sich einander bestehlen, wird nun vom Geistlichen das Böse und Ueble den Einwirkungen des Teufels, das Gute und Angenehme der Vermittlung der Heiligen, die Erwerbung des ewigen Heiles dem fleifsigen Anhören der Messe, der Beobachtung der Fasten, den Wallfahrten, Ablässen und der Heiligenverehrung zugeschrieben *), wie fern stehen dann solche barbarisirte Dorfbewohner von jenen gebildeten Städtern, welche, wie Nr. I. (S. 138) berichtet, „für sich „auf einsamem Pfade *das helle, lebendige Christenthum su„chen*, daher unter ihnen, trotz *allen* (sic!) Verboten „und Verfluchungen, das Lesen der *h. Schrift* immer mehr „zunimmt, und die *Stunden der Andacht* fast in allen „Familien zu finden sind?" — So viel geht jedenfalls

*) Breslau, im Verlage von Gruson und Comp. 43 S. (Dem Vorwort zufolge bestimmt, bald nach dem 1817 gefeierten Reformationsfeste zu erscheinen.)

**) Freimüthige Aeufserungen S. 17 — 21.

*) *Ebend. passim.* Auch Nr. I. sagt in seiner harten Redeweise: „Bei dem *gemeinen Katholiken* ist Gott fast nichts, „der Teufel und die Heiligen regieren die Welt" (S. 394); und (S. 350): „Er stellt sich vor, dafs der Teufel auf der „linken Seite unablässig seine Kniffe anwende, um sei„nem Feinde, dem Schutzengel auf der rechten Seite, „eine Nase zu drehen, und den Menschen zu irgend ei„nem Schelmstück zu verführen." Vergl. noch S. 132, 138, 160, 365 und 394.

Digitized by Google

aus allen, über die Schlesische Kirche gewechselten Schriften, aus ihrem reifsenden Abgange, aus den fürstbischöflichen Umlaufschreiben und den noch geltenden kirchlichen Büchern und Formeln, so viel geht mit Gewifsheit aus ihnen hervor, dafs unter denen, welche noch den *Namen von Katholiken* in Schlesien tragen, sich unzählige Abstufungen finden von Solchen, welche noch, *ächt kirchgläubig,* ächt Römisch-katholisch ohne Weiteres dasjenige für wahr annehmen, was ihre Kirche ihnen durch ihren Geistlichen zu glauben gebietet, bis zu Solchen, welche ohne, ja selbst mit Bewustseyn nur dasjenige annehmen, was ihnen eben beliebt, und was im besten Falle sich *ihrer* Vernunft, als zur Moralität hinführend, legitimiren kann.

*

V. Der vorhergehende Abschnitt wird hoffentlich zur Genüge dargethan haben, wie viele Mängel durch die angezeigten Schriften zur allgemeinen Kenntnifs gebracht worden sind, was allerdings zu deren künftigen Abstellung als nothwendig anzusehen ist. Es wird aber ebensowohl einleuchtend geworden seyn, dafs es sich hierbei im Grunde nicht sowohl von partiellen Rectificationen des kirchlichen Wesens, als von einer totalen eigentlichen Reformation handle, indem nicht blofs gegen diesen oder jenen localen Mifsbrauch, sondern fast durchgängig gegen *ächt-Römisch-katholische* Lehre, Disciplin und Gebräuche, und zwar mit *individuellem Raisonnement gegen die Autorität der Kirche* angekämpft wird, wodurch auch die in No. III. (dem fürstbischöflichen Umlaufschreiben vom 18. Jan. 1827) herrschende Entrüstung erklärt und gerechtfertigt wird. Es gibt sich dieser Radicalismus besonders dadurch zu erkennen, dafs die Abstellung aller sogenannten Mifsbräuche nicht von dem Papst, der einzigen rechtmäfsigen obersten Kirchenbehörde, erbeten oder erwartet wird, sondern bald (mit Freiherrn v. Wessenberg) von einem zu ernennenden Deutschen *Primas* (I. 12), bald (mit Pereira, Marca u. a. m.) von dem *Bischofe* als „Mithierarch" des Römischen Bischofs (I. 91 ff.), bald von *Commissionen* aus *Priestern* zusammengesezt *), bald sogar vom *Staate* (I. 93) oder vom „*Fürsten*" (I. 403), und einem, selbst theilweis *aus Nichtkatholiken* bestehenden *Kirchen- und Schulrath* (I. 404). Dafs aber nicht nur eine solche Anflehung des weltlichen Armes zur Ausrottung des Vernunftwidrigen, sondern auch jede Protestation gegen die päpstliche Souverainetät auf völligem Mifsverstehen des historisch-gegebenen Catholicismus beruhe, und unvermeidlich zur Auflösung der Römisch-katholischen Kirche in National- und dieser in unendlich viele Local-Kirchen hinführe, dieſs glaubt Ref. in seinen Schriften über die Römisch-katholische Kirche erwiesen, und im Vorhergehenden hinlänglich ausgeführt zu haben. Er findet sich hierin überdiefs in vollkommener Uebereinstimmung mit dem „*Katholiken,*" welcher (Juliheft 1827, S. 75) *beifällig* aus einer Schrift des Hrn. *Jul. Müller* *) anführt: „Wer dem Catholicismus zumuthet, seine eigene „Geschichte zu vernichten, und in Lehre, Cultus und Ver„fassung zur Einfachheit der urchristlichen Kirche zu„rückzukehren, der muthet ihm zu, sich selbst und seine „ganze Eigenthümlichkeit zu vernichten; denn eben da„durch ist der Catholicismus Catholicismus geworden, „dafs in ihm der urchristliche Typus in einer *bestimmten „Richtung* entwickelt und ausgebildet worden ist." Welches diese bestimmte Richtung sei, dieſs findet sich in der trefflichen (katholischen) *theologischen Quartalschrift* deutlich ausgesprochen: „So sehen wir (heifst es Jahrg. 1826. „S. 522) in den Zeiten der Fränkisch-Carlowingischen „Monarchie das *monarchische* Princip in der Kirche her„vortreten, mehr hervorgerufen als sich selbst hervor„drängend. Aber war es einmal im Gange, so war es „natürlich, dafs es seine Richtung verfolgte, und *bis auf „unsere Zeiten nicht aufgehört hat, zu verfolgen.*" Wenn aber dieselbe Zeitschrift hinzusezt: „Was für jezt und für „die Zukunft in kirchlicher wie in politischer Hinsicht „*vernünftigerweise* zu erstreben ist, ist eine *constitutionelle Monarchie;*" wenn in Deutschland überhaupt die antiromanischen Grundsätze eines *Riegger, Pehem, Rechberger, Sauter* u. A. als Kirchenrecht, die reformatorischen Arbeiten eines *Werkmeister, Winter, Pracher, Huber* u. A. für die Liturgie immer allgemeinere Anerkennung finden, und selbst Vertheidiger der Römisch-katholischen Kirche dem *Staate* die Befugnifs zugestehen, „die Aus„übung der päpstlichen Obergewalt auf seine Weise zu „modificiren," wie selbst durch Eingehung von Concordaten vom *Papste* anerkannt werde (II. 59); wenn in dem fast ganz katholischen Frankreich die antikatholische Partei der Liberalen die Oberhand gewonnen hat, die von

*) *Erster Sieg des Lichts* etc. S. 38. 39.

*) *Zur Beurtheilung der Schrift:* Die katholische Kirche Schlesiens, von einem evangel. Geistlichen. Breslau 1827. 2te Aufl. S. 20.

Digitized by Google

Rom aus verdammte Declaration von 1682 von allen Geistlichen beschworen werden mufs, und selbst der älteste Sohn der Kirche die lezten Stützen derselben, die von Pius VII. restaurirten Jesuiten umstürzen läfst; wenn selbst Mexico und Brasilien dem päpstlichen Stuhle mit einem Schisma drohen: dann wird man die Schriften über die katholische Kirche Schlesiens nur noch als eines jener unzähligen Symptome ansehen, welche den baldigen Einsturz der römischen Klerokratie verkündigen; man wird es dann auch verstehen, was Leo XII. damit meinte, wenn er in diesem Jahre, selbst gegen das Herkommen, für die Vigilie vor Mariä Geburt einen *Festtag* ausgeschrieben *), und in dem betreffenden Edicte mit 100 Scudi Geldstrafe und ein Jahr öffentlicher oder Galeerenarbeit jeden Gastwirth bedrohte, welcher Fleisch, Eier oder Milch zu essen geben oder verkaufen würde, welches geschehe, „um „die grofse *Mutter Gottes* um ihren hülfreichen Beistand „und Schutz *in den jetzigen dringenden Bedürfnissen der „h. Kirche anzuflehen.*"

Dr. Friedr. Wilh. Carové.

XIV.

Sapphonis Mytilenaeae fragmenta. Specimen operae in omnibus artis Graecorum lyricae reliquiis excepto Pindaro collocandae. Memoriam anniversariam inauguratae ante hos 284 *annos scholae provincialis Portensis d.* 1. *Nov.* 1827 *pie celebrandam indicit D. Christianus Friedericus Neue, Professor.* Berolini, ex officina G. C. Nauckii. 1827. 106 S. gr. 4.

Die unverächtlichen Bemühungen der lezten Jahrzehnte, die Bruchstücke von gröfsern oder mindern Theils verloren gegangenen schriftlichen Werken der Alten zu sammeln und zu bearbeiten, sind wohl im Allgemeinen durch das Bedürfnifs veranlafst, auf solchem Wege das ganze Gebiet des classischen Alterthums durch Ergänzung und Vervollständigung einzelner Felder zusammenhängender und richtiger zu erkennen und zur Uebersicht zu bringen. Was die Fragmentsammler früherer Zeiten betrifft, so fürchten wir nicht ungerecht zu seyn, wenn wir behaupten, dafs allein eine oft blinde Verehrung gefeierter Namen auch in den geringeren Ueberresten classischer Zunge sie zu solcher Beschäftigung hinzog; nur bei Einzelnen vielleicht — wie bei Ursinus — dürften wir einem dunklen Vorgefühle von höherer Bedeutsamkeit die Vorarbeiten zu späterer Bearbeitung zu danken haben. Aber auch die Arbeiten neuerer Zeit in diesem Fache erscheinen in ihrer Anlage so verschiedenartig, dafs wir uns nicht erwehren können zu bemerken, wie Zweck und Bedeutung solcher Sammlungen den Herausgebern nicht eben immer bestimmt und klar vor Augen gewesen seyn mögen. Ganz besonders wird man dieſs von den Fragmentsammlungen Griechischer Dichter gelten lassen müssen, so ergiebig freilich unsere Zeit gerade an solchen gewesen ist. Um unsere, so viel wir wissen, von Andern noch nicht öffentlich und im Zusammenhang ausgesprochene Ansicht über diesen Gegenstand darzulegen, mit besonderer Rücksicht auf die eben angedeutete Gattung, so dürften unsere Anforderungen hier zweierlei Art seyn: solche, die wir an die Herstellung der Fragmente selbst, und die wir an die Bearbeitung der das Leben und die Kunst des Dichters betreffenden Zeugnisse machen. Es wird kaum nöthig seyn dabei zu bemerken, dafs sie lediglich den Grundsätzen entsprechen, die für die Behandlung minder und nicht fragmentarischer Werke anerkannt sind, nur durch die verschiedene Natur der literarischen Objecte modificirt. Wir fordern also zunächst von einem Herausgeber solcher Fragmente ein fleifsiges Sammeln, unbefangen prüfendes Sichten, zweckmäfsiges Ordnen, sorgfältiges Herstellen und in besonderen Fällen auch gründliches Erklären derselben, kurz und deutlich, doch nicht ohne dem Leser durch vollständige Einsicht der Quellen freies Urtheil zu gestatten. Wir verlangen aber auch weiter von ihm, dafs er eine möglichst vollständige Sammlung des Stoffes über Leben und Schriften des Dichters also durchdringe und verarbeite, dafs neben der Ermittelung von dessen Lebensumständen auch sein künstlerischer Standpunkt aus seinen Leistungen im Einzelnen möglichst bezeichnet, und durch Nachweisung seiner Beziehungen und Verhältnisse zu seinen Vorgängern in denselben oder verwandten Dichtungsarten die einzelne Erscheinung mit dem Ganzen in Zusammenhang gebracht werde, damit sich die Lücken der wissenschaftlichen Uebersicht so viel als möglich durch solche Monographien ergänzen. Es könnte nun erlaubt scheinen, diese zwei Haupt-Gesichtspunkte bei der Bearbeitung zu trennen, und sich den einen mit Ausschliefsung des andern zur Bearbeitung zu wählen. Allein dürfen

*) S. Morgenblatt vom 14. Octob. 1828.

Digitized by Google

wir gleich derartigen Arbeiten, wohin namentlich hier die Gaisford'schen und Blomfield'schen Sammlungen gehören, einen gewissen Werth nicht absprechen, so sind doch die Beziehungen der Fragmente auf die übrigen die Dichter selbst betreffenden Zeugnisse, und umgekehrt, so mannigfach und oft so eng, dafs sich die Vernachlässigung der einen nothwendig bei der Behandlung der andern rächt. Noch weniger aber wird dem Bearbeiter hier von den angedeuteten Gesichtspunkten eine beliebige Auswahl zu gestatten seyn; und haben manche vielleicht durch solche unzeitige Kürze dem übrigens nichtigen Vorwurf unnöthiger Weitschweifigkeit oder der Zersplitterung der Wissenschaft entgehen wollen, so haben sie sich eben dadurch, dafs sie die Einheit ihrer wissenschaftlichen Aufgabe verkannten und aus den Augen liefsen, erst recht wehrlos gegen ihn gemacht.

Wir sehen uns zur Voraussstellung dieser allgemeinen Bemerkungen bei der Anzeige vorliegender Ausgabe der Sapphischen Fragmente um so mehr veranlafst, als sich dieselbe als Probe der Bearbeitung eines gröfsern Ganzen ankündigt, das von der gesammten Griechischen Poesie einst einen nicht unbeträchtlichen Theil ausmachte, und noch jezt in mehrfacher Hinsicht für dieselbe von Bedeutung ist. Wir möchten nun den Herrn Herausgeber, der seinen Beruf zu dieser Arbeit bereits durch die Ausgabe des Bakchylides beurkundet hat, zuvörderst unsere Anerkennung des Werthes seiner Leistungen im Allgemeinen in dem Zugeständnifs finden lassen, dafs derselbe die aufgestellten Gesichtspunkte vor Augen gehabt; der Zweck und die Weise dieser Blätter, so wie unsere eigene Ansicht von der Angemessenheit öffentlicher Beurtheilung, die das Besondere aufs Allgemeine zurück führen und dieses durch jenes begründen, und sich nicht im Einzelnen verlieren soll, erlaubt uns nur, hier in einer übersichtlichen Inhaltsanzeige mehr zusammenfassend anzudeuten als einzeln auszuführen, in wie weit die Bearbeitung den obigen Forderungen entspricht. Eine durchgehende Kritik des Einzelnen geht leicht in ein bloßes Entgegenstellen von subjectiven Ansichten über, und scheint uns die gefährlichste Klippe für den freiern, edlern Betrieb unserer Wissenschaft zu seyn; wir wünschen und hoffen, dafs der achtungswerthe Hr. Herausgeber dieſs in dem Folgenden als unsere Ansicht wahrnehme, und wo wir hier und dort, mehr jedoch über die Anordnung als über den Inhalt des Stoffes, abweichender Meinung sind, nur unseren Wunsch erkenne, zum Heil der Wissenschaft einem verdienstlichen Werke seinen Werth noch möglichst erhöht zu sehen. Auch dafs wir nicht ohne Noth schon Gesagtes wiederholen mögen, wird uns der Verständige nicht verargen; wir verweisen daher über Manches gern auf eine in des *Hrn. M. Jahns* Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1828 Bd. I, Heft 4. S. 389 — 433, mitgetheilte Abhandlung von *Hrn. Professor Welcker*, in welcher namentlich eine ausführliche Kritik der Neue'schen Recension der Fragmente mit eben so viel Geschmack als Gelehrsamkeit, und mit der Zugabe reichhaltiger antiquarischer Bemerkungen gegeben worden ist, weſshalb wir, diese fast übergehend, auch im Uebrigen das dort Gesagte nur mehr zusammenfassend bestätigen oder es ergänzen und in einzelnen Fällen, unserer Ansicht nach, berichtigen zu dürfen glaubten.

Auf den ersten 18 Seiten der Neue'schen Schrift, die sich eines durch Format, Druck und Papier gefälligen Aeufsern erfreut, sind die Angaben über das Leben und die Gedichte der Sappho geordnet und die wahrscheinlichen Ergebnisse daraus gezogen. Was zuerst die Namen der nächsten Angehörigen der Dichterin betrifft, so ist aus den zwölf mehr oder weniger verschiedenen Namenformen des Vaters *Skamandronymos* als der muthmafslich wahre aus guten Gründen bezeichnet. — Die Mutter wird *Kleis* (*Kleïs* aeol.) genannt in einem Epigramm der neun Lyriker, und bei Suidas und Eudokia. Selbige sind freilich wohl nicht für mehr als Eine Gewähr zu nehmen, und *Hr. Neue* besorgt deſshalb, der Name sei, wegen der häufigen Namen-Gleichheit von Grofseltern und Enkeln, von der Fr. 76 erwähnten Tochter der Sappho auf deren Mutter übertragen. *Welcker* (S. 395) scheint jedoch dieser Name nicht von der Tochter der Dichterin entnommen, sondern geradezu in dem Sinne gedichtet zu seyn wie *Eukleides* als Vater des Stesichoros *), *Megakleia* als Gattin, *Kleidike* als Mutter, *Eriti-*

*) Doch scheint beiläufig eben dieser *Eukleides* zu warnen vor allzuschneller symbolischer oder mythificirender Erklärungsweise, oder wie man sie nennen will, die leicht auch Historisches verflüchtigt. Ref. glaubt in seiner Diss. de vita Stesich. Sect. III. not. 5 dargethan zu haben, dafs dieser Dichter kurz nach der Gründung Himera's geboren ist; nun nennt auffallend genug, was er in der genannten Schrift übersehen zu haben bedauert, Thukyd. VI, 5 unter drei Gründern der Stadt aus dem Chalkydischen Zankle zuerst einen *Eukleides*, welcher Umstand jener Etymologisirung des Namens wenigstens das Gegengewicht hält.

Digitized by Google

mos als Bruder des Pindaros. Diese Ansicht ist aber nicht sowohl im Widerspruch mit der von *Hrn. Neue*, als dafs sie vielmehr die Namengebung beider Angehörigen der Dichterin gleicherweise erklärlich macht. Uns ist nicht unwahrscheinlich, dafs, hiefs einmal durch Zufall oder Wahl die Mutter so, ihre Tochter später auch die Enkelin, wie sonst nur bei Männern geschah, zur Erbin eines Namens machte, der ihr aus kindlicher Liebe oder auch wegen seiner Bedeutung werth war. — In den Annahmen zur Erklärung der Worte des Suidas: *ἐγαμήθη ἀνδρὶ Κερκώλᾳ, πλουσιωτάτῳ, ὁρμωμένῳ ἀπὸ Ἄνδρου*, scheint *Hr. Neue* wenigstens im Einzelnen etwas zu weit gegangen zu seyn. Wenn wir auch den Schimpfnamen des Mannes eben so gern mit ihm aus den Spöttereien der Komödie, als mit *Hr. Welcker* (S. 392) von Grammatikern und von Epigrammen herleiten möchten, so sehen wir doch in den Nebenangaben nicht die bestimmten Spuren der Erdichtung, die *Hr. Neue* so anzudeuten sucht: „Neque enim illa significare possunt, *qui ex Andro „immigravit,* nec omnino veteres solebant nisi gravissimis „de causis solum vertere; et inepte dicta essent, si hoc „scriptor vellet, *qui in insula Andro sede fortunarum sta- „tuta mercaturam factitabat, Andro quasi ὁρμητηρίῳ „quodam utebatur:* saltem necesse ita erat ut Sappho pa- „tria excederet, qua de re nihil relatum reperimus. Immo „velut praesentem ea ostendunt hominem cum maxime „Andro advectum, planeque in eum conveniunt, quem in- „ductum in scenam suspicamur. Huic potissimum ob vir- „tutem propriam nupsit Sappho, nempe in comoedia. „Neque illud nos commovet, quod Suidas Cercolam *πλου- „σιώτατον* scribit, quem nos inopem et temere per ter- „ras et maria errantem cogitamus, donec isto portu re- „ceptus est: talis enim laus e ridicula nobilitatis jacta- „tione manare poterat.“ Wir können vielmehr in den obigen Worten des Suidas nur sein so gewöhnliches Zusammentragen von Erdichtetem und Wahrem erkennen, wie auch wieder das dort unmittelbar Folgende bezeugt: *καὶ θυγατέρα ἐποιήσατο ἐξ αὐτοῦ, ἣ Κλεῖς ὠνομάσθη*, und verstehen das *ὁρμωμένῳ* einfach, *der von Andros kam*, oder auch blofs *von Andros*, so dafs das Verbum fast pleonastisch ist, wie bei Herodot. VIII, 133, 112 a. E. (vergl. 111 a. E. und 112 z. A.)

Zu den (S. 3) gegebenen Erörterungen über das Zeitalter der Dichterin hätte die (S. 8) erwähnte Notiz des Marmor. Parii (Epoch. 37), über die Zeit ihrer Flucht von Mytilene nach Sikelien gezogen seyn sollen. Bei der Angabe der Stelle hat der *Hr. Herausgeber* den doppelten Irrthum begangen, erstlich mit dem Anfang der Zeile des Steines (lin. 51) anstatt mit der in der Mitte derselben anfangenden hieher gehörigen Epoche (37) zu beginnen, so dafs es also bei ihm heifst: [*ΗΗΗΔ*] *ΔΔΔΙ, ἄρχοντος Ἀθήνησιν Ἀριστοκλέους, ἀφ' οὗ Σαπφὼ ἐκ Μιτυλήνης εἰς Σικελίαν ἔπλευσε φυγοῦσα ..... ολ .. θ ..... τος Ἀθήνησι μὲν Κριτίου τοῦ προτέρου:* und dann in Folge davon statt jenes *ἀφ' οὗ* die Aenderung *ἐφ' οὗ* für nöthig zu halten, was sich auf den Archonten Aristokles aus der vorigen Epoche beziehen mufste, da doch das *ἀφ' οὗ* feststehender Anfang aller Epochen des Marmors ist. Eben so stellt es der feststehende Typus derselben aufser Zweifel, dafs, wie schon *Lydiatus* zu jener Stelle bemerkt, in der angezeigten Lücke vor *Ἀθήνησι μὲν Κριτίου* aufser dem Worte *ἄρχοντος* die betreffende Zahl ausgefallen ist, und nicht wie *H. Neue* meint die Ursache der Flucht. Wenn nun gleich unseres Wissens das Archonten-Jahr jenes älteren Kritias anderswoher nicht bekannt, und auch aus dem bei *H. Neue* weggelassenen Zusatze, *ἐν Συρακούσαις δὲ τῶν ὁμόρων* (ob *γαμόρων*, statt *γεωμόρων?*) *κατεχόντων τὴν ἀρχήν*, kein Heil zu finden ist, so bleibt doch übrig die Mittelzeit der (sehr wahrscheinlich richtig ergänzten) zunächst vorhergehenden Epoche, Ol. 43, 1. (kann nicht das *Anfangs*-Jahr der Regierung des Alyattes seyn sollen, wie die Erklärer sonderbarer Weise wollen), und der folgenden, Ol. 47, 2 (Eroberung von Kirrha durch die Amphiktyonen), also Ol. 45 als die Zeit von Sappho's Flucht nach Sikelien anzunehmen. So bekommen aufserdem die Angaben von Suidas, Eudokia und Eusebios, die die Blüthezeit der Dichterin auf Ol. 42 und 44 setzen, eine neue Bestätigung.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 33. u. 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

Sapphonis Mytilenaeae fragmenta. Specimen operae in omnibus artis Graecorum lyricae reliquiis excepto Pindaro collocandae. Memoriam anniversariam inauguratae ante hos 284 *annos scholae provincialis Portensis d.* 1. *Nov.* 1827 *pie celebrandam indicit D. Christianus Friedericus Neue, Professor.*

(Beschluss.)

Es folgt (S. 3—8) eine klare Zusammenstellung und Würdigung der Zeugnisse über Vaterland und Lebensart der Dichterin, ihren angeblichen Sprung vom Leukadischen Felsen, ihr Verhältnifs zum Phaon und zu ihren Freundinnen und Schülerinnen. Die Ergebnisse sind im Ganzen mit denen der Welckerschen Rettung der S. übereinstimmend: Sappho von Eresus nach Mytilene gekommen, — ihre unglückliche Liebe zum Phaon glaubwürdig, der selbstgewählte Tod erdichtet, vielleicht nach derartigen Aeufserungen in ihren Liedern, — eben so der Vorwurf grober Unsittlichkeit von böswilligen Komikern auf den Grund der eigenen zweideutigen Gedichte der Sappho verbreitet. Nur scheinen von den zur Rechtfertigung dieser Ansicht angeführten Stellen mehrere ihrem Zweck nicht ganz zu entsprechen. So ist das Lob aus dem Munde Lukians (Imagg. 18) wenigstens nur ein theilweises, auf Sittlichkeit nicht bezügliches; an der andern Stelle (Amorr. 30) dürfte aus dem ironischen Munde des Lukianischen Kallikratidas Sappho, bei der nicht gar saubern Gelegenheit erwähnt, eben keinen grofsen Ruhm gewinnen; sie hat aber wahrscheinlich ihren Epithalamien, als welche das eheliche Verhältnifs preisen, die Ehre dieser Erwähnung zu danken. Von den zwei Stellen des Athenaeos, wo er ἑταίρα in der edleren Bedeutung *Freundin* aus der S. nachweist, bezieht sich nur die eine (Fr. 47) auf die Freundinnen der Dichterin, und auch hier beweist der Gebrauch des Wortes keineswegs streng die Reinheit seiner Bedeutung; die andere Stelle aber (Fr. 67) nennt die Göttin Leto und Niobe so, gehört also gar nicht her. Bedeutend bleibt freilich das noch angeführte Zeugnifs des Aristoteles, der von einem zweideutigen oder bösen Rufe nichts zu wissen scheint, und manche andere Bestätigungen der Achtung, in der die Dichterin bei den Lesbiern selbst wie in dem übrigen Hellas stand, dahin auch die zum Theil wohl nicht bestreitbaren Lesbi'schen Münzen mit ihrem Bildnifs gehören; und keinesfalls möchten wir gern das Bedenken, dafs die Hellenische Ansicht, zumal die ältere, künstlerischen Werth getrennt von sittlichem zu erkennen und zu würdigen wufste, so wie dafs überhaupt der sittliche Gesichtspunkt bei den Hellenen zurück stand, zum Nachtheil der S. anwenden. Allerdings aber dürfen wir, wenn es auf derselben Seite weiter unten heifst: „neque enim docui„mus, caste pureque vixisse, sed tantum contrariam sen„tentiam inanibus auctoritatibus defendi," den *Herrn Herausg.* fragen, wozu denn die obigen positiven Zeugnisse dienen sollten?

S. 8 — 10 folgt eine Beschreibung des Aeufsern der Dichterin und des Charakters ihrer Lieder, mit einer Nachlese der *laudes Sapphonis*, wo wir ungern die wörtliche Anführung der Alten vermissen, da mit deren eigenem Ausdruck durch Uebersetzungen leicht die feinere Schattirung ihres Urtheils verloren geht, das gerade bei fragmentarischen Schriftstellern für uns von grofser Wichtigkeit ist; nach diesen die einzelnen Gattungen ihrer Gedichte: Epithalamien, Hymnen, erotische Lieder, Epigramme und Elegien. Die nach Suidas erwähnten Jamben und Monodien werden mit Recht in Zweifel gezogen. Wir werden weiter unten zu zeigen suchen, dafs diese Gattungen ohne Zweifel den Eintheilungsgrund zu der Redaction der Gedichte in die einzelnen Bücher ausmachten, und die über diese Eintheilung erhaltenen Notizen, die S. 11 folgen, hätten defshalb gleich hieher in Betrachtung gezogen seyn sollen. Diese unsere Ansicht möge uns zugleich entschuldigen, dafs wir, wenn schon mit

Digitized by Google

Hrn. Neue der Meinung, dafs die Eintheilung spätern Grammatikern und keineswegs der Verfasserin selbst zuzuschreiben sei, doch den Gegenstand einer näheren Betrachtung werth halten. Die von Suidas und Eudokia erwähnte Abtheilung in neun Bücher beruhete aber nach des *Hrn. Hgbrs.* Meinung auf anderen Gründen. „*Tradunt Gram-*
„*matici,*“ sagt er: „*libros tres priores totos ex uno quem-*
„*que metro fuisse, duorum consimilium versuum exempla*
„*in libro quinto reperiri, ex quo tertii cujusdam metri ver-*
„*siculi, quod et ipsum illis affine est, ab alio scriptore lau-*
„*dantur, postremo septimi libri carmina quaedam rariore*
„*metro scripta esse: quapropter dubium haberi nequit, quin*
„*Grammatici in omni hac descriptione metrorum varieta-*
„*tem ita observaverint, ut frequentiora eorum in libros*
„*priores conjicerent, reliquorum plura singulis posteriorum*
„*librorum complecterentur. Itaque hos imitati,*“ schliefst er dann „*nos quoque post illa fragmenta, de quorum sede*
„*constabat, cetera secundum metrorum ordinem exhibemus.*“ Wir mögen nun diese Anordnung, wenigstens der nach Büchern erwähnten Bruchstücke, nicht durchaus tadeln: allein wie schon *Hr. Welcker* (S. 395) bemerkt, *dafs die Eintheilung eines Theils der Bücher nach Sylbenmafsen wahrscheinlich die nach den Arten zum Theil in sich einschlofs, und gar nicht hinderte, dafs für andere Bücher ein anderer Grund der Zusammenstellung befolgt wurde,* so gehen wir, wie wir vorher andeuteten, noch weiter, und vermuthen, dafs die metrische Uebereinstimmung der Lieder unter sich in den einzelnen Büchern eine Folge der Abtheilung nach den Arten gewesen sei. Wir gehen hierbei von dem Elementarsatz der wissenschaftlichen Metrik aus, dafs die einzelnen Rhythmen ihren untrennbaren ethischen Charakter, ihre Elemente eine bestimmte Beziehung auf den bezweckten Eindruck haben, dafs sich mithin auch die Composition derselben nach den bestimmten Zwecken des Dichters richten mufs, so dafs denn umgekehrt aus einer Trennung der Gedichte nach ihren Arten oder ihrem Charakter auch eine Sonderung der Metra von selbst folgt. Bei der Aeolischen Lyrik, deren Hauptgattung, die Ode, noch nicht die spätere Mannigfaltigkeit der Form angenommen, wird man diefs fast buchstäblich geltend machen können; im Dorischen Liede des Pindaros u. A. würde es freilich wohl nur im Allgemeinen wahr bleiben. Wir stützen uns ferner und ganz besonders hier auf die ähnliche Eintheilung der Pindarischen Gedichte, dann auf das namentliche Zeugnifs des Servius zum Virgil (Fr. 49, N.), dafs *ein* Buch der Sappho *Epithalamien* gewesen seien, was *Hr. Neue* ohne Grund in Zweifel stellt, obwohl auch noch des Dionys. Halic. Worte (T. II. p. 37, Sylb.) Ἔστι μὲν οὖν καὶ παρὰ Σαπφοῖ τῆς ἰδέας ταύτης παραδείγματα, ἐπιθαλάμιος, οὕτως ἐπιγεγραμμέναις ταῖς ᾠδαῖς, dasselbe zu bestätigen scheinen. Die oben von *Hrn. Neue* selbst erwähnte metrische Abweichung einiger Fragmente des fünften Buches gehört ebenfalls hieher; leicht mochten aber verwandte Metra derselben oder verwandter Rhythmen für dieselben Zwecke oder Gedichtarten dienen. Waren die Gedichte *einer* Art zahlreich genug, so konnte man sie, je nach ihren Metris, in verschiedene Bücher trennen, wie es offenbar den in choriambischen Hekkaidekasyllaben, in den daktylisch-logaoedischen Hendekasyllaben der sogenannten Sapphischen Strophe und auch in andern daktylischen Mafsen gedichteten erotischen Liedern ergangen ist; andernfalls vereinigte man die Gattung zu Einem Buche. Ein weiterer Uebelstand, der aus des *Hrn. Hrgbrs.* Ansicht für die Anordnung der Frr. hervorging, ist, dafs man, für die Zusammenstellung einzig nach der Ordnung der Metra, bei den nicht nach Büchern erwähnten für kürzere metrische Citationen wenig, und für nicht metrische gar kein Criterium behält. Zu den leztern sind aber auch viele der bedeutendern Sapphischen Fragmente zu rechnen, die so verderbt sind, dafs man zu viel wagt, wenn man nach einer unsicheren Herstellung des Metrums dann auch die Stelle bestimmen will, die dem Fr. anzuweisen sei, was *Hrn. Neue* nicht selten begegnet ist. Man vergleiche aus dem 1sten Buche die Frr. 8, 9, 10, 12, aus dem 2ten Fr. 16, aus dem 3ten Fr. 21, 23, von denen Fr. 9 und 16 auch Hr. Welcker (S. 401) anzweifelt. Umgekehrt scheint uns aus unzeitiger Bedenklichkeit dem von Herodianos als namentlich aus dem 9ten Buche citirten Fr. 54 seine Stelle entzogen zu seyn, weil es sich auf das Metrum jenes Buches nicht leicht genug zurückführen liefs. Endlich noch mufs uns die aus obigem Verfahren des *Hrn. Hgbrs.* oft entstandene Trennung von offenbar Zusammengehörigem sehr bedenklich erscheinen, wie z. B. von *Hr. Welcker* (S. 401) als zu den Epithalamien gehörig die Frr. 133, 49, 63 — 65, 68 — 70, 73, 78, 86, 38, 110, 51, meist bestimmt und mit Recht gezogen werden.

S. 11 ist von der Wahl der (mixolydischen) Tonart und des Saiteninstruments (πηκτίς) gehandelt, dann des Dialekts der S. nur mit den Worten Erwähnung gethan: „*Impressa sunt reliquiis* (Aeolicae) *dialecti vestigia, reno-*

Digitized by Google

„vata a nobis, ubi satis certa res videbatur: ceterum ma-
„luimus hac in causa, praecipue in accentibus et spiritibus
„appingendis, inconstantiae quam temeritatis crimen susci-
„pere.“ Doch hätte sich wohl auch ohne Begehung des zweiten Fehlers an vielen Stellen der gegründete Vorwurf der Ungleichförmigkeit vermeiden lassen, wozu bei *Welcker* (S. 396 — 400) sich bereits nähere Belege finden, aus welchen wir hier nur namentlich die (S. 399 f.) nachgewiesene Uebersehung sicherer Spuren des Digamma erwähnen. Mit Rücksicht darauf, dafs vorliegende Ausgabe sich als den Anfang eines gröfseren Ganzen ankündigt, dürften wir dem *Hrn. Herausg.* freilich gestatten, die Ergebnisse der Untersuchungen über den Dialekt jedesmal erst nach der Bearbeitung sämmtlicher Lyriker von ein und derselben Mundart folgen zu lassen; aber wenigstens scheinen uns diese Untersuchungen für eine wahrhaft wissenschaftliche und für die Wissenschaft ersprieſsliche Behandlung dieses Zweiges der Philologie zu nothwendig, als dafs wir sie dem Bearbeiter eines Werks von solchem Umfange füglich erlassen könnten: ja bei der Recension der Fragmente dringt sich bald und von selbst das Bedürfnifs auf, auf der Basis umfassenderer Dialekt-Untersuchungen rückwärts wieder bei jedem einzelnen Autor operiren zu können. Von einer solchen vorgängigen grammatisch geordneten Zusammenstellung und Vergleichung sämmtlicher hieher gehörigen Einzelnheiten treffen wir aber auch in den folgenden kritischen Anmerkungen keine sichere Spur an.

Die am Schlufs der Abhandlung (S. 12 — 18) von den Versmafsen gegebene ausführliche Rechenschaft hat uns am wenigsten befriedigt. Wir machen an ihr zunächst im Allgemeinen eine der vorigen ähnliche Ausstellung, dafs nämlich *Hr. Neue* in ihrer Behandlung das Verhältnifs nicht genügend berücksichtigt hat, in dem dieselben zu dem Ganzen der lyrischen Metra der Griechen stehen. Statt einer systematischen Zusammenstellung der in ihre einzelnen Rhythmen aufgelösten Metra, wie man sie zu solchem Zwecke erwarten sollte, ist auch hier ganz die Ordnung beibehalten, in der die Frr. folgen, obwohl denselben, wie wir schon andeuteten, ihre ursprüngliche, in der alten Redaction eingenommene Stelle aus inneren oder äufseren Kriterien nur zum sehr geringen Theil mit Sicherheit nachzuweisen war, und auch bei *Hr. Neue* nur 32 Fragmenten zu Theil geworden ist unter den 78, von deren Metrum gehandelt wird. So stehen denn in bunter Reihe durch einander die einzelnen Metra der sechs rhythmischen Hauptmassen, die wir hier unterschieden gewünscht hätten: 1) Trochäen, 2) nicht logaoedische, 3) logaoedische Daktylen, 4) nicht logaoedische, 5) logaoedische Choriamben — sämmtlich bald mit bald ohne Basis oder Anakrusis oder beide zusammen — 6) Jonici a minori. Der *Hr. Herausg.* scheint eine solche Zusammenstellung defshalb vermieden zu haben, um nicht genöthigt zu seyn, bei den Frr. selbst auch von dem Metrum handeln zu müssen; aber wenn selbst bei der Recension vollständig erhaltener Gedichte die grammatische Kritik mit der metrischen Hand in Hand gehen mufs, so ist dieſs durchaus unerläfslich bei Fragmenten, zumal so vielfältig entstellten, wie die der Sappho sind. An den metrischen Erläuterungen selbst fällt uns noch auf, dafs sie sich über mehrere Fragmente nicht verbreiten, deren Metra mit mehr oder weniger Gewifsheit noch zu bestimmen sind, wie Fr. 80, 84, 85, 89, 95, 98, während manche andere mit aufgeführt sind, die wir theils wegen Unsicherheit der Worte, wie schon oben von einigen angedeutet ist, zurückweisen, theils wegen Unsicherheit des Verfassers (wovon unten) auch als ungewifs bezeichnen möchten. Dann hätten wir bei Erwähnung der daktylischen Mafse der sogenannten äolischen Verse (S. 13 u. 15) die irrthümliche Benennungsart der Grammatiker, nach welcher die Bases mit zur Zahl der Daktylen gerechnet werden, um Irrungen zu vermeiden, wenigstens im Allgemeinen berichtigt gewünscht, wie dieses bereits von Hermann (Elem. doctr. metr. Lib. II. Cap. 29) geschehen ist. So ist auch der daktylisch-logaoedische Vers mit Basis und Anakrusis Fr. 58 des Mafses $\breve{\times}\,\breve{\times}\,\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\bar{\times}$ mit Unrecht nach Hephaestion benannt (S. 17 z. Anf.) *„compositum ex dipodia iambica et Jonico a minori dimetro „ἀναχλωμένῳ metrum;“* wie wir überhaupt in den erhaltenen Resten keine eigentlichen jambischen Rhythmen erkennen, die *Hr. Neue* (S. 17 vergl. S. 10 a. E.) mit aufzählt. So möchten wir auch den choriambisch-logaoedischen Vers (Fr. 50) von diesem Mafse, $\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\bar{\times}$, wie ihn, wahrscheinlich richtiger, Blomfield hat, oder $\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\acute{\times}\,\breve{\times}\,\breve{\times}\,\acute{\times}\,\bar{\times}$ der Neueschen Recension, nicht einen logaoedischen Tetrameter nennen: denn lezterer ist nur katalektisch, ersterer aber ein logaoedischer Dimeter.

In Betreff des Aufsuchens der Frr. sind wir dem *Hrn. Herausg.* das Lob des verdienstlichsten Fleifses schuldig. Wenn gleich von den 23 Frr. der Sammlung, die nach *Hrn. Welckers* Vergleichung bei *Volger* fehlen, acht theils bei *Wolf* oder *Blomfield* schon stehen, theils

Digitized by Google

ungewissen Verfassers sind, so sind doch die Frr. 71, 98, 102, 103 *), 114, 115, 117, 118, 120, 121, 129, 130, 132, 133, 134 neu und sicher hinzugekommen, ungerechnet zahlreiche anderweitige Erwähnungen von schon früher bekannten. Einige von früheren Herausgebern mit aufgeführte, die entweder nur durch Conjectur der S. zugeschrieben werden (Fr. 65, 84, Blomf.), oder die aus innern Gründen ihr abzusprechen sind (Frr. 158, Wolf. 86, Blomf.), sind weggelassen; besser wären sie vielleicht zum Theil beibehalten und ans Ende der Sammlung gesetzt, wie dieſs mit den zwei Epigrammen (Frr. 137, 138) und zwei anderen sicherer unächten Stücken (Frr. 135, 136) geschehen ist, und noch mit mehreren anderen aus der Mitte der Sammlung hätte geschehen sollen, die alle, ohne Verfasser oder unter mehr als *einem* Namen erwähnt, nur mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit der S. zuzusprechen sind, und die wir daher ungern als bestimmt Sapphisch aufgeführt finden. Den Anfang derselben hätte das noch fast sichere Fr. 76 machen können; dann Frr. 151 und 37 schon weniger gewiſs; dann die unsicheren 33, 34, 46 (offenbar zwei nicht zusammengehörige Verse, wie auch die beiden von Fr. 42, welche beide Paare Blomf. richtiger getrennt hat): 57, 75, 78, 128, 136. Dann konnte das offenbar unächte Lied an Anakreon (Fr. 135) folgen oder ganz weggelassen werden, wie auch Fr. 116, was ohne Zweifel, wie der *Hr. Herausgeber* selbst für möglich hält, gar kein Fragment ist. Wir vermissen dagegen aufser den oben genannten noch aus *Wolfs* Sammlung Frr. 166 (aus Aristid. T. I, pag. 457) und 210 (aus Apollon. Dyscol. excerpt. Ih. Vofs. p. 424 A.), das leztere auch bei Blomf. Fr. 88. Ueber diese Willkür in der Auswahl und Stellung nun sucht sich *Hr. Neue* nachträglich in dem Schlufswort (S. 105) also zu entschuldigen: „*Nonnulla fragmenta*," sagt er, „*nomine auctoris non ad-*
„*scripto conservata, quae fortasse alii judicabunt Sapphoni*
„*tribuenda fuisse, sciens omisi: ac fateor in his recipiendis*
„*excludendvisve certam me normam non secutum, nisi ut*
„*fere ea promerem, quae aliqua cura mea adjuvari possent;*
„*quapropter quaedam, quae nunc Sapphonis sub nomine*
„*leguntur, aliquando rejicientur inter Aeolensium reliquias,*
„*quarum de auctoribus non constet.*" Aber solch eklektisches Verfahren glauben wir bei einer Ausgabe, die auf Vollständigkeit Anspruch macht, um so weniger gut heifsen zu dürfen, als es keinesweges nothwendig war, sondern auf dem von uns angedeuteten Wege aufs Leichteste vermieden werden konnte. Endlich hätte wieder unter den Frr. aufgeführt seyn sollen, was in der Abhandlung (S. 1) von den Brüdern der Sappho, *Larychos*, dem Weinschenken der Mytilenäer, und *Charaxos*, und von der *Dorychas*, der Geliebten des Lezteren, dann (S. 10) von der S. Liebe zum *Phaon* erwähnt ist, so wie, was auch *Hr. Welcker* (S. 407) bemerkt, die eben daselbst vom βάρωμος oder βάρμος (S. 11) aus Athenäos, und von *Frühling und Halkyonen* (S. 9 f.) aus Demetrios berührten Stellen.

Es wäre noch übrig, jezt von der Herstellung und Erklärung der Fragmente, als der eigentlichen Hauptsache, zu reden, allein wir wollten nur ergänzend verfahren in Bezug auf die Bemerkungen des Hrn. Prof. *Welcker*, der (S. 407—433) darüber ausführlicher ist, als wir es noch würden seyn dürfen, und dessen wohl begründetes Urtheil wir durchaus unterschreiben, und defshalb hier kurz zu wiederholen kein Bedenken tragen. „Die „Aufgabe," sagt er (S. 407 f.), „nicht wörtlich vollstän„dig angeführte Fragmente nach Mafsgabe des Zusammen„hanges und der sicher urkundlichen Ausdrücke zu er„gänzen, hat Hr. *Neue* mehr als einer seiner Vorgänger „aufgefafst, indem strenge Bestimmung des Sylbenmafses „Hauptsache für ihn war. Nur zeigt er sich hierin zu„weilen allzukühn, oder nicht frei von Gekünsteltem oder „auch von verfehlter Erklärung, während eine schärfere „Beachtung der oft eigenthümlichen Weise der Alten bei „Anwendung poetischer Stellen, mit Beziehung vor Allem „auf den Zusammenhang und die Absicht, in der die Stellen „angeführt sind, ihn veranlafst haben würde, aufgelöste „Verse mehr nur aus dem Vorhandenen zu restauriren, „ohne die Worte selbst wieder auffinden zu wollen." (Denn, setzen wir hinzu, bei dem Gedicht ist Gedanke und Ausdruck das Erste, Metrum das Zweite, wefshalb die Herstellung der metrischen Form in zweifelhaften Fällen der der Worte des Dichters billig nachsteht.) „Er „würde dann noch mehr auf ausgelassene als auf falsche „oder von den Schriftstellern mifsverstandene und darum „zu ändernde Ausdrücke gerathen haben, und manche „Bemerkung würde weggeblieben seyn, wodurch die „zuvor des Verses wegen gemachte aber keinesweges „sichere Emendation als nothwendig nachgewiesen wer„den soll. Doch verkennt dabei Rec. nicht den Scharf„sinn und die Gelehrsamkeit, welche zu den meisten

*) Steht auch in einem Glossarium der neuerdings von L. Bachmann zum Druck besorgten Anecdota Graeca T. I, pag. 143 mit denselben Worten des Lex. Seguer.

Digitized by Google

„dieser ihn nicht befriedigenden Emendationen erforder-
„lich waren."

Wir schliefsen in Bezug auf dieses Urtheil mit dem Wunsche, dafs der *Hr. Herausgeber*, dessen Befähigung zur begonnenen Bearbeitung der Frr. der Griechischen Lyriker aufser Zweifel steht, in Verfolg derselben, mehr als er am Schlufs seiner Schrift (S. 105) gesteht, es gethan zu haben, die Worte des um die Griechische Literatur so hochverdienten Veteranen beherzigen möge: *„quid „scribi potuerit, saepius non adeo difficile esse invenire, „conjecturas quae solido aliquo fundamento constitutae veri „speciem habeant, proferre vix licere."* Das rechte Mafs und Mittel zwischen dieser Ansicht und dem Gegentheil wird sich dann dem unbefangenen und besonnenen Beurtheiler von selbst ergeben.

O. F. Kleine, in Düsseldorf.

XV.

Ueber das Streben der Menschheit zur Einheit, mit Beziehung auf religiöse Einigung unserer Tage u. s. w. Von Dr. C. E. Schubarth. Hirschberg, 1829. Bei H. W. Lachmann. VIII u. 79 S.

Mit leichtem Herzen kann ein Recensent an eine Schrift gehen, welche so mäfsigen Volumens ist, als vorliegende; denn theils hat er selber nicht nöthig sich erst durch eine unendliche Menge vielleicht sogar gelehrter Einzelheiten durchzuschlagen, um zum Kern der Sache zu kommen, theils darf er hoffen, nicht vergeblich die Aufmerksamkeit seiner Leser in Anspruch genommen zu haben, da sie nicht vor der Dicke des Buchs zurückzuschrecken brauchen. In der That wäre es sehr zu wünschen, dafs auch bei uns die Sitte unserer Nachbarn jenseits des Deutschen Stromes allgemeiner würde, sich in kurzen Broschüren über die wichtigsten Interessen der Gesellschaft, sei es in bürgerlicher oder religiöser oder wissenschaftlicher Rücksicht, zu besprechen. Einen lobenswerthen Beitrag zu diesem zu realisirenden Wunsche liefert uns die kleine Schrift unseres Verfassers. Sie hat ihren Anknüpfungspunkt an einem in unseren Tagen vor sich gegangenen Factum unseres kirchlichen Lebens, und spricht darüber aus den Principien und dem Standpunkte des höchsten in unserer Zeit erreichten philosophischen Bewufstseyns. Doch soll dieſs Referenten nicht bestechen, so oft er bei Anwendung dieser Grundlagen den Verf. auf Irrwegen angetroffen zu haben glaubt.

In der Vorrede bemerkt der Verf. mit Recht, dafs das Charakteristische unserer Zeit ein Streben nach Einheit sei, „weil das Erringen der Einheit die Ersteigung des Gipfels aller Geistigkeit des Menschen sei." Hiemit kündigt sich der Verf. sogleich als einen Solchen an, welcher Anspruch darauf machen kann mitzureden; denn nur wer seine Zeit begriffen, kann durch die Theorie auf sie einzuwirken hoffen. Weiter sagt aber der Verf., dafs „das Wort Einheit einer genaueren Erklärung bedürfe, indem es oft in einem schiefen Sinne aufgefafst worden sei, und als leere Einerleiheit und Gleichheit die Gemüther verführt habe, wovon die Französische Revolution das hervorstechendste Beispiel abgeben könne. Aus dem Staate verbannt, habe sich diese Einerleiheit in die Kirche geflüchtet, und so sehe man in allen protestantischen Kirchen ein mehr oder minder lebhaft gewordenes Streben, ihre Unterschiede zu vertilgen." Hiebei ist jedoch zuerst zu bemerken, dafs das „was man zur Zeit als Union der protestantischen Kirchen betreibt" gar nicht eine „radicale Vertilgung jeglicher Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit" seyn soll; denn über das Dogma ist ja nichts ausgemacht. Jede Confession kann also nach wie vor bei dem ihrigen bleiben. Die Union will nichts Anderes als die äufserliche Einheit aller protestantischen Kirchen unter dem Namen einer evangelischen Kirche aussprechen, womit zugleich eine Annäherung und Ausgleichung der äufseren Formen des Gottesdienstes verbunden seyn soll. Der Geist des Protestantismus, wonach die innere Freiheit dem Individuum im Glauben erhalten bleibt, wird gerade durch die Union am bestimmtesten anerkannt.

Zweitens müssen wir den Verf. erinnern, dafs er die Unterschiede der Confessionen für etwas zu Absolutes nimmt, indem er sagt, dafs durch das Aufheben derselben der Begriff der Kirche aufgehoben würde, welche nur durch sie bestände, wie der Staat nur durch die Verschiedenheit der Stände. Der Verf. hat aber Unrecht eine Parallele zwischen den Confessionen der Kirche und den Ständen des Staates zu ziehen. Auch die Kirche hat ihre Stände, die ihr so nothwendig sind, wie dem Staat die seinigen. Schon dadurch wird der Zweck des Verfs. erreicht, die Einerleiheit aus ihr zu entfernen. Die Confessionen sind aber nichts Anderes als die geschichtlichen Entwickelungen der Kirche, welche also, mit dem Staat verglichen, nur den in der Geschichte aufgetretenen unvollkommneren oder vollkommneren Staatsformen entsprechen können. Wenn daher *eine* Staatsform als die vollendetste

Digitized by Google

den Begriff des Staats erschöpft, so auch *eine* Confession den Begriff der Kirche; worauf wir mit dem Verf. noch einmal zurückkommen werden.

Es erhellt indessen schon jezt hieraus, dafs, um den vollständig realisirten Begriff der Kirche anzutreffen, es nicht nöthig ist, alle verschiedenen Glaubenssphären zusammen zu thun, wie der Verf. will; wodurch wir, um der Einerleiheit zu entfliehen, statt der Einheit nur die Kategorie der Zusammensetzung haschen würden. Damit soll aber gar nicht behauptet werden, dafs alle übrigen Glaubensstufen zu verschwinden hätten. Sie sind die verschiedenen Ruhepunkte, welche der lezten zur Erinnerung dienen, dafs sie dieselben hat durchlaufen müssen, um den Gipfel erklimmen zu können. Und dahin ist denn die vom Verf. hiezu angeführte Stelle aus Hegels Naturrecht zu erklären: „Die Trennung der Confessionen ist das Glücklichste, was der Kirche für ihre Freiheit und Vernünftigkeit hat widerfahren können." Der Gegensatz von Catholicismus und Protestantismus hat geschichtlich die Freiheit von Staat und Kirche hervorgebracht. Daraus folgt aber nicht, wie der Verf. schliefsen will, dafs der Catholicismus z. B. ein integrirender Theil der Kirche seyn müsse, wenn sie als Ganzes und Einheit aufgefafst werden soll. Man müfste dann gerade das Entgegengesezte thun von dem, was der Verf. bezweckt, nämlich alle Confessionen vereinigen; denn sonst hat man immer nur die Eine Seite.

Diefs sind mit wenigen Worten die Punkte, welche der Verf. in der Vorrede anregt, und die Referenten allerdings begierig machten, an ihre nähere Beleuchtung zu gehen. Die Abhandlung selbst zerfällt nun in zwei Theile: 1) die Einheit im weltgeschichtlichen Verlaufe. Hier entwickelt der Verf. den Begriff der Einheit, und die Principien, die er im zweiten Theile anwenden will; 2) dieser spricht nämlich von der Einheit in der Kirche in Gemäfsheit ihrer Gliederung in die Unterschiede der katholischen, reformirten und lutherischen Kirche.

I. Die Tendenz und das Ziel der Weltgeschichte ist nach dem Verf. Einheit. Diese Einheit soll aber nicht unterschiedslose Gleichheit und Einerleiheit, sondern Berührung, Verknüpfung und Uebereinstimmung der verschiedenen Völker unter einander seyn. Ein solches Streben sei nun besonders mächtig hervorgetreten einmal in der Römischen Welt, und dann im Christenthum. Der Verf. charakterisirt nun beide Standpunkte der Weltgeschichte ziemlich richtig. In Rom sei die Einheit mehr flache, unterschiedslose Einerleiheit, wo alle Völkergeister nur verwischt und in den Römischen Geist versenkt worden. Das Christenthum sei aber die erfüllte innere geistige Einheit, ohne dafs dazu äufsere Staatseinheit erforderlich wäre. Was man dem Verf. hier verwerfen könnte, ist, dafs er diese mit ziemlicher Genauigkeit aus der neuesten philosophischen Schule, und den sich ihr anschliefsenden universalrechtsgeschichtlichen Bestrebungen, entlehnte welthistorische Ansicht nicht in ihrer vollen Bestimmtheit entwickelt hat. Die zwei angegebenen Punkte, wo sich in der Weltgeschichte dieses Streben nach Einheit zeigt, hätten nämlich nicht so auseinander gehalten werden sollen. Denn das Christenthum ist ja innerhalb der Römischen Welt entstanden, und hat in derselben entstehen müssen. Um zur wahren inneren Einheit zu kommen, haben die bisher nur getrennten Völkergeister in eine leere Gleichheit zusammensinken müssen. Diefs hat sich, wie Hegel sagt, als der Schmerz der Welt gezeigt, welcher nothwendig war, um das Heil der Welt daraus hervorgehen zu lassen.

Ferner ist zu bedenken, dafs wenn auch der Zweck des Weltgeistes gewesen ist, in Rom diese gehaltlose Einerleiheit hervorzubringen, sich doch zu hüten ist, diefs als das eigene Bewufstseyn der Römer auszusprechen. Durch das Thun einzelner Individuen und Völker kommt ganz etwas Anderes zum Vorschein, als was sie zunächst beabsichtigen. Diefs Beides hat unser Verf. indessen nicht genau zu sondern gewufst. Die Römer, sagt er, wollten als Eroberungsrecht ihre Sprache, Sitten, Rechte überall verbreiten. Die Geschichte zeigt aber gerade das Gegentheil hievon. Sie liefsen jedem eroberten Lande sein Recht, Sitten u. s. w., und gestanden den Städten, welche bei ihren hergebrachten Verfassungen blieben, gröfsere Begünstigungen zu, als denen, welche Römische Einrichtungen annehmen wollten. In den eroberten Provinzen wurden die Römer nach Römischen, die Fremden nach ihrem Rechte gerichtet, und die Römer wollten mit dem Fremden durchaus keine Gemeinschaft weder im Verkehr, noch in der Familie. Freilich hat sich im Verlauf der Geschichte die Sache anders gemacht. Die Berührung mit dem Fremden war unvermeidlich; alle streng Römischen Formen im Rechte wurden abgeschliffen und das prätorische Edict ist nichts Anderes als eine immer tiefere Ausgleichung derselben mit dem Rechte aller anderen

Digitized by Google

Völker. Dafs diese gänzliche Vermischung nachher auch bei den Römern selbst zum Bewufstseyn kam, wie Caracalla und besonders Justinian beweisen, läfst sich freilich nicht läugnen, nur ist es falsch, dafs „während ihrer Siege die Politik der Römer nicht so sehr um ihre Siege als um die Verbreitung ihrer Gewohnheiten besorgt war" (S. 6). Erst nach vollbrachter That erlangt in der Geschichte auch der Handelnde das Bewufstseyn dessen, was der eigentliche höhere Zweck seines Handelns gewesen sei.

Nachdem der Verf. sich nun diesen Grund gelegt hat, bahnt er sich den Uebergang zum zweiten Theile, indem er daraus, dafs das Christenthum nicht leere Einerleiheit ist, schliefsen will, dafs eine Vielheit verschiedener Lehrbegriffe in demselben nothwendig sei. Dieſs können wir zugeben, und auch dem Verf. in Bekämpfung der Ansicht beipflichten, dafs nur das allen Confessionen Gemeinsame wahr sei (S. 18). Die Einheit, sagt der Verf. sehr gut, darf nicht Weglassen der Differenzen seyn (S. 27). Als höchst auffallend mufs aber die Deduction des Verfs. erscheinen, weſshalb die Verschiedenheit der Kirche nothwendig sei: „Ein bestimmtes Endliche könne nicht Mafs der Wahrheit seyn, sondern nur Gott, dessen *Tiefen unerforschlich* seien (!); Alles Endliche spiegele nur getheilt das Unendliche wieder (S. 13 und 14). Gott gleiche nichts Bestimmtes. Die Idee müsse daher immer unter mehreren verschiedenen Gestalten auftreten (S. 23 und 24). In keinem Organismus der Kirche sei daher die ganze Idee erschöpft (S. 27). *Ein* Lehrbegriff könne die Idee des Christenthums nicht vollständig geben (S. 30); sondern jede Kirche stelle nur ein Moment der Idee dar (S. 31)." Hiemit verläfst den Verf. das philosophische Bewufstseyn gänzlich. Die Summe aller inadäquaten Endlichkeiten soll also wahrer Ausdruck der Idee seyn? Wie kann der Verf. nur überhaupt in diesem Felde eine Behauptung wagen, wenn ihm die Tiefen der Gottheit unerforschlich geblieben sind? Wie kann er die unendliche Idee Gottes an die vielen Endlichen, deren Jedes gleiches Recht hat, vertheilen?

Die wahre Auflösung der Schwierigkeit ist mit wenigen Worten die, dafs allerdings die unendliche Idee des Christenthums nicht mit der ersten endlichen Gestalt, die ins Daseyn trat, vollendet war. Um sich zu verwirklichen ist es daher ganz richtig, dafs sie sich in viele endliche Gestalten auseinanderlegen mufste, welche alle die Idee auf eine mehr oder weniger beschränkte Weise ausdrücken. Daraus folgt nun aber nicht, dafs keine wirkliche Gestalt der adäquate Ausdruck der Idee sei. Wäre dieſs, wie der Verf. will, so bliebe die Idee ein leeres Ideal, das nur jenseits des Endlichen zu finden wäre. Es mufs sich aber mit dem Endlichen ganz aussöhnen; d. h. die Idee des Christenthums mufs in Einer Gestalt ganz erscheinen. Diese ist die lezte, welche reich ist durch die Erfahrungen aller anderen. Diese haben dagegen nur historischen Werth; und es ist die Aufgabe der Kirchengeschichte, zu zeigen, wie aller Wechsel des kirchlichen Lehrbegriffs diese lezte Gestalt zum Endzweck hatte. Der Verf. fällt also hier in denselben Fehler, den ich schon in der Vorrede rügte, die Confessionen als ein Absolutes, nicht als historische Momente betrachtet zu haben.

II. Den zweiten Theil beginnt der Verf. nur damit, eine Charakteristik der verschiedenen Glaubensstufen und Confessionen zu geben. Der allgemeine Unterschied sei hier der von Catholicismus und Protestantismus; der besondere stelle sich durch die verschiedenen Confessionen innerhalb des lezteren dar. Hier ist durchaus nicht abzusehen, warum der Verf. bei Angabe der allgemeinen Unterschiede die Griechische Kirche ausläfst, welche sich doch so bestimmt von der Römischen trennt, dafs sie nicht als eine besondere Confession angesehen werden kann, welche mit der Römischen die höhere Einheit, als Catholicismus, gemein hätte. Der allgemeinen Unterschiede mufs eine Kirchengeschichte also nothwendig drei darstellen, und den Protestantismus im Verhältnifs zu den beiden anderen Kirchen als die höchste, vollendetste Gestalt bezeichnen. Der Unterschied der katholischen Kirche von der protestantischen sei nun der, sagt der Verf., dafs die erste: Allgemeinheit ohne Besonderung, die zweite: Allgemeinheit mit Besonderung zum Merkmale habe. Dieſs erklärt der Verf. in der Folge ganz richtig dahin, dafs in der katholischen Kirche die Freiheit des Subjects noch nicht zur Geltung gekommen sei, sondern dafs die Kirche das allgemeine, an und für sich Feste sei, dem der subjective Wille sich zu unterwerfen habe; dafs in der protestantischen Kirche dagegen, wegen der subjectiven Freiheit, der allgemeine Lehrbegriff sich in besonderen Confessionen darstellen mufste. So richtig diese Erklärung ist, so mufs doch der Verf. gewarnt werden, solche Kategorien, wie Allgemeinheit und Besonderheit sind, als den Charakter grofser geschichtlicher Entwickelungen anzugeben. Diese sind

Digitized by Google

weit mehr als nur solche Abstractionen. Erst in der nachfolgenden Erklärung ist der Begriff jeder Kirche angegeben. Wollte man dem Verf. mit jenen Kategorien beim Worte nehmen, so könnte man sagen, dafs in der katholischen Kirche noch viel mehr Besonderungen aufgetreten sind, als in der protestantischen: Arianer und Monophysiten und Pelagianer und Semipelagianer u. s. w. Aber freilich sind sie nie zu dem Rechte einer anerkannten Confession gekommen. Daher sie denn in der Kirchengeschichte nur als Ketzereien aufgeführt werden dürfen. Von diesen ist keine Rede mehr in der protestantischen Kirche, weil sich die Besonderungen zu berechtigten Confessionen haben ausbilden können.

Nun geht der Verf. zur Charakteristik der verschiedenen Confessionen über. Diese Hauptbesonderungen erkennt er richtig als eine Dreiheit von Gestaltungen an, welche repräsentirt würden durch die reformirte (zwinglische), Lutherische und Calvinische Glaubenslehre. In der Stellung und dem Verhältnisse dieser Confessionen zu einander kann Ref. aber nicht gänzlich dem Verf. beistimmen. Er beginnt mit der reformirten Kirche und in der That hat Zwingli einige Jahre früher seine Polemik gegen den Catholicismus begonnen, ehe Luther seine Thesen an die Kirchthüre zu Wittenberg anschlug, nichts desto weniger gebührt Luthern aber die Ehre und das Verdienst, das Protestiren gegen den Catholicismus zum allgemeinen Bewufstseyn gebracht zu haben. Die lutherische Kirche ist die Grundlage des Protestantismus, gegen welche die anderen Confessionen entweder feindlich oder vermittelnd auftreten. Der Verf. tadelt mit Recht, dafs Zwingli zu subjectiv gewesen sei; welches sich denn auch in der Lehre vom Abendmahle — dem innersten Punkte der Glaubenslehre; weshalb sich die Confessionen daran auch am deutlichsten unterscheiden — dadurch zeige, dafs die wirkliche Gegenwart Christi zu einer subjectiven Erinnerung würde. Die blofse Vorstellung des hingeschwundenen Christus werde da die Hauptsache. Die Lutherische Kirche führt, sagt der Verf. weiter, diefs blofs subjective Andenken wieder zur Einheit mit der objectiven Gegenwart Christi zurück, welcher also als wirklicher nicht als blofs vorgestellter aufgefafst werden mufste.

So wahr diefs ist, so sehr diefs als der unendliche Vorzug des Lutherthums anerkannt werden mufs, so liegt doch etwas Schiefes darin, dafs der Lutherische Lehrbegriff als ein Drittes zu Catholicismus und reformirter Kirche ausgesprochen wird, so dafs die christliche Kirche nur in diese drei Stufen aus einander gegangen seyn soll. Hiezu wurde der Verf. durch Weglassen der Griechischen Kirche verleitet, zu welcher ja der Catholicismus die zweite und der Protestantismus die dritte Stufe bilden. Und nun hätte der Protestantismus als Totalität in sich aufgefafst werden müssen. So hätte sich an die Lutherische und reformirte Kirche der Calvinismus als das dritte anreihen müssen. Der Verf. kommt nun zwar auch auf ihn zu sprechen. Er sieht ihn aber als einen Rückschritt an, und als den Versuch lutherische und reformirte Kirche mit einander zu verschmelzen. Ich frage den Verf., warum Rückschritt? Es läge darin seine Zufälligkeit, denn *die* geschichtlichen Gestaltungen allein, welche einen wesentlichen Fortschritt in der Entwickelung und Feststellung des kirchlichen Lehrbegriffs thaten, sind nothwendig. Nun gibt der Verf. selbst zu, dafs sich im Calvinismus ein Versuch findet, die beiden früheren Confessionen zu vereinigen, und es würde sich also nur fragen, ob ihm dieser Versuch geglückt sei oder nicht. Hier behauptet der Verf. indessen, dafs dieser Vereinigungsversuch nichts Anderes als die schon früher von ihm gerügte Tendenz der Union sei, eine blofse Verwischung der Unterschiede. Wäre diefs, so könnte mindestens vom Verf. die Erklärung davon gefordert werden, dafs während die Lutherische Kirche und die reformirte sich in unsern Tagen die Hand geboten haben, der Calvinismus sich in strengster Absonderung erhalten will. Aber der Verf. erklärt sich überhaupt gegen eine solche Vereinigung, indem er in der lutherischen Confession die höchste Vollendung des Christenthums schon erreicht sieht (S. 42 u. 43). Hier corrigirt der Verf. selbst das, was wir in seinem ersten Theile tadelten, dafs er nur in der Totalität der Stufen das Christenthum vollendet sah; jezt ist es ihm doch in *einer* geschichtlichen Gestalt vollendet, und wenn er sich auch mit Recht gegen die Union erklärte, so hätte er doch nicht anderen Stufen gleiche Berechtigung gegen die höchste verleihen sollen, sondern ihnen nur historischen Werth zugestehen dürfen. Diefs kann er aber nicht, weil er eben so auch die widersprechende Behauptung aufstellt, dafs das Lutherthum, obgleich die höchste Gestalt, dennoch als eine einzelne, nicht die vollendete Darstellung der Idee des Christenthums sei.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 35. u. 36.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

Ueber das Streben der Menschheit zur Einheit, mit Beziehung auf religiöse Einigung unserer Tage u. s. w. Von Dr. C. E. Schubarth.

(Beschluſs.)

Wir übergehen den die Aeuſserlichkeiten betreffenden Tadel des Calvinismus, z. B. daſs er seine Wirksamkeit auch auf nicht religiöse Kreise, das bürgerliche Leben u. s. w. habe erstrecken wollen, als wenn nicht die Religion alle Kreise der menschlichen Thätigkeit in ihren Geist tauchen müſste. Wir kommen zum Wesentlichen, der Lehre vom Abendmahl. An ihr wird sich zeigen, wie der Calvinismus, die geschichtlich lezte Gestalt, sich zu den übrigen Confessionen verhalte.

Zuerst ist zu bemerken, daſs die Lutherische Kirche als die Grundform des Protestantismus, welche auch die gröſste Ausbreitung gewonnen, das protestantische Dogma fast vollendete, indem sie im absoluten Gegensatz vom Catholicismus die durch die äuſserliche Weihe des Priesters gesezte Präsenz Christi nur durch den Genuſs des Gläubigen hervorgebracht wissen wollte. Die subjective Freiheit ist damit energisch ausgesprochen und in schöne Einheit mit dem objectiven Seyn Gottes gebracht. Der Verf. hebt es nun besonders an dem Lutherischen Lehrbegriff lobend hervor, daſs er die göttliche Substanz als eine gegenwärtige setze. Dazu gehört aber doch nicht, daſs sie als eine räumliche betrachtet werden müsse. Dieſs ist sie aber in dem *in*, *cum* et *sub* der Lutherischen Consubstantiation. Präpositionen sind nicht die Kategorien, unter welchen das Göttliche begriffen werden könnte. Es steht diese Lehre noch in zu naher Beziehung mit der katholischen Transsubstantiation, wie denn der Englische Premierminister Canning im Parlamente, als man den Dissenters mit Ausschluſs der Katholiken Vorrechte einräumen wollte, erklärte, daſs er dieſs im höchsten Grade inconsequent fände, weil die bestehende Kirche in England (welche die Consubstantiation annehme), den Katholiken weit näher stehe als den übrigen Dissenters. Wenn nun Luther die Seite der Räumlichkeit nicht hat aufheben können, weil er noch dem Catholicismus am nächsten stand, so ist es um so bewundernswürdiger, daſs er dennoch diese Unangemessenheit dergestalt zu überwinden wuſste, daſs er der geistigen Reinheit des Protestantismus nicht den mindesten Abbruch that.

Diese Seite der Räumlichkeit, welche das protestantische Dogma noch zu überwinden hatte, war die nächste Veranlassung für Zwingli, sich von der Lutherischen Confession loszusagen, und aus Furcht die subjective Freiheit des Protestantismus durch die Gestattung irgend eines räumlichen Verhältnisses in Gott zu verunreinigen, sezte er das Göttliche beim Abendmahl als eine bloſs subjective Vorstellung, als eine Gedächtniſsfeier des Gekreuzigten. Die reformirte Kirche bildete so den reinsten Gegensatz gegen den Catholicismus. Alles Tiefe, welches das Dogma in diesem hatte, verschwand, und die Thatsache, daſs die Lutherische Kirche mehr gegen die reformirte als gegen die katholische eiferte, darf Niemanden Wunder nehmen, da die Lutherische Kirche jene Tiefe der Ansicht mit der katholischen theilte. Das Verdienst der reformirten Kirche bleibt indessen immer dieſs, die reine Geistigkeit der göttlichen Gegenwart wenigstens möglich gemacht zu haben.

Calvin hat nun den Satz aufgestellt, daſs im Abendmahl die geistige Gegenwart Christi gesezt sei, und daſs durch den Genuſs Gott als Geist im Gläubigen seinen Wohnsitz aufschlage. Der Verf. tadelt nun diesen Ausdruck geistige Gegenwart als einen unsichern, schwankenden, und sagt, daſs Calvin dadurch weder wie Zwingli die wirkliche Anwesenheit der göttlichen Substanz bestimmt verneint, noch mit Luther bestimmt bejaht habe. Wie der Verf. dieſs behaupten könne, ist nicht einzusehen, er müſste denn unter substantiellem Seyn sinnliches Seyn verstehen. Die göttliche Substanz ist rein geistig, und als solche gegenwärtig. Wollte man sagen, daſs sie

Digitized by Google

nur geistig sei, also, nach Zwingli, nur subjectiv in der Vorstellung, so zeigte man dadurch, dafs man den Unterschied von Geist und Vorstellung nicht kennt. Der Geist ist das Objective im höchsten Sinne, das allein Objective, die Substanz aller Dinge. Dafs Calvin nicht blofs subjective Vorstellung statuirte, beweist der Ausdruck: geistige *Gegenwart*. Calvin ist also nichts Anders als die Rückkehr zum Lutherthum durch Verneinung der reformirten Einseitigkeit, indem er nur die substantielle Präsenz Gottes, welche Luther noch als Consubstantialität ausdrüken zu müssen glaubte, zum adaequatesten Ausdruck der Idee, als geistige Gegenwart, erhob.

Damit ist nun die leibliche Gegenwart nicht ausgeschlossen. Es fragt sich nur, was der Leib Christi sei. Er ist, wie der Verf. selber sagt, nicht der Körper des historischen Christus, sondern die Gemeinde der Christen, welche die sinnliche Erscheinung dieser geistigen Gegenwart Gottes in ihr ist, und es liegt schon im Ausdruck Gegenwart, dafs der göttliche Geist sich an der Gemeinde und durch dieselbe offenbare. Wird die leibliche Gegenwart vorzugsweise an das Brod und den Wein geknüpft, so schwebt der Vorstellung mehr der Körper vor; so in der katholischen Kirche, und ganz frei davon ist, wie wir sahen, wenigstens der Ausdruck der Lutherischen Lehre nicht. Bei Zwingli ist blofs die Vorstellung Christi. Die Einheit beider Seiten stellt sich also im Calvinismus dar; und so ist in ihm am deutlichsten vorhanden, was Marheineke als den Begriff des Abendmahls ausspricht: „Gott ist der menschlichen Natur so unmittelbar nahe und gegenwärtig, dafs sie in Christo mit der göttlichen selber Eins, sein Geist aber der Geist seiner Gemeinde, sie selbst sein Leib und er von seiner Menschheit ewig ungetrennt und mit ihr vereinigt ist, u. s. w.“ Sollte eine Union beider Confessionen in diesem Dogma stattfinden, so brauchte sie allein darin zu bestehen, dafs der Ausdruck Consubstantiation fahren zu lassen sei, und die Bedeutung von geistiger Gegenwart näher festgestellt würde, damit Niemand mehr in der Folge, wie der Verf., etwas Schwankendes darin fände.

Nachdem der Verf. nun die Stufenfolge der Confessionen in seiner Weise bewiesen, geht er zur Behauptung über, dafs in der Bibel alle Confessionen des Christenthums enthalten, und dadurch entstanden seien, dafs sie die eine oder die andere Seite mehr hervorgehoben haben. Der Verf. führt dabei die ganz richtige Ansicht an, die Bibel sei sensus implicitus, die Kirche sensus explicitus. Gäbe es nun aber keine Kirche, welche den vollständigen sensus explicitus hätte, sondern wäre dieser nur an die verschiedenen Confessionen theilweise ausgespendet, wie der Verf. will, so hätte die Weltgeschichte eine undankbare Mühe sich gegeben, und es wäre besser beim sensus implicitus stehn geblieben zu seyn, wo man doch Alles hat, wenn gleich noch unentwickelt.

Der Nachweis, wie in der Bibel jede Confession angelegt sei, scheint nun Referenten der schwächste Theil des Buchs zu seyn. Höchst unglücklich erscheint besonders der Einfall, dafs die biblischen Ausdrücke: Sohn Gottes und Menschensohn den Keim zu den verschiedenen Glaubensgebieten der katholischen und protestantischen Kirche enthalten sollen (S. 57); eben so die Behauptung, dafs der Text über das Abendmahl nach Matthäus (XXVI, 26 und 28) und Marcus (XIV, 22, 24) die Keime der reformirten Kirche enthalte; der Paulinische Text dagegen (1 Korinth. XI, 24, 25) die des Lutherthums (S. 58 folg.). Die Evangelisten, sagt der Verf., setzen das Blut über den Leib, denn sie machen nur beim Blute einen Zusatz (*τὸ περὶ πολλῶν ἐκχυνόμενον εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν*), Paulus setze aber den Leib über das Blut, denn er mache nur beim Leibe einen Zusatz (*τὸ ὑπὲρ ὑμῶν κλώμενον*). Da das Blut nun das blofs abstracte Verhältnifs des Leibes ausdrücke, nicht substantiell sei, so sei in seinem Uebergewicht die Lehre Zwingli's angelegt. Im Ueberwiegen des Leibes, als des Substantiellen und Ganzen, sei umgekehrt die Lutherische Lehre enthalten. (S. die zwei Anmerkungen, S. 61 — 64.) Man glaubt nicht an die Möglichkeit solcher Assertionen, ehe man sie gelesen hat. Ich möchte den Verf. fragen, welcher Confession Lucas ist, der sowohl bei dem Leibe als bei dem Blute einen Zusatz macht, und welchen der Verf. daher mit Bedacht nicht citirt, weil er seine obigen Sätze umstofsen würde. Lucas sezt nämlich (XXII, 19 — 21) zum Leibe hinzu *τὸ ὑπὲρ ὑμῶν διδόμενον*, zum Blute *τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον*.

Zur vollständigen Lehre des Abendmahls ist also nöthig, alle vier Stellen zu verbinden. Ihr Unterschied ist aber keineswegs so bedeutend, dafs daraus sich verschiedene Lehren ergäben, obgleich nicht geläugnet werden soll, dafs jede Confession die Berechtigung ihrer Lehre aus den Texten der Bibel hat entnehmen können. So die katholische Kirche, indem sie die Worte: diefs ist mein Leib, diefs ist mein Blut in unmittelbarem

Digitized by Google

Sinne nahm; die reformirte, indem sie sich an die Worte hielt: Thut dieſs zu meinem Gedächtniſs; Luther endlich und Calvin, indem sie den mystischen Sinn der Worte begriffen: Dieſs ist mein Leib, dieſs ist mein Blut, denn die ewige Geschichte Gottes, sein Tod und seine Auferstehung wiederholen sich in der Feier des Abendmahls. Im Herzen des Gläubigen steht Christus wieder auf. Er ist seinem Leibe consubstantiirt, oder reiner, er ist geistig in ihm gegenwärtig, und alle vier Stellen der Bibel mit alleiniger Ausnahme des Lucas bringen daher die Auferstehungslehre in Verbindung mit dem Abendmahle: „Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächse des Weinstocks trinken bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“ Am tiefsten spricht dieſs aber Paulus aus: „denn so oft ihr von diesem Brod esset oder von diesem Kelch des Herrn trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daſs er kommt.“

Der Verf. schlieſst nun seine Abhandlung damit, daſs er den Catholicismus als den nothwendigen Durchgangspunkt aufweist, um zum Protestantismus zu gelangen. Im Ganzen ist Referent mit dieser Deduction einverstanden, nur findet er auffallend, daſs der Verf. gerade auf zwei bestimmte Lehren die Begründung des Catholicismus zurückführt, die Trinitätslehre und die Augustinische Prädestination (S. 70). Bei der zweiten kann man es noch eher zugeben, weil sie die subjective Freiheit aufzuheben scheint. Doch ist es bekannt, daſs auch Calvin eine strenge Prädestinationslehre aufstellte, ohne daſs der Verf. ihn deſshalb des Catholicismus beschuldigen wird. Mit der freilich etwas zu harten Polemik des Verfs. gegen *Schleiermacher* (S. 76, 77 *) ist Ref. dem Inhalte nach vollkommen einverstanden, und wenn er in manchen Stücken vom Verf. abgewichen ist, so glaubt er versichern zu können, daſs er aus philosophischer Ueberzeugung so und nicht anders hat urtheilen müssen, ohne daſs der Umstand, gerade dieser und keiner andern protestantischen Glaubenssphäre anzugehören, den mindesten Einfluſs auf seine Ansicht hätte ausüben können.

Michelet.

*) Der Verf. sagt: „Nur bedauert kann es werden, wenn „ein Mann wie *Friedr. Schleiermacher*, der auf den Namen „eines christlichen Theologen gewiſs groſsen Anspruch „macht, in seinem christlichen Glauben nach den Grund„sätzen der evangelischen Kirche den Werth der Trini„tätslehre in jeder Hinsicht verkennt, so daſs er ihr nicht „nur einen ganz untergeordneten Rang gegen die übrigen „christlichen Glaubenslehren anweist, sondern auch ihren „Ursprung aus der Zeit bewuſstloser Anklänge des Hellenischen und Vermischung desselben mit dem Christli„chen herleitet, und in einer höchst verwerflichen Dialek„tik, welche als das Wiedererwachen der alten Sophistik „angesehen werden muſs, sich angelegen seyn läſst, die „absolute höchste Bestimmtheit derselben, in welcher der „ganze sittliche Grundgehalt des Christenthums enthalten „ist, in die Beziehung einer endlichen Relation und Re„flexion zu setzen u. s. w.“

XVI.

Geschichte des Osmanischen Reichs, groſsentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph v. Hammer. Erster Band. Von der Gründung des Osmanischen Reiches bis zur Eroberung Constantinopels. 1300 — 1453. Pesth in C. A. Hartlebens Verlage 1827. XLII. 686 S. *Zweiter Band. Von der Eroberung Constantinopels bis zum Tode Selims I.* 1453 — 1520. Ebendas. 1828. VIII. 680 S. *Dritter Band. Vom Regierungsantritte Suleiman's des Ersten bis zum Tode Selim's II.* 1520 — 1574. Ebendas. 1828. VIII. 804 S. gr. 8.

Erster Artikel.

Eine vollständige und durch Inhalt und Darstellung befriedigende, auf unbefangener und sorgfältiger Forschung gegründete Geschichte des Osmanischen Reichs war längst ein dringendes Bedürfniſs nicht nur der Deutschen, sondern der Europäischen Literatur, und es ist daher sicherlich keins der geringsten Verdienste des unsterblichen Johannes Müller, daſs er vor mehr als dreiſsig Jahren den damals jugendlichen Verf. des vorliegenden Werks ermunterte, dem Studium der morgenländischen und insbesondere der Osmanischen Geschichte sich zu widmen. Diese Ermunterung vermochte den Verf., wie in der Vorrede zum ersten Theil berichtet wird, „die Kenntniſs der Sprachen dem höhern Ziele der Geschichtforschung und Geschichtschreibung unterzuordnen,“ und während der langen Zeit von mehr als dreiſsig Jahren die Geschichte der Osmanischen Türken zum Hauptge-

Digitized by Google

genstande seiner wissenschaftlichen Bestrebungen zu machen.

Wenige historische Werke der neuern Zeit sind mit einem solchen Reichthume von Hülfsmitteln unternommen worden, als diese Geschichte des Osmanischen Reiches. Ausgerüstet mit der seltenen Kenntnifs morgenländischer und abendländischer Sprachen, deren der Geschichtschreiber der Osmanen bedarf, um die verschiedenartigen Quellen, welche für die Geschichte des Türkischen Reichs fliefsen, benutzen zu können, hatte Hr. v. Hammer das Glück, das Volk, dessen Geschichte zu schreiben er beschlossen hatte, so wie einen grofsen Theil der Länder, welche von den Osmanischen Türken beherrscht werden, in einer Reihe von fünf Jahren durch eigene Anschauung kennen zu lernen, und unter mannigfachen Verhältnissen zu beobachten, so wie auch durch thätige Theilnahme an verschiedenen Verhandlungen des Oesterreichischen Hofes mit dem Divan zu Constantinopel eine vertraute Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten des Osmanischen Reiches und seiner Verfassung zu gewinnen. So wie der Verf. diese glücklichen Verhältnisse mit Eifer benuzte, „um sich zu dem hohen vorgesteckten Ziele auszubilden" (Vorr. S. XVII), so unternahm er auch als Vorarbeiten für das vorliegende Hauptwerk mehrere topographische, statistische, bibliographische und andere historische Untersuchungen, deren Resultate theils in verschiedenen gedruckten Werken des Verfs. über morgenländische, besonders Türkische Geschichte und Literatur, mitgetheilt worden sind, theils noch ungedruckt im Pulte verwahrt werden. Vornehmlich beurkundete der Verf. seine Kenntnifs der Türkischen Geschichte und Verfassung in den beiden reichhaltigen Werken: des Osmanischen Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung (Wien 1815, 2 B. 8.) und Constantinopolis und der Bosporus (Pesth 1822, 2 B. 8.) und steigerte dadurch die Erwartungen von der Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der vor geraumer Zeit schon verheifsenen vollständigen Geschichte der Osmanen. Sowohl ausgebreitete Verbindungen und die aufgeregte Theilnahme an den wissenschaftlichen Arbeiten des Verfs., als auch unermüdete Nachforschungen und der Aufwand beträchtlicher Geldsummen haben ihm den Besitz einer so reichen und vollständigen Sammlung von gedruckten und handschriftlichen Hülfsmitteln für die Osmanische Geschichte verschafft, als keine Bibliothek in Europa und Asien aufzuweisen hat, und der Verf. hofft (Vorr. S. XX) „dafs dieser von ihm mit so vielem Aufwande von Mühe, Zeit und Geld gesammelte Schatz Osmanischer Geschichtsquellen auch nach seinem Tode nicht zerstreut, sondern vereint und öffentlichem Gebrauche zugänglich, für die genaue und gewissenhafte Benutzung der Quellen dieses Werks dauerndes Zeugnifs ablegen werde." Andere wichtige Hülfsmittel wurden ihm aus verschiedenen öffentlichen Bibliotheken (zu Wien, Berlin und Dresden) mitgetheilt, und die Archive zu Wien und Venedig boten ebenfalls einen grofsen Reichthum wichtiger, bis jezt unbekannter Actenstücke und anderer Quellen dar. In der Vorrede zum ersten Theile gibt der Verf. eine allgemeine Uebersicht der von ihm benuzten Quellen und eine kurze Beurtheilung der bisherigen Bearbeitungen der Osmanischen Geschichte, vornehmlich von Cantemir, Petis de la Croix und Gibbon, und aufserdem findet sich vor jedem Bande eine Uebersicht der für die darin behandelte Periode benuzten morgenländischen (d. i. Türkischen) Quellen, mit Nachweisung der von dem Verf. gebrauchten Handschriften oder Ausgaben derselben, hin und wieder auch mit Beurtheilung ihres Werths und ihrer Wichtigkeit. Die vor dem ersten Theile stehende Uebersicht der funfzig für die Geschichte der Türken bis zur Eroberung von Constantinopel gebrauchten Quellen wird mit folgender bedeutungsvollen Betrachtung geschlossen: „Von diesen funfzig Geschichten sind nur zwei, nämlich die acht Paradiese durch Edris, und die Krone der Geschichten durch Seadeddin von Amts wegen verfasset, und diese beiden allein mit allem Schmucke rhetorischer Kunst ausgestattet, alle übrigen sind von ihren Verfassern ohne Anspruch auf schöne Redekunst und Gunstbezeigung einfach, und im Gegensatze der Reichshistoriographie sehr unparteiisch geschrieben worden, und die Verfasser waren nicht blofs Gelehrte und Professoren, sondern Geschäftsmänner und Krieger, welche im Kriege und Frieden gedient, welche hohe und sogar die höchsten Würden des Reichs bekleidet haben, Staatssecretäre, Kanzler (Nischandschi und Defterdar), Sandschakbege und Beglerbege, und sogar ein Mufti (Seadeddin) und ein Grofswesir (Lutfi), *zum belehrenden Beispiele für alle Mufti und Grofswesire, welche der Geschichte abhold.*" Mit Recht legt der Verf. eine grofse Wichtigkeit auf die Berichte der Byzantinischen Geschichtschreiber, welche die Geschichte der lezten Zeiten des ost-Römischen Reichs behandelt haben (Nicephorus Gregoras, Johannes Cantacuzenus, Georgius Pachymeres, Chalcondylas, Geor-

Digitized by Google

gius Phranzes u. a.) „die unparteiischen Gegenschreiber der ganzen Epoche (Periode) der gleichzeitigen sieben lezten Byzantinischen Kaiser und sieben ersten Osmanischen Sultane," und er eignet sich das Verdienst zu, diese Geschichtschreiber zuerst vollständig und mit kritischer Genauigkeit benuzt zu haben; doch zweifeln wir nicht, dafs Hr. v. H. in Hinsicht dieser Schriftsteller noch den Stoff zu einer bedeutenden Nachlese übrig gelassen habe. Wie sehr er überhaupt bemüht war, alle über das Osmanische Reich und dessen Einrichtungen und geographische und statistische Verhältnisse, so wie über die einzelnen Begebenheiten vorhandenen Nachrichten sich anzueignen, beweisen nicht nur die zahlreichen in den Anmerkungen enthaltenen Nachweisungen, sondern auch die in Hormayr's Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst in den Jahrgängen 1823 — 1827 mitgetheilte bibliographisch-kritische Uebersicht der in Europa über Osmanische Geschichte erschienenen Schriften, in welcher mit Ausschlufs der Description de l'Egypte und anderer blofs angedeuteter geographischer oder topographischer Schriften über Nubien, Aegypten, Syrien, Griechenland und Constantinopel, tausend historische Werke aufgezählt und zum Theil beurtheilt worden sind. In kurzen Anmerkungen unter dem Texte sind die Quellen der Erzählung nachgewiesen, und in ausführlichern Erläuterungen am Ende jedes Bandes werden bald Versehen und unrichtige Angaben neuerer Schriftsteller berichtigt — und diese Berichtigungen nennt Hr. v. H. (Vorr. S. XIX) *aufgeräumten Schutt* — bald werden einzelne Stellen der Quellen näher erläutert und genauer beurtheilt, oder geographische, statistische, historische Nachrichten, chronologische Erörterungen, hin und wieder auch historische Andeutungen und Beziehungen enthaltende Stellen morgenländischer Dichter mitgetheilt, und insbesondere hat der Verf. es sich angelegen seyn lassen, die noch wenig bekannten Stellen des Muselmännischen Gesetzes oder der Ueberlieferung mitzutheilen, „welche als leitende Maximen die Staatshandlungen der Moslimen begründen, und von ihren Geschichtschreibern dem geschichtlichen Stoffe häufig als Polarsterne und Feuersäulen eingewebt werden." Doch werden die Dichterstellen sowohl als alle übrigen angeführten Texte morgenländischer Schriftsteller nur mit lateinischer Schrift nach der (von Hrn. v. H. für die richtige gehaltenen) Aussprache mitgetheilt. Auch in der Erzählung der Geschichte selbst finden sich manche geographische Erläuterungen, und aufserdem ist jeder Band mit einer Charte, über welche am Schlusse des Bandes die erforderliche Belehrung gegeben wird, und mit genealogischen Tafeln der vorkommenden Sultane und anderer Fürsten, so wie den Reihenfolgen der Grofswesire, Kapudan Pascha's, Prinzenlehrer, Mufti's und anderer hohen Beamten des Osmanischen Reichs ausgestattet.

Um unsere Beschreibung der äufsern Beschaffenheit dieses Werks zu vollenden, fügen wir noch hinzu, dafs dasselbe in Bücher von nicht sehr grofsem Umfange getheilt ist, und dafs die vorliegenden drei ersten Bände zusammen sechs und dreifsig Bücher enthalten. Eine zweckmäfsige Abtheilung in Perioden würde sicherlich eine deutlichere und lichtvollere Uebersicht gewährt haben, als die blofse Eintheilung in Bücher, in welcher mehr eine gewisse, gleichmäfsige und symmetrische Vertheilung, als eine pragmatische Anordnung des historischen Stoffs sich darstellt. Dieser Mangel einer lichtvollen Anordnung ist um so fühlbarer, als überhaupt die Darstellung des Verfs. in ihrer nicht immer ansprechenden Eigenthümlichkeit keinesweges überall klar und leicht ist, sondern, wie schon mehrere in dieser Anzeige enthaltene Mittheilungen beweisen, und am Schlusse dieser Anzeige noch näher dargethan werden soll, sich meistens sehr schwerfällig bewegt, und durch orientalischen Prunk und nicht immer mit gutem Geschmacke gewählte Brocken Persischer und Türkischer Dichter eine oft sehr fremdartige Färbung erhalten hat.

Die Aufgabe, welche der Verf. in diesem Werke zu lösen hat, ist keine leichte. Eine Geschichte der Osmanischen Türken, welche ihrem wahren Zwecke entsprechen soll, darf sich nicht auf die Erzählung der von den Türken geführten Kriege, ihres Gewinnes und Verlustes an Ländern und Provinzen, welcher die Folge glücklicher oder unglücklicher Kriege, geschickter oder ungeschickter Unterhandlungen war, und der edeln oder unedeln, gerechten oder ungerechten, hochherzigen oder grausamen Handlungen der Sultane und anderer Türkischer Machthaber beschränken. Vielmehr so wie die Geschichte jedes Volks uns in das innere Leben desselben führen und dessen Bildung, Verfassung, und überhaupt dessen innere und äufsere Verhältnisse in ihrer Entwickelung und allmäligen Gestaltung darstellen soll: also soll eine Geschichte der Osmanen insbesondere uns belehren, über die Herkunft und Abstammung dieses Volks, die Veranlassungen und Umstände seines Vordringens au;

Digitized by Google

entlegenen Gegenden des innern Asiens, den Ursprung und die Bildung seines Reichs, die Entwickelung seiner bürgerlichen und kriegerischen Verfassung, so wie seiner ganz eigenthümlichen Staatsverwaltung, die Aenderungen des Zustandes der von den Osmanischen Türken unterjochten verschiedenartigen Völker und die mannigfachen wechselnden Gestaltungen des Verhältnisses der Osmanischen Pforte zu den christlichen Reichen. Wenn es nun schon schwierig ist, die Geschichte anderer Völker in so verschiedenartigen Richtungen zu verfolgen, so stellen sich einer so umfassenden Behandlung der Geschichte des Osmanischen Reichs noch eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Denn in Hinsicht der frühern Zeiten der Osmanen tragen die Nachrichten der Byzantiner (wenn auch diese Schriftsteller nicht absichtlich die Wahrheit entstellen, was in sehr vielen Fällen sicherlich mit Unrecht ihnen zum Vorwurf gemacht wird) das Gepräge einer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Sprache und Verfassung, so wie den Sitten und Gebräuchen der Türken, und beschränken sich mit seltenen Ausnahmen auf die Meldung der Türkischen Kriegszüge; die Türkischen Geschichtbücher, so wie sie einer entwickelnden und pragmatischen Darstellung der Begebenheiten gänzlich ermangeln, so enthalten sie auch über die innern Verhältnisse des Volks und der Regierung wenige und unerhebliche Belehrungen, und über die politischen und diplomatischen Verhältnisse der Europäischen Mächte zur Pforte, in älterer sowohl als neuerer Zeit, sind bis jezt nur sehr unzulängliche Nachrichten zur öffentlichen Kunde gebracht worden. Bei solchen Schwierigkeiten verdient das, was in diesem Werke geleistet worden ist, die dankbarste Anerkennung, zumal wenn wir dasselbe mit den frühern Osmanischen Geschichten von Löwenklau, Petis de la Croix, Cantemir und Andern vergleichen, und einzelne Mängel, Versehen oder Unrichtigkeiten, welche in einer Arbeit von solchem Umfange, und in den mühsamen Untersuchungen, welche sie voraussezt, nicht vermieden werden können, oder Widersprüche, welche zum Theile offenbar Schreibfehler sind, und mangelhafter Durchsicht der Handschrift und ungenauer Correctur zur Last fallen, vermindern sicherlich nicht die Verdienstlichkeit dieser im Uebrigen höchst achtbaren Leistung. Dagegen können wir es nicht verbergen, dafs uns das Werk mehr als eine Sammlung von Materialien, oder eine chronikenmäfsige Zusammenstellung von Nachrichten, denn als ein historisches Kunstwerk erscheint; wir vermissen nicht selten die Schärfe einer ächten historischen Kritik, und im Allgemeinen eben so sehr die pragmatische Entwickelung, als überhaupt eine philosophische Behandlung, ohne welche eine wahre pragmatische Geschichte unmöglich ist. Die Betrachtungen, welche der Verf. hie und da hinzufügt, sind höchst gesucht, oft ganz unpassend, und auf Zufälligkeiten und Nebensachen gerichtet (z. B. Th. I, S. 315, 316), und die Zusammenstellung und Vergleichung einzelner in der Osmanischen Geschichte vorkommenden Erscheinungen mit ähnlichen Erscheinungen in der Geschichte anderer Zeiten und Völker, woran der Verf. viel Wohlgefallen findet, nicht überall zweckmäfsig, oftmals höchst gezwungen. Sehr lehrreich sind aber die Nachrichten über die frühere Geschichte der in der Osmanischen Geschichte vorkommenden Länder und wichtigeren Städte, welche der Verf. an passenden Orten einschaltet. Die Charakteristiken einzelner historischer Personen, besonders der Osmanischen Sultane, scheinen meistens wörtlich aus Türkischen Geschichtschreibern ausgezogen zu seyn; sie entwickeln nicht die Charaktere in politischer, sittlicher oder intellectueller Beziehung, sondern beschränken sich auf die Beschreibung der körperlichen Gestalt und auf einige hervorstechende biographische Züge.

Den Vorwurf der Parteilichkeit für die Osmanischen Türken kann man keineswegs der Darstellung des Verfs. machen; vielmehr ist der Eindruck, welchen das dem Kaiser von Rufsland gewidmete Werk in dem Gemüthe des Lesers zurücklässt, den Türken höchst nachtheilig. Der Verf. hat schwerlich eine von den Osmanen verübte Grausamkeit, deren die Geschichtschreiber gedenken, unerwähnt gelassen; und die Barbarei, der Hochmuth und die Grausamkeit der Türken tritt daher in diesem Werke überall in fast allzu grellen Zügen hervor, obwohl auch einzelne Züge von Treue, Grofsmuth und Edelmuth, an welchen in der Osmanischen Geschichte kein Mangel ist, nicht verschwiegen werden. Der Verf. verhehlt keineswegs den lebhaften Wunsch, dafs Europa bald von einem so fremdartigen Elemente gereinigt werden möge. Wie sehr die feige, unbeständige und treulose Staatsklugheit des erniedrigten Byzantinischen Kaiserthums das Emporkommen der Osmanischen Macht veranlafste, lernen wir zwar auch aus vielen Stellen dieses Werks; doch hätte diese Seite noch mehr hervorgehoben und entwickelt werden sollen; und für eine solche Entwickelung fehlt es selbst in den Byzantinischen Quellen nicht an Nachrichten.

Digitized by Google

Es ist unmöglich, ohne sehr grofse und unzweckmäfsige Ausführlichkeit den Inhalt dieses an vielen bisher unbekannten Nachrichten reichen Werks in einiger Vollständigkeit darzulegen, und wir müssen uns daher darauf beschränken, in der nachfolgenden Anzeige den Gang der Darstellung zu bezeichnen; einige uns als vorzüglich wichtig erscheinende Nachrichten auszuheben und einige Berichtigungen, welche aufser den schon in anderen kritischen Schriften bemerkten Unrichtigkeiten uns sich dargeboten haben, beizufügen.

Das *erste* Buch beschäftigt sich mit dem Ursprunge und Vaterlande der Türken und der Geschichte der Oghusen und Turkmanen, so wie der Seldschuken Persiens und Rums. Den Stammvater der Türken wagt Hr. v. H. mit Recht nicht zu bestimmen, und er begnügt sich nur einige frühere und spätere Meinungen über diese unnütze Frage anzuführen; doch hält er es für sehr glaublich, dafs so wie durch den Thogarmah der Bibel (Gen. 10, 3) eben so auch durch den Scythen *Ταργίταος*, welchen Herodot (IV, 5) als den Stammvater der (europäischen) Scythen (am Borysthenes) bezeichnet, der Stammvater der Türken angedeutet werde, indem die Endung *ιταος* nur eine derivative Form der Wurzel *Ταργ* sei; für diese Meinung läfst sich aber eben so wenig ein sicherer Grund gewinnen, als für die von dem Verf. aufgestellte Vermuthung, dafs der Name der Amyrgischen Scythen (*Σκύθαι Ἀμύργιοι* bei Herod. VII, 64 nicht *Ἀμούργιοι*, wie der Verf. S. 564 schreibt), von den Abschreibern verderbt worden und in *Τουργίους* zu verbessern sei. Wir dürfen uns übrigens wohl beruhigen, wenn wir wissen, dafs das ursprüngliche Vaterland der Osmanen, welche, wie bekannt, selbst nicht Türken sich nennen, sondern diesen Namen, als rohe Barbaren bezeichnend, für schimpflich halten, in dem grofsen Lande Turkisthan zu suchen sei, welches östlich von Chatai oder dem nördlichen China, westlich vom See Aral und dem Lande Chowaresm, nördlich von Sibirien und südlich von Tibet und dem Lande jenseits des Oxus oder der kleinen Bucharei begränzt wird. Ob Targitaos der Urtürke gewesen sei, kann uns so gleichgültig seyn, als ob unser Stammvater Tuisko oder Teut geheifsen habe. Der Verf. bemerkt hierauf, dafs die Sprache der Osmanischen Türken, oder der Dialekt von Constantinopel sich aus dem Seldschukischen Dialekte ausgebildet habe, und dafs der ältere und auch von den Osmanen selbst für den reineren gehaltene Dialekt die Sprache der von Karakorum bis Turfan wohnenden Uiguren, also der östlichen Türken sei, welche man in der Folge die Dschagataische genannt habe; wir halten es aber mindestens für sehr zweifelhaft, dafs der Dialekt der Iguren mit dem Dialekte von Dschagatai so ganz für identisch zu halten sei (vergl. Abel-Remusat recherches sur les langues Tartares I, S. 251 f.); und die Unterscheidung eines Seldschukischen Dialektes ist in keiner Hinsicht begründet, da der Türkische Dialekt, aus welchem der Dialekt von Constantinopel sich entwickelte, sicherlich allen Türkischen Horden, welche in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Anführern nach Westen vordrangen, im Ganzen, wenn auch mit einzelnen Modificationen, gemeinschaftlich war, und in den vorhandenen historischen Nachrichten keine Veranlassung sich findet, dem Geschlechte der Seldschuken, wenn auch einzelne Fürsten desselben die Wissenschaften im Allgemeinen und insbesondere die Arabische und Persische Literatur begünstigten, einen erheblichen Einfluss auf die Ausbildung und Entwickelung der Türkischen Sprache zuzuschreiben. Ueberhaupt scheint es rathsam zu seyn, in der Unterscheidung der Türkischen Dialekte die von den Türken selbst angenommene Theilung ihres Volks in östliche und westliche Türken beizubehalten und zum Grunde zu legen. Sehr löblich ist es, dafs der Verf. es nicht verschmäht hat, die Türkischen Ueberlieferungen von Oghus-Chan, welcher als der Begründer der Türkischen Macht und Bildung durch Eroberungen und Gesetze angegeben wird, und von dessen Söhnen mitzutheilen, obwohl diese Ueberlieferung, wie mit Recht bemerkt wird, ganz in das Gebiet der Poesie und keinesweges der Geschichte gehört. Oghus, ein Jäger wie Nimrod, sandte, so erzählt Abulghasi, eines Tages seine sechs Söhne (die Chane des Tages, des Mondes, des Sternes, des Himmels, des Berges und des Meeres) aus zur Jagd (Hr. v. H. sagt, was nicht recht verständlich ist: auf Jagd ihres Glücks); die Söhne brachten dem Vater (aufser dem erlegten Wilde) einen goldenen Bogen und drei goldene Pfeile (welche — ein Umstand, welchen Hr. v. H. verschweigt — der Vater selbst hatte in der Erde verbergen lassen). Oghus schenkte hierauf den drei älteren Söhnen den Bogen, und den drei jüngeren die Pfeile; die lezteren theilten die Pfeile unter sich und wurden *Utschok* oder die drei Pfeile genannt; die ersteren zerbrachen den Bogen in drei Stücke und theilten unter sich diese Stücke und erhielten davon den Namen *Bozuk*, d. i. die Zerbrecher oder Verderber. Oghus übertrug den Verderbern, ihnen den Preis zuerkennend, die Hut des rechten Flügels seines

Digitized by Google

Heeres und den drei Pfeilen den linken, und nach dem Tode des Vaters theilten sich diese sechs Söhne in die väterlichen Länder, so dafs den Verderbern die westlichen, und den drei Pfeilen die östlichen Länder zufielen; von Gok-Chan (d. i. dem Chan des Himmels), dem ältesten der drei Verderber, leiten die Osmanen ihre Abkunft her, so wie Tagh-Chan (der Ghan des Berges) und Denis-Chan (der Chan des Meeres) als die Stammväter der Oghusen und Seldschuken betrachtet werden. Auf die Mittheilung dieser Ueberlieferung folgt eine kurze Nachricht von den Oghusen, welche in Turkisthan zwischen dem Oxus und dem Jaxartes herrschend, späterhin Turkmanen genannt wurden *), und eine zwar ausführlichere, jedoch gedrängte Erzählung der Geschichte der Seldschuken, besonders des Zweiges dieser Familie, welcher in Rum oder Kleinasien herrschte, nach seinem Wohnsitze gewöhnlich das Geschlecht der Seldschuken von Iconium genannt wird, und in der Geschichte der Kreuzzüge eine wichtige Stelle einnimmt. Unter den Türkischen Emiren, welche für den wankenden Thron der Seldschuken von Iconium gegen die Macht der Sultane von Chowarism, und der Mogolen (der Verf. schreibt überall Mongolen) stritten, waren auch die Vorfahren der Osmanen: „Mit Beginn der Regierung des Sultans Alaeddin Kaikobad des Ersten, heifst es (S. 26), taucht gleichzeitig mit Dschengis-Chan das Geschlecht der Osmanen durch Suleiman, den Vater Toghruls, den Grofsvater Osmans, aus dem Gewoge Mongolischer Eroberungsfluth auf, verschwindet dann ein halbes Jahrhundert unter den hochtreibenden Fluthen der Zeitbegebenheiten, bis dasselbe unter der Regierung des zweiten und lezten Alaeddin mit frischem Glanze wieder aufsteigt, und seinen Thron auf dem erdumfluthenden Ocean der Geschichte bleibend gründet.“ Dem tapfern Beistande des Emirs Osman, welcher seinem Geschlechte den Namen gab, verdankte Alaeddin nicht lange vor seinem und der Herrschaft der Seldschuken von Iconium Untergange einige Vortheile, welche er im Kampfe mit den Mogolen und empörten Turkmanen gewann. Das Reich der Seldschuken aber, als die geschwächte Macht der Mogolen nicht vermochte, „den Raub verheerter Länder zusammenzuhalten,“ zerfiel in zehn Herrschaften unter verschiedenen Emiren, und diese Herrschaften, „nach und nach in den Schlund der aufsteigenden gewaltigsten Dynastie (der Osmanen) fallend, wurden nach anderthalb Jahrhunderten unter Einem Scepter vereinigt, und bilden noch heute (unter dem Namen Anatoli) nur Eine Statthalterschaft des weiten Osmanischen Reichs.“ Unter diesen Zehentfürsten, mit deren Aufzählung das erste Buch schliefst, waren auch die Osmanen, welche in Galatien und Bithynien und bis an den Fufs des Berges Olympus in Städten überwinterten und auf Alpen übersommerten; und dieses Stammgebiet der Osmanen wird auf der Charte, welche dem ersten Theile beigegeben worden ist, dargestellt. Obgleich die Geschichte der Seldschuken von Iconium von Hrn. v. H. vornehmlich nach Türkischen Nachrichten viel richtiger und genauer dargestellt worden ist, als von den Guignes, Gibbon und Anderen, so vermissen wir doch die Berücksichtigung der inneren Verhältnisse dieses Reichs, dessen Verfassung sicherlich das Vorbild der Verfassung des Osmanischen Reichs war; wir finden in diesem ersten Buche keine andere auf die Staatsverwaltung, und andere innere Verhältnisse der Türken bezügliche Nachricht, als S. 28 die Notiz, dafs schon Alaeddin, der Sohn des Tekesch, Fürst von Chowaresm, den Halbmond, der seitdem für das ausschliefsliche Wappenzeichen der Osmanen gegolten, zuerst auf seine Fahnen und Zelte pflanzte, und auch die fünfmalige Heermusik bei den fünf Zeiten des täglichen Gebets schon am Hofe der Seldschuken üblich war, und S. 35 die Erwähnung der merkwürdigen Veränderung, welche Mohammed Beg, der Gründer der Dynastie der Karamanen in Hinsicht der Steuerregister einführte, indem er statt der bisher in dem ganzen Umfange des Seldschukischen Reichs nur in Persischer Sprache geführten Buchhaltung, die in Türkischer und Persischer Sprache gemischte in Gang brachte, „in welcher noch heut zu Tage die Register der Osmanischen Kammer in besonderer gebrochener Schrift und Sprache geführt werden.“ Dafs S. 33 der unbedeutende Johann Laskaris Kaiser von Byzanz genannt und ihm die dem Michael Paläologus bekanntlich gebührende Ehre der Wiedereroberung von Constantinopel im Jahre 1261 beigemessen wird, ist ohne Zweifel ein blofser Gedächtnifsfehler; und auf die S. 3 vorgetragene Bemerkung, dafs der Name der Turanen, womit die alten Perser die rohen und ungebildeten Bewohner der östlichen Länder jenseits des Oxus bezeichneten, im Munde der Griechen zu dem Worte *Τύρανγος* geworden sei, wird der Verf. selbst wohl kein Gewicht legen.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Hr. v. H. erwähnt Th. I, S. 7 billigend der von dem Türkischen Geschichtschreiber Neschri (im Dschihannuma) gegebene Erklärung des Namens Turkman, nach welcher dieser Name so viel als gläubige Türken (Turki Iman, d. i. Türken des Glaubens) bedeuten und den Oghusen defswegen gegeben seyn soll, weil sie schon viertehalbhundert Jahre nach Mohamed, und also früher als die übrigen Türken, den Islam annahmen. Annehmlicher als jene gezwungene Ableitung ist die von Mirchond gegebene Erklärung (vergl. Herbelot bibl. or. v. Turkman und Klaproth Asia polyglotta p. 217), nach welcher der Name einen, welcher den Türken ähnlich ist, bezeichnet; denn *man* so wie *manend* bedeutet bekanntlich im Persischen: ähnlich, gleichend; und das verbum *manisthen* hat die Bedeutung: ähnlich seyn.

Digitized by Google

Nro. 37. u. 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

Geschichte des Osmanischen Reichs, grofsentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph v. Hammer.

(Beschluss.)

Zweites Buch. Nachdem der Leser durch das erste Buch in den weiten Kreis der Türkischen Völkerschaften eingeführt und ein allgemeiner Ueberblick über Wohnsitze und Verhältnisse dieses ausgebreiteten Völkerstammes gewonnen worden ist, so beginnt die Geschichte der Osmanischen Türken mit dem zweiten Buche, welches den Ursprung dieser Dynastie und die Regierung Osmans, des ersten Fürsten derselben, darstellt. Mit Uebergehung aller Fabeln und unsicheren Nachrichten, welche von früheren und späteren Schriftstellern vorgetragen werden, beginnt der Verf. die Erzählung mit Soleiman, dem Sohne des Kaialp, aus dem Geschlechte Kaji, welcher zu der Zeit, als Dschingischan durch die Zerstörung des Reichs von Chowaresm der Mogolischen Völkerfluth den Weg nach Vorderasien geöffnet hatte, von Maban in Chorasan dem ersten bekannten Wohnsitze des Osmanischen Geschlechtes, mit funfzigtausend Seelen um das Jahr 1224 (nach Neschri, nach anderen Nachrichten um zehn oder fünf Jahre früher) *) nach Armenien zog; und als er sieben Jahre später in sein Vaterland zurückzukehren beschlofs und den Weg am Euphrat hinab in der Richtung von Haleb nahm, in den Wellen des Flusses, nahe bei der Burg Dschaber im Jahre 1231 ertrank, indem sein Pferd von dem steilen Ufer herabstürzte. Der gröfste Theil der unter seiner Führung vereinigten Familien zerstreute sich, indem einige in Syrien blieben, andere nach Kleinasien zogen (die Vorfahren der jetzigen Turkmanen von Syrien oder Damascus und Rum), andere (nach Leunclau p. 96) nach Arabien sich begaben. Zwei der vier Söhne aber, welche Soleiman hinterliefs, kehrten nach dem Tode des Vaters nach Chorasan zurück; Erthogrul, der vierte und jüngste Sohn des Soleiman (nach Löwenklau's Historia Turcorum Francft. 1591 p. 97 der dritte Sohn, bei Chalcondylas Lib. I, p. 8 Ὀρθογρουλής) und sein Bruder Dündar beschlossen mit vierhundert Familien, welche bei ihnen geblieben waren, in den Staaten des Seldschukischen Fürsten von Iconium, Alaeddin, Schutz und Unterkunft zu suchen. „Auf dem Wege dahin," fährt Hr. v. H. S. 43 fort, „stiefs ihnen ein Schlachtgemenge auf. Noch vom Schlachtfelde entfernt, und ohne noch unterscheiden zu können, wem die gröfsere Truppe, wem die kleinere angehöre, fafste Erthogrul, d. i. der gerade Mann, den ritterlichen Entschlufs, mit seinen vierhundertvierzig Reitern dem kleineren Haufen wider den gröfseren beizustehen. Seine Hülfe entschied den Sieg. Die Besiegten waren Mongolische Tataren, und der Sieger Alaeddin, der Sultan der Seldschuken. Erthogrul küfste ihm die Hand, als erwähltem Schutzherrn; Alaeddin gab ihm ein Ehrenkleid, und wies ihm zum Sommeraufenthalte die Alpen von Tamanidsch und Ermeni, zum Winteraufenthalte die Ebene um Sogud, d. i. den Weidenplatz an." Bei Gelegenheit dieser Erzählung, für welche mit Anführung der abweichenden auch von Löwenklau und Cantemir mitgetheilten Nachrichten das Dschihannuma als Quelle genannt wird, hätte wohl der Umstand Erwähnung verdient, dafs nach Chalcondylas (Lib. I, p. 7) der Ort Sogud (Σογοῦτη κώμη, von den Byzantinern sonst gewöhnlich Thebasion genannt, und nach Hrn. v. H. S. 45 noch jetzt im ganzen Osmanischen Reiche durch seine sauer eingemachten Weinbeeren und seine Knochwurst berühmt) noch zur Zeit dieses Geschichtschreibers sehr oft von den Osmanischen Fürsten besucht wurde, und als ihr ursprünglicher Stammsitz im Genusse eigenthümlicher Vorrechte war. Mehrere wichtige Dienste, welche hier-

*) Nach Cantemir's Osmanischer Geschichte (Deutsche Uebersetzung. Hamb. 1745. 4. S. 8, 9) ist von Neschri als das Jahr dieses Zuges, das Jahr der Hedschra 611 (Chr. 1214) und als das Todesjahr des Soleiman das Jahr der Hedschra 616 (Chr. 1219) angegeben.

Digitized by Google

auf Erthogrul sowohl mit jenen vierhundertvierzig Reitern, mit welchen er im Kampfe gegen die Tataren den Ausschlag gegeben hatte, als an der Spitze der unter dem Namen Akindschi, d. i. Renner oder Streifer, bekannten Turkmanischen Reiter, welche im Vortrabe des Seldschukischen Heeres von ihm geführt wurden, in Kriegen gegen Griechen und Tataren leistete, wurden dadurch belohnt, dafs der Sultan Alaeddin dem Districte, welcher der Schauplatz der Thaten des tapfern Emirs war, den Namen Sultanöni, d. i. des Sultans Vorderseite gab, und dem Erthogrul und seinen Söhnen als Gränzvertheidigern des Seldschukischen Reichs wider die Griechen ein Lehen anwies; Seraidschik im Gebiete von Biledschik und Karahissar (Schwarzburg) wurde ihnen zum Wohnsitze im Winter, die Alpen von Tamanidsch (der Temnos) und Ermeni zum Aufenthalte im Sommer bestimmt, Erthogrul aber wohnte gewöhnlich zu Sogud. Seit dieser Auszeichnung wird nach Angabe des Verfs. während voller funfzig Jahre weder des Erthogrul noch seiner Söhne gedacht; nach dem Berichte des Cantemir aber, welcher den Türkischen Geschichtschreiber Sädis, d. i. Saadeddin, als Gewährsmann anführt, entrifs Erthogrul noch im Jahre 680 d. H., Chr. 1281, dem Jahre, in welchem er (nach Löwenklau S. 111) 93 Jahre alt starb, den Griechen die wichtige Stadt Kiutahi, auf des Hrn. v. H. Charte: Kutahie, vor Alters Cotyaeum (s. Büschings Asien S. 79). Hr. v. H., welcher des Todes von Erthogrul nur beiläufig (S. 55) gedenkt, und denselben in das Jahr 1288 sezt, und die von Löwenklau berichteten Verhandlungen über die Succession übergeht, schliefst an die Darstellung der Thaten des Erthogrul eine kurze Nachricht von dem durch die Gränzen der alten Phrygia Epiktetus umschriebenen Sandschak Sultan öni (richtiger: Sultan ogi), der Wiege Osmanischer Gröfse und Herrschaft, so wie die, auch von Löwenklau, jedoch in etwas anderer Weise mitgetheilte Erzählung von den Träumen, durch welche dem Erthogrul und seinem Sohne Osman die künftige Verherrlichung ihres Geschlechtes verkündigt wurde, und von der Vermählung Osmans mit Malchatun, der schönen Tochter des Scheich Edebali, welche die nächste Folge seines von Hrn. v. H. in sehr lebendiger und geschmückter Rede vorgetragenen und mit dem von Herodot (I, 107) erzählten Traumgesichte des Astyages verglichenen Traums war. Osmans frohe Hoffnungen erhielten aber bald neue Bestätigung, als der fromme Derwisch Abdal Kumral in dem Passe von Ermeni einen Königsgeier mit seinen Flügeln das Haupt des jungen Fürsten überschatten sah, und dieses Wahrzeichen auslegte als glückliche Vorbedeutung Osmanischer Herrschaft, deren Flügel bald zwei Meere und zwei Erdtheile, das weifse und schwarze Meer, Asien und Europa, decken würde; und diese Erscheinung gibt dem Verf. Veranlassung, auseinander zu setzen, wie die Morgenländer das Schweben des Königsgeiers, welchen die Perser und Türken Humai nennen, über einem zur Herrschaft auserwähltem Haupte, als glückbringende Vorbedeutung des Königthums betrachten, und ihnen der Königsgeier das sei, was den Römern der Adler war. Die Erzählung gewinnt nunmehr an Lebendigkeit und Interesse, indem sie die Kriegsthaten des Osman schildert. Noch immer, obwohl im Genusse eines von dem Sultan Alaeddin von Iconium gewährten Lehens, waren Erthogrul und Osman weder reich noch mächtig, sie lebten in patriarchalischer Verfassung, hauptsächlich von dem Ertrage ihrer Heerden; die zu ihrer Horde gehörigen Türken beschäftigten sich auch mit der Bienenzucht und dem Weben grober farbiger Teppiche, und waren mit den Befehlshabern der benachbarten Griechischen Städte und Landschaften bald in friedlichen und freundschaftlichen, bald in feindseligen Verhältnissen. Einzelne Streifzüge besonders in das Gebiet der Griechen wurden mit dreifsig, höchstens mit dreihundert Reitern unternommen. Zur Sicherung ihrer Habe gegen die Räuberei des Griechischen Befehlshabers von Angelokoma, welcher den Zug der Osmanischen Horden und Heerden von den Alpen in die Ebene im Winter und von diesen auf jene im Sommer zu beunruhigen pflegte, traf Erthogrul mit dem Befehlshaber der Griechischen (südlich von Nicaea belegenen) Burg Biledschik (bei den Byzantinern Belokoma) die Uebereinkunft, dafs vor dem Zuge auf die Alpen die beste Habe der Horde in jener Burg niedergelegt werden dürfe; doch durften nur Weiber und Kinder und keinesweges bewaffnete Männer sie überbringen. Dafür brachte Osman bei dem Rückzuge von den Alpen jedesmal dem Herrn von Biledschik „farbige Teppiche, wie sie die Turkmanen noch heute wirken, schwere Kotzen, Ziegenfelle mit Käse und Topfen *) und Schläuche mit Honig gefüllt, als Gaben hirtlicher Erkennt-

*) Kotzen und Topfen sind zwei der Oestreichischen Mundart eigenthümliche Wörter, wovon das erstere einen Teppich oder Decke von grober Wolle, das leztere das Dicke der Milch bezeichnet, welches zurückbleibt, wenn die Molke abgeseihet wird.

Digitized by Google

lichkeit.“ Die Feindseligkeit des Befehlshabers von Angelokoma wurde die Veranlassung zu dem ersten Kriegszuge Osmans; und als bei dem Dorfe Hamsabeg am Ausgange der Schlucht von Ermeni, Baichodscha, der Neffe Osmans im Kampfe gegen jenen Befehlshaber, welcher die Osmanen aus einem Hinterhalte überfallen hatte, war getödtet worden, und bald hernach in dem Treffen bei Agridsche der jüngere Bruder Osmans, Sarijati Sawedschi am Fuſse einer Pinie erschlagen wurde, so rächte Osman den Tod seines Neffen und seines Bruders an dem Leichname des Griechen Kalanus, des jüngern Bruders des Herrn von Karadscha, welcher in den feindlichen Reihen nicht fern von dem Orte fiel, wo Sarijati war erschlagen worden. Als Kalanus gefallen, rief Osman: weidet ihn aus! und noch heiſst dort die Stelle eines stinkenden Feldes beim ausgeweideten Hund. „Dieſs ist,“ bemerkt hiebei der Verf., „wider besiegte Christen die erste Groſsthat Osmanischer Barbarei, welche von da angefangen ein halbes Jahrtausend fortwährt.“ Bald hernach (im Jahr 1288) eroberte Osman, während der Sultan Alaeddin von Iconium gegen die Tataren Krieg führte, die bis dahin Griechische Burg Melangena, von den Türken Karadschahissar (d. i. das schwärzliche Schloſs, nicht zu verwechseln mit Karahissar) genannt, und erhielt dafür zum Lohn nicht nur die Belehnung mit der eroberten Burg und dem dazu gehörigen Gebiete, sondern auch die Würde eines Fürsten (Beg); „der Sultan sandte ihm die Ehrenzeichen fürstlicher Würde, Fahne und Pauke und Roſsschweif; der Ueberbringer war Aktimur, der Neffe Osmans. Dieser ging dem Ehrengeschenke einige Schritte entgegen, und während die Heeresmusik der Trommeten und Pauken scholl, blieb er mit über die Brust kreuzweise gelegten Händen ehrfurchtsvoll stehen. Deſsgleichen thaten seine nächsten Nachfolger jedesmal, wenn zu den fünf Gebetzeiten die Heeresmusik erscholl, bis der sechste derselben, Sultan Mohammed der Eroberer, den alten Brauch aufhob, weil, sagte er, zweihundertzehnjährige Ehrenbezeigung zu lang.“ Karadschahissar wurde nunmehr die Residenz des Bei von Karadschahissar und Eskischehr, die Kirche jener Burg verwandelte sich in eine Moschee, und ein Richter und Marktvogt wurde bestellt, zur Schlichtung der Streitigkeiten, wozu der auf den Freitag jeder Woche festgesezte Markt Veranlassung gab. Diese Anordnungen wurden von dem Sultane von Iconium bestätigt, und der Ruf von Osmans Gerechtigkeitsliebe (indem selbst den christlichen Griechen ihr Recht nicht versagt wurde gegen Muselmänner) belebte die Markttage mit verstärktem Zuflusse. Wir übergehen die Erzählung von den Streifzügen, welche Osman gemeinschaftlich mit dem befreundeten Köse Michal, dem damals noch nicht zum Islam bekehrten Griechischen Herrn des Bergschlosses Chirmenkia oder Chirmendschik unternahm, so wie von der Eroberung der Feste Belokoma, und der schönen Nilufer (d. i. Lotosblume), welche Osman ihrem verlobten Bräutigam, dem Fürsten von Belokoma, abgewann, und seinem damals zwölfjährigen Sohne Urchan zur Gemahlin bestimmte. Die von den Türkischen Chroniken überlieferte Nachricht von den neun und dreifsig als alte Weiber verkleideten Männern, mit deren Hülfe Osman dieser Feste sich bemächtigt haben soll, stellt der Verf. mit Recht in die Reihe fabelhafter Erzählungen, womit die Sagengeschichte verschiedener Völker von Dichtern ausgeschmückt worden ist. Die Eroberung der übrigen zu dem Gebiete von Belokoma gehörigen Burgen vollbrachte Osman im Jahre 1299, bald nach der Einnahme der Hauptburg, mit Hülfe seiner Brüder; und als in eben diesem Jahre der Sultan Alaeddin ermordet wurde und mit ihm die Macht seines Hauses unterging, so erlangte und bewahrte der Beg Osman seine Unabhängigkeit, liefs, was neben dem Rechte, Münzen mit eigenem Namen prägen zu lassen, das Zeichen der Selbstständigkeit morgenländischer Fürsten ist, das Kanzelgebet (Chotbah) in den Moscheen seines Gebiets für sich verrichten, nahm seit dieser Zeit seinen Sitz zu Jenischehr, an der äufsersten nördlichen Spitze seines kleinen, im Durchschnitt kaum eine starke Tagreise langen Gebietes, des jetzigen Sandschak Sultan oni, bestimmte die Burg Belokoma seiner Gemahlin Malchatun und deren Vater, dem Scheich Edebali, zum Wohnsitze, und die Einkünfte des Orts zum Unterhalte der Derwische und Scheiche, und vertheilte die übrigen Burgen an seine Brüder und seinen Sohn Urchan. Sein Gebiet erhielt bald neue Vergröfserungen. Zuerst wurde die nahe bei Jenischehr liegende Burg angegriffen, und der neunzigjährige Oheim des Osman, welcher in dem versammelten Kriegsrathe diese Belagerung widerrieth, wurde wegen dieses Widerspruchs von dem Neffen mit einem Bogen erschossen, und Hr. v. H. beschliefst die Betrachtung, wozu ihn die Erzählung dieser grausamen That veranlafst, mit den Worten: „In die lange Galerie der Morde von Blutsverwandten, als die gewöhnliche Vorhalle der folgenden Regierungen Osmanischer Fürsten, führt Osmans Oheimsmord als blutige Schwelle ein.“ Die nachlässige Vertheidigung der

Digitized by Google

Gränzen des Griechischen Reichs, seitdem der Kaiser Michael Palälogus angefangen hatte, den Sold der dort dienenden Truppen (nach Georgius Pachymeres Lib. I. cap. 6., nicht blofs, wie Hr. v. H. S. 67. sagt, der Befehlshaber) zu verringern, und selbst dieser kärgliche Sold nicht einmal regelmäfsig bezahlt wurde, erleichterte den Osmanen, so wie den andern damals unabhängigen, in Kleinasien vom Schwerte, wie die Byzantinischen Geschichtschreiber sich ausdrücken, lebenden Türken ihre Eroberungen; und das Gebiet Osmans berührte um das Jahr 1301 schon fast die Mauern von Nikomedien und Nicäa. In diesem Jahre besiegte Osman den kaiserlichen Hateriarchen oder Befehlshaber der Leibwache Muzalon, bei Kujunhissar (bei Pachymeres Baphium) in der Nähe von Nikomedien, erbaute hierauf, um die Besatzung von Nicäa in Furcht und Angst zu erhalten, in der Nähe dieser Stadt am Gebirge das Schlofs Tharghan, besiegte sechs Jahre hernach die vereinigte Macht der Befehlshaber von vier in der Nähe von Brusa gelegenen Griechischen Schlössern, und erwirkte sich von Makrenos, dem Befehlshaber von Kopadion (von den Türken Ulubad genannt) *) die Auslieferung des Einen jener Befehlshaber, des von Kete (κατοικία bei Pachymeres, Andron. p. 287. nicht κατοικεία, wie Hr. v. H. S. 68 und 75. schreibt), welcher nach der unglücklichen Schlacht bei ihm Schutz suchte, durch das Versprechen, dafs die Fürsten der Familie Osman niemals über den Flufs von Ulubad (den Rhyndacus) gehen sollten; „dieses Versprechen erfüllten die Nachkommen des Osman, dem Buchstaben, aber nicht dem Geiste nach, in so weit, dafs sie zwar nie über den Ulubad (den Flufs von Kopadion) selbst sezten, sondern im erforderlichen Falle zu Schiffe die Mündung desselben im Meere umfuhren, mit dem Flufs den Sinn des Vertrags umgehend." Bald darauf (im Jahre 1308.) wurde die zum Gebiete von Kete gehörige Insel Galios (Kalolimne), welche vor dem Meerbusen von Modania liegt, auf Osmans Befehl, von dessen Neffen, Kara Ali erobert, und dem Eroberer ein aufserordentlich schönes Griechisches Mädchen, welches unter den Gefangenen war, vermählt. Während die Emire der übrigen Türkischen Horden, welche in Kleinasien sich angesiedelt und nach dem Falle des Reichs der Sultane von Iconium die Unabhängigkeit erlangt hatten, durch die furchtbare Verwüstung der Insel Chios „die erste Grofsthat Türkischer Seeräuberei" vollbrachten, bald darauf Skyros, die Prinzeninseln (in der Nähe von Constantinopel) und mehrere andere Inseln der Mittelmeere von der Mündung des Bosporus bis an die Meerenge von Gibraltar plünderten, der Fürst Alischir von Kermian durch Roger, ehemaligen Templer und Seeräuber, damaligen Grofsadmiral des Byzantinischen Reichs, gezwungen wurde, die Belagerung von Philadelphia aufzuheben, Ephesus dagegen in die Gewalt des Saisan, des Schwiegersohns und Feldherrn des Fürsten von Mentesche fiel, die anderen Emire andre Städte und Burgen in Natolien eroberten — während Alles dieses geschah, unternahm Osman, nicht achtend die Drohungen des Chodabende, des obersten Chans der Mogolen, welcher, verlobt mit Maria, der natürlichen Schwester des Kaisers Andronicus Palälogus, des kraftlosen Byzantinischen Reichs sich annahm, einen Streifzug nach den nördlich vom Flusse Sangaris gelegenen Gegenden, bewog seinen ehemaligen Waffengefährten Köse Michal zur Annahme des Islam, ernannte den Türken Samsama (vrgl. Leunclav. de reb. Turc. Lib. III. col. 161), welcher ihm damals als Wegweiser diente, zum ersten Osmanischen Tschausch oder Staatsboten — ein später in der Osmanischen Staatsverwaltung wichtiges Amt — eroberte mehrere Schlösser und Burgen, und bereitete die Belagerung von Brusa vor. Diese Belagerung aber übertrug Osman, an Podagra erkrankt, seinem Sohne Urchan, welcher schon während des oben erwähnten Streifzuges seines Vaters gemeinschaftlich mit Köse Michal, das Osmanische Land gegen die Tataren (bei Pachymeres Τύχαροι) vertheidigt, und hierauf die Unternehmungen am Sangaris fortgesezt hatte. So wie Nicäa schon durch eine früher von Osman erbaute Burg und die beiden eroberten Burgen Trikokia und Karatekia geängstigt wurde, eben so wurden schon im Jahre 1317 auf Osmans Befehl auch zur Bedrängung von Brusa zwei Burgen erbaut — eine Weise, welche auch von den ersten Kreuzfahrern gegen die Stadt Tripolis in Syrien angewandt wurde; und nachdem zehn Jahre lang (von 1317—1326) die Stadt durch die Besatzung jener beiden Burgen war geängstigt worden, so erschien Urchan, nach der Eroberung, Plünderung und Schleifung von Edrenos, dem Schlüssel von Brusa, vor den Mauern der leztern Stadt,

*) Vrgl. Georg. Pachym. Andronicus L. VII. c. 9. p. 405. Hr. v. H. sagt S. 68.: Ulubad sei Apollonia; was unrichtig ist, und diese unrichtige Angabe wird S. 406 noch einmal wiederholt. S. 72 dagegen findet sich Ulubad richtig als Kopadion angegeben, dieser Ort kommt auch in Villehardouin's Geschichte von Constantinopel (cap. 169.) unter dem Namen Le Lupaire vor. Vrgl. Ducange zu Villehard S. 354. 355.

Digitized by Google

mit der ganzen Macht seines Vaters, und die Vermittelung des Köse Michal erwirkte dem Griechischen Befehlshaber von Brusa (Beroses bei Löwenklau, Hr. v. H. nennt nicht den Namen) einen Vertrag, in welchem ihm von Urchan der freie Abzug mit Habe und Gut und sicheres Geleit bis nach Kemlik (Kios) gegen Erlegung von dreifsig tausend Byzantinischen Goldstücken gewährt wurde. „Eine Verhandlung, sezt Hr. v. H. hinzu, sehr merkwürdig durch den glücklichen und grofsen Erfolg der Einnahme ohne Schwertstreich, und durch die schwerbedeutende Summe von dreifsig tausend Goldstücken, welche von da an die unabänderliche höchste Mustersumme des Lösegeldes blieb, durch deren jezt einmalige, bald jährliche Entrichtung christliche besiegte Fürsten sich von beständigem Kriege durch kurzen Waffenstillstand loskauften, eine Summe, die bei Brusa's friedlicher Uebergabe zum ersten Male und dann fast drei Jahrhunderte lang bei jedem gewährten Waffenstillstande und während desselben jährlich in den Osmanischen Schatz flofs, bis mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts der Friede von Situarotok diesen ansehnlichen Posten für immer aus den Tributregistern der Osmanischen Kammer auslöschte. Osman endigte aber bald hernach, nachdem er die frohe Nachricht von dieser Eroberung erhalten hatte, zu Sogud, dem alten Stammsitze des Osmanischen Geschlechts, noch im Jahre 1326 sein Leben im siebzigsten Jahre seines Alters, und seine Leiche wurde, nach seinem auf dem Sterbebette ausgesprochenen Willen, in der ehemaligen Kathedrale des Schlosses Brusa, welches von nun an die Residenz der Osmanen wurde, begraben. Mehrere von Löwenklau (am Ende des 3ten Buchs de rebus Turcicis) mitgetheilte und von den Türkischen Geschichtschreibern mit vielen Abweichungen überlieferte nähere Umstände der Eroberung von Brusa und des Todes von Osman werden von Hrn. v. H. mit Stillschweigen übergangen; auch wird der Nachricht des Nicephorus Gregoras (Lib. VIII. c. 15.) und des Chalcondylas (Lib. I. p. 8. 9.), dafs die schnelle Uebergabe von Brusa durch Mangel an Lebensmitteln (λιμῷ ἁλοῦσα ὑπὸ Ὀσμάνου) bewirkt worden sei, nicht erwähnt, obwohl diese Nachricht auch durch Pachymeres (Andronicus Lib. V. p. 288.) bestätigt wird, welcher berichtet, dafs lange vor der Belagerung die Stadt ihrer Gärten sowohl als ihrer Feldmark (τῶν ἔξωθεν καλλονιῶν) durch die Türken war beraubt worden. Dieses zweite Buch wird beschlossen mit einer Beschreibung des ehemaligen und jetzigen Zustandes des (im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst zerstörten) Grabmals von Osman, und einer Nachricht von der einfachen Verlassenschaft und der äufsern Gestalt dieses Fürsten, welcher von Gibbon ungeachtet mancher löblichen Eigenschaften gewifs nicht mit Unrecht ein Ungeheuer (monster) genannt wird.

Das *dritte* Buch enthält den ersten Abschnitt der Geschichte des Urchan, welcher seine Regierung damit begann, dafs er seinen jüngern Bruder Alaeddin zum Wesir ernannte; und dieser, so uneigennützig, dafs er die ihm von Urchan angetragene Hälfte der von Osman hinterlassenen Heerden ausschlug, und sich nur ein Dorf im Thale von Katoikia zum Wohnsitze erbat, „beschäftigte sich, dem Schalten des Schwertes fremd, nur mit dem Walten der Feder und der Gesetzgebung des Osmanischen Reichs.“ Während Urchan aufser andern kleinern Burgen im Jahre 1327 Nikomedien, die Hauptstadt von Bithynien, nach dem Siege bei Philokrene über das von dem Kaiser Andronicus dem jüngern selbst geführte Griechische Heer, im Jahre 1330 Nicäa, im Jahre 1333 auch Kibotos (Kemlik) eroberte, und durch diese lezte Eroberung auch einen Seehafen gewann, bald hernach auch die von einem andern Türkischen Geschlechte bis dahin behauptete Landschaft Karasi, südwestlich vom Olympus, sich unterwarf, ordnete Alaeddin durch mancherlei Einrichtungen das immer mehr sich erweiternde Osmanische Reich. „Solche nach Staatserfordernifs gegebenen Satzungen,“ sagt Hr. v. H. (S. 86.), „sind des Islamitischen Staatsrechts vierte Quelle, welche in keinem Widerspruche mit den drei höhern, d. i. mit dem Worte Gottes (dem Koran), mit dem Worte des Propheten (der Sunna) mit der einstimmigen Entscheidung der Väter der Islamitischen Kirche (der vier grofsen Imame), nur das Stillschweigen und den Mangel derselben ersezt, und unter dem Namen Urfi (d. i. der willkürlichen Gesetzgebung) die Grundregel des Islams dem jeweiligen Bedürfnisse des Staats anpafst;“ diese Satzungen führen auch den Griechischen Namen Kanun, und die Sammlung derselben heifst Kanun-Nameh. Auf Alaeddins Rath schaffte Urchan auf den Münzen das Gepräge der Seldschukischen Sultane von Iconium ab, und liefs (etwa seit dem J. 1328) Münzen mit seinem Namen prägen, und damit wurde, nachdem schon Osman (s. oben) das Kanzelgebet für sich angeordnet hatte, die Osmanische Selbstständigkeit in ihrer äufsern Erscheinung vollendet. Eine Verordnung bestimmte hierauf die Kopfbedeckung der Türkischen Krieger und Hofbeamten des Osmanischen Emirs, zu deren Unterscheidung von

Digitized by Google

Griechen sowohl als Turkmanen, nämlich Mützen aus weifsem Filze (Börek genannt), welche vermuthlich in Form eines Palmenkohls rundlich gespizt waren, wie am Turbane des Sultans Urchan auf seinem Grabmale zu Brusa vor der Zerstörung durch die Feuersbrunst zu sehen war. Nachdem über die verschiedenen Abänderungen, welche die Kopfbedeckung der Osmanen in späterer Zeit erfahren hat, noch Nachrichten beigebracht worden sind, werden die höchst wichtigen kriegerischen Einrichtungen, welche unter des Wesirs Alaeddin Leitung eingeführt wurden, dargestellt. Erthogrul und Osman hatten ihre Züge blofs mit Turkmanischen Reitern ausgeführt, „welche, Akindschi (s. oben) genannt, bei jedesmaligem Erfordernisse als die Reifsigen ihrer Herren aufgeboten, ins Feld zogen." Urchan errichtete zuerst ein stehendes und besoldetes Fufsvolk (um ein ganzes Jahrhundert früher als in Frankreich Carl VII). Jeder Mann dieser *Jaja*, oder mit einem Persischen Namen *Piadeh*, genannten Truppe wurde täglich mit einem Akdsche oder einer Vierteldrachme Silbers besoldet, und die Abtheilungen dieser Mannschaft und ihre Führung waren, wie bei den alten Persern, nach dem Decimalsystem, von zehn bis tausend, geordnet. Da aber diese Truppen mancherlei Unordnungen und Ausschweifungen begingen, so machte der Heeresrichter Kara (d. i. der schwarze) Chalil Tschendereli in dem Rathe, welchen Urchan mit ihm und dem Wesir Alaeddin hielt, den „tiefdurchdachten, von der gröfsten Menschenkenntnifs und herzlosesten Politik berechneten" Vorschlag, eine neue Truppe blofs aus Christenkindern, welche zum Islam bekehrt werden sollten, zu errichten; und diese Truppe, in welcher auch feindliche Ueberläufer Platz finden sollten, erhielt den Namen Jeni Tscheri (d. i. die neue Truppe). Hr. v. H. (S. 92) nennt diesen Vorschlag, welcher übrigens in der Ansicht der Muselmänner von der Verdienstlichkeit der Bekehrung der Christen zum Islam vollkommen begründet war, „einen höllischen Plan, dem an christenverderblichen, moslimenerwerblichen Erfolge kein anderer gleich kommt," und ruft noch einmal in dem Verfolge seiner Erzählung aus: „Diese schwarze Erfindung ist die des schwarzen Chalils Tschendereli, an teuflischem Sinn viel schwärzer als die fast gleichzeitige des von Schwarz in Europa wieder erfundenen Pulvers." Sehr lehrreich sind die S. 92—94 mitgetheilten Nachrichten über die innere Einrichtung dieser in unsern Tagen mit schrecklicher Grausamkeit vernichteten Schaaren. Ihren Namen, so wie die Form ihrer weifsen Pelzmütze erhielten sie von dem Derwische Hadschi Begtasch, dem Stifter eines noch jezt im Osmanischen Reiche weit verbreiteten Ordens an Derwischen; diesen Derwisch besuchte Urchan in dem Dorfe Sulidsche Kenarijun in der Nähe von Amasia, und bat ihn um seinen Segen, eine Fahne und einen Namen für die neu errichtete Truppe. Der Scheich legte den Aermel seines Filzmantels auf den Kopf eines der (vom Christenthume) abgefallenen Söldlinge, so dafs der Aermel über den Kopf rückwärts herabhing, und sprach: „ihr Name sei die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weifs, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstofsend, immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlseyn." Zum Andenken dieses Segens erhielt die weifsfilzene Mütze der Janitscharen einen auf den Rücken herabhängenden Zusatz, welcher den Aermel des Scheichs vorstellte, und vorn wurde statt des Büschels oder Feldzeichens ein hölzerner Löffel aufgesteckt; als Vorbedeutung reichlicher Verpflegung erhielten die Befehlshaber ihre Benennungen nach den Bedürfnissen der Küche, der Oberste wurde Tschorbadschi (Suppenmacher) genannt, andere Officiere erhielten die Titel: Aschdschibaschi (der oberste Koch) und Sakabaschi (Wasserträger); in der Fahne strahlten der silberne Halbmond und das zweigespizte Schwert Osmans, und das Heiligthum des Regiments war der Fleischkessel, um welchen die Janitscharen nicht nur zum Essen sondern auch zur Berathung sich versammelten. Der Sold eines Janitscharen wurde zu einem Asper (nach der von Hrn. v. H. nicht angeführten Stelle des Chalcondylas Lib. V, p. 122 zu Einem Obolus) täglich festgesezt, konnte aber als Belohnung für geleistete Dienste erhöht werden; als die mindeste Zahl der Janitscharen war anfänglich tausend bestimmt, und jährlich wurde diese Zahl mit tausend christlichen Knaben aus der Zahl der Gefangenen oder, wenn die Gefangenen nicht zureichten und im Frieden, durch ausgehobene Kinder der christlichen Unterthanen verstärkt; der Verfall der Truppe aber begann mit der Regierung Mohammeds IV, als die Janitscharen angewiesen wurden, durch ihre eigenen Söhne sich zu ergänzen. Zu eben der Zeit, in welcher die Miliz der Janitscharen errichtet wurde, erhielten auch die übrigen Truppen zu Fufs und Pferde eine veränderte Einrichtung, und den Piadeh insbesondere wurden statt des bisherigen Soldes liegende Gründe angewiesen, welche späterhin in Lehen verwandelt wurden, mit der Verpflichtung, in den Feldzügen die Wege der Heere zu ebnen;

Digitized by Google

auch die regellose, weder besoldete noch belohnte Miliz der Akindschi oder Renner wurde beibehalten, und zur Zeit der ersten Belagerung von Wien streifte sie unter der Anführung des Michaeloghlu, eines Nachkommen des oben gedachten Michael Köse, über Linz bis nach Regensburg; die übrige Reiterei aber wurde durch kleine und grofse Lehen (Timar und Siamet) belohnt. In Hinsicht der Errichtung der Janitscharen führt Hr. v. H. (Anm. S. 581) zwar die abweichende Angabe des Cantemir an, welcher die Entstehung der Janitscharen in das J. d. H. 763 Chr. 1362 und in die Regierung Murad I setzt; die Angabe des Chalcondylas (Lib. I, p. 8) aber, nach welcher die Janitscharen (welche dieser Schriftsteller θύρας βασιλέως und τῶν θυρῶν ἄνδρας nennt) schon von Osman als eine auserlesene Schaar (τάξις ἀρίστη) errichtet seyn sollen, wird übergangen. Nachrichten von der hohen Schule (Medreseh) und Armenküche, welche Urchan zu Nicäa stiftete, den von ihm und einigen frommen Privatpersonen zu Brusa errichteten Muselmännischen Klöstern, den Türkischen Dichtern, welche in der Zeit Urchans auf den Höhen des Olympus, „unter Vögelgesang und Fluthenklang" dichterische Werke von verschiedener Art hervorbrachten, den Grabmälern zu Brusa und andern Merkwürdigkeiten dieser Stadt, endlich die Erklärung des Unterschiedes der Derwische, deren Häupter Scheiche genannt werden, und der Baba, Dedi oder Abdale genannten Einsiedler, machen den übrigen Theil des Inhalts des dritten Buches aus.

Das *vierte* Buch beschäftigt sich noch ebenfalls mit der Geschichte des Emirs Urchan. Die Leichtigkeit, mit welcher die Osmanischen und andern Türken in Kleinasien ihr Gebiet auf Kosten des Griechischen Kaiserthums erweiterten, machte ihnen bald Lust, ihr Glück auch in den Europäischen Provinzen des schwachen und hinfälligen Reiches zu versuchen. Schon in dem Zeitraume von 1263 bis 1357 kamen die Türken zu zwanzig verschiedenen Malen aus Kleinasien nach Europa, und Hr. v. H. behandelt die Geschichte dieser Uebergänge, von welchen nur die drei lezten von den einheimischen Geschichtschreibern der Türken berichtet werden, mit grofser Ausführlichkeit nach den Nachrichten der Byzantinischen Geschichtschreiber, vornehmlich des Nicephorus Gregoras, Cantacuzenus und Chalcondylas. Die Türken kamen zwar nicht immer als Feinde des Griechischen Kaisers, sondern mehrere Male als Bundesgenossen desselben, und auf seinen Ruf, und stritten für den Kaiser von Byzanz gegen die Catalonischen Söldlinge oder Almogabaren, Ἀμογάβαροι bei Niceph. Gregoras Lib. VII, c. 3 Span. Almugavares, (welche zwar nach Beendigung der innern Kriege ihres Vaterlandes unter der Anführung ihres Hauptmanns Roger de Flor dem Kaiser Andronicus Paläologus dem Aeltern in dessen Kriege wider die Türken zu Hülfe gekommen waren, bald aber grofse Gefahr über das Griechische Kaiserthum brachten) gegen die Serbier und gegen andere auch innere Feinde; und der Emir Urchan erhielt sogar für den Beistand, welchen er dem Kaiser Johannes Cantacuzenus gegen die Bulgaren geleistet hatte, des Kaisers Tochter zur Gemahlin. Eben diese Uebergänge der Türken aus Kleinasien nach Europa (vornehmlich der Thracischen Küste) bereiteten die Festsetzung der Osmanischen Herrschaft in Europa vor; Urchan mischte sich schon in die Händel der Genueser und Venetianer, und indem er den erstern wider die von dem Kaiser Cantacuzenus begünstigten und mit dem Griechischen Reiche verbündeten Venetianer Hülfe leistete, nahm er an dem Kampfe der Genueser und Venetianer, welcher im J. 1353 in Galata, der Vorstadt von Constantinopel stattfand, thätigen Antheil. Dadurch wurde der Grund der Feindschaft des Emirs Urchan mit dem Kaiser Cantacuzenus gelegt, aus welcher für das Byzantinische Kaiserthum bald sehr nachtheilige Folgen sich entwickelten. Schon im Jahre 1356 gewann Urchan eine dauernde Besitzung auf Europäischem Boden, indem er den Bürgerkrieg, welcher damals das Byzantinische Kaiserthum verwirrte, benutzend, durch seinen Sohn und Wesir Suleiman Pascha das Thracische Küstenschlofs Tzympe (jezt Dschemenlik) besetzen liefs; und als im folgenden Jahre ein furchtbares Erdbeben die Thracischen Küstenstädte verwüstet hatte, so bemächtigten sich zwei Osmanische Heerführer (Adschebeg und Fasilgasi) nicht nur der Stadt Kallipolis, des Schlüssels zum Hellespont, sondern noch mehrerer anderer zerstörter Thracischer Städte und Burgen, und ganze Colonien von Türken und Arabern kamen nunmehr aus Asien nach Europa, siedelten sich an in der Nähe von Kallipolis und stellten die durch das Erdbeben zerstörten Mauern der von den Osmanen in Besitz genommenen Städte wieder her. Als der Kaiser Cantacuzenus über diese mitten im Frieden von Suleiman, dem Sohne Urchan's, begangenen Feindseligkeiten bei dem Hofe von Brusa Beschwerde führte, so gab der Emir Urchan zur Antwort: die Thracischen Städte wären nicht durch die Gewalt der Waffen, son-

Digitized by Google

dern durch das Erdbeben aufgeschlossen; und allen weitern Anträgen des Byzantinischen Hofes wegen der Zurückgabe jener Städte wufste Urchan unter irgend einem Vorwande auszuweichen. Die an sich sehr einförmige Geschichte jener zwanzig Türkischen Uebergänge nach Europa ist in dieser Darstellung durch Mittheilung mehrerer charakteristischer Züge belebt und zu lehrreichen Bemerkungen über Sitten und eigenthümliche Ansichten der Türken benuzt worden; z. B. über die Sitte, bei Friedensschlüssen Geschenke zu wechseln (S. 128). Als im Jahre 1355 Urchan seinen ersten Frieden mit dem Kaiser Johannes Cantacuzenus schlofs, so schenkte er dem Byzantinischen Kaiser Pferde, Jagdhunde, Teppiche und Pardelfelle, empfing dagegen silberne Becher, wollene und seidene Stoffe, und eines von des Kaisers Kleidern; „und so lange Botschafter des Römischen Kaisers Ehrengeschenke an die Pforte brachten, waren silberne Becher ein Hauptbestandtheil derselben.“ Hr. v. H. schliefst die Darstellung der zwanzig ersten Uebergänge der Türken nach Europa (S. 148) mit folgender prophetischen Bemerkung: „In der Folge werden nur die Uebergänge der Person des Herrschers aus der Asiatischen Residenz in die Europäische, oder die Heereszüge der Sultane aus Europa nach Asien zu erzählen seyn; künftigen Geschichtschreibern ist es vorbehalten, mit dem lezten Uebergange der Osmanen aus Europa nach Asien die Ausscheidung so fremdartigen Theils aus dem organischen Körper Europäischer Bildung zu melden.“ Am Ende dieses Buchs gibt Hr. v. H. eine Nachricht über die (zwei und siebzig) bei den Türken bestehenden Orden von Derwischen, zu welchen gewissermafsen auch die Janitscharen, als Brüderschaft des Hadschi Begtasch, von welchem sie den Segen empfangen hatten, also zugleich als Mönchsorden und als militärische Brüderschaft, gehörten. Weder Suleiman Pascha, der zweite Wesir des Osmanischen Reichs und seines Vaters bestimmter Thronfolger, noch der Emir Urchan selbst überlebten lange die Gründung der Osmanischen Herrschaft in Europa; der erstere starb im Jahre 1358 auf Europäischem Boden an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf einer Falkenbeize, und Urchan endigte sein Leben (zu Brusa) im fünf und siebzigsten Jahre seines Alters und dem fünf und dreifsigsten seiner Regierung, „welche mit keinem Gräuel von Verwandtenmord oder andern blutigen Thaten befleckt ist.“

Friedrich Wilken.

Druckfehler.

Jahrgang 1828.

S. 686 in der Ueberschrift von Schumachers astronomischen Hülfstafeln ist zu lesen: Erstes bis Neuntes Heft.
S. 864 Z. 10 v. u. statt der Kriegsr, lies: den Kriegsr.
S. 868 Z. 4 statt hungernde lies: lungernde
S. 873 Z. 21 del. ist
S. 879 Z. 15 statt Es lies: Er
ebend. Z. 7 v. u. statt wenn lies: wie
S. 880 Z. 5 v. u. lies: inaudita
S. 889 Z. 8 v. u. lies: mit dem Schlefsen statt: mit dem Schliefsen
S. 895 Z. 9 statt von lies: seien
S. 899 Z. 11 v. u. nach *sich* ist *sonst* zu inseriren.

Jahrgang 1829.

S. 186 ist zu der Anzeige des Pardessus'schen Werkes noch zu bemerken, dafs das daselbst S. 368 benannte droit de Ditmar de 1402 das Ditmar'sche Landrecht v. J. 1440 bezeichnen soll.

Digitized by Google

Nro. 39. u. 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1829.

XVII.

Literärgeschichte des Longobardischen Lehenrechts bis zum vierzehnten Jahrhundert, ihren Hauptgegenständen nach dargestellt von Dr. C. Fr. Dieck, aufserord. Prof. in Halle. Halle 1828, 8.

Der Hauptgegenstand der vorliegenden Schrift ist die Geschichte der Entstehung des liber feudorum in seiner heutigen Gestalt, so dafs einerseits der Verf. seine Untersuchungen auch auf die capitula extraordinaria und deren Aufnahme in das corpus juris (wiewohl diese erst im 16ten Jahrhundert erfolgte) erstreckt, andererseits aber von der Literärgeschichte der cap. ordin. *nach* ihrer Vollendung und Aufnahme in das Volumen nur zwei Punkte berührt, nämlich die Frage, von wem die ersten Glossen und die glossa ordinaria herrühre, und welches die editio princeps sei? Somit ist die Aufgabe, die der Verf. zu lösen sucht, ihrem wesentlichen Inhalte nach dieselbe, welcher *Pätz* vor mehr als zwanzig Jahren in seinem bekannten Programme (de vera libr. j. feud. Longob. orig. Gott. 1805) *zuerst* und *zulezt* eine gründliche und ausführliche Untersuchung gewidmet hat, indem die Frühern, wenn sie überhaupt sich nicht blofs mit vagen Behauptungen begnügten, hauptsächlich nur Einen Punkt, nämlich die Zeit, in welche die Entstehung des Rechtsbuches, als Ganzes, zu setzen sei, in genauere Betrachtung zogen, die Späteren im Ganzen den Ansichten von *Pätz* gefolgt sind, selbst *Eichhorn* nur in *einem wichtigen* Punkte von ihm abweicht. — Um die Bemühungen des Verf., sowohl in Hinsicht der Resultate als der Art und Weise ihrer Begründung würdigen zu können, scheint es nothwendig, die Haupttheile der Untersuchung *einzeln* ins Auge zu fassen. Als solche aber lassen sich folgende drei betrachten: der erste beschäftigt sich mit der Angabe und der Geschichte der einzelnen Bestandtheile, aus welchen die cap. ordin. zusammengesezt sind, der zweite mit deren Vereinigung zu einem Ganzen und dessen äufserer Verbindung mit den Quellen des Römischen Rechts, der dritte mit den cap. extraord.

Was nun die Frage betrifft, welches die ursprünglichen Elemente des kanonischen Theiles der l. feud. seien, aus welcher Zeit und von welchen Verfassern sie herrühren, so war es zu erwarten, dafs es dem Verf. so wenig, wie seinen Vorgängern, gelingen würde, bedeutende *äufsere* Zeugnisse, die nicht das Rechtsbuch selbst an die Hand gibt, zur Begründung seiner Ansichten ausfindig zu machen. Wenn es also auch in dieser Hinsicht Erwähnung verdient, dafs der Verf. hie und da nicht allein die Glosse und die bekannten Scribenten über das Lehenrecht zu Hülfe nimmt (s. vorz. S. 125 folg.), sondern auch einen, wie es scheint, gänzlich vergessenen Schriftsteller des 13ten Jahrhunderts, nämlich *Johannes Blanchus* (epitome j. feud.) wieder ins Andenken ruft und ihm eine verhältnifsmäfsig gröfsere Brauchbarkeit zu dem vorliegenden Zwecke abgewinnt, als allen übrigen, so erscheint doch die Ausbeute, die auf diesem Wege gewonnen wird, immer nur sehr geringe. Die eigentliche Basis der Untersuchung bleiben folglich die *innern*, aus dem Rechtsbuche selbst herzunehmenden Zeugnisse, und dem Verf. gebührt unstreitig das Lob, diese mit ausgezeichneter Gründlichkeit und Combinationsgabe benuzt zu haben. Trotz dem ist es, zumal bei einer solchen Argumentation, unvermeidlich, dafs, je weniger er sich mit allgemeinen, unbestimmten Resultaten begnügte, vielmehr gerade dahin strebte, seine Aufgabe bis in die kleinsten Details zu verfolgen, dem Leser desto mehr Punkte dargeboten werden, die ihm Veranlassung zu Zweifeln und Ausstellungen geben. Dieses trifft in einem vorzüglichen Grade die Untersuchung des Verfs. über das *erste Buch*. Seine Ansicht über die Bildung desselben ist kurz diese. Den Anfang und zugleich den Hauptbestandtheil bildet eine systematische Abhandlung des Mailändischen Consuls *Gerhard Niger* (S. 17 folg.), aus dem zweiten oder dritten Decennium des 12ten Jahrhunderts, die bis zum 9ten Titel einschliefslich reicht (mit Ausnahme eines spätern, von einem andern herrührenden Einschiebsels von 1 F. 1, §. 1 bis 1 F. 3 einschliefslich). Hieran schliefsen sich *vier* (nicht systematische) Anhänge, von denen der vierte (Tit. 25 — 28) wiederum von *Gerhard*, die andern drei (Tit. 10 bis 13, Tit. 14 bis 18, Tit. 19 bis 24), mit jenem und der Hauptabhandlung theils gleichzeitig, theils um Weniges neuer, von drei verschiedenen, nicht Mailändischen, sondern höchst wahrscheinlich Placentinischen Verfassern herrühren. Die Vereinigung dieser Elemente zu einem Ganzen geschah dergestalt, dafs *Piacenza* bald nach dem Jahre 1176 von Mailand die beiden Abhandlungen Ger-

Digitized by Google

hards, als ein Weisthum, sich ausbat, und mit den drei bereits vorhandenen einheimischen Aufsätzen verband. Ref. glaubt dieser Darstellung Folgendes entgegensetzen zu müssen. Zuvörderst scheinen ihm die Beweise dafür, dafs *Gerhard* der Verf. der Hauptabhandlung sei, nichts weniger als genügend. Auf die allgemeinen Betrachtungen, dafs die in dem Rechtsbuche so häufig vorkommenden Citate von Gerhards Meinungen seine schriftstellerische Thätigkeit überhaupt beweisen, und dafs unter den Bestandtheilen des Rechtsbuches kein eines so berühmten Mannes würdigerer sich finden lasse, als gerade die systematische Abhandlung des ersten Buches, möchte wohl wenig Gewicht zu legen seyn. Denn (um nur Einen Umstand zu erwähnen) ist das Citiren von Meinungen Gerhards wohl ein so sicherer Beweis, dafs er dieselben in Schriften niedergelegt habe? Werden nicht oft genug Meinungen von Obert allegirt, von denen wir in seinen Schriften (die uns doch, wie es scheint, vollständig erhalten sind) keine Spur finden (vergl. II F. 28 pr. 34, §. 2, 36, 51, §. 6)? Wenn der Verf. sich ferner auf vier Stellen des zweiten Buches beruft (S. 41 folg.), in welchen etwas als Meinung Gerhards dargestellt wird, was sich eben so an vier Stellen der Hauptabhandlung des ersten Buches findet, so dürfte zu bemerken seyn, dafs Vergleichungen dieser Art stets dem Einwurfe Raum geben, Gerhard sei nur Einer unter Vielen gewesen, die eine Ansicht vertheidigten; aufserdem aber scheint sich der Verf. bei zweien von jenen Stellen (S. 42 B, 43 C) eines wirklichen Irrthums schuldig zu machen. In II F. 34, §. 3, 4 ist davon die Rede, dafs dem Vasallen frei stehe, sein (ganzes) Gut zu Afterlehen zu geben, nur dürfe er dem Aftervasallen keine andern Bedingungen zugestehen, als diejenigen sind, unter welchen es ihm selbst verliehen wurde (vergl. IV F. 108); widrigenfalls erfolge, nach Gerhards Meinung, sofort die Strafe der Privation. Hiemit soll übereinstimmen I F. 5 pr. Allein unter den dem Vasallen nicht erlaubten Veräufserungen, welche hier aufgezählt werden, ist mit keiner Sylbe der Subinfeudation gedacht, vielmehr sprechen die vom Verf. allegirten Worte von der Veräufserung im Wege des contractus libellarius *). In II F. 32 ist es als Ansicht Gerhards dargestellt, dafs der Beweis der Investitur durch keinen andern Zeugen, als durch pares curiae geführt werden dürfe; in I F. 4 soll dieselbe Ansicht ausgesprochen seyn. In der That aber findet sich in diesem Titel nichts, woraus mit Sicherheit die Ausschliefsung der testes extranei hergenommen werden könnte, und aufserdem ist in I F. 26 pr., einem Titel, der doch ebenfalls nach der Meinung des Verfs. von Gerhard herrühren soll, sogar das Gegentheil behauptet *). Erscheinen nach dem Obigen die Beweise, welche für die Autorschaft Gerhards angeführt sind, unzureichend, so verdient andererseits vornehmlich ein Umstand hervorgehoben zu werden, welcher der Ansicht von dem Mailändischen Ursprunge der Hauptabhandlung des 1sten Buches auf das Entschiedenste entgegentritt. Das Mailändische Lehenrecht war auf eine exorbitante Weise dem Vasallen günstig. Abgesehen davon, dafs es den in den meisten Lehenhöfen angenommenen Grundsatz, das Lehen werde durch Vernachlässigung der Renovation der Investitur verwirkt, nicht kannte (II F. 24 pr., 44 pr.), verstattete es, vor Lothars bereits erwähntem Gesetz, dem Vasallen diejenigen Veräufserungen, welche anderwärts nur in Betreff eines Theiles des Lehens erlaubt waren, in Betreff des ganzen (I F. 13 pr., vergl. II F. 44 pr.). Wie läfst es sich denken, dafs ein *Mailändischer* Schriftsteller die Lehre von dem Veräufserungsrechte des Vasallen lediglich nach dem Rechte, welches aufserhalb Mailand galt, darstellte (wie es in I F. 5 geschieht), ohne auch nur mit Einem Worte der wesentlichen Abweichung seines vaterländischen Rechts zu gedenken? **) Ref. hält demnach dafür, dafs die Hauptabhandlung so wenig als die drei ersten Anhänge in Mailand entstanden sei, und bekennt sich in so fern zu der ältern Ansicht von *Pätz* und *Eichhorn*, die dieses freilich nur von den ersten 18 Titeln

*) Die Worte in I F. 5 pr. lauten so: si (vasallus) libellario nomine amplius medietate in feudum dederit . . . amissione feudi multabitur. Was den Verf. zu der Meinung verleitete, es sei hier von Afterbelohnung die Rede, ist das in feudum dederit. Unstreitig aber liegt nicht darauf, sondern auf dem libellario nomine der Ton, und feudum ist (wie so häufig geschieht) in dem *weitern* Sinne genommen, in welchem es auch von s. g. Feudastern gebraucht wird, zu denen allerdings das aus dem contr. libell. entspringende Besitzrecht gehörte. Die Lehre von dem Veräufserungsrecht des Vasallen, wie sie sich *vor* Lothars und Friedrichs bekannten Gesetzen ausgebildet hatte, unterstützt unsere Auslegung in eben dem Grade, als sie der des Verfs. widerspricht. Damals nämlich (und von dieser Zeit spricht I F. 5) standen dem Vasallen *gewisse* Arten der Veräufserung in Betreff des *ganzen* Lehens zu, und aufserdem durfte er einen Theil des Lehens, namentlich die Hälfte, im Falle „ächter Noth" auf *jede* Weise veräufsern (II. F. 9). Die Subinfeudation gehörte nur nicht zu den Veräufserungen, die blofs in Betreff eines Theiles des Lehens erlaubt war (wie aus der Interpretation des Verfs. folgen würde), sondern nach einem ausdrücklichen Zeugnisse zu derjenigen, die der Vasall in Betreff des ganzen Lehens vornehmen durfte. II. F. 9 pr.: si vero vel *totum*, vel partem volebat per feudum aliquem investire, hoc *licebat* ei sine fraude facere. Die Interlinearglosse quod et ipsum (die Afterbelehnung) sincere hodie licet ei facere deutet also nicht, wie der Verf. meint (S. 200) auf eine spätere Abänderung, sondern auf blofse Beibehaltung des ältern Rechts.

*) Dafs hier nicht blofs von Renovation der Investitur (vetus inv.) die Rede sei, sondern auch von der nova investitura, ergibt sich aus den Worten: idem et in eorum successoribus observatur, und aus dem Zusammenhange, in dem augenscheinlich Tit. 26 mit dem Vorhergehenden steht, in welchem leztern gerade von der nova inv. geredet wird.

**) Zwar schalten *einige* Handschriften in diesem Titel hinter den Worten: his omnibus casibus feudum ad dominum revertitur folgende ein: derogatur hoc nostro tempore in curia mediolanensi; aber mit Recht erklärt der Verf. dieselben für ein späteres Glossem (S. 180).

Digitized by Google

behaupten. Ob das Ende des Buches, wie sowohl der Verf. als die beiden eben genannten Gelehrten meinen, von Gerhard herrühre, dürfte auch nach den Beweisen, die der erstere beibringt (S. 64 folg.), noch immer zweifelhaft seyn, und der Umstand, dafs, wie bereits oben erwähnt ist, der Inhalt von I F. 26 pr. mit der in II F. 32 angeführten Meinung Gerhards im Widerspruch steht, dürfte in höherem Grade *dawider*, als der, dafs I F. 27 mit einer II F. 51, §. 6 erwähnten Ansicht Gerhards übereinstimmt, *dafür* sprechen. — Dafs die hier vertheidigte Ansicht, das ganze erste Buch sei *nicht* Mailändischen Ursprungs, der vom Verf. aufgestellten Vermuthung über die Art, wie die einzelnen Bestandtheile zu einem Ganzen verbunden wurden, die innere Wahrscheinlichkeit entziehe, ist von selbst klar; indessen wage ich nicht, die Lücke, die hiedurch entsteht, durch Aufstellung einer andern Ansicht auszufüllen, da ich für keine unter den mehreren möglichen Ansichten einigermafsen entscheidende Gründe anzuführen wüfste. Dagegen kann ich nicht umhin, noch einen Umstand zu erwähnen, den der Verf. weniger als er verdienen möchte, beachtet hat. Ich glaube nämlich zwischen den Titeln der Hauptabhandlung und den nächstfolgenden einen Parallelismus zu bemerken, dergestalt, dafs diese dieselben Materien in derselben Reihenfolge wie jene behandeln und gewissermafsen als ein fortlaufender Commentar der leztern anzusehen sind. In diesem Verhältnisse steht Tit. 9 zu Tit. 3, Tit. 10, 11, 12 (welche Blanchus unter *einer* Rubrik hat) zu Tit. 4, Tit. 13 zu Tit. 5. Dieses vorausgesezt, würden sich zwei Punkte anders als nach des Verfs. Meinung gestalten. Erstlich würde der Umfang der Hauptabhandlung sich dergestalt ändern, dafs, während Tit. 9 von ihr getrennt und dem ersten Anhange zugewiesen, sie andererseits mit Tit. 3 (den der Verf. für ein späteres Einschiebsel hält) bereichert werden würde, welches Leztere defswegen als Gewinn zu betrachten seyn möchte, weil alsdann für die Frage: quibus modis feudum acquiritur, mit welcher sich die Abhandlung zuerst beschäftigen wollte (S. 17), wirklich einiges Material in ihr sich fände; was sonst in der That kaum zu entdecken ist. Zweitens ergibt die obige Bemerkung, dafs der materielle Zusammenhang, den der Verf. selbst zwischen dem ersten, zweiten und dritten Anhang findet (S. 56, 63), in noch viel höherm Grade zwischen der Hauptabhandlung und dem ersten Anhange stattfindet, so dafs das erste Buch, seinem gröfsten Theile nach, nicht aus einer Zusammenfügung von ursprünglich einander ganz fremden Bestandtheilen, sondern aus einer stätigen Fortbildung hervorgegangen erscheint.

Ueber die, das *zweite* Buch betreffenden Untersuchungen glaubt Ref. um Vieles kürzer seyn zu können. Abgesehen von einigen weniger bedeutenden Details, die man mehr nur bezweifeln als mit triftigen Gründen bestreiten könnte, bietet für mehrere Hauptpunkte das Rechtsbuch selbst so deutliche Zeugnisse dar, dafs sie schon von den Vorgängern des Verfs. im Ganzen eben so wie von ihm bemerkt und festgestellt worden sind. Dahin gehört namentlich der Antheil, den *Obertus* durch zwei Abhandlungen an dem zweiten Buche hat, und die schon daraus zum Theil sich ergebende Abgränzung der Anhänge und jener beiden Aufsätze (nur das Ende des ersten bleibt ungewifs), so wie der durchweg Mailändische Ursprung des ganzen zweiten Buches (mit Ausnahme von Tit. 52 — 57). Andere Punkte, auf welche der Verf. zuerst aufmerksam gemacht hat, haben zugleich eine so reiche Mitgabe überzeugender Beweise von ihm erhalten, dafs ihm die Beistimmung des Lesers nicht leicht entgehen wird *). Dahin gehört vornehmlich die in ihrem Resultat wie in der Art ihrer Begründung interessante Bemerkung, dafs die Lehenrechtssammlung, bevor sie den Novellen angehängt wurde, nicht mehr als das erste Buch und die 27 ersten Titel des zweiten enthielt (S. 121 folg.). Ref. verweilt demnach nur bei zwei Punkten, die der Verf. zwar nicht gänzlich übersehen, aber, wie es scheint, theils nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt, theils nicht genug hervorgehoben hat. Der eine betrifft den Einfluss, welchen das erste Buch auf die im zweiten enthaltenen Mailändischen Arbeiten gehabt hat, der zweite die Zusätze, welche das Rechtsbuch bei Gelegenheit der in Mailand geschehenen Verbindung des ersten und zweiten Buches erhalten hat. Was den ersten

*) Unter Anderm kann man nicht umhin, der Vermuthung des Verfs., dafs II. F. 50 von den vorhergehenden Titeln (28 — 49) getrennt und einem andern Concipienten zugeschrieben werden müfsten, seinen Beifall zu geben. Zu den von ihm angeführten Gründen möchten folgende zwei hinzugefügt werden können. 1) In dem genannten Titel wird das *eine* Princip der Successionsordnung, nämlich die Prärogative der Linie, ausführlich an einem Beispiele erörtert, und dann hinzugefügt: et hoc est, quod dicitur, ad *proximiores* pertinere. Wenn gleich der Verf. in diesen Worten einen allgemein üblichen Sprachgebrauch erklären wollte, so dürfte ihm doch *zunächst* II. F. 37 vorgeschwebt haben, wo eben der so leicht mifsverstandene Ausdruck proximiores vorkommt. Erscheint demnach die eine Stelle als Commentar der andern, so dürfte schon hieraus geschlossen werden können, dafs beide von verschiedenen Verfassern herrühren, zumal da es in II. F. 50 heifst: e. h. e. q. *dicitur* und nicht: e. h. e. q. *supra diximus* (wie z. B. in II. F. 46). 2) Durch den oben erwähnten Parallelismus zwischen der Hauptabhandlung und dem ersten Anhange des ersten Buches wurde Ref. veranlafst, zu versuchen, ob sich nicht ein ähnliches Verhältnifs zwischen den einzelnen Theilen des zweiten Buches entdecken liefse. Ist ihm dieses nun freilich im Ganzen nicht gelungen, so glaubt er es doch nicht für bloßen Zufall ansehen zu können, dafs II. F. 47, 48, 49 als ein fortlaufender Commentar von den drei lezten Paragraphen des 26sten Titels erscheinen. Da nun der Aufsatz II. F. 28 — 49 auch sonst an vielen Stellen dem Inhalt des 26sten Titels entspricht (II. F. 29 vergl. mit I. F. 26, §. 15, 31 mit §. 17, 34 mit 18, 43 mit 21), so dürfte es zur Begründung der Annahme, jener Aufsatz reiche wirklich nur bis Tit. 49, von Bedeutung seyn, dafs dieser Titel gerade dem *lezten* Paragraphen des 26sten Titels correspondirt.

Digitized by Google

Punkt anbetrifft, so hat schon der Verf., gestüzt auf das Zeugnifs von Handschriften, die merkwürdige Thatsache nachgewiesen, dafs ursprünglich ein Abschnitt des ersten Buches, nämlich der zweite Anhang, beinahe wörtlich, jedoch mit einigen Zusätzen, in das zweite Buch (hinter II. F. 22) aufgenommen war, und erst durch *Hugelinus Presbyteri* gestrichen wurde (S. 322 folg.). Aufserdem aber glaube ich zwischen einer Reihe von Titeln des zweiten Buches und einem Abschnitte des ersten einen ähnlichen Parallelismus, wie zwischen den beiden ersten Bestandtheilen des ersten Buches zu erkennen. II. F. 9 schliefst sich an I. F. 13, II. F. 10 an I. F. 14 pr., II. F. 11 an I. F. 14, §. 1, II. F. 12 und 14 an I. F. 14, §. 2 a. A., II. F. 13 und 15 an I. F. 15, II. F. 17 und 18 an I. F. 14, §. 2 a. E. *). Zur Erörterung des zweiten Punktes liefert der Verf. das vollständige Material, indem er theils ein aus mehreren Titeln (I. F. 1, §. 1 — I. F. 3) bestehendes Stück (Ref. hat jedoch oben die Gründe angegeben, woher es mit I. F. 2 zu schliefsen seyn möchte) für die Arbeit eines Mailänders erklärt, welche gerade zu der Zeit, als man das erste Buch mit dem zweiten verband, eingeschoben wurde (S. 26, 140, 141) **), theils eine Menge von Interlinearglossen im ersten wie im zweiten Buche als spätere Einschiebsel nachweiset (S. 176 folg.). Was Ref. hinzufügen zu können glaubt, wäre, dafs auch die meisten jener Glosseme höchst wahrscheinlich *zu eben dieser Zeit* dem Rechtsbuche einverleibt worden sind ***). Betrachtet man sie etwas näher, so deuten, wie mich dünkt, gerade diejenigen, deren Eigenschaft als Glossen am wenigsten zu bezweifeln seyn möchte, auf die Absicht des Schreibers hin, die Uebelstände in der Darstellung, die bei einem Werke, welches auf die Weise, wie unser Rechtsbuch, entsteht, unvermeidlich sind, gewissermafsen zu verdecken und ihm das Ansehen eines abgerundeten Ganzen zu geben ****): eine Absicht, die wohl Keinem mit gröfserer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden kann, als gerade dem Redacteur des Rechtsbuches. Nimmt man nun hinzu, dafs jene Glossen nicht erst der *Bolognesischen* Redaction angehören können (S. 179 f.), dafs vielmehr in Betreff mehrerer von ihnen *specielle* Gründe vorhanden sind, die ihre Entstehung in die Zeit der *Mailändischen* Verbindung des ersten und zweiten Buches setzen (S. 200), dafs endlich einige ihren *Mailändischen* Ursprung unverkennbar an der Stirne tragen (S. 179 f.), so dürfte die obige Annahme wohl einigen Anspruch auf innere Wahrscheinlichkeit machen.

Wenn Ref. glaubte, dem Theile der vorliegenden Schrift, welcher die Geschichte des liber feudorum bis zu ihrer Versetzung in das corpus juris betrifft, einige Zweifel, Einwürfe und Zusätze gegenüberstellen zu müssen, so gesteht er, dafs ihm die beiden anderen Haupttheile zu ähnlichen Ausstellungen von einigem Belange bei Weitem weniger Gelegenheit darbieten, dafs er sie vielmehr fast ununterbrochen mit der Befriedigung gelesen habe, mit der man theils Altes und schon früher Angenommenes aus dem Halbdunkel, in dem man es bisher erblickte, zu voller Klarheit erhoben, theils Neues mit solchen Gründen unterstüzt sieht, deren Widerlegung wenigstens nicht leicht seyn möchte. Vornehmlich gilt das eben Gesagte von dem Theile der Untersuchung, welcher die Verbindung der Lehenrechtssammlung mit den Quellen des Civilrechts zum Gegenstande hat, unstreitig der interessantesten und gelungensten Partie des ganzen Werkes. Der Gang der Untersuchung ist kurz dieser. Bekanntlich waren bisher über jene Verbindung unseres Rechtsbuches mit den Novellen zwei Meinungen geäufsert worden; nach der einen (*Pätz*, v. *Savigny* und viele Aeltere) rührt sie von dem Glossator *Hugolinus Presbyteri* her, nach der anderen (*Eichhorn*) hatte sie schon vor ihm ein Anderer unternommen, so dafs zwei in mehreren Beziehungen abweichende Redactionen zu unterscheiden sind. Der Verf. bekennt sich zu der zweiten, und zur Begründung derselben begnügt er sich nicht, die beiden bekannten Nachrichten von *Odofredus* und *Johannes Bassianus*, mit deren Interpretation man sich bisher fast allein beschäftigte, zu seinen Gunsten auszulegen, sondern es ist ihm auch gelungen, die ältere Redaction selbst (die er mit vieler Wahrscheinlichkeit dem Glossator *Pillius* zuschreibt) in drei äufseren Zeugnissen vor Augen zu legen, nämlich in zwei Handschriften und in dem oben erwähnten Werke des *Joh. Blanchus*. Eben diese Zeugnisse, verbunden mit fleifsiger Benutzung der Glosse und anderer Hülfs-

*) Erkennt man dieses Verhältnifs zwischen den bezeichneten Titelreihen des 1sten und 2ten Buches an, so scheint es klar, dafs die zweite aus einer und derselben Feder geflossen ist, und nicht, wie der Verf. meint, der 9te, 10te und 11te Titel des 2ten Buches von drei verschiedenen Concipienten (der lezte namentlich von Obertus) herrühren.

**) Woher Ref. den 9ten und 10ten Titel des zweiten Buches, die der Verf. ebenfalls als ein bei dieser Gelegenheit hinzugekommenes Einschiebsel betrachtet (S. 141), nicht dafür ansehen kann, ergibt sich aus der vorhergehenden Note.

***) Dafs dieses von *den* Glossemen nicht gelten könne, die sich in II. F. 28 — 58 finden, ist klar, da dieses Stück erst *nach* jener ersten Vereinigung der beiden Bücher entstanden ist. So wie es aber überhaupt im Einzelnen sehr zweifelhaft ist, ob Etwas Emblem oder ursprünglicher Bestandtheil des Textes sei, und gewifs die Zahl der vermeintlichen Glossen um Vieles zu verringern seyn möchte, so dürfte dieses namentlich in Betreff der Glossen, die man in jenen Titeln zu finden glaubt, der Fall seyn.

****) Hieher gehören die vielen: ut dictum est, ut supra diximus und dergl., die den Tadel des Lesers, welcher die vielen Wiederholungen in dem Rechtsbuche treffen könnte, gewissermafsen entwaffnen sollten, eben daher aber mit der bekannten Formel des Kaiserrechts: „sint geschrebin stet in des Keisers recht," an welche der Verf. durch sie erinnert wird (S. 178), nicht das Mindeste gemein haben. Dahin gehören ferner die Glossen, in denen das neuere Recht angedeutet wird, wodurch einzelnen, aus früherer Zeit herstammenden Titeln derogirt worden war.

Digitized by Google

mittel, setzen ihn zugleich in Stand, diejenigen Punkte genau nachzuweisen, in welchen beide Recensionen von einander abwiechen. — Was endlich die den cap. extraord. gewidmete Abhandlung betrifft, so berichtigt der Verf. die bisherigen Ansichten vornehmlich in zwei Punkten. Er weiset nämlich erstens nach, dafs die cap. extraord., wie sie *Jacob v. Ardizone* uns überliefert hat, aus zwei Sammlungen bestehen, deren eine er bereits vorfand, während die andere erst von ihm selbst zusammengestellt wurde, und zweitens, dafs jene ältere Sammlung von ihm nur fragmentarisch mitgetheilt sei, das Fehlende aber in neun Titeln des libellus feud. reform. des *Barth. Baraterius* enthalten sei.

A l b r e c h t.

XVIII.

Jahresbericht für 1828, *abgestattet am* 4. *Januar* 1829 *vom Dr. Eduard Gans.*

Meine Herren!

Der vorjährige Jahresbericht durfte an den Zustand der literarischen Kritik in Deutschland anknüpfen, und die Stelle der Jahrbücher aus demselben heraus aufweisen. In dem Bedürfnisse einer neuen Anstalt lag ein ziemlich reichhaltiger Stoff, der sich von selbst zu ergeben schien, und Versprechungen manchen offenbaren Fehler zu vermeiden und eine ehrbarere Kritik zu befördern, konnten schon als ein Anfang des Guten betrachtet werden. Heute ist es dem Berichterstatter nicht mehr vergönnt in diese vorgeschichtliche Zeit der Jahrbücher zurückzugehen; er darf seiner Entwickelung weder jenes mythische Gewand beilegen, das jeder Gründung mehr oder weniger anzupassen scheint, noch auch ferne Aussichten für wirkliche Thatsachen, und die Hoffnung auf Erfolge für diese selbst ausgeben. An die geschichtlichen Resultate, oder wie sich einige vorzugsweise gern ausdrücken, an sein Quellenstudium verwiesen, soll er hier nur beschreibend zu Werke gehen, und in thatsächliche Gränzen eingeengt, ein Bild dieser Gesellschaft in dem verflossenen Geschäftsjahre vorlegen.

Für diesen Zweck sind zwei Quellen: Ihre Protocolle, in denen alle Beschlüsse verzeichnet sind, die sich auf reglementarische Veränderungen beziehen, und die Jahrbücher selbst, welche die materiellen Urtheile der Gesellschaft enthalten, zu benutzen. In so weit sie sich für das Publicum eignen und nicht kleine Veränderungen in der Ordnung der Gesellschaft selbst betreffen, heben wir Folgendes heraus. Die schon in dem vorigen Jahresberichte gerügte Länge der Recensionen, welche nicht erlaubte, so viel Bücher anzuzeigen als wohl sonst wünschenswerth wäre, mufste namentlich in diesem Jahre Ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Um diesen Uebelstand für die Zukunft zu vermeiden, ist das Maximum einer Recension auf die Ausdehnung von zwei Druckbogen festgesezt worden. Nur bei ganz besonderen Umständen will die Gesellschaft von dieser allgemeinen Bestimmung abweichen, wie sie sich denn vorbehält, in jedem einzelnen Falle dem Recensenten die von ihr gewünschte Ausdehnung anzugeben. Es ist defshalb im Laufe dieses Jahres ein neues Circulare an die respectiven Mitglieder der Gesellschaft erlassen. Auch der Umstand, dafs bisweilen Mitglieder in Beziehung auf Recensionen, die ihnen angetragen wurden, keine Antwort ertheilten, ist in diesem Rundschreiben nicht übersehen worden. Eine Frist von sechs Wochen ist zu diesem Behufe festgesezt. Wenn innerhalb derselben keine Antwort erfolgt, so hat die Gesellschaft sich die Befugnifs vorbehalten, die Anzeige anderweitig zu vergeben.

Auch diejenigen Formen, welche im vorigen Jahre bei der Prüfung der Arbeiten vorzugsweise angewandt wurden, konnten nicht mehr als genügend betrachtet werden. Es erwies sich als unmöglich, einhundert und zwanzig Druckbogen in 50 jährlichen Sitzungen vorzulesen, wollte man noch Zeit für die anderen weitläuftigen Geschäfte und Verhandlungen übrig behalten. Daher wurden in der Regel zwei Referenten ernannt, auf deren zusammenstimmenden oder abweichenden Vortrag die Societät gemeinhin ihre Beschlüsse fafste. Der eine dieser Referenten wurde aus den Fachverwandten des Recensenten, der andere immer aufserhalb des Faches gewählt. Denn da die Jahrbücher wo möglich dem Ziele nahe kommen wollen, das sich zu sehr in die äufsersten Enden der Particularität Verlierende zu vermeiden, so mufste neben einem Manne von Fach auch einem Andern die Abhandlung überwiesen werden, der als für den Gegenstand nicht parteilich, den Maafsstab eines allgemeinen Ansprechens daran zu legen vermöchte. Um ferner nicht vor dem Publicum die alleinige Verantwortlichkeit der versprochenen Anzeigen zu übernehmen, sondern dieselbe auf ihre wahren Urheber zurückzuwerfen, hat die Societät beschlossen, in den monatlichen Berichten den Namen des Anzeigenden dem Titel des Buches hinzuzufügen. Da ohnehin jede Kritik unterzeichnet werden mufs, so schien die Neuerung dessen, der dieselbe übernommen hat, weder eine Anmafsung gegen das betreffende Mitglied, noch überhaupt gegen den Geist unseres Instituts, das in der gröfstmöglichen Oeffentlichkeit sein wahrhaftes Princip hat; wohl aber wird das Publicum davon unterrichtet, dafs das lange Ausbleiben einer Anzeige nicht die Schuld der Gesellschaft ist. Diese Mafsregel ist zuerst im November des laufenden Geschäftsjahres ausgeführt worden.

Eine in den ursprünglichen Statuten enthaltene, aber im vorigen Jahre nicht vorkommende Kategorie der Mitarbeiter ist im laufenden Jahre zu den übrigen getreten. Auch solche, die nicht förmlich als Mitglieder in die Societät aufgenommen worden, können angetragene Arbeiten für die Gesellschaft verfertigen. Es ist diefs ein geeigneter Weg, jüngere Gelehrte in eine Beziehung zur Gesellschaft zu setzen, ohne sie geradezu fester mit der-

Digitized by Google

selben zu verbinden. In der Regel sind solche fremde Mitarbeiter sogleich nach der Aufnahme ihrer Kritiken auch wirklich als Mitglieder in die Societät eingetreten.

So weit, meine Herren, die Geschichte der reglementarischen Veränderungen und Entwickelungen. Indem ich jezt an die innere Thätigkeit der Societät, nämlich an die Jahrbücher selbst herangehe, liegt es mir ob, in den verschiedenen Richtungen, die die einzelnen Kritiken verfolgt haben, auch die entsprechende Bewegung in den Disciplinen selbst aufzuweisen, und so für eine äufsere Vollständigkeit, die schwerlich erreicht werden dürfte, den Ersatz einer inneren anzubieten.

Es wird Keinem, der in die Natur der Wissenschaften und in ihre Stellung zu einander eingeht, fremd geblieben seyn, wie verschieden sich die Theologie und Philosophie zu allen anderen Wissenschaften in Beziehung auf dasjenige verhalten, was man Vielseitigkeit und Unparteilichkeit der Ansicht, in der Regel mit grofser Anpreisung, zu benennen pflegt. Wenn gleich die Naturwissenschaften, so wie die geschichtlichen Disciplinen sich auch zu einer philosophischen Betrachtung zurückführen lassen, so ist die äufserste Empirie und die verschiedenartigste Weise sich in dem Einzelnen festzusetzen und es zu behandeln nichts dem Fortschritte der Wissenschaft und ihrem Geiste Widersprechendes. Dagegen haben es die Theologie und Philosophie wesentlich mit Gedanken zu thun, welche sich als ein fester Kern gegen die unendliche Breite von Bestimmungen und Meinungen ausschliefsend verhalten. Wenn gleich dieser Gedankenkern allerdings seine Geschichte hat, so ist dieselbe zwar in Beziehung auf diese Entwickelung von gröfster Bedeutung, aber sie ist nicht minder gegen den Kern gehalten von geringerem Werth: sie hat als Blüthe, als Schale auf jede Weise ihre Wichtigkeit, aber sie bleibt dem Kern gegenüber immer doch *nur* Blüthe und Schale. Defswegen ist auch das eklektische Wissen, welches in allen andern Disciplinen geachtet wird und geachtet werden mufs, in der Philosophie und Theologie die Bezeichnung für einen untergeordneten und flachen Standpunkt; denn da der Kern sich als absolut verschieden von seiner gegen ihn äufseren Umgebung erweist, so ist der Eklekticismus als das Vermengen des Kerns und der Schale, als das mechanische Aneinanderreihen von nicht Gleichartigem und zu einander Gehörigem zugleich das Kennzeichen wissenschaftlicher Schwäche und wissenschaftlicher Verzweiflung, welche in der Neutralität eine Herrschaft zu finden hofft. Der Berichterstatter hat diese Andeutungen geben zu müssen geglaubt, um dem Vorwurfe zu begegnen, der häufig den theologischen und philosophischen Recensionen der Jahrbücher gemacht wird, dafs sie nämlich aus Einem Geiste heraus gearbeitet sind, und dafs nicht auch jene anderen Meinungen und Ansichten ihre Repräsentanten darin finden, welche, weil sie überhaupt noch herumstreifen und Parteigänger haben, auch ein Organ zu besitzen sich berechtigt glauben. Die Philosophie und Theologie haben es nicht mit einem Katalog von Meinungen und einem Conglomerat von Ansichten zu thun, und es würde eben ein unwissenschaftliches Verfahren seyn, wenn man abgeschiedenen Gespenstern das Recht gönnen wollte unter den Lebenden Platz zu nehmen. Was zuerst die *Theologie* betrifft, so konnte doch unmöglich jene rationalistische Gottesgelahrtheit zu Hülfe gerufen werden, die sich jezt überall mit ihren Wundererklärungen und sonstigen Bemühungen das, was seiner Natur nach Dogma ist, in eine triviale Historie umzusetzen, auf dem Rückzuge befindet, und welche sich nach einem offenbaren Bankerutte nur noch gegen Gesetz und Recht die alte Firma der Vernunft anmafst. Eben so wenig durften sich aber die Jahrbücher zu jener nur scheinbar entgegengesezten Richtung wenden, die, mächtiger als die erste, ihr Uebergewicht nur dadurch erhält, dafs sie von der Wissenschaft an die Frömmigkeit appellirt. Diese Richtung, welche es offen und keck zum Motto und Erkennungszeichen macht, dafs die Theologie nicht im Denken, sondern in der Brust ihren Sitz habe, hat damit ohnehin auf jedes wissenschaftliche Mitsprechen Verzicht geleistet: sie kann es nur zu Tractätchen und erbaulichen Schriften bringen. Für uns ist sie auf immer schon dadurch unbrauchbar, dafs die Kritik Arbeit der Waffen erfordert, aber die Quäcker keinen Krieg führen. Was es mit jenen leeren Gegensätzen des Rationalismus und Supernaturalismus für eine Bewandtnifs habe, hat einer der ehrwürdigsten Veteranen der Theologie in einer sicherlich tief gedachten und defshalb nur Denkenden zugänglichen Abhandlung in diesem Jahrgange unserer Jahrbücher dargestellt. Da der Stolz der zulezt genannten Richtung, die Seite, worin sie sich Studium zumuthet und Gelehrsamkeit erlaubt, die Kirchengeschichte ist, so hat die gründliche Recension eines jüngeren Gelehrten in einer Reihe von Artikeln das Hauptwerk der lezten Jahre behandelt, und bei aller Anerkennung des Verdienstes dieser historischen Bemühungen den unzureichenden Standpunkt aufgefunden, dem sich die Arbeit nicht zu entwinden wufste. Wenn somit durch diese ausführlichen Aufsätze über Hauptwerke und Hauptrichtungen kleinere Nebenschriften weniger zu berücksichtigen waren, und die Theologie damit gleichsam ihr Pensum erfüllt hatte, so sind dennoch einige andere Beurtheilungen kleinerer Schriften dogmatischen und archäologischen Inhalts, die theils durch Thema, theils durch Behandlung interessirten, gewidmet worden. Auch was die Abhängigkeitslehre über die Religion, ihre Erscheinungsformen und ihren Einfluss auf das Leben vorbringt, hat in diesem Jahrgange eine Kritik erfahren.

Die *philosophischen* Kritiken haben in diesem Jahre eine dreifache Richtung verfolgt. Theils sind aus dem heutigen Standpunkte des philosophischen Bewufstseyns heraus mehrere Schriften Jüngerer, die sich zu demselben bekennen, einer strengen Beurtheilung unterworfen worden, theils haben sich die Bemühungen der Geschichte

Digitized by Google

der alten Philosophie zugewendet, namentlich der Pythagoräischen; endlich sind einige philosophische Individuen, deren Stellung, trotz vieler Verehrung, noch nicht auf entschiedene Weise ausgemittelt war, auf ihren Platz gehoben worden. So sehr Solger und Hamann auch sonst auseinander liegen mögen, so kommen sie doch darin überein, dafs sie bisher nur bei einem gewissen Kreise von Freunden und Anhängern Anerkennung und Verehrung fanden, und dafs, weil beider Bemühungen nicht zu vollendeter Ausarbeitung gekommen sind, ihre Verdienste um die Wissenschaft selbst nur zu einer Würdigung im Halbdunkel gelangten. Der lezte Jahrgang der Jahrbücher wird, wie der Berichterstatter glaubt, auch dadurch bleibenden Werth erhalten, dafs den beiden eben genannten Individuen ein objectiverer Platz, als ihnen bisher Liebe und Neigung zuzuwenden vermochten, angewiesen worden ist. Auch die Fundamentalphilosophie der Leipziger Messe hat in den lezten Heften des Jahrganges eine heitere Beurtheilung erfahren.

Die *Jurisprudenz* gehört nicht mehr, wie die Theologie und Philosophie, zu den Disciplinen, gegen deren inneren Kern die Geschichte rechtlos ist. Freilich ist hier auch der dogmatische und philosophische Inhalt gegen die Ueberschwemmungen der Historie zu bewahren, aber die Geschichte ist andererseits die höchste Hervorbringung der Rechtswissenschaft selbst: die historischen Forschungen sind daher berechtigt sich neben der philosophischen Betrachtung der Jurisprudenz zu erheben, ohne dafs hier irgend Gefahr der Beeinträchtigung vorhanden sei. Die Jahrbücher haben also weder bei der Aufnahme von Mitgliedern noch bei der der Recensionen aus dem Fache des Rechts ausschliefslich auf eine der herrschenden Rechtsschulen Rücksicht genommen; vielmehr mufste das Verfolgen einer jeden Richtung zugestanden werden, als möglicher Weise ersprieſslich für den heutigen Standpunkt der Wissenschaft und ihre weiteren Fortschritte. In diesem Jahre ist dem Germanischen Rechte im weitesten Sinne eine ungleich gröfsere Aufmerksamkeit als dem Römischen gewidmet worden. Von zehn recensirten juristischen Werken kommen sieben auf das Deutsche Recht. Der Grund liegt nicht in einer gröfseren Vorliebe für das Germanische Recht, sondern meist in äufseren Zufälligkeiten und in dem stärkeren Eifer der Germanistischen Recensenten. Aber der Berichterstatter kann es für die Jahrbücher nicht unvortheilhaft finden, wenn das Uebergewicht der Germanistischen Abhandlungen auch künftig ein bleibendes wäre: sie sind mehr als die civilistischen Aufsätze dazu geeignet ein allgemeineres als ein blofs juristisches Interesse zu erregen. Die Jurisprudenz darf übrigens, wie im vorigen Jahre, auf das Lob Anspruch machen, dafs keine wichtige Erscheinung übersehen worden ist, und dafs, wenn man die in den Berichten angezeigten Bücher zu den wirklich recensirten hält, eine vollständige Uebersicht herauskommen dürfte.

Die *Naturwissenschaften*, einschliefslich der *Medicin*, stehen zu den Jahrbüchern in einem durchaus anderen Verhältnifs als die übrigen Disciplinen. Wenn auch den Naturwissenschaften hier nicht das allgemeine Interesse, das sie sicherlich erregen, abgesprochen werden kann, so darf doch auch nicht verkannt werden, dafs hier gerade das Eingehen in das Einzelnste möglich, vielleicht wünschenswerth ist, dafs dadurch aber nur ein ungemein kleiner Kreis von Lesern befriedigt wird, während selbst bei den ins Einzelne gehenden historischen und philologischen Kritiken mehr Theilnehmer sich finden. Ueberdiefs bilden die Naturwissenschaften ein so mächtiges und selbstständiges Reich, dafs es hier nicht allein Ständeversammlungen und Congresse wie bei keiner anderen Disciplin, sondern auch, was damit unmittelbar verbunden ist, sofortige Schnellschreiber und unendliche Zeitschriften gibt, welche die Resultate der Berathungen augenblicklich mittheilen. Bei diesem eigenen Reichthum der Naturwissenschaften können sie sich in den Jahrbüchern nur gesandtschaftlicherweise darstellen, indem das vorzugsweise auserlesen wird, was für eine allgemeine wissenschaftliche Uebersicht am geeignetsten erscheint. Der Berichterstatter will nicht damit sagen, dafs im lezten Jahre immer in diesem Sinne zu Werke gegangen ist; vielmehr finden sich sehr ins Einzelne gehende naturgeschichtliche Abhandlungen. Dafs bei den Reisen vorzüglich auf die vaterländischen Reisenden Rücksicht genommen worden ist, wird bei dem ungemeinen Reichthum, der hier in anderen Ländern herrscht, durch das patriotische Interesse aufgewogen.

Die *historischen* Wissenschaften einschliefslich der *Philologie* und *Kunst*, werden immer das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen, und so in den Jahrbüchern die gröfste Berücksichtigung verdienen. Auch sind ⅗ der in dem lezten Jahrgange recensirten Schriften des eben angegebenen Inhalts. Hier sind neben gelehrten Abhandlungen auch von einem Meister in allgemeiner Uebersicht und charakteristischer Zeichnung jene Aufsätze hingestellt, welche schon den Jahrbüchern so mannigfachen Beifall erworben haben. Hat gleich der gelehrte Begründer der Kenntnifs Indischer Literatur unter uns diesmal keine Beiträge geliefert, so haben seine Schüler manche lesenswerthe Aufsätze mitgetheilt. Ein in poetischer Uebersetzungskunst und Kenntnifs Orientalischer Sprachen gleich berühmtes Mitglied hat Proben seiner ästhetischen und philologischen Stärke in den Jahrbüchern niedergelegt. Die Mittheilung der Gesammtresultate in den Aegyptischen Forschungen hat ebenfalls nicht gefehlt. Aber die Arbeiten aus dem Kreise Orientalischer Sprachkunde haben die classische Literatur keineswegs übersehen lassen. Nur in dem Reichthum der Hervorbringungen liegt es, wenn hier mehr noch erwartet wird, als geliefert werden konnte. Der Standpunkt, den die Englische und Französische Geschichtschreibung jezt einnehmen, ist in einigen Beurtheilungen aufgewiesen worden.

Digitized by Google

Was nun die Zahlenangaben betrifft, so sind in der Philosophie neun Werke in dreizehn Artikeln recensirt worden. Zehn sind aufserdem in den Berichten als zum Beurtheilen vergeben aufgezählt. In der Theologie sind fünf Schriften beurtheilt worden. Acht sind in den Berichten genannt. Die Jurisprudenz und Staatswissenschaft hat zehn Recensionen in neun Artikeln aufzuweisen. Vierzehn stehen nach den Monatsberichten noch zu erwarten. In den Naturwissenschaften, Medicin und Mathematik sind 38 Werke beurtheilt. Die Berichte führen noch 25 Werke auf. Die Geschichte, Philologie und Kunstwissenschaften haben 40 Kritiken in 41 Artikeln über 50 Schriften geliefert. 49 Bücher sind in den Berichten als zum Recensiren vergeben aufgezählt worden.

Im Ganzen haben die Jahrbücher der Societät im verwichenen Jahre 111 Schriften beurtheilt, wovon 23 auf die philosophische, 38 auf die naturwissenschaftliche und 50 auf die historische Classe kommen. Der Berichterstatter hält es für unnöthig die Zahl der in den Listen der Gesellschaft enthaltenen Schriften aufzuführen, welche die in den Berichten bekannt gemachten fast um das Dreifache übersteigt.

Der Gesellschaft sind im Ganzen in diesem Jahre 21 Mitglieder beigetreten. Die Herren Waagen und Streckfufs sind aus der Redaction geschieden, dagegen die Herren Bartels, Zumpt und Dieffenbach in dieselbe gewählt worden.

Durch den Tod hat die Societät ein einziges Mitglied verloren. Wir haben den vor wenigen Monaten zu Paris verstorbenen Legationsrath Oelsner zu betrauern, der, wenn gleich kein einziger seiner Beiträge die Jahrbücher geziert hat, dennoch sichere Erwartungen in Beziehung auf übertragene Arbeiten zerstört, und eine empfindliche Lücke für eine ganze Seite der Literatur zurückläfst. Mit Deutschem Ernste und Deutscher Bildung verband derselbe eine Kenntnifs Französischer Verhältnisse, wie sie nur bei einem überaus langen Aufenthalte in Frankreich möglich werden konnte; sein Reichthum an Gedanken wurde durch einen kaustischen und überall schlagenden Witz erhöht, und zur Tiefe der Behandlung gesellte sich eine leichte Weise der Darstellung, die in ihm den nach Frankreich verpflanzten Deutschen nicht verkennen liefs.

In der äufseren Abtheilung der Jahrbücher sind einige Veränderungen in diesem Jahre eingetreten. Da 120 Bogen einen zu starken Band abgeben würden, so ist die Veranstaltung getroffen worden, den Jahrgang in zwei Bände zu theilen.

Indem ich Ihnen hiermit die Resultate Ihrer Thätigkeit in dem verflossenen Geschäftsjahre vorgelegt habe, kann ich nicht umhin eine Vergleichung mit dem vorigen Jahre, namentlich in Beziehung auf die Ausdehnung der Recensionen und auf die Menge der recensirten Schriften, anzustellen. Im Ganzen hat der mehrfach wiederholte Beschlufs, für kleinere Recensionen zu sorgen, noch nicht die erwünschten Folgen gehabt, indem im Ganzen in diesem Jahre nur sehr wenig Aufsätze mehr als in dem vorigen gegeben worden sind. Die Gröfse von einem Bogen oder $^3/_4$ Bogen wird noch immer zu sehr als eine kleine Ausdehnung betrachtet, die wohl jedem Recensenten zu gönnen wäre.

Die Jahrbücher haben in der Zeit, über die mir bisher zu berichten vergönnt war, manche ihrer Widersacher zu Freunden umzuwandeln, und viele Vorurtheile, die sich gegen sie erhoben, und die im ersten Jahresberichte angegeben sind, zu widerlegen gewufst. Von vielen achtbaren Seiten sind Beweise der Anerkennung und Zeichen der Aufmunterung eingegangen. Aber es ist die schwierige Stellung, die bei dem Allem eine kritische Gesellschaft einnimmt, nicht zu verkennen. Mit in die Bewegung der gesammten Literatur hineingerissen, hat sie nicht, wie irgend eine andere wissenschaftliche Versammlung, einen selbstständigen ihr allein angehörigen Plan, den sie in voller Ruhe verfolgen kann. Sie mufs sich auf den Posten begeben, den ihr die Verhältnisse auferlegen; sie gehört auf jede Weise ihrer Zeit, deren Bedürfnissen und Anforderungen an. Indem mit Recht von ihr verlangt wird, sie möge sich keiner wahrhaft lebenden, und daher noch geltenden Richtung verschliefsen, mufs sie eben die Kennzeichen und Merkmale des Lebens von dem zu unterscheiden wissen, was sich etwa noch in äufserlicher oder gespenstiger Gestalt als lebend möchte eindrängen wollen. Sie hat ferner die Wichtigkeit der einzelnen literarischen Erscheinungen gegen einander abzuwägen und nur diejenigen charakteristischen Züge beizubehalten, die zu einem Gesammtbilde derselben führen können. Wenn die Zufälligkeiten, denen sie hierbei, wie jedes Lebendige oft erliegen mufs, auch das Gewünschte nicht immer hervortreten lassen, und den Erfolg nur in einer allmäligen Steigerung herbeiführen möchten, so ist der fühlbare Wachsthum einer Anstalt, die keinem Nebenzwecke huldigt, auch wenn sie hinter einer etwa vorgestellten Gröfse zurückbliebe, selbst schon ein Resultat, dem das Publicum seine Theilnahme nicht versagen wird.

Beilage: Umschlag zum Februar-Heft.

Digitized by Google

Inhalt des Februar-Heftes.

Seite

Krüger: Oxford at the Clarendon Press: Fasti Hellenici. The civil an literary chronologie of Greece from the LVth to the CXXIVth Olympiad. By Henry Fynes Clinton. 161

Lappenberg: Collection des lois maritimes antérieurs au XVIIIe siècle, dediée au Roi, par J. M. Pardessus. T. I. 169

Bartels: Die Grundlage der Heilkunde. Ein Spiegel für Aerzte, von Dr. Gottf. Christ. Reich. 186

Bernhardy: Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio. Tom. II. Historicorum Graecorum partes novas complectens. 193

Carové: 1) Die katholische Kirche, besonders in Schlesien in ihren Gebrechen dargestellt von einem kathol. Geistlichen. 2) Ideen über den Catholicismus und über die kathol. Kirche Schlesiens insbesondere, von J. J. Dittrich. Zur Widerlegung der Schrift: Die kathol. Kirche in Schlesien etc. 3) Merkwürdiges Umlaufsschreiben des Fürstbischofs von Breslau an die gesämmte Diöcesan Geistlichkeit. 211

Kleine: Sapphonis Mytileneae fragmenta. Edidit D. Christianus Fried. Neue. 251

Michelet: Ueber das Streben der Menschheit zur Einheit, mit Beziehung auf religiöse Einigung unserer Tage u. s. w. Von Dr. C. E. Schubarth. 265

Wilken: Geschichte des osmanischen Reichs, grosentheils aus bisher unbekannten Handschriften und Archiven durch Jos. v. Hammer. III. Bde. 278

Albrecht: Literargeschichte des Longobardischen Lehenrechts bis zum vierzehnten Jahrhundert ihren Hauptgegenständen nach dargestellt von Dr. C. Fr. Dieck. 304

Jahresbericht für 1828, abgestattet am 4 Jan. 1829 von Dr. E. Gans. 313

Literarische Anzeigen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und erscheint vom ersten Februar an täglich:

Das Inland.

Ein Tagblatt für das öffentliche Leben in Deutschland mit vorzüglicher Rükſicht auf Bayern.

Inhalt des Januarheftes:

Vorwort: Was wir wollen. Uebersicht der bayerischen Ständeverhandlungen $18^{27}/_{28}$. I. Bildung der Kammern. II. Wahlgesetz der Kammer der Abgeordneten. III. Geschäftsordnung der Kammer der Abgeordneten. Zeitereignisse am Ende des Jahrs 1828. (Türkei.) Staatswirthschaftliche Betrachtungen. Zeitereignisse ꝛc. (Griechenland.) Chronik des Tages (als stehender Artikel). Ueber die Spuren eines frühern Landbaues in der Gegend von München. Die Fortsezung der Monumenta Boica. Korrespondenz aus dem Obermainkreise. Kunst und Alterthum in Bayern. I. (Hiebei Thassilo's Becher.) Uebersicht der bayerischen Ständeverhandlungen. IV. Geist des gesetzgebenden Körpers. Münchner Theater. Die rationelle Landwirthschaft in Bayern. Korrespondenz. Ueber das Steigen der Holzpreise (und die Benüzung der Torfmoore bei München.) Korrespondenz. Nekrolog auf Ildephons Schatt, Inspector des Schullehrerseminars in Bamberg. Die Donau und die Donauschiffahrt. Das Monument zu Wittelsbach. Bitte, ein Direktorium zu den Quellenschriftstellern der bayerischen Geschichte betreffend. Die Landrathswahlen in den verschiedenen Kreisen Bayerns. I. Obermainkreis. Die Kunst und der Staat. Ueber einige Grundsätze der bayerischen Staatsregierung. Donau und Donauschiffahrt. Zweck des landwirthschaftlichen Vereins. Triptolomea. Kurze Uebersicht der Gebornen, Verstorbenen und Getrauten zu München 1827 — 28. Nekrolog auf den Abbé Joseph Dobrowsky. Ueber die gegen Hrn. Kommerzienrath C. C. Hoffmann in Darmstadt obwaltende Untersuchungssache. Zur Charakteristik Münchens und seiner Bewohner. Kunst und Alterthum in Bayern. II. (Hiebei Bildniß Mariens mit des Hrn. Leichnam vom Thiemo.) Ueber die Opposition, mit Hinblick auf Bayern. Einige Erfordernisse zum Gedeihen landständischer Verhandlungen. Max v. Speck in Bayern.

Der Preis für obiges Journal ist für den ganzen Jahrgang bei der Unterzeichneten 12 fl., und bei allen löblichen Postämtern in Bayern incl. des Porto's 13 fl. 30 kr.

Litterarisch-artistische Anstalt
in München.

In der unterzeichneten Buchhandlung erscheint:

Die Seherin aus Prevorst.

Eröfnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere.

2 Theile mit acht Steindruktafeln,
mitgetheilt
von
Justinus Kerner.

Der Verfasser, vertraut mit dem ganzen Kreise magnetischer Erscheinungen, aber auch bekannt mit dem Ueberflusse magnetischer Geschichten, konnte nur durch die Neuheit und Eigenthümlichkeit eines in dieser Ausdehnung wohl nur selten beobachteten magnetischen Lebens, und die aus demselben hervorgegangenen merkwürdigen Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere, sich zur Herausgabe dieser Geschichte bestimmen lassen. Aber auch die Aufforderung vieler Freunde, die zum Theil Zeugen waren, die Aufmerksamkeit, die diese Geschichte von Gelehrten und Ungelehrten auf sich zog und auch die Entstellung, die ihre Thatsachen hie und da im Publicum erleiden mußten, sind ihm Beweggründe ihres öffentlichen Erscheinens.

Das Leben eines, wie durch irgend eine Fixirung im Augenblike des Sterbens, zwischen Leben und Sterben zurückgehaltenen Menschen, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist, mußte nicht nur dem Physiologen, sondern auch dem Psychologen zu einer reichen Quelle von Beobachtung werden. Das Gefühlsleben, das, wenn es rein ist, sich durch Einfachheit, Wahrheit und Bescheidenheit, ja Anmuth, auszeichnet, war hier in vollem Maaße vorhanden, und dieses Bild hat auch der Verfasser sich in der Darstellung zum Muster genommen, indem er die Thatsachen gleich einfach und unbefangen sich selbst aussprechen läßt.

In einer zweijährigen Periode häufte sich viel Stoff, der, würde man nicht das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen, leicht in einen Folianten sich ausdehnen ließ. Es kann daher nicht die Rede von einem Tagebuch seyn, das durch Wiederholungen ermüdet, sondern nur von Zusammenstellung der mannichfaltigen Richtungen, welche sowohl das äußere sensible Nervenleben, als das innere geistige Leben, theils freiwillig, theils veranlaßt von Außen, genommen hat.

Das Buch erscheint in 2 Theilen.

Der erste Theil beschäftigt sich in seinem Eingange mit dem innern Leben des Menschen überhaupt. Dann folgt die Geschichte des ausgezeichneten magnetischen Lebens, wie es sich in jener Seherin, hauptsächlich in einem Cyklus von sieben Jahren, kund gab, und hierauf in einzelnen Abtheilungen: 1. ihr

Digitized by Google

Verhältnisse zur physischen Außenwelt, a) zu einer großen Reihe von Mineralien, b) Vegetabilien, c) thierischen Stoffen, d) ihre Verhältnisse zu imponderablen Materien, zur Sonne, dem Monde, der Elektricität, der galvanischen Elektricität, zu einem gewissen Imponderabile in der Luft, zu Tönen. Dann 2) ihr inneres Leben und geistiges Sehen: 1. Das Menschenauge. 2. Seifenblase, Glas und Spiegel. 3. Sehen mit der Herzgrube. 4. Sehen innerer Theile. 5. Sehen mittelst eines magnetisirten Stabes. 6. Sehen der Schutzgeister. 7. Vorahnende Träume. 8. Das zweite Gesicht. 9. Heraustreten aus sich selbst. 10. Selbstsehen.

Hierauf folgt: Krankheit und Heilbestrebungen des Innern. — Magnetische Manipulation und magnetischer Schlaf. — Der Nervenstimmer (ein sinnreiches von der Seherin angegebenes Baquet). — Heilversuche an Andern. — Gefühle der Seherin für Krankheitsgefühle Anderer, im anscheinend wachen Zustande. — Heilung der Frau Gräfin v. M. durch die Seherin. — Die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes der Seherin und ihre Gefühle in ihnen. — Der magnetische Traum. — Nähere Aeußerungen der Seherin über die verschiedenen Grade des magnetischen Zustandes. — Der Sonnenkreis und der Lebenskreis. — (Lage der Seherin, in welcher diese Kreise aus ihr hervorgegangen.) — Die Kreise selbst. — Die innere Sprache. — Die inneren Zahlen. — Probe von der täglichen innern Rechnung. — Das Schauen. — Trennung des Geistes im Sterben. — Vom Nervengeiste. — Bemerkungen über diese Kreise und über einige sonstige Eröffnungen der Seherin. — Eschenmayers Erklärung dieser Kreise.

Eine Folge des thätigen Antheils, den der so eben genannte geistreiche Psychologe Eschenmayer an dieser Geschichte nahm, war hauptsächlich auch diese Erklärung der von der Seherin entworfenen Kreise über das innere Leben des Menschen, und eine Darstellung ihres allgemeinen wissenschaftlichen Werthes. Aber auch noch andere Beiträge dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Mitbeobachtung sich der Verfasser zu erfreuen hatte, vermehren den Werth dieser Schrift.

Der zweite Theil beschäftigt sich mit dem Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere und einer Reihe hieher gehörender bestätigender, oft documentirter Thatsachen. Der Verfasser sieht zwar bei diesem Theile voraus, wie viel Anstoß derselbe bei der sogenannten gebildeten und gelehrten Welt finden wird, aber er würde mit Hinweglassung desselben gerade die hervorstehendste Partie dieses magnetischen Lebens unterdrücken, auch ist er lebendig überzeugt, daß noch Entdeckungen und Erfahrungen späterer Jahrhunderte den hier aufgeführten Thatsachen für Erscheinungen aus einer uns nahestehenden Welt der Geister, (in deren beständigem Umgange jene Seherin, Kraft ihres von aller Isolirung freien Nervengeistes, von Anfang an bis auf diese Stunde lebt) eine bestätigende Aufklärung und Rechtfertigung ertheilen werden. Aber auch abgesehen von diesen Thatsachen, abgesehen von den vielen Zeugen, die sich dieser außerordentlichen Erscheinungen versicherten, so bleiben schon die Angaben der Seherin von einem Mittelreiche und von dem Zustande nach dem Tode ein Gegenstand tiefer Forschung.

Stuttgart und Tübingen, den 1 Febr. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgar und Tübingen ist erschienen:

Dingler's polytechnisches Journal.

Jahrgang 1829. Zweites Januarheft.

Inhalt: Althaus, neue Art Kolben in Druk- und Saug-Pumpen so wie auch Kolben gegen doppelten Druk. Mit Abbildungen. Long's Dampfpumpe. Mit Abb. Elliott's doppelte Rad-Luftpumpe. Mit Abb. Russell's hydrostatische Presse. Mit Abb. Davy's Hebelmaschine zum Schneiden und Durchschlagen des kalten Stangen- oder Zain-Eisens. Mit Abb. Horton's Cylinder, Retorten und Kanonen. Mit Abb. Oechsle's gefahrloses Knallgas-Gebläse. Mit Abb. Dessen Weker, der zugleich ein Licht anzündet. Mit Abb. Dessen verbesserte Probir- oder Kupellir-Oefen. Mit Abb. Heusch's ökonomische Fußwärmer. Mit Abb. Scott's Vorrichtung zur Verhütung der Verunreinigung der Dampfkessel und ähnlicher Gefäße. Allaire's Dampffang oder Behälter. Perkin's Verbesserungen bei Verdampfung von Flüssigkeiten, Dampferzeugung, Ersparung an Brennmaterial und Verminderung der Reibung in Maschinen. Stein's Patent-Destillir-Apparat. Mit Abb. Mittel, die Gegenwart des Weingeistes in flüchtigen Oelen schnell und sicher zu erkennen. Reinigung des Wassers. Verbesserung in der Papiermacherei. Mit Abb. Wright's Maschine zum Tabakschneiden. Mit Abb. Wilson's Maschine zum Enthülsen des Reises. Mit Abb. Ueber die Färbung der Blätter im Herbste. Dingler's praktische Anleitung, um auf Calicos in gedrukten Dessins das ächte Krapp-Rosaroth darzustellen. Ozanam, über Seidenzeuge. Ueber verschiedene Gegenstände der Gartenkultur. Miszellen. Ueber Dampfmaschinen. Ueber Dampfklappen. Ueber Dampfkessel. Ueber Dampfschiffe. Dampfboote sichern gegen den Blitzstrahl. Neue und verbesserte Art Schiffe zu belasten. Steven's und Skene's Ruderräder. Ueber die Theorie des Hebels. Barlow's beste Bewegungsart zur Ersparung der Kurbel. Sowerby's Ankerwinde. Ueber Wright's und Hague's Krahn. Ueber Verminderung der Reibung an Rädern. Muit's Patent-Säge. Die Winch-Brüke. Dickinson's schwimmende Matrazen. Unterirdischer Kanal. Weißes Holz auf der Drehebank zu verzieren. Methode der alten Aegypter Holzarbeiten zu verzieren. Ueber die Ursachen des ungleichen Ganges der Kirchthurmuhren. Poulton's Patent-Schreibfeder. Ueber Areometer. Ueber das Anlassen des Elektrums und Tutanego. Ueber Dehnbarkeit des Eisens. Probir-Gläschen in chemischen Laboratorien. Ueber die verdorbene Luft in den Brunnen und die Lebensgefahr bei Reinigung derselben. Verbesserung an Talgkerzen-Dochten. Bäckerei zu Paris mit einer Knetemaschine. Neue Art Waizen in England, die aus Amerika dahin kam. Neues Spinnmaterial. Die Arracacha-Wurzel. Cochenille nach Malta verpflanzt. Baumwolle in Corsica. Segeltuch aus Baumwolle. Feuerlösch-Anstalten und Lebens-Assekuranzen. Pferde- und Menschenkraft in England. Beispiele menschlicher Schnelligkeit. Theehandel in England. Seidenfabriken in England. Ueber den Einfluß der sogenannten Hoftrauern. Ueber den Willandkanal.

Von diesem Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher für sich ein Ganzes ausmacht, kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 ggr. oder 16 fl. rheinl.

Bei Kümmel in Halle ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Roediger, Aem., De origine et indole arabicae librorum V. T. historicorum interpretationis libri duo. Passim adiecta sunt scholia Tanchumi arabica aliaque anecdota. 4. maj. 16 plagulae. Charta impressoria 1 Rthlr. 16 ggr. (1 Rthlr. 20 sgr.) Charta scriptoria maxima, cum marginibus latis 2 Rthlr. Charta membranacea 2 Rthlr. 12 ggr. (2 Rthlr. 15 sgr.)

Die Quelle jener arab. Uebersetzung wurde bisher fast gänzlich verkannt, und somit erhielt ihr kritischer und exegetischer Gebrauch eine falsche Richtung. Verfasser weist die wahre Quelle nach, gibt eine vollständige Charakteristik der Uebersetzung und sucht ihren eigentlichen Werth und ihre richtige Anwendung zu fixiren. Gelegentlich wird besonders die syrische Uebersetzung an vielen Stellen emendirt, manche Stelle des hebr. Textes besprochen und, außer den auf dem Titel genannten Schollen des Tanchum, aus Abulwalids handschriftlichem Lexicon, aus einer unedirten arab. Uebersetzung nach Oxforder Codd., so wie aus einem syrischen Psalterium und der äthiopischen Uebersetzung des A. T. einige Fragmente eingestreut. Das angehängte Register wird den Gebrauch des Buches bequemer machen.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

März 1829.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1829.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baader, in München.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Biener.
Blume, in Halle,
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
S. Boisserée, in München.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Creuzer, in Heidelberg.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Preufsen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfufs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Grofsheim.
*Grunert, in Torgau.
*Hegel.
v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Kilian, in Bonn.
Klein.
Klöden, in Berlin.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt.
Heinr. Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Meineke.
Meckel, in Halle.
Meier, in Halle.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees von Esenbeck, in Bonn.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Neumann, in Königsberg in Preufsen.
Niethammer, in München.
Nitzsch, in Halle.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfufs.
Thibaut, in Heidelberg.
Thiersch, in München.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Wangenheim, in Coburg.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Wendt, in Leipzig.
v. Wening-Ingenheim, in München.
*Wilken.
v. Willisen.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 41. u. 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

XIX.

Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin, von Ludw. Wilh. Sachs, der Med. u. Chir. Dr., ordentl. Lehrer der prakt. Med. der Universität Königsberg u. s. w. Ersten Theils erste Abtheilung, die Grundzüge des Systems und die erste Ordnung der Entzündungen enthaltend. Leipzig 1828. XX. u. 500 S. 8.

Es gibt bekanntlich zweierlei Hauptverfahrungsarten im Gebiete der Naturwissenschaften und der Medicin nach Wahrheit zu suchen, indem man nämlich entweder von zahlreichen, durch Beobachtung und Versuch (Experiment) ermittelten Thatsachen ausgehend, und so nahe als möglich an diese sich haltend, die Folgerungen daraus zieht, oder von einem höheren und allgemeineren Gesichtspunkte aus die Thatsachen zu erklären trachtet. Jener Weg, der empirische, scheint natürlicher, dieser, der theoretische hingegen künstlicher zu seyn, und sowohl der eine als der andere pflegt seine Lobredner und Tadler zu finden, je nach der verschiedenen Anlage und Stimmung der Forschenden. Der überhaupt bequemere ist indefs der empirische Weg nicht, denn gerade er erfordert die gröfste Summe von Wahrnehmungen einzelner Erscheinungen und Vorgänge, so wie die sorgfältigste Vergleichung derselben unter einander, und es ist für den, welcher Talent zu solchem Ueberblicke hat, weit leichter auf ganze gröfsere Sphären des Concreten vom Allgemeineren, und zumal vom Abstracten aus ein gewisses Licht zu werfen, sollte es auch mehr ein trüglicher Schimmer als eine wahre Erhellung seyn.

Betrachtet man aber jene beiden Forschungsarten genauer, so zeigen sie sich im Wesentlichen weniger verschieden, wenn gleich die wirkliche Richtung eine entgegengesezte ist. Des Thatsächlichen, also Empirischen können beide nicht entrathen, und die Empirie, welche in ihrer zuweilen geforderten vollkommenen Reinheit ein Unding ist, bedarf, wie schon die Alten anerkannten, wenigstens des Epilogismus, der dann schon zum Voraus im Geiste Gegebenes zur Untersuchung unvermerkt mitbringt, nicht einmal zu gedenken, wie stark und wie einseitig die vorgeblich reinsten Empiriker oftmals theoretisiren! —

Sollte es noch einen dritten Weg der Forschung geben, so müfste er wohl ein Mittelweg seyn und seine Richtung zwischen dem unabweislichen Allgemeineren im Menschengeiste und dem in der Natur sich darbietenden Besonderen oder Concreten nehmen; Beides stets gegen einander abwägend, und mit so viel möglich allseitiger Umsicht das Einfachere und das Mannigfaltige, das Generellste und das Speciellste zur Förderung der Einsicht benutzend. Irren wir nicht, so ist ein solches die Wahrheit mehr im Ganzen, d. h. in der Totalität des von Seite des Geistes und von Seite der Natur Gegebenen, aufsuchendes Umsichschauen, eine solche theoretisch-empirische Speculation (wenn wir es einmal so nennen dürfen) eigentlich das, was für ärztliche Wissenschaft sich am besten schickt, und zu ihrer Förderung am meisten eignet. Zugleich ist ein solches Streben das beste Schutzmittel gegen die so leicht in sich fühlenden Köpfen entstehende Einbildung, es gebe eigentlich noch kein Gemeingut in der Wissenschaft, und der Einzelne, welcher daran geht, müsse diese von Grund aus erst schaffen! Nachdem nun Hr. Prof. *Sachs* in den den Anfang dieser Abtheilung ausmachenden „Grundzügen" zunächst (§. 1) sehr richtig bemerkt hat, ein besonnenes, einer Erfahrungswissenschaft angemessenes Bestreben müsse darauf gerichtet seyn, ein Verständnifs von dem Was und dem Wie in der Natur zu gewinnen, und, mit keinem eitlen Abfinden sich begnügend, sich in dieser zurecht zu finden, fügt er (§. 2) hinzu, der von jener Besonnenheit gebotene wahre Weg für alle Natur- oder Erfahrungswissenschaft sei ganz gleich bedeutend mit dem

Digitized by Google

Ausdrucke: natürliches System (was, wenn man das Suchen für einerlei mit dem zu Findenden nimmt, allenfalls eingeräumt werden kann). Auf die Erfordernisse zu einem solchen kommend, erinnert er weiterhin (§. 15), dafs die Systeme der Naturbeschreibung, wie das botanische und zoologische, durch mehreres Feststehen der Gegenstände sehr erleichtert werden, die Krankheit hingegen in ihrem unsichtbaren Werden ergriffen werden müsse, wenn sie begriffen werden solle. Die wissenschaftliche Nachweisung dieses Werdens sei die Aufgabe der allgemeinen Pathologie oder der Theorie der Krankheit. „Wäre eine solche Theorie überall schon gefunden und überdiefs auch schon als Allgemeingut der ärztlichen Einsicht zu betrachten, so wäre jede weitere Nachfrage nach diesem Begriffe *hier* überflüssig. Da aber jene Voraussetzung leer wäre, und wir andererseits nicht eine Dunkelheit am Eingange zu einem natürlichen Systeme stehen lassen dürfen, so können wir uns auch dieser Untersuchung nicht entziehen" (S. 24). Mit den eben angeführten Worten erklärt also der Verf. deutlich genug die allgemeine Pathologie, und insbesondere den Begriff der Krankheit (den er in eben jenen Worten der ganzen Theorie der Krankheit gleichsezt) für überall noch nicht gefunden, also für nicht existirend, versteht sich bis zu diesen seinen eigenen Untersuchungen, worin also das bis dahin noch fehlende Richtige, die lange Dunkelheit endlich Erhellende aufzufinden wir uns um so mehr bemühen müssen.

Die Aufgabe für den Nosologen wird (§. 16) so ausgedrückt: „Finde die Norm für die Abnormität (Krankheit) im höchsten, zusammengesetztesten und dennoch auf das Individuellste ausgebildeten, nicht nach blofs physiologischen, sondern auch nach psychologischen (die moralische Freiheit involvirenden) Gesetzen sich entwickelnden Organismus"; und im gleich Folgenden (§. 17) wird hinzugefügt: da die wissenschaftlich ärztliche Aufgabe im Ganzen auch die Heilung der Krankheiten betreffe, so müsse „der wahre Nosolog durch eine vergleichende und prüfende Betrachtung beider Normen, der der Normalität (Gesundheit) und der der Abnormität (Krankheit), zu finden suchen die dritte: wie nämlich die Abnormität zur Normalität zurückzuführen seyn möchte (*Therapie*)." — Wir wollen uns an das, was uns in diesen Sätzen allzu künstlich scheinen möchte, nicht kehren, auch z. B. nicht fragen, ob es nicht der Consequenz zu Liebe eigentlich heifsen sollte: wie die Norm der Abnormität zur Norm der Normalität zurückzuführen seyn möchte? Wir gehen lieber gleich zu den Veranstaltungen über, welche im Folgenden getroffen werden, um den so schwer zu entdeckenden Begriff der Krankheit, und die Möglichkeit ihrer Entstehung zu finden.

„Der Gesunde nur wird krank," ist der Fundamentalsatz (§. 20), von welchem hierbei ausgegangen wird, und welchem zu Gefallen nachher (§. 22 Anm.) eine mühsame Demonstration folgt, um den von den Folgekrankheiten und den angebornen (ob einerlei mit erblichen?) Krankheiten herzunehmenden Einwürfen zu begegnen. Gesund nennt der Hr. Verf. „nur den, der der absolut und relativ äufsern, störend auf ihn einwirkenden Natur gegenüber sich nicht blofs in allen den seiner Gattung zukommenden, wesentlichen Merkmalen, sondern auch in den ihn als Individuum charakterisirenden ungefährdet (?) erhält;" „krank hingegen dasjenige Individuum, dessen Kraft im Kampfe mit den entgegenstehenden Störungen zur ruhigen, ungestörten Behauptung seiner Integrität als Gattungsglied und Einzelwesen als dem Grade oder der Art nach, oder in beiden Beziehungen unzureichend sich erweist" (§. 21). Fragen wir nun, ob uns hiermit eine „genügende Realdefinition von Gesundheit und Krankheit," wogegen die Nichtigkeit aller bisherigen auf Nichts basirten abstracten Begriffe davon (§. 20 Anm.) einen so grellen Contrast macht, gegeben sei? so mufs uns gleich auffallen, dafs (abgesehen von Gattungsglied, Einzelwesen u. s. w.) hier doch eigentlich nur gesagt ist, der Kranke zeige keine zureichende Kraft im Kampfe mit der (absolut oder relativ) äufseren Natur, deren schwere Hand auch (nach S. 31) auf ihm lasten soll, weshalb er sich unfrei fühle und sein ganzes Empfindungssystem, wo nicht Stumpfheit eintrete, wie empört sei (was Alles, beiläufig gesagt, auf manche zumal örtliche Uebel erfahrungsgemäfs gar nicht einmal pafst). Doch der Hauptsache nach, was haben wir hier als Definition des Realen in aller Krankheit anders als zu geringe Kraft des Widerstandes gegen (absolut oder relativ) Aeufseres? Denn das Einschiebsel in jener Definition „oder der Art nach," welches ohnehin weder durch vorausgeschickte noch durch nachfolgende fundamentale Betrachtungen hier gehörig motivirt wird, steht schon defshalb ganz müfsig da, weil es durch den gleich folgenden Zusatz: „unzureichend" alle Bedeutung verliert, falls man es etwa für eine Anerkennung von Qualitativem oder Specifischem in den Krankheiten halten wollte. — Vielleicht dürfte man ver-

Digitized by Google

muthen, der Verf. habe hier nicht eine Definition der schon entstandenen Krankheit, sondern nur eine ihres Werdens geben wollen, worauf denn das Gesagte wenigstens um Etwas besser passen könnte. Die Irrigkeit einer solchen Vermuthung würde aber sogleich einleuchten, wenn man sähe, dafs erst weiterhin (als Vollendung der Analyse jenes Fundamentalsatzes: nur der Gesunde wird krank) das Werden der Krankheit, um dessen richtige Erkenntnifs sich das aufzustellende natürliche System wie um seine Angel drehen müsse, in besondere Untersuchung genommen wird (§. 23 ff.), wo sodann freilich in der Hauptsache Alles auch wieder auf „Ueberwältigen der (soll heifsen: durch die) Einflüsse" zurückkommt, welches „geschehen kann entweder durch ihre absolute Uebermacht, oder durch unterlassene Reaction" (?), und wobei „der Organismus immer bestimmt werden wird, wie immer es auch geschehen mag, dafs die Einflüsse als *bestimmend* in den lebendigen Organismus eindringen" (§. 27).

Wer möchte läugnen, dafs an diesem mehreren Bestimmtwerden des erkrankenden und, oft wenigstens, auch des schon erkrankten Organismus durch absolut und relativ Aeufseres viel Wahres sei? Auch dürfte man ohne jene Verheifsung einer ersten, genügenden Realdefinition (s. oben) wohl annehmen, der Hr. Verf. rechne diefs zu dem von ihm Vorgetragenen, was *nicht neu* sei (Vorwort S. XIV, „Dafs Vieles *neu* ist" (ebend. S. XV) gilt aber sehr von der langen Kette der Folgerungen aus jenen so abstracten Sätzen, womit sich hier ein natürliches System der praktischen Medicin vor unsern Augen zu entwickeln beginnt. Und nicht mit Unrecht hat der Hr. Verf. sein System auf dem (den Grundzügen voranstehenden) Zwischentitel noch näher als ein „dynamisches" bezeichnet, denn dem vorhin angeführten, als Angel worum das Ganze sich drehe bezeichneten Satze völlig entsprechend findet man im Folgenden auch fast durchgehends nur ein gleichsam mathematisches Construiren, ein die Gradunterschiede völlig zur Hauptsache machendes Abwägen quantitativer Factoren gegen einander. In Wahrheit ist diefs etwas Neue, nach so Vielem nämlich, was von so vielen Anderen in ganz anderer Art und Weise seit dem Untergange des leeren Dynamismus der abstracten Erregungstheorie für die Wissenschaft bisher geleistet worden ist, und es nimmt nicht wenig Wunder, einen Mann wie der Hr. Verf., den es weder an Denkkraft noch an Kenntnissen fehlt, noch auf solchen Wegen wandeln zu sehen, nur auf diesen das wahre Heil der Medicin zu finden hoffend. Indefs gibt das Vorwort hierüber einigen historisch-genetischen Aufschlufs, da aus den darin enthaltenen Aeufserungen hervorgeht, der Verf. habe sich mit der Philosophie gleichsam überworfen, und nachdem er *Kant* und *Fichte* studirt hatte, lange geglaubt, Fichtische Philosophie in das Studium der Medicin hineinschieben zu können (S. XVII). „Diefs war," wie er (ebend.) äufsert, „ein völliger, jedoch unschädlicher Irrthum. — An Jenem wird nun Niemand zweifeln, der sich überzeugt hat, dafs die oben genannte Philosophie zu Anwendung auf Naturwissenschaft, somit auch auf Medicin von allen die unbrauchbarste war; — wohl aber an diesem! denn unverkennbar genug trägt das vorliegende Werk die Spuren der Schule durchgehends an sich, in welcher sein Urheber war, und über welche er nicht hinausgekommen ist. Bekanntlich war *Fichte* (gegen den übrigens Ref. gleiche Achtung hegt als der Verf.) ein grofser Meister in der Abstraction, und gewifs kein geringerer in der Dialektik. Eben in solchen Eigenschaften aber ist Hr. S., wie man auch aufser den oben gegebenen Proben fast auf jeder Seite dieser Schrift finden kann, jenem Meister keineswegs untreu geworden, dagegen er sich, seiner eigenen Angabe nach, mit keiner nachfolgenden philosophischen Ansicht verständigen konnte, und namentlich von *Schelling*, ohne einmal gewahr zu werden, dafs er selbst sehr oft gerade dessen Begriffe und Ausdrücke gebraucht, das Urtheil fällt: „er unterlag der Versuchung, und mufste es nun erfahren, dafs jeder naturphilosophischen Construction die Natur selbst vernichtend auf dem Fufse folgte" (Vorwort S. XVII). — Man braucht wahrlich nicht Schellingianer zu seyn, besonders aber dem Systeme der absoluten Identität nicht anzuhängen, und man kann dennoch ein so wegwerfendes Urtheil viel zu hart und viel zu wenig gründlich finden, um so mehr, wenn sich zeigt, dafs in vorliegendem Versuche ein System der Medicin zu construiren (und zwar aus im Ganzen sehr abstract-dynamischen Materialien, wobei die Schelling'sche Beachtung des Qualitativen sehr Noth gethan hätte) halb in Kant'schem und halb in Fichte'schem Geiste so sehr viel speculirt, und so zu sagen naturphilosophirt wird. Die Natur selbst aber dürfte wohl weit weniger dynamisch und abstract seyn als ein solches dynamisches System, möge es immerhin für ein natürliches sich ausgeben!

Bei der von ihm adoptirten Betrachtungsweise konnte der Hr. Verf. nur dem Nervensysteme Nachgiebigkeit ge-

Digitized by Google

nug gegen das eindringende Schädliche (m. s. oben) zutrauen, „jede Krankheit ist mithin bedingt von der Aufnahme bestimmender Einflüsse vermittelst des Nervensystems" (§. 32, vergl. §. 35). Dieſs bedarf, wie der Verf. sagt, keines besonderen Beweises; und so müssen denn wohl manche Leser sehen, wie sie mit ihren Zweifeln wegen möglichen Krankwerdens selbst der Pflanzen, wegen primärer Wirkung von Ansteckungsstoffen aufs Lymphsystem, wegen der Wirkungsweise gewisser Gifte u. s. w., selbst fertig werden. — Bei jener Gelegenheit ist auch (§. 34) bemerkt worden, es gebe nur zwei, den Organismus constituirende Systeme, das Nervensystem und das irritable System, das der bewegenden Kraft jedoch in sich selbst ermangele (!) und sie erst vom Nervensysteme empfange. Das gewöhnlich als drittes organisches System genannte productive oder vegetative sei lediglich ein durch die gemeinsame Thätigkeit jener beiden erzeugtes, *constituirtes*, keineswegs aber constituirendes System (s. ebend.). — Aehnlich, doch gewissermafsen umgekehrt, liefs vormals *Döllinger* (in seiner Naturlehre d. m. O.) die Sensibilität weiter nichts seyn als den Conflict oder die dynamische Einheit im Organismus, wobei dann eigentlich nur Reproduction und Irritabilität als Reelles im Organismus stehen blieben und auf ein Nervensystem gar nicht geachtet wurde. Der Verf. dieses natürlichen Systems scheint das wieder gut machen zu wollen, aber nicht genug erwogen zu haben, dafs ja mit Vegetativem und Productivem alles individuelle Leben anhebt, worüber er vielleicht defswegen hinwegsah, weil *Schelling* dieſs zuerst mehr eingeschärft hatte. Indefs so geringfügig, ja fast nichtig die vorliegende Schrift *in ihren Principien* (s. oben) das vegetative System auch darstellte, so kann sie doch, trotz jener Principien nicht umhin, da wo es nun zur *Anwendung* kommen soll, die Unterscheidung auch eines vegetativen Systems „zu vindiciren" (§. 41, S. 46), und findet nun sogar, dafs kein schicklicherer Ausdruck, wenn auch in abweichender Vorstellungsweise, dafür gefunden werden könne. Es kam nämlich nun darauf an, die Entzündung, welche als gemeinsame Reaction aller drei organischen Systeme dargestellt wird, in die sensible Entzündung, die irritable Entzündung und die vegetative Entzündung einzutheilen (§. 37 und 40 ff.), wobei freilich dann jener Hauptbenennung ein so ungeheurer Umfang angewiesen wird, dafs zumal bei der angenommenen Erklärungsweise der Thatsachen unfehlbar der bei Weitem gröfste Theil aller Krankheiten sich unter jene Kategorie fügen mufs. Auch erfahren wir im Vorworte, dafs von fünf Bänden des ganzen Werkes auch der zweite noch den Entzündungen ganz gewidmet sey, der dritte nur mäfsige hingegen die Fieber, der vierte die Nervenkrankheiten und der lezte die Nachkrankheiten (m. s. weiter oben) enthalten wird.

Leicht hätte es bei jenem Entzündungsbegriffe sich zutragen können, dafs selbst auch die Fieber ganz (denn ein grofser Theil derselben ist allerdings mit inbegriffen) mit darunter gerathen wären. Dem wird aber durch eine Definition des Fiebers vorgebeugt, worin die Thätigkeit des Nervensystems als dabei gehemmt angegeben ist, so dafs die Reaction des Organismus auf in ihn mit bestimmter Kraft eingedrungene Reize (wie es hier sehr dynamisch lautet) nur vom irritablen Systeme mit einiger Kraft ausgeübt werden könne (§. 45), was um so mehr zu verwundern ist, da ja dieses System seine bewegende Kraft nur vom Nervensysteme haben sollte (s. oben), und da bald hernach (§. 52) nebst Synoche und Faulfieber auch Nervenfieber als (einzige) Fiebergattungen aufgeführt werden, von denen zudem das Faulfieber weiter unten (§. 264) für eine Krankheit erklärt wird, wovon man schon durch *Reil* überzeugt sei, dafs nicht Säfte-Entmischung, sondern *Paralyse als allgemeiner Zustand* das Wesentliche ausmacht. — Da Ref. sich gänzlich aufser Stande sieht, alles dieſs mit einander in Einklang zu bringen, so bemerkt er hierbei nur noch, dafs, wenn er Hr. Verf. die bisherigen Erklärer der Entzündung beschuldigt, sie hätten diese lediglich dem irritablen Systeme zugeschrieben, sie ihrerseits ihm dieses in Hinsicht auf die Fieber allenfalls zurückgeben könnten. Uebrigens haben die Besonneneren wohl vielmehr im ganzen Gewebe des leidenden Theils die Entzündung gesucht, und dabei das Nervengewebe nicht vergessen. Wie leicht ist es, sich den Schein des Siegers zu geben, wenn man mit einer mehr imaginären als wirklichen Schwäche der Gegner kämpft!

Doch die Gränzen einer solchen Anzeige in diesen Blättern verbieten uns, die übrigen Auseinandersetzungen in dem vorliegenden Bande mit gleicher Genauigkeit durchzugehen; wir müssen uns also begnügen, die Leser theils zu eigener Prüfung aufzufordern und theils noch den Inhalt der die „sensible Entzündung" in sich begreifenden „ersten Ordnung" (m. vergl. den Titel) kurz anzudeuten. Hierunter finden wir aufgeführt: eine mit starker Hirnaffection anfangende Krankheit, die man ge-

Digitized by Google

meinhin für ein Nervenfieber zu halten pflegt, die aber hier Encephalitis genannt wird (S. 109 ff.); ferner das Delirium tremens, hier encephalitis potulentorum genannt (S. 125); den Hydrocephalus acutus (S. 144); die sensible Entzündung des Sehorgans (S. 150 ff.), welche vielleicht Andere für eine in Amaurose endigende erethistische Amblyopie halten dürften; die sensible Entzündung des Gehörorgans (S. 183 ff.), die sensible Entzündung des Rückenmarkes und seiner Nerven (S. 220 ff.), wo aufser Myëlitis auch Hydrophobie (S. 269 ff.) u. s. w. vorkommt; die Ganglien-Entzündung (S. 410 ff.), wohin Causus und atypische, bösartige Wechselfieber gerechnet werden, und endlich die allgemeine sensible Entzündung, als welche hier Tetanus und Trismus auftreten (S. 453 ff.). — Nicht unerwähnt darf bleiben, dafs in diese Erörterungen viel speciell Anatomisches und Physiologisches, so wie manche von einer feinen Beobachtungsgabe zeugende Formbeschreibung aufgeführter Krankheitszustände eingeflochten ist; — da hingegen die Indicationen für die empfohlene Behandlung sich gewöhnlich sehr den eigenthümlichen speculativen Ansichten fügen mufsten, von welchen der Hr. Verf. hierbei auszugehen für gut fand.

Sollten wir nun ein Urtheil über dieses mit so vielem syllogistischem Kraftaufwand verfafste Werk oder wenigstens doch über dessen bereits vorliegendes Fundament beifügen, so würden wir in grofse Verlegenheit durch die Selbstbeurtheilung kommen, welche der Hr. Verf. zum Schlusse (S. 499) ausgesprochen hat, und welche auch nur umkehren zu wollen man unmöglich unartig genug seyn dürfte. Er sagt nämlich: „hätte ich das Unglück gehabt zu irren, so ist es gewifs nur an einzelnen Stellen geschehen, und in einer Art, dafs Widerlegung förderlich seyn müfste.“ — Vor solchem Ausdrucke des Ueberzeugtseyns und der subjectiven Wahrheit mufs man wenigstens Achtung haben! und wir stellen dem Hrn. Verf. dabei nur anheim, ob nicht mit gleich grofsem Selbstvertrauen sich dennoch auch etwas mehrere Achtung gegen Andersdenkende allenfalls vereinigen liefse?

Bartels.

XX.

1. *Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Von Wilhelm Müller.* Leipzig 1827. Vofs. VIII. und 246 S. kl. 8.
2. *Dichtungen von Karl Egon Ebert. Zweite vermehrte Auflage. Zwei Bände.* Prag in der J. G. Calve'schen Buchhandlung. 1828. 1r. Bd. XII u. 243 S. 2r. Bd. IV u. 253 S. kl. 8.

Die Lyrik ist bei uns Deutschen durch alle Zeiten unserer Literatur vorzugsweise mit Gunst und Glück behandelt worden; sie scheint der Grundton unserer Poesie zu seyn, der immer fortschreitend ausgebildet worden ist. Neben Goethe, dem ihr noch heute treuen Dichter, haben mehrere, wir möchten sagen, Geschlechtsfolgen trefflicher Lyriker seit fünfzig Jahren einander aufnehmend und ergänzend fortgelebt. An Klopstock, Hölty, Bürger, Vofs und Stolberg haben sich die Schlegel und Tieck, an diese Uhland, Justinus Kerner und Gustav Schwab würdig angereiht, und auch in der neuesten Zeit fehlt es, so hoch die Kränze durch glückliche Vorgänger und zahllose Mitbewerber auch gestellt sind, doch nicht an Kämpfern, die sie zu erringen wissen. Unter den Namen, die damit geschmückt erscheinen, werden *Wilhelm Müller* und *Carl Egon Ebert* mit Recht genannt.

Sie haben sich Bahn gebrochen in einer Zeit, wo uns das Saitenspiel so geläufig geworden ist, dafs es beinah gleich schwer erscheint, ganz elende oder vortreffliche Verse zu machen. Wilhelm Müller, dessen Griechenlieder mit lautem Beifall aufgenommen wurden; der in gelungenen Nachbildungen Neugriechischer Volkspoesie einen Schatz poetischen Goldes uns eröffnete, dessen Lieder eines reisenden Waldhornisten von glücklichen Melodien begleitet, wenn nicht in den Mund des Volkes, doch in den des gebildeten Theils der Nation übergegangen sind, hat uns die hier vorliegende Sammlung als leztes Geschenk vor seinem leider so früh erfolgten Hinscheiden zurückgelassen. Die Liedersammlung von Carl Egon Ebert erlebt nach einem Zeitraum von vier Jahren jezt die zweite Auflage, ein Vorzug, der auch würdigen Dichtern nur selten zu Theil wird, und zu beweisen scheint, dafs die Klage über lauen Antheil an dem, was wirklich ausgezeichnet ist, wohl nicht ganz mit Recht geführt wird.

1. Der Dichter, sagt man, wird geboren, und dieſs gilt gewifs vor allen andern von dem lyrischen Dichter, da

Digitized by Google

das Gefühl mit der ursprünglichen Natur des Menschen eins ist; es kann durch Bildung nicht gegeben, nicht gestärkt, sondern nur zum klaren Bewufstseyn gebracht werden. Wilhelm Müller war, wie aus diesen und aus seinen frühern Gedichten hervorgeht, nicht mit einem tiefen dichterischen Gefühl, wohl aber mit einem feinen Sinn für das Schöne in der Poesie; nicht mit einer natürlichen Schöpfungskraft, wohl aber mit der Gabe geboren, dem, was er aufgefunden hatte, oder was ihm von Aufsenher dargeboten wurde, eine gefällige, angemessene und reizende Form zu geben. Beide Eigenschaften können, durch Studium und Uebung ausgebildet, erfreuliche Früchte tragen, und als solche stellen sich die hier vorliegenden Gedichte dar. Ueberall erkennt man in ihnen den fleifsigen Künstler, den aufmerksamen Beobachter, der die Werke der Alten und Neueren mit Eifer durchforscht, Natur und Leben emsig betrachtet, und aus ihnen nicht nur den Stoff zu seinen Dichtungen erlauscht, sondern auch sich eine eigenthümliche Form für dieselben gebildet hat. Sehr sichtbar haben Studium und sinnige Auffassung des classischen Alterthums grofsen Einfluss auf Müllers poetische Bildung gehabt. Seine Weise erinnert zuweilen an Anakreon. Dennoch erscheint er nirgend als Nachahmer. Vielmehr sind Sinn und Geist der classischen Poesie durch Assimilation in ihn übergangen, und von dieser Grundlage aus hat er sich eine eigene romantische Form gebildet. Was hingegen den Stoff betrifft, so entsteht dieser selten aus seiner eigenen Lebensfülle; vielmehr geht der Dichter überall umher, und beobachtet, ob sich vielleicht etwas fände, was sich zur poetischen Gestaltung eignen möchte. Diese Entstehungsweise seiner Gedichte, die er selbst auch hin und wieder, wiewohl unwillkürlich, andeutet, wenn er z. B. sagt:

„Meine Muse suchte Lieder,
Wenn sie Maienblumen las,"

oder

„Dann schweift die Mus' umher am nassen Strande
Und sammelt kleine Muscheln sich zu Kränzen,"

wirkt nun aber nothwendig auch auf ihre Gestaltung ein und bedingt ihre Wirkung. Sie sind nicht Funken eines inneren dichterischen Feuers, sondern Lichter, die der Dichter in dem Spiegel seines Sinnes auffängt, und in künstlicher Färbung zurückgibt. So sind denn auch die hier unter der Benennung lyrische Reisen zusammengefafsten Gedichte mehrentheils, wenn auch der Form nach lyrisch, doch ihrem Inhalt nach bei Weitem mehr dem Idyll oder der Elegie sich annähernd.

Der Dichter nimmt ein Gefühl, gleichviel ob in sich oder einem Anderen, als vorhanden an, und macht dieses zum Mittelpunkt eines kleinen Bildes, das er mit Sinn und Geschmack in geschickter ungezwungener Wendung, in reizender Form, mit klarem und correctem Ausdruck und in wohlklingenden Versen gefällig abrundet und ausmahlt. Diese Behandlungsweise gefällt dem Leser und erfreut ihn, ohne ihn jemals tief zu bewegen oder zu erschüttern. Die Wirkung davon beruht mehr auf der glücklichen Darstellung des poetischen Gedankens als auf der inneren Kraft desselben. Nicht selten hat aber auch die grofse Fertigkeit, die der Dichter in dieser Weise erlangt hat, ihn verführt, einen unbedeutenden oder unklaren Gedanken zum Grunde zu legen, und durch die ihm eigene Veredlung der Form sich über die Nichtigkeit des Stoffes selbst zu täuschen. Dann erscheinen seine Bilder als etwas Gesuchtes, als spitzfündige Spiele des Verstandes, die ein blofs erfundenes oder vorausgesetztes Gefühl zur Grundlage eines für sinnreich gehaltenen Gedankens oder Gleichnisses machen. Zu dieser Classe müssen wir mit manchen anderen fast alle die Gedichte rechnen, die der Verf. „Ständchen in Ritornellen aus Albano" überschrieben, und an denen eine gewisse erkünstelte Naivetät uns unerfreulich angesprochen hat. Das Folgende gehört noch nicht zu den unbedeutendsten:

Der Thränenbrief.

Mein Mädchen hat ein Briefchen mir geschrieben
Wohl mit der schwarzen Feder eines Raben,
Und hat mit Zwiebelschalen es versiegelt.

Und wie ich nun das Siegel aufgebrochen,
Da fühlt' ich in den Augen solch ein Stechen,
Dafs mir die Thränen auf die Wangen flofsen.

Ich trocknete die Augen um zu lesen:
Doch ist das Trocknen ganz umsonst gewesen —
Denn ach, sie schreibt: wir müssen Abschied nehmen.

Die Ueberschriften, die der Verf. seinen Gedichten gegeben, als: „Lieder aus dem Meerbusen von Salerno," „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grunde," „Muscheln von der Insel Rügen," u. s. w. deuten nur darauf hin, dafs sie in jenen Gegenden und auf Anregung der dem Dichter dort zugekommenen Eindrücke entstanden sind, ohne defshalb eben auf einen localen oder nationalen Charakter Anspruch zu machen, auch hat der Verf. nirgend angedeutet, ob vielleicht einigen derselben wirklich

Digitized by Google

nationale Lieder zum Grunde liegen. Indessen haben sie, wie natürlich durch die Verschiedenheit dieser Eindrücke auch eine verschiedene Färbung erhalten, und dadurch die Sammlung den Reiz der Abwechselung gewonnen. Die „Reime aus den Inseln des Archipelagus" sind jedoch, Neugriechischen Originalen frei nachgebildet, eine treffliche Nachlese zu seiner früheren Sammlung Neugriechischer Volkslieder. Sie athmen ganz die volle Lebensfrische und liebliche Anmuth ihres Vaterlandes. Fast in jedem dieser Gedichte ist ein eigenthümlicher Gedanke eindringlich und zierlich in einfach schöner Wendung und enthaltsamer Kürze dargestellt. Aus diesen wie aus den früher uns mitgetheilten Neugriechischen Dichtungen ist wohl zu erkennen, dafs der Grundstoff der Poesie in diesem Volke nicht untergegangen ist, und diefs allein schon ist eine sichere Bürgschaft für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit seiner Wiederbelebung. Des Dichters an die Weise der Urbilder sich anschmiegende Behandlung hat ihnen den ursprünglichen Farbenduft sorgsam erhalten, und so stehen sie in ihrer einfachen Naturschönheit lebendig blühend vor unserem Blick.

Zu denjenigen Liedern, in welchen sich des Dichters eigenes natürliches Gefühl mehr von Innen heraus, und frei von aufgesuchten äufseren Grundlagen ausspricht, gehören diejenigen, die er unter der Benennung „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grunde" zusammengefafst hat. Freilich liegt auch bei diesen die Anschauung der Frühlingsnatur zum Grunde, aber doch hat sie ihn hier mehr zu freien Gefühlslauten, als zu absichtlichem Bilderspiel geweckt, wie es bei den mehrsten seiner Dichtungen sonst der Fall ist. Damit die Leser den Dichter von dieser Seite kennen lernen, theilen wir eines der kürzeren hier mit:

Der Peripatetiker.

Alles will ich nun verlernen,
Was mich lehrte das Papier.
Schwarze, steife, stumme Lettern,
Sagt, was wollt ihr noch von mir?

In die grüne Wanderschule
Ruft mich ein Philosophus,
Einer, der sich nennt mit Rechten
Ein Peripateticus.

Denn er zieht mit seiner Lehre
Durch die Länder ein und aus,
Schlägt in Wald und Feld und Garten
Auf sein wunderbares Haus.

Eine grofse Schaar von Schülern
Folgt ihm durch die weite Welt,
Vöglein in den blauen Lüften,
Vöglein in dem grünen Zelt.

Und sie zwitschern unverdrossen
Ihres Meisters Weisheit nach;
Was sie gestern erst erfahren,
Lehren sie an diesem Tag.

Und der Weise aller Weisen
Kollert sich im grünen Gras,
Wiegt sich auf den schlanken Zweigen,
Als ob Alles wär ein Spafs.

Also streut er seine Lettern,
Weifs und roth und gelb und blau,
Ohne Wahl mit vollen Händen
Ueber Berg und Thal und Au.

Les't, o les't die lieben Schriften
Voller Wahrheit, voller Lust,
Brüder, les't und stürzt euch selig
An des Lehrers warme Brust.

Aber auch von jener anderen Dichtungsweise, wo der Dichter eine Reisebemerkung geschickt in ein lebendiges Gedicht umwandelt, sind wir unseren Lesern ein Beispiel schuldig. Die Nationaltracht der Mädchen von Mönkgut auf der Insel Rügen wird ihnen an einem bestimmten Tage feierlich angezogen, wo dann der schnelle Uebergang des Kindes zur Jungfrau auffallend wird. Diefs gibt dem Verf. zu folgendem Gedicht Anlafs:

Einkleidung.

Sie stand im Kinderröckchen
Noch gestern vor der Thür,
Heut sizt sie hinter'm Fenster
Und stellt ein Mädchen für.

Erst gestern ging ich fischen
Und bot ihr meinen Gruſs,
Da kam sie mir entgegen,
Und gab mir einen Kufs.

Heut kehr' ich heim vom Fange —
Kaum nickt sie mit dem Kinn,
Als wollte sie mir sagen:
Sieh nur, wie grofs ich bin!

Was doch die Kleider machen!
Kaum käm's mir selber an,
Sie heute so zu küssen,
Wie gestern ich gethan.

Das macht die hohe Mütze,
Die lange steife Brust —

Digitized by Google

Da hat sie eingeschnüret
Die kleine freie Lust.

Sie ist ein Mädchen worden,
Und ich, ich werd' ein Kind,
Und gucke mir die Augen
Nach ihrem Fenster blind.

Sehr natürlich ist es, dafs ein Dichter wie dieser, der den Nahrungsstoff für seine Poesie auf dem Felde des Lebens durch Beobachtung erntet, und jedes Einzelne, was sich ihm darbietet, sofort in eine poetische Gestalt zu fassen sucht, durch diese Neigung zur epigrammatischen Dichtung hingeführt werden mufste. Ihr verdanken wir zweihundert Epigramme und Gnomen, die der Verf. unter der Ueberschrift „epigrammatische Spaziergänge" in diese Sammlung aufgenommen hat. Sein Epigramm ist nicht das moderne, das eigentlich nur in versificirtem Witz besteht, vielmehr ist es, wenn es sich gleich in modernen dem Dichter eigenthümlichen glücklich gebildeten Formen darbietet, doch dem Inhalte nach den Griechischen Epigrammen ähnlich. Wie die besseren unter diesen enthalten Müllers Epigramme mit wenigen Ausnahmen einen treffenden, sinnvollen, oft bedeutenden und fruchtbaren, zuweilen scherzhaften Gedanken, kurz und reizvoll ausgedrückt. Keines ist ganz flach und leer, oder sonst verwerflich; viele können dem Gedächtnisse der Jugend als nützliche Lebensbegleiter zur Aufbewahrung empfohlen werden. Zur Begründung unseres Urtheils nehmen wir, ohne Wahl dem Zufall folgend, die nachstehenden hier auf:

Eifersüchtige Liebe.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, dann bekömmt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwei darunter, die grad' aus zu sehen taugen.

Recht und Liebe.

Das Recht sagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

Kardinal der Liebe.

Bittre Pomeranzenschale schneidest du in meinen Wein,
Aber mit dem andern Händchen wirfst du Zucker auch hinein.
Spricht zu mir dein sprödes Mündchen bittre Worte manches Mal,
Gibt mir, süfsen Trost dein Auge, und mein Herz trinkt Kardinal.

Diejenigen Naturgaben unseres Dichters, auf denen sein Talent beruhte, und die seinen poetischen Charakter bilden, sind gerade solche, die mit dem Alter reifen, die durch Fleifs und fortdauerndes Studium der höchsten Ausbildung fähig sind. Beide waren ihm in hohem Grade eigen, und so würde er, wäre er uns erhalten worden, namentlich in der elegischen, idyllischen und epigrammatischen Dichtung gewifs zu einer grofsen Vollendung gelangt; es würde ihm gelungen seyn, aus seinen Werken die jetzt an vielen derselben noch bemerkbaren Spuren zu verwischen, aus welchen man die Art seines Verfahrens zu leicht erkennt. Denn das ist in aller Kunst der Triumph des Fleifses, dafs er nicht sichtbar werde. Um so mehr haben wir den frühen Verlust eines so glücklich beginnenden, so viel versprechenden Dichters zu bedauern, als sorgfältiger Fleifs, gründliches Wissen und die ihn besonders auszeichnende ruhige Anspruchlosigkeit nicht zu den Kennzeichen der gegenwärtigen Periode unserer Poesie zu gehören scheinen.

2. Auf eine durchaus verschiedene Weise finden wir uns durch die zweite hier vorliegende Sammlung angeregt. Gleich der erste Eintritt in diesen anmuthigen poetischen Blumengarten macht den erfreulichsten Eindruck auf den Sinn des Lesers. Eberts Gedichte stellen sich dar als der ungekünstelte, und doch zierliche, nicht aus Gefallsucht, sondern aus dem Bedürfnifs der Mittheilung hervorgegangene Ausdruck eines reinen innigen Gefühls. Seine Liebenswürdigkeit ist nicht der Gewinn mühsam errungener Bildung, sondern reines Geschenk der Natur. Am Eingange empfängt uns der Dichter mit folgenden Versen: —

Kaum dafs junge Sängerherzen
Liederdrang und Schwungkraft spüren,
Drängt sie's auch, so Lust als Schmerzen
In die Welt hinaus zu führen.

Und ihr werdet sie nicht schmälen
Ob des frühen Aufsenstrebens;
Vieles kann der Mensch verhehlen,
Aber nicht den Kern des Lebens;

Nicht was ihm die Brust erfüllet
Tagesüber, in den Nächten;
Nicht worein er ganz sich hüllet,
Drein er ganz sich möchte flechten.

Richtet drum nicht hart die Fehle,
Liebend übt die vollste Strenge,
Denn ihr richtet eine Seele
Im Gewande der Gesänge.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 43. u. 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

1. *Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Von Wilhelm Müller.*
2. *Dichtungen von Carl Egon Ebert. Zweite vermehrte Auflage. Zwei Bände.*

(Beschluſs.)

Die günstige Stimmung, die durch diese freundliche Anrede in dem Leser erweckt wird, erhält sich fast durchgängig bei allen lyrischen Gedichten dieser Sammlung, und nur sehr selten schien uns die Seele in dem Gewande seiner Gesänge zu fehlen oder sich matter zu regen. Das reine, kräftige und tiefe Gefühl des Dichters ist das erste wirkende Element seiner Poesie, von ihm wird seine Phantasie harmonisch belebt, und so ist aus dieser eine Fülle eigenthümlicher und anziehender lyrischer Dichtungen hervorgegangen, die unseren Sinn gleich den besten dieser Gattung ansprechen. Nur selten scheint der Dichter den in ihm aufsteigenden Bildern und Gedanken ein nicht ursprünglich in ihm vorhandenes Gefühl untergelegt zu haben, wie z. B. in dem Sonett „Melancholie“ erster Band S. 54, wo die Verzweiflung in der Gestalt der reiflichsten Ueberlegung und nach einem epigrammatischen Schlusse strebend, mithin widernatürlich auftritt, und den Leser kalt lassen muſs.“

Wenn unsere erste Anforderung an einen lyrischen Dichter Reinheit und Tiefe des Gefühls ist, so schlieſst dieſs die nothwendige Bedingung ein, daſs er die wirkliche Welt, in dem Zeitraum, wo er ihr angehört, ganz und rein durch sein Gefühl in sich aufgenommen habe, daſs er sie liebend umfasse, daſs er sie in dem Spiegel seiner Individualität verklärt und erhöht uns vor Augen stelle. Jedes einseitige Hervorheben der Schmerzen des Lebens, der Gebrechen des Zeitalters, des Contrastes der Poesie mit den Erscheinungen des zeitlichen Lebens tritt bei dem Dichter als Krankheit des Gefühls hervor, wie sie sich in der Erkenntniſs als Irrthum kund geben würde. Diese Bedingung nun erfüllt unser Dichter vollkommen, und unter seinen schönen Eigenschaften müssen wir die voranstellen, daſs er nicht, wie so viele lyrische Dichter sich selbst als ein Opfer seiner Zeit darstellen, nicht rühren will durch die gereimten Thränen, die der Druck prosaischen Weltlaufs einem fühlenden Dichterherzen auspreſst, sondern sich durchgängig mit dem Leben und seinem Geist befreundet zeigt. Er ist ein liebender und geliebter Sohn seiner Zeit, und stellt sich gern und freudig als solcher dar. Nicht mit Unrecht hat man in neuester Zeit *Heinrich Heine* als ein bedeutendes poetisches Talent hoch gepriesen, und auch wir verkennen nicht die leichte Freiheit, die geistige Kraft seiner Dichtungen. Aber auch seine Lyrik kränkelt an diesem unaufgelösten Widerspruch seines Inneren mit dem Leben seiner Zeit, und nur in dem Talent, mit welchem er diesem Widerspruch eine neue eigenthümliche Seite abzugewinnen wuſste, liegt das Geheimniſs seiner Kunst und seines Erfolgs. Heine stellt die Welt dar in ihrer modern übertünchten Gemeinheit, sein Herz von ihr verletzt und zerrissen, sich selbst hoch über beiden schwebend und mit dem Humor der Verzweiflung ihrer spottend. Diese Freiheit und Kraft, mit der er die Verdorbenheit des Zeitalters und seine eigene Zerrissenheit schildert, diese Naivetät des Lasters, diese Offenherzigkeit der Schuld, dieser lächelnde Humor unsittlicher Leiden im leichtesten Gewande einschmeichelnder poetischer Formen haben einen Reiz, den man sich ungern gesteht. Aber mag auch die Zeit lebendig und wahr erscheinen in seinen Schöpfungen: dieſs Leben ist doch nicht das Leben der Liebe, diese Wahrheit ist nicht vollständig; denn die edlere Seite des Lebens ward, bei allem Sinn, den er dafür hat, doch nicht sein Eigenthum. Auch er ist ein Sohn seiner Zeit, aber er liebt seine Mutter nicht; er mahlt ihre Schwächen mit der halben Wahrheit des muthwilligen Zerrbildes, geistreich aber widerlich. So haben denn seine Dichtungen den Reiz scharfer Eigenheit und leichter Anmuth neben dem Miſs-

Digitized by Google

gefühl des getrübten Ideals, und seine Kunst wird, wenn auch grofsartig, dennoch zur Manier. Wenn der Dichter auf der weiten Erde, die ihn trägt, vorzugsweise den harten Fels, den scharfen Dorn zum Lager wählt, und den weichen Rasen mit rauher Ferse verlezt, so fühlen wir neben seiner Qual auch seine Schuld, und können uns nicht erfreuen an seinem schwer erkauften Scherz. Manche haben bei Heine an Lord Byron erinnern wollen, gewifs zu seinem Nachtheil, denn wenn auch der Britte in der Lebensansicht ihm nahe stehen mag, so hat er doch unendlich mehr von der Welt gesehen und ergriffen, und ist, wenn auch nicht besser, doch unvergleichbar gröfser als er.

Wir haben hier von unserem Gegenstande abweichend einen längeren Blick auf Heine's Dichtungen gerichtet und werden ihn auch ferner noch vergleichend betrachten, weil der hier zu beurtheilende Dichter mit jenem in einem vollkommenen Gegensatze steht, durch welchen die Eigenheit des Lezteren um so klarer hervortreten kann. Welt und Gegenwart verstimmen ihn nicht zu Bitterkeit und Trübsinn; er stellt sich nicht mit ihnen in Widerspruch, seine Kraft zeigt sich nicht in der Anstrengung des Kampfes gegen sie, nicht in der verzerrten Gestalt des Hasses und der Ironie, vielmehr nimmt er sie als Elemente seines Lebens willig in sich auf, gibt sie in poetischer Gestaltung beglänzt und veredelt zurück, und gewährt uns so den Mitgenufs des Glücks, das er in der Poesie findet, der er uneingeschränkt sich hingibt. Freilich zeigt sich auch bei ihm das Leben in dem nothwendigen Wechsel der Wehmuth und Lust, aber beide harmonisch erhöht in der poetischen Verklärung des Irdischen, in der die Wehmuth ihren Trost, die Lust ihren Adel findet. Ist die Poesie ein Heiltrank unserer Seele, so fordern wir von dem Dichter, dessen Gemüth sie entquillt, vor Allem poetische Gesundheit, und dieser erfreut sich unser Dichter in jugendlicher Fülle.

Die beiden folgenden Gedichte, die wir herausheben, wählen wir nicht eben vornehmlich als Proben von der lyrischen Dichtergabe des Verfs., sondern vielmehr weil sie durch das Gepräge innerer Wahrheit deutlich zu erkennen geben, wie es dem Dichter in seiner Poesie zu Muthe ist, und sie folglich als Belege unserer Darstellung seiner Eigenthümlichkeit dienen können.

Künstlers Flehen.

Wurzel schlugen deine Keime,
Herr, in meines Busens Tiefen,
Und gedeutet sind die Träume,
Die in mir, ein Räthsel, schliefen.

Dich erkenn' ich, Geist der Milde,
Der in *meinem* Geiste waltet,
Der die dunkeln Traumgebilde
In mir formet und gestaltet.

Dich erkenn' ich, Geist der Liebe,
Der den ird'schen Sinn mir läutert,
Und die Brust voll kleiner Triebe
Wunderbar zum All erweitert.

Dich erkenn' ich, Geist der Stärke,
Der mir durch die Adern glühet,
Der beim Schaffen neuer Werke
Mir aus Aug' und Wange sprühet.

Du bist's, der die Hand mir leitet,
Wenn mein Saitenspiel erklinget,
Wenn mein Lied der Kehl' entgleitet,
Bist es du, der aus mir singet.

Könnt' ich je, der Staubgeborne,
Unwerth solcher Gnade werden,
Könnt' ich, der von dir Erkorne,
Mich als stolzes Selbst geberden;

Könnt' ich je in dem Gefluthe
Schaaler Eitelkeit versinken,
Mich in frechem Uebermuthe,
Wie Prometheus, Schöpfer dünken:

Dann verwandle, Geist der Milde,
In des Zornes Geist dich wieder,
Und vernichte die Gebilde,
Und den Bildner schmettre nieder!

Denn verrucht, der Gaben liebte,
Und den Geber nicht erkennte,
Und ein Thor, der Grofses übte,
Und sich selbst den Schöpfer nennte.

Der Wanderer.

Rüstig fort am Wanderstabe,
Rüstig vorwärts in die Welt,
Heit're Lieder sind mein Habe,
Und so bin ich froh bestellt.

Haus und Heimath hab' ich nirgend,
Bin doch fremd an keinem Ort,
Finde doch ein Obdach irgend,
Und ein freundlich Menschenwort.

Digitized by Google

Bald in dunkeln Hainen geh' ich,
Streife drauf durch's offne Land,
Bald auf schroffen Felsen steh' ich,
Wo vor mir kein Fuſs noch stand.

In gestürzten Ritterhallen
Lieg' ich manche Stund' im Traum,
Blicke dann im Weiterwallen
Nach der fernen Berge Saum.

Zwischen Au'n und Klippenwänden
Trägt mich dann ein Nachen hin,
Baum und Stein mir Grüſse senden,
Und im Flug vorüberziehn.

Wo ein muntrer Vogel singet,
Ruh' ich sanft im Schatten aus,
Wo ein heilig Glöcklein klinget,
Tret' ich in das Gotteshaus.

Abends öffnet meiner Bitte
Wirthlich sich ein Hüttchen klein,
Und ich schlumm're in der Hütte
Süſs und ohne Sorgen ein.

Und so will ich weiter treiben,
Wenn der Himmel Kraft mir gibt,
Einstens will ich ruhn und bleiben,
Wo ein Herz ist, das mich liebt.

In diesen beiden Gedichten spricht sich die Weltansicht des Dichters sowohl in Beziehung auf das höhere göttliche, als auf das irdische Leben klar und deutlich aus. Man sieht, daſs sie aus dem Gefühl hervorgegangen ist: und in seinem Bewuſstseyn sofort die jugendlich frische, durchsichtige, poetische Gestaltung angenommen hat, in der er sie uns wiedergibt: eine Gestaltung, der es bei aller Allgemeinheit des Inhalts doch nicht an einer durchaus eigenthümlichen Individualisirung fehlt. Diese Weltansicht, wir möchten sagen dieses Weltgefühl, ist das poetische Blut, das durch die feinen Adern seiner Dichtungen überall durchschimmert. Eine solche Beziehung auf ein höheres Leben aber suchen wir in Heine's zahlreichen Gedichten vergeblich. Freilich dürfen wir es dem Dichter nicht als Fehler vorrücken, wenn er uns sein poetisches Glaubensbekenntniſs nicht urkundlich schwarz auf weiſs in Versen vorlegt, es soll aber aus der Gesammtheit seiner poetischen Schöpfungen sein Verhältniſs zum Göttlichen hervorklingen, was bei Ebert sehr deutlich, bei Heine aber gar nicht, oder wo wir etwas der Art bei ihm erlauschen, meist zu seinem Nachtheil der Fall ist. Statt einer gesunden kräftigen, vom höheren geistigen Leben durchdrungenen Individualität wie bei Ebert, finden wir bei Heine durchweg nur die überreizte mit der Uebermacht des Schicksals kämpfende Persönlichkeit.

In gleichem Verhältnisse verschieden zeigen sich beide Dichter, in ihrer Anschauung und Darstellung der äuſseren Natur, da wo sie solche als poetischen Stoff behandeln. Das folgende Gedicht, dem wir nur einen anderen Schluſs wünschten, wird dem Leser zu erkennen geben, in welcher Weise Ebert hierbei zu Werke geht.

Die Lilie und der Mondstrahl.

Der Mond haucht in die düstre Nacht
Recht silberklar herein,
Und sendet seiner Strahlen Pracht
Dem Strome und dem Hain.

Da richtet sich aus süſsem Traum
Die Lilie still empor
Und öffnet ihres Kelches Raum,
Und läſst den Duft hervor.

Und flugs in die erschloss'ne Brust
Schwingt sich der leichte Strahl
Und schmiegt sich an in sel'ger Lust,
Und küſst sie tausendmal.

Sie aber schlieſst erfreut sich schnell,
Und hält den Bühlen fest,
Der, in der hellen doppelt hell,
Von ihr sich wiegen läſst.

Und Morgens, wenn die Schäferin
Die thau'ge Lilie pflückt,
Und sie mit frommem Kindersinn
An ihren Busen drückt;

Da wird, wenn sich der Kelch erschlieſst,
Ihr wunderbar zu Muth,
Und unbekannte Sehnsucht flieſst
Durch ihr erglühtes Blut;

Und seufzend wallt sie durch das Thal
In jeder lauen Nacht —
Sagt, hat das wohl der Mondenstrahl
Im Lilienkelch gemacht?

An ähnlichen sehr schönen und zarten Dichtungen ist Ebert reich, er liebt und versteht es, die äuſseren Naturerscheinungen zu verkündigenden Boten der ewigen Liebe umzudichten, oder sie mit den Gefühlen, die sein Inneres erfüllen, zu beleben. Zwar verfährt Heine auf ähnliche Weise, aber nicht mit so reinem, jugendlich frommem Sinne. Bald erscheinen ihm Sonne und Mond als durch Zwischenträger entzweite in modernem Unfrieden lebende Ehegatten, bald ist die Sonne ein dem Meergotte durch Convenienz vermähltes zänkisches Weib, vor deren Scheiten dieser ungeduldig aus den Wellen auf-

Digitized by Google

taucht, und das Dichterauge schaut Poseidon mit abgewelktem Gesicht in einer Jacke von gelbem Flanell mit lilienweifser Schlafmütze. Mag dergleichen burschikose Naturdichtung in ihrer muthwilligen Freiheit auch für einen Augenblick belustigen, so folgt dem Lächeln doch unmittelbar die Mifsbilligung der selbst vom Zügel der Poesie nicht gebändigten Burschenwillkür. Aus dergleichen hin und wieder zerstreuten Zügen erkennt man aber am deutlichsten die Verschiedenheit beider Dichter in dem, was Ebert den nicht zu verhehlenden Kern des Lebens nennt. Als solcher zeigt sich in ihm das ursprünglich inwohnende reinsittliche Gefühl, das die Eindrücke der äufseren gemeinen Wirklichkeit entweder veredelnd sich selbst assimilirt, oder gänzlich aus dem Kreise seines inneren Lebens ausschliefst. Heine hingegen stellt sich dar als von den Wirkungen der umgebenden zeitlichen Aufsenwelt schon in seiner ersten Entwickelung von Grund aus ergriffen und beherrscht; sein zu spät erwachter höherer Sinn kämpft vergebens dagegen an, da er schon völlig mit ihr verwachsen ist, er trägt ihre Formen selbst in seine höhere Anschauungen mit hinüber, und so ist es kein Wunder, wenn sein Apoll entweder mit Stürmer und Hieber oder im Frack auftritt, und seine Musen mit Putzschachteln auf Reisen gehen.

Was die Form in Eberts lyrischen Dichtungen betrifft, so finden wir sie bei ihrer durch den Inhalt bedingten Mannigfaltigkeit überall anmuthig und gefällig dem Stoff sich anschmiegend. Er findet für seine Darstellung den reichsten Schmuck in Bild und Ausdruck, weifs ihn jedoch so passend zu wählen, so glücklich zu verweben, dafs er nirgend gesucht erscheint. Sein Vers ist fliefsend und bis auf einzelne Stellen, wo die Feile vermifst wird, sehr wohllautend. Ein Fehler nur, der Hiatus, entstellt leider allzu oft seinen Vers. Des Dichters Ohr scheint sich an diesen Mifslaut so früh gewöhnt zu haben, dafs er ihn in seinen Versen immer überhört und nie zu vermeiden scheint; auch in den vorstehenden Gedichten finden sich Beispiele davon. Da seine Gedichte freie Ergüsse des inneren Gefühls sind, so scheint er sich der Feile nicht häufig zu bedienen; wir haben bei Vergleichung der vorliegenden Auflage mit dem Abdruck von 1824 durchaus keine Verbesserung wahrgenommen, Alles ist unverändert wieder abgedruckt. Auch hat der Dichter die Gelegenheit nicht benuzt, einige der weniger bedeutenden Dichtungen von der Sammlung auszuschliefsen, obgleich diefs den Werth derselben erhöht haben würde. Nur zwei, nämlich „Minnelied“ und „die Ruinen,“ beide wirklich unbedeutend (S. 16 und 24 der alten Auflage), sind weggeblieben. Da aber bei einem Dichter von so entschiedenem Verdienst das Unbedeutsame und Mittelmäfsige bei Weitem lästiger auffällt, als bei dem Trofs der alltäglichen Verskrämer, so widerstehen wir der Versuchung nicht, unserem Dichter einige der unserem Gefühl nach seiner Muse nicht ganz würdigen Dichtungen zur Umgestaltung, wenn nicht lieber gar zur Ausmerzung in einer dritten Auflage zu empfehlen. Des Gedichts „Melancholie“ haben wir oben schon erwähnt. „Der Riesenkämpfer“ erster Theil S. 104 scheint uns ein blofs formales Bild der Phantasie zu seyn, dem eine, wenigstens eine tiefere ideale Bedeutung fehlt. Der Dichter hat sich hier in der Ausmahlung des Gräulichen in der Kriegs- und Schlachtenwuth gefallen, und in diesem Bestreben sogar widerwärtige Züge nicht vermieden, indem er dem Würgengel der Schlachten „blutverkleisterte Haare“ zur Helmverzierung gibt. Kleister gibt aber unter allen Umständen einen schlechten poetischen Farbenton, und wird immer nur Ekel statt des Grausens erregen. Bei dieser Gelegenheit dürfte es angemessen seyn, den Dichter im Allgemeinen vor der Wahl zu greller Ausdrücke und Bilder zu warnen, zu welcher ihn seine Neigung und sein wirklich grofses Talent zur poetischen Mahlerei zuweilen verleitet. Das Sonett „Vorzug“ S. 107 ist in seiner kühlen reflectirenden Vergleichung für den Verstand nicht witzig und frappant, für das Gefühl nicht warm genug. Das Gedicht „Trost“ S. 116 ist mehr ein Werk des blofsen Gedankens als der Empfindung, und daher von kalter Wirkung. „Kunigunde“ S. 135 ist für einen Dichtertraum trotz der artigen Ausschmückung zu unbedeutend.

Den Gedichten epischen Inhalts, Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen gibt Ebert, seinem Gefühle folgend, eine mehr lyrische Gestaltung. Von den Balladen und Romanzen findet man sich weniger als von seinen lyrischen Dichtungen angezogen. Dafs er nicht die kraftvolle eindringliche Kürze sucht, die in Goethe's und Uhland's Dichtungen dieser Gattung einen so mächtigen Eindruck macht, dafs er nicht nach einem Volkston strebt, den Deutsche Dichter erst schaffen müfsten, statt ihn vorzufinden, wollen wir nicht tadeln. Seine Individualität tritt überall liebenswürdig hervor, und wir freuen uns daran, dafs er auch bei der Behandlung epischer Stoffe willig den Einflüssen folgt, die aus der Zeit und ihrer allgemeinen Bildung in sein Wesen übergegangen sind.

Digitized by Google

Er dichtet von diesem Standpunkt aus ganz seiner Natur gemäfs, bilderreich, im Tone des Gefühls und mit einer Neigung zur Moral, in bequemer oft etwas zu breiter Ausmahlung. Seine Bilder sind fast immer edel, passend gewählt und lebendig, sein Gefühl tief und rein, seine Moral aber erscheint zuweilen müfsig, öfters zu absichtlich, und daher mitunter störend für die poetische Wirkung, wo dann auch die Ausführlichkeit bisweilen lästig ist. Wir glauben aber diesen Mangel eingreifender Wirkung bei seinen Romanzen und Balladen in der oft unglücklichen Wahl des Stoffs suchen zu müssen, dessen Unfruchtbarkeit er dann durch den ihm eigenen Schmuck und Glanz der poetischen Ausmahlung zu verdecken sucht. Diefs gelingt aber keinem, auch nicht dem gröfsten Dichter. Auf dem Gebiet des Epischen ist es der Stoff, der uns unmittelbar erregen soll, es genügt nicht, ihn zu schmücken, er mufs gestaltet werden, wenn er nicht schon ursprünglich poetisch dasteht. Ausgezeichnet schön haben wir keine von den Balladen des Dichters gefunden, keine möchten wir seinen lyrischen Dichtungen an die Seite setzen, wiewohl „Schwerting, der Sachsenherzog" S. 8 „Künstlersühne" S. 78 „die Todtenblume" S. 178 „der Sänger im Pallast" S. 188 nicht ohne höheren poetischen Werth sind, und jedem weniger ausgezeichneten Dichter zur Zierde gereichen würden. Gedichte dagegen, wie „Erhörung" S. 96, wo der Inhalt weder eine bedeutende poetische Idee einschliefst, noch als bloſses Bild einen Eindruck macht, und „Abt Ero" S. 110, wo der oft schon behandelte Gegenstand zu lang gedehnt, und das bekannte Wunder zu grofs ist, um zu nichts weiter als zum Ausdruck einiger Religionswahrheiten zu führen, deren Kenntnifs bei den Klostergeistlichen, die sie anhören, billig schon vorausgesezt werden mufs, wünschten wir bei einer neuen Auflage unbedingt aus der Sammlung entfernt zu sehen.

Was dagegen die im zweiten Bande zusammen gestellten gröfseren poetischen Erzählungen betrifft, so finden wir den Dichter hier wieder ganz auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Den alten romantischen Sagen und Mährchen, theils Böhmischen, theils Scandinavischen Ursprungs, sagt seine Behandlungsweise sehr vortheilhaft zu, indem er sie, seiner eigenen dichterischen Natur gemäfs, nicht in einer gleichartigen ruhig epischen Form, nicht in gleichgebauten Strophen, ja nicht einmal nach Art der Spanischen Romanzencyklen, sondern in einzelnen Dichtungen ganz verschiedener Form und Versart an uns vorüber führt. So sondert sich bei ihm die erzählte Begebenheit ihren inneren Elementen nach in kleinere Massen, gleichsam in Capitel, deren jedes seinen eigenen bedeutsamen Charakter hat, und diesem Charakter gemäfs auch äufserlich in Metrum und Rhythmus verschieden behandelt ist. Der Dichter gewann hierdurch den Vortheil, die in dem Stoff enthaltenen, seiner Individualität besonders entsprechenden lyrischen Elemente mit Kraft und Liebe ausmahlend hervorzuheben und zu beleben. Aber die reichen seelenvollen Bilder, die er in dieser Weise gesondert vor uns hinstellt, zerfallen darum nicht in unzusammenhängende Massen, sondern sie vereinigen sich harmonisch zu einem wohlgegründeten Ganzen von eingreifender Wirkung, so wie der Mahler einzelne Baum- und Gebirgsgruppen zu einer reizenden Landschaft gestaltet. Solche Anordnung ist unserem Gefühl nach romantisch epischen Stoffen besonders angemessen, und thut vornehmlich bei den von dem Dichter mit einer eigenen Vorliebe behandelten Böhmischen Volkssagen vortreffliche Wirkung, da sie hier mit der Natur des Schauplatzes, auf dem die Handlung vorgeht, so wie mit dem Charakter der lezteren selbst in einem gewissen Einklange steht, und hier können wir der auf rationelle Weise freilich nicht leicht zu begründenden Wahrnehmung eine Stelle nicht versagen, dafs überhaupt von der schönen Natur und Volksthümlichkeit des Böhmenlandes etwas in den poetischen Charakter unseres Dichters übergegangen zu seyn scheint. In dieser Weise behandelt sind die epischen Dichtungen „Roger und Lila," „der Klausner," „Rübezahls Braut" und „Burg Worlik" von vortrefflicher Wirkung. Die in zwei Gesängen in regelmäfsigen achtzeiligen Stanzen bearbeitete Erzählung „der Schild" dagegen ist für eine so ernsthafte und kostbare Behandlung von zu geringem Inhalt, und dürfte in einfacher Prosa im Volkston erzählt bei Weitem ergötzlicher seyn. Sollte sie einmal poetisch und metrisch bearbeitet werden, so würde sie sich in der vorhin gerühmten freien Form des Dichters gewifs besser ausgenommen haben. Für das eigentliche Epos haben die hier auftretenden Personen jedoch zu wenig charakteristische Gestaltung; auch ist der Held selbst in den Hauptmomenten seiner Handlung und seines Schicksals in einer unvortheilhaften Stellung gemahlt, da er einmal den Sieg durch einen Anfall von Hinten erringt, dann aber den Preis auf ungeschickte Weise allzu gutgläubig sich wieder entreifsen läfst.

Die im zweiten Bande enthaltenen idyllischen Ge-

Digitized by Google

dichte „Alpenscene," „der Sturm," „die Ruine" und „Veste Karlstein" sind reich an dichterischen Schönheiten und bekunden des Dichters ausgezeichnete Gabe, einzelne Scenen der Natur und des Lebens scharf und eigenthümlich aufzufassen und in dem vollsten Glanz poetischer Färbung bald kräftig, bald lieblich hinzustellen.

Wir verlassen diesen Dichter mit der frohen Hoffnung, dafs er uns auch künftig noch mit bedeutenden Geschenken seiner Muse entgegen treten werde. Ein Quell, der so voll und rein aus der innersten Natur entspringt, versiegt nicht leicht; auch ist der Dichter dem Vernehmen nach mit einem gröfseren Epos, dessen Stoff er aus der Böhmischen Vorzeit entnommen, beschäftigt, wovon eine ansprechende Probe schon im Morgenblatte mitgetheilt worden.

Wilhelm Neumann.

XXI.

Petri Alfonsi Disciplina clericalis. Zum ersten Mal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Literatur. Berlin, Enslin. 1827. — 172 S. 4.

Moses, ein Spanischer Jude aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, gelehrt wie Viele seiner Nation in geistlichem und weltlichem Wissen, fühlte sich in seinen Forschungen durch die Gnade Gottes plötzlich erleuchtet über den wahren Glauben. Folgsam dem göttlichen Wink bat er um die Taufe, und empfing sie am Tage des heil. Petrus 1106 zu Huesca in Aragon in Gegenwart des Kaisers von Spanien Alfonso, der bei dem Bekehrten Pathenstelle einnahm. Mit der Mosaischen Lehre zugleich dem Namen ihres Stifters entsagend nannte er sich dem Apostel, unter dessen Auspicien die Feierlichkeit geschehen war, und seinem fürstlichen Pathen zu Ehren Petrus Alfonsi (sc. filius spiritualis). Verläumdungen von Seiten der Juden folgten seinem Uebertritt: Gottesverachtung, Unkunde des Mosaischen Gesetzes, weltliche Eitelkeit wurden ihm als Motive jenes Schrittes vorgerückt. Diese Vorwürfe bewogen ihn zunächst, seine Dialogi contra Judaeos zu schreiben: sie sollten seine Handlungsweise rechtfertigen, indem sie die Vorzüge des Christenthums vor den anderen Religionen ins Licht sezten. Diese kurze Nachricht aus seinem Leben verdanken wir ihm selbst. Seine Dialogi wurden nachmals berühmt unter den Theologen und öfters angeführt; Vincentius Bellovacensis hat einen grofsen Theil derselben fast wörtlich in sein Speculum historiale aufgenommen, und 1536 wurde das ganze Buch zum Erstenmale gedruckt.

Als Gegenstück zu diesem Werk entwarf Petrus Alfonsus um dieselbe Zeit, wie es scheint, seine Disciplina clericalis. Wenn jenes, als ein rein theologisches Werk die von Gott ausgegangene Weisheit zum Gegenstand hatte, so war dieses derjenigen Weisheit gewidmet, welche der Mensch aus der Erfahrung der Jahrhunderte sich selbst erworben, der eigentlichen Philosophie des Lebens. Auch zu dieser Arbeit fühlte sich der Verf. von göttlichem Hauche begeistert: „quia igitur me, licet peccatorem, sagt er im Eingange, Deus multimoda vestire dignatus est sapientia, ne lucerna mihi credita sub modio tecta lateat, eodem spiritu instigante ad multorum utilitatem hunc librum componere admonitus sum." Der Inhalt des Buches besteht in moralischen Sentenzen, welche durch Parabeln und kleine Erzählungen erläutert und bestätigt werden; die Form ist, wie in der früheren Schrift, die des Dialogs. Lehren wie Beispiele sind nicht des Verfs. Werk, er selbst gesteht, dafs er sie aus Arabischen Quellen entlehnt habe; es ist sogar wahrscheinlich, dafs er sein Buch zuerst in Arabischer Sprache niederschrieb, worin die Spanischen Juden wohlbewandert waren, und es sodann zu gemeinem Besten ins Lateinische übersezte. („Deus in hoc opusculo sit mihi in adjutorium, qui me librum hunc componere et in latinum *transferre* compulit.") Form und Inhalt des Werkes zeugen unwidersprechlich für seinen morgenländischen Ursprung: es ist derselbe Geist der Belehrung und Erfindung, der die Disciplina clericalis wie die Tausend und Eine Nacht beseelt, und es ist bemerkenswerth, dafs Petrus Alfonsus, der sich als eifrigen Gegner des Islams zeigt, den morgenländischen Charakter seines Originals nicht verwischte, wiewohl er übrigens die dem Christen anstöfsigen Stellen verbannte („vitandum .... ne quid in nostro tractatu inveniatur, quod nostrae credulitati [Glauben] sit contrarium"), vielleicht auch sein Original hin und wieder abkürzte („modum tamen consideravi, ne si plura necessariis scripserim, scripta oneri potius sint lectori quam subsidio.") Auch Silvestre von Sacy erklärt sich für die Arabische Abstammung des Buches, doch vermochte er nur eine einzige Fabel desselben, die von der Schlange, dem Menschen und dem Fuchs, in der Arabischen Literatur nachzuweisen, ein Umstand, der den Werth dieser Mährchensammlung nur erhöht. Wenn das Werk des Petrus Alfonsus hiernach nichts Anderes als ein moralisches Lehr- und Exempelbuch seyn sollte, so wird der Titel Disciplina clericalis Jeden befremden, dem des Verfs. eigene Erklärung, dafs er die moralische Bildung der Kleriker („est nomen ex re: clericalis disciplina; reddit enim clericum disciplinatum") beabsichtigte, nicht bekannt ist.

Digitized by Google

Ein Werk wie dieses hätte sich dem für jede Art der Belehrung, vor Allem für die parabolische, so empfänglichen Mittelalter empfehlen müssen, wären auch seine Sprüche nicht so sinnvoll gedacht, seine Beispiele nicht so kunstvoll erfunden gewesen. Vorzüglich mufsten die lezteren ansprechen. Es sind ungefähr dreifsig Erzählungen, theils ernsten, theils lustigen Inhalts, und schon durch ihre Mannigfaltigkeit unterhaltend. Mehrere derselben, welche man eigentliche Novellen nennen kann, warnen vor hinterlistigen Weibern, deren unerschöpfliche Gewandtheit in wohlerfundenen Beispielen anschaulich gemacht wird, andere vor falschen Freunden; einige zeigen die Folgen der Leichtgläubigkeit und Unbesonnenheit, andere erzählen weise geschlichtete Rechtshändel; mehrere Stücke sind ächte Schwänke, die von Seiten der Erfindung nichts zu wünschen übrig lassen, gewöhnlich lösen sie das Thema, wie ein Schadenfroher in seine eigene Falle geräth; eingestreut sind kleinere Thierfabeln, zum Theil aus der Aesopischen Sammlung geflossen. Das Interesse, welches das Mittelalter an dem Buche nahm, zeigt sich in der Verehrung, mit der man den Verf. und sein Werk nannte, in einzelnen Nachahmungen so wie in vollständigeren Bearbeitungen der ganzen Sammlung.

Ein Theil der Erzählungen flofs in das berühmte Fabelbuch Gesta Romanorum, und verbreitete sich besonders durch das damit zusammenhängende wahrhaft Europäische Volksbuch „die sieben weisen Meister" über alle Länder: aus dieser oder aus der unmittelbaren Quelle schöpften andere Novellen- und Fabeldichter oder Fabelsammler. Die Uebersetzungen, welche wir von dem merkwürdigen Buche besitzen, sind alt-Französisch, allein gewifslich waren diese nicht die einzigen. Dafs die nahgelegene Provence sich das Buch wird zu eigen gemacht haben, läfst sich erwarten; Rec. macht in dieser Hinsicht auf die Stelle eines Troubadours aufmerksam. Peire Cardinal wünscht sich die geistigen Vorzüge, die nach seiner Annahme den Bekennern der verschiedenen Religionen eigenthümlich sind; er sagt (s. Raynouard's Choix, Bd. IV. S. 361):

Dig vuelh aver de Sarrazi,
E fe e ley de crestia,
E subtileza de paia
Et ardimen de Tartari.

„Ich wünsche mir die Sprüche des Saracenen, Glauben und Gesetz des Christen, Scharfsinn des Heiden und Kühnheit des Tartaren." Die Sprüche der Araber scheinen hiernach so rühmlich bekannt gewesen zu seyn wie der Scharfsinn des Aristoteles oder die Kühnheit der weltstürmenden Mongolen (denn diese sind unter den Tartaren zu verstehen), und auf welche Autorität könnte man die Aeufserung des Dichters mit besserem Rechte beziehen, als auf eine provenzalische Bearbeitung der Disciplina clericalis? Die älteste Französische Uebersetzung ist: Chastoiement du père à son fils aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche bis jezt schon zweimal, doch nicht ganz vollständig, zuerst von Barbazan 1760, dann von Méon 1808 herausgegeben worden ist. Diese alterthümliche Uebersetzung kann auf Zierlichkeit und zweckmäfsige Treue Anspruch machen; es ist zu bemerken, dafs sie gegen den Gebrauch damaliger Dichter ihre Quelle nicht nennt. Den Geist der Uebertragung kann eine kurze Stelle aus der ersten Erzählung vom halben Freunde anschaulich machen. Peter Alfonsus sagt: „Arabs moriturus vocato filio suo dixit ei: Dic, fili, quot tibi dum vixisti acquisieris amicos? — Respondit filius et dixit: Centum, ut arbitror, acquisivi mihi amicos. — Dixit pater: Philosophus dicit: Ne laudes amicum tuum donec probaveris eum. Ego quidem prior natus sum et unius dimidietatem vix mihi acquisivi." Die Uebersetzung lautet:

Avint si qu'il amaladi,
Morir quida trestot de fi;
A son fill a donc demandé,
Quanz amis as tu conquesté
Tant com as vescu entre gent?
Le filz li a dit: plus de cent.
Li peres entendi assez,
Que nes (ne les) a pas bien esprovez.
Moult as, dit il, bien esploitié,
Se tu i as tant porchacié,
Mais tu ne te dois mie venter
Ains que viegnes a l'esprover.
Beax filz, moult a que ge sui né,
Et si n'ai ge pas tant erré,
Que je me soie porchacié
Fors d'un seul ami la moitié.

Seit man die Poesie des Mittelalters eines genaueren Studiums gewürdigt, hat sich die Aufmerksamkeit der Forscher mehrmals auf das ungedruckte Original des Chastoiement gerichtet. Englische und Französische Literatoren hatten Gelegenheit, das Werk aus Handschriften kennen zu lernen, auch geben sie einzelne Notizen darüber; der Engländer Douce u. A. lieferte in Ellis Specimens eine vollständige Inhaltsangabe der Disc. cler., allein Keiner wollte sich zur Herausgabe des kleinen Buches entschliefsen. Endlich i. J. 1815 erklärte Roquefort in seinem Werk „De l'état de la poésie française," dafs Méon eine Ausgabe des Lateinischen Originals mit zwei noch ungedruckten Französischen Uebersetzungen, einer metrischen und einer prosaischen, vorbereite. Der Herausgabe mochten Schwierigkeiten im Wege stehen, denn erst 1824 erschien das Werk auf Kosten der Gesellschaft Französischer Bücherfreunde (Société des bibliophiles français). Es zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste unter dem Titel: Disciplina clericalis, auctore Petro Alphonsi, ex Judaeo Hispano etc. den Lateinischen Text nach mehreren Handschriften nebst einer alt-Französischen Uebersetzung in Prosa, die zweite unter dem besonderen Titel: Le Chastoiement d'un père à son fils etc. eine alt-Französische Uebersetzung in Versen enthält. Die prosaische Uebersetzung ist dem Original gegenüber gedruckt, sie ist ziemlich treu und scheint in die zweite

Digitized by Google

Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu gehören. Die metrische Uebersetzung hat ein höheres Alter; sie ist minder treu als die oben angeführte von Barbazon herausgegebene.

Was wir so lange gewünscht hatten, dieſs wird uns auf einmal in Fülle geboten. Kaum sind drei Jahre verflossen, so erscheint von einer anderen Seite eine neue Ausgabe. Durch einen fast sonderbaren Zufall war Hrn. Schmidt das Daseyn der Méon'schen Ausgabe unbekannt geblieben; er glaubte in dem Buche, auf welches sich gegenwärtige Anzeige bezieht, den ersten Druck der Disc. cler. zu liefern. Dieſs Versehen hat seiner Ausgabe in manchem Betracht geschadet; wenn Rec. aber glauben könnte, daſs die Kunde von Méon's Ausgabe das Erscheinen einer so gelehrten Arbeit, wie der des Hrn. Schmidt, verhindert hätte, so würde er jenes Versehen als ein glückliches betrachten. Wem es um ein genaueres Studium der Disc. cler. zu thun ist, der muſs nun freilich beide Ausgaben neben einander haben, die des Deutschen Gelehrten wegen ihres gründlichen Commentars, die des Französischen wegen der groſsen Hülfsmittel, die sie bietet.

Der Text, welchen Hr. Schmidt liefert, gründet sich auf eine von ihm aufgefundene Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek. Noch ehe der Herausgeber diesen Fund that, hatte er durch Vermittelung des hohen königl. Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten eine Abschrift des in Paris aufbewahrten Cod. reg. Nr. 5397 erwirkt, wozu noch der Vortheil kam, daſs Hr. Hase in Paris bedenkliche Stellen desselben mit einer schon von Montfaucon erwähnten, von Hrn. Hase wieder entdeckten, Handschrift von S. Germain verglich und berichtigte. Der auf diese Weise gewonnene Text ist leidlich; manche Unebenheiten des Styls sind ohne Zweifel dem Spanischen Verf. selbst zuzuschreiben, der sich als einen schlechten Lateiner bewährt.

Die Anmerkungen zu gegenwärtiger Ausgabe sind literärhistorischen, exegetischen und philologischen Inhalts. Diese dreifache Richtung verfolgend führt der Herausgeber theils die Lehren und Beispiele der Disc. cler., wo dieſs thunlich ist, auf ihre Quellen zurück, und weist ihre Verbreitung und Verzweigung durch die gesammte Literatur nach; theils gibt er Sinn- und Sacherklärungen, und sucht die Bedeutung der Mährchen auszulegen; theils endlich beschäftigt er sich mit Berichtigung des Textes und zuweilen mit der Etymologie einzelner Wörter. Der literärhistorische Theil der Arbeit ist offenbar der wichtigste: hier erblicken wir den Herausgeber mitten in seinem Gebiet. Mit groſser Belesenheit führt er uns auf die Quelle jeder einzelnen Fabel und Erzählung, mag sie nun in Palästina, Indien, Phrygien, Griechenland oder Arabien flieſsen; keine Literatur durfte sich seinen Nachforschungen entziehen. Gegen die Ableitung der Mährchen bei Alfonsus aus der heil. Schrift, aus dem uralten Fabelbuch Hitopadesa oder der Arabischen Bearbeitung des Bidpai, aus dem Aesop und Anderen wird sich nichts einwenden lassen. Ob aber die Erzählung von der Ehebrecherin, die mit Hülfe ihrer Mutter dem unerwartet heimgekehrten Gatten ein Stück neu gewebter Leinwand zu betrachten vorhält, hinter welchem der versteckte Liebhaber die Thüre gewinnt, wirklich aus Aristophanes Stelle in den Thesmophorien geflossen ist, welche lautet:

— — — Das auch hat er nie gesagt,
Wie die Frau, indeſs sie dem Manne zeigt ihr Oberkleid,
Am Lichte, was das prächtig sei, den verhülleten
Liebhaber ausläſst —

bleibt doch noch sehr fraglich. Mit derselben Belesenheit verfolgt der Herausgeber die Spuren der Disciplina clericalis in der späteren Literatur, vom zwölften Jahrhundert bis auf Wieland herab, indem er Uebersetzung, Bearbeitung und Anspielung mit gleicher Aufmerksamkeit betrachtet. Die Vortheile dieser Methode, einen Schriftsteller zu behandeln, sind einleuchtend. Nicht allein wird, indem der Ausleger sich rückwärts wendend die Quellen seines Verfs. untersucht, ein Maſsstab für dessen Verdienst gegeben, und auf der anderen Seite, indem er seinen Einfluſs auf die spätere Literatur nachweist, seine historische Bedeutung ins Licht gesezt — es wird zugleich Literaturkenntniſs befördert, und durch die Vergleichung der verschiedenen Gestaltungen, welche der Urstoff unter den Händen der Bearbeiter angenommen, das ästhetische Interesse erregt. Nebenbei wird man sich über die Bequemlichkeit der Phantasie verwundern müssen, die statt eigene Bildungen zu versuchen, nur zu gerne ein Gegebenes ergreift, und dieſs nach eigener Anlage und Neigung modificirt und umbildet; besonders pflegen sich ältere Fictionen durch den Schein der Wahrheit, womit zeitliche und örtliche Entfernung sie bekleiden, ihr zu empfehlen. Die Dichter des Mittelalters prangen mit Fabeln und Erfindungen aller Art, die sich bei näherer Betrachtung meist als Nachahmungen und Reminiscenzen ausweisen.

Rec. glaubt sich einer näheren Auseinandersetzung des literärhistorischen Commentars enthalten zu müssen, da ihn diese bei der Natur des Gegenstandes in allzu specielle Erörterungen verwickeln würde, und der gelehrte Herausgeber zur Erläuterung seines Autors gerade genug und an einigen Orten vielleicht schon zu viel gegeben. Auch die sinn- und sacherklärenden, so wie die philologischen Anmerkungen zeigen, wie sehr Hr. Schmidt seines Gegenstandes mächtig ist; und so schlieſst Rec. diese Anzeige mit der Bemerkung, daſs diese Ausgabe der Disc. cler., welcher er recht viele Leser wünscht, zur Erhaltung und Beförderung des Geistes gründlicher und zweckmäſsiger Forschung, der sich in dem Gebiete der mittleren Literatur thätig zeigt, beizutragen geeignet ist.

Friedr. Diez.

Digitized by Google

Nro. 45. u. 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

XXII.

Versuch einer Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus; von Dr. Aug. Wilh. von Stosch, Leibarzte Ihrer k. Hoheit der Kronprinzessin von Preußen. Berlin bei Duncker und Humblot. 1828. XV und 235 S.

Der scharfsinnige und gelehrte Verf. dieser mit musterhafter Klarheit und Präcision abgefafsten Schrift sucht, gestützt auf die neuesten physiologischen Ansichten und auf eigene Erfahrungen, zu beweisen, dafs die nächste Ursache der Harnruhr in einem lähmungsartigen Zustande desjenigen Theils des sympathischen Nervensystems, der dem venösen System vorsteht und in einer hierdurch bewirkten Vernichtung der Resorptionsthätigkeit der Venen bestehe, und auf dieses Wesen der Krankheit die Erscheinungen derselben, die Wirkungsart der entfernten Ursachen und der, nach Mafsgabe der Verschiedenheit der leztern, anzuwendenden Heilmethoden und Mittel mit wissenschaftlicher Consequenz zurückzuführen. Zur Begründung dieser Theorie boten sich ihm zwei, durch die bisherige Erfahrung hinreichend bestätigte Thatsachen dar: dafs bei diesem Uebel eine Abweichung in den Verrichtungen der Verdauung, Assimilation und Ernährung vorhanden und dafs die Urinabsonderung auf eigenthümliche Weise verändert sei. Er machte es sich daher zur Aufgabe nach Anleitung dessen, was die Physiologie über das Wesen dieser Functionen und ihre gegenseitigen Beziehungen lehrt, zuvörderst zu bestimmen, durch welche krankhafte Ereignisse auf den verschiedenen Stufen des Reproductionsactes eine solche Veränderung der Urinabsonderung, wie sie beim Diabetes stattfindet, *möglich* sei und, nachdem auf diesem *synthetischen* Wege in der bereits angegebenen nächsten Ursache der Krankheit ein Stützpunkt für die Pathogenie derselben gefunden war, nun, mit diesem Princip zur Hand, die Summe der vorhandenen Beobachtungen und Erfahrungen wiederum *analytisch*, Schritt vor Schritt, zu prüfen, um zu erforschen, ob sie sich logisch richtig auf dasselbe zurückführen lassen. Auf diesem Wege ächter Naturforschung ist es dem Verf. unstreitig gelungen, mehr Licht und Einklang in die verschiedenartigen und, trotz der zahlreichen neuern Bearbeitungen, noch immer so räthselhaften Erscheinungen dieser Krankheit zu bringen und hierin alle seine Vorgänger zu übertreffen. Allein er selbst ist bescheiden genug, seine Schrift einen *Versuch* und seine Theorie eine *Hypothese* zu nennen, und je ansprechender und blendender diese ist, desto mehr Vorsicht hat die Kritik bei Prüfung der Voraussetzungen, auf denen sie beruht, und der daraus gezogenen Schlüsse anzuwenden. Da der Umfang dieser Recension einen vollständigen Auszug aus dieser gehaltreichen Schrift nicht verstattet, und da sie mehr zum Selbststudium derselben auffordern, als dasselbe entbehrlich machen soll, so wird sie sich auf eine kurze Anzeige ihres Hauptinhalts beschränken und hierbei Gelegenheit nehmen, auf diejenigen Punkte aufmerksam zu machen, die einer genaueren Erörterung und Bestätigung noch zu bedürfen scheinen.

Erstes Capitel. Physiologisches Fragment über Verdauung, Assimilation und Reproduction. Der unaufhörliche *Stoffwechsel* im Organismus, oder der Act der Reproduction, erfolgt im Capillarsystem so, dafs die feinsten Arterien den Ansatz neuen Stoffes, die feinsten Venen aber das Wiederflüssigwerden desselben vermitteln und leztere den hyperanimalisirten Stoff, zugleich mit dem nicht verbrauchten rothen Blute, wieder zurückführen. Zu diesem Ende geht ein Theil der Arterien unmittelbar in die Venen über, ein anderer Theil aber verliert sich in den Thierstoff selbst und das in denselben ergossene Blut metamorphosirt sich zum organischen Gewebe. Diesem leztern Theile entspricht ein venöses Netz, welches das Flüssiggewordene aufnimmt und der circulirenden Masse wieder zuführt. Allein die Venen resorbiren nur solche Stoffe, welche, unfähig dem Organismus ferner zur Er-

Digitized by Google

nährung zu dienen, eine rasche Ausscheidung erfordern, als wohin unter andern auch die Ansaugung der beim Ernährungsprocefs überflüssigen, wässerigen Bestandtheile der Speisen und Getränke durch die Venen des Magens gerechnet wird. Das Lymphsystem dagegen ist bestimmt, diejenigen Flüssigkeiten aufzunehmen, welche Nahrungsstoff enthalten, nämlich der Centraltheil desselben, oder das chylopoietische System, für die assimilirbaren Bestandtheile der Nahrungsmittel und Getränke, der peripherische Theil desselben aber für diejenigen nährenden Bestandtheile des Blutes, welche beim Ernährungsprocefs nicht verwendet werden. Erstere werden durch die mit den Milchsaftgefäfsen in Verbindung stehenden Venen, vermöge der denselben eigenthümlich zustehenden Ansaugungskraft für excrementitielle Stoffe, geläutert, von Kohlenstoff und Wasserstoff befreit und der Eyweifsstoff desselben zuerst in thierischen Schleim und zuletzt (in der Milz?) in Faserstoff verwandelt. Durch diese Resorption erhält das Venenblut des Unterleibes die dem Pfortaderblute eigenthümliche Beschaffenheit. Leztere aber, als schon hoch animalisirt, tragen durch ihre Vermischung mit dem Milchsafte dazu bei, die Assimilation desselben zu erleichtern. Alle die Verrichtungen werden bedingt durch die vegetative Sphäre des Nervensystems, den grofsen sympathischen Nerven, dessen Centraltheil und gröfste Masse dem Assimilationsapparat im Unterleibe angehört, während kleinere Aeste von ihm sich mit dem Spinal - und Cerebralsystem verbinden, und mit diesem zusammentretend die Reproduction in den zur sensitiven und Bewegungssphäre gehörigen Theilen vermitteln. Blofs vermuthungsweise wird hierbei geäufsert, dafs dieser vegetative oder automatische Theil des Nervensystems sich wieder in zwei Pole spalte, von denen der eine der an das Arteriensystem gebundenen Plasticität (Bildungs-?) der andere aber dem Schmelzungs- (Rückbildungs-?) Processe angehöre, welches sich zwar nicht anatomisch erweisen lasse, aber unter andern dadurch wahrscheinlich werde, dafs die unpaaren Organe des Unterleibes immer paarweise Nerven erhalten. Die Ausscheidung der durch die Venen des Unterleibes resorbirten Stoffe geschehe vorzüglich durch die Leber, der von den übrigen Venen aufgenommenen aber theils durch die Lungen und durch das ihnen in dieser Rücksicht analoge Hautorgan, theils und vorzüglich durch die Nieren. Durch jene werden Kohlenstoff und Wasserdunst (nur in Krankheiten, z. B. in der Gicht, saure Salze), durch diese Stickstoff (Harnstoff) abgesondert. Die vicarirende Thätigkeit zwischen Haut und Nieren beziehe sich blofs auf das wässerige Vehikel der beiderseitigen Auswurfsstoffe, dagegen finde zwischen den Nieren und dem Blinddarm eine vicarirende Thätigkeit statt, für welche Annahme besonders die Beobachtung spreche, dafs man das Pigment der in den Magen gebrachten Rhabarber früher in den Nieren und, zu gleicher Zeit, im Blinddarm findet, als in den höher liegenden Theilen des Darmcanals. Der unmittelbare Uebergang der Venen in die Bellinischen Gänge scheine zu beweisen, dafs der Harn nicht in den Nieren *erzeugt*, sondern durch eine Art Wahlverwandtschaft (?) aus dem Blute *educirt* werde. In dem harmonischen Ineinandergreifen aller dieser Verrichtungen bestehe die Integrität der vegetativen Sphäre des Organismus u. s. w.

Raum und Zweck erlauben es zwar nicht, hier auf eine specielle Prüfung dieser Sätze einzugehen, welche den Anatomen und Physiologen von Profession überlassen werden mufs. Inzwischen darf, zur Warnung gegen allzurasche Folgerungen aus Versuchen an lebenden Thieren, die Bemerkung nicht übergangen werden, dafs in der physiologischen Darstellung des Verf. doch wohl die Verrichtungen der Venen und Saugadern schärfer von einander geschieden sind, als solches die bis jezt hierüber angestellten Versuche anzunehmen berechtigen. Die schon von *H.* und *K. Boerhaave*, *Lieberkühn*, *Ruysch*, *Haller*, *Meckel d. ä.* u. a. angenommene, von *Mascagni*, *Cruikshank*, *Blumenbach*, *Sömmerring*, *Cuvier*, *Richerand* u. s. w. aber den Lymphgefäfsen ausschliefslich zugeschriebene Ansaugung der Venen hat allerdings wohl durch die neuesten Versuche von *Magendie*, *Delille*, *Segalas*, *Tiedemann* und *Gmelin*, *Fohmann*, *Westrumb* u. a. neue Wahrscheinlichkeit erhalten. Allein eine ausschliefsliche Wahlanziehung der Venen für excrementitielle und der Saugadern für ernährende Stoffe läfst sich aus ihnen noch nicht herleiten. Auf der einen Seite beweisen die von *Swammerdam*, *Manghini*, *Meckel* u. a. bemerkten Chylusstreifen in den Gekrösvenen, dafs dieselben auch assimilirbare Stoffe aufnehmen. Auf der andern Seite haben *Gmelin* und *Tiedemann* im Serum des Chylus blausaures Eisen, *Monro* Kampher, *Schreger* Salpeter und Moschus, *Emmert* (Tüb. Blätt. Bd. 2. S. 92) sogar die falsche Angustura gefunden. Und wer vermöchte wohl die am Krankenbette sich täglich wiederholende Erfahrung abzuläugnen, dafs der syphilitische Ansteckungsstoff aus primären Geschwüren von den Saugadern aufgenommen, den Drüsen

Digitized by Google

zugeführt und in diesen unter günstigen Umständen kritisch verändert wird, während er unter minder günstigen ins Blut und in den plastischen Proceſs übergeht und in diesem neue krankhafte Reactionen und Bildungen veranlaſst. Wenn ferner, nach *Tiedemanns* und *Fohmanns* Untersuchungen die Saugadern schon in den *Extremitäten* und sogar in den *Wänden des Darmcanals* selbst mit Venen zusammentreten, so müssen alle Versuche, jeder dieser beiden Gattungen von Gefäſsen ein Ansaugungsvermögen für besondere Stoffe zu vindiciren, höchst mifslich und zweifelhaft erscheinen, ja selbst *Magendie's* berühmtes Experimentum crucis — (Hervorbringung der Zufälle allgemeiner Vergiftung durch Einbringung des Giftes in die Wunde eines vom Körper völlig *getrennten* Theiles, dessen Verbindung mit dem Ganzen nur durch zwei in die Hauptarterie und Hauptvene des Theiles befestigte Rabenfedern unterhalten wird) — verliert hierdurch alle Beweiskraft. Noch viel weniger folgt aus diesen Versuchen, dafs im organischen Bildungsproceſs die Rückbildung zur flüssigen Form ausschliefsend durch *offene* oder, wie S. 5 behauptet wird, bei jeder Oscillation des reproductiven Acts sich *neubildende* Venenwurzeln vermittelt, und dafs auf diesem Wege der hyperanimalisirte Stoff dem Blute wieder zugeführt werde. Schon *Emmert* (Tüb. Blätt. Bd. 2. S. 88.) spricht die Vermuthung aus, welche so eben von *E. Weber* (annotat. anatom. et physiolog. Prol. III. Lips. 1828. p. 6.) bestätiget wird, dafs Gifte ungefähr auf dieselbe Art durch die *Wände* der mit *fliefsendem* Blute angefüllten Gefäfse aufgenommen werden, als der Sauerstoff der Luft in den Lungen. Und sollten nicht überdiefs bei der Bildung und Rückbildung organischer Stoffe im gesunden, so wie bei Ansteckungen, Metastasen und Krisen im kranken Zustande ähnliche *überführende* Kräfte wirksam seyn, als im Volta'schen Apparat, vermöge deren z. B. in drei durch Asbestfasern in Verbindung gesezten Schalen, von denen die erste mit einer Auflösung von schwefelsaurem Kali, die zweite mit flüssigem Ammonium und die dritte mit reinem Wasser gefüllt ist, das mit dem negativen Pol verbundene schwefelsaure Kali zersezt und die Schwefelsäure, nachdem sie durch das Ammonium, ohne es zu verändern, hindurch gegangen ist, in dem mit dem positiven Pole verbundenen Wasser in freiem Zustande wieder gefunden wird, während das Kali am negativen Pole zurückbleibt? (S. Biot Lehrb. d. Phys. d. Ueb. 2 Bd. S. 306.) — Dafs endlich bei allen mit schweren Verletzungen verbundenen Versuchen an lebenden Thieren die Verletzung selbst eine wichtige, meist zu wenig beachtete Rolle spielt, bedarf, nachdem es so oft eindringlich genug gesagt worden, keine neue Wiederholung!

Zweites Capitel. Symptome und Verlauf des Diab. mell. Umfafst, da der Verf. im vierten Capitel ausführlicher von den Erscheinungen der Krankheit handelt, nur das Allerbekannteste und Nöthigste auf drei bis vier Seiten zusammengedrängt. (Die Vorläufer und die Ausgänge derselben, besonders die zuweilen beachteten, weiter unten S. 210 nur ganz beiläufig erwähnten Aeufserungen von Heilkraft der Natur hätten wohl etwas mehr hervorgehoben zu werden verdient.)

Drittes Capitel. Nächste Ursache. Man habe in den bisherigen Theorien das Vorkommen eines vegetabilischen Stoffes (des Zuckers) im Harne zu ausschliefslich, und die verminderte Absonderung des Harnstoffs zu wenig beachtet. Diese Verminderung könne nicht in einer perversen Thätigkeit der Nieren liegen, weil dann der Harnstoff ganz fehlen müfste. (S. 28. Warum dieses? Krankhafte Thätigkeit eines Absonderungsorgans kann eben so gut die Quantität eines einzelnen Bestandtheils im Producte vermindern und vermehren, als dessen Erscheinung völlig aufheben, z. B. der Säure im Magen, des Alcali in der Galle. Ueberdiefs scheint auch wirklich der Harnstoff beim Diab. mell. zuweilen ganz zu fehlen.) — Noch weniger sei die Erzeugung des *Schleimzuckers* in den Nieren zu suchen, weil sie verschwindet, wenn man den Kranken auf eine absolut animalische Kost sezt. (S. 29. Hier kann wiederum, streng genommen, weder die Thatsache noch die Folgerung zugegeben werden! Bei animalischer Kost verschwindet der Zucker im Urin weder immer noch gänzlich, sondern er wird gewöhnlich nur ansehnlich vermindert, auch könnte ja wohl durch veränderte Kost die Thätigkeit der Nieren umgestimmt werden. So lange man daher die Präexistenz des Zuckers im Blute Diabetischer nicht nachzuweisen im Stande ist, wird man den Nieren einen Antheil an dessen Erzeugung nicht absprechen können.) — Es liege vielmehr die Ursache dieser Erscheinung in einer Hemmung der einsaugenden Venen in dem System der Chylification, vermöge deren der rohe Chylus mit einer Menge Stoffe, die der Animalisation unfähig sind, ins Blut übergeführt wird. Beide Momente der Krankheit: die Abwesenheit des Harnstoffs und das Erscheinen des Zuckers beruhen demnach auf einem gemeinschaftlichen Grunde, auf Vernichtung (?) der Absorptionsthätigkeit der Venen, welche wiederum

Digitized by Google

von einer *Lähmung* desjenigen Theils des automatischen Nervensystems, welcher dem Venensysteme entspricht, d. i. vom negativen Pole desselben abhängt, und es würde mithin der Diabetes in Ansehung der nächsten Ursache zu den Nervenkrankheiten, in Ansehung des Verlaufs aber zu den Zehrkrankheiten zu rechnen seyn. Eine solche theilweise Lähmung der automatischen Nerventhätigkeit sei eben so gut denkbar als die Aufhebung der Bewegung in den Muskeln bei fortdauernder Empfindung. Trifft diese Lähmung den Theil des sympathischen Nerven, der dem chylopoietischen Systeme zugetheilt ist (und zwar vorzugsweise den plexus mesentericus superior, der den obern Theil des Darmcanals versorgt, wo die Aufsaugung des Nahrungsstoffes vor sich geht), so entsteht der Diabetes mellitus; trifft sie aber die, nach den übrigen Theilen des Organismus ausstrahlenden Wurzeln desselben, der D. insipidus. In diesem leztern Falle übernehmen die dem Arteriensystem beigegebenen Lymphgefässe (s. o.), obgleich nur unvollkommen und ohne durch Nerveneinfluss geregelt zu werden, die Function der gelähmten Venen, wodurch ein Stoffwechsel unterhalten wird. — (Hier wäre zuvörderst eine genauere Bestimmung und Festhaltung des Begriffs von Lähmung zu wünschen gewesen, indem unter derselben bald *Vernichtung* der venösen Resorption (S. 30), bald nur *Alienation* eines Theils des Nervensystems (S. 43) verstanden wird. Ferner würde sich aus dieser Darstellung der nächsten Ursache allerdings wohl die Verminderung des Harnstoffs beim Diabetes insipidus, nicht aber beim D. mellitus ergeben, bei dem, wie sich Rec. erst ganz kürzlich bei einem noch in der Behandlung stehenden Kranken überzeugt hat, der Harnstoff zuweilen fast ganz fehlt. Uebrigens fehlt derselbe auch in andern Krankheiten, z. B. nach *Nysten* in der Wassersucht, und nach *Henry* und *Rose* in der chronischen Leberentzündung. Endlich müsste, nach der Theorie des Verfs., eine Lähmung der Venenresorption im Unterleibe eine Suspension oder doch Verminderung der Gallenabsonderung zur Folge haben, was wenigstens nicht bei allen und zu allen Zeiten der Fall ist.) — Zur Bestätigung des Einwurfs, dass mehr zuckerartiger Stoff im diabetischen Urin vorhanden sei als in den genossenen Nahrungsmitteln, lässt der Verf. aus den vegetabilischen Stoffen, durch Zumischung der hyperoxydirten Darmsäfte, vermöge einer eigenen Art von Fermentation, Schleimzucker entwickeln. (Allein Rec. kann aus Erfahrung versichern, dass die gewöhnlichen Symptome von Säure in den ersten Wegen beim D. mellitus oft fehlen, auch ist die Möglichkeit der Zuckerbildung durch *thierische* Säuren noch nicht chemisch erwiesen. Ueberdiess ist hierzu die Gegenwart einer Säure nicht einmal absolut nothwendig, wie die, von *Kirchhoff* entdeckte, Entstehung von Zucker aus einer Verbindung von *Stärkmehl* und (stickstoffhaltigem) *Kleber* beweist.)

Viertes Capitel. Zeichen und Symptome insbesondere: Quantitative Vermehrung des Harns, erklärt aus der verminderten Exhalation seröser Flüssigkeiten in dunstförmiger Gestalt durch die positive, arterielle Sphäre der Reproduction, und aus der, für das gelähmte Venensystem vicarirend eintretenden und gesteigerten Thätigkeit des Lymphsystems, durch das ein grosser Theil der serösen Flüssigkeiten in tropfbarer Gestalt wieder aufgesogen und in den Kreislauf zurückgeführt wird. (Wäre die Ansicht des Verfs. von der *fluidisirenden* Wirkung der Venen im Acte der Reproduction gegründet, so könnte eine Lähmung derselben nichts anders als Anhäufung des *festen* organischen Stoffes in den Gebilden, mithin Hypertrophie zur Folge haben. Zudem begreift man nicht, wie eine *Verminderung* der Venenthätigkeit, als dem *negativen* Pole der Reproduction angehörig, auf der einen Seite mit einer *Vermehrung* der Resorption durch die Saugadern, welche demselben Pole angehört, und dann wieder auf der andern mit einer *Verminderung* der Secretion und Exhalation, welche dem *positiven* Pole zugeschrieben wird, verbunden seyn könne.) — *Durst:* Trockenheit in der Mundhöhle, wie nach heftigen Schweifsen und andern Ausleerungen, finde beim Diabetes nicht statt (Rec. hat die Zunge meist sehr trocken oder klebrig und zugleich öfters ungewöhnlich roth, wie bei Venenentzündungen, gefunden); vielmehr sei die Ursache des Durstes in der Retention des hyperanimalisirten, scharfen, ammoniacalischen Stoffes und in der dadurch veranlafsten Reizung des Darmcanals zu suchen. — (Dann müsste der Durst beim Diab. insipidus gröfser seyn als beim mellitus!) — *Mangel an Durst* deutet auf Verbreitung der Lähmung über die Gefühlssphäre der Nerven, wie beim Nervenfieber. — *Hunger:* weniger constantes Zeichen; erklärt aus der Hyperoxidation des Magensaftes, wie bei scrophulösen Kindern, so wie die im Verhältnifs zum Genossenen geringe Quantität der Feces, theils aus gesteigerter Absorption der Lymphgefässe, theils aus Torpor des Dickdarms, der eine ungeheure Anhäufung ausgedörrter, feculenter Massen duldet. — *Eigenthümlicher Geruch der*

Digitized by Google

Feces, wie von vermoderten Pflanzen, stand in einem vom Verf. beobachteten Falle in Verhältnifs mit der Verminderung des Harnstoffs im Harne, und hängt von der gehinderten Einsaugung desselben durch die Venen ab. — (Rec. fand in einem und demselben Falle die Stuhlausleerungen bald sehr schwarz und aashaft stinkend, bald weifslich und beinahe geruchlos, lezteres aber gerade zu einer Zeit, wo sich der Zuckergehalt des Urins vermindert hatte.) — *Gefühl von Brennen in den Präcordien:* steht mit dem Wachsthum der Krankheit in geradem Verhältnifs, fehlt bei ausgebildeter Krankheit fast nie, und ist bei hohem Grade derselben mit einer ängstlichen im Halse heraufsteigenden Empfindung verbunden, die bis zur Brustbeklemmung steigt. Ihre Ursache ist der des Durstes gleich. — *Gefühl von Entkräftung:* steht nicht im Verhältnifs zur Abzehrung, und hängt daher auch nicht allein von dieser, sondern theils von dem lähmungsartigen Zustand der automatischen Nerven, der auch die übrigen Sphären des Nervensystems beeinträchtigt, theils von der Rückwirkung des zurückgehaltenen Auswurfstoffes auf die übrigen Nerven ab. Plethora abdominalis, träger motus peristalticus und Anhäufungen von Kothmassen im Dickdarm bringen auch in anderen Unterleibskrankheiten ein grofses Gefühl von Schwäche und Ermüdung, besonders in den unteren Extremitäten hervor, die oft durch eine Gabe Schwefel und Crem. Tart. in wenig Stunden gehoben wird. — *Gefühl von Kälte* in den unteren Extremitäten, der Lumbargegend und dem Hypogastrio: abhängig von der durch Störung der Reproduction verminderten Wärme-Entwickelung und der Anhäufung von Kothmassen in dem Dickdarm. — (Warum wird hier nicht das häufig vorkommende Gefühl, als ob kalte Tropfen in die Blase fallen, so wie der Schmerz und Krampf in den Nieren erwähnt?) — *Verringerter oder aufgehobener Geschlechtstrieb.* Das Fett im Netz werde zur Bereitung des Samens aufbewahrt, daher bei Winterschläfern alles Fett im ganzen Körper verzehrt wird, und blofs in den omentis renalibus angehäuft bleibt, bis es in der Brunstzeit oder unmittelbar vorher ebenfalls verschwindet. Castraten werden sehr fett, und sehr fette Personen haben wenig Geschlechtstrieb, bei Diabetischen aber findet man oft bei der gröfsten Abmagerung eine ungewöhnliche Fettleibigkeit. — (Rec. findet dieses durch seine Erfahrungen bestätigt, nur scheint ihm die Herleitung des verminderten Geschlechtstriebes aus verminderter Resorption des Fettes im Netz etwas zu künstlich, da sich die Erscheinung viel natürlicher aus dem von dem Verf. angenommenen lähmungsartigen Zustand der Nerven und aus der allgemeinen Schwäche erklären läfst.) — *Trockenheit der Haut:* mit pergamentähnlicher Dürre und feiner mehlartiger Abschuppung kann auf zweierlei Weise entstehen, entweder von fehlerhafter Bildung der Epidermis, Hyperoxydation derselben und krankhafter Mischung des Blutes, oder, und zwar am häufigsten, von Ergriffenseyn des peripherischen Theils der automatischen Nerven, woraus Störung des Stoffwechsels im Hautorgan, verminderte Wärme-Erzeugung und vermehrte Absorption durch die Lymphgefäfse (?) entsteht. Flechtenartige Hautübel setzen immer noch eine gewisse Thätigkeit des Hautorgans voraus, und können bei völliger Lähmung der Reproduction nicht eintreten. (Der Verf. fühlt selbst das Mangelhafte dieser Erklärung, und findet die Ursache davon in der noch mangelhaften physiologischen und pathologischen Kenntnifs des Hautorgans.) — *Zäher, schaumiger, häufiger Speichel:* der Qualität und Quantität nach von fehlerhafter Blutmischung und veränderter Einwirkung der automatischen Nerven. Auf ähnliche Weise werden erklärt: die *scorbutische Beschaffenheit des Zahnfleisches*, das *Ausfallen der Zähne*, die *Beschaffenheit der Zunge*, der *üble Geruch* und *süfse Geschmack* im Munde, die süfse Beschaffenheit des *Ohrenschmalzes*, die veränderte Absonderung auf der *Vorhaut* und *Eichel*, die *Abmagerung des Körpers*, der eigenthümliche *Ton der Stimme*, vox clangosa (clangens!), der *katarrhalische* Zustand und das *phthisische* Leiden der Lungen u. s. w. Lezteres ist bald zufällig hinzutretendes Symptom, bald abhängig von anhaltend veränderter Absonderung der Schleimhaut der Lungen, oder von Absatz des Eyweifsstoffes in denselben aus dem unvollkommen animalisirten Chylus, woraus Tuberkeln, eine wahre Afterorganisation in den Lungen, entstehen. Ueberhaupt entstehe bei der tabes nervosa sehr oft ein hervorstechendes Leiden irgend eines edlen Organs, besonders der Lungen. Das *Fieber*, auf dessen Erklärung sich der Verf. nicht einläfst, sei eine lenta, die in eine hectica übergehe, und oft erst nach Jahr und Tag im lezten Stadio eintrete.

Fünftes Capitel. Die Ursachen der Lähmung *überhaupt* sind entweder *indirecte* (vom Centrum des Nervensystems ausgehende, z. B. organische Krankheiten des Gehirns etc., Anstrengungen des Geistes, Sorgen, Kummer etc.) oder *directe*. Leztere werden eingetheilt in *äufsere* und *innere*, und jene wieder in *allgemeine* (Er-

Digitized by Google

kältung, concentrirte Electricität) und *besondere* (Lichtreiz, heftiger Schall etc.), diese aber in *absolut* innere (indirecte Schwäche von übermäfsiger Anstrengung) und *relativ* innere (Retentionen, Dyskrasieen, Schärfen etc.). Nach diesem Schema werden nun auch die Ursachen der Harnruhr eingetheilt und einzeln betrachtet, von denen hier nur Folgendes ausgehoben werden kann. Die von *Boerhaave*, *Heim* und *Formey* angeführte Beobachtung, dafs die meisten diabetischen Kranken Grübler, oder von eminenten, intellectuellen Fähigkeiten gewesen, findet Rec. durch mehrere eigene Erfahrungen bestätigt. — Zur Bestätigung für die von P. Frank, Ploucquet, Formey u. s. w. als Ursache des Diab. beobachtete Affection des Rückenmarks, durch Erschütterung, Tragen schwerer Lasten u. s. w. kann Rec. einen Fall anführen, der durch einen schweren Sturz aus dem Wagen entstanden zu seyn schien. — Die Entstehung der Krankheit von schlechten, roh vegetabilischen, schwer verdaulichen Speisen und Getränken scheint durch directe Versuche an Thieren, selbst mit diabetischem Zucker, nicht bestätigt zu werden. — Wichtiger scheint der Einfluss der äufseren Temperatur: jäher, kalter Trunk, plötzlicher Wechsel von Wärme in Kälte, nafskalte Luft, feuchte Wohnung, besonders in Verbindung mit Kummer und schlechter Nahrung. — Organisationsfehler des sympathischen Nerven von *Dupuytren*, *Thénard* und *Herzog* beobachtet. — (Diese Beobachtungen hätten genauer angeführt zu werden verdient, zumal da sie im folgenden Capitel, auf welches hier verwiesen wird, nicht wieder vorkommen, sondern blofs eine andere Beobachtung von *Duncan* erwähnt wird.)

Sechstes Capitel. Leichenöffnungen. Wenn die nächste Ursache des Diabetes in einer Lähmung der venösen Resorption bestünde, so müfste, wie schon im Vorhergehenden bemerkt worden, Retention eines hyperanimalisirten Stoffes die Folge seyn. Der Verf. gesteht aber, dafs er dergleichen nicht wahrgenommen habe, obgleich der von ihm beobachtete Fall tödtlich wurde, ehe noch der Zeitraum der Colliquation eingetreten war, durch welche, wie er sehr richtig urtheilt, in anderen Fällen diese Wirkung aufgehoben werden kann. Eben so wenig scheint die von ihm und Anderen beobachtete Ueberfüllung der Venen, besonders des Pfortadersystems, seiner Ansicht zu entsprechen, weil eine Lähmung der Venenwurzeln eher einen Collapsus als eine Plethora der Zweige, Aeste und Stämme würde erwarten lassen. Die von ihm aus fremden und eigenen Beobachtungen angeführten Resultate der Leichenöffnungen sind folgende: Eingesunkenheit und feste Beschaffenheit des *Gehirns* — Hydrops *arachnoideae* — Spuren chronischer Entzündung im *Rückenmark* und Erweichung desselben zwischen den Lendenwirbeln; — Verdickung des sympathischen und splanchnischen *Nerven* um das Drei- bis Vierfache; — Chylusstreifen im *Blute* und chocoladenfarbige oder hypercarbonisirte Beschaffenheit desselben — *Fettanhäufungen* und bernsteinartige Veränderung desselben — Vergröfserung, Erweichung, Auflockerung und röthliche Färbung der Lymphgefäfse und Drüsen; — *Contenta des Magens und Darmcanals* von bedeutender Qualität, dünnflüssig, grünlich, auffallend sauer, ohne feculenten Geruch; — Verdickung der *Schleimhaut*; — aufserordentliche Erweiterung des *Magens*; — Tuberkeln in der *Leber*, oft aber auch gar keine Veränderung in der Structur derselben; — lauchgrüne Farbe und saure Beschaffenheit der *Galle*; — *Gallensteine* mit wallrathähnlichem krystallinischem Ueberzuge; — keine constante Veränderung der *Milz*, obgleich dieselbe öfters sehr mürbe gefunden wird; — Erweiterung der zuführenden Gefäfse der *Nieren*, der Bellinischen Gänge, der Nierenbecken und Harnleiter, Erschlaffung der Corticalsubstanz. Verschwärung und steinartige Concremente in den Nieren sind nicht als Effecte der Krankheit, sondern als Coeffecte einer gemeinschaftlichen Ursache, z. B. der Gicht, zu betrachten. Auch können die Nieren, wie die Leber, ihre natürliche Organisation erhalten; — *Nasse's* Beobachtung von Erweiterung der Höhlung der *Nebennieren* stehe isolirt da, auch wagt der Verf. keinen Versuch, einen Causalnexus dieser Erscheinung mit dem Wesen des Diabetes aufzustellen. Sie erhalten verhältnifsmäfsig viel Fäden vom Gangl. semilunare, und stehen vielleicht in einer näheren Beziehung zum sympath. Nerven. (Rec. wird weiter unten ein merkwürdiges Seitenstück zu *Nasse's* Beobachtung anführen!) — Tuberkeln in den *Lungen*: Wohl zwei Dritttheile der Diabetischen sterben lungenkrank! — mifsfärbige Beschaffenheit der *Muskeln*; — durchaus fehlender *Leichengeruch*; — (Rec. hält es für zweckdienlich, hier die Resultate der Leichenöffnung eines Kranken, den er vor einigen Jahren mit seinem verehrten Freunde und ehemaligen Zuhörer, dem Hrn. D. *Oehler* in Krimmitschau, behandelte, unter Bewilligung desselben summarisch anzuführen und zugleich den Wunsch auszusprechen, dafs es diesem ausgezeichneten

Digitized by Google

Beobachter gefallen möge, auch die in vieler Beziehung merkwürdige Krankengeschichte in einer med. Zeitschrift mitzutheilen. Es wurden, 48 Stunden nach dem Tode, gefunden: höchster Grad der Abmagerung, doch kein auffallend hoher Grad von Leichengeruch; die Bauchbedeckungen dunkelgrün, die Brustmuskeln grün und erweicht, der linke Arm und Fuſs blauroth, die Gelenke wenig steif; — die harte Hirnhaut fast allenthalben mit den Knochen sehr fest verwachsen; — das Gehirn von ausgezeichnet fester Beschaffenheit, als ob es längere Zeit in Weingeist gelegen hätte; — zwischen der Spinneweben- und weichen Hirnhaut etwas seröse Feuchtigkeit; — die Gefäſse der lezteren aufgetrieben und mit dunkelm Blute gefüllt, auch stellenweise Luft enthaltend; (vielleicht, wie in vielen ähnlichen Fällen, von der, beim Abnehmen der Schädeldecke angewendeten Gewalt?) — die Hirnhöhlen ohne Wasser, die plexus choroidei groſs; — die Oberfläche der Lungen weiſs, mit vielen, linsengroſsen, dunkelblauen Flecken bedeckt, die Substanz zusammengefallen; — beide Lungen fest mit dem Brustfell verwachsen; im oberen Lappen der rechten Lunge erbsengroſse Tuberkeln, von denen eines in eine harte, körnige, kalkartige Masse degenerirt war; — das Herz auffallend klein und schlaff, seine Wände dünn, mehr einem häutigen Sacke als einem Muskel ähnlich; — im Herzbeutel die gewöhnliche Menge Wasser; im rechten Ventrikel etwas dunkelrothes Blut, ohne Coagula, der linke leer; — die Bauchbedeckungen und das groſse Netz ohne alle Spur von Fett, so dünn wie eine membrana serosa, mit vielen, blaurothen Gefäſsen versehen; — die dünnen Därme blauroth, die dicken grün, und von Luft aufgetrieben; — der Theil des Duodenum, an dem die Gallenblase liegt, nicht grün, sondern hellroth gefärbt; des Jejunum dünn und in der Mitte einen halben Zoll weit invaginirt; — in den dicken Därmen eine Menge harte, nuſsgroſse Kothknoten; — die Gekrösdrüsen klein, nur am Ileum etwas verhärtet und vergröſsert; — die Hämorrhoidalgefäſse venikös und mit dunklem Blut angefüllt; — die übrigen groſsen Gefäſse des Unterleibes, und selbst die vena cava, sehr blutleer, das Blut sehr dunkel und dünnflüssig; — die Leber natürlich, nur der Lobul. Spigelii von der Oberfläche bis auf zwei Linien Tiefe grün gefärbt; die Gallenblase klein und fast leer; — die Milz nicht krankhaft verändert; — vom Pancreas aber kaum eine Spur vorhanden, doch diese nicht verhärtet oder sonst krankhaft; — die Nieren von natürlicher Gröſse, fast ohne Spur von Fettumgebung, ihre Substanz ohne Abnormitäten; — die rechte Nebenniere sehr klein, die linke von gewöhnlicher Gröſse, *aber gänzlich in eine gelbe, wallrathähnliche, schmierige Masse, wie alter Käse, verwandelt;* — rechts drei arteriae renales, welche aus einem gemeinschaftlichen kurzen, von der Aorta ausgehenden Stamme entsprangen; — links nur eine, die einen sehr starken Ast zu der Nebenniere abgab; — die Harnleiter natürlich beschaffen; — die Urinblase nicht erweitert, aber gegen zwei Linien verdickt und halb gefüllt; — die Samenbläschen in normalem Zustande; — in der Beckenhöhle gegen drei Unzen Wasser.

Siebentes Capitel. Prognose: ist, caeteris paribus, ungünstiger als bei anderen Lähmungen, besonders beim D. mellitus, weil hier die Lähmung den Centraltheil des automatischen N. S. betrifft, wodurch nicht nur die ganze Chylification, Blutbereitung und Ernährung, sondern auch die Einwirkung der Medicamente beeinträchtigt wird. Uebrigens beruht die Voraussagung auf dem Grade und der Dauer der Krankheit, auf der Verbreitung der Lähmung im automatischen Nerven selbst und in anderen Regionen des N. S. auf dem Grade der bereits eingetretenen Abzehrung und des Zehrfiebers, auf der Möglichkeit oder Unmöglichkeit die entfernten Ursachen zu entfernen u. s. w. Das Resultat aller bisherigen Beobachtungen ist: daſs wahre Heilung nur in sehr wenigen Fällen und zwar bei sehr verschiedenartiger, oft entgegengesezter Behandlung, in mehreren Fällen, unter denselben Umständen, nur Linderung, in den meisten aber gar nichts erreicht wird!

Achtes Capitel. Therapeutik. Nach dem vom Verf. durchgeführten Plane wird zuerst eine möglichst rationelle Heilart im Allgemeinen festgestellt, hierauf aber, nach den verschiedenen Ursachen, die specielle Behandlung erörtert und zulezt die Wirkungsart der vorzüglichsten Heilmethoden und Mittel auf die angegebenen Grundsätze zurückgeführt. In Ansehung der Heilung im Allgemeinen sind drei Punkte zu berücksichtigen: 1) der lähmungsartige Zustand im Centraltheile des automatischen N. S., 2) die Aufhebung der venösen Resorption, und 3) die Abzehrung des Körpers als Resultat beider. Der *lähmungsartige Zustand* erfordert Mittel, welche erfahrungsmäſsig in einer näheren Beziehung zum Gangliensystem stehen, und unter diesen diejenigen, welche die der venösen Resorption zugeschriebenen Absonderungen durch stär-

Digitized by Google

kere Erregung des negativen Factors im automatischen N. S. befördern, um auf diese Weise der ersten und der zweiten Indication zugleich Genüge zu thun. Dahin gehören zuvörderst die stickstoffhaltigen Mittel, welche der expansiven Thätigkeit im Organismus entsprechen: Ammonium, Phosphor, empyreumatische Oele, Gummi ferulacea, Myrrhe, Terpenthinöl etc., demnächst scharfe, besonders bitter scharfe Mittel: Canthariden, Coloquinten, schwarze Nieswurz und die, zwischen dieser und der vorigen in der Mitte stehende, mildere Aloe und Rhabarber, — endlich, unter den narkotischen, die mehr auflösenden: Belladonna und Kirschlorbeer. Die Mittel müssen, da gerade der Theil des N. S. gelähmt ist, auf den sie einwirken sollen, in verhältnifsmäfsig *starken* Gaben gereicht werden. — Gleichzeitig ist bethätigend auf den peripherischen Theil des autom. N. S. zu wirken, durch passende, den angeführten Mitteln analoge Hautreize; z. B. durch trocknes Reiben mit wollenen, mit aromatischen und balsamischen Dämpfen durchräucherten Tüchern und spirituöse Waschungen. (Rec. hat in dieser Beziehung auch aromatische und spirituöse Bäder, Einreibungen von Dippelschem Oel mit Naphtha und Electricität wirksam gefunden.) Die zweite Heilanzeige ist gröfstentheils schon in der ersten begriffen. Sie erfordert Entfernung gröberer, patholog. Producte, die sich in den ersten Wegen, als Folge der Krankheit, angehäuft haben, Brech- und Abführmittel. Bei beiden, besonders bei erstern, ist die Erregung des Gangliensystems und die hierdurch bethätigte Resorption und Abscheidung erfahrungsmäfsig mit in Anschlag zu bringen. Die Heilung der *Atrophie* erfordert hauptsächlich leicht verdauliche und assimilirbare, zarte, saftige, gut zubereitete animalische Speisen, Milchdiät, besonders die in der Tabes nervosa so wirksame, Eselinnenmilch, blofs mehlartige, durch einen Gährungsprocefs zur Assimilation vorbereitete Vegetabilien, zum Getränk Wasser mit Eydotter und etwas Wein, gehörige Rücksicht auf Beschäftigung des Körpers und des Geistes, Tonica nervina: Quassia, China, Eisen, lezteres allein oder in Verbindung mit flüchtigen Reizmitteln, natürliche Stahlwasser, besonders Spaawasser mit Milch. — (Man sieht leicht ein, dafs, wenigstens nach der Theorie des Verfs., die beiden ersten Heilanzeigen völlig in Eine zusammenfallen, und dagegen die weiterhin von dem Verf. selbst empfohlene Beseitigung der entfernten Ursachen und die Anwendung der unter gewissen Umständen nöthigen antiphlogistischen Methode, so wie die Rücksicht auf das allerdings aus der Erfahrung noch wenig bekannte, aber doch, wenigstens theoretisch, nicht ganz zu übersehende Heilbestreben der Natur ausschliefsen. Rec. würde daher für die allgemeinen Anzeigen ungefähr folgenden Ausdruck gewählt haben: Berücksichtigung a) der entfernten, b) der nächsten Ursache, c) der Heilbestrebungen der Natur, d) der näheren und entfernteren Wirkungen. Diese Eintheilung würde um so zweckmäfsiger gewesen seyn, da der Verf. bei Betrachtung des speciellen Heilverfahrens, für welches die allgemeinen Anzeigen die Grundlage bilden sollen, im Ganzen denselben Weg einschlägt.)

Was nun diese besonderen, hauptsächlich den entfernten Ursachen jedes einzelnen Falles anzupassenden Mafsregeln anlangt, so erlaubt es der Raum nicht, dem Verf. Schritt vor Schritt weiter zu folgen, und Rec. beschränkt sich daher auf die Aushebung einiger Winke, die ihm auch für die Behandlung anderer Krankheiten besonders fruchtbar geschienen haben, mit der Bemerkung, dafs sie durchgängig von gründlicher Bekanntschaft mit den neuesten Erfahrungen von Scharfblick und von praktischer Gewandtheit zeugen. Bei wirklich erkannten organischen Krankheiten im Gehirn ist zu unterscheiden zwischen dem Zustand der Congestion und dem der Entzündung, von denen jener leicht Hypertrophie, dieser Verwachsungen und Erguſs von Flüssigkeiten zur Folge haben kann. Angezeigt sind der antiphlogistische und der ableitende Apparat, von denen der leztere so einzurichten ist, dafs mittelst desselben die Resorption im chylopoietischen Systeme vorzüglich begünstigt werde. Daher Calomel mit Rhabarber und scharfe Mittel wohlthätig, flüchtige aber nachtheilig. — Ammonium, Hirschhornsalz, Phosphor, Dippelsches Oel, Baldrian, werden als Mittel genannt, welche die höhere Sphäre des Nervensystems kräftig anregen, und sind angezeigt, wenn die Krankheit durch niederdrückende Gemüthsbewegungen, tiefen Gram, Schrecken und übermäfsige Geistesanstrengung — (leztere gehört nach des Rec. Meinung nicht hieher, und wird auch vom Verf. weiter unten [S. 147] ihrer Wirkung und Behandlung nach als ganz verschieden von ersteren betrachtet) — entstanden ist. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 47. u. 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

Versuch einer Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus; von Dr. Aug. Wilh. von Stosch.

(Beschluſs.)

Rollo's animalische Diät, die von *Dupuytren* und *Thénard* nach chemischen Ansichten als wesentlich empfohlen worden, gewährt nur scheinbaren, vorübergehenden Vortheil, ist auch später von *Warren* nur als Beihülfe, von *Marsh* und *Sharkey* aber für unnütz erklärt worden, nachdem *Wolff* solches durch zwei interessante Heilungsfälle erwiesen hatte. Der Verf. findet sie angezeigt, wenn die Krankheit durch fehlerhafte Diät — (welche übrigens oft ohne Nachtheil von den Einwohnern ganzer Provinzen ertragen wird, und daher mehr nur als vorbereitendes Moment betrachtet werden muſs) — entstanden ist, und empfiehlt dabei den Gebrauch empyreumatischer Oele, Canthariden, Rhabarber, frische Ochsengalle, natürliche Balsame, Myrrhe, Gi. ferulacea u. s. w., wobei jedoch der Gebrauch der Brech- und Abführmittel, besonders im Anfange, nicht zu versäumen ist. — Die nächste Wirkung der *Erkältung* ist ein krampfhafter, örtlich beschränkter oder allgemein verbreiteter Zustand im peripherischen Theile des Nervensystems, durch den die normgemäſse Oscillation in den Haargefäſsen und im Thierstoffe gestört wird. Die daraus entstehenden Krankheiten gestalten sich auf zweierlei Art: 1) rücksichtlich der Systeme oder Organe, in denen der Eindruck reflectirt wird, nämlich im Gefäſssystem als Fieber und Entzündung, im Nervensystem als Neuralgie, im System der Schleimhäute als Katarrh, in aponeurotischen Gebilden als eigentlichen Rheumatismus, 2) rücksichtlich des Charakters, den das Uebel annimmt, bald mehr bald weniger entzündlich, bald nervös, welches wiederum von der Individualität und Opportunität des Kranken abhängt. — Durch Ausschweifungen in der Geschlechtslust leiden in der Regel andere Sphären des Nervensystems, und der Verf. zweifelt daher, ob sie je das Hauptmoment für die Entstehung des Diabetes werden können, sondern betrachtet sie bloſs als vorbereitendes. — Dasselbe gilt von der Hysterie und Hypochondrie; doch nähert sich die leztere ihrem Wesen nach schon mehr der Nervenlähmung (?), wodurch Retention auszuscheidender Stoffe entsteht. — Beherzigungswerth, aber keines Auszugs fähig, sind die Anzeigen zu dem Gebrauch der verschiedenen natürlichen und künstlichen Bäder: Ems, Carlsbad, Wiesbaden, Aachen, Nenndorf und Eilsen, das kalte Bad, Dampfbad und Sturzbad. Bei dem lezteren wird besonders das durch selbiges erregte künstliche Fieber berücksichtigt. — Aderlässe können zuweilen noch in den späteren Stadien der Tabes sehr wohlthätig werden, wenn, wegen einer consecutiven Plethora, die angezeigten Nervenmittel nicht wirken können. — Beobachtung eines Brechdurchfalls, auf den die Zeichen des Diabetes sechs Wochen lang verschwanden. — *Rhabarber* nähert sich auf der einen Seite als auflösendes Mittel der Aloe, auf der anderen als tonisches der Myrrhe, und steht vielleicht durch sein eigenthümliches Alcaloid in besonderer Beziehung zum Gangliensystem, wodurch es die venöse Resorption so kräftig befördert. (Ob die Rhabarber ein dem Chinin in der China analoges Alcaloid enthalte, ist wohl zur Zeit noch problematisch.) — Opium in gröſseren Gaben ist überhaupt angezeigt, wenn nach Entzündungskrankheiten keine kritischen Symptome eintreten, und das schnelle Sinken der Kräfte ein Zerfallen des organischen Gewebes fürchten läſst, z. B. bei bösartigen Pocken und passiven Blutungen. Es vermehrt die Oscillation in den Haargefäſsen und die Resorption der Venen, erregt Hautausdünstung und vermindert den Durst und die Absonderung des Urins. (Rec. hat es in dieser Beziehung bei der gangraena senilis und im colliquativen Stadium der Zehrfieber wirksam gefunden, muſs aber aus Erfahrung vor allzustarken Gaben warnen.) — Der Kampher scheint dem Verf. dem Opium analog auf die Art der Reproduction zu wirken. — Der von Rollo empfohlene

Digitized by Google

Liquor ammon. sulphurat. (schwefelwasserstoffsaures Ammonium) hat seinen Ruf verloren, und ist durch Aderlässe und Opium verdrängt, neuerdings aber wieder von *Trefvenfeld* in Verbindung mit Rhabarber und animalischer Diät angewendet worden. (Auch Rec. hat ihn in einem kürzlich beobachteten [aber nach einem groben Diätfehler noch vor Beendigung dieser Recension plötzlich tödtlich gewordenen] Falle von Diabetes mellitus, wo jedoch leider, weil der Verstorbene ein Jude gewesen, die Section nicht angestellt werden konnte, nicht ohne scheinbaren Nutzen anwenden sehen. Uebrigens erinnert er bei dieser Gelegenheit an den Schwefelalcohol [Schwefelkohlenstoff], dessen er sich sowohl äufserlich als innerlich [zu 1—3 Tropfen] allein und in Verbindung mit Kampher oder Phosphor in mehreren Fällen von Lähmung und durch Hyperoxydation des Eyweifsstoffes in den Gebilden gehemmtem Stoffwechsel mit Erfolg bedient hat.) — Die Bleikolik beruht nicht, wie der Verf. annimmt, auf einem *lähmungsartigen*, sondern nach des Rec. Beobachtungen, der sie sehr häufig, besonders bei Schriftsetzern und Schriftgiefsern, zu behandeln hat, auf einem ursprünglich *krampfhaften* Zustand im System des sympathischen Nerven, der sich von da aus nach und nach auf das Spinal- und selbst auf das Cerebralsystem verbreitet, daher er sie öfters mit epileptischen Zufällen verbunden gesehen hat.

Neuntes Capitel. Krankengeschichten. Es sind deren drei, von denen der erste sehr plötzlich noch vor dem Eintritt des colliquativen Stadiums mit dem Tode endigte. Bei der Section fand sich Wasser zwischen den Hirnhäuten, ungewöhnliche Festigkeit des Gehirns, dessen Rindensubstanz beinahe völlig verschwunden war, Verwachsung des obern Lappens der rechten Lunge mit dem Brustfell und ein verschlossener Eitersack in demselben, das Herz welk und die Wände desselben dünn, die äufsere Oberfläche des Magens mit schwarzbraunen Flecken bedeckt, die sich bis zum Ileum erstreckten, die Contenta des Magens und der engen Därme lauchgrün und Lacmuspapier röthend, im Dickdarm viel trockne Kothklumpen ohne den gewöhnlichen Geruch, das Netz mit vielem Fett versehen, die Milz sehr klein und mürbe, Leber und Pancreas ohne Fehler, die linke Niere gröfser als die rechte, ihre Gefäfse erweitert, die Rindensubstanz der rechten Niere sehr entwickelt, sämmtliche venöse Haargefäfse des Unterleibes von schwarzem, geronnenem Blute strotzend, die Nierenbecken nicht erweitert, die Harnblase aber gröfser als gewöhnlich. Die Nebennieren scheinen nicht untersucht worden zu seyn. Beim zweiten Falle schien Anfangs eine heftige Cholera kritisch gewesen zu seyn, oder bewirkte wenigstens einen Stillstand von einigen Monaten. Es ereigneten sich aber mehrere Rückfälle, bei denen erst Aderlässe, dann Kampher, bis zu 20 Gran täglich, später China und Rhabarber, und zuletzt Fetteinreibungen, Eichelkaffee und Quassia mit Nutzen gebraucht worden waren. Auf den Gebrauch der lezteren verschwanden alle Symptome der Krankheit, die Kranke starb aber zwei Monate nachher an einer rheumatischen Brustentzündung. Im dritten Falle entwickelte sich die Krankheit aus einer rheumatischen Kolik, scheint aber kein eigentlicher Diabetes mellitus, sondern mehr dem insipidus verwandt gewesen zu seyn. Sie wurde, nachdem vorher ein Rückfall stattgefunden hatte, durch Laudanum, zu 20 Tropfen Früh und Abends und durch einen Aufguſs von Quassia und Rhabarber, wie es scheint, vollständig binnen drei Wochen geheilt. Als ein besonders merkwürdiges Symptom bei derselben erscheint eine dem Weichselzopf ähnliche Verwickelung der Haare.

C l a r u s.

XXIII.

Geschichte des Osmanischen Reichs, grofsentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph v. Hammer.

Z w e i t e r A r t i k e l.

Wir fahren fort in der Analyse des in der Ueberschrift genannten trefflichen Werks und wenden uns zum *fünften* Buch. Dieses enthält die Geschichte Murad des Ersten, auf welchen nach dem Tode seines ältern Bruders Suleiman das Recht der Thronfolge übergegangen war. Kaum war Murad im Besitze der Herrschaft, so gab ihm der Krieg der von dem Türkischen Fürsten von Karaman aufgehezten Achi (d. i. nach der Angabe des Verfs., der grofsen Gutsbesitzer in Galatien, über welche wir genauere Nachrichten als S. 590 in der Anmerk. gegeben worden, ungern vermissen) Gelegenheit zur Eroberung der Stadt Ancyra, welche damals in dem Besitze der Achi war. Kaum hatte der Emir Murad den Schlüssel dieser Stadt empfangen, so richtete er seine Eroberungsplane gegen Thracien, und nachdem er den Kara Chalil Dschendereli, den bisherigen Kadi oder Richter von Prusa, zum obersten Richter des Heeres, und den Lalaschahin, einen

Digitized by Google

der Tapfern, welche mit Suleiman-Pascha das Thracische Schloſs Tzympe erobert hatten, zum obersten Befehlshaber der Kriegsmacht (Beglerbeg) ernannt hatte, so eröffnete er die lange nun beginnende Reihe Osmanischer Eroberungen mit der Einnahme des unfern von Kallipolis liegenden Schlosses Nebetos oder Bontos; bald darauf wurde Tzurulum (jezt Tschurlu) mit stürmender Hand genommen, und dem tapfern Griechischen Befehlshaber des Orts, welcher mit blutigem, durch einen Pfeil ausgeschossenen Auge vor Murad geführt wurde, der Kopf abgeschlagen; hierauf wurde die von den Einwohnern verlassene Stadt Burgas verheert, und nicht lange hernach von dem Osmanischen Feldherrn Hadschi Ilbeki Didymoteichon (das heutige Demotica) der ehemalige Wohnsitz des Kaisers Cantacuzenus, und von Ewrenos, einem andern Feldherrn des Emirs Murad, die Thracische Burg Keschan, unfern von Kypsela, bezwungen. Als diese beiden Feldherren dem Emir Murad die Botschaft von ihren Eroberungen nach Burgas überbrachten, so wurde dort im Kriegsrathe die Eroberung von Adrianopel beschlossen, und auch diese Stadt, damals die gröſste und wichtigste Festung des Byzantinischen Reichs in Europa, kam durch die Feigheit oder Verrätherei ihres Befehlshabers (im Jahre 1361) in den Besitz der Osmanen. Nach dieser Eroberung nahm Murad seinen Wohnsitz in Europa zu Didymoteichon, baute dort ein Serai, übertrug die Fortsetzung der Eroberungen seinen Feldherren, schloſs nach der Eroberung von Philippopolis Frieden mit dem Griechischen Reiche, und kehrte nur von Zeit zu Zeit, wenn die Verhältnisse es forderten, nach Prusa zurück. Dort erfuhr er durch den Beglerbeg Lalaschahin die Kunde von der grosen Verbindung, welche Urosch der Fünfte, Kral von Servien, aufgereizt durch den ehemaligen Griechischen Befehlshaber von Philippopolis, mit den von dem Papste Urban V zum Kreuzzuge wider die Türken aufgebotenen Königen von Ungarn und Bosnien und dem Fürsten der Walachen gegen die drohende Macht der Osmanen geschlossen hatte. Wir vermissen hier eine nähere Nachricht über die Bewegungen und Berathungen, welche in den westlichen Ländern von Europa stattfanden, als die Macht der Türken den Gränzen der katholischen Reiche sich näherte. Ehe Murad, welcher es nöthig fand, durch die Eroberung des Asiatischen Hafens Bigha sich den Rücken zu sichern, sich selbst den verbündeten christlichen Fürsten entgegen stellen konnte, gewann Hadschi Ilbeki (nach dem Türkischen Geschichtschreiber Saadeddin: der erste Renner in der Rennbahn der Tapferkeit, ein Löwe der Schlacht und Kämpe der Glaubensmacht), welchen der Beglerbeg Lalaschahin nur auf Kundschaft mit zehntausend Mann ausgesandt hatte, (im J. 1363) einen vollständigen Sieg über die Christen an der Marizza (dem Hebrus) auf dem Schlachtfelde, welches noch jezt Sirf sindüghi, d. i. der Servier Niederlage genannt wird, büfste aber diesen Sieg mit dem Tode, indem Lalaschahin aus Eifersucht über die ihm geraubte Ehre des Sieges den tapfern Feldherrn vergiften liefs, und der König Ludwig von Ungarn betrachtete die Rettung seines Lebens aus dieser verlornen Schlacht, der ersten, in welcher Magyaren gegen Türken stritten, als eine Wohlthat des Marienbildes, welches er mit sich führte, und baute zu Ehren desselben die Kirche zu Mariazell in Oestreich. Dafs die an dieser Kirche befindliche Inschrift von einem Siege des Königs Ludwig über die Türken redet, kann übrigens die Glaubwürdigkeit der von dem Verf. aus mehreren Türkischen Geschichtschreibern über die Schlacht an der Marizza mitgetheilten Nachrichten, welche durch die Folge der Begebenheiten gerechtfertigt werden, keineswegs schwächen, noch die von dem Grafen von Mailáth (Gesch. der Magyaren Th. 2, Anmerk. S. 15) aufgestellte Vermuthung begründen, dafs entweder der König Ludwig Türken und Tartaren verwechselt oder unmittelbar hernach eine zweite Schlacht zum Vortheile der Magyaren stattgefunden habe; und selbst die von Hrn. v. H. der Prahlerei der Mariazell'schen Inschrift gegebene Deutung, dafs der König Ludwig die Rettung des Lebens als einen Sieg betrachtet habe, ist eher eine Ausrede als eine Rechtfertigung. Murad richtete, nachdem seine Europäischen Besitzungen durch jenen Sieg von der Gefahr befreit worden waren, seine Sorgfalt auf den Bau von Moscheen, Klöstern, Schulen und Bädern in seinen Asiatischen Städten; der Emir selbst aber war, obwohl er den Unterricht seiner Unterthanen begünstigte, sogar des Schreibens unkundig. Daher, als im Jahre 1365 ihm die im Archive zu Ragusa noch heute befindliche Urkunde des Vertrages, welcher der Stadt Ragusa, für einen Tribut von fünfhundert Ducaten, Schutz und Freiheit des Handels in den Gewässern der Levante bewilligte, zur Unterschrift vorgelegt wurde, so tauchte Murad seine Hand in die Dinte und drückte sie über die Urkunde ab statt der Unterschrift, und dieser Abdruck des Ballens der Hand und der fünf Finger des Emirs wurde die Veranlassung zur Entstehung des

Digitized by Google

sogenannten Tugra oder des verschlungenen Namenszugs der Osmanischen Sultane, welcher auf ihren Münzen und Firmans in der Form einer Hand sich findet, von den Schreibern zu einer gewissen Bedeutung ausgebildet wurde, und in der Osmanischen Staatsverwaltung einen eigenen Staats-Secretär für den Namenszug des Sultans, den Nidschandschibaschi, beschäftigt. (Wir halten aber diese Erzählung von der Entstehung des Tugra für eine Fabel. Dieses Zeichen war in derselben Gestalt, obgleich mit rother Farbe, auch das Beglaubigungszeichen der von den Mogolischen Fürsten ausgestellten Urkunden, wie Hr. v. H. selbst S. 279, 281 und 335 bemerkt; und zu den Mogolen war es gewifs nicht erst von den Osmanen in so später Zeit gebracht worden). Der unruhige Sinn des Emirs Murad fand nicht lange Befriedigung in friedlichen Beschäftigungen. Während er den Bau eines neuen Palastes zu Adrianopel leitete, und diese Stadt, sobald der Palast vollendet war, zu seiner Residenz erhob, liefs er durch den Beglerbeg Lalaschahin seit dem J. 1365 die Eroberungen in Thracien von Neuem beginnen, ernannte im J. 1371 den Heeresrichter Dschendereli (seit dieser Zeit Chaireddin, bei Chalcondylas, Lib. I. p. 23, χαραΐνης genannt) zum Wesir (nachdem dieses Amt seit dem Tode des Suleiman Pascha zehn Jahre unbesezt geblieben war), übernahm die von einem Bulgarischen Fürsten ihm überlassene Stadt Giustendel, eroberte im Jahre 1372 das Schlofs Apollonia, und als mit dem Byzantinischen Reiche ein Friede geschlossen war, so wurde zuerst die den Walachischen Fürsten Dragases und Boghdan (bei Chalcondylas, Lib. I, p. 19 Πόγδανος) gehörige Stadt Serres nebst andern diesen Fürsten gehörigen Städten am Berge Rhodope erobert, und zwei Jahre später (im J. 1375) durch die Eroberung von Nissa der Grund gelegt zur Herrschaft des Osmanischen Emirs jenseits des Hämus. Dem Despoten von Servien, Lasar (Lazarus), wurde hierauf für die jährliche Stellung von tausend Reifsigen und einen Jahreszins von tausend Pfunden Silbers Friede bewilligt, und Sisman, Herr der Bulgaren (bei Chalcondylas Lib. I. p. 18. Σούσμανος, ὁ Ἀλεξάνδρου, βασιλεὺς τῆς Μυσίας) trug, nachdem sein Land von den Osmanen war verwüstet worden, durch eine Gesandtschaft ein Bündnifs und die Vermählung einer seiner Töchter mit Murad an; beides wurde angenommen. Hr. v. H. berichtet über diese Erweiterung der Herrschaft des Emir Murad auf Kosten der Servier, Walachen und Bulgaren, im Ganzen mit Genauigkeit nach Chalcondylas, nur die Gefangennehmung des Fürsten Dragases (welchen Hr. v. H. Drages nennt), und Boghdan wird unrichtig früher als die Eroberung von Nissa gestellt, da sie nach der Erzählung des Chalcondylas (Lib. I, S. 19) erst nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Sisman stattfand; auch ist die von Hrn. v. H. übergangene Nachricht des Chalcondylas, dafs Murad beiden Fürsten angesehene Stellen in seinem Heere gab, eben so charakteristisch als nothwendig zur Vollständigkeit der Erzählung. Die sechs Jahre der Ruhe, welche durch die erwähnten Friedensschlüsse bewirkt wurde, benuzte Murad mit Unterstützung des Beglerbeg Timurtasch, des Nachfolgers von Lalaschahin, zur Anordnung seines Heers, indem er die Verleihung der militärischen Lehen an die Sipahi's, und die schon früher (s. oben) eingeführte Eintheilung dieser Lehen in grofse (Siamet) und kleine (Timar) genauer bestimmte, den Sipahi's die rothe Fahne als Feldzeichen gab, und die Truppe der Woinak errichtete. Die leztere Truppe wurde aus christlichen Unterthanen gebildet, welche zu den niedrigsten Diensten des Heeres, besonders als Stallknechte und Fuhrleute gebraucht wurden, und dafür der Befreiung von Steuern und Abgaben genossen. Aber selbst im Frieden wuchs der Umfang der Besitzungen des Osmanischen Emirs; die Tochter des Emirs Jakub von Kermian, welche zu Prusa im J. 1381 mit Bajesid Jilderim, dem ältesten Sohne des Emirs Murad, vermählt wurde, brachte den schönsten Theil der Besitzungen ihres Vaters ihrem Gemahle als Heirathsgut. Bald darauf wurde der Fürst von Hamid von Murad beredet, ihm die sechs schönsten Städte des zwischen Tekka, Kermian und Karaman gelegenen fruchtbaren Binnenlandes zu verkaufen. Im Jahre 1382 kam auch endlich die Stadt Sophia (ehemals Sardica, auch Triadizza genannt), die Hauptstadt der Bulgarei, nachdem Balabanbeg, der Feldherr Murad's, mehrere Jahre sie belagert hatte, in die Gewalt der Osmanen, durch die List eines schönen Türkischen Jünglings, welcher zu dem Befehlshaber der Stadt überging, in dessen Dienste als Falkonier trat, auf einer Reigerbeize aufserhalb der Stadt seines Herrn sich bemächtigte, und ihn auf ein Pferd gebunden zu Balaban führte; als der gefangene Befehlshaber den Vertheidigern der Stadt gezeigt wurde, so öffneten diese die Thore. Eine blutige Episode bildet hierauf die Geschichte der Verschwörung der Söhne des Kaisers Johannes Paläologus und des Emirs Murad gegen ihre Väter, welche Hr. v. H. zugleich nach Türkischen und Byzantinischen Nachrichten erzählt, den leztern

Digitized by Google

(S. 599) den Vorzug zuerkennend. Kaum war diese Verschwörung von Murad durch die grausame Hinrichtung des empörten Sohns zu Didymoteichon (welche der Verf. S. 193 die Hinrichtung Didymoteichon's nennt) unterdrückt worden, so verleitete den Fürsten Alaeddin von Karamen eine eitle, auf die Jugend und Unerfahrenheit des damaligen Osmanischen Wesirs, Ali Pascha, welcher nicht lange zuvor seinem Vater Chaireddin gefolgt war, gestützte Hoffnung zu einem Versuche, der Macht Murad's, seines Schwiegervaters, (nicht, wie es S. 198 heifst, seines Schwagers) Gränzen zu setzen. Zwar suchte Alaeddin, als Murad den Beglerbeg Timurtasch mit dessen ganzem Heere, in welchem auch zweitausend Servier sich befanden, nach Asien gerufen hatte, und dieses Heer in der Ebene von Kutahia musterte, den Krieg durch eine versöhnende Botschaft abzuwenden, die schon begangenen Feindseligkeiten entschuldigend; der kriegerische Sinn des jungen Wesirs aber vereitelte alle Friedensvorschläge, und die Botschafter kehrten zurück „als Vorboten des ihnen auf dem Fufse folgenden Heeres." Die erste Schlacht zwischen Osmanen und Karamanen wurde im Jahre 1386 in der Ebene von Iconium gestritten, und Murad verdankte den Sieg vornehmlich der Tapferkeit seines Sohns Bajesid und des Beglerbeg Timurtasch; der leztere wurde dafür nicht nur mit dem gröfsten Theile der gewonnenen Beute, sondern auch mit dem Titel eines Wesir, d. i. eines Pascha von drei Rofsschweifen belohnt, und der erste und wirkliche Wesir hiefs seit dieser Zeit zum Unterschiede von den Titular-Wesiren oder Pascha's von drei Rofsschweifen, deren Zahl in der Folge sich bedeutend vermehrte, der Grofswesir. Die Schlacht von Iconium war auch dadurch merkwürdig, dafs die in derselben angenommene Stellung des Osmanischen Heeres die stehende Schlachtordnung wurde; den rechten Flügel bildeten die Truppen von Anatoli oder Kleinasien, den linken die Europäischen oder von Rum, die Stirnseite die Janitscharen, und der Sultan oder dessen Stellvertreter, der Grofswesir, stand mit der regelmäfsigen Reiterei, den Sipahi's und Silihdar's im Mittelpunkte. Die Todesstrafe aber, welche während der zwölftägigen Belagerung von Iconium Murad an einigen Servischen Soldaten wegen Uebertretung des Verbots, wodurch das Plündern im friedlichen Lande war untersagt worden, vollziehen liefs, wandte von ihm die Gemüther der Servier, und kaum war durch die Vermittelung der Nefiseh, der Tochter des Emirs Murad und Gemahlin des Fürsten Alaeddin, welche in das Lager ihres siegreichen Vaters als Fürbitterin kam, der Friede mit den Karamaniern geschlossen worden, so verabredete Lazarus (Ἐλεάζαρος bei Chalcondylas Lib. I. p. 26, 27), Kral von Servien, ein Bündnifs gegen die Osmanen mit Sisman II, Kral von Bulgarien, dem Schwiegervater des Emirs Murad und den Bosniern, und ein in Bosnien streifendes Osmanisches Heer von zwanzigtausend Mann wurde von den vereinten Bosniern und Serviern überfallen und grofsentheils vernichtet. Auch dieser Krieg gab dem Emir Murad Gelegenheit zu neuen Eroberungen, wurde aber auch die Veranlassung seines Todes. Nachdem er seine Asiatischen Länder in fünf Sandschaks getheilt, und zu Jenischehr mit grofsen Festlichkeiten seine eigene und seiner beiden Söhne Bajesid und Jakob Vermählung mit Byzantinischen Prinzessinnen und die Beschneidung dreier Enkel, Söhne Bajesid's, gefeiert hatte *), so ging der Grofswesir Ali Pascha mit dreifsigtausend Mann nach Europa, drang in die Bulgarei ein, über deren sieben Bergpässe eine lehrreiche Nachricht (S. 202 — 204) gegeben wird, eroberte Parawadi, Tirnowa und Schumna, und belagerte Nicopolis. Dem Kral Sisman bewilligte Murad zwar Frieden, aber die Bedingung desselben (Uebergabe von Silistria) wurde von dem Kral nicht erfüllt, und die Verbindung der verbündeten Krale stärkte sich, während das Osmanische Heer durch den Pafs Succi (jezt Suluderbend, d. i. der wässerige Pafs) heranzog, durch neue Bundesgenossen, und als Murad nach seiner Vereinigung mit dem Heere des Grofswesirs, das Amselfeld (Ungarisch: Rigomező von *Rigó* Amsel, und *mező* Feld, nicht, wie Hr. v. H. S. 209 schreibt: Rigomazeu) bei Kossowa erreichte, so

*) Die Türken nennen sowohl die Verheirathung eines Mannes als dessen Beschneidung eine Hochzeit, indem erster Suri chatan (d. i. die Hochzeit der Beschneidung) und leztere Suri dschihas (d. i. Hochzeit des Brautschatzes) heifst. Hr. v. H. gibt S. 202 von dieser Ansicht der Türken (deren auch Chalcondylas Lib. VIII, p. 230 erwähnt: ὁ δὲ γάμος οὗτος, scil. ἡ περιτομή, νομίζεται μὲν κράτιστος τῶν ἐς τὸν βίον σφίσι προσηκόντων) folgende uns nicht verständliche Erklärung: „Nach den Begriffen des Morgenländers wird das Vermählungsfest und die Erlustigung desselben nur der Braut und nicht dem Bräutigam gegeben, welcher schon als Knabe in den Erlustigungen des Festes der Beschneidung den Ersatz für den Schmerz derselben empfangen hat, indessen die Vermählungsfeierlichkeiten als Ersatz für den Schmerz des Mädchens die Thränen derselben zu trocknen bestimmt sind."

Digitized by Google

fand er dort ein Heer aus sieben christlichen Völkern aufgestellt. Die Schlacht, so wie der Tod des Sultans durch den Dolch des Serviers Milosch Kabilowitsch, werden mit vieler Lebendigkeit nach Türkischen Nachrichten dargestellt, und eine Vergleichung der Servischen und Griechischen Erzählungen über den Tod des Emirs (in welcher die Nachricht des Chalcondylas Lib. I. p. 27 nicht unerwähnt hätte bleiben sollen) mit den Osmanischen beschliefst diesen inhaltreichen Abschnitt. Merkwürdig ist die aus der handschriftlichen Osmanischen Geschichte des Solaksadeh (S. 214) mitgetheilte Nachricht, „dafs das noch heute bei den Audienzen des Sultans beobachtete Ceremoniel waffenloser Einführung durch Kämmerer, welche dem Eingeführten die Arme halten, als Vorsichtsmafsregel von Murads Todesart sich herschreibe." Ungern vermissen wir auch in diesem Buche die Berücksichtigung der inneren Verhältnisse des Osmanischen Reichs, und die grofse Ausdehnung, welche das Osmanische Reich unter Murad gewann, hätte wohl eine allgemeine Untersuchung über die Grundsätze, welche die Osmanen in der Behandlung der unterjochten Völker befolgten, veranlassen können. Es findet sich aber in diesem Buche aufser der S. 176 vorkommenden Nachricht, dafs Murad dem Beglerbeg Lalaschahin das umliegende Land von Philippopolis zu Lehen gab, durchaus nichts über das Verfahren der Osmanen gegen die eroberten christlichen Länder. Wenn auch die Türkischen Geschichtbücher über die damaligen innern Verhältnisse des Osmanischen Reichs schweigen, so bieten doch die Byzantinischen Schriftsteller in dieser Beziehung manche nicht unwichtige Nachricht dar, vornehmlich Chalcondylas, welcher (z. B. Lib. I, p. 19) der Milde erwähnt, womit Murad die Griechen behandelte, und am Ende des achten Buchs seiner Geschichte von der Abgabe des Zehnten, welche von den Türken ihren christlichen Unterthanen aufgelegt wurde, und von mehreren andern frühern Einrichtungen des Osmanischen Reichs merkwürdige Nachrichten überliefert.

Bajesid der Wetterstrahl (Jilderim), dessen Geschichte das *siebente* und *achte* Buch enthalten, begann seine Regierung, welche er unmittelbar nach dem Siege bei Kossowa antrat, mit der Hinrichtung seines Bruders Jakob, und der Osmanische Reichshistoriograph Saadeddin rechtfertigt diesen Brudermord nicht nur mit dem Ausspruche des Korans: „Unruhe sei schlimmer als Hinrichtung," sondern sogar mit dem Beispiele Gottes, welcher auch allein und ohne Nebenbuhler herrsche. „Diese bewegenden Gründe", sezt Hr. v. H. hinzu, „fand die Politik der nachfolgenden Sultane so gewichtig, dafs die Nachahmung dieses Beispiels denselben zum Gesetze, und in der Folge durch Sultan Mohammeds, des Eroberers, Satzungen der Brudermord bei jeder Thronbesteigung sogar zum öffentlich ausgesprochenen Reichsgesetze ward." Die umständliche Erzählung des Chalcondylas aber von dieser Hinrichtung (Lib. II. im Anfange), welche auch bei Phranzes (Lib. I. c. 26) sich findet, so wie die Bemerkung des erstern Schriftstellers, dafs zufolge der für die Hinrichtungen der jüngern Brüder der Sultane angenommenen Sitte Jakob strangulirt und nicht mit dem Schwerte getödtet wurde (*καὶ ἐχρήσατο Παϊαζήτης ᾗ νομίζεται τοῖς τοῦ γένους τοῦδε βασιλεῦσιν ἐς τοὺς ἀδελφοὺς ποιεῖν, ὡς ἀγχόνῃ δέοι τελευτᾶν τὸν βίον ὑπ' αὐτοῦ καὶ οὐ σιδήρῳ νενόμισται*), wird von Hrn. v. H. nicht angeführt. Bajesid gab sogleich nach seiner Thronbesteigung dem Kral Stephan von Servien, dem Sohne und Nachfolger des in der Schlacht auf dem Amselfelde gefangenen und vor dem Bette des sterbenden Emirs Murad hingerichteten Krals Lazarus Frieden, und überliefs dem Andronicus Paläologus auf dessen Bitte sechstausend Reiter und viertausend zu Fufs, mit deren Hülfe Andronicus in dem Quellenpalaste (*ἐν τοῖς πηγαδίοις τῆς Πηγῆς*) bei Constantinopel seinen Vater, den Kaiser Johannes, und seinen jüngern Bruder Manuel gefangen nahm, und hierauf des väterlichen Throns sich bemächtigte. Dafs Bajesid selbst diese Truppen gegen Constantinopel geführt habe, wie Hr. v. H. mit Berufung auf die Erzählung des Georgius Phranzes (Lib. I. c. 13) behauptet, erzählt weder dieser Schriftsteller noch Chalcondylas (Lib. II. p. 32). Nachdem hierauf ferner berichtet worden ist, wie späterhin Bajesid es seinem Vortheile angemessen fand, den von ihm eingesezten Kaiser Andronicus wieder zu vertreiben, und den Byzantinischen Thron an den jüngern Bruder Manuel zu geben, auch den alten Kaiser Johannes wieder einzusetzen, so verfolgt Hr. v. H. den Lauf der weitern Eroberungen des Emirs. Die Stadt Philadelphia (Türk. Alaschehr), die einzige noch Griechische Stadt in Kleinasien, deren Besitz die Griechischen Kaiser dem Schutze des benachbarten Türkischen Fürsten von Aidin verdankten, wurde im J. 1391 „als Religionsfond für die von Bajesid neu erbaute Kuppelmoschee zu Adrianopel erobert," und die beiden Griechischen Kaiser Johannes und Manuel, welche dem Osmanischen Emir mit Hülfstruppen in der Belagerung ihrer eigenen Stadt Beistand leisteten, „wa-

Digitized by Google

ren (nach Chalcondylas Lib. II. p. 33) die ersten, welche sie erstiegen, um sie den Barbaren zu überliefern." Auf diese Eroberung folgte die Vereinigung der Gebiete der Fürsten von Aidin, Saruchan und Mentesche mit der Osmanischen Herrschaft. „So waren von den zehn Fürstenthümern, in welche das Reich der Seldschuken zerfallen war, bereits sieben von dem immer weiter ausgesperrten Rachen der Osmanischen Macht verschlungen worden, und nun trozten derselben im Norden die Herrschaft des Fürsten von Kastemuni, und im Süden die Herrschaft des Fürsten Alaeddin von Karaman." Auch der leztere erkaufte sich nur durch die Aufopferung eines Theils seiner Herrschaft einen Frieden von kurzer Dauer. Die Befestigung von Kallipolis und der Bau des dortigen Hafens durch Bajesid bewog den Kaiser Johannes zu der Zeit, als sein Sohn Manuel mit einer Griechischen Schaar von hundert Mann im Osmanischen Lager Dienste leistete, zur Vertheidigung seiner bedrohten Hauptstadt aus Bausteinen und Marmorquadern, welche durch die Zerstörung von drei der schönsten Kirchen zu Constantinopel genommen wurden, zwei grofse viereckige Thürme am goldenen Thore zu errichten, und diese allzuspäte Vorsicht hatte die erste siebenjährige Einschliefsung von Constantinopel seit dem Jahre 1391) durch die Osmanen zur Folge, denn Bajesid gebrauchte den Bau dieser Thürme als Vorwand zum Kriege. (In der Erzählung des Verfs. findet sich an dieser Stelle, S. 223, ein starker Widerspruch, indem er sagt, dafs die von dem Kaiser Johannes gebauten Thürme „die beiden gröfsten und schönsten der so berühmten sieben Thürme" sind, gleich darauf aber berichtet, dafs Johannes durch die Drohung des Türkischen Emirs sich bewegen liefs, jene Thürme zu schleifen. Diese leztere Erzählung, welche auf den Bericht des Michael Ducas, Cap. 13, p. 25, sich gründet, ist die richtige, und die beiden von dem Kaiser Johannes gebauten Thürme sind also nicht mehr vorhanden. Vergl. Constantinopolis und der Bosporus Th. I. S. 620). Zu derselben Zeit drangen Osmanische Schaaren in Ungarn ein und stritten wider die Magyaren bei Francovilla (noch im Jahre 1391), und auch die Eroberungen in Asien begannen aufs Neue. Der Fürst Alaeddin von Karaman gerieth in der Schlacht bei Aktschai (wovon die Zeitbestimmung bei unserm Verf. eben so wie bei Löwenklau und Cantemir fehlt) in Gefangenschaft; der Beglerbeg Timurtasch liefs ohne Befehl des Sultans den Gefangenen aufhängen, und das Gebiet von Karaman wurde hierauf ohne grofse Schwierigkeit erobert. (Nach Cantemir, S. 68, liefs Bajesid selbst den Fürsten Alaeddin enthaupten.) Auf diese Eroberung folgte (im J. 1392) die Eroberung der ehemals den Nachkommen des Dschingischan gehörigen östlich gelegenen Städte Siwas, Tokat und Kaiserije, über welche damals der Kadi Burhaneddin, „ein eben so schriftgelehrter als staatskluger Mann," die Herrschaft sich angemafst hatte, und nicht lange hernach die Eroberung des Fürstenthums von Kastemuni, „welches der damalige Fürst Kötürüm Bajesid, d. i. der lahme Bajesid (aus dem Geschlechte Isfendiar) nicht zu behaupten vermochte wider Bajesid Jilderim, d. i. Bajesid den Wetterstrahl." (Nach Cantemir starb Kötürüm Bajesid vor dem Anfange der Feindseligkeiten, worauf dessen Sohn Isfendiarbeg sich und sein Land dem Osmanischen Sultan unterwarf.) Hr. v. H. läfst hierauf eine merkwürdige Nachricht folgen über das Verderbnifs der Sitten, welches an dem Hofe des Emirs Bajesid herrschend wurde, indem der Emir selbst, durch seine Servische Gemahlin verleitet, „wider die Satzung des Islams" dem Genusse des Weins sich ergab, und der Wesir Ali Pascha anfing, aus den christlichen Knaben, welche bisher nur zur Ergänzung der Miliz der Janitscharen waren gebraucht worden, diejenigen, welche durch Geist und Schönheit sich auszeichneten, auszuwählen, als Pagen und (Itschoglan) für den innersten Dienst des Hofes anzustellen und zur Befriedigung unnatürlicher Lüste zu mifsbrauchen; seit dieser Zeit wurde dieses Laster, durch das Beispiel der Sultane, Wesire und Gesetzgelehrten genährt, „zum auszeichnenden Lieblingslaster des Hofes, des Heeres und des Volks, zum wirksamsten Mittel der Beförderung zu Ehren und Reichthum (wenn diese Pagen der Lust ihrer Herren gefröhnt hatten, so stand ihnen der Weg zu den ersten Stellen des Staates offen) und nicht selten zum triftigsten Beweggrunde eines Christenkriegs, dessen Beute die verdünnten Reihen der Recruten und Pagen mit neuem Anwuchs von Macht und Lust füllen hiefs." Sehr charakteristisch ist die Erzählung, welche Hr. v. H. aus der Geschichte des Neschri mittheilt, von der Veranlassung zur Einführung der Gerichtstaxen unter Bajesid. Der Emir hatte beschlossen, achtzig der Bestechlichkeit angeklagte Richter in einem Hause zu Begscheri eingesperrt verbrennen zu lassen, und schon den Befehl zur Ausführung dieses Beschlusses gegeben; der Grofswesir Ali Pascha aber, indem er selbst es nicht wagte, dem Emir Vorstellungen zu machen, versprach

Digitized by Google

dem Hofnarren, einem Araber, eine Belohnung von tausend Ducaten, wenn er im Stande wäre, die Vollziehung jenes grausamen Befehls zu hindern. Der Hofnarr richtete hierauf an den Emir die Bitte, ihn als Botschafter nach Constantinopel zu senden, und als Bajesid ihn um den Grund dieser unerwarteten Bitte fragte, so gab er zur Antwort: „weil wir unsere Richter, welche nicht studirt haben, verbrennen, so will ich den Kaiser der Griechen um gelehrte Mönche bitten, damit durch sie das Evangelium verbreitet werden möge.“ Dieser Einfall brachte die gewünschte Wirkung hervor; Bajesid liefs den Grofswesir rufen und fragte ihn, warum die Richter, so grundgelehrte Männer, so sehr bestechlich wären. Ali Pascha gab als die Ursache dieser Erscheinung das geringe und unbestimmte Einkommen der Gerichtsbeamten an, und brachte die Einführung von Taxen und Sporteln zur regelmäfsigen Belohnung der Richter in Vorschlag; es wurde also verordnet, dafs als Gerichtsgebühren künftig zwei von jedem Hunderte der streitigen Summen und für die Ausfertigung einer gerichtlichen Urkunde zwei Asper entrichtet werden sollten. Die Zeit, in welcher diese Verordnung erlassen wurde, wird von dem Verf. nicht angegeben.

Während Bajesid sich mit der Erbauung von Moscheen zu Prusa beschäftigte, um dadurch die Schuld, welche er durch sein ausschweifendes Leben auf sich gezogen, abzubüfsen, liefs er auch das Schlofs Güseldschehissar am Asiatischen Ufer des Bosporus bauen, um die Belagerung von Constantinopel mit gröfserem Nachdrucke zu betreiben, erwirkte sich hierauf von dem Chalifen von Aegypten den Titel Sultan, liefs nicht lange hernach Thessalonica erobern, und befestigte sich in dem Besitze der Bulgarei durch die Bezwingung von Widdin, Silistria und Nicopolis. Die mit jedem Jahre wachsende Macht der Osmanen erweckte aber nicht nur Besorgnisse bei den benachbarten christlichen Fürsten, sondern selbst in Frankreich wurde das Kreuz wider die Türken gepredigt, und die Blüthe der Französischen Ritterschaft stritt bei Nicopolis (28. Septbr. 1396) mit dem Könige Sigismund (nicht Ludwig, wie S. 237 ff. durch einen mehrere Male wiederkehrenden Schreibfehler gesagt wird) zwar tapfer aber unglücklich. Die Schilderung dieser berühmten Schlacht und des schrecklichen Mordes von zehntausend gefangenen Christen, wodurch Bajesid den Tod von sechzigtausend in der Schlacht erschlagenen Muselmännern rächte, gehört zu den gelungensten Stellen des Buchs, und Graf Mailáth hat sie daher mit einigen Abkürzungen und unwesentlichen Aenderungen in seine Geschichte der Magyaren (Th. 2, S. 136 — 143) übergetragen. Die grausame Niedermetzelung der gefangenen Christen nach der Schlacht, welche bisher nur aus dem (übrigens vielleicht übertriebenen) Berichte des keineswegs in allen seinen Erzählungen glaubwürdigen Schiltberger bekannt war, wird nach der von Hrn. v. H. (S. 611) gegebenen Nachricht auch von dem Türkischen Geschichtschreiber Hesarfenn bestätigt. Glücklicherweise verfolgte Bajesid, welcher durch andere Plane beschäftigt wurde, die gewonnenen Vortheile nicht, drang nur (noch im Jahre 1396) mit seinem siegreichen Heer vor bis Pettau in Steiermark, verbrannte diese Stadt, führte von dort achtzehntausend Christen als Gefangene hinweg, und richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Constantinopel. Während der Kaiser Manuel in Italien, Frankreich und Deutschland umherzog, Hülfe wider die Türken suchend, bestach sein Neffe Johann mit dem Geschenke von zehn mit Gold und Silber gefüllten Fischen den Grofswesir Ali Pascha, und dieser vermochte den Sultan zu einem Vertrage, durch welchen noch einmal von Constantinopel die Gefahr der Eroberung abgewandt wurde; der Byzantinische Kaiser bewilligte den Türken eine Moschee und einen Kadi zu Constantinopel, und versprach dem Sultan einen jährlichen Tribut von zehntausend Ducaten. „Nach dieser Demüthigung des Byzantinischen Kaisers in seiner Hauptstadt, fährt Hr. v. H. S. 248 fort, durchfuhr Bajesid als der Wetterstrahl der Eroberung Asien und Europa zugleich. Während sein Feldherr Timurtasch in Asien die südlichen Gränzen des Osmanischen Reichs erweiterte, drang Bajesid, eingeladen von dem verrätherischen Bischofe von Phokis, in Thessalien ein, besezte die wichtigsten Städte des Landes, kam hierauf, geführt von eben demselben Bischofe, durch den Pafs der Thermopylen, und bemächtigte sich der ehemaligen Wohnsitze der Dorier, Lokrier und Phocäer. Von dort sandte er zwei seiner Feldherren nach dem Peloponnes; die ganze Halbinsel wurde verheert, und die Stadt Argos (im Junius 1397) erstürmt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 49. u. 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

Geschichte des Osmanischen Reichs, grofsentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven durch Joseph v. Hammer.

(Beschlufs.)

Nach der schon im Alterthume von morgenländischen Eroberern befolgten Sitte wurden dreifsigtausend Griechen, die ehemaligen Bewohner von Argos, als Sclaven nach Asien verpflanzt, und dagegen Turkmanische und Tatarische Colonien aus Asien nach Europa geführt. In demselben Jahre, in welchem der Peloponnes von den Türken erobert wurde, fiel auch Athen (damals in dem Besitze der Florentinischen Familie Acciajoli) in die Gewalt des Osmanischen Sultans. Die Herrschaft des Byzantinischen Kaisers war nunmehr schon auf den Umfang der Mauern von Constantinopel beschränkt, denn selbst das von der langen Mauer des Anastasius umschlossene Weichbild der Stadt war im Besitze der Türken, und in den Vorstädten von Constantinopel wohnten Turkmanische Ansiedler. Unter diesen Umständen bedrohte Bajesid, obgleich er (nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Ducas) den Genüssen weichlicher Wollust damals sich überliefs, die bedrängte Stadt durch eine von Adrianopel übersandte übermüthige Botschaft mit einer zweiten Umlagerung; diese Drohung blieb aber unerfüllt, weil Bajesid sich genöthigt sah Adrianopel zu verlassen und seine Asiatischen Besitzungen gegen Timur zu vertheidigen, was Hr. v. H. in dem Geschmacke einer fast Mogolischen Rhetorik also ausdrückt: „Bajesid der Wetterstrahl fuhr von Europa nach Asien, wo das finstere Meer Tatarischer Heere, in welchem er ausgelöscht werden sollte, fürchterlich herangerollt (war)."

Das *siebente Buch* enthält als Episode eine sehr ausführliche Erzählung der früheren Kriege und Eroberungen Timurs; erst, als die Osmanen die Stadt Erfendschan in Georgien, deren Fürst Taharten in den Schutz des Mogolischen Chans sich begeben hatte, eroberten, die Stadt Siwas (Sebaste) sich freiwillig dem Sultan Bajesid unterwarf, und mehrere früher von den Osmanen ihrer Herrschaften beraubte und in Gefängnisse eingesperrte Fürsten auf mancherlei Weise sich frei machten, (z. B. der Fürst von Aidin als Seiltänzer und der Fürst von Kermian als Affenräuber verkleidet, und bei Timur Zuflucht und Hülfe suchten, begann die Feindschaft der beiden Eroberer, des Osmanischen und Mogolischen. Timur sandte eine herausfordernde Botschaft an Bajesid, welche durch eine beleidigende Antwort erwiedert wurde, führte im J. 1400 seine Schaaren auf das Osmanische Gebiet, und übte in der Stadt Siwas, welche er eroberte, unerhörte Grausamkeiten. Er unterbrach hierauf den Osmanischen Krieg durch einen Feldzug gegen Syrien und Bagdad; eine beleidigende Botschaft des Sultans Bajesid und die Geschenke desselben, „welche die Türkischen Botschafter in zehn Pferden, die Tatarische Neunzahl verletzend, und mehreren Jagdthieren darbringen wollten," reizten den Grimm des Mogolischen Eroberers aufs Neue; die Osmanischen Botschafter wohnten der glänzenden Heerschau bei, welche Timur über die zum Kriege gegen ihren Sultan bestimmten Truppen hielt (die Truppen, welche der Prinz Mohammed Sultan aus Samarkand herbei geführt hatte, zeichneten sich, nach dem Berichte des Geschichtschreibers Scherefeddin, durch einfarbige Kleidung, Fahnen und Waffen der einzelnen Abtheilungen aus, und zwei dieser Abtheilungen, nach Hrn. v. H. Regimenter, trugen Cuirasse). Bajesid aber, welcher durch seinen Geiz, indem er die Auszahlung des Soldes unterliefs, seine Truppen und deren Anführer in schlimme Laune gebracht hatte, zog mit 120,000 Mann, unter welchen zehntausend Mann Servischer Hülfstruppen *) und achtzehntausend schon durch geheime Botschafter Timurs zum Abfall verleitete Tataren waren, dem siebenmal zahlreicheren Mo-

*) Die zehntausend Servier, welche mit Bajesid stritten, wurden nicht, wie S. 510 gesagt wird, von Lazarus, sondern von Stephanus angeführt; vergl. S. 315.

Digitized by Google

golischen Heere entgegen. Die Schlacht bei Angora (Ancyra) am 20. Julius 1402 entschied das Schicksal des unglücklichen Sultans Bajesid, welcher, als die Schlacht schon durch die Verrätherei seiner Tatarischen und anderen Truppen verloren war, auf einer Anhöhe mit zehntausend Janitscharen einen zwecklosen Widerstand fortsezte, und, da er zu spät zur Flucht sich entschlofs und sein Pferd stürzte, von Mehmud Chan, einem Abkömmlinge von Dschingis Chan gefangen wurde; auch Musa, der Sohn des Sultans, gerieth mit dem Beglerbeg Timurtasch und vielen andern Osmanischen Emirs in die Gefangenschaft der Mogolen, und Mustapha, ein anderer Sohn Bajesids war in der Schlacht vermifst worden (was Hr. v. H. S. 314 ausdrückt: „war in der Schlacht in Verlust gekommen").

Das *achte* Buch beginnt mit einer kritischen Prüfung der bekannten Erzählung von der Einsperrung des gefangenen Bajesid in einen eisernen Käfig. Diese Erzählung beruht hauptsächlich auf der Nachricht, welche der bekannte Arabische Schriftsteller Ahmed Ebn Arabschah in seiner poetischen Geschichte Timurs gelegentlich bei Erwähnung des Todes von Bajesid (Cap. 34 in der Ausg. von Manger S. 320) überliefert; sie findet sich aber auch bei andern Arabischen, freilich noch spätern Schriftstellern, deren Hr. v. H. nicht erwähnt (vergl. Pococke Supplementum histor. Arabum bei dessen Ausgabe von Abulfaragii histor. Dynast. p. 45); die bewährtesten Türkischen Schriftsteller erwähnen, wie Hr. v. H. berichtet, dieser Erzählung eben so wenig als der Byzantinische Schriftsteller Ducas, der Marschall Boucicaut (in seinen Mémoires) und der vorhin genannte Schiltberger; und der Türkische Reichshistoriograph Saadeddin erklärt sogar diejenigen, welche an das Mährchen von der Einsperrung des gefangenen Sultans Bajesid in einen Käfig glauben, für Tröpfe, welche nicht *Asuman* und *Risman* (d. i. Himmel und Strick, oder nach Hrn. v. H. Himmel und Schimmel) zu unterscheiden wissen. Eben dieser Schriftsteller bemerkt, in Uebereinstimmung mit zwei andern Osmanischen Geschichtschreibern, Aschikpaschasadeh und Neschri, dafs der gefangene Bajesid, nach seinem eigenen Wunsche, um des ihm verhafsten Anblicks der Tataren überhoben zu seyn, in einer (vergitterten) zwischen zwei Pferden getragenen Sänfte die Reisen machte, auf welchen er den Timur begleitete, und Hr. v. H. trägt kein Bedenken, diese Nachricht für „das bisher unbekannt gebliebene Quellenhaupt der ganzen Fabel des Käfigs" zu erklären, so wie er überhaupt, nachdem er ein viel vollständigeres Zeugenverhör über diese Sage angestellt hat, als von Gibbon geschehen ist, das Urtheil des Englischen Geschichtschreibers bestätigend, die Nachricht von der Einsperrung Bajesids in einen Käfig für ein ganz unglaubwürdiges Mährchen erklärt. Wir wollen zwar, wenn von der Einsperrung des gefangenen Osmanischen Sultans in einen *Vogelkäfig* die Rede ist, die Richtigkeit dieses Urtheils nicht in Zweifel ziehn, zur Rechtfertigung des Ebn Arabschah aber, welcher übrigens als Prinzenlehrer am Hofe Timurs über das Schicksal des Sultans Bajesid sicherlich sehr genau unterrichtet war, müssen wir bemerken, dafs es keineswegs ausgemacht zu seyn scheint, dafs dieser Schriftsteller in der oben angeführten Stelle unter dem Arabischen Worte *Kafs* einen Vogelkäfig verstanden habe, denn dieses Wort bezeichnet, wie Hr. v. H. selbst (S. 320, vergl. S. 384, 388) auch bemerkt, nicht blofs einen *Käfig*, sondern bei den Türken auch *ein vergittertes Gemach* (auch die vergitterten Gemächer des Serail zu Constantinopel, in welchen die Osmanischen Prinzen eingesperrt gehalten werden, heifsen Kafs). Sollte der sonst viel unerheblichere Ereignisse mit einem verschwenderischen Aufwande von kühnen Bildern und gesuchten Vergleichungen schildernde Ebn Arabschah, wenn er eine so ungewöhnliche Behandlung, als die Einsperrung in einen Vogelkäfig gewesen seyn würde, hätte erzählen wollen, auf die einfachen Worte: Wekana mukbelan fi kafsin min hadidin (und er war eingesperrt in einem Käfige von Eisen) sich beschränkt, und nicht auch schon früher (Cap. 24, ed. Manger p. 252) wo er die Gefangennehmung des Sultans in der Schlacht bei Ancyra mit dem Einfangen eines Vogels in einen Käfig vergleicht (wesara mekidan kattairu fi'l kafsin), auf eine solche Einsperrung hingedeutet haben? Es scheint daher sehr wahrscheinlich zu seyn, dafs Ebn Arabschah unter dem Kafs, in welchem nach seiner Erzählung Bajesid gefangen gehalten wurde, sich ein Gefängnifs, welches wie ein Käfig mit Gittern versehen war, gedacht hat, und in diesem Falle ist seine Erzählung nichts weniger als unglaubwürdig, vielmehr erhält sie durch die Nachricht des Phranzes (Lib. I. c. 26), dafs Bajesid in ein eisernes Gemach (κονβούκλειον ἐκ σιδήρου) von Timur eingesperrt wurde, eine nicht unerhebliche Beglaubigung. Eine solche Aufbewahrung eines vornehmen Staatsgefangenen war aber bei den Türken und Tataren etwas so Gewöhnliches, dafs Ebn Arabschah zu einer weitern Beschreibung dieses Umstan-

Digitized by Google

des sich nicht veranlafst sah, und es kann also auch das Schweigen der übrigen Schriftsteller darüber nicht befremden. Der übrige Theil dieses Buchs enthält den Verfolg der Kriegszüge Timurs, die Nachricht von dem Tode Bajesids und Timurs, die Geschichte der Theilung des Osmanischen Reichs unter die Söhne Bajesids, Suleiman, an dessen Stelle hernach der von Timur aus der Gefangenschaft entlassene Musa trat, Isa und Mohammed, und des Kriegs der Brüder um die Herrschaft (viel vollständiger als sie von irgend einem anderen Schriftsteller erzählt worden ist), so wie ihrer Unternehmungen gegen die Griechen und andere Völker (im J. 1408 brach ein Heer des Suleiman in Krain ein, und plünderte Möttling, und im Jahre 1410 belagerte Musa Constantinopel), und endlich der Schlacht bei Tschamurli im J. 1413, in welcher Musa umkam. Durch seinen Tod, da Isa schon früher verschwunden war, wurde die Gefahr, in mehrere kleinere Herrschaften zu zerfallen, und in einer solchen Theilung, wie viele andere morgenländische Dynastien, den Untergang zu finden, von dem Osmanischen Reiche abgewandt.

Das *neunte Buch* berichtet von den Kriegen, welche der Sultan Mohammed der Erste als Alleinherrscher der Osmanen gegen den Fürsten von Karamanien und die Venetianer führte, seinen Streifzügen in die Wallachei, Ungarn und Steiermark, und dem Siege der Oestreicher über die Türken bei Radkersburg (im J. 1416), so wie von der Erwerbung des Erzgebirges von Isfendiar und der Verpflanzung einer ganzen Colonie von Tataren, welche aus den Mogolischen Zeiten dort zurückgeblieben waren, in das Thal Konusch, unfern von Philippopolis in Rumili, der merkwürdigen von dem Heeresrichter Bedreddin angestifteten Empörung der Derwische, dem durch den ersten falschen Mustapha, welchen Hr. v. H. nach den Zeugnissen des Osmanischen Geschichtschreibers Neschri und der Byzantinischen Schriftsteller Ducas und Chalcondylas für den wahren in der Schlacht bei Ancyra vermifsten ältesten Sohn des Sultans Bajesid hält, erhobenen Aufstande, dem Besuche, welchen im Jahre 1421 Mohammed dem Byzantinischen Kaiser Manuel zu Constantinopel abstattete, dem bald darauf erfolgten Tode des Sultans zu Adrianopel und dessen Verheimlichung durch die Wesire Ibrahim und Bajesid Pascha bis zur Thronbesteigung von Murad. Nachrichten über die von Mohammed zu Prusa erbauten Moscheen, das von ihm unter den Osmanischen Herrschern zuerst nach dem Beispiele der Sultane von Aegypten für die Armen von Mekka und Medina an den Scherif von Mekka übersandte Gnadengeschenk, so wie die Wesire, Aerzte, Scheiche und Dichter, welche während der Regierung dieses Sultans blühten, beschliefsen dieses Buch. Unter diesen Nachrichten findet sich (S. 392) gleichsam versteckt die merkwürdige Notiz (aus dem Türkischen Geschichtschreiber Aali), dafs Mohammed der Erste zur Belohnung derer, welche während des Zwischenreichs seiner Brüder Suleiman und Musa ihm treulich angehangen, in der Provinz Rumili Halblehen (von welchen nur die Hälfte des gewöhnlichen Lehenzinses dem Sultan entrichtet wurde) stiftete; und diese Nachricht ist die einzige, welche Hr. v. H. in diesem Buche über die innere Verwaltung des Osmanischen Reichs mittheilt.

Das *zehnte Buch*, welches die Geschichte der Regierung des edeln und grofsmüthigen Sultans Murad des Zweiten bis zu dessen Thronentsagung enthält, beginnt mit der Wiedererscheinung des Mustapha, welchen nach dem seit der Schlacht bei Thessalonica, in welcher er von dem Sultan Mohammed besiegt und flüchtig geworden war, der Griechische Kaiser Manuel für ein Kostgeld von 300,000 Aspern zuerst in Constantinopel, dann auf der Insel Lesbos in Gewahrsam gehalten und nach dem Tode des Sultans Mohammed in Freiheit gesezt hatte, und Hr. v. H. berichtet die Schicksale und das Ende des unglücklichen Mustapha nach den sehr übereinstimmenden Erzählungen des Ducas und der Osmanischen Geschichtschreiber. Der Kaiser Manuel aber veranlafste durch den Schutz und Beistand, welchen er dem Thronbewerber gewährt hatte, die vierte Türkische Belagerung von Constantinopel (im J. 1422), welche von dem Verf. nach dem Berichte des gleichzeitigen Johannes Cananus dargestellt wird. Auf eine höchst auffallende Weise macht Hr. v. H. (S. 412) in dieser Darstellung aus der von Cananus (S. 190) erwähnten Kirche der heiligen Cyriaca (*τῆς ἁγίας Κυριακῆς*), einer Heiligen, deren Andenken die Griechische Kirche am 19. Mai feiert (s. Martyrolog. Graecorum. ed. Cardin. Albani, Rom. 1727. T. III. p. 106), eine Kirche *der heiligen Sonntag*. Es gelang indefs dem Byzantinischen Kaiser, die Osmanen zur Aufhebung der Belagerung dadurch zu bewegen, dafs er in der Person des Mustapha, des dreizehnjährigen Bruders des Sultans, dem Murad einen neuen Thronbewerber entgegenstellte. Es folgt hierauf die Erzählung verschiedener Empörungen im Osmanischen Reiche, des Kriegs widen die Kara-

Digitized by Google

manier (im J. 1425), der Erwerbung des Landes von Kermian durch ein Vermächtnifs des lezten Fürsten dieses Landes, und der Festungen Kolumbaz und Krussowaz durch den Frieden mit Ungarn und Servien (im J. 1428), der Wiedereroberung der Stadt Thessalonich, welche die Griechen nach deren Wiedereroberung an die Venetianer verkauft hatten, und der schrecklichen Plünderung dieser unglücklichen Stadt (nach dem Berichte eines Augenzeugen, des Johannes Anagnostes, und mehreren Türkischen Nachrichten), der Eroberung von Janina und anderer festen Plätze in Epirus, mehrerer Händel mit den Ungarn und Serviern, und des (durch die verweigerte Zurückgabe eines schönen Pferdes, welches der Fürst von Karaman dem Schützlinge des Sultans, dem Turkmanischen Emir Suleimanbeg, durch einen geschickten Rofsdieb hatte stehlen lassen) veranlafsten Kriegs wider den Karamanier, welcher (nach den Osmanischen Nachrichten) in heimlicher Verbindung mit dem Kaiser Sigismund und dem Despoten von Servien Georg Brancowich stand. Daher richtete Murad, sobald der Karamanische Krieg beendigt war, seine Macht gegen Servien und Ungarn, knüpfte Unterhandlungen wegen eines Bündnisses mit dem Könige von Polen an (welcher hernach den Feinden des Sultans sich anschlofs), und belagerte im J. 1440 fast während sechs Monate die Stadt Belgrad. Bald aber fand die Osmanische Macht einen eben so tapfern als glücklichen Bekämpfer an Johannes von Hunyad (Hunyadi), dessen Thaten im Kriege gegen die Türken, besonders der fünfmonatliche Feldzug des Jahres 1443, welchen die Ungarn den langen Feldzug nennen, mit sichtbarer Vorliebe und auf eine sehr anziehende Weise geschildert werden. Die Darstellung dieser Begebenheiten in des Grafen Mailáth Geschichte der Magyaren (Th. II. S. 212 ff.) ist zwar einfacher, aber auch bei Weitem ärmer an charakteristischen Zügen als die reichhaltige, wenn auch in einzelnen Stellen etwas gezierte Schilderung des Hrn. v. H. Der Sultan Murad selbst nahm an diesen ersten Kämpfen wider Johann Hunyadi keinen Antheil; denn er führte damals seinen dritten Krieg wider den Fürsten von Karaman. Noch wurde um einen zehnjährigen Waffenstillstand mit den Polen, Ungarn, Serviern und Walachen zu Segedin unterhandelt, als den Sultan Murad (im Julius 1444) die Trauer über den Tod seines ältesten Sohnes Alaeddin bewog, der Regierung zu entsagen, das Reich seinem Sohne Mohammed zu übergeben, und in dem Palaste und dem Tulpengarten zu Magnesia dem Genusse der Ruhe und der Freuden des Lebens sich zu überlassen.

Sehr reichhaltig ist das *eilfte Buch*, welches einen Zeitraum umfafst, in welchem grofse Ereignisse sich drängten. Murad war bald wieder genöthigt handelnd aufzutreten, weil es dem päpstlichen Cardinal Julian gelungen war, den König Vladislaus von Polen zum Bruche des wenige Tage zuvor zu Segedin geschlossenen Waffenstillstandes zu bewegen; auch Johann Hunyadi liefs sich für den Krieg stimmen, durch das Versprechen, dafs ihm die Krone von Bulgarien, wenn dieses Land den Türken entrissen werden könnte, überlassen werden sollte; doch bewirkte er den Aufschub des Krieges bis zum 1. Sept., damit noch während der Dauer des Waffenstillstandes die verabredete Uebergabe der Servischen Festungen von Seiten der Türken stattfinden möchte; und die Türken vollzogen auch den Waffenstillstand in dieser Hinsicht getreulich. Die furchtbare Strafe dieses treulosen Friedensbruchs wurde durch den Unverstand und Uebermuth der Verbündeten beschleunigt. Das Ungarische Heer zählte, als es den Krieg eröffnete, nicht mehr als zehntausend Mann, deren Bewegungen durch ein Fuhrwesen von zweitausend Wagen erschwert wurden, und mit dieser geringen Macht hoffte man gleichwohl die Türken aus Europa zu vertreiben. „Um die Schwierigkeit des Marsches über die Pässe des Hämus zu ersparen, beschlofs man, zwischen demselben und der Donau ans Meer zu ziehen.“ Bei Nikopolis erhielt zwar das christliche Heer eine Verstärkung durch die Truppen, welche Drakul, der Fürst der Wallachen, herbeiführte; aber auch dann war es den vierzig Tausenden, mit welchen bei Varna Murad den Christen sich entgegenstellte, nicht gewachsen. Die Beschreibung des Verfs. von der Schlacht bei Varna (10. Novbr. 1444), welche im Ganzen sehr gelungen ist, verdient mit der Darstellung derselben in des Grafen Mailáth (welcher das Werk des Hrn. v. H. auch bei diesem Abschnitte auf sehr geschickte Weise benuzt hat) Geschichte der Magyaren (Th. II. S. 223—228) verglichen zu werden. Murad entsagte nach dem glänzenden Siege bei Varna zum zweitenmale der Herrschaft, wurde aber durch einen in Adrianopel von den Janitscharen erregten Aufstand genöthigt, zum drittenmale den Thron einzunehmen und bis zum Ende seines Lebens zu behaupten. Auch diese leztere Periode der Regierung des grofsen Sultans war durch glänzende Kriegsthaten und andere merkwürdige Begebenheiten ausgezeichnet, welche

Digitized by Google

von unserem Verf. sehr vollständig und mit vielen charakteristischen Zügen beschrieben werden. Zu den wichtigsten der Begebenheiten dieser Periode gehören die Unternehmung des Sultans gegen den Peloponnes, welcher damals in der Theilung der Reste des Byzantinischen Reichs unter die Söhne des Kaisers Manuel Paläologus gröfstentheils von Constantinus, dem nachherigen lezten Kaiser von Constantinopel, beherrscht wurde, die Einnahme und Verbrennung von Korinth, die Belagerung von Patras, die verschiedenen Gesandtschaften des Geschichtschreibers Georg Phranzes an den Sultan, zum Theil wegen der Thronfolge in Byzanz für den Fall des Ablebens des Kaisers Johannes Paläologus, und der Friede mit den Griechen (im J. 1446), durch welchen der Peloponnes den Türken zinsbar wurde. Es folgt hierauf eine sehr anziehende Schilderung des Feldzuges gegen Johannes Hunyadi, und eine sehr gelungene Darstellung der Schlacht bei Kossowa (am 17—19. Octbr. 1448) auf demselben Amselfelde, auf welchem Murad der Erste als Sieger seinen Tod gefunden hatte. Der Verf. bemerkt (S. 480): „die Schlacht von Kossowa wäre nicht verloren worden, hätte Hunyad die aus Albanien versprochene Hülfe erwartet," und macht durch diese Bemerkung den Uebergang zu der Geschichte des Helden Scanderbeg und des von Murad dem Zweiten wider ihn in Albanien meist unglücklich geführten Kriegs in den Jahren 1443—1450, besonders der Belagerung von Croja. „Da der Sultan die Treue des Befehlshabers von Croja nicht erschüttern konnte, liefs er, die Mauern zu erschüttern, erst vor denselben Kanonen giefsen; binnen vierzehn Tagen wurden zehn gegossen, wovon vier grofse steinerne Kugeln von sechs Centnern, die sechs anderen Kugeln von zwei Centnern schossen." *) Diese Belagerung, welche Murad, „von Verdrufs und Krankheit befallen," aufhob, war die lezte kriegerische Unternehmung dieses grofsen Sultans; er bestätigte nach seiner Rückkehr nach Adrianopel auf die Bitte des Georgius Phranzes, welcher zum achten Male zu ihm als Gesandter kam, den Constantinus Paläologus, den lezten Griechischen Kaiser von Byzanz, als Nachfolger des indefs gestorbenen Kaisers Johannes, und starb noch im Jahre 1450 auf einer Insel des Sees von Adrianopel bei einem Gastmahle am Schlagflusse „im siebenmal siebenten Jahre seines Alters." Eine lesenswerthe Vergleichung der zweimaligen Thronentsagung Murad des Zweiten mit den Thronentsagungen Diocletians und Carls des Fünften, Nachrichten über die von Murad zu Adrianopel und Prusa gebauten Moscheen und die damit verbundenen Schulen und Armenküchen, so wie die von ihm erbauten grofsen Brücken (besonders die Moschee Udsch Scherfeli zu Adrianopel wird ausführlich beschrieben), ferner die Mittheilung der wichtigen Nachricht des Chalcondylas über die damalige Einrichtung des Türkischen Heers (Lib. V. 121, 59), jedoch mit der Auslassung mehrerer nicht unerheblicher Einzelnheiten, so wie (nach dem Beispiele der Türkischen Geschichtschreiber und wie auch am Schlusse der Regierung Mohammeds I. geschehen ist) biographische Notizen über die Wesire und Feldherren Murads II. und die damaligen berühmten Scheiche, Rechtsgelehrte und Dichter beschliefsen das eilfte Buch.

Das *zwölfte Buch* schildert zuerst die Thronbesteigung des Sultans Mohammed des Zweiten (am 10. Febr. 1451), welcher seine Regierung damit begann, dafs er, „der Sohn einer Sclavin," seinen im Purpur gebornen Stiefbruder Ahmed, den Sohn einer Prinzessin von Sinope zu Adrianopel im Bade ersticken liefs. Nachdem er durch solchen im Osmanischen Reiche zur Gewohnheit gewordenen Brudermord die innere Ruhe gesichert, und mit den Karamaniern Frieden geschlossen hatte, richtete er seine ganze Thätigkeit auf die Vorbereitungen zur Belagerung von Constantinopel, welche die Griechen durch unbesonnene Drohungen beschleunigten. Ein Aufstand der Janitscharen wurde zuvor durch ein seitdem üblich gewordenes Thronbesteigungsgeschenk beruhigt, und um ferneren Meutereien der Janitscharen vorzubeugen, vereinigte Mohammed mit ihnen siebentausend ihm ergebene Falkoniere, welche bis dahin unter dem Stabe des Oberjägermeisters standen, und nunmehr unter dem Namen Segban (Hundewärter) einen Theil der Janitscharen bildeten. Bald darauf verkündigte der Bau des Europäischen Schlosses am Bosporus („nach der äufserst abenteuerlichen Idee, dafs der Umfang der Mauern den Arabischen

*) Hr. v. H. bemerkt, es geschehe bei dieser Gelegenheit die erste Erwähnung der ungeheuern Steinkugeln, dergleichen noch heute an den Dardanellen und zu Rhodus liegen. Diese Bemerkung ist unrichtig; denn Murad der Zweite beschofs schon im Jahre 1422 Constantinopel mit Steinen von 150 Pfunden (*οἱ λίθοι τῶν τηλεβόλων στάθμον τρία ἡμιτάλαντα*); und Chalcondylas, welcher dieses Umstandes erwähnt (Lib. V. p. 123), nimmt davon Gelegenheit, eine merkwürdige Nachricht über die Erfindung und Verbreitung des Schiefspulvers und Geschützes mitzutheilen.

Digitized by Google

Schriftzug des Wortes Mohammed darstellen sollte") den Griechen die Annäherung des lange vorbereiteten Endes ihres Reichs. Der lezte Byzantinische Krieg, welcher im Junius 1452 mit einem zufällig entstandenen Kampfe der Griechen und Türken bei Bivad (Epibaton) eröffnet wurde, so wie die Belagerung und Eroberung von Constantinopel, werden mit grofser Ausführlichkeit berichtet; auch wird der Leser für die Geschichte der Belagerung durch eine zweckmäfsige, deutliche und umständliche Beschreibung der Oertlichkeiten vorbereitet. Die Erwähnung der Weissagungen dagegen von dem Falle der Stadt und des Griechischen Reichs hätten etwas kürzer gefafst werden können, obwohl die ebenfalls sehr ausführlich vorgetragene Bemerkung des Verfs. sehr gegründet ist, dafs einerseits solche Weissagungen charakteristisch sind für die Ansichten und Meinungen der Völker, bei welchen sie sich finden, und andererseits dadurch eine Befangenheit des menschlichen Geistes hervorgebracht wird, welche nicht selten einen mit den Weissagungen übereinstimmenden Ausgang der Begebenheiten zur Folge hat. Die Darstellung der Belagerung insbesondere trägt überall die Spur eines grofsen Fleifses, und ist so reich an charakteristischen und individuellen Zügen, dafs sie ungeachtet des meistens etwas abgerissenen Vortrags und mancher gesuchten Ausdrücke und Wendungen, welche ihre Haltung stören, ein anziehendes, am Schlusse aber schaudervolles Gemählde darbietet. Eine sehr merkwürdige Zugabe ist der (in den Anmerkungen am Schlusse des Bandes S. 675—677 mitgetheilte und bisher unbekannte), von den Genuesern zu Galata nach der Eroberung der Hauptstadt durch die Türken mit dem Sultan Mohammed abgeschlossene Vertrag in der Griechischen Ausfertigung nach der Urkunde, welche in dem Besitze des Freiherrn von Testa zu Pera sich befindet. (Die Abschrift dieser aus 48 gedruckten Zeilen bestehenden Urkunde kostete Hrn. v. H., nach der S. 677 mitgetheilten Nachricht, nicht weniger als 25 Piaster.) Unter den verschiedenen, meistens auf den Handel sich beziehenden Vorrechten, welche in diesem Vertrage den Genuesern von dem Sultane bewilligt werden, kömmt (S. 676 Zeile 17) die Befreiung von einer Abgabe vor, welche φιαστικόν genannt wird (καὶ κουμέρκιον νὰ μὴ δίδουν μήτε φιαστικόν); Hr. v. H. bringt für dieses offenbar verderbte Wort die Verbesserung φιαρτικόν in Vorschlag, und erklärt dieses uns gänzlich unbekannte Wort durch Zwangsarbeit. Ohne Zweifel aber ist πρατικόν oder πρατίκιον (πρακτικόν in einer Novelle des Kaisers Manuel Comnenus des Ersten, in Jo. Leunclavii Jus Graeco-Romanum Lib. II. p. 157) zu lesen. Denn dieses Wort wird in späteren Byzantinischen Urkunden oft, so wie es auch in der vorliegenden Urkunde (nach unserer Verbesserung) geschieht, als Bezeichnung einer Handelsabgabe mit commercium, was ebenfalls eine Abgabe von Waaren bedeutet, zusammengesezt; z. B. in dem von dem Kaiser Alexius Angelus den Venetianern bewilligten Handelsprivilegium, welches in C. A. Marin storia civile e politica del Commercio de' Venetiani Vol. III. p. 320 sich findet: „Nec quod eis aliquam Speciem vendiderint, vel ab eis emerint, exigentur *commercium* pro illa tali specie, vel *pratichum*, quod debet accipere fischus vel pastor illius regionis, in qua fit mercatio." Die mit dem Namen Liber albus bezeichnete Handschrift der Venetianischen Abtheilung des Hof- und Staatsarchivs zu Wien, in welche jenes Handelsprivilegium ebenfalls aufgenommen worden ist, enthält die lezten Worte der angeführten Stelle richtiger also: „vel *pratikium* quod debet accipere fiscus vel *practor* illius regionis in qua fit mercatio." Vergl. Ducangii glossar. gr. p. 1220 v. πρακτικά und πράκτωρ.

Nach dieser ausführlichern Darlegung des Inhalts des ersten Bandes werden wir in der Anzeige der übrigen Bände kürzer seyn können.

Friedrich Wilken.

XXIV.

De ovi mammalium et hominis genesi epistolam ad Academiam Imperialem scientiarum Petropolitanam dedit Carol. Ern. ab Baer, Zoologiae prof. publ. ord. Regiomontanus cum Tab. aenea. Lipsiis sumptib. Leop. Vossii 1827. 40 pag. 4.

Vorliegendes Sendschreiben hat der Verf. bei Gelegenheit seiner Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der Petersburger Akademie, an diese, als Ausdruck seiner Dankbarkeit, gerichtet. Er konnte wahrlich kein besseres Thema wählen als das über die Entwicklung des Eyes, um seine Verehrung einer Akademie zu bezeugen, die einen Casp. Friedr. Wolff und Pander unter ihren Mitgliedern zählt, davon der eine den Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Thiere neue Bahn gebrochen, der andere in unsern Tagen neuen Schwung

Digitized by Google

gegeben hat. Auch die Akademie darf sich's zur Ehre rechnen, mit einer in der Physiologie Epoche machenden Entdeckung von ihrem neu gewonnenen Mitgliede begrüfst worden zu seyn.

Denn dafs die Entdeckung des ersten Anfangs der Bildung eines neuen Individuums im weiblichen Eierstock, also des wesentlichen weiblichen Zeugungselements, wonach seit Regner de Graaf bis neuerlichst an Prevost Dumas und Dutrochet so Viele vergeblich gestrebt, wodurch so mannigfaltige Untersuchungen ihren Schlufs und Anfangspunkt erreichen, und der menschliche Geist von dämmernden Hypothesen, die diese Stelle der Naturforschung so sehr umwölkten, befreit, mit neuer Kraft und Freiheit und auf festerm Boden nach neuen Aussichten sich bewegen darf, dafs eine solche Entdeckung Epoche machend sei, ist klar, und wird die Folge lehren. Das Beste haben wir wohl, nach vielen von ihm bereits vorausgeschickten Arbeiten und Andeutungen, von unserm Autor selbst zu erwarten, wozu wir ihm Glück, immer frische Kraft und erfreulichen Fortgang wünschen.

Das Wesentliche von v. Baers Entdeckung besteht in der Auffindung, Darstellung und genauen Beschreibung eines körnigen sehr kleinen Bläschens innerhalb des Graaf'schen Bläschens der Säugethiere und des Menschen, als des eigentlichen Eys, und der Grundlage des weiblichen Zeugunsstoffes, welches die befruchtende Kraft des männlichen Samens in sich aufnimmt, und in Wechselwirkung mit demselben einen selbstständigen Organismus entwickelt. Es wird also nicht ferner das Graaf'sche Bläschen für das eigentliche Säugthierey gelten, noch wird man ferner behaupten dürfen, dafs sich dessen flüssiger Inhalt als weiblicher Same mit dem männlichen gestaltlos vermische, sondern dasselbe enthält einen vorhergestalteten Stoff, das primitive Eychen als Anfang aller folgenden Gestaltung. Auf welche Weise das primitive Eychen im Graaf'schen Bläschen selbst enthalten sei, ob frei oder befestigt und wie? diefs zu erforschen ist dem Autor bei allen seinen Bemühungen noch nicht vollkommen gelungen. Bei blofs äufserer Ansicht bei Thieren, wo es nach Aufsen durchscheint, z. B. bei Hunden, hat es den Anschein, wie wenn es in der Flüssigkeit des Graaf'schen Bläschens frei fluctuirte; doch behauptet es bei kleinen Verrückungen immer dieselbe Stelle, was auf eine Befestigung hindeutet, da es sonst in der Flüssigkeit untertauchen und sich verlieren müfste. Das primitive Eychen ist in eine Scheibe eyweifsstoffiger Körnchen eingesenkt, welche nach Innen hügelartig erhoben ist. Diese Keimscheibe (discus proligerus) mit dem enthaltenen Eychen ist sammt der innern Graaf'schen Flüssigkeit von einer körnigen Haut umgeben, welche zunächst an den eigentlichen Balg des Bläschens gränzt, der die Gefäfse aufnimmt und im Parenchym des Eyerstocks vergraben ist, worüber dann noch, so weit es frei hervorragt, ein Theil der Peritonealhaut gespannt ist. In so weit zeigt das Graaf'sche Bläschen vollkommen dieselbe Bildung wie das Ey am Eyerstock des Vogels, nur dafs jenes frei an einem Stiele hängt, dieses in der Substanz des Eyerstocks verborgen und die innere Flüssigkeit nicht ganz dem Dotter ähnlich gebildet ist. Die äufsersten Hüllen wären völlig analog, die Körnerhaut, welche den Balg von Innen auskleidet, würde der Dotterhaut, das primitive Eychen dem Keimbläschen des Vogeleys entsprechen. Dennoch verliert sich die Analogie, sobald das Ey in den Eyleiter aufgenommen ist. Beim Vogeley ist dann alle Spur des Keimbläschens verschwunden, es scheint, wie wenn sein Inhalt sich in die Keimscheibe ergossen hätte, die nun imprägnirt zur Bildungsstätte des neuen Lebens wird, indefs der Eidotter mit seiner Membran unverschrt bleibt und den künftigen Nahrungsstoff darbietet. Beim Säugthier scheint das Gegentheil einzutreten; das primitive Eychen, welches dem Keimbläschen des Vogels entspricht, bleibt und bildet nun die Grundlage des embryonischen Eys, indefs die Flüssigkeit des Eyerstockeys sich (etwa in den Eyerleiter) ergiefst.

Aus der Betrachtung des Amphibieneys scheint dem Autor hervorzugehen, dafs je länger in der Reihe der Rückgrat-Thiere der Aufenthalt des Foetus im mütterlichen Körper dauert, je mehr auch das Keimbläschen des Eyerstockeys ursprünglich entwickelt sei, so dafs es bei den Säugthieren endlich dahin gelangt, dafs ihm alle Eigenschaften des wahren Eys zukommen, indefs die übrigen Eytheile weniger wesentlich erscheinen. Das primitive Eychen glaubt er darum für den eigentlichen weiblichen Zeugungsstoff halten zu müssen, weil es in der Thierreihe desto vollkommener gebildet erscheint, je länger der Embryo vom Momente der Befruchtung an sich im mütterlichen Körper aufhält, jemehr also die weibliche Kraft Antheil hat an dessen Entwicklung. Der schon oben erwähnte Gegensatz der Entwicklung des Dottertheils und der Keimbläschen bei Säugethieren und den niedern Rückgratsthieren mufs hier gleichfalls in seinem gesetz-

Digitized by Google

lichen Verhältnisse zu der ersten Ernährung des Embryo aufgefafst werden. So richtig auch diese Ansichten seyn mögen, so fehlt ihnen doch noch die volle Sanction einer durchgeführten Erfahrung. Uns wenigstens schien bei Vergleichung des primitiven Eychens von Mäusen und Kaninchen mit dem Keimbläschen des Vogeleys kein Vorzug der Entwicklung auf der einen und andern Seite. Wir dürfen uns hier durch das bereits in den Eyleiter gelangte Eychen, bei dem die Entwicklung schon fortgeschritten ist, nicht irre machen lassen. Dieses zeigt sich im Eyleiter etwas gröfser und aufgelockert. Es besteht aus einer durchsichtigen Schalenhaut, welche mit Wärzchen, den Zöttchen des Darms vergleichbar, äufserlich besezt ist; zunächst unter dieser findet sich ein inneres Bläschen, an dessen Oberfläche sich viele zarte, aus Körnchen bestehende, kreisförmige Häufchen befinden, darunter auch eine gröfsere hervorstehende, mit einem Hofe versehene Scheibe. Es ist natürlich, dafs wie früher beim gesammten Graaf'schen Bläschen sich hier bei dem gesonderten Eychen die Analogie mit dem Vogeley von Neuem aufdringt, und die Schalenhaut hier mit der Schalenhaut dort, die innere Haut mit der Dotterhaut und das Scheibchen der innern Membran mit der Keimhaut (dem Hahnentritt) verglichen wird.

Burdach hat in seiner neuesten Physiologie (an deren Bearbeitung v. Baer einen rühmlichen Antheil nimmt) mit gewichtigen Gründen diese Vergleichung bestritten, und die äufsere Haut des Eychens, da sie durchaus Product des Eyerstocks ist, und nicht erst im Eyleiter wie die Schalenhaut des Vogeleys angebildet wird, für die Dotterhaut gehalten, die innere Haut aber für eine zu vollkommener Blase geschlossene Ausbildung der Keimhaut, welche im Vogeley als Hahnentritt zwar die Tendenz zur Blasenform hat, aber Anfangs nur als eine Scheibe erscheint, weil der Dotter, als der für die ganze Brütezeit mitgegebene Fruchtstoff viel zu grofs ist. Diese Ansicht scheint uns sehr plausibel, ja wir wären geneigt sie selbst auf das Vogeley auszudehnen, indem es uns auch hier scheint, dafs der Keimhof mit der innern Körnerhaut, welche von der Dotterhaut wohl unterschieden ist, eine continuirlich geschlossene Blase bildet. Doch dieſs mufs noch durch genauere Untersuchungen und Vergleichungen näher ausgemittelt werden. Gewifs höchst merkwürdig ist die doppelte Analogie des Graaf'schen Bläschens und des darin enthaltenen Eychens (an dem etwa noch ein Keimbläschen zu entdecken wäre) mit den Theilen des Vogeleys am Eyerstocke, und rechtfertigt hinreichend v. Baers Ausspruch, dafs das Säugethierey ein potenzirtes Vogeley sei.

So wichtig übrigens v. Baers Entdeckungen sind, so hat doch die Natur, nach ihrer Weise, uns den Faden der Urtersuchung bei dem Uebergange des Eys in den Eyleiter plötzlich entzogen, und die ersten Wirkungen der Befruchtung in ein undurchdringliches Dunkel verborgen. Wie und wann verschwindet das Keimbläschen des Vogeleys? Welche Unterschiede sind zwischen dem noch am Graaf'schen Bläschen befindlichen Eychen und dem in den Eyerstock bereits aufgenommenen? Enthält jenes auch noch ein eigenes Keimbläschen, und ist es im leztern verschwunden und dessen Flüssigkeit von der Keimscheibe aufgenommen? Diese und dergleichen Fragen, die man sonst kaum geahnt hätte, werfen sich bei unserem neuen Fortschritt von selbst auf, und rufen den Forschungsgeist zu neuen Anstrengungen.

Wir haben hier nur den Hauptgegenstand gegenwärtiger Schrift und das, was am meisten interessiren konnte, herausgehoben und besprochen, obgleich dieselbe noch über die Metamorphose des Eys in der Thierreihe, über die Bildung des gelben Körpers, über die erste Entwicklung des Foetus einen gar reichen Inhalt gewährt und unsere Sehnsucht nach weiterer Entwicklung desselben, die der Verf. zunächst zu unternehmen Willens ist, zum höchsten Grade steigert. Schliefslich müssen wir noch die einfache und klare Latinität des Verfs. rühmen, und wünschen, dafs er in Werken, die der gesammten wissenschaftlichen Welt angehören, sich noch ferner der naturwissenschaftlichen Weltsprache bedienen möchte. Auch der Verleger verdient den vollen Dank des Publicums für die treffliche Ausstattung dieser Schrift.

Purkinje.

Digitized by Google

Nro. 51. u. 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

XXV.

Nal und Damajanti. Eine Indische Geschichte, bearbeitet von Friedrich Rückert. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Johann David Sauerländer. 1828.

Der Verf. erklärt in der Vorrede, dafs er in vorliegendem Werke nicht eine Uebersetzung der im Orient berühmten und vielfach bearbeiteten Episode des Mahâ-Bhârata zu geben beabsichtigt, sondern dafs er versucht habe, die schöne fremde Geschichte durch Umbildung der Deutschen Poesie anzueignen. Den Zweck der Nationalisirung suchte er zu erreichen „zuerst durch Selbstständigmachung der Episode, sodann durch Einkleidung in „ein volksmäfsig Deutsches Gewand, mit Ausscheidung „alles Fremdartigen, was für uns nur auf gelehrtem Wege „und nicht unmittelbar durch das Gefühl verständlich ist.“ Was das Versmafs anbelangt, so fand der Verf. eine modernartige Anwendung der Reimpaare unserer alt-Schwäbischen Dichter am passendsten, und wir können seine Wahl nicht genug billigen, den Wohllaut, den schönen Rhythmus, die leichte und freie Bewegung seiner Verse mit klangreichem Reim nicht genug rühmen. Die schönen, im sanskritischen Sprachgebiet unerschöpflichen Wortverbindungen, die Einzelnes und Zerstreutes zu einem geschlossenen lebendigen Köper vereinigen, und oft durch Sinnigkeit und Neuheit so angenehm überraschen, diese in der Indischen Poesie so wirksamen Bildungen hat der Verf., so weit es die beschränkteren Mittel der Deutschen Sprache verstatten, mit einer seltenen Leichtigkeit und Ungezwungenheit nachzuahmen gewufst. So schildert er z. B. S. 80 die Damajanti als

> Die gliederzart-wuchsrichtige,
> Vollmondangesichtige,
> Gewölbtaugenbrauenbogige,
> Sanftlächelredewogige.

Ueber das Verhältnifs der Deutschen Umbildung zur Urbildung im Mahâ-Bhârata läfst sich kein allgemeines, d. h. auf alle Theile des Gedichtes gleichpassendes Urtheil aussprechen. Bald schliefst sich der Verf. näher, bald entfernter an das Indische Epos an, bald gibt er eine, zwar nicht äufserlich treue, aber innerlich und dichterisch wahre Uebersetzung, bald überläfst er sich freier dem Fluge seiner eigenen erfinderischen Begeisterung. Aber Alles, was er hinzuthut, ist des grofsen Indischen Dichters nicht unwürdig, der Indischen Anschauungs- und Empfindungsweise angemessen, keine blofs äufserliche moderne Verschönerung, sondern ein kräftiger und belebender Kern von Gedanken und Gefühlen.

Der Urtext der Episode des Mahâ-Bhârata erschien zuerst in London im Jahre 1819 mit einer gegenüberstehenden wörtlichen Lateinischen Uebersetzung. *) Ein Jahr später gab Rosegarten eine Deutsche, zwar metrische doch mehr auf worttreue Wiedergebung als auf poetische Wirkung berechnete Uebersetzung. Eine gedrängte Darlegung des Gegenstandes der alten Dichtung, mit Hinblickung auf die ansprechende Form, die sie unter Rückerts geschickter Künstlerhand gewonnen hat, dürfte hier nicht unpassend erscheinen.

Zwischen Nalas, dem König von Nischadha, den die Indische Sage einen körperlichen Liebesgott nennt **), und Damajanti, der schönen Tochter des Königs von Widarbha, bestand gegenseitige Zuneigung, obwohl sie sich nie gesehen, sondern blofs durch beständiges Hören ihrer wechselseitigen Vollkommenheiten erzeugt, und die Liebe wuchs in ihren Herzen; oder nach Rückerts sinniger Auffassung:

*) Nalus, carmen sanscritum, e Mahâ-Bhârato: edidit, latine vertit et adnotationibus illustravit Franciscus Bopp.

**) Der Gott der Liebe heifst im Sanskrit unter anderen An-anga, d. h. *körperlos*. Sehr glücklich hat Rückert einer solchen zum Verständnifs nothwendigen Erklärung zu entgehen gewufst, und Nala erscheint bei ihm „als wie ein Liebesgedanken getreten in Köperschranken.“

Digitized by Google

„Da wuchs blindlings der Liebe Kraut
„Zwischen zweien, die nie sich geschaut,
„Es wuchs von gestreuter Worte Samen,
„Die sie eines vom andern vernahmen."

Eine Goldgans, die Nalas im Walde fing, übernimmt es der Damajanti von ihm Kunde zu überbringen, und zwar so, dafs sie an keinen anderen Mann mehr denken könne. Was die Gans mit goldähnlichen Fittigen zu Damajanti sprach, lautet nach wörtlicher Uebersetzung des Indischen Urtextes wie folgt: Damanjanti! mit Namen Nalas wohnt in Nischadha ein Landesherr, den beiden Aswinen ähnlich an Gestalt, ihm sind Menschen nicht vergleichbar. Ein körperlicher Liebesgott ist er von Gestalt. Wenn du seine Gattin wärest, o Reizende, so hätten dir Frucht gebracht deine Geburt und deine Gestalt, o Schlanke! Götter, Gandharwen, Menschen, Schlangen und Riesen haben wir gesehen; nicht aber haben wir jemals einen Mann gesehen wie Nalas. Du aber bist die Perle der Frauen, und unter den Männern ist Nalas die Zierde; der Trefflichen mit dem Trefflichen Vereinigung wäre schön!

Diese Stelle hat der Verf. mit Entfernung des Indischen Mythenkreises übertragen, und aus eigenem poetischem Erguſs weiter ausgeführt, wie folgt:

Damajanti im Nischadathal
Ist der Landesherr König Nal,
Ein Bild aus überirdischem Reich,
Seiner Gestalt sind nicht Menschen gleich.
Er ist ein Liebesgedanke
Getreten in Körperschranke,
Dessen Gattin wenn du wärest,
O Reizende, die du entbehrest
Keinen Schmuck als nur diesen,
So wäre dein Loos gepriesen.
Deine Schönheit und seine Zucht
Verbunden trügen dir gute Frucht;
Ihr seid für einander ausgesucht,
Höre du, anmuthsittige,
Von uns, o schwebetrittige,
Wir haben auf unserem Fittige
Uns umgesehn auf den Wiesen
Der Menschen und in Paradiesen
Der Götter, auch in Wohnungen der Riesen;
Aber wir haben nirgend gesehn
Einen wie Nala stehn und gehn.
Wie du der Frauen Perl' allein,
Ist Nala der Männer Edelstein;
Wenn ihr wäret verbunden,
Nichts Schöneres wäre gefunden.

Die Leidenschaft der Damajanti steigt nun aufs Höchste, und die lebendige Schilderung derselben gehört zu den schönsten Stellen des Gedichts, und der Verf. hat sie meisterhaft nachgebildet (S. 11, 12.). König Bhimas, von dem Zustande seiner Tochter unterrichtet, veranstaltet ein Fest, zu welchem er Könige und Königssöhne einladet, aus deren Mitte, nach alt-Indischem Brauch, Damajanti einen sich zum Gemahl wählen durfte. Auch vier himmlische Bewerber stellen sich zur Gattenwahl ein und beauftragen den Nalas, nachdem er ihnen im Voraus die Erfüllung ihres Wunsches zugesichert hatte, in ihrem Namen um Damajanti zu werben, damit sie einen von ihnen zum Gatten wähle. Nalas sucht diesen für ihn so lästigen Auftrag abzulehnen (nach Rückert):

Ich komm' in eigenen Sachen,
Wie soll ich den Boten machen?
Welcher geborne mit Sinn und Verstand,
Der um ein Weib kommt aus fernem Land,
Trüge ihr solche Botschaft gern?
Das sehet mir nach, ihr hohen Herrn!

Die Götter nehmen jedoch keine Entschuldigung an und beharren auf ihrem Willen, dem auch Nalas, seinem Versprechen getreu, sich unterwirft. Voll Leben und Pathos ist die Stelle, wo Nalas, so sehr er seinem Herzen Gewalt anthun mufste, die Damanjanti auffordert, einen der vier Welt-Erhalter zum Gatten zu wählen. Rückert übertrifft hier sein Vorbild durch anschaulichere und eindringlichere Charakterzeichnung der himmlischen Bewerber.

Ist dir lieber der Lüfte Hauch,
Oder des Feuers Opferrauch,
Oder des Wassers Lebensthau,
Oder der Erde ewiger Bau?
Der die luftige Wölbung spannet,
In deren Mitt' ist die Welt gebannet,
Die Odem von ihm empfängt und Licht,
Welch Weib erwählte den Gatten nicht?
Der als Funke in allem glimmt,
Und Alles dahin als Opfer nimmt,
Den Geist befreiend, den Leib zerbricht,
Welch Weib erwählte den Gatten nicht?
Der mit Krystall die Erd' umkettet,
Auf schaukelndem Wogenpfühl gebettet,
Perlen in seine Locken flicht,
Welch Weib erwählte den Gatten nicht?
Der dem was lebt gibt einen Ort,
Und dem was stirbt gibt einen Port,
Die Schöpfung versammelt zum Gericht,
Welch Weib erwählte den Gatten nicht?

Digitized by Google

Den vier göttlichen Wesen
Welches du magst erlesen,
Stets thust du eine preisliche That,
Höre von mir den Freundesrath!

Damajanti widersteht jedoch dieser beredten Aufforderung, und weifs einen Ausweg zu finden, wie sie, ohne die Götter zu beleidigen, ja mit ihrer Einwilligung und Segnung den König Nalas zum Gemahl erhält. Nach vollendeter Feier kehren die Götter zu ihren himmlischen Wohnsitzen zurück, und begegnen dem bösen Dämon Kalis, der im Vertrauen, dafs Damajanti ihn wählen würde, von Dwâparas begleitet sich zur Gattenwahl begeben wollte. Durch Indras vom Ausgang der Sache unterrichtet, beschlofs er an Nalas sich grausam zu rächen. Als dieser einst eine gesetzliche Reinigung versäumte, erhielt er Gewalt über ihn und fuhr ein in seinen Körper. Von nun an war Nalas nicht mehr seiner mächtig, sondern der in ihm wohnende Dämon lenkte seinen Sinn und verleitete ihn zum Spiel mit seinem Bruder Puschkaras, in welchem er Reich und Habe verlor. Von seiner treuen Gattin begleitet zog er in die Wildnifs, wo ihn der Dämon verleitete seine Gattin zu verlassen. Mit Entzücken liest man die reine Liebe athmenden, aus der Tiefe des Gefühls hervorquellenden Worte, welche Damajanti zu ihm sprach, als sie seine Absicht errieth. Nach treuer Uebersetzung des Indischen Originals:

Mir bebt das Herz, mir sinken die Glieder alle, wenn ich, o Herrscher! deinen Entschlufs wieder und wieder bedenke. Wie kann ich den Reichs-beraubten, Guts-beraubten, kleidlosen, von Hunger und Durst geplagten, in menschenleerer Wildnifs dich zurücklassend von dannen gehen? Dir Erschöpftem, Hungergeplagtem, jener Freude Gedenkendem, werde ich im schrecklichen Walde, grofser König! tilgen die Müdigkeit. Nicht ja gibt es ein der Gattin gleiches von Aerzten erprobtes Heilmittel für alle Leiden!

Nach Rückert:

Mir zittert das Herz
Und meine Glieder sinken vor Schmerz,
Wie mein Sinn überleget,
O Fürst, was dich beweget.
Des Reiches beraubt,
Des Glückes entlaubt,
Nackt, o du Krone der Fürsten,
Dem Hunger geweiht und dem Dürsten;
Wie sollt' ich in Wald und Haiden
Dich verlassen und scheiden?
Dich ermüdeten Lechzenden,
Nach jenem Verlornen Aechzenden,
Dich im wilden Wald und im Mifsgeschick,
Will ich trösten mit meinem Blick.
Denn es gibt keine so Geist und Leib
Stärkende Arzenei wie ein Weib.

Obwohl hierauf Nalas versichert, dafs er eher sich selbst verliefse als sein tadelloses Weib — zugebend, dafs es keinen der Gattin gleichen Freund gebe als Heilmittel für den betrübten Mann — so verläfst er doch sehr bald schlafend seine treue Damajanti, nicht ohne schweren Kampf zwischen seiner Liebe, die ihn zurückhielt und dem in ihm wohnenden Dämon, der ihn forttrieb. *Doppelt war gleichsam das Herz des betrübten Königs; wie eine Schaukel eilte er wieder und wieder fort, und kehrte wieder und wieder zur Hütte zurück.*

Die ergreifende Schilderung des Zustandes der Damajanti, als sie erwacht, sich von ihrem Gatten verlassen sah, ihr Klagen und Jammern, ihr Umherirren in der Wildnifs, um den Gatten zu finden, den sie aufforderte sich zu zeigen; — ihre Anreden an Berge, Bäume und Thiere des Waldes, die sie im Uebermafse ihres Kummers fragt, ob sie ihren Gatten nicht gesehen, nachdem sie in kindlich naiver Einfalt ihnen zuvor berichtet, wessen Tochter sie sei und wessen Gattin; — endlich ihr Zusammentreffen mit einer Carawane, unter deren Schutz sie nach Tschêdipura gelangte, von wo sie, als Nichte der Königin erkannt, auf ihr Begehren zu ihrem väterlichen Wohnsitz zurückgebracht wurde; — dieis ist der wesentliche Inhalt des eilften, zwölften und dreizehnten Gesanges. Wir erkennen in diesen Gesängen den wahren Culminationspunkt der reizenden Dichtung, der ihren Ruhm im Orient vorzüglich begründet und zu mannigfaltigen Nachbildungen der Episode des Mahâ-Bhârata, sowohl im Sanskrit als in anderen Asiatischen Sprachen, aufgemuntert zu haben scheint. Mächtig ist auch der berühmte Kalidâsas von den Klagen der Damajanti ergriffen worden, da er nicht nur das ganze Gedicht in epischer Form kunstreich nachgebildet *), sondern auch in seinem Drama Wikramas und Urwasi ein schönes Seitenstück zu der schönen Episode gegeben hat, in welchem er die Klagen der Widarbherin in denen des Königs Pururawas widerhallen läfst. So wie Damajanti ihren Nalas, so sucht Pururawas seine verlorene Urwasî in der Wildnifs, und in seiner von Liebe irre geleiteten

*) Unter dem Titel *Nalodaja*, wovon Hr. Dr. Benary eine Ausgabe besorgt.

Digitized by Google

Phantasie sieht er in Pfauen, Schwänen, Antilopen, Elephanten und Bergen theilnehmende Wesen, die er auffordert ihm von seiner geliebten Urwasi Kunde zu geben. Dem Kunstrichter bietet sich hier ein schönes Feld zur Vergleichung dar zwischen der verschiedenartigen Gestaltung des gleichen Stoffes.

Was die genannten Gesänge des Mahâ-Bhârata anbelangt, so ist es schwer unter so vielem Trefflichen etwas als das vorzüglichere hervorzuheben, um es als Probe mitzutheilen zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Rückerts Nachbildung und dem Original. Die Stelle, wo Damajanti einen Berg anredet scheint uns nebst den zunächst vorhergehenden Versen, in so weit Einzelnes einen Begriff vom Ganzen zu geben vermag, dazu geeignet, die Urgestalt der Dichtung und die Bearbeitung des Verfs. jede sowohl in ihrer wahren Eigenthümlichkeit als in ihrem Verhältnifs zu einander zu zeigen. Nur müssen wir, was erstere betrifft, daran erinnern, dafs eine auf poetische Form verzichtende wörtliche Uebersetzung, die wir zu geben versuchen, nur in geringem Grade den Eindruck des Originals hervorzubringen im Stande ist.

Damajanti.

Diesen reinen Berg mit vielen emporsteigenden, glänzenden, himmelberührenden, buntfarbigen, herzfesselnden Gipfeln, den mit vielerlei Metallen angefüllten, mit mancherlei Edelsteinen geschmückten, von diesem grofsen Walde die aufgerichtete Standarte, den von Löwen, Tigern, Elephanten, Ebern und Antilopen bewohnten, von vielartigen Vögeln von allen Seiten umtönten, mit *Kinsuka-*, *Asôka-*, *Wakula-* und *Punnâka*-Bäumen geschmückten, mit schön blühenden *Karnikâra-*, *Dhawa-* und *Feigenbäumen* gezierten, diesen an von Vögeln umschwirrten Flüssen und an Spitzen reichen Bergkönig will ich fragen nach dem Herrn der Männer: O Glückseliger, Edelster der Berge, Schutzspender, Vielbeglückter, dir sei Verehrung, du Erdestützer! Ich beuge mich vor dir, genahet; eine Königstochter bin ich, wisse, Königsschnur und Königsweib, „Damajanti" also genannt. Widarbha's König, der Gebieter, ist mein Vater, der grofse Held, Bhêmas mit Namen, der Herr der Erde, der vier Kasten Erhalter, von gabenreichen Râdschasûja- und Aswamêdha-Opfern ein Darbringer, der beste der Fürsten, mit grofsen, schönen, Ehrfurcht gebietenden Augen, der gottselige, von gutem Wandel, der Wahrheitredende, nicht fluchende, der sittige, mit Heldenmuth begabte, von grofsem Glück, der Pflicht-kundige, reine, der All-Beschützer von Widarbha, der Feindbesieger, der Erhabene, dessen Tochter, wisse mich, o Glückseliger, dir genahet. In Nischadha, o grofser Berg, wohnt mein Schwäher, der Höchste der Männer, der namhafte, berühmte, „Wîrasênas" also genannt; dieses Königs Sohn ist der glückliche, wahrhaft tapfere Held, der das durch Thronfolge erlangte Reich des Vaters beherrscht, Nalas mit Namen, der Feindschläger, der braune, Punjaslôkas auch genannt, der gottselige, Wêdakundige, Reines thuende, *Sôma*-trinkende, Feuerbeflissene, der Opferer und Geber und Kämpfer und ganz und gar ein Herrscher; dessen Gattin, o Edelster der Berge, wisse mich, die genahete, unglückliche, Gatten-beraubte, herrnlose, Weh-erfüllte, die da suchet den Gatten, ihn den Höchsten der vorzüglichsten Männer. Hast du mit diesen in die Luft sich erhebenden Hunderten von Gipfeln den Fürsten etwa gesehen, o Edelster der Berge! in diesem schrecklichen Walde, den Nalas? Hast du den wie ein Elephanten-Fürst tapferen, verständigen, langarmigen, zornigen, gewaltigen, Wahrheit-redenden Helden, meinen Gatten, den hochberühmten Nischadha-Beherrscher etwa gesehen, den Nalas? Warum tröstest du mich nicht die klagende, einsame, o Berg-Edelster! die niedergeschlagene, mit der Stimme jetzo, wie eine betrübte Tochter? — O Held, Gewaltiger, Rechtskundiger, Versprechen-lösender, Erde-Beherrscher! wenn du weilest in diesem Walde, König! so zeige dich! Wann werde ich die so lieblich tiefe, Wolkenlaut-ähnliche hören, des Nischadhers Stimme, sie die *Amrita*-gleiche, „Widarbherin" so sich kundgebende, die schöne des grofsgeistigen Königes, die Wêda-reiche, ersprieſsliche, meinen Kummer tilgende? — Die sich fürchtende tröste mich, Herrscher, Pflicht-ergebener!

Nach Rückert (S. 88 ff.):

Hier aber den gipfelgeschmückten
Haupthimmelanentrückten,
Blüthengebüschumkränzten,
Sonnenstrahlenbeglänzten,
Aus buntem Gestein gezimmerten,
Von Metallen durchschimmerten,
Löw-Elephanten gebärenden,
Gefiederte Schaaren nährenden,
Ströme herniedergieſsenden,
Baumwuchs zum Himmel sprieſsenden,

Digitized by Google

Dieses Waldes erhöhte Warte,
Dieser Einöde erhöhte Standarte,
Den König der Berge seh' ich ragen,
Ihn will ich um meinen König fragen.
O seliger Berg, lustthauender,
Himmelgleichanzuschauender,
Einsiedlerhort, o Beschützer,
Gruſs dir, du Weltbaustützer!
Ich grüſse dich, ununterjochter,
Ich dir nahend, die Königstochter,
Die Königsbraut, die Königin,
Wisse daſs ich Damajanti bin!
Mein Vater ist der Fürst der Widarben,
Unter dem nicht die Völker darben,
Bima, Herrscher auf weiten Rasten,
Beschirmer aller vier Kasten,
Der hochwagenfahrende,
Feindschlagende, Reichbewahrende;
Dessen Tochter dir nah' ich, o Bergeshaupt,
Welcher ihr Gatte ward geraubt,
Nal Punjaslôka, Wirasênas Sohn,
Der vom Vater empfing den Nischaderthron,
Der fromme, Wedakundige,
Reinhandelnde, redemundige,
Der Opferer, der Geber, der Walter,
Der Verfechter, der Erhalter:
Von dem getrennt, vom Glück geschieden,
Den Gatten suchend, ohne Frieden,
Komm' ich zu dir in die Einsamkeit. —
O du umschauender weit und breit
Mit deiner Gipfel Tausenden,
Hast du den hierum hausenden
Irgend, o höchster der Erdenvesten,
Nala gesehn, der Männer besten?
Den Elephantengewaltigen
Weitarmigen, heldengestaltigen!
Mich klagen hörend ununterjochter,
Was tröstest du mich nicht wie deine Tochter
Mit einem Worte väterlich?
Wo ist mein Gatte, mein Nala sprich!
Mein Gatte, mein Held, mein Getreuer,
Mir über das Leben theuer,
Der nie den Schwur mir gebrochen,
Dem ewig mein Herz muſs pochen,
Mein Herr, mein König, mein Gemahl,
In diesem Wald erschein, o Nal!
Wann hör' ich des Nischaderfürsten,
Wonach meine Ohren dürsten,
Die tief gezogene weiche,
Rollendem Donner gleiche,
Die meinem Herzen bekannte
Stimme so „Damajante."

Wir enthalten uns ausführlicher über den übrigen Theil des Gedichtes zu berichten, in welchem Nala's Abenteuer nach seiner Flucht, seine Befreiung vom Dämon und seine Wiedervereinigung mit Damajanti besungen werden. Nur müssen wir bemerken, daſs auch in diesen Gesängen ein schöner Wettstreit stattfindet zwischen der antiken groſsartigen Einfachheit des Indischen Originals und seiner sinn- und lebenvollen Deutschen *Incarnation*, die mehr den Geist der romantischen Poesie athmet, aber nicht weniger Wahrheit und Tiefe der Anschauung und Empfindung zeigt.

B o p p.

XXVI.

Atlas ethnographique du globe ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues, précédé d'un discours sur l'utilité et l'importance de l'etude des langues appliquée à plusieurs branches des connaissances humaines; d'un aperçu sur les moyens graphiques employés par les différens peuples de la terre; d'un coup d'oeil sur l'histoire de la langue slave, et sur la marche progressive de la civilisation en Russie, avec environ sept cents vocabulaires des principaux idiomes connus, et suivi du tableau physique, moral et politique des cinq parties du monde, dedié a S. M. l'Empereur Alexandre par Adrien Balbi. Paris chez Rey et Gravier 1826.

Von den verschiedenen Werken, welche in dem ausführlichen Titel, als zu dem atlas ethnographique gehörig, bezeichnet werden, sind fürerst nur erschienen: Introduction à l'atlas (415 und CXLIII enggedruckte Seiten in 8vo), und der Atlas selbst, bestehend aus 41 tabellarischen Uebersichten, in Folio. Der Verf., ancien professeur de géographie, de physique et de mathématique, in Deutschland rühmlich bekannt durch seine Statistik von Portugal, und nächstdem durch ein Compendium der Geographie in Italiänischer Sprache (Venetia 1827), aufgemuntert durch den Beifall, welchen eine in diesem Compendium mitgetheilte Uebersicht der jezt vorhandenen Sprachen erhalten hatte, beschäftigte sich seit mehreren Jahren mit der Ausarbeitung einer Tavola Poliglotta del Globo. Mehrmals in dieser Arbeit unterbrochen, entschloſs er sich, in diesem Atlasse dem Publicum die

Digitized by Google

„Masse des faits positifs de l'ethnographie, classés d'après ses principales divisions et subdivisions correspondantes des faits positifs de la géographie, et joints les uns et les autres aux principales époques de l'histoire par ses points culminans" vor Augen zu legen.

Die Ethnographie in dem Sinne des Verfs. genommen, als Analogon dessen, was Maltebrün durch Idiomographie bezeichnet wissen will, und was Andre Glossographie und Linguistik benennen, d. h. die Wissenschaft, welche sich die Classification der Völker nach Sprachen, und die Charakterisirung dieser Sprachen selbst zum Zwecke sezt, hat in neuerer Zeit durch wissenschaftliche Forschungen und Reiseberichte unstreitig sehr an Umfang gewonnen, und ihre Wichtigkeit für geschichtliche und andere Untersuchungen ist nicht in Abrede zu stellen. „Wie man mit Recht Geographie und Chronologie die „beiden Augen der Geschichte genannt hat (sagt S. XXI „der Verf.), so scheint es, darf man behaupten, dafs „Ethnographie für beide sei, was Chronologie für die „Historie." Um wirklich diesem erhabenen Zwecke zu genügen, und eine zuverlässige Führerin zu seyn, mufste sie freilich selbst erst zu einem erheblichen Grade innerer Vollendung gediehen seyn, gegen dessen Vorhandenseyn sich von manchen Seiten Zweifel erhoben haben. Dieser Atlas, in wie fern man ihn als einen gedrängten Bericht über die Ausbildungsstufe und die zeitherigen Leistungen der Ethnographie betrachten darf, dürfte jenen Zweifel eher bestärken als beseitigen, und dem Unbefangenen die Ansicht aufdringen, dafs es der Linguistik, bei allem anderweitigen unbestrittenen Werthe und Verdienste, in ihrem heutigen Zustande doch noch zu sehr an wissenschaftlicher Selbstständigkeit, gleichförmiger Entwicklung und sichern Resultaten gebreche, um sich dem Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Resultate so ganz unbedingt hinzugeben. Verkennt man die dermalige Entwicklungsstufe der gesammten ethnographischen Wissenschaft nicht, so wird es auch nicht befremden, wenn man bei der Durchsicht dieses Werkes nur selten eine völlig befriedigende Auskunft oder unzweifelhafte Darlegung des Sachverhältnisses antreffen sollte, und man würde ungerecht seyn, dem Verf. zur Last zu legen, was in der Neuheit und Natur des Gegenstandes überhaupt gegründet ist. Ueberdem bestand auch seine Aufgabe weniger in eigenen neuen Forschungen und Entdeckungen als in dem sorgfältigen Zusammentragen und Aneinanderreihen dessen, was von Andern im Fache der Linguistik vorgearbeitet worden. Man mufs ihm hierbei das Zeugnifs geben, dafs ihm nicht fremd geblieben, was seine Vorgänger: Pallas, Adelung, Vater und Herras bereits in ähnlichen Zusammstellungen geleistet, dafs er sorgfältig diese Grundlage benuzt und hinzugefügt hat, was seitdem an neuen Entdeckungen nicht blofs in Französischer, sondern überhaupt in Europäischer Literatur zur öffentlichen Kenntnifs gekommen ist, dafs er das Ganze mit Geschick geordnet und in eine bequeme Uebersicht gebracht, und, wo er abweichende Ansichten vorfand, nicht selten mit richtigem Blicke die passende Auswahl getroffen hat. Die Schwierigkeit des unternommenen Werkes war ihm nicht unbekannt; er äufsert seine eigene Meinung mit Bescheidenheit und mit williger Anerkenntnifs dessen, was Andere Tüchtiges geleistet, bemerkt gewissenhaft die Quellen, aus welchen er schöpfte, und hat sich bemüht, seiner Arbeit dadurch den möglichsten Grad der Vollendung zu geben, dafs er die einzelnen Capitel ausgezeichneten Gelehrten zur Durchsicht und Berichtigung hingab, welche sich auch diesem Geschäft mit grofser Bereitwilligkeit unterzogen haben. Namen wie Chezy, Champollion, Ferrusac, Hase, Humboldt, Klaproth, Langles, Maltebrun, Abel Remusat, St. Martin und Zurla, welche in dieser Beziehung aufgeführt werden, müssen allein schon ein günstiges Vorurtheil für die aufgestellten Resultate und Behauptungen einflöfsen. Der Aufenthalt in Paris, welches als Vereinigungspunkt so vieler literarischen Hülfsmittel, und durch die unmittelbare Berührung mit einer Masse von Gelehrten des ersten Ranges, die daselbst theils einheimisch sind, theils aus allen Gegenden der gebildeten Welt von Zeit zu Zeit zusammenströmen, einen so ungeheuern Reichthum des vortrefflichsten Materials darbietet, verbunden mit den eigenen Reisen des Verfs. und lange fortgesetztem eifrigem Studium nahe verwandter Wissenschaften, erleichterte die Vollbringung des Geschäftes auf eine mehr als gewöhnliche Weise, und bei mancherlei Unvollkommenheiten, von denen wir das Werk keineswegs frei sprechen wollen, und die ein Kritiker selbst, ohne Linguistiker vom Fach zu seyn, leicht zu entdecken und heraus zu heben vermöchte, gibt es dennoch, nach unserer Ansicht, in diesem Augenblick noch kein anderes Buch, welches denselben Zweck auf eine gediegenere Weise erfüllte, und wodurch dieser Atlas entbehrlich gemacht würde.

Es scheint uns eine eigentlich kritische Analyse der in dem Atlas und in den ihn begleitenden Aufsätzen enthaltenen Materien und einzelnen Behauptungen hier nicht

Digitized by Google

am seinem Orte zu seyn; wir werden uns daher, ohne gerade jede Bemerkung dieser Art unbedingt von uns zu weisen, darauf beschränken, einen Begriff von der Anordnung und Eintheilung des Werkes zu geben, und bei Betrachtung der einzelnen Abschnitte vorzüglich die Quellen bezeichnen, aus welchen der Inhalt entnommen worden, so wie die Abweichungen von den Annahmen des Mithridates und anderer bekannten Werke herausheben, zu denen der Verf. sich veranlafst gesehen hat.

Die Introduction à l'Atlas besteht zuvörderst aus einem discours préliminaire, in welchem sich der Verf. über Zweck und Ansicht ausspricht, kurz die Geschichte der Ethnographie berührt, ihren Umfang, Nutzen, angemessene oder verkehrte Anwendung schildert, die von ihm gebrauchten Kunstwörter definirt und rechtfertigt, und die Principien entwickelt, welche er sich zur Richtschnur genommen, sowohl für die Bestimmung der Verwandtschaft der Sprachen und Völker als für die Orthographie der Eigennamen u. s. w. Er geht dabei von der Behauptung aus (S. XVIII): dafs die Sprache das charakteristische Kennzeichen sei, welches die Nationen von einander unterscheide; sie sei, sagt er, bisweilen das Einzige, weil alle übrigen Differenzen, welche Racenverschiedenheit, Verfassung, Sitten, Religion und Cultus hervor zu bringen pflegen, entweder nicht vorhanden sind oder kaum bemerkbare Abweichungen zeigen; sie sei aber zugleich auch dasjenige, welches sich fast immer, Jahrhunderte hindurch, und allen specialen und politischen Aenderungen und Einflüssen zum Trotz unverändert erhalte, daher sie zugleich das Mittel werde, die ursprünglichen Bestandtheile politisch gemischter Nationen aufzufinden. Dabei erscheint ihm die Pronunciation und mehr noch die Intonation oder der Accent dasjenige zu seyn, wodurch am dauerhaftesten der Charakter der Idiome bestimmt werde. S. XXVII zeigt er die Nothwendigkeit, aus der wissenschaftlichen Länder- und Völkerkunde möglichst solche Sammelnamen zu verbannen, wie Hindu, Tartaren, Caffern, Beduinen u. s. w., welche durch Unwissenheit oder Mifsverstand zur Gewohnheit geworden sind, und wegen ihrer Unbestimmtheit nur dazu dienen, Irrthümer zu erzeugen, oder das Erkennen der wahren Verwandtschaftsverhältnisse zu erschweren. S. XXXII werden Salverte's Regeln zur richtigen Deutung der Völkernamen, so wie S. LXXIV diejenigen mitgetheilt, welche Abel Remusat gegeben hat, um sich in Vergleichung der Verwandtschaft der Sprachen nicht zu irren. — Eine Quelle vieler Irrthümer und ethymologischer Träumereien, und ein fast nicht zu beseitigender Uebelstand ist die abweichende Schreibart der Eigennamen in verschiedenen Sprachen, und die fast durchgängige Unangemessenheit aller bekannten Alphabete, fremdsprachige Wörter so zu schreiben, dafs über ihre wahre Aussprache kein Zweifel übrig bleibt. Es ist dieser Gegenstand neuerdings schon öfter zur Sprache gebracht, und insonderheit haben in Frankreich Volney und Klaproth zweckmäfsige Vorschläge zur Abhülfe gethan (S. die Anwendung davon in des leztern Asia polyglotta); dennoch ist die Ausführung bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen, über welche der Verf. treffende Bemerkungen macht (S. XC u. ff.). Er selbst hat sich begnügen müssen, für bekannte Namen die meist übliche Schreibart beizubehalten, und bei den übrigen sich streng an die Orthographie der Quellenschriftsteller anzuschliefsen mit Angabe der Quelle selbst und Hinzufügung der abweichendsten Synonymen.

Auf das Vorwort folgen zwei andere einleitende Abhandlungen: Capitel I. *Allgemeine Betrachtungen über die vorschreibende Entwicklung der Sprachen;* Capitel II. *Uebersicht der graphischen Mittel, deren sich die Völker in alter und neuer Zeit bedient;* sodann fünf andre, welche Anmerkungen und Erklärungen zu den verschiednen Abtheilungen des Atlasses enthalten: III. *Ueber die Classification der Asiatischen,* IV. *der Europäischen,* V. *der Africanischen,* VI. *der Oceanischen,* VII. *der Americanischen Sprachen,* und das VIII. Capitel gibt zum Schlufs einen *Ueberblick über die Geschichte der Slavischen Sprache, und die Entwickelung der Civilisation und Literatur in Rufsland,* nach den Angaben eines jungen und ungenannten Russischen Gelehrten. Im Atlas sind 36 ethnographische Tabellen (sechs allgemeine und 30 specielle) bestimmt, alle alten und neuen Sprachen nach ihren Verwandtschaftsgraden zusammenzustellen. An der Spitze Tab. I. eine Generalübersicht unter dem Titel Mappemonde ethnographique, dann Tab. II, X, XVI, XXII, XXV besondre Uebersichten der in jedem der fünf Welttheile gesprochenen Sprachen. Division ethnographique de l'Asie etc. Hinter einer jeden dieser Uebersichten folgen die dazu gehörigen speciellen Tabellen, deren Eintheilung und Inhalt wir bei der Betrachtung der zugehörigen Capitel der Introduction näher bezeichnen werden. Im Allgemeinen enthält eine jede Tafel Angabe des Namens und Wohnortes der zu jedem besondern Sprachstamm gehörigen Völker, einige Bemerkungen über die Geschichte und Sitten derselben, über die vornehmsten Eigenthümlichkeiten der Grammatik und Aussprache, über die hauptsächlichsten Dialekte, und bei den Schriftsprachen Angabe des Alphabets und Charakteristik ihrer Literatur. Vielleicht würde es die Uebersicht erleichtert und die Bequemlichkeit des Gebrauchs befördert haben, wenn weniger Text in diese Tafeln selbst eingeschaltet worden wäre. Den Beschlufs machen fünf Polyglottentafeln, für jeden Welttheil eine. Sie sind

Digitized by Google

sämmtlich in 28 Verticalcolumnen gespalten, von denen die erste die Namen der Sprachen und Dialekte enthält, die zweite angibt, nach welcher Aussprache (Französisch, Englisch, Deutsch, Spanisch u. s. w.) die in jeder Horizontalreihe stehenden Wörter gelesen werden müssen, und die übrigen 26 möglichst vollständig in jeder der verzeichneten Hauptsprachen und Dialekte, deren Gesammtzahl sich auf 860 beläuft, folgende Wörter mittheilen: Sonne, Mond, Tag, Erde, Wasser, Feuer, Vater, Mutter, Auge, Kopf, Nase, Mund, Zahn, Hand, Fuſs, und die Zahlwörter von Eins bis Zehn.

Capitel I. Classification der Sprachen. Der Verf. nennt seine Arbeit selbst nur einen Versuch, das was noch Niemand vor ihm mit ungetheiltem Beifall und entschiedenem Gelingen vollbracht, nach Principien zu ordnen, die bis jezt nur bei einer geringen Anzahl von Sprachen mit Erfolg zum Grunde gelegt worden sind, und über deren Allgemeingültigkeit und Zulänglichkeit man noch nicht durchaus einverstanden sei. Ist man doch noch darüber in Ungewiſsheit, worauf eigentlich die Verschiedenheit zweier Sprachen beruht, und was unwiderruflich die gemeinsame Abstammung derselben bestimmt, welche von ihren Eigenthümlichkeiten wesentlich und constant, oder welche andere, zufällig und unerheblich durch Wanderungen, Vermischungen, politische Krisen und allmäligen Culturproceſs dem primitiven Wesen aufgedrungen worden sind. In der Hauptsache hat der Verf. die Grundsätze beibehalten, welche Abel Remusat in seinen Recherches sur les langues tartares aufgestellt, und Maltebrun in einem vollständig mitgetheilten Schreiben entwickelt hat. In diesem Schreiben wird gegen den *Orientalismus* geeifert, der alle Europäischen Völker aus Asien stammen, die Skandinavier vom schwarzen Meere einwandern läſst u. s. w. und der um nichts besser zu achten sei als Rudbekianismus, Celticismus u. s. w. „Die Möglichkeit einer gemeinsamen Sprache für Indien, Persien, Griechenland, Skandinavien und die Slavischen Länder, die weder Zend, noch Persisch, noch Pelasgisch, noch Lithauisch, noch Isländisch, noch Protoslavisch gewesen, und für diese sämmtlichen Völker eben so unverständlich seyn würde, als sie sich jezt selbst unter einander nicht verstehen, begreift man nur, wenn man einerseits die Ungewiſsheit erwägt, welche die Wiege und die ersten Wanderungen der Völker umgibt, und andererseits die natürlich nothwendigen Aenderungen, denen jede Sprache im Laufe der Jahrhunderte unterworfen ist. Für den Idiomographen reicht es hin, dieses groſse Factum eines ursprünglichen Verbandes *der* Sprachen anzudeuten und zu bezeichnen, welche man die *Indo-Germanischen* zu nennen pflegt, die man aber auch mit demselben Rechte *Persano-Gothische*, *Sanskrito-Slavische* oder sonst irgendwie hätte benennen können.“ — „Wir zweifeln nicht,“ sezt Hr. Balbi hinzu, „daſs neue Forschungen, mit Sorgfalt angestellt, die Zahl der zum Indo-Germanischen Sprachstamm gehörigen Schwestersprachen noch bedeutend vermehren, und sofern man sich mit einer mäſsigen Zahl von Coincidenzen begnügen will, nöthigen würden, dieser angeblichen Familie mehr als die Hälfte aller Asiatischen Sprachen, sämmtliche Europäische, und vielleicht einige aus Africa und America beizuordnen. Nach Klaproth S. 29: „sind die *Wurzeln* und die *Wörter* der Stoff der Sprachen, welcher die Form durch die Grammatik erhält, dem Diamant zu vergleichen, welcher stets Diamant bleibt, er mag als Brillant oder als Rosette oder sonstwie geschliffen werden.“ Nach Maltebrun dagegen gibt es in den Schwestersprachen zwei *Ketten von Analogien*, eine natürliche und einfache in der Ableitung der Worte selbst, und eine höhere, nur dem gelehrten Sprachforscher bemerkbare, welche häufig zwar nur sehr entfernte, aber deſshalb nicht minder zuverlässige Verkettungen nachweist. Nach ihm „genügt es nicht, die Wurzeln zu vergleichen; man soll über die Grammatik einer jeden Sprache raisonniren; so bald diese disparate Dinge zeigt, welche offenbar durch Zufall und gewaltsame Einwirkung erzeugt wurden, ist es keine Schwestersprache mehr, kein alter Sprösling der Familie, sondern nur eine Mischlingssprache von moderner Bildung.“ S. 10. Zwar gibt Remusat bestimmtere Regeln, wie man die Abstammung und Verwandtschaft der Sprachen aus der Vergleichung der Wörterbücher und Grammatiken erkennen soll, aber in der Hauptsache sind doch auch diese mehr negativer Natur, bloſse Maximen, wie man sich gegen Irrthümer und Fehlschlüsse sichern möge. Und wie schwankend muſs die Anwendung solcher Regeln bleiben, wenn nach St. Martin die heutige Schrift- und Volkssprache der Armenier so abweichend lauten, daſs die Vergleichung weniger Wörter nicht zureicht, um ihre Uebereinstimmung zu erkennen; und wenn die Grammatik, die Bedeutung einzelner Worte und ganzer Phrasen in ihnen so verschieden ist, daſs dem, der nur die eine erlernt hat, die andere ganz unverständlich erscheint; — wenn die Verschiedenheit zwischen alt- und neu-Persisch durch Hülfe der Wörterbücher sich nicht erkennen läſst, — wenn die Pehlvi Sprache eine der Persichen fast identische Grammatik hat, während die Masse der Wörter Semitisch ist; — wenn das Basa-Crama oder die Javanesische Hofsprache von der Sprache des Volks, in der Orthographie, den Wort-Endungen, den Affirmationen und Negationen, Pronomen, Präpositionen, Partikeln und Hülfszeitwörtern so verschieden ist, daſs man eine jede besonders erlernen muſs; — wenn nach Abel Remusat der Familiärstyl der Chinesen, von ihrer Schriftsprache mehr abweicht, als diese von dem Lateinischen oder Französischen; — wenn bei mehreren weitverbreiteten Stämmen von Südamerica die Sprache der Frauen völlig abweichend ist von dem Idiom der Männer u. s. w.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 53. u. 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

Atlas ethnographique du globe ou Classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues etc. etc. Par Adrien Balbi.

Das *zweite* Capitel oder die *Schriftarten* ist kurz und beschränkt sich auf ganz allgemeine Andeutungen. Der Verf. unterscheidet sieben Classen. — 1) *Bildliche Darstellung,* welche, durch mancherlei Abstufungen von wirklicher Mahlerei bis zu symbolischer Bezeichnung fortschreitend, noch jezt bei den Patagonen, in Nordwestamerica und Virginia angetroffen wird, und seine höchste Vollendung bei den alten Azteken oder Mexicanern erreicht zu haben scheint. — 2) *Symbolische* Darstellung im eigentlichen Sinn, wie sie in den Hieroglyphen der Aegypter und Aethiopier und einem grofsen Theil der alt-Chinesischen Schrift angetroffen wird. — 3) *Wort- oder Begriffsschrift,* im Wesentlichen ohne alle Berücksichtigung der ausgesprochenen Laute, wie in der neuern Schrift der Chinesen und der ihnen benachbarten Völker. — 4) *Gemischte Schrift* wie die Hing-sching der Chinesen, welche zur Hälfte aus figurativen Zeichen und zur andern Hälfte aus Sylbenzeichen besteht. — 5) *Sylbenschrift* wie im kata-kanna und firo-kanna der Japonesen, welcher wohl nicht mit vollem Fug durch den Verf. die phonetischen Zeichen der Aegypter beigesellt werden. — 6) Eigentlich *alphabetische* oder *Buchstabenschrift,* mittelst welcher mehr oder minder vollständig und consequent die Ton-Elemente der Redesprache dargestellt werden; inconsequent z. B. im Arabischen, wo die drei Buchstaben k t b fünffach verschieden ausgesprochen, eben so viel verschiedenen Begriffen entsprechen, und im Französischen, welches 37 verschiedene Bezeichnungen für den Nasalton *an* zuläfst; am regelmäfsigsten ausgebildet in einigen Indo-Chinesischen Schriftarten, und in Europa in der Russischen Schrift. Zu dieser Classe gehört auch die ehedem fast über ganz Asien verbreitet gewesene *Keil*schrift, und die der Celtiberischen angeblich verwandte *Runen*schrift. — 7) Endlich *Specialschrift,* unter welchem Namen der Verf. alle Arten graphischer Bezeichnung versteht, die nur in besondern Fällen oder zu besondern Zwecken angewendet werden, wie die Mnemonischen Quippus der Peruaner und Caraiben, die Knotenstricke in Java (denen man unsere Rosenkränze beizählen könnte), die arithmetischen Zahlzeichen, Chronogrammen und Monogrammen, die Steno-, Tachy- und Telegraphie.

Capitel III. Asiatische Sprachen. Bei ihnen hat der Verf. den Mithridates ganz unberücksichtigt gelassen, und sich fast durchgehends an die neuen Forschungen von Julius Klaproth, Abel Remusat, St. Martin u. s. w. gehalten. Er unterscheidet sieben Gruppen oder Familien.

1) *Semitische* (in Eichhorns Sinne, statt des noch unbestimmtern Ausdrucks: *Orientalische Sprachen,* obgleich mehrere Zweige derselben auch von Chamitischen Völkern gesprochen werden). Sie sind merkwürdig wegen ihrer weiten Verbreitung in Zeit und Raum, wegen ihrer reichen Literatur, und weil in ihrem Bereich drei Hauptreligionen entsprungen sind; sie zeichnen sich zum grofsen Theile aus durch die Einfachheit und Regelmäfsigkeit der Wortbildung. Zu ihnen wird gezählt: das *Hebräische* mit seinen Dialekten, und unter ihnen auch das Phönizische und Punische mit inbegriffen; — das *Aramäische* (Syrisch und Chaldäisch); — das *Pehlvi* oder die Sprache der alten Meder, in welcher die heiligen Bücher des Zoroaster, der Bundehesch u. s. w., und die Legenden der Sassanidischen Münzen geschrieben sind, und deren Grammatik ganz Persisch ist; — das *Arabische* mit seinen verschiedenen Idiomen, von denen die ältern (*Hamiar* und *Koreisch*) bereits ausgestorben und uns zum Theil ganz unbekannt sind; — das *Abyssinische,* welches in eigentliches Abyssinisch oder *Gheeg* (wozu die ältere Axumitische und die neue Mundart Tigre gehören) und in die *Amhavischen* Dialekte zerfällt.

2) *Kaukasische* Sprachen. Zu ihnen rechnet der

Digitized by Google

Verf. (der geographischen Nachbarschaft wegen) das *Armenische*, obschon er demselben einige Aehnlichkeit in den grammatikalischen Formen mit dem angeblichen Indo-Germanischen Sprachstamm nicht absprechen will. Unter dem vagen Namen der *Lesghischen* Sprachen fafst er die Awarischen Dialekte zusammen, und trennt dieselben, abweichend von Klaproths Ansicht, als Schwestersprachen von der *Georgischen* Sprache, indem diese ihm als eine von allen andern Sprachen verschiedene erscheint. Die neuern *Awaren* hält er, Klaproth folgend, für Nachkommen der alten Aorsi, die *Cirkassier* oder Tscherkessen, die sich selbst Adighe nennen, leitet er von den Zygi des Strabo, die *Absne* oder Awchasen von den Abasci Arrhians und den Abassi der Byzantiner ab. Endlich rechnet er noch zu dem Kaukasischen Sprachstamm, der zwar in zahlreiche Zweige sich spaltet, aber doch nicht in dem Mafse ein Aggregat zahllos verschiedener Mundarten genannt zu werden verdient, als es nach den Behauptungen der alten classischen und selbst noch der neueren Arabischen Geographen naturgemäfs erscheinen möchte, — noch die Sprache der *Mizdjeghi* oder Tschetschenzen, in welcher sich mancherlei Anklänge mit Uralischen und Slavischen Sprachen finden.

3) *Persische Sprachen.* Sieben Classen. Nach St. Martin und abweichend vom Mithridates wird das *Zend* für die zur Zeit Zoroasters in Baktriana übliche Volkssprache erklärt, und für die Stammmutter aller Persischen Idiome, vielleicht selbst des Sanskrit. Es ist noch jezt die Liturgische Sprache der Guebern. — *Parsi* oder alt-Persisch, die Hofsprache der Sassaniden, und in einem Dialekte noch fortlebend bei den Guebern. Das ihm entsprechende Alphabet (bei den Alten unter dem Namen des Syrischen bekannt) soll zur Zeit des Darius Hystaspis an die Stelle der Keilschrift eingeführt worden seyn. (Vergl. Heeren hist. W. II. 369). *Neu-Persisch*, welches sowohl in Worten als grammatikalischen Formen eine grofse Uebereinstimmung mit dem Deutschen und Slavischen zeigt, und in einem eigenen Dialekte, nach Klaproth, auch die Sprache der heutigen Bucharen ist. — Das *Kurdische*, in den Worten wenig, in der Grammatik sehr abweichend vom Persischen, ist Volkssprache der Kurden (oder Nachkommen von Xenophons Karduchi) und nach Versicherung des Hrn. Rich, Englischen Residenten in Bagdad, auch der Bewohner von Luristan. — Die Sprache der *Osseten* (Iron) im Kaukasus, Nachkommen der Ariani des Herodot und der Afs oder Jassen des Mittelalters. Klaproth glaubt bei ihnen auch die Ueberreste der Alanen zu finden, welche der Verf. aber mehr den Deutschen Stämmen verwandt hält. — *Paschtu*, die Sprache der Afghanen und der Patanen in Indien, ähnlich der Persischen, aber ganz abweichend von den Semitischen Mundarten. — Endlich *Belludschi* oder die noch wenig gekannte Sprache der Bewohner von Belludschistan.

4) *Indische Sprachen.* Die Ansichten über diese merkwürdige Sprachfamilie haben seit dem Erscheinen des Mithridates eine wesentliche Umwandlung erfahren. Selbst in dem Texte der Introduction sind in Folge der durch die Baptist Missions und durch die Hrn. Bournouf und Lassen bekannt gemachten neuesten Forschungen noch bedeutende Verbesserungen zu der früher gedruckten Tafel des Atlasses nachgetragen. Diese, zusammengenommen mit den vom Abbé Dubois über die Sprachen von Dekan erhaltenen Aufschlüsse, haben den Verf. bestimmt, die ganze Familie in zwei grofse Classen zu theilen, in die zahlreiche Gesellschaft des Sanskrit und in die Masse der übrigen noch wenig bekannten, aber vom Sanskrit ganz *abweichenden Idiome Vorderindiens.* Das *Sanskrit* (d. i. vollkommene Sprache) theilt sich in eine Menge noch *lebender* Dialekte, von denen 38 namhaft gemacht werden, zu welchen auch der der *Zinganes* gehört, eines in Sindi wohnenden Volks, aus dessen Mitte vor etwa vier Jahrhunderten vom Delta des Indus die über ganz Europa und Nordafrica verbreiteten *Zigeuner* entwichen seyn sollen. Das ebenfalls dazu gehörige *Hindi* wird gegen Vater, Colebrooke und die früher von den Baptisten aufgestellte Behauptung, ausdrücklich für ein dem *Mogolo-Hindustani* (der Hofsprache der Grofsmoguln) völlig übereinstimmendes Idiom erklärt, so wie dagegen *Brij-Bhasta* für einen besondern Dialekt der Bewohner des Duab. Als erloschene Zweige des Sanskrit werden genannt: das eigentliche oder reine *Sanskrita*, die uralte Sprache der Religion und höhern Indischen Literatur. Ihr ganz ähnlich ist die in China besonders den Buddhisten zugeschriebene Sprache *Fan* (denn Fan ist nichts als die Chinesische Uebersetzung von Brahma). Ferner das *Pali* oder nach dem angeblichen Geburtslande des Buddha auch *Magadha* genannt, die Liturgische Sprache von Ceilan und Indo-China, aus Indien selbst aber schon vor Christi Geburt mit der damals herrschenden Secte ausgetrieben, und vom Sanskrit kaum so verschieden wie Italiänisch von Latein; in ihr ist fast die ganze Literatur des Buddhismus geschrieben; die drei zuge-

Digitized by Google

hörigen in Birman und Siam üblichen Schriftarten sind eine Abart des Devanagari, zeigen aber auch eine grofse Analogie mit dem Alphabet des Buddha, welches auf den alten Monumenten der Insel Java angetroffen wird. Endlich gehört zu den todten Sanskritsprachen noch das *Kawi*, welches mehr als alle übrigen Idiome in die Formation des Basa-krama eingeht, und die literarische und religiose Sprache eines grofsen Theils von Java und Madura war, ehe dort der Islam Eingang fand.

5) *Transgangetische Sprache.* Fünf Zweige. Diese sämmtlichen dem Südosten von Asien angehörigen Zweige zeigen, obgleich in den Worten wesentlich verschieden, doch eine gewisse Analogie, für welche das Chinesische den Haupttypus abgibt. Sie zeichnen sich aus durch die Menge einsylbiger Worte, durch eine inverse Construction und durch ein System der Intonation, wonach der Sinn der Worte bestimmt und verändert wird. Zu dem *Tibetanischen* Zweige gehören mehrere erloschene Völker, welche in der Geschichte Ostasiens eine grofse Rolle gespielt haben: Indo-Skythen, Yuetsi, Yeta u. s. w., die liturgische Sprache der Mongolischen und Kalmukischen Lama's, und im Lande selbst eine Menge von Dialekten, welche mit gröfserem Rechte Schwestersprachen genannt werden könnten. — Ueber die eigentlich *hinter-Indischen* Sprachen (in Birman, Siam, Pegu, Tonkin) beschränkt sich unsere dermalige ethnographische Weisheit fast noch ausschliefslich „auf einzelne, sporadische Notizen von Buchanan, Leyden, Langlois, Crawfurd. — *China* hat aufser einer todten gelehrten Sprache eine ungemeine Menge höchst verschiedener lebender Mundarten, so dafs nach Leyden im Osten und Süden des Reichs wenigstens zehn verschiedene Sprachen im Gebrauch sind. Als besondere Zweige werden noch angeführt die *Sianpi* oder Koreanische Sprache, und die der *Japanesen*, welche leztere sich insonderheit durch vielsylbige sonore Wörter von dem Chinesischen unterscheidet.

6) *Tatarische Sprachen.* Hier sind Remusat und Klaproths Asia polyglotta die Hauptführer gewesen. Drei Zweige unter Völker von zwei augenscheinlich verschiedenen Menschenracen vertheilt. Der *Tungusische* Zweig, zu welchem auch die jetzigen Beherrscher von China, die Mandschu, gehören, obschon sie selbst den Namen Tungus verläugnen, zeichnet sich aus durch die vorherrschend unveränderlich gleiche Stellung der Worte in jeder Phrase, weshalb diese Sprache auf Poesie und Eleganz verzichten mufs, auch bis jezt keine Originalliteratur besizt. Der *Tatarische* oder *Mongolische* Zweig, zu welchem auch die, in den Worten gar nicht, in der Grammatik aber sehr abweichende Sprache der *Kalmuken* gerechnet wird. Bekanntlich verdankt die Benennung Tatarisch oder eigentlich *Tartarisch* ihren Ursprung nur einem Wortspiel Ludwig des Heiligen. Die Meinung, dafs der Schamanismus und Buddhismus seinen Ursprung in der Tatarei oder auch in Baktriana gefunden, widerlegt Remusat als unhaltbaren Wahn. Die *Türkischen* Sprachen sind auf Jauberts Rath auf drei Gruppen beschränkt worden, von denen zwei in Siberien fortleben, die der Tschuwaschen, welche zum dritten Theil mit Finnischen Worten gemischt ist, und die der Yakuten. Zu der eigentlich Türkischen Gruppe gehören mehrere grofse welterobernde Völker, zum Theil erloschen, wie die ältesten, fälschlich mit den Hunnen verwechselten *Hiongnu*, welche nie die Gränzen Asiens überschritten haben, die Uiguren (deren Sprache am Hofe der Dschingiskaniden üblich war), und die bis nach Europa vorgedrungenen Komanen und Petschenegen. Unter den lebenden Mundarten werden gerechnet die der Osmanen, Baschkiren, Turkomanen, Khirgisen u. s. w.

7) *Siberische Sprachen.* In dieser aufser dem Bereich der Geschichte liegenden Region ist Klaproth der alleinige Führer. Als Zweige gehören dazu: die *Samoyeden*, deren Sprache sehr alt zu seyn scheint. Die Völker vom *Jenisei*, die *Kamtschadalen*, *Kurilen*, *Yukaghiren* und die *Koryäken*, in deren Sprache man Anklänge mit den Keltischen, Germanischen und Lateinischen Mundarten bemerkt haben will. Irrig ist es, in dieser Region, welche die ersten Keime der Civilisation Türkischen Stämmen verdankt, das Vaterland der *Tschuden* zu suchen, von denen sie nie betreten wurden.

Capitel IV. Europäische Sprachen. Hauptführer in diesem Capitel ist Maltebrun, und das System, welches derselbe in dem damals nur noch handschriftlich vorhandenen sechsten Theile seines Précis de la géogr. univ. entwickelt hat, in dem bekanntlich eine Menge von neuen, aber auch häufig noch unerwiesenen oder bestrittenen Ansichten aufgestellt sind; doch sind Adelung und Vater ebenfalls nicht unbenuzt geblieben.

Erste Familie: Iberische und Celtische Sprachen. Quellen für jene waren: Wilh. v. Humboldts Unters. über d. Urbew. Hispaniens, und des Abbé d'Iharce de Bidassouet neuerdings erschienene histoire des Contabres. Von diesem damals in Südwest-Europa weitverbreiteten

Digitized by Google

Sprachstamme ist bekanntlich nur noch ein lebender Zweig vorhanden: die Sprache der *Euskaldunac* oder Basken, Nachkommen der alten Vascones, merkwürdig für den Philologen in mehr als Einer Hinsicht. Er zeigt eine Verwandtschaft mit den Semitischen und eine Analogie mit den Americanischen Sprachen, und hat vielleicht mehr als alle übrigen seine ursprüngliche Form unverändert erhalten. Jedes Zeitwort kann auf 26 verschiedene Arten conjugirt werden, jedes nomen sich in ein verbum umgestalten; die Sprache zählt 755 mal so viel Sylben als die Französische. Maltebrun zählt auch die Osken als Nachkommen der Spanischen Flergetes zu diesem Stamm. — Zur *Celtischen* Familie werden die alten Gallier, Ligurer, Trevirer u. s. w. gezählt, zu den noch lebenden Zweigen: die *Gaelic*-Sprache, deren drei Dialekte: das Caldonac im Schottischen Hochlande und der Hebriden, das Ersische oder Erinach in einem grofsen Theile Irlands, das Mank auf der Insel Man gesprochen werden. (S. d. Gelische Sprachlehre von Ahlward und das Wörterbuch von Mac Kay); ferner die *Kumbre* oder Cymraeg-Sprache der alten Belgen oder Kymren, noch vorhanden als *Welsch* in Wales, als *Kornisch* in Cornwallis und als *Breyzad* in Niederbretagne (S. die Sprachlehren von Owen, Rostrenen und Legonidec), und nächstdem bei einigen tausend Bewohnern des Englischen Nordamerica's, die man aber wohl von der angeblichen Celto-Americanischen Colonie des Madoc-ap-Owen aus dem zwölften Jahrhundert unterscheiden mufs. (S. Alex. v. Humboldt Rélation hist. III. 20.)

Zweite Familie: Thrako-Pelasgische Sprachen. Vier Zweige. *Die Thrako-Illyrische* ehedem in Kleinasien bis zum Halys, in Europa von Noricum bis zum Dnepr verbreitet, durch die Phryger, Thraker, Trojaner, Lydier, Carier, Kimmerier, Geten, Illyrier, Veneter, Sikuler; noch fortlebend in der Sprache der *Skipitar* oder Arnauten, welche neben fremdartigen Bestandtheilen aus fast allen Europäischen Sprachen sich noch zu einem Drittheil original erhalten hat. — Die Sprache der *Etrurier*, von den Griechen Tyrrhener, vom Volke selbst Rasenä genannt (und bekanntlich selbst nach Ottfr. Müllers neuesten Forschungen noch immer ein völlig unerklärbares Räthsel), ist nur auf gut Glück hier mit eingeschaltet; das Volk wird ein Gemisch der Räti und Aborigines genannt. — Der *Pelasgo-Hellenische* Sprachstamm, zu welchem im Alterthum die Pelasgen, Leleges, Kreter, Thesproter, Oenotrer und Hellenen gezählt werden, zerfällt in zwei Gruppen: *alt-Griechisch* oder *Hellenisch*, welches, in der primitiven Form dem Pelasgischen ähnlich, in der historischen Zeit zum classischen Griechischen wird, und *neu-Griechisch* oder Romeïka, die noch lebende Mundart. — *Italische Sprachen*, nach Maltebruns Classification, der im Alterthum zu ihnen die Aborigines oder Opici (Söhne der Erde: Ops) Euganeer, Ausoner, Latiner, Sabiner zählt. Hauptzweige: das *Latein* oder die Schriftsprache der Römer, und *Romana rustica:* in der schönsten Periode des alten Roms Volkssprache im ganzen Südwesten Europens. Diese leztere ist die Mutter aller heutigen Romanischen Sprachen, die als Lingua franca sich rings um das von Moslims bewohnte Küstenland des Mittelmeers, als Lingoa geral bis nach Senegambien, Guinea, Ceylon und Ostindien verbreitet haben. Hinsichtlich des Italiänischen beruft sich der Verf. auf die neuesten Ansichten von Lampredi, Ugo Foscolo (s. Revue Européenne) und Fodera, wonach das Sicilianische als die Wiege der Italienischen Poesie betrachtet werden mufs.

Dritte Familie. Germanische Sprachen. Auch hier waltet Maltebrun vor, obwohl auch Grün, Depping, Hermes, Hormayr zu Rathe gezogen sind. In ihrer Geschichte ist gewissermafsen die Geschichte Europens enthalten; sie bilden vier Hauptgruppen: *Teutonisch* (Bastarnen, Sueven und Alemannen, Taurisker, Istävonen oder Franken, Hermunduren oder Thurager) spaltet sich in *alt-* und *neu-Hochdeutsch;* — *Sächsisch* oder *Cimbrisch* (Cimbern, Angelsachsen, Jüten, Cherusker, Ingävonen oder Sachsen, Longobarden?) spaltet sich in *alt-* und *neu-Niederdeutsch, Friesisch* und *Niederländisch;* — *Skandinavisch* oder *Normano-Gothisch* (Gothen, Vandalen, Heruler) in *Meso-Gothisch, alt-Nordisch* oder Normanisch, *Norraena* (alte Norwegische Gebirgssprache im Gegensatz des *Daunska* oder Sprache der Ebene), zu dessen Dialekten das Isländische gehört, *Schwedisch, Dänisch;* — und endlich *Anglo-Britannisch*, spaltet sich in das *Angelsächsische*, todt seit dem achten Jahrhundert, und in das aus ihm und Franco-Normanischem entstandene *Englisch*, das bis tief in Nordamerica hinüber gewandert ist.

Vierte Familie. Slavische Sprachen, classificirt nach des Verfs. eigener Ansicht; Quellen: Lehrberg, Dobrowski, Arndt, Watson, Rask, Kopitar. Drei Hauptgruppen: *Rufso-Illyrisch*, entsprechend dem Antischen oder ost-Slavischen des Dobrowski; — *Bohemo-Polnisch*, entsprechend der *Slavischen* oder west-Slavischen Sprache des Dobrowski, und *Wendo-Lithauisch*, so genannt in Hin-

Digitized by Google

sicht auf die darunter begriffenen Völker, oder *Germano-Slavisch*, so genannt in Hinsicht auf die darinnen verschmolzenen Wurzelsprachen.

Fünfte Familie. Uralische Sprachen, nach Klaproth so getauft, statt der sonst gewöhnlichen Benennung *Finnisch* oder *Tschudisch*. Hauptführer Klaproth; nächstdem Vater, de Bray, Karamsin, Kruse, Ruhs. Fünf Gruppen. Diejenige, worin Hunnen, Awaren, Bulgaren und Khasaren zusammengefafst sind, wird die *Ungewisse* genannt, weil wir im Grunde über die Sprachen dieser verschollenen Völker gar nichts Zuverlässiges wissen. Zur *Finnischen* werden die Mundarten der Suani oder eigentlichen Finnen, der Esthen, Lappen und Liwen gezählt, unter dem Namen der *Wolgaischen* und *Permischen*, die Tscheremissen und Mordwinen, die Biarmier und Motjäken zusammengefafst, und als *Ungarische* die Sprachen der Madjar oder eigentlichen Ungarn, der Ostiaken und Wogulen aufgeführt.

Capitel V. Africanische Sprachen. Africa, eigentlich nur an einem Theile seiner Küsten nothdürftig erforscht, ist in ethnographischer Hinsicht vollends noch gar nicht aufgeschlossen. Auch hier hat zwar der Verf. nach bestem Vermögen an den Mithridates angereiht, was aus den zerstreuten Notizen der neuesten Reisenden und Sprachforscher sich als vorläufiges Resultat ergeben möchte, allein trotz dem nicht unbedeutenden Raume, welcher diesem Capitel im Text und Atlas eingeräumt worden, ist das Ganze in der Hauptsache doch nur ein Scheinwissen, ohne solide Grundlage, wie der Verf. diefs selber nicht in Abrede stellen kann (S. 205, 216). Die Haupttabelle zerspaltet das ganze Sprachgebiet dieses Welttheils in fünf grofse Familien: der *Nilregion*, der *Atlasregion*, des *innern Nigritiens*, des *Küsten-Nigritiens* und der von *Australafrica*: eine Eintheilung, in der wir gerade dasselbe Princip wieder finden (das des Beisammenwohnens in gewissen grofsen geographisch begränzten Erdabschnitten nämlich), welches der Verf. S. 199 an Vaters Classification im Mithridat mit Recht getadelt hatte. Das *Koptische* oder die Sprache der Aegypter, seitdem sie sich dem Christenthume zugewendet, und defshalb in mehreren Kirchenschriftstellern aufbewahrt, soll zufolge der vom Sultan Bello an Klapperton gemachten Mittheilungen noch bei den Bewohnern von Ghoober im Herzen von Sudan fortleben, was um so wichtiger wäre, da man jezt von der Identität des Koptischen und der ältesten Pharaonensprache die Gewifsheit erlangt hat. Eine nicht minder interessante neue Entdeckung ist in dieser Beziehung ein auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufgefundenes, im dreizehnten Jahrhundert verfafstes provenzalisch-koptisches Wörterbuch.

Capitel VI. Oceanische Sprachen. Schon Herras und Adelung haben sich gegen das Vorurtheil, als ob nur Dialekte einer einzigen Sprache in der ganzen Inselwelt von Madagaskar bis zu den Osterinseln geredet würden, mit Ernst erhoben. Sie betrachteten diese ganze Masse weitgetrennter Erdpartikeln als eine blofse Dependenz von Asien, dem Verf. hat es, seitdem die Mittheilungen und gelehrten Forschungen von Marsden, Raffles, Leyden, Crawfurd und Freycinet ein neues Licht über diese Region verbreitet haben, angemessener geschienen, daraus eine eigene Gesammtheit zu bilden. Mit der Hauptabtheilung in zwei grofse Familien, in die der *Malayischen* und *nicht-Malayischen* Idiome wird man sich gern einverstanden erklären, die auf blofse Vergleichung von spärlichen Wortsammlungen begründeten Unterabtheilungen aber als einstweiligen Nothbehelf auf sich beruhen lassen müssen. Dieser Abschnitt enthält manche neue Aufschlüsse und interessante Bemerkungen, welche aus den Berichten jener gelehrten Reisenden zusammengetragen sind. Die sämmtlichen hieher gehörigen Sprachen und unzähligen Dialekte (allein auf der Insel Timor gibt es deren 40) zeigen eine grofse Analogie unter sich, aber fast gar keine Verwandtschaft mit andern bekannten Sprachen. Blofs in der Syntax und den grammatischen Formen neigen sie etwas zu den Transgangetischen Sprachen hinüber. Die bei ihnen seit unbestimmbarer Zeit gebräuchlichen Schriftarten sind unter sich so abweichend, wie die Griechische von der Koreanischen oder dem Sanskrit. Nicht wie man bisher geglaubt hat die Malayische, sondern eine andere, seit unvordenklichen Zeiten ausgestorbene, im Herzen von Java einheimische Mundart, von dem Verf. *grofs-Oceanisch*, von Marsden und Crawfurd *grofs-Polynesisch* genannt, mufs als das Idiom betrachtet werden, welches jener grofsen unbekannten Nation eigenthümlich war, von welcher die primitive Civilisation Australiens ausgegangen seyn mufs. Die Javanesen, welche zu drei verschiedenen Malen (im vierzehnten, fünfzehnten und siebenzehnten Jahrh.) die Suprematie im Indischen Archipel erwarben, haben aufser der Volkssprache noch eine besondere, mit fremden Idiomen stark vermischte Hofsprache, Basakrama genannt, in welcher jeder Vornehmere angeredet werden mufs, während er in der gemeinen Sprache ant-

Digitized by Google

wortet. Das Vaterland der eigentlichen Malayen-Sprache ist das Innere von Sumatra, von wo aus sie sich über Malakka und nach den übrigen Küsten und Inseln, und als Handelssprache bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ausgebreitet hat. — Die Sprachen der zweiten Hauptfamilie werden meist von Oceanischen Negern und überhaupt von Stämmen geredet, die sich noch auf der untersten Culturstufe befinden.

Capitel VII. Americanische Sprachen. Auf dieses Capitel hat der Verf. einen besondern Fleifs verwendet, und es standen ihm eine grofse Menge von Quellen zu Gebot, die zu der Zeit, als Vater diesen Theil des Mithridates bearbeitete, noch nicht vorhanden waren, und auch jezt zum Theil noch wenig bekannt sind. Hauptführer war begreiflich Alexander v. Humboldt. Sämmtliche Idiome sind in zwei grofse, durch die Natur gebieterisch angeordnete Hauptgruppen zusammengefafst, Vaters Hauptabschnitt *Mittelamerica* ganz unterdrückt, dessen zwanzig Familien auf eilf zurückgeführt. Die abweichende Schreibart der barbarischen Völkernamen in den Berichten der Reisenden, die Unzahl der vorhandenen Idiome — Hr. v. Humboldt führt in einem Flächenraum von der Gröfse Frankreichs allein 200 verschiedene Mundarten unter den Bewohnern der Wälder und Savanen namentlich auf — die Mifsverständnisse und akustischen Täuschungen bei Anfertigung der Vocabularien, die Wandelbarkeit der Wohnsitze und politischen Existenz der uncultivirten Horden, und dergleichen erschwerende Umstände mehr haben dazu beigetragen, die Anfertigung der Classification eben so mühselig zu machen, als vielen Resultaten derselben einen hypothetischen Charakter zu geben. Zu den schon von mehreren Philologen bemerklich gemachten, auffallenden Analogien, in Sprachen, Denkmälern und Mythen Ost-, Nord- und Centralasiens mit den Sprachen, Denkmälern und Mythen von Nordamerica bis zum Ohio und Isthmus von Guatemala hinab, zählt der Verf. noch eine bedeutsame Uebereinstimmung der Guarani-Caraiben- und Delaware-Sprache mit dem Hindustani, dem Chinesischen und Hebräischen, so wie auch Cap. Weddell, der unter allen Reisenden dem Südpol am nächsten gekommen, selbst bei den Pescheräs mancherlei Anklänge mit dem Hebräischen entdeckt haben will. — Die übersichtliche Zusammenstellung beginnt 1) mit den Sprachen der *Austral-Region* von *Südamerica*. Unter ihnen zeichnet sich die von Chili durch höheren Culturgrad, und die Analogie des Kalenders mit der Zeitrechnung der Azteken und Aegypter aus. 2) Region von *Peru*. In dem Dialekt von Cuyco hat sich noch die eigenthümliche Hofsprache der Ynkas lebend erhalten; bei den Chiquitos zeigt sich dieselbe Verschiedenheit in der für die Männer und für die Weiber üblichen Mundart, die noch charakteristischer in den beiden folgenden Regionen vorherrscht, und durch Alex. v. Humboldt aus dem Zusammenschmelzen zweier Völker erklärt wird, in deren Kampfe die männliche Generation des unterliegenden ausgerottet worden. 3) Region *Guarani-Brasilien*. Quellen: Die Reiseberichte von Spix und Martius, Eschwege, Prinz Neuwied, und besonders die Corografia Brazilica von Manoel Ayres de Cazal. 4) Die Region des Fabellandes *Orenoco-Amazone* oder *Andes-Parime*, welches durch Alex. v. Humboldt zuerst aus dem mythischen Dämmerlichte emporgehoben worden. Hier ist die Heimath der weit verbreiteten und einst sehr mächtigen Race der als Anthropophagen berüchtigten Caraiben, der Atures, welche durch ihre Mumien, so wie der Mozchas, welche durch Hieroglyphen, ein Vigesimal-Zahlensystem und als ehemalige Beherrscher der Hochebene von Bogota bemerkenswerth sind. 5) Region von *Guatemala*. Hier die Ruinen von grofsen Städten, Pyramiden und andern originellen Bauwerken, in Chiapaneca die einheimische Sage von der Sündfluth und dem Himmelsstürmer Wodan. Wahrscheinlich ist es, dafs die Idiome von Cuba und Haiti voreinst der Yukatan-Sprache sehr ähnlich gewesen sind. Unter den benüzten Quellen verdient vorzüglich die fast gar nicht gekannte Historia de Guatemala von Juaros genannt zu werden. 6) Region von *Mexico* oder dem *Plateau* von *Anahuac*. Sitz der durch eigenthümliche Cultur, kosmogonische Mythologie, ideographische Schrift, genaue Zeitrechnung, Papier, Landcharten, Aquaducten, Pyramiden, Säulen, Mosaik und Vasen ausgezeichneten Azteken. Diese merkwürdige Nation, bei der sich eine chronologisch motivirte Tradition erhalten hat, welche bis in das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf steigt, und die Sage von einem vielleicht noch früher in ihrer Mitte aufgetretenen bärtigen weifsen Manne, durch welchen die alt-Mexicanische Cultur begründet seyn soll, bezeichnet den Norden als seine ursprüngliche oder doch frühere Heimath, und mufs sich bis tief in Guatemala verbreitet haben. Durch die Einwanderung der Spanier und die Einführung des Christenthums ist ihre frühere Originalität gröfstentheils verwischt. Die geringen Analogien der Sprache mit dem Chinesischen

Digitized by Google

und Japanischen berechtigen nicht, sie von dorther abzuleiten. Die Hauptquelle, aus der fast alle Kenntnifs dieser Sprachregion fliefst, darf nicht erst namhaft gemacht werden. *Siebente Region. Centralplateau* von *Nordamerica.* Für diese und die folgenden Regionen hat der Verf. nicht nur die neuesten Reisebeschreibungen benuzt (Long, Lewis und Clarke, Mackenzie, Parrot u. s. w.) und die linguistischen Forschungen von Say, du Ponceau und anderen anglo-americanischen Gelehrten, sondern vornehmlich auch ein von Hrn. Gallatin (vormals Minister der Vereinigten Staaten in Paris) redigirtes Manuscript. In diese Region fällt das Vaterland der nach Mexico ausgewanderten Tolteken und der Hauptwohnsitz der angeblich hochcultivirten vor Ankunft der Europäer bereits verschollenen Allighewis, die nach den Sagen der Lenni-Lenapen durch nördliche Nomaden im zwölften Jahrhunderte ausgetrieben worden sind. Jezt treiben hier kriegerische Stämme, Pawnees, Caddos u. s. w. ihr Wesen. 8) Region *Missuri-Columbia*, von den Hauptflüssen, welche sie begränzen, so genannt. Ehedem ebenfalls zum gröfseren Theile von den Allighewis, heutzutage von nomadischen Völkern bewohnt, unter denen die Sioux-Osagen die mächtigsten sind, die von Krieg und Jagd sich nähren, und denen Viehzucht kaum dem Namen nach bekannt ist. 9) *See- und Alleghani*-Region. Mannigfache Reste ehemals mächtiger, aber culturloser Nationen, Natchez, Irokesen, Lenapen (Vaters Chippaways-Delaware oder Alonquino-Mohegan), deren Idiome sich auszeichnen durch phonetische Abnormitäten und Mangel vieler Tonelemente der Völker des alten Continents. In der heutigen Bevölkerung ist das Verhältnifs der übers Meer Eingewanderten (unter denen zwei Millionen Africaner) zu den einheimischen Bewohnern wie 19 zu 20. 10) *Region der Ostküste von Nordamerica.* Auffallender Contrast zwischen dem geselligen Zustande der nördlich vom Columbiaflusse wohnenden Völker und der im Süden desselben umherstreifenden Nomaden. Spuren alter Civilisation, Fähigkeit abstracte Ideen aufzufassen, weit vorgeschrittener Land- und Wasser-Holzbau. 11) *Boreal-Region von Nordamerica.* Wohnsitz der Eskimaux (denen auch die Grönländer beigerechnet werden), einer eigenen *hyperboreischen* Race mit schwarzem Haar und rothgelber Haut, welche sich fast ausschliefslich vom Fischfange nährt, und nirgends über 60 Meilen von der Küste angetroffen wird. Ihre Sprache, welche sich durch eine seltsame Verknüpfung der Redetheile (durch Hrn. v. Humboldt Agglutination genannt) auszeichnet, wird in analogen Idiomen von der Ostküste Labradors bis zur Mündung des Anadyr in Asien gesprochen, und bildet so das einzige durch den Thatbestand beglaubigte Verbindungsglied der Sprachen des alten und neuen, durch den Südocean geschiedenen Continents.

Rühle v. Lilienstern.

XXVII.

1) *Naturhistorische Abhandlungen und Erläuterungen, besonders die Petrefactenkunde betreffend, von Dr. A. v. Tilesius, kaiserl. Russischem Hofrathe und Ritter. Mit acht farbigen Steindrucktafeln.* Cassel, 1826. XIV u. 164 S. Fol.

2) *Mémoire sur les Bélemnites, considerées zoologiquement et géologiquement, par M. H. Ducrotay de Blainville, Prof. d'anatomie, de physiologie comparée et de zoologie à la Faculté des sciences de Paris; Membre de l'Institut, de l'Académie royale de Médecine etc. Avec 5 planches litographiées.* Paris, 1827. 136 S. gr. 4.

Im lezten Jahrzehent hat die Versteinerungskunde oder urweltliche Naturgeschichte in Deutschland, Frankreich, England, Schweden und Nordamerica bedeutende Fortschritte gemacht. Grofse Sammlungen wurden angelegt, zahlreiche Thier- und Pflanzenclassen eingeführt oder richtiger geordnet, falsche Meinungen früherer Sammler verbessert und die von ihnen gelassenen Lücken in den systematischen Aufstellungen ausgefüllt. So brachte Graf *Sternberg* die in den Steinkohlen-Gebirgen aufgefundenen Pflanzenüberreste in eine systematische Ordnung, welche *Adolph Brogniart* auch auf Pflanzenversteinerungen aus anderen Gebirgsarten ausdehnte. Durch *Lamouroux*, *Lamarck* und *Goldfufs* sind die ausgegrabenen Reste der unteren Thierarten oder der Pflanzenthiere; durch *Miller* die Crinoiden oder lilienartigen Thiere; durch *Lamarck*, *Defrance*, *Ferussac*, *Sowerby*, *Parkinson* und *v. Schlotheim* die Weichthiere; durch *Alexander Brongniart* und *Wahlenberg* die Trilobiten;

Digitized by Google

durch *Gaetan Desmarest* die krebsartigen Rindenthiere; durch *Blainville* die Fische; durch *Conybeare* und *Cuvier* die Amphibien und durch den zulezt genannten verdienstvollen Naturforscher die Ueberreste der vierfüfsigen Thiere geordnet worden. Dadurch ist eine Masse von Kenntnissen geworden, deren genaue Bekanntschaft jezt demjenigen unerläfslich ist, welcher öffentlich über Versteinerungen sprechen oder eigenthümliche Ansichten über völlig ausgestorbene Thier- und Pflanzengattungen eröffnen will. Leicht kann etwas für neu gehalten, ihm eine bezeichnende Benennung beigelegt werden, was schon Andere sorgfältig untersucht, geordnet und durch einen ihm ertheilten Namen von Naheverwandtem getrennt haben.

Nicht immer ist diese Vorsicht in den beiden vorliegenden Werken beobachtet, am meisten ist sie in dem zuerst genannten vernachlässigt worden. Es ist sehr zu beklagen, dafs der als Naturforscher rühmlichst bekannte Hr. Verf. der *naturhistorischen Abhandlungen* auf diese grofsen Erweiterungen der Naturkunde auch nicht die mindeste Rücksicht genommen hat. Die Abhandlungen haben dadurch eine Gestalt erhalten, als wären sie vor dem Jahre 1817 geschrieben, hätten dann ruhig im Pult gelegen und erschienen endlich im Jahre 1826 in Druck. Nur S. 46 wurden in einer mit C (etwa v. Canitz?) unterzeichneten Anmerkung die zweiten Nachträge zur v. Schlotheim'schen Petrefactenkunde und im Nachtrage zur siebenten Abhandlung S. 98—101 die: Natural history of the Crinoidea etc. (Bristol 1821) des in Bristol wohnhaften *Miller*, eines geborenen Danzigers erwähnt, aber auch zugleich eingestanden, dieses leztere Werk nicht gelesen zu haben.

Ein Sammler und Kenner der Versteinerungen lebt sehr selten in solchen glücklichen Verhältnissen, in denen sich der Hr. Verf. als Begleiter des Ritters v. Krusenstern auf dessen Erdumsegelung in den Jahren 1803 bis 1808 befand, um Versteinerungen mit Thieren und Pflanzen der jezt lebenden Welt zu vergleichen. Gewöhnlich mufs man sich mit oft undeutlichen Abbildungen oder mit todten, nicht selten unvollständigen Stücken grofser Sammlungen behelfen, dem Hrn. Verf. aber bot sich Lebendes in mannigfachen Verhältnissen zur Vergleichung dar. Welchen grofsen Nutzen eine solche Anschauung des Lebenden gewährt, beweisen diese Abhandlungen, sobald darin Europäische Versteinerungen mit lebenden Geschöpfen weit entfernter Gegenden verglichen werden. Nur geschieht dieses seltener, als man von einem geübten Mineralogen und dem früheren Höhlenbeschreiber mit Recht erwarten konnte.

Das Werk enthält eine Einleitung S. III bis XIV und acht einzelne Abhandlungen. In jener wird die Frage beantwortet: „*Wie kann eine so nützliche und belehrende „Wissenschaft wie die Oryktologie, welche uns über die „Producte der Vorzeit, über die Veränderungen, die sich „seit Jahrtausenden mit der Erde zugetragen, über ihr „Alter und ihre Bildung belehrt, in den Verdacht* (?) *„einer nutzlosen Liebhaberei und Spielerei gerathen?*“ Die Beantwortung dieser jezt wohl sehr selten aufgeworfenen Frage erhebt sich nicht über die Zeiten Walch's, Bertrand's und Delüc's, dringt nicht tief ein, und war eben so wenig nothwendig wie die Entschuldigung des Hrn. Verfs. (S. XI), dafs er gewagt habe, „Versteinerungen von Alcyonien, Actinien u. a. weichen Seekörpern anzunehmen, deren Vorhandenseyn in versteinerter Gestalt bisher gar nicht für möglich gehalten wurde.“ Dafs diese Behauptung völlig unrichtig sei, hätte ein Blick in den zweiten Theil der Geschichte der Urwelt (1823) und in die urweltliche Naturgeschichte der organischen Reiche (1825) dem Hrn. Verf. zeigen können.

Von den acht Abhandlungen beschäftigt sich die *erste* S. 1—11 mit dem: „*Schraubenstein von Rubeland im Blankenburgischen, einer eisenhaltigen Kieselversteinerung mit Zoophytenspuren.*“ Zu ihr gehören die nicht recht deutlichen Abbildungen Taf. I, Fig. 1. 2. Die sehr bekannte Versteinerung soll nicht von einem Crinoiden, sondern von einem schuppigen Zoophyten der Vorwelt abstammen. Dieses sucht der Hr. Verf. aus der Zeichnung der Höhlenwände um die Schrauben zu beweisen. Hätte er sich aber nicht auf das Vorkommen der einzelnen dünnen Blättchen aus dem Gliede eines Trochitenfufses allein beschränkt, sondern auch auf die ebenfalls bei Elbingerode am Rubeland auf dem Harz vorkommenden, oft in Quarz umgewandelten mehrgliedrigen Trochitensäulen Rücksicht genommen, so würde die Abhandlung weit lehrreicher ausgefallen seyn. Vielleicht lagen aber solche Stücke nicht in der Sammlung des Hrn. Major v. Canitz in Cassel, in dessen schöner Sammlung die meisten in den Abhandlungen abgebildeten Versteinerungen sich befinden?

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 55. u. 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

1) *Naturhistorische Abhandlungen und Erläuterungen, besonders die Petrefactenkunde betreffend, von Dr. A. v. Tilesius.*

2) *Mémoire sur les Bélemnites, considerées zoologiquement et géologiquement, par M. H. Ducrotay de Blainville.*

(Beschluſs.)

Die *zweite* Abhandlung S. 12—26 mit der Ueberschrift: *„Chiton giganteus camtschaticus, groſser camtschadalischer Chiton, als Erläuterung zu einem Prager Trilobiten“* gibt eine Beschreibung der Chitoniten oder Käfermuscheln, einer zur Familie der Gasteropoden gehörigen Schalthiergattung, welche mit den Patellen verwandt ist, aber nicht einen einfachen, sondern einen aus einzelnen Schalen zusammengesezten Schild hat, den die Thiere zur Zeit der Gefahr um sich rollen. Abgebildet ist Taf. II und III der sechs Zoll groſse Chiton giganteus mit acht Schalen, an den Ufern von Kamtschatka und der kurilischen Inseln, auf Taf. V, Fig. 9 ein Chiton aus China, welcher dem Ch. echinites aus Japan (im Krusenstern'schen Atlas Taf. 88, Fig. 35—37 abgebildet) sehr ähnlich ist, und Fig. 10 ein Chiton von Kamtschatka, den *Pallas* in den Nov. Act. Petrop. Taf. 7, Fig. 26—28 abgebildet und Ch. auriculatus genannt hat. Da die ausgestorbenen, nur noch in Gebirgsschichten vorhandenen Trilobiten lebend ebenfalls sich zusammenrollen konnten, so glaubt der Hr. Verf., daſs sie mit den Chitonen nahe verwandt gewesen sind, und sucht dieses in der *dritten* Abhandlung: *„Sendschreiben an meinen Collegen Hrn. Staatsrath und Ritter v. Severguine in St. Petersburg über die Natur der Trilobiten“* (S. 27—46 mit den Abbildungen Taf. IV, Fig. 1—11 und Taf. V, Fig. 3—5) zu beweisen. Die Trilobiten hätten wie die Chitonen keine blättrige, sondern eine hornartige, aus mehreren Schildern zusammengesezte Schale, die sie zusammenrollen konnten. Am lebenden Thier sollen die Schilder mit einer zähen, schleimigen Haut bedeckt gewesen seyn, welche an den Versteinerungen auf den erhöheten Ringen meist abgerieben, aber an den Rändern noch deutlich zu erkennen ist. Wenigstens hat der Hr. Verf. diesen Schleimrand an einem Trilobiten, aus Kalkschiefer am Wege nach Kochelbad unweit Prag, durch die Lupe deutlich bemerkt. Auch soll eine musculöse Masse mit kleinen erhabenen Pünktchen auf der Oberfläche, wie an den Chitonen, der Schneckenfuſs gewesen seyn, und zum Fortkriechen gedient haben. Doch sind nach dem Hrn. Verf. beide Thiergattungen, die Chitonen und Trilobiten, dadurch von einander unterschieden, daſs erstere *eine* Reihe Schilder haben, leztere aber *drei* Reihen hatten, folglich sich noch kugelartiger zusammenrollen konnten, als es jezt die Chitonen vermögen. — Abgebildet sind hier Taf. IV, Fig. 1, 2 und 8, und Taf. V, Fig. 3, 4 Trilobiten aus dem vorhin bemerkten Kalkschiefer bei Prag. Sie gehören zu *Schlotheim's* Trilobites Sulzeri einer mit Calymene macrophthalma Brongn. verwandten Art. Zu ihr möchte auch wohl die Abbildung Fig. 5 eines in der Sammlung des Prof. *Domingos Vandelli* in Lissabon befindlichen Trilobiten aus Italien gehören. Der Taf. IV, Fig. 3 und 4 abgebildete Trilobit aus der *Blumenbach'schen* Sammlung ist Calymene Blumenbachii Brongn.; eben so der in Fig. 6 aus Rufsland. In diesem Reiche werden in den Duderhof'schen Geschieben in Ingrien, im Kalkufer der Tschuffojawa in der Gegend am Einfluſs des Baches Tschirma, und beim Katharinenbade am Terek, häufig Trilobiten gefunden. Fig. 7 ist die Schwanzklappe einer Calymene macrophthalma Brongn. aus dem braunen Marmor bei Konnewitz unweit Leipzig. — Wer die neuen Untersuchungen eines Wahlenberg in Schweden, Brongniart in Frankreich und v. Schlotheim in Deutschland gelesen, und aus ihnen die dreitheiligen Kopf-, Brust- und Schwanzschilder mit den Augen am Kopfschilde und mit den drei Klappen am Schwanze kennen gelernt hat, wird

Digitized by Google

sich nicht leicht überreden lassen, die Trilobiten für Meerschnecken zu halten.

Die *vierte* Abhandlung: „*Escharit und Cellularit*“ (S. 47—55, Taf. VI, Fig. 1, 2) beschäftigt sich mit einer Polypiten-Versteinerung des Oberharzes. Richtig wird hier bemerkt, dafs viele, selbst ausgezeichnete Männer, z. B. Ellis, Lamouroux, Schweigger, die zahlreichen Mundöffnungen oder die mit Fangärmen bewaffneten Saugwarzen dieser vielmundigen Thierarten, Polypen nennen, und dadurch den früheren Irrthum begünstigen, diese Münder oder Zellen für Wohnungen einzelner Thiere zu halten. Das Ganze bildet ein einziges Thier, ist aber keinesweges ein gemeinsamer Wohnort vieler einzelner kleiner Thierarten. Der Hr. Verf. gibt den Cellenpolypen von ästigem Wuchse den Namen *Cellularien*; diejenigen aber, welche sich wie ein Ueberzug anderen Körpern anlehnen und ihre Gestalt annehmen, erhalten den Namen *Escharen*, *Rinden* oder *Krustenpolypen*. Der hier abgebildete Cellularit ist Eunomia radiata Lam., Madreporites cristatus Blumenb. (Specim. archaeolog. tellur. Taf. III, Fig. 12); der Escharit aber ist mit Eschara lobata Lam. nahe verwandt. Von beiden werden im Kalkstein des Oberharzes bei Grund schöne Exemplare angetroffen.

Auch die in der *fünften* Abhandlung (S. 56—72) unter dem Namen Tubulites Terebellae oder Ocellaria Maeandrites näher beschriebene und Taf. VI, Fig. 3—5 abgebildete Versteinerung kommt vom Oberharz, aus dem Kalkstein des Hübichensteins bei Grund. Sie hat mancherlei Namen erhalten, wie Tubipora axillaris, Millepora serpens, Tubipora serpens, Terebella madreporum, Madrepora deperdita u. a. Der Hr. Verf. glaubt, dafs sie ein Bohrwurm (Teredo oder Terebella) gewesen sei, der sich in eine Madrepore oder in einen Mäandriten eingebohrt habe, wie sie schon früher *Pallas* für eine Serpula erklärte. Die einzelne lange Röhre hat grofse Aehnlichkeit mit einer Karyophylle.

In der *sechsten* Abhandlung (S. 73—81 wird 1) von Anomiten vom Harze, 2) von einem Testaceolithen oder einer Masse mit Schalthierversteinerungen aus dem Eisensandstein aus dem Ahnegraben auf der Wilhelms-Höhe bei Cassel (Abgeb. Taf. I, Fig. 3—6), 3) von einem Helmintholithus Alcyonii (Taf. IV, Fig. 12—16) oder Spongia panicea Pall. und 4) von einem Phytolithus Cacti (Taf. V, Fig. 1, 2) aus der Gegend von Landshuth in Schlesien gesprochen, ohne dadurch die Versteinerungskunde zu erweitern. Eben so wenig geschieht es durch die folgende *siebente* Abhandlung, mit der Aufschrift: *Encrinus, Lilienstein.* (S. 82—101, Taf. VII, Fig. 1—11.) Abgebildet sind hier die Krone und ein Theil des Fufses des sehr bekannten und oft schon gezeichneten Lilien-Encrinits (Encrinus vulgaris, Encrinites moniliformis); aufserdem noch ein Stück aus dem Fufs eines Pentacriniten. Bei der Abhandlung selbst sind die Werke *Guettard's* und *Ellis* aus der zweiten Hälfte des leztvergangenen Jahrhunderts die Hauptführer gewesen.

Durch die *achte* Abhandlung: „*Actinit, Seenesselstein, Meerblumenstein*“ (S. 102—105, Taf. VII, Fig. 12—15) haben wir eine schöne Abbildung der bei Kunersdorf in Sachsen gefundenen Versteinerung einer Meeranemone oder eines Actiniten in einer Achatniere erhalten, welche sich jezt in der Sammlung des Hrn. Major v. Canitz in Cassel befindet. Diese Versteinerung ist den Deutschen Mineralogen keine unerhörte, unglaubliche Sache, wie der Hr. Verf. S. 102 glaubt, sondern war ihnen schon bekannt. (Urweltl. Naturgesch. 1825. Th. I, S. 5. Artikel *Actinit.*) Angenehm aber mufs ihnen die Taf. VII, Fig. 12 gelieferte Abbildung der Versteinerung seyn, weil sie dieselbe mit den Fig. 13—15 abgebildeten lebenden Actinienarten, der grofsen Actinie mit vielen purpurrothen Armen, vom Ufer bei der Festung Santa-Cruz vor der Rhede Santa-Catharina in Brasilien und zwei kleineren Actinien mit blauen Fängern, von der Insel Teneriffa vergleichen können. Mit diesen lebenden Arten zeigt die Versteinerung im Allgemeinen grofse Aehnlichkeit, doch möchte sie wohl von einer von ihnen verschiedenen Art abstammen, die sich wahrscheinlich ebenfalls in den Meeren aufhält.

Die lezte *neunte* Abhandlung (S. 126—149) hat die Ueberschrift: „*Vergleichung der Hysterolithen* (Taf. VIII, Fig. 3—10) *mit dem Gastopteron Meckeli* (Fig. 11—18), *Gast. curillicum* (Fig. 1) *und anderen Ruderthieren*“ (Fig. 2 und 19.). Dazu ein Nachtrag (S. 150—154) „über den Hysterolithen von *Habel*“ im vierten Bande der Schrift der Berl. naturf. Freunde 1783. S. 311. Nur in Deutschland bilden bekanntlich Hysterolithen eine abgesonderte Muschelgattung, in Frankreich und England werden sie mit den ihnen sehr nahe verwandten älteren Terebrateln oder zum Theil mit den Pentameren Sowerby's vereinigt. Aeltere Schriftsteller unterscheiden fünf Arten: Anomia hysterita biloba, spinosa, novemstriata, echinata und cristata. Hr. v. Schlotheim hat in seiner Petrefactenkunde

Digitized by Google

nur drei Arten: Hysterolites hystericus mit schmalen Längenfalten auf den Flügeln, H. paradoxus mit Runzeln und Falten, und H. vulvarius mit glatten Schalen. Von der lezten Art spricht der Hr. Verf. in dieser Abhandlung, und sucht ihre grofse Aehnlichkeit mit den Gasteropteren oder Flügelschnecken darzuthun. Er kann sie für keine Muscheln anerkennen, weil 1) nie ihre Schalen angetroffen werden — aber auch andere Schalthierarten, z. B. die ältesten Terebratelarten kommen nur in Steinkernen vor — 2) weil sie nicht einerlei Gestalt zeigen, sondern bald auf der einen Seite, bald auf der anderen verschoben sind. (Wie oft aber werden nicht von anderen Schalthierarten verdrückte Steinkerne angetroffen?) 3) Jede Muschel verräth sich durch ihren schalenartigen Bau, d. h. sie ist glatt, glänzend, schillernd, lamellös oder schichtenförmig, und man kann auch an Versteinerungen das schalenartige Wesen nicht verkennen. Von Allem diesem sei aber an Hysterolithen nichts zu bemerken. (Natürlich weil die Schale gänzlich zerstört ist, und sich nur der Steinkern erhalten hat.) 4) Unter dem Vergröfserungsglase zeigt sich eine feingekörnte Oberfläche, wie das rete mucosum einiger nakten Schnecken, und zwar auf jeder Seite des Thieres, welches defshalb keine harte Schale, sondern einen weichen gallertartigen oder lederartigen Körper gehabt hat. (Steinkerne von anderen Schalthieren mit rauhen Schalen zeigen ebenfalls eine gekörnte oder gestreifte Oberfläche, wenn die untere Seite der verloren gegangenen Schale nicht völlig glatt gewesen war). Aus diesen Gründen und nach der Gestalt des Thieres wird die Behauptung aufgestellt, dafs das Thier müsse lebend zu den Flügelschnecken gehört haben, zwar keine Clio mit länglichem, kegelförmigem Körper, kurzem Hals und etwas vorstehenden, mit Kiemen bedeckten, kleinen Ruderflossen (Fig. 2) gewesen sei, sondern zu den Gasteropteren gehört habe, deren anatomische Beschreibung hier aus der Meckel'schen Dissertation (De pteropodum ordine et novo ipsius genere Gasteropteron. Halle, 1813. 4.) in die Deutsche Sprache übertragen ist. Das Fig. 11—18 nach Hrn. Meckels Zeichnungen abgebildete Thier hat einen vierseitigen Kopf mit fleischigem Schilde, dicke grofse Ruderflossen und einen länglich-runden Körper, auf dessen rechter Seite die Kiemen in 25, aus kleinen Blättchen zusammengesezten Lamellen liegen. Darnach müfsten die beiden Flügel der Hysterolithen, die Ruderflossen, der Mittelheil aber der eigentliche Körper gewesen seyn. — Unverkennbar ist eine grofse Aehnlichkeit zwischen beiden Thierarten; sie leitet uns zu der Annahme, dafs Hysterolithen die Urgestalt an sich trugen, aus welcher sich im Laufe der Zeit die Flügelschnecken der jetzigen Meere eben so entwickelten wie die jetzigen Eidechsen aus den Meereidechsen der früheren Bildungszeiten des Erdkörpers. Mag indessen die Aehnlichkeit der Hysterolithen und Gasteropteren namentlich des hier Fig. 1 abgebildeten Gast. curillicum noch so grofs seyn, so lassen sie sich doch nicht in eine Gattung vereinigen, sondern die Hysterolithen müssen, mit den ihnen in Gestalt äufserst ähnlichen älteren ebenfalls ausgestorbenen Terebratelarten, den Schalthieren beigezählt werden. — Eine Aehnlichkeit mit einem Seeschmetterling (S. 151) oder nach S. 154 mit einem Nachtschmetterling zu finden, wie *Habel* in dem vorhin angeführten Werke gethan hat, möchte wohl jezt nicht leicht einem Sammler begegnen.

Selten hat wohl ein Deutsches Werk über Versteinerungen die Ehre, auf solchem schönen Papier mit solcher grofsen Pracht gedruckt zu werden wie das vorliegende, das in typographischer Hinsicht und wegen seiner sauberen farbigen Zeichnungen zu den Meisterwerken gehört, und den gepriesensten Drucksachen des Auslandes an die Seite gestellt werden kann.

Wie die Hysterolithen gehören auch die *Belemniten* zu den völlig ausgestorbenen Thiergeschlechtern, und weichen im Körperbau von den uns bekannten Thieren so sehr ab, dafs man in früheren Zeiten über ihren wahren Ursprung und über ihren natürlichen Bau die abweichendsten Muthmafsungen ersonnen hat. Sie sollten als Donnerkeile aus der Luft gefallen seyn, oder dem Steinreiche angehören, oder versteinerte Pflanzenkörper seyn, bis man in den neuesten Zeiten den Ursprung derselben in das Thierreich verlegte. Welcher Thierart sie aber angehörten, oder welche Gestalt das Thier im Leben hatte, ist noch nicht ausgemittelt worden. Auch in des Prof. *Ducrotay de Blainville* Monographie der Belemniten sind die Räthsel unaufgelöst gelassen. Ursprünglich war dieses Werk eine Vorlesung, die im Monat Mai 1825 in der philomathischen Gesellschaft gehalten, und nachher in das Octoberheft des Bulletins dieser Gesellschaft von demselben Jahre abgedruckt wurde. Im vorliegenden Werke ist sie wieder völlig unverändert, selbst mit allen Druckfehlern und mit dem Verzeichnifs derselben und ihrer Verbesserungen abgedruckt worden, und die sechs Abschnitte derselben füllen die ersten 116 Seiten aus.

Digitized by Google

Dann folgen Zusätze und Erweiterungen, welche durch die Untersuchung grofser Sammlungen oder neuer Stücke in der Sammlung des Hrn. Verfs. entstanden sind. Ein Verzeichnifs der 91 hier angeführten Schriften (S. 122—129) und eine Erklärung der fünf Steindrucktafeln mit Abbildungen (S. 130—136) machen den Beschlufs des Werks.

Im *ersten* Abschnitt (S. 2—25) werden die Schriftsteller aufgeführt, welche in ihren Werken (deren ausführliche Titel der siebente Abschnitt S. 122—129 nachweist) die Belemniten erwähnen. Ob *Theophrast* und *Plinius* hätten mit dem in der Erde aus Urin des Luchses gebildeten Stein Lyncurium die Belemniten bezeichnen wollen, sei sehr zweifelhaft, ja sogar unwahrscheinlich, da nach der Beschreibung der Stein ein harter Edelstein von feuerfarbener, bisweilen gelber oder schwarzer Farbe gewesen seyn soll, der sich leicht glätten und zu Siegelringen schneiden liefse, auch kleine Stückchen Holz, Eisen und Kupfer anzog. Eben so ungewifs sei es, ob des Plinius idaei dactyli eisenfarbene, wie ein menschlicher Daum gestaltete Edelsteine von der Insel Creta, oder auch die strahligen, ins Schwarze oder Hellblaue schillernden Edelsteine, Astrapiae genannt, Belemniten gewesen sind. Bis zum fünfzehnten Jahrhundert verstand man unter allen diesen von Griechen und Römern gebrauchten Namen einen Edelstein, der entweder der Bernstein oder der gelbe Chalcedon gewesen ist. — Auf die *Belemniten* wurde man zuerst in Deutschland in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aufmerksam, und wandte sie in einigen Krankheiten als Heilmittel an. Der Arzt in Chemnitz *Georg Agricola* (geb. 1490, gest. 1555) gebraucht zuerst von ihnen die Benennung Belemniten, und unterscheidet sie von dem Lyncurium der Alten. Er kannte sie vollständig mit ihren Alveolen, gibt von ihren verschiedenen Gröfsen, ihrer Gestalt, Durchsichtigkeit und ihrem Vorkommen in den Gebirgsarten eine richtige Beschreibung, spricht ihnen aber die gerühmten Heilkräfte ab, und läfst sich auf ihr Entstehen nicht ein. Aufrichtig gestanden sind wir jezt in unseren Kenntnissen von dieser Versteinerung nicht viel weiter gekommen; wir haben viele Arten und Fundörter kennen gelernt, können aber über alles Uebrige nur mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen.

Der *zweite* Abschnitt (S. 26—31): *über die natürliche Beschaffenheit der Belemniten und die Stelle, welche sie in der Reihe der Wesen einnehmen*, und der *dritte* Abschnitt (S. 31—39): *über die Veränderungen, welche die Belemniten in den Erdschichten erlitten haben*, würden belehrender, das Gesagte schärfer bestimmt und mit der Wahrheit übereinstimmender geworden seyn, wenn der Hr. Verf. aufser der *v. Schlotheim*'schen Petrefactenkunde und ihrer Nachträge auch noch die neuesten Untersuchungen in Deutschland gekannt hätte, wie *Links* Urwelt Th. I, S. 33, 34; Archiv der Urwelt Bd. III, Heft 2, S. 318—320; *Krügers* Geschichte der Urwelt Th. II, S. 334 u. f.; dessen urweltliche Naturgeschichte Th. I, S. 85 Artikel Belemnit und Uebersicht der neuesten Versteinerungen Würtembergs S. 29—34 mit den Abbildungen der Belemniten in Fig. 2—5. — Der Hr. Verf. nimmt an, dafs der Belemnit von einem gleichförmig und symmetrisch gebaueten Thiere herkomme, in demselben wie die Rückenschale des Dintenfisches und anderer Sepienarten gelegen habe und gleich ihnen mit einem häutigen Mantel umgeben gewesen sei, dessen Wände den kalkigen Stoff absezten. Dieser Aehnlichkeit wegen würde der Belemnitenkegel auf dem äufsersten Rande des Rückens gelegen und ausgewachsen, d. h. nachdem er die untere Höhle erhalten hat, in derselben die obersten Eingeweide des Thieres, wahrscheinlich die Fortpflanzungswerkzeuge und ein Theil der Leber, enthalten haben. Vor diesem reiferen Alter war das untere Ende des Kegels geschlossen, er selbst aber, dem übrigen thierischen Körper gleichsam angeheftet; fing sich dann die Höhle an auszubilden, so löste sich allmälig der Kegel ab und erhielt Kammern, durch deren erweiterten leeren Raum gleichzeitig sich die eigenthümliche Schwere verminderte, genau so, wie wir es noch jezt an den gewundenen Schnecken und Nautilen beobachten können. Dadurch entstanden die drei vom Lebensalter abhängigen Gestalten, welche wir jezt unter den Belemniten gewahr werden. In der Jugend ist keine Höhle vorhanden, und der Kegel zeigt bis an die Grundfläche einen gleich dichten Querdurchschnitt. Im zweiten Lebensalter bildete sich eine mehr oder minder tiefe Höhle, auf deren Wandfläche Wachsthumringe sichtbar werden. Im dritten und lezten Zeitraum kommen mit der erweiterten Höhle Kammern zum Vorschein, von denen die ältesten am kleinsten und engsten sind.

Bei einem genauen Beobachten des Vorkommens der Belemniten wird man diese Darstellung nicht mit der Wahr-

Digitized by Google

heit übereinstimmend finden, nur müssen möglichst vollständige Stücke nicht wie gewöhnliche Bruchstücke ausgewählt werden. Am besten haben diese Thierkörper die ursprüngliche Gestalt in den Thon- und Thonmergelschichten, z. B. in den Thonlagern bei Quedlinburg, weniger deutlich in den Kreide-, Kalk-, Kalkmergel- und am undeutlichsten in den Sandschichten aufbewahrt. Im Allgemeinen mufs man an Belemniten a) den Kegel, b) seine untere Höhlung, c) den sie ausfüllenden Körper, d) dessen unteres Ende und e) die Hülle des Ganzen unterscheiden. Jeder Belemnitenkegel, sei er noch so klein, mithin vor der Versteinerung noch so jung gewesen, hat eine Alveole oder hohles Ende gehabt. In der Sammlung des Unterzeichneten liegen Stücke von etwa einer Linie im Querdurchmesser, welche schon die Höhle deutlich zeigen. An der obersten Spitze der Höhle fangen die Wände des Kegels an, nach unten zu in der Dicke abzunehmen, bis sie zulezt in eine Schneide von Papierstärke auslaufen. Sehr selten hat sich der Kegel bis auf diesen scharfen Rand in der Versteinerungsmasse erhalten, gewöhnlich ist er höher, entweder dicht über der kegelförmigen Höhle oder mehr oder weniger tiefer abgebrochen. Auch solche Belemniten kommen vor, wo die äufsere Wand des Kegels nicht völlig bis zum untern Ende des inwendigen die Höhle ausfüllenden Körpers hinabreicht, sondern schon etwas höher mit demselben verwachsen war, und dadurch dessen unterste Ringe unbedeckt läfst. Der Engländer *Miller* bildete aus diesen Arten seine Gattung Actinocomax. Wie bei andern Versteinerungen fast immer die weichen Theile eines Thierkörpers völlig zerstreut angetroffen werden, so auch am Belemnitenkegel. Gewöhnlich ist der geringelte Theil des eigentlichen thierischen Körpers verschwunden, welcher eine sehr dünne schwärzliche Oberrinde hat, und eben so geringelt ist wie die Wand der Höhlung. Statt dieses Körpertheiles füllt die Versteinerungsmasse ohne alle Spur der thierischen Haut die Höhle des Belemnitenkegels aus. Erhielt sie Steinhärte, so bildete sie einen Steinkegel, der noch jezt die Höhle ausfüllt, blieb sie aber locker wie gewöhnlich in Sand- oder Mergelschichten, so fällt sie beim Ausgraben des Kegels aus und läfst die Höhle des Kegels offen zurück. Die thierische Ausfüllung der Belemnitenhöhle scheint mit einem rundlichen Körper in Verbindung gestanden zu haben, wenigstens deutet darauf das Vorkommen einiger Stücke aus dem Thon bei Quedlinburg hin. Auch möchten wohl aus diesem rundlichen Körper mehrere Belemnitenkegel ausgelaufen seyn. Den Kegel umgab am lebenden Thiere eine dicke Haut, nicht immer von einerlei Beschaffenheit. Bei einigen Arten war sie rauh oder faltig und runzlich, bei andern körnig. Diese Oberhaut ist an den Belemniten aus lockerm Sande oder aus Kalk- und Sandstein gewöhnlich völlig verschwunden, so dafs jezt der Kegel eine glatte Oberfläche hat, sehr selten mit einem Zahn oder einer andern Erhöhung versehen. An mehreren Belemnitenarten hat der Kegel eine, zwei, drei, vier, oder fünf flache oder tiefe, längere oder kürzere Furchen oder Rinnen, und die Kegelspitze ist entweder gerade oder gebogen, scharf oder stumpf. Auch in der Gestalt weichen die Belemnitenkegel von einander ab, sie sind kegelartig, keulenförmig, walzig, oder mehr oder weniger flach gedrückt, lezteres sehr oft durch die Versteinerungsmasse, durch welches zahlreiche Uebergänge aus der flachsten Gestalt bis zum vollkommen walzigen Kegel sich gebildet haben.

Der Belemnitenkegel, aber nicht die Ausfüllung seiner Höhle, ist gewöhnlich in faserigen Kalkspath umgewandelt, dessen Strahlenspitzen nach Innen stehen, und hier eine hohle Axe, die Verbindungsröhre, Nervenröhre, den Sipho, bilden. Selten fällt diese Verbindungsröhre genau mit der Längenaxe des Belemnitenkegels zusammen, gewöhnlich liegt sie etwas seitwärts oder neigt sich wenigstens nach einer Seite hin und verläfst dann die gerade Linie. — Am lebenden Thiere war der Belemnitenkegel nicht mit Kalkspath ausgefüllt, sondern dieser hat sich erst während des Versteinerungsactes gebildet. Höchst wahrscheinlich bestand der Kegel aus sehr dünnen Schalen, die oben nach der Kegelspitze zu und unten in den Seitenwänden der Höhlung zusammen liefen. Dieser Bau des Kegels hat sich an einzelnen Stücken gut erhalten, an andern ist der schalige Bau nicht völlig durch den strahligen Kalkspath zerstört worden, und beide lassen sich deutlich erkennen. Auch in der vorliegenden Blauwille'schen Monographie der Belemniten finden sich Abbildungen dieser Verschiedenheiten im Bau des Kegels. So zeigt Taf. I, Fig. 4, IV, Fig 5 und V, Fig. 18 und 20 den schaligen Bau, die Durchschnitte auf Taf. I, Fig. 7, IV, Fig. 4, V, Fig. 10, 12 und 13 den halbstrahligen und halb schaligen Bau. — Aus dem Verhältnifs des oft sehr langen Kegels zu der engen kurzen Höhle desselben an verschiedenen Belemniten-Arten, z. B. dem Riesen-Belemnit (B. giganteus), dem walzigen Belemnit (B. cylindricus), dem gedrückten Belemniten (B. compres-

Digitized by Google

aus), dem schwertartigen Belemnit (B. gladius) u. a. wird es sehr unwahrscheinlich, dafs in der untern Höhle das ganze Thier im Leben gelegen habe, wie der Hr. Verf. zu glauben scheint, der sich der beständigen Erinnerung an ein gekammertes Schalthier nicht erwehren kann, vielmehr ist es weit wahrscheinlicher, dafs nur ein kleiner Theil des thierischen Körpers wie etwa noch jezt in den Armen und Füfsen der krebsartigen Thiere gesteckt, und dafs der Kegel zur Waffe oder zum Fortbewegungswerkzeug, vielleicht auch zu beidem gedient habe. Nicht unwahrscheinlich ist es, dafs die durch das Wachsen des thierischen Körpers zu enge gewordene Gliederbedeckung in bestimmten Zeiträumen eben so abgeworfen wurde, wie jezt noch die Haut vieler Kerbthiere, oder wie der Krebs jährlich die Schale und der Hirsch das Geweih erneuert. In diesem Fall müfste sich der in der Höhle steckende Körpertheil wieder zu einem neuen Kegel ausgebildet haben, was auch einzelne Stücke anzudeuten scheinen, an welchen der innere Körper der Höhle einen etwas strahligen Bau zeigt. Dann wäre auch das örtliche zahlreiche Vorkommen vieler Belemnitenkegel von allen Gröfsen, meist ohne die mindeste Spur der abgestorbenen und auf dem damaligen Meeresboden abgeriebenen Haut, leicht erklärbar.

Im *dritten* Abschnitt, *„über die Veränderungen, welche die Belemniten in der Erde erlitten haben,“* bemerkt der Hr. Verf. ebenfalls, dafs der Kalkstoff im Kegel erst während der Versteinerung die strahlige Gestalt angenommen habe. Dieser Kalk hat bisweilen die Gestalt des Chalcedons erhalten, und solche in ihn umgewandelten Schalthiere wurden in frühern Zeiten für chalcedonirt ausgegeben, z. B. die Turritelliten am Platenberge bei Blankenburg, und in den Sandschichten bei Weddersleben am Unterharz, die mit Scheidewasser betröpfelt aufbrausen. Vielleicht gehört zu ihnen der Miller'sche B. minutus aus der Gegend bei Danzig, der nach S. 37 chalcedonirt seyn soll. — Durch das Feuer werden viele Belemniten zerstört; sie zerfallen in ein weifsliches Pulver. *Aiton* erhielt durch chemische Auflösung der Belemniten

45,55	Kohlensäure
53,95	Kalk
0,40	Magnesenoxyd
0,10	Verlust
100.	

Chevreul fand, dafs der gröfste Theil der Belemnitenmasse ein gestrahlter, kohliger Kalk sei, welcher in der Hitze unter Knistern sich zersetze und zerfalle. Ihm sind thierische Stoffe, etwas weniges oxydirtes Eisen, wahrscheinlich auch eine Kleinigkeit von Alaun, phosphorisirtem Kalk, übersauerer Magnesie und geschwefeltem Kalk beigemischt. Bei der Auflösung auf nassem Wege entwickelt sich ein wässeriger ammonikalischer Dunst; nimmt man aber Hydrochlorsäure, so erzeugt sich ein kohlensaures Gas mit naphthaähnlichem Geruch. Den leztern kann man schon während des Reibens mehrerer Belemnitenkegel bemerken.

Die Zahl der im *vierten* Abschnitt (S. 39 — 53): *über das geographische und geognostische Vorkommen der Belemniten“* aufgeführten Fundörter konnte aus den schon genannten Deutschen Werken vergröfsert werden. Auch die Nachträge S. 116 — 118 nehmen auf die Länder aufserhalb Frankreich keine Rücksicht, sondern beschränken sich auf einige Gegenden dieses Reichs. Der Raum verstattet nur einige Erweiterungen in den Angaben der Fundörter hier zu bemerken. Wenn S. 40 vermuthet wird, dafs im Europäischen Rufsland, und S. 41, dafs in Polen möchten Belemniten zu finden seyn, weil nach *Pallas* grofse Belemniten zahlreich an der Wolga vorkommen sollen, und in der Sammlung des Hrn. Brongniart in Paris Belemniten aus der Gegend von Grodno in Litthauen und Krzenimiec in Volhynien liegen, so mufsten auch die Belemniten aus den Ufern der Moskwa und in der Nachbarschaft von Krakau erwähnt werden. — Bei Africa konnten die Kalkgebirge am Nil, unweit Theben, in welchem die Katakomben ausgehauen sind, genannt werden. — Gröfsere Zusätze hätten die Verzeichnisse der Fundörter in Deutschland und in der Schweiz erhalten können.

Alle Belemniten soll man nach S. 48 und 49 in den ältern Flötzgebirgen antreffen, welche jünger als die Uebergangsgebirge und jünger als die Kreide sind. Zwar finden sich einige Nachrichten, dafs Belemniten auch in Uebergangsgebirgen gefunden wurden, z. B. im Kalkstein bei Namur und in der Tarentaise, ferner bei Bex und Glarus; allein diese Angaben werden entweder verdächtig gemacht, oder es wird geläugnet, dafs die Gebirgsschichten zu den Uebergangsgebirgen gehören. Erst in den Nachträgen S. 117 und 118 wird vermuthet, dafs doch wohl Belemniten möchten auch in Uebergangsgebirgen vorkommen, weil Hr. *Elie de Beaumont* sie in den Alpen in einer Schichte entdeckt hat, welche einem Lager mit Pflanzenabdrücken gleich denen der Steinkohlengebirge

Digitized by Google

aufgelagert ist. (Dieser Beweis für die richtige Anerkennung einer Schicht im Uebergangsgebirge wird in Deutschland nicht für gültig anerkannt werden).

Zum Eintheilungsgrund bei der *Classification der Belemniten* im *fünften* Abschnitt (S. 54 — 104 und S. 118 — 120) gebraucht der Hr. Verf. die Gestalt der Höhle am untern Ende des Belemnitenkegels zum Eintheilungsgrund, wobei die vorhin bemerkten unrichtigen Ansichten über die wahrscheinliche Gestalt des lebenden Thieres deutlich vortreten und zu Mifsgriffen verleitet haben. Folgende acht Familien werden angenommen: I) Arten, an denen die Höhle am untern Ende fehlt. II) Mit sehr kleiner, ungekammerter, am Rande gespaltener Höhle. III) Mit grofser, ungekammerter, am Rande gespaltener Höhle. IV) Mit grofser Höhle, Kammern, Verbindungsröhre und auf der Oberfläche des Kegels mit einer mehr oder weniger deutlichen Rinne, die sich von der Grundfläche bis an die Spitze des Kegels erstreckt. V) Mit grofser, gekammerter Höhle, einer Verbindungsröhre, ohne Spalten am Höhlenrande oder eine Rinne an der Grundfläche, aber mit zwei Seitenfurchen an der Kegelspitze. VI) Mit grofser, gekammerter Höhle und einer Verbindungsröhre, aber ohne Spalten, Rinnen und Furchen an der Grundfläche und an der Spitze des Kegels. VII) Mit verhältnifsmäfsig sehr grofser Höhle, mit Kammern und einer Verbindungsröhre, aber ohne Spalten, Zähne, Rinnen und Seitenfurchen. VIII) Nicht hinlänglich bekannte oder schlecht erhaltene Arten.

Dafs diese Vertheilung der Belemniten viel Willkürliches enthalte, fällt gleich in die Augen. So fehlt den Familien VI und VII ein scharf begränztes Unterscheidungsmerkmal, und ein fest bestimmter Punkt, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Und nun die Familien I und II? Wie können doch die dazu gehörigen Belemniten eigene Familien bilden, da nach des Hrn. Verfs. Annahme die Belemniten in der zarten Jugend kein hohles Stück am untern Ende des Kegels haben, sondern es erst im reifern Alter erhalten. Mithin sind die hier aufgeführten Arten jugendliche Belemniten. Welche Naturgeschichte aber erhebt die unvollkommene jugendliche Thiergestalt zu einer abgesonderten Classe?

Bei aller Unvollkommenheit der Vertheilung der Belemniten in Familien hat sich der Hr. Verf. doch ein sehr grofses Verdienst erworben, dafs er zuerst die ihm bekannt gewordenen Belemnitenarten systematisch geordnet und durch eigenthümliche Namen genau unterschieden hat. Die frühern Benennungen des Dr. *Lachmund*, der in der Oryctographia Hildesheimensis 1669. 4. S. 24 13 Arten annahm, die 11 Arten in der v. *Schlotheim*'schen Petrefactenkunde ohne charakteristische Beschreibung und zuweilen sogar ohne Hinweisung auf Abbildungen, und die 16 Arten in der urweltlichen Naturgeschichte Th. I, S. 87 und 88 sind zu diesem Zweck nicht genügend. Mögen auch von den im vorliegenden Werke aufgeführten 50 Arten mehrere zusammen gehören, auch einige derselben nur Spielarten oder gar durch Beschädigung und Verdrückung entstandene unvollkommene Stücke seyn, ist doch jezt eine feste Grundlage für ein künftiges richtigeres System der Belemniten gewonnen, und die Unterscheidung der einzelnen Belemniten-Arten sehr erleichtert worden. Sollte dieses Werk in die Deutsche Sprache übertragen werden, was es sehr verdient, so würde der Uebersetzer oft Gelegenheit finden, Ergänzungen und Vergleichungen mit dem schon Bekannten anzubringen.

Der *sechste* Abschnitt (S. 104 — 108) enthält allgemeine Ansichten über die Belemniten und ihr Vorkommen in den Gebirgsschichten. — Angehängt sind S. 109 — 116 zur Vergleichung die Beschreibungen und Abbildungen der Gattungen und Arten von solchen Thieren, welche mit den Belemniten nahe verwandt sind, namentlich der Schnäbel, Knochen und Schalen der Sepien. Zu ihnen gehören: *Beloptera sepioidea* Cuv. (Taf. I, Fig. 2), *B. compressa* Defranc. (IV, Fig. 10), *B. belemnitoidea* Deshayes. (I, Fig. 3), *Pseudobelus laevis* Blainv. (IV, Fig. 14), *Ps. striatus* Blainv. (IV, Fig. 13), *Ps. bipartitus* Blainv. (V, Fig. 19), *Rhyncholithes laevis* des *Faure-Biguet* (IV, Fig. 11) und *Conchorhynchus ornatus* Blainv. (IV, Fig. 12). Die lezte Versteinerung hat eine lange dreiseitige Gestalt, mit blattartigen Verzierungen am Rande der beiden langen Schenkel.

Krüger.

XXVIII.

Philologisch-kritischer Commentar zum Hohen Liede Salomo's von Johann Christian Carl Döpke. Leipzig 1829. Verlag von Joh. Ambr. Barth. X und 229 S. 8.

Auf der andern Seite des Titelblatts steht folgendes Motto von Luther: „Meines Theils habe ich von der Zeit an, da ich dem historischen Verstand habe angefangen

Digitized by Google

nachzugehen, allezeit einen Abscheu vor den Allegorien gehabt, habe auch keine gebraucht, es hätte sie denn der Text selbst mit sich gebracht, oder hätte können die Auslegung aus dem N. T. gezogen werden. Wiewohl es mir aber ganz schwer ward, die Allegorien, deren ich mich lange geflissen hatte und gewohnt war, fahren zu lassen, sahe ich doch, dafs es vergebliche Speculationes und gleichsam ein Schaum wäre der heiligen Schrift." — Aus welcher Schrift Luthers diese Worte entlehnt sind, ist nicht angegeben. Gleichwohl gestand auch er dem Hohen-Lied einen gewissen allegorischen Verstand zu. Glücklicher Weise ist Luther keine unfehlbare Autorität, selbst für uns Lutherische; dieser ehrwürdige Mann hatte auch ganz andere Aufgaben als über die Typen der heil. Schrift zu speculiren, und war gewissermafsen genöthigt davon abzustehen. Seine Zeit brauchte wieder Kinderspeise; sie war in die Beschränktheit zurückgefallen, worüber der nicht minder ehrwürdige Verf. des Briefs an die Hebräer klagt, welcher entschieden auf die allegorische Auslegung des A. T. dringt, und hiemit auch die gelehrte Klugheit unserer Tage schilt, die sich für mannhaft hält, indem er spricht: „Davon haben wir viel zu reden, und ist schwer mit Worten auszulegen, weil ihr so träge worden seid am Verständnifs. Und die ihr solltet längst Meister seyn, bedürfet wiederum, dafs man euch die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre, und habt nöthig, dafs man euch Milch gebe und nicht starke Speise. Denn wer noch Milch haben mufs, der ist unerfahren in dem Worte der Gerechtigkeit, denn er ist ein junges Kind. Den Vollkommenen aber gehört starke Speise, die durch Gewohnheit haben geübte Sinne zum Unterschied des Guten und des Bösen" (Hebr. 5, 11 — 14).

Es wird dem Rec. nicht zu verübeln seyn, dafs er in dieser Stelle auch ein Motto an die Spitze seiner Beurtheilung und es dem aus Luther gegenüber stellt. Für ihn hat der Hebräerbrief, trotz allen vorurtheilischen und peinlichen Hypothesen über seinen Urheber, kanonisches Ansehen, womit das eines Luthers nicht in Vergleichung kommt, und die Lehre, die er gibt, nur für die von ihm ausgehobenen Beispiele gültig zu erklären, ist eine wohl für orthodox gehaltene, aber nicht viel geringere Beschränktheit als die rationalistische, und wider den klaren Buchstaben der Stelle. Wir sollen Meister der Auslegung seyn, von diesen und andern biblischen Deutungen Regeln abnehmen und unsere Wegweiser entbehren lernen.

Wie nun schon zu erwarten, so ist die Vorrede des Verf. und sein Commentar selbst gegen die mystische Auslegung gerichtet; er gedenkt ihrer nur historisch. Er glaubte „vorurtheilsfrei den Sinn dieser Lieder entwickeln" und der „leidigen Hypothesensucht" entgegen wirken zu müssen, als ob eine negative Ansicht nicht auch ein Vorurtheil und eine Hypothese wäre. Allerdings war es für ihn schwer, sich unter den vielerlei Anwendungen, welche die allegorischen Ausleger *) von diesem Buche gemacht hatten, zurecht zu finden, und es wäre wenigstens in mehreren Fällen unrecht gewesen einer allein zu folgen. Sofern sich nun der Exeget blofs auf das Philologische einläfst, und die tiefere Bedeutung, welche Andere entdeckt zu haben glauben, beiläufig anzeigt, so handelt er an seinem Theil vorurtheilsfrei und unparteiisch; wenn er aber die mystische Deutung überhaupt mit Gründen zu bestreiten sucht, so ergreift er ein System, und zwar ein solches, das in der Interpretationsmethode der heil. Schrift keine Rechtfertigung findet. Er bestreitet dann diese Methode mit, und hat hier einen bedenklichen Schritt gethan. Der allegorische Ausleger hat solche bei seiner Hypothese im Allgemeinen für sich, und könnte dadurch wohl auch für den Wortverstand manches Licht erhalten, was Andern „als Künstelei und Verdrehung" erscheint, obgleich ihn weniger Vorwurf treffen wird, wenn er um der Schwachen willen, von denen der Brief an die Hebräer spricht, sich zur Scheidung des natürlichen und philologischen Sinnes von dem Untersinn, welchen er hiebei findet, entschliefst. Es wird alsdann von Parteilichkeit keine Rede mehr seyn können.

*) Rec. gebraucht *Allegorie* mit *Typus*, *Symbol etc.* gleichbedeutend, insonderheit nach Anleitung von Gal. 4, 24.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 57. u. 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

Philologisch-kritischer Commentar zum Hohen Liede Salomo's von Johann Christian Carl Döpke.

(Beschluss.)

Die *allgemeine Einleitung* handelt 1) *von der erotischen Poesie der Hebräer.* Dass unter den Hebräern, ausser den religiösen Gesängen, auch weltliche „Lieder der Freude, des Weins und der Liebe" vorhanden waren, daran hat wohl nie Jemand gezweifelt. Man braucht sich nur der Psalmstelle „in den Zechen singet man von mir," zu erinnern, um dessen gewiss zu seyn. Aber mit den Hebräern hat es hierin seine eigene Bewandtniss. Unstreitig war die Masse des Volks von sehr sinnlicher Art, und es herrschte unter ihr, zumal in gewissen Zeiten, viel Sittenverderben. Dass daraus auch unsaubere Lieder hervorgehen mussten, ist offenbar. Aber dasselbe verdorbene Volk war auch das Volk der nähern göttlichen Offenbarung, wie seine Nachfolgerin die Christenheit, welche auch viel singt was eitel ist und was nicht wohl lautet; seine Weisen und Frommen dichteten Besseres als der gemeine Poet, und der Geist des Räthsels, ohne den es keine Hebräische Poesie (gewissermafsen auch keine alt-ethnische) gibt, verbunden mit dem Geist der himmlischen Weisheit, welcher über Jsrael sich lagerte, drang sie, die Formen der sinnlichen Welt zu Symbolen ihrer reinern Empfindungen und Erkenntnisse zu gebrauchen. Hiemit übte eben dieser Geist Gottes eine Zurechtweisung, indem er den rechten Gebrauch der Dinge für die Idee der Kunst und für das Leben andeutete, und eben das erbaulich und geistlich machte, was um der Anfassung des sinnlichen Volks und um der Wahrheit der Darstellung willen nur sinnlich ausgedrückt werden konnte, und so von dem Mifsbrauch und der Gemeinheit abmahnte. Welcher Art nun jedes Lied sei, ob flach und gemein oder profan (חל), oder aber in seinem Hintergrunde mystisch (קדש), das konnte der Verständige wohl unterscheiden, und dieses ist der Grund, warum wir in dem längst vor Chr. Geb. geschlossenen Kanon das Hohelied aufgenommen sehen. Allerdings ist es ein erotisches Gedicht; aber die Sammler der K'tufim erklärten, dass es durch den heiligen Geist (ברוח הקדש) gedichtet sei, weil sie die Spuren tieferer Bedeutung in ihm wahrnahmen, ohne damit seine erotische Aufsenseite, gleichsam sein Fleisch, aufheben zu wollen. Welches aber und wie vielfach der Untersinn sei, das liefsen sie natürlich unbestimmt, gaben aber das Buch der Betrachtung hin, als würdig tiefer ergründet zu werden. Daher ist das Hohelied nur in so fern heilig, „weil es im Kanon steht," als wir das Urtheil der Vorfahren zu benutzen wissen. Wer blofs die Schale will, dem steht es frei, nur dafs er den Kern nicht läugne. Wer gegen diesen polemisirt, überschreitet wenigstens die Gränzen der Bescheidenheit, sofern er seine Waffen nicht gegen eine einzelne abenteuerliche Unterstellung richtet.

Der Verf. führt hier S. 3 etwas Sonderbares an, indem er sagt: „Ja, Ezechiel 33, 32 wünscht, dafs Jehovah einst der Inhalt des שיר עגבים, d. h. des Liedes der Liebe werden möge, woraus denn erhellt, dafs es noch damals unter dem Volke solche Lieder gab, die zwar zu den Lieblingsgesängen desselben gehörten, deren Inhalt aber vom Preise Jehovahs fern war." Das lezte soll nicht widersprochen werden; aus dem Anführen selbst aber würde hervorgehen, dafs der Prophet sich die Möglichkeit gedacht eines Liedes der Liebe, welches von der göttlichen Liebe handelte. Allein man weifs nicht, was der Verf. bei Ezechiel gelesen hat, denn die Stelle heifst so: *„Und siehe, so bist du* (Prophet) *ihnen wie ein Liebeslied* (והנך להם כשיר עגבים, es ist nicht einmal forma futuri vorhanden), als einer, der eine schöne Stimme hat und wohl spielen kann. Also werden sie deine Worte hören und nicht darnach thun. Wenn es aber kommt, was kommen soll, siehe so werden sie erfahren, dafs ein Prophet unter ihnen gewesen ist." — Gleicherweise ist

Digitized by Google

denn auch unserer Zeit das Hohelied wie ein blofses Liebeslied; wenn aber besseres Licht kommt, so könnten wir inne werden, dafs Weissagung darin steckt. In den gleich folgenden Worten wird auch 45 Psalm sehr kurz abgefertigt: „dazu mufste auch schon die feierliche Heimführung der Braut, die mit Tanz, Gesang und Spiel geschah — und mit lustigen Gelagen verknüpft war, reichlichen Stoff zu Liedern der Art abgeben, cf. Psalm 45." Dennoch ist es eben dieser Psalm, welcher im N. T. (Hebr. I, 8, 9) auf den himmlischen König gedeutet wird. Dafs eben darum dieser Brief keinen Glauben verdiene, ist ein Cirkelschlufs, die Accommodation aber überall ein schwacher Behelf.

Es folgt 2) *Allgemeiner Inhalt des Hohenlieds:* — „es ist die Liebe; aber ob himmlische oder irdische Liebe ihn (den Dichter) begeistert habe, darüber hat man von Alters her gestritten." — Aehnlich wie die erotischen Lieder der Araber und Perser verhält sich das Hohe Lied — aber einfacher, weit entfernt von ihrer Sentimalität und Spielerei — dabei nach orientalischem Geist in der nackten Natürlichkeit der Verhältnisse — auffallend ist, dafs die Liebe so ganz in ihrer sinnlichen Gestalt erscheint. — „Zwar kann man nicht läugnen, dafs auch einige Funken geistiger Liebe durchstrahlen — allein zu der Höhe ideeller Schönheit hat sich der Dichter nicht erhoben" — diese Erscheinung „beruht ohne Zweifel auf dem Verhältnifs der Geschlechter im Orient." — „Nimmt man hinzu die grofse Umwälzung, die das Christenthum in dem ganzen geistigen Leben hervorgebracht hat, so darf man sich nicht über den grofsen Unterschied unseres Gedichts und der erotischen Producte der christlichen Zeit wundern" u. s. w. — Was den Dichter begeistert hat, war schwerlich blofs irdische Liebe, wie oben gesagt. Eben darum unterscheidet sich das Werk auch von den erotischen Liedern späterer Orientalen, denen man zwar gleichfalls mystische Bedeutung zugeschrieben hat. Unstreitig konnte dieses Kind alt-Hebräischer Sinnlichkeit nicht im neuen Bund entstehen, aber es konnte hier die geistige Auslegung seiner Bildersprache finden, für die sogar noch eine weitere Zeit bevorsteht. Denn wir können und sollen noch nicht Alles verstehen; selbst in der profanen Auffassung zeigt sich das als unmöglich, indem eine Menge Dunkelheiten übrig bleiben; was will man also von der höhern und heiligen verlangen? Endlich da die sentimentale erotische Poesie der christlichen Jahrhunderte eben darin profan ist, dafs sie so häufig ohne höheres Absehen ihren irdischen Gegenstand selbst vergöttert, so konnte auch defswegen das Hohe Lied ihr nicht gleichen, das Alles an seine Stelle rückt. Gleichwohl hat es in jenen „durchstrahlenden Funken geistiger Liebe" mehr Verwandtschaft damit als mit den meisten Minnegesängen des classischen Alterthums, was aus seinem höhern Bezug und Ursprung sich leicht erklären wird und ihn zugleich beurkundet. Es athmet neben starksinnlichen Schilderungen eine wirkliche heilige Sentimentalität, welche man für die Mutter der reinern Erotik neuerer Zeit halten möchte.

3) *Von der Einheit des Verfassers*, welche vertheidigt wird.

4) *Von dem besondern Inhalt des Hohen Lieds.* Hier wird zwar anerkannt, dafs diese Schrift sich in mehrere Theile sondert, aber auch Gründe für einen gewissen Zusammenhang. Beide Liebende sind dieselben Personen, und der Geliebte unverkennbar Salomo. Hypothesen anderer Erklärer hierüber und demnach Eintheilung des Buchs. Die Schwierigkeit aber, die theils in der Person des Geliebten liegt, der bald Hirte bald König ist, und die Verwirrung in der Anordnung erregen Bedenklichkeiten. „Wir könnten," sagt der Verf., „das Hohe Lied als eine Liederkette ansehen, worin die Liebe des jugendlichen Königs zu einem Israelitischen Landmädchen geschildert würde." — „Durch diese Verwirrung in der Anordnung, und dadurch, dafs manche Lieder verstümmelt erscheinen, wird es sehr wahrscheinlich, dafs sie ursprünglich gar nicht zusammen abgefafst und schriftlich überliefert sind, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten gedichtet, vielleicht im Munde des Volks fortgepflanzt, und nachher zusammengestellt wurden. Es könnte daher gar nicht auffallen, wenn sie nicht recht geordnet, oder wenn eins oder das andere Lied ähnlichen Inhalts, aber in einer andern Beziehung von dem Verf. gedichtet, mit in diese Sammlung gekommen wäre." — Hr. D. will nun erst aussondern, dann neu ordnen, geht jedoch wieder davon ab. Rec. findet in dieser Liederkette allerdings Zusammenhang und einen gewissen Fortschritt, aber verschleiert und mit vielen Räthseln durchwoben. Diese durch gemeine Hypothesen aufzuklären ist eben so gewagt als die kritische Umstellung der Theile. Die Ausleger des äufsern Sinnes, einschliefslich des Hrn. D., haben gerade darin gefehlt, dafs sie zu viel bestimmen wollten. Die hermeneutische Klugheit gebietet in solchen Fällen, sich ganz an das Aeufserliche zu halten, den Gang und

Digitized by Google

die Situationen nach Wahrscheinlichkeit zu erläutern und Personen und Fabel in ihrer Räthselhaftigkeit und scheinbaren Widersprüchen stehen zu lassen. Ist nicht ein grosser Reiz über das Ganze ausgegossen, und sind nicht die meisten Stellen für sich verständlich und lieblich? Allerdings viel Sonderbares dabei! Allerhand Anklänge und Phantasmen schweben durch einander, aber auf einem gemeinschaftlichen Grunde und mit unmerklichen Fäden verknüpft. Wenn sich keine logische Ordnung entdecken läfst, so wird doch das Gefühl verletzt, wenn man die Einheit des Gedichts zerreifsen will. Es herrscht hier keine gemeine Disposition und kein Gemische von ungleichartigen Theilen. Kurz, das Werk ist wie das Phantasiren eines sinnreichen Tonkünstlers, der von einem Thema in das andere übergeht und doch dem Grundtone treu bleibt, Abschnitte, Stufen und Auflösungen bemerkbar macht, bedeutende Wiederholungen einflicht und den Hörer am Ende nicht zweifelhaft läfst, dafs ihm etwas von bestimmtem Sinne vorüber geführt worden. Kann dieser die Klänge festhalten, so deutet er die Sprache der einzelnen Partien immer näher, und entdeckt vielleicht den Schlüssel des Ganzen. Das Ungemeine in der Anlage, wie das Klare und Erhabene neben dem Räthselhaften im Einzelnen, scheint dem Gemüthe sagen zu sollen, dafs hier nicht blofs von alltäglichen Dingen die Rede ist. Uebrigens ist dieses Liebeslied auch in dem Betracht sehr wahr geordnet, dafs nichts unwahrer als ein tabellarischer Verlauf irgend einer Liebesgeschichte seyn kann.

5) *Tendenz der Lieder.* Diese ist nach Hrn. D. nicht eine Satyre auf den von einem Landmädchen verschmähten Salomo, wie Einige wollten, sondern vielmehr eine eigene Art von Verherrlichung dieses Königs durch einen Freund desselben.

6) *Von der Form der Lieder.* Sie ist gemischt und in den dramatischen Stellen die Unterscheidung der Personen manchmal schwierig etc.

7) *Von dem Verf. und der Zeit der Abfassung.* „Die Ueberschrift gibt den Salomo als Verf. an, sie rührt aber nicht von dem Verf. des Hohen Liedes selbst her" — warum? — „weil dieser nie das לִ, sondern stets das ל praef. gebraucht." Wir fragen, ob das ein Grund sei; übrigens wenn, wie die Vorzeit glaubte, und Rec. nicht widersprechen kann, Salomo der Verf. war, so ist es darum nicht nothwendig, dafs er selbst seinen Namen auf dem Titel beigefügt habe. Das thaten die Abschreiber. Hr. D. entwickelt umständlich seine Gründe (die sich in Absicht der Zeit auf historische Spuren und auf die Sprache beziehen), warum er den Urheber zwar nicht für Salomo selbst, aber doch die Zeit für die Salomonische, und jenen für einen von den Freunden des Königs hält.

8) *Geschichte der Erklärungen.* „Wenn wir bis auf die älteste Zeit zurück gehen, so finden wir, dafs fast allein die mystisch-allegorische Auslegung vorherrschte." Indessen glaubt Hr. D., wir hätten „den ersten Ursprung der allegorischen Erklärung in der Jüdisch-christlichen Schule zu Alexandrien zu suchen, welche überhaupt die Mutter aller Allegorie ist." Diese letzte Behauptung zeugt von Nichtbeachtung der Erklärungsweise des N. T., von Unkunde der Schreibart des A. T., und von Unerfahrenheit in der Hieroglyphik der Völker. — „Seitdem," fährt er fort, „behielt aber die allegorische Erklärung sowohl unter Juden wie in der ganzen christlichen Kirche vollkommen die Oberhand, selbst nachdem man die drückenden Fesseln der Allegorie im Uebrigen abgeworfen hatte." — Wenn nun Hr. D. S. 36 ff. sagt: „Unter den Juden mufsten sich ebenfalls schon früh Zweifel an der allegorischen Auslegung geregt haben; denn darauf scheint das Verbot zu gehen, welches nach Hieronymus praef. ad Ezech. unter den Juden stattfand, weder den Anfang der Genesis, noch das Hohelied *) vor dem Anfang **) des 30sten Jahrs zu lesen — ut ad perfectam scientiam et mysticos intellectus plenum naturae humanae tempus accedat" — so ist seine Vermuthung unrichtig, die von Hieronymus angeführte Ursache einer Sitte, die noch jezt bei dem kabbalistischen Studium der Talmidim beobachtet wird, für sich klar, und beweist viel mehr Ueberzeugung als Zweifel. Nachdem er nun die beiden Hauptclassen von Erklärungen, die allegorische und ästhetische, in zehn Arten verzeichnet hat, mit denen welche sich dazu bekennen, so gibt er

9) *Gründe für und wider die allegorische Erklärung.* Eigentlich hat er die Gründe *für* nur angeführt, um die Gründe *wider* zu entwickeln. Der Streit hierüber greift weit über das Hohe Lied hinaus, und es liefse sich auf jedes Wort des Hrn. D. antworten, wenn hier dazu Raum wäre. Ganz irre ist er, wenn er S. 45 ff. verlangt, eine (ihm sichtbare) „Spur zu finden, wodurch der Dichter andeutete, dafs das, was er sage, nur ein Bild sei, worin

*) Noch den Anfang und das Ende des Ezechiel sezt Hieron. hinzu.

**) Sollte heifsen Vollendung.

Digitized by Google

ein tieferer Sinn verhüllt liege," und wenn er hinzusezt: „Man beruft sich auf den 45sten Psalm, wo eben dieses Zurücktreten der dargestellten Sache hinter das Bild durchaus vorherrsche. Aber wer hat es denn bewiesen, dafs dieser Psalm allegorisch gedeutet werden mufs? Zum wenigsten ist doch die Erklärung noch zweifelhaft." — Der Beweis ist oben geführt, und um noch etwas Weiteres zu thun, will Rec., wenn er noch kurz angeführt haben wird, dafs der 10te Abschnitt der Einleitung *Hülfsmittel zur Auslegung* (literarische) verzeichnet *), folgende Sätze für die allegorische Deutung in besonderm Bezug auf das Hohe Lied aufstellen und dem Nachdenken Unbefangener überlassen.

1) Gott ist die Liebe und ist die Quelle der Liebe in allen erschaffenen Wesen.

2) Die Offenbarung seiner Liebe ist der ewige Sohn; in ihm und dem Geist-Schöpfer ist er uns als die Liebe faſslich geworden.

3) Gleichwie durch diese Vermittelung sein selbst die Kette aller Dinge, so geht auch die Kette der Liebe von ihm aus, deren abgestufte Glieder einander wechselsweise und ihren Ursprung selber darstellen, nicht nur bis zu den Trieben des niedern animalischen Lebens, sondern auch bis zur Attraction der bewufstlosen Natur herab.

4) Gleichwie der ewige Mensch das Urbild der Liebe, so ist der irdische Mensch dessen edelstes Abbild in der Welt der Erscheinungen, und vereinigt in seinem jetzigen Zustand alle Glieder jener Kette, mit welcher der Vater der Liebe das ganze All seinem erhabenen Wesen anverbindet und zu sich zieht.

5) Auch alle Bestandtheile und Verhältnisse der Dinge finden im Unsichtbaren ihre Originalien, mit ihnen übereinstimmend und höchst ähnlich im Wesen, aber anderartig, rein und heilig in der Form.

6) Die jetzige irdische Sprache hat nur sinnliche Bilder zu Mitteln des Ausdrucks, und mufs daher die Verhältnisse des Unsichtbaren und Göttlichen mit demjenigen bezeichnen, was hier deren sinnliches Ebenbild und niedere Ausgeburt ist. Dieſs geht einestheils so weit, dafs es gar keine übersinnliche oder unbildliche Worte für uns gibt, andererseits dafs die materiellste Bezeichnung jedesmal die wahrste und einleuchtendste für uns ist. So nennt sich Gott Feuer, Fels, Löwe, ohne dafs der Verständige eines von diesen materiellen Geschöpfen für Gott halten könnte. So spricht er insonderheit auch von seinem ehlichen Verhältnifs zu der Menschheit (Jesaj. 54, 5. Hesek. 16, C. 23 und in andern von dem Verf. selbst S. 45 angeführten Stellen). So wie nun, wenn wir eine thätliche und wörtliche Offenbarung Gottes annehmen, sein Wesen sich für uns in die Materie und selbst in ihre unedeln Verhältnisse herabliefs (das wesentliche Wort Fleisch ward, Joh. 1): eben so nehmen die Gedanken seiner Offenbarung den entsprechenden Leib aus dieser Natur, sogar ohne Scheu oder Ekel, ohne Scham an, die als menschliches Gefühl nur die Verrätherin unserer inwohnenden Schuld, für den Heiligsten aber nicht vorhanden ist, wenn er die Wahrheit in ihrem eigensten Abbilde sichtbar macht, um entweder das Unreine als unrein zu beleuchten oder im unreinen Bilde das Urbild anzudeuten.

7) Wenn der Begriff des Anschauenden sich vom Kern, d. i. Sinn, des vorgehaltenen Bildes nach der Oberfläche zurückzieht, wozu der natürliche Stumpfsinn des Menschen ihn neigt, so entsteht nothwendig Oberflächlichkeit, und diese gestaltet sich nach dem Alter der Menschheit, in das sie fällt. In deren Jugendalter wurde aus weiser Symbolik Anbetung der Bilderhülle, d. i. Götzendienst, und etwas Aehnliches geschah im Christenthum, als dasselbe unter rohsinnliche Völker trat; in ihrem jetzigen verfeinerten Greisenalter wird mit eben so scheuer Verläugnung des Sinnes, als jene vorige plump war, die Aeufserlichkeit der Kunstidee festgehalten, welche nun unser zarteres Idol wird. So unbegreiflich aber ein Aegyptisches, Indisches oder auch Mexicanisches Gott-Ungeheuer ohne seine Bedeutung ist, eben so unfaſslich ist uns auch oftmals die bildliche Form der höchsten Offenbarung, so lange wir sie nicht für Offenbarung, folglich ihren Sinn erkennen. Wir verfallen darüber in allerlei ästhetisch-historische und philologisch-kritische Hypothesen, die nur gröfsere Verwirrung und so wenig Licht in die Sache bringen als ein blödes Auge in eine sonnenhelle Landschaft.

8) Wenn das N. T. uns als Christen unbedingtes Gesetz und ein Siegel und Schlüssel des alten ist, so hat die Vorstellung Christi und seiner Gemeine, oder der Seele in ihr unter dem Bilde von Braut und Bräutigam, Gatte und Gattin unbestreitbare göttliche Sanction, wie

*) Darunter fehlt: Salomonis regis et sapientis quae supersunt etc., von *Jos. Friedr. Schelling*, Abt zu Murhard. Stuttgart 1806.

Digitized by Google

denn dieser Typus dem Hebräer auch in weltlichem Bezug auf König und Volk eigen ist. Christus aber ist der König des Volks Gottes. Wir sind daher befugt dasselbe Bild im alten Kanon aufzusuchen, welchem die Väter aus weiser Erkenntnifs das einverleibt haben, was Gottes ist. Hier werden wir nun vornehmlich den 45sten Psalm und das Hohe Lied für hergehörig erkennen müssen.

9) David und Salomo sind ausdrückliche Vorbilder des höchsten Gesalbten Gottes, waren aber auch irdische Könige ihrer Nation. Eben so mögen jene Brautlieder zunächst von irdischer Gattenliebe, als der Gelegenheit ihrer Entstehung singen; aber der Geist, welcher dem Gottesfürchtigen in Israel seine Seherlieder gab, nahm hiebei Anlafs, noch weit andere und höhere verwandte Dinge im umfassenden Bilde auszudrücken, denen der Erleuchtete dann nach allen Seiten bis zu dem lezten Ring dieser Bilderkette nachspüren mag, Die Kirche Christi war daher nicht wahntrunken, wenn sie von früher Zeit her hier wieder fand, was in den neutestamentlichen Schriften vom himmlischen Brautstande geredet war, ohne dafs darum Alles angemessen wäre, was man jemals dabei gedacht oder hineingelegt hat.

10) Selbst der Mifsbrauch, welcher öfters mit den Bildern der himmlischen Liebe getrieben worden ist, beurkundet einen natürlichen Zusammenhang von Verhältnissen, deren Verwechselung gefährlich ist, aber ohne Verwandtschaft nicht möglich wäre. Ohne ein Lied der Liebe aber würde dem so vollständigen Offenbarungsbuch, welches das Wort vor und nach seiner Menschwerdung hat sammeln lassen, um sich selbst darein zu fassen für die Nachwelt, ein wichtiges Zubehör fehlen, die Andeutung des Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, der Vereinigung mit Gott, im Bilde des mächtigsten Sehnens und der höchsten Wonne der Erde. Das Hohe Lied ist gleichsam ein versiegelter Mahlschatz geweiheter Seelen, und das in mehr denn Einem Bezug. Denn die höchste Liebe ist auch die höchste Weisheit. Auf den Erhabensten weist C. 8, 6: „die Liebe ist eine Flamme des Herrn." Man mufs aber diese Winke der Hebräer (die R'masim) kennen, um sie zu finden, und zu verstehen was sie sagen wollen. Auch diese Stelle hat ihre Aeufserlichkeit, denn die Flamme Gottes ist zunächst das Feuer des Blitzes; aber es ist das Wort יה und nicht אל oder אלהים gebraucht, um bestimmt das höchste Wesen und seine Liebe, gleichsam auf diesem Gipfel des Lieds, etwas unerwartet zu bezeichnen. Die sentimentale Gottesflamme der Romantik reicht hier nicht aus, und ist nur nochmals eine Aeufserlichkeit.

Die folgende Erklärung des Hohen Liedes bei unserm Verf. ist nun ganz modern und ästhetisch gerathen. Sie durchgängig zu sichten verbietet die Absicht dieser Blätter. Und da das Hohe Lied so viel Unbestimmtes darbietet, so passen eine Menge von Ansichten hinein; doch verdienen die des Hrn. D. öfters das Lob der Angemessenheit, wenn vom Aeufsern die Rede ist, und seine fleifsigen analytischen Noten enthalten brauchbare Materialien für den Exegeten. Seine Uebersetzungskunst ist noch unvollendet; seine abgesezten Zeilen geben weder den Rhythmus noch die Worte des Originals immer treu genug wieder. Gleich der Eingang liefert ein Beispiel:

„O *würde mir* ein Kufs von seinem Munde!
Denn deine *Liebe* ist *lieblicher* denn Wein;"

wo Luthers Einfachheit buchstäblicher und wohlklingender: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes, denn deine Liebe ist besser denn Wein." — V. 7:

„Damit ich nicht, *bedeckt von Schamroth* (לעטיה),
Zu den Heerden deiner Genossen *gehe*."

Das Wort עטה ist Ps. 71, 13 eben nicht von dem „Uebergossenwerden des Gesichts mit Schamröthe" zu nehmen, und hier um so ungeeigneter, da die Geliebte von ihrer Schwärze gesprochen hat. Für *gehe* ist kein Grund vorhanden. — Zu S. 105 darf man aus dem Weinland her versichern, dafs es mit dem resedaähnlichen Geruch der Weinblüthe seine allbekannte Richtigkeit hat. — C. 2, 17 scheint es am natürlichsten anzunehmen, dafs das Vorhergehende von V. 8 an früh Morgens gesprochen wird, nachdem V. 7 Abends die Geliebte entschlummert war; sie heifst ihn dann V. 17 der Sonnenhitze enteilen, bis es wieder Abend wird, wo das „kehre um" sowohl hievon als von der Wiederkunft verstanden werden kann, die dann mit ähnlichen Ausdrücken geschildert wird wie V. 9. Dazu pafst auch C. 3. — C. 3, 9 möchte die *Sänfte* schwer durch das *Hochzeitbette* zu verdrängen seyn. — Dafs C. 5, 6 נפשי יצאה nicht den Sinn haben könnte „meine Begierde trieb mich hinaus," wird S. 165 mit Unrecht behauptet, vergl. C. 6, 11. Der Ausdruck ist viel umfassend; die Seele schwebte gleichsam dem Leibe voraus nach dem Geliebten. Indessen wie das Ganze viel unbestimmt läfst, so ist auch über die Worte nicht zu streiten, deren Vieldeutigkeit oft mehr denn Einen guten Sinn darbietet. — Son-

Digitized by Google

derbar nimmt sich an einigen Stellen im Deutschen die Uebersetzung von שושן durch *Lilie* aus; C. 5, 13:

„Seine Lippen sind Lilien,"

und C, 7, 2:

„Dein Leib ein Weizenhaufen,
Mit Lilien umsteckt;"

worunter allerdings rothe Liliaceen oder Zwiebelblumen verstanden werden können. Vielleicht hat darum Luther durchgängig dieses Wort durch *Rose* verdeutscht, obgleich die Möglichkeit bleibt, dafs diese Bedeutung, wie sie auch unter Juden angenommen wird, die ursprüngliche gewesen, so sehr auch von den Alexandrinern her die Zeugnisse für *Lilie* sind. Sonst würde der Blumenkönigin im ganzen A. T. nicht gedacht, wenn es nicht חבצלת ist, welches einige dafür halten (s. S. 91). — C. 6, 9 — C. 8, 4 führt bei dem Verf. die Ueberschrift: „Schilderung der Geliebten während des Tanzes, Wechselgesang des liebetrunkenen Paares." Dieser Gedanke ist aus C. 6, 12 entstanden („einen Tanz, wie den der Engelchöre") — „der König bittet," sagt der Verf., „ihnen die Lust zu gönnen, sie tanzen zu sehen." Hierauf soll C. 7 die Schilderung der tanzenden Geliebten in der Mitte der Gesellschaft seyn, wozu aber das nackte Gemählde (der Verf. nimmt unt. and. שרר S. 197 mit Recht euphemistisch) übel pafst. Rec. glaubt, dafs der natürliche oder äufserliche Sinn ein ganz anderer, und in dem schwierigen V. 11 des 6ten Cap. zart angedeutet ist, wo man mit dem Wort עמי נדיב das בת נדיב C. 7, 1 zusammengehalten und sich erinnern mufs, welche Bedeutung oft בן und בת nach dem Hebraismus in der Verbindung haben, denn „Tochter eines Edeln," edles Mädchen ist schwerlich der einzige Sinn. Kurz, die reine Schwester-Braut wird C. 6, 11 unversehens zur Gattin, heifst daher V. 12 zum ersten Mal Sulamith (Salomo's Weib); sie ist bereitwillig (נדיבת) zur Fortsezung der ehlichen Gemeinschaft C. 7, 12 („da will ich dir meine Liebe geben"), ihre Liebe bleibt aber so keusch, dafs sie C. 8, 1 vorziehen würde, ihn zum Bruder zu haben, und doch so warm, dafs sie ihn gern öffentlich küssen möchte, denn die innige Liebe möchte sich gern ihres Glücks vor der ganzen Welt rühmen, wenn es nicht ein Geheimnifs unter Zweien wäre; zugleich so sinnig, dafs sie nur nach seinen lehrreichen Gesprächen verlangt, C. 8, 2. Dazu pafst nun Alles vollkommen. Man mufs aber C. 6, 11 nicht mit Hrn. D. übersetzen: „Da gab mir mein Verlangen *die Schnelligkeit* der Gespanne meines *edeln* Volks," wovon wenigstens das erste nicht im Text steht. — So sind die Bestimmungen, die der Verf. in das so allgemein gehaltene, absichtlich räthselhafte Gedicht hineinträgt, nicht alle von gleichem Werth, aber manche sinnreich und natürlich, und er hat seine Vorgänger mit Verstand zu benutzen gewufst. Auch müssen wir den Anmerkungen nochmals das Lob des Fleifses und der Belesenheit ertheilen, so dafs diese Arbeit, kann man auch mit Vielem nicht einverstanden seyn, in der Reihe der besseren philologischen Bearbeitungen ihre Stelle verdient.

J. F. v. Meyer.

XXIX.

Geschichte Preufsens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Erster Band. Die Zeit des Heidenthums. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1827. 723 S.

Die eigenthümliche Richtung der Jahrbücher, in denen diese Beurtheilung des eben genannten Buches erscheint, fordert als Hauptaufgabe, dafs die Stelle bezeichnet werde, die das beurtheilte Werk im Gebiete der geistigen Entwickelung einnimmt. Möge es nicht als Verkennung jener bedeutenden Rücksicht angesehen werden, wenn der Unterzeichnete für jezt nur einige allgemeine Bemerkungen über den Gehalt des ersten Theils der Preufsischen Geschichte des Hrn. Prof. Voigt, und neben ihnen hauptsächlich die Prüfung der darin enthaltenen Urgeschichte Preufsens darlegt. Es würde ungerecht seyn, wenn der erste Band einer so umfassenden Leistung die Grundlage für meine Bestimmung ihres Werthes in der vaterländischen Geschichte und der historischen Literatur überhaupt bilden sollte; es hiefse die Achtung gegen den verdienten Hrn. Verf. verläugnen, wenn die Anfänge der Lösung einer so schwierigen als grofsen Aufgabe das Verhältnifs dieses Werkes zur historischen Kunst und zu den Leistungen der Vorgänger und Zeitgenossen, wenn auch nur vorläufig und durch die Stimme eines Einzelnen beurtheilen sollten. Am Ziel der durchmessenen Bahn wird dem Leser der Gesichtskreis des Werkes klar seyn und dem Beurtheiler vergönnt werden, seine Ansicht über das Ganze festzustellen und als Beitrag zur öffentlichen Beurtheilung hier niederzulegen. Ich werde für jezt meinem Auftrage genügen,

Digitized by Google

wenn da wo Vorzüge oder Mängel von Gewicht hervortreten Anerkennung oder Warnung für den Leser, der diese Geschichte nicht aus den Quellen prüfen kann, nicht ausbleibt, und wenn mir das Zeugnifs und das eigene Bewufstseyn nicht fehlt, im Geiste der Wissenschaft geprüft und gesprochen zu haben.

Der Hr. Verf. hat einen, nicht blofs den Sohn der Heimath, sondern Jeden, der den Preufsischen Staat in seiner geschichtlichen Bedeutung zu würdigen versteht, höchst anziehenden Gegenstand behandelt; er hat sich durch jahrelange Studien, deren Resultat zum Theil schon der Oeffentlichkeit übergeben sind, durch eine Ansicht der Geschichte, die den Geist der Zeit und des Menschen nicht unter der Masse der Begebenheiten verliert, sondern in seinen Grundzügen mit Glück zu erfassen strebt, zu seinem Werke vorbereitet; er ist im Besitz einer, wenn auch öfters durch Mühe verschönerten, an der unrechten Stelle prägnanten oder künstlich geschwungenen, dennoch an vielen Stellen geistreichen Darstellung; er erfreut sich eines unerschöpflichen Schatzes von Quellen, die in solchem Umfange von Niemanden als von ihm benuzt werden konnten; sein öffentlicher Beruf fällt mit seinen geschichtlichen Studien ganz zusammen. Er durfte sich also seinen schriftstellerischen Leistungen für den Zweck der älteren Preufsischen Geschichte fast ausschliefslich widmen, die durch genauere Kenntnifs der einzelnen Theile des Landes, so weit aufmerksame Bereisung desselben im Mannesalter sie geben konnte, unterstüzt wurden; sein Name ward, ehe man noch wufste, dafs seine Bestrebungen der Preufsischen Geschichte sich zugewendet hatten, von den Stimmführern und Kennern der Geschichte mit Achtung und Auszeichnung genannt. Wie hätte nicht sein Werk gespannte Erwartungen erregen, wie hätten nicht Ansprüche an ihn gerichtet werden sollen, deren Bedeutung fast ängstlich machen könnte? Dafs der Hr. Verf. diese Stellung begriffen hat, beweisen seine Studien für dasselbe, deren Umfang mit wenigen Ausnahmen in jedem Abschnitt deutlich wird; es wird ferner durch die Sorgfalt beurkundet, die er auf seine historische Darstellung gewendet hat. Wer Hrn. Voigts Geschichte der Marienburg gelesen hat, mufs sich durch die männliche Haltung und ernste Mäfsigung des Styls überrascht finden, die ihm in diesem Werke fast überall entgegentritt, und nur durch das vorwaltende Streben nach einer grandiosen Haltung öfters leidet. Und dennoch mufs ich gestehen, dafs *der erste Theil* des Werkes mir den erwähnten Anforderungen nicht zu entsprechen scheint. Als Volksbuch kann er nicht gelten, da er an sehr vielen Stellen, abgesehen von seinem nicht volksmäfsigen Tone, nur für den Gelehrten, ja sogar nur für den Forscher in der Preufsischen Geschichte anziehend seyn kann, und neben dem Golde der Geschichte zu grofse Massen Erz zu Tage gefördert und dazwischen vertheilt hat; den Rang eines Kunstwerkes hat er nicht erreicht, weil Untersuchung und Darstellung des geschichtlichen Lebens zu wenig genau von einander geschieden sind, weil einzelne ansprechende Stellen die fehlende Befriedigung jenes Bedürfnisses, den Mangel eines umfassenden, erhebenden Blickes auf das Gesammtgebiet der Vergangenheit nur um so fühlbarer machen, weil endlich das Nachschaffen einer lebendig aufgefafsten Reihe des Geschehens zu einem durch Schönheit und Wahrheit ausgezeichneten Bilde nicht gelungen ist. Man wird mir einwenden, dafs an die Darlegung der dunkeln Urzeit eines nun auf ewig dahin geschwundenen Volkes solche Forderungen — die ohnedieſs nach der Ansicht Vieler höchst unzweckmäfsig, gefährlich und falsch ästhetisirend seyn sollen — nicht gemacht werden dürfen. Ich kann die bedeutende Schwierigkeit, ihnen zu genügen, nicht läugnen. Doch dieser Vorwurf könnte nur dann den ausgesprochenen Tadel entkräften, wenn blofs wegen mangelnder Resultate das Bild unvollständig oder weniger ergreifend wäre. Wie könnte aber das Farbenmischen in die Züge und Farbentöne des Gemähldes gehören, oder mit anderen Worten, soll die Forschung und Abhandlung noch immer die Darstellung verdunkeln und zerreifsen? — *Im Ganzen* können wir also diesen Band der Preufsischen Geschichte, von dem der gröfste Theil nur Untersuchungen und Darlegung von Hypothesen enthält, nur als gelehrtes Werk, als umfassende Stoffsammlung oft von hohem Werth und als geschichtlichen Bericht betrachten, der in der Auffindung des hieher Gehörigen und der daraus gezogenen Resultate oft nicht gemeinen Scharfsinn bezeugt und neue, wichtige Aufschlüsse gewährt. Dabei soll jedoch nicht verkannt werden, dafs einzelne Theile den Anforderungen an eine künstlerische Darstellung genügen. Das vorliegende gelehrte Werk behauptet ferner — ungeachtet des reichen und umfassenden Planes, den ihm der Hr. Verf. zum Grunde gelegt hat — seinen Werth eigentlich nur in der zweiten Hälfte, da in der ersten die Forschung meistens nicht gründlich noch frei von Vorurtheilen ist.

Digitized by Google

Indem ich mich nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Angaben des Werkes wende, überlasse ich die Prüfung des geologischen Theils der Einleitung Richtern von Beruf; aber ich kann nicht umhin die Ausführlichkeit, die hier jeder Spur sorgfältig folgt, in den Bemerkungen über den Bernstein und den Eridanos bei den Alten zu vermissen, ungeachtet sich hier ein reiches Feld für die geschichtliche Forschung öffnet, deren Resultat in diesem Werke erwartet werden durfte. Wir finden, was doch einen sehr genauen Beweis erforderte, wenn es überhaupt bewiesen werden kann, geradehin angenommen und nur durch ein nicht gewichtiges Citat belegt, dafs Homer des Bernsteins gedenke. Aber diese Annahme ist doch, selbst nach dem was Buttmann in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1818, 1819, S. 38 ff. gesagt hat, zweifelhaft (vergl. Dionys. Perieget. edd. Bernhardy, Lips. 1828. p. 597 ff.). Auch die Behauptung, Homer habe den Bernstein für ein Sicilisches Erzeugnifs gehalten, erscheint durch Odyss. XV. 460 keineswegs hinreichend begründet. Wir finden dann im vorliegenden Werke einen plötzlichen Sprung in der Geschichte des Bernsteins von Homer bis Herodot. Aber Hesiodos hatte doch schon von dem Sturze Phaethons und den Thränen seiner Schwestern am Eridanos gesungen — eine Erzählung, die, wie überhaupt die Ansicht der Griechen von der Wohnung und Thätigkeit des Sonnengottes, von den Hyperboreern und dem Okeanos, mit ihren Vorstellungen vom Bernstein in der genauesten Verbindung steht, und defshalb gründlicher Berücksichtigung würdig war. Es hätte sich dabei, glaube ich, ergeben, dafs der Eridanos mit der Weltkunde der Griechen fortrückte, doch nicht ohne Spuren des Bernsteinhandels zurück zu lassen, die für den Forscher in der Preufsischen Urgeschichte ungemein anziehend sind. Die Griechen scheinen sich den Eridanos zuerst im Nordwesten, also am Adriatischen Meere, dann im Tartessischen Lande, hierauf — bei Herodot — überhaupt im Norden gedacht zu haben, wo der Name am Rhein haftete und endlich mit den wunderbaren Völkern der Sage in den östlichen Norden gesetzt wurde. Der eigenthümliche Gang dieser Uebertragung kann seine Quellen und seine Erklärung nur in den mythischen Ansichten der Griechen und in ihren Handelsverhältnissen finden.

Diese Lücke des Werkes in dieser Untersuchung — mochte nun aus ihr das hier vorläufig mitgetheilte oder ein anderes Ergebnifs hervorgehen — hätte wohl ausgefüllt werden müssen, ehe von Herodots schwankender und doch so wichtiger Angabe die Rede seyn konnte. Allerdings wird jetzt von den verschiedenen Orten, wo man in alter und neuer Zeit den Eridanos suchte, Nachricht gegeben, aber diese kann uns, in ihrer Abgerissenheit von der sich gewissermafsen organisch entwickelnden Weltkunde der Griechen und von ihren Handelsverhältnissen, wenig helfen. Die Behauptung aber, dafs man so unsichere Spuren nicht zu beachten habe, wäre weder objectiv noch subjectiv richtig; das Leztere, weil wir späterhin in diesem Werke auf Spuren, die noch mehr verweht sind, wichtige historische Ansichten werden gegründet sehen.

Mehr Licht über den Bernsteinhandel als von den älteren Quellen durfte von Pytheas gehofft werden, und es ist daher auf seinen, freilich nur mittelbar erhaltenen, Bericht auch im vorliegenden Werk ausführliche Rücksicht genommen. Ich fürchte nur, dafs der Wunsch des Hrn. Verfs., Pytheas nach dem Samlande zu führen, ein unrichtiges Ergebnifs bewirkt hat. Mag es seyn, dafs die Massilier ihn auf Entdeckungen aussandten (obwohl es blofse Vermuthung ist), so steht doch nirgend fest, dafs Pytheas, nachdem er Thule besucht, „in langsamer Fahrt (etwa wegen der 6000 Stadien?) seine Richtung nach Süden nehmend die Küsten Preufsens sah," da wir nur wissen, dafs eine Reise des Pytheas, die nicht einmal mit der nach Thule unmittelbar zusammenhängt, ihn bis zum Tanais leitete, für welchen er entweder die Weser, vielleicht auch die Elbe gehalten zu haben scheint, oder den er als die östliche Gränze Europa's und seiner Kunde angab. Die Darstellung von Pythea's Reise im vorliegenden Werk erscheint aber noch kühner, wenn wir bedenken, dafs hier die Nachrichten vom Anbau des Getreides, von dem Gewinne des Honigs und dem Dreschen der Feldfrüchte in Scheunen auf die Preufsische Küste bezogen werden, während Pytheas selber sie nur für Thule gibt. — Das Suttonische „aestuarium Mentonomon," dessen Plinius aus Pytheas gedenkt, soll ebenfalls bei Hrn. Voigt nichts Anderes seyn, als das vom Meer häufig durchbrochene und vielfach durchrissene Küstenland Preufsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 59. u. 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1829.

Geschichte Preufsens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Erster Band. Die Zeit des Heidenthums.

(Fortsetzung.)

Der Beweis dafür, dafs nämlich jezt die vor 2000 Jahren dagewesene Gestalt des Landes durch das Meer gänzlich verändert sei, ist keiner, indem er nur die Möglichkeit zeigt, dafs die Küste damals vielfach zerrissen gewesen sei. Ist darum aber die Wirklichkeit einer solchen Gestalt bewiesen, und konnte sie, wenn sie vorhanden war, bei der durch den Wogendrang allmälig oder durch einzelne Orkane stofsweise bewirkten Umwandlung der Küste so auffallend seyn, dafs der Fremdling sie als Eigenthümlichkeit des Landes hervorhob? Aber auch die Bedeutung eines „aestuarium oceani" scheint auf etwas ganz Anderes zu führen, als hier angegeben ist. „Aestuarium" kann zunächst nur eine Küste bezeichnen, deren Anblick durch die Meerfluth im Gegensatz der Ebbe — denn aestus liegt dem aestuarium zum Grunde — also in kurzer Zeit merkwürdige Verschiedenheiten darbietet, so dafs ihre Beschaffenheit sogar dem Reisenden auffällt, oder überhaupt in der Kunde des Landes bezeichnend hervortritt. Eine solche Küste mufste aber dem Griechen und Römer besonders merkwürdig seyn, der ja von jenem Wechsel der Ebbe und Fluth, namentlich im nördlichen Ocean, wundernd nicht genug erzählen konnte. Ich denke mir daher unter „aestuarium" eine Landstrecke, wie sie Tacitus an der Nordküste Germaniens schildert und Diodor von Sicilien sie in der Nähe Britanniens beschreibt, wenn er sagt, die Gegend sei bei der Ueberschwemmung durch die Fluth mit Wasser so angefüllt, dafs sich Inseln zeigen, wenn aber in der Ebbe das Wasser ablaufe und viele Stellen trocken lege, seien es Halbinseln. Wir wollen uns nun aber bei dem „aestuarium" den „aestus" fortdenken, so schwer das auch seyn mag, und unter jenem Worte eine durch das Anprallen der Meereswogen, auch in dem Binnenmeere ohne Ebbe und Fluth, vielfach veränderte Küste verstehen; war denn bei einer solchen Landesbeschaffenheit der vorübersegelnde Schiffer, der allenfalls einige Zeit in der Gegend verweilte, veranlafst und berechtigt, ein vom Meere vielfach durchspültes Vorland als etwas ganz Eigenthümliches zu beschreiben? Die Preufsischen Nehrungen aber, die dem Seefahrer allein in die Augen fallen, konnte Pytheas, oder der Berichterstatter, dem er folgte, nicht als ein „aestuarium" im zulezt erwähnten Sinne, nicht als ein durchbrochenes Küstenland finden, an dem sich die Wuth des Elementes auffallend zeigte, denn sie waren noch zur Zeit des Ordens eine mit dichtem Walde bedeckte Schutzwehr für das hinter ihnen liegende Land; sie können noch früher also unmöglich, was sie jezt sind, meistens kahle Dünenreihen gewesen seyn, die den andringenden Meereswogen besonders auffallend ausgesezt waren. Will man im Ernst annehmen, das eigentliche „aestuarium" jener fernen Zeiten sei nun schon längst von den Fluthen begraben, so läfst sich darüber allerdings nichts mehr sagen, da mit einer solchen Annahme jeder Gegenstand der geschichtlichen Forschung und mit ihm jede Grundlage einer geschichtlichen Behauptung fehlt. Ferner bleibt es auffallend, warum jenen Vornehrungen — denn die Nehrungen selbst konnten kaum das aestuarium seyn — eine Ausdehnung von 6000 Stadien gegeben wird. Nimmt man an, diese weite Ausdehnung habe die ängstliche Küstenfahrt der Griechen so mit sich gebracht, so verbindet man die Kindheit des Schiffens mit der kühnsten Entdeckungsreise der Alten. Wenn selbst aber jene grofse Ausdehnung, die auf die Länge der Nehrungen gar nicht pafst, nicht festgehalten wird, wie kam denn Pytheas dazu, das Land Abalus — unter dem allerdings das Preufsische Bernsteinland zu verstehen ist, da die Ueberlieferung, nicht aber die Natur, irrt — wie kam

Digitized by Google

Pytheas dazu, das Land Abalus eine Tagereise weit von dem „aestuarium Mentonomon" anzusetzen, da doch das Samland mit beiden Nehrungen Einen Küstenstrich bildet, und der Strand von Danzig etwa, von dem man annehmen mag er liege von dort eine Tagereise entfernt, ganz unmöglich als das „aestuarium" von 6000 Stadien anzusehen ist? — Des Hrn. Verfs. Annahme von dem *Preufsischen* Mentonomon ist also nicht haltbar; dagegen würde sich wohl die Ansicht durchführen lassen, das „aestuarium Mentonomon nomine" sei die Jütische Halbinsel mit ihrem der Fluth so stark unterworfenen Westrande, wo Pytheas über Abalus und die demselben benachbarten Teutonen das Nähere erfuhr. Mit der Jütischen Halbinsel steht der Name der Suttonen, die an das Mentonomon gesezt werden, ohnedieſs im natürlichsten und von der Geschichte nicht widerlegten Zusammenhange.

So viel möchte sicher seyn, dafs das Mentonomon nicht zu Preufsen gehöre, und dafs wir aus Pythea's Bericht also nicht den Beweis herleiten können, schon damals sei dieſs Land von Gothen bewohnt gewesen — so wenig als wir annehmen dürfen, er selbst sei nach Preufsen gekommen.

Wir verweilen noch länger bei der vom Hrn. Verf. ausgegangenen Benutzung der Stellen bei den Alten über das Bernsteinland, indem wir schon hier die dem Werk beiliegende Abhandlung „über die Bernsteininsel Raunonia, Abalus, Basilia und Osericta — Samland" in das Gebiet unserer Untersuchung ziehen.

Abalus — wir behalten diesen Namen unverändert bei, da Hrn. Voigts Ableitung von ἀβέβηλος zu kühn ist, und ohnedieſs jene Form durch den späterhin vorkommenden Namen des Preufsischen Flusses Guttalus gehalten wird — Abalus führte nach Plinius bei Timaeus den Namen Baltia. Es erregt Mifstrauen gegen das Resultat der erwähnten Abhandlung, dafs man den Namen „Baltia" für das Bernsteinland hier und S. 45 an die Seite gesezt sieht; denn man kann sich dabei schwerlich des Gedankens erwehren, er sei unberücksichtigt geblieben, weil er zur Hypothese nicht pafste. Wenigstens ist ein Versuch zur Erklärung des Namens Baltia nicht gemacht, ungeachtet dieser Name für ein Küstenland der Baltischen See, von dem unstreitig die Rede ist, sehr viel Bedeutung hat, so wie dessen Beziehung auf die Litthauische Benennung der Ostsee „baltas juras, das weifse Meer," auf die Belte, selbst auf das Wes Gothische Königsgeschlecht der Balten nahe liegt. Allein auch wir mögen den unbequemen Namen — der, wie Basilia zur Zeit des Pytheas durch Xenophon von Lampsacus, 40 Jahre nach Pytheas von Timaeus genannt wurde, unerklärt lassen und statt dessen zusehen, was sich die anderen Namen, Raunonia, Basilia und Osericta haben gefallen lassen müssen.

Raunonia soll sich ebenfalls auf das Bernsteinland beziehen, und zweitens nur der verderbte Name Romowe seyn. Ich mufs Beides bestreiten. Folgen wir (wie es der Hr. Verf. S. 45, Anm. 2 genauer als S. 632 gethan) der Leseart Harduins in Plin. IV, 13: „Ex quibus (insulis) ante Scythiam, quae appellatur Raunonia, unam abesse diei cursu, in quam veris tempore fluctibus electrum ejiciatur," so ist hier nicht von einer Insel Raunonia, sondern von einem Raunonischen Skythien die Rede. Das leztere möchte als Runisches, d. i. Rugisches Land (vergl. Ad. Bremens. c. 66, wo Rhuni) an die Spuren ehemaliger Verbreitung der Rugier an der Südküste der Ostsee erinnern, die in ihrer Ausdehnung mächtig genug waren, um einem Theile des jenseit der Rhipäen nordwestlich vom Pontus Euxinus gelegenen Skythiens ihren Namen in den Berichten des Timaeus zu leihen. Eben so erinnert die andere Leseart „Bannomanna, Bantomanna" — mit der naheliegenden, aber freilich nur vermutheten „Baltomanna" — an Baltia. Ich darf jedoch bei diesen Andeutungen, die nur im Zusammenhange Werth haben können, nicht verweilen, und kehre zu dem von mir erwiesenen, oder vielmehr im Lateinischen Text klar vorliegenden Resultate zurück: in der Stelle des Timaeus bei Plinius werde unter der Benennung Raunonia das der Bernsteininsel gegenüber liegende Festland verstanden.

Die zweite Behauptung des Hrn. Verfs., Raunonia sei das verderbte Romowe, würde trotz der erzwungenen Namensgenealogie S. 645 nur dann, und selbst dann kaum, zugegeben seyn, wenn bewiesen wäre, das Samland sei schon zur Zeit des Timaeus, also 280 v. C., der Sitz des Preufsischen Nationalheiligthums Romowe gewesen, das noch im dreizehnten Jahrhunderte bestand — eine Tenacität, die bei dem öfteren Wechsel der Landesbewohner und dem ungeheuern Zeitraum von ein und einem halben Jahrtausende an das Wunderbare gränzt. Die Behauptung aber, dafs schon so früh das Preufsische Romowe bestanden, soll nun gerade aus den bei Pytheas, Xenophon Lampsacenus und Timaeus genannten Namen folgen, so dafs wir uns in einem Kreise

Digitized by Google

bewegen, in welchem es den Historiker eben so wenig gefallen kann, als in ähnlichen Demonstrationen dem Philosophen. Wir können es hier übergehen, ob überhaupt, auch nur für die Zeit des Auftretens Adalberts und der Ordensritter, das Daseyn des Haupt-Romowe gerade in Samland erwiesen sei. Gern aber gestehen wir jenem schönen Ländchen einen heiligen Wald, ein heiliges Feld und einen Ort Romowe zu, obwohl wir den Widerspruch des Textes S. 641, wo das heilige Feld als unbewohnt und in die Theilung zwischen dem Orden und dem Bischofe nicht mitbegriffen bezeichnet wird, mit den in den Noten S. 641, 1 und S. 643, 2 enthaltenen Worten der Urkunde — nach welchen es schon vor 1322 dem Bischofe zugewiesen worden war — wegwünschen müssen. Auf der anderen Seite erkennen wir dagegen den Scharfsinn des Verfs. in der Entdeckung der eigentlichen Veranlassung zum Tode Adalberts an, der, indem er einen heiligen Hain der Preufsen betrat, wegen dieses Frevels erschlagen wurde.

Die vierte Benennung des Bernsteinlandes, die gleichfalls nach Plinius bei Pytheas und Timaeus vorkommt, Basilia, soll nach Voigt das passendste Wort im Griechischen gewesen seyn, wodurch die alt-Preufsische Benennung des Heiligthums „Rykajoth, Rikaita, Herrscherort" wiedergegeben werden konnte. Diefs wäre das passendste Wort für Rykajoth gewesen, ungeachtet der fest begränzten Bedeutung eines Griechischen *βασιλεύς*, der denn doch, wenn selbst das Preufsische Priesterheiligthum schon zur Zeit Alexanders des Grofsen im Samlande blühete, hier nicht zu finden war, weil das Königthum sich mit einem herrschenden Priestervereine nicht vertrug, und ein „rex sacrificulus" denn doch zu fern liegt. — Wie hier überhaupt der Boden schwankt, zeige die Mittheilung der hieher gehörenden Stelle mit einigen mir sich aufdringenden Bemerkungen: „Dem Griechen mufste das Wort Rikaiten in seiner Bedeutung eines Herrscherortes in's Griechische verdolmetscht werden" (welcher lebhafte Verkehr der Preufsen und Griechen drei Jahrhunderte vor Christus; welche Humanität unserer Altvordern, die zum Aerger heutiger Anti-Philologen schon in's Griechische, und zwar Eigennamen erklärend übersetzen mufsten!) „und kein anderes Wort als *βασιλεία* war dazu das passendste. So geschah es wohl auch, dafs der Massilier Pytheas an Samlands Küste landete" (er, den ein Griechischer Staat auf öffentliche Kosten zur Entdeckungsreise in ein Land aussendete, wo die Leute schon gewohnt waren, den Griechen das Unbekannte Griechisch zu deuten); „er nahm es in seinem Berichte als Benennung der Bernsteininsel auf, weil es ihm als Name genannt worden war" (als Namensübersetzung eigentlich, allein der scharfsinnige Mathematiker verwechselte die Begriffe, welche die geistreichen Bewohner des von ihm entdeckten Nordlandes, obwohl sie noch Bernstein statt des Brennholzes brauchten, vorsichtig auseinander gelegt hatten), „und so kam die Benennung *βασιλεία* bei den Griechen und von diesen durch Plinius" (er nennt aber noch zu seiner Zeit nur einen einzelnen Gewährsmann) „der Name Basilia in Gebrauch. Somit entspricht also das Raunonia und Basilia vollkommen dem Romowe und Rikaiten."

Die fünfte Benennung Osericta — bei Mithridates um 100 v. C. — unterliegt, da sie von dem Hrn. Verf. ebenfalls aus dem Griechischen und Preufsischen, und zwar als „vox hybrida," erklärt wird, noch gröfseren Schwierigkeiten. *Ὁσίη Ῥίκτα*, als heiliges Rikta (für Rikaita), wird in der ersten Hälfte von Sprachkennern nicht genehmigt werden (vergl. Struve quaestionum de dialecto Herodoti specimen. Regim. 1828. p. 29, not.), und in der zweiten sehr ungewifs bleiben. Warum soll ferner aber „Ose" in Osericta denn Griechisch seyn, warum soll es nicht, wie Bayer und Uphagen annahmen, „Ost" bedeuten? Wird diefs wirklich wegen des mangelnden *t* unmöglich? Sind doch trotz dem fehlenden *t* die *Visi*-Gothen *West*-Gothen.

Die hier erwogene erste Lieblings-Hypothese des Hrn. Verfs., dafs im Samlande während der vier lezten Jahrhunderte vor Christus das alt-Preufsische Romowe bestanden habe, werden wir wohl, da sie auf ganz unhaltbaren Namendeutungen beruht, mit ihren Folgerungen nicht als gültig für die Preufsische Geschichte annehmen dürfen.

Wir wenden uns wieder zum Texte S. 24, wo uns die Anmerkung 2: es sei wohl eine ganz richtige Bemerkung Ludens, dafs „Goton" u. s. w. die Aussprache der Deutschen selbst ist für die jetzige „Goten" u. s. w. unangenehm daran erinnert, dafs Jacob Grimm von Deutschen Geschichtschreibern selbst für die älteste Zeit noch gar wenig benuzt werde. — Dafs die Ostyäer durch Pytheas in der Preufsischen Geschichte auftreten, bezweifle ich, da er sie, nach Strabo, zwischen den Rhein und die Skythen, nach Stephanus von Byzanz aber an das Westmeer sezte. Mögen sie, was mir wahrscheinlich ist,

Digitized by Google

des Tacitus Aestier seyn, so finden wir doch nirgend, dafs diese Aesten damals schon an der Preufsischen Küste wohnten. Sie, wie die Gothen, lebten damals wohl noch viel westlicher, zwischen ihnen aber und den unbekannten Bewohnern von Abalus wohnten, wie es scheint, Teutonen.

Der nächste alte Schriftsteller, der uns jezt, indem wir Herrn Prof. Voigt folgen, beschäftigen mufs, ist Pomponius Mela (48 n. C.), denn Diodor von Sicilien gibt uns zwar nähere Kunde vom Bernstein*handel*, aber von Basilea sagt er blofs, es sei eine, dem Skythien über Galatien — man denke an das Land des Schriftstellers — gegenüber liegende Insel. Die „Glessaria" aber, bei dem mit Mela gleichzeitigen Plinius, an der Friesischen Küste, Austravia, Ameland, kann natürlich nicht auf die Preufsische Küste bezogen werden. — Nachdem im vorliegenden Werke die Stelle des Mela über den Codanischen Meerbusen (die Dänischen Inseln) erwogen ist, werden die Worte betrachtet: „quae Sarmatis adversa sunt, ob alternos accessus recursusque pelagi et quod spatia, quis distant, modo operiuntur undis, modo nuda sunt, alias insulae videntur, alias una et continens terra." „Wer denkt hier nicht," heifst es im Werke, „unwillkürlich an des Pytheas aestuarium?" (An ein „aestuarium" allerdings; dieser Begriff ist von Mela vollständig entwickelt.) „Das von Mela gemeinte Land ist ohne Zweifel" (dieser hat sich in Anm. 4 doch schon eingefunden) „kein anderes als die Küstengebiete Preufsens" (es ist nicht von Küstengebieten, sondern von Inseln die Rede, die dem Festlande der Sarmaten gegenüber liegen), „denn die Erscheinung von Ebbe und Fluth, welche die Ostsee bekanntlich gar nicht hat, kann Mela nicht haben beschreiben wollen." Warum nicht? kannte Mela die Ostsee wie wir oder nach den Vorstellungen seiner Zeit? Für Ebbe und Fluth sprechen die „alterni accessus recursusque pelagi", und nahm Mela mit Hippopoden und Panoten in den Ostseeländern vorlieb (esse equinis pedibus Hippopodas etc., praeterquam, quod fabulis traditur, auctores etiam quos sequi non pigeat, invenio), so wird er sich bei Ebbe und Fluth kein Gewissen gemacht haben. Dafs von dem kleinen Preufsischen Küstengebiete aber bei Mela nicht die Rede sei, zeigt er selbst, indem er jene fabelhaften Völker des nordöstlichen Meeres in verschiedene gesonderte Landschaften sezt, die Sarmatien gegenüber liegen. Seine Sarmaten aber erstrecken sich von den mit Gallien gränzenden Germanen bis an den Tanais zu den Skythen. Wir können wohl nicht umhin, bei dieser Beschreibung an den nördlichen Ocean über Europa zu denken, der nach der geographischen Ansicht des Alterthums sich von Germanien, mit starker Zuzammendrängung der Landmasse zwischen jenem und dem Mittelmeere, nach der Maeotis und dem Kaspischen See hinabzog. Uebrigens kennt Mela Elektriden und Eridanus nur am Adriatischen Meere.

Durch Plinius endlich erfahren wir, dafs unter Nero das Daseyn des Bernsteinlandes an der Nordküste Germaniens bekannt geworden sei, und dürfen auf das Daseyn einer Handelsstrafse zwischen demselben und Pannonien schliefsen, die auf ein sehr hohes Alterthum deutet, wenn wir an die Elektriden am Po denken — ein Gegenstand, der allerdings in dem vorliegenden Werke nicht gehörig zur Sprache gekommen ist, wie S. 82 und die früheren Bemerkungen über den Eridanus beweisen. Ueberhaupt ist es der Sache nicht günstig gewesen, dafs der Bernsteinhandel von der Kunde des Bernsteinlandes getrennt behandelt worden und auf die geographischen Andeutungen der Mythe, des Epos und der Periegesen wenig oder gar nicht gerücksichtigt ist. Nur durch die Betrachtung historischer Spuren in ihrer ganzen Scenerie und oft wunderlichen Beleuchtung läfst sich die festere Bahn der Forschung auffinden.

Mit den Resultaten, welche der Herr Verf. aus dem Berichte des Plinius über die südliche Ostseeküste und deren Bewohner gezogen, stimme ich überein, auch damit, dafs der Guttalus kaum ein anderer Flufs seyn könne als die heutige Alle mit dem Pregel. Allein dafs Aestier hier wohnten, wie aus den Ostiäern des Pytheas und den spätern Angaben des Plinius gefolgert wird; dafs der Pregel zwischen ihnen und den Gothen der Gränzstrom gewesen; dafs die Gothen damals in Preufsen gewohnt, da sie doch, nach der von Plinius beobachteten Reihe, westlich von den Varinern (und also wohl auf oder an der Jütischen Halbinsel) lebten — diese Behauptungen sind nicht begründet worden, obwohl sie zuversichtlich aufgestellt sind. Was über des Plinius Nordmeer gesagt ist, würde bei der Prüfung hier in zu ausführliche Betrachtungen verwickeln; nur *die* Bemerkung sei mir vergönnt, dafs ich das Kronische Meer nicht mit Eustathius von Kronos als Gott der Kälte, aber auch nicht mit dem Herrn Verf. aus dem Isländischen ableiten kann. Ich halte es vielmehr für einen in den fabelhaften Norden allmälig hinauf gerückten Namen der ältesten Griechischen Weltkunde. Kronisches Meer wurde noch vor Hesiodos das Meer nördlich vom Jonischen genannt, weil dort Kronos gewohnt habe, und weil, wie

Digitized by Google

ich glaube, an der Einströmung des Okeanos in das Mittelmeer, welche ursprünglich am Leukadischen Felsen gedacht zu seyn scheint, sehr natürlich die Herrschaft des Atlas und Kronos sich schied, von welcher der Logograph Dionysius von Milet (um 513 v. C., Vofs Abh. über alte Weltkunde Jan. Litt. Zeitung 1804. S. XXVII.) Kunde gibt. Natürlich war es, dafs allmälig das düstere Reich und Meer des Kronos, mit seinen grauenhaften Wundergebilden, von denen noch später dichtende Reisebeschreiber erzählten, mit dem Eridanos zugleich in den höheren Norden gesezt wurden.

Auf sicherem Boden bewegt sich der Herr Verf. bei den Nachrichten des Tacitus und Ptolemäus. Dafs die Aestier im Bernsteinlande wohnten, ist wohl unzweifelhaft. Aber den leisen Uebergang: „wie zur Zeit des Pytheas die Ostiäer das Nachbarvolk der Guttonen, so sind es auch die Aestier noch zur Zeit des Tacitus," kann ich nicht unterschreiben. Tacitus geht (German. c. 42, 43.) von den Markomannen an der Donau durch die Völkernamen der Quaden, der Pannonien benachbarten Osen oder Gothinen, über das Suevengebirge und die Lygier — also nach Nord und Ost — zu den Gotones, zu den Rugiern und Lemoriern, schliefst dann hier ab, um sich zu den Suionen in Skandinavien zu wenden, nennt darauf an der rechten Küste des Suevischen Meeres — der Ostsee — die Aestyer, reich an Glesum, dann die Sitonen und jenseits der Gränzen des Suevenlandes die Peuciner, Veneder und Fennen. Sind hier die Gotonen so bestimmt Nachbaren der Aestyer? Allerdings hat Reichard in „Germanien unter den Römern" S. 85 ff. dieselbe Ansicht, wie H. Prof. Voigt, aber nicht nach Tacitus, sondern nach Pytheas und dem falsch bestimmten Mentonomon. Wollte man glauben, Tacitus sei von den östlich wohnenden Gotones über die westlicheren Völker nach Skandinavien übergegangen, so würde doch das bezeichnende „protinus deinde" widersprechen, welches die fortdauernde nördliche und östliche Richtung anzudeuten scheint. Daraus möchte sich ergeben, dafs neben den Gotonen zuerst die Rugier, die man doch nach Pommern setzen mufs, und dann die Lemovier, als das in dieser Reihe am weitesten im Osten des Nordens wohnende Volk, ihr Gebiet hatten. Dafs übrigens die Aestier einen Germanischen Dialekt hatten, beweist ihr „Glesum," nicht aber (das Preufsische) Rikaita, wie mit der Miene der Gewifsheit behauptet wird; denn wo ist die leiseste Spur, dafs sie sich dieses Wortes bedienten? Dafs ihre Sprache ferner, wie der H. Verf. S. 58 annimmt, eine Mundart des Gothischen gewesen sei, ist, so wie es hier aufgestellt wird, blofse Vermuthung.

Bei Ptolemäus endlich finden wir Gythonen, wahrscheinlich Gothen an der Weichsel (wie es scheint nicht bis zur Ostsee, weil sie unterhalb der Veneder genannt werden, die an die Stelle der Aestyer getreten sind) und Rugier in Pommern. Was über die Galinder, Sudener und Stavaner bei dem Herrn Verf. erwähnt wird, erscheint als beachtungswerth. Ungemein kühn aber ist es, wenn die Namen Resen, Culm, Thorn u. s. w., die der Deutsche Orden im dreizehnten Jahrhunderte fand oder gab, auf die Gothen des zweiten Jahrhunderts n. C. zurück geführt werden, unrichtig wenn die Endsylben owe, awe, in Ortsnamen für Germanisch (von Aue) erklärt werden, da sie eben so gut das Neutrum des Polnischen Adjektivs, das in Ortsnamen so sehr oft vorkommt, seyn können. Doch kann ich freilich nicht jede Vermuthung des Herrn Verfs., die sofort als geschichtliches Moment benuzt wird, was in diesem Theile oft geschieht, hervorheben, um sie zu widerlegen. Nur so viel möchte gewifs seyn, wer zu viel beweist, beweist zu wenig.

Auf die Ermittelung der Wege für den Bernsteinhandel im Alterthum ist mit Glück sorgfältige — doch nach dem Früheren nicht umfassende — Forschung verwendet.

Wir verlassen die Berichte des Alterthums, um mit dem Herrn Verf. den schwankenden Boden der Sage zu betreten. Hier finden wir zuerst die Entdeckungsreise einiger von Augustus ausgesendeten sternkundigen Bithynier angeführt. Es möchte an ihr nur die Anknüpfung an die Vermessung des Römischen Reiches und an Augustus, so wie der Name Culmigeri, Ulmigeri, Ulmigani, bei Jornandes Ulmerugi, wichtig seyn. Ein solches Bestreben, Preufsen schon in der ältesten Zeit mit Rom in Verbindung zu bringen, zeigt sich auch in *der* Sage, Kaiser Augustus habe seinem Bruder Prus an den Ufern der Weichsel Thorn, Danzig und andre Städte am Niemen übergeben und Prus habe auch Marienberg gegründet (Bock Leben Herzog Albrechts S. 7. 8., Kotzebue Preufs. Geschichte Th. 1. S. 276. 281. Schlözer Nord. Gesch. S. 225.). Beide Sagen, die von den Bithyniern und von Prus, scheinen sich an Glaubwürdigkeit gleich zu stehen. Warum jene Sternkundigen gerade aus Bithynien seyn mufsten, zeigt, dünkt mich, der Name des Bithynischen Königs Prusias, den müfsige Gelehrsamkeit alter Chronisten gerne zum Ahnherrn der Preufsen gemacht hätte (vrgl. Hartknochs

Digitized by Google

dritte Dissert. bei Duisburg c. VII. IX.), minder kühn, als die, welche dazu einen Urenkel des Noah, Namens Prut, erkoren. Dafs Diwonis aus Bithynien gekommen, mochte dem, der die Sage zuerst erzählte, um so wahrscheinlicher dünken, da Dionysius, der Verfasser der zu einem geographischen Handbuch bestimmten Periegesis, wirklich aus Bithynien war, wie die frühere Zeit aus irgend einer Handschrift wissen konnte, während wir es aus dem Zusammenhange erkennen. (Dionys. edd. Bernhardy p. 497.) Ohnedies war es ja ein Dionysius (Plin. VI. 31.), den Augustus mit der Erforschung des Ostens beauftragte. (Auf die Namenverwandtschaft von Divonis und Dionysius machte mich H. Director Struve aufmerksam.) Dafs die Sage von Divonis wirklich Spuren Griechischer Gelehrsamkeit in sich trage, wird sich sogleich ergeben.

Für das vorliegende Werk hat die ohne genaue Prüfung erzählte Sage von Divonis insofern besondere Wichtigkeit, als der Herr Verf. an sie seine Erörterung über die Chronik des Bischofs Christian (in der ersten Beilage) knüpft. Die Sorgfalt und Richtigkeit des Beweises, dafs der erste Bischof Preufsens Christian wirklich eine von Simon Grunau und Lucas David benuzte Chronik geschrieben habe, wird Jeder anerkennen. Eben so ist auf den Inhalt der Chronik aus den einzelnen Angaben beider eben genannten Schriftsteller richtig geschlossen, und die Mittheilung eines, im geheimen Archiv in Königsberg unter Lucas Davids Papieren aufgefundenen Fragments sehr dankenswerth und interessant. Aber bei dem Zurückgehen auf die Quelle von Christians Chronik möchte über die Entstehung und den Werth derselben für die Zeit vor dem Auftreten des Deutschen Ordens in Preufsen noch Genaueres sich ergeben, als wir im vorliegenden Werke finden.

Dem Bischof Christian ward in Plozk von dem Dompropst Jaroslaw ein Buch „in Reuscher Sprache, aber mit Greckschen Buchstaben geschrieben" gelichen. Dies war offenbar ein in Russischer Sprache und Alt-Slavonischer Schrift abgefafstes Buch, wie wir sie seit Nestor in Kiew finden. Hier zeigt sich also eine Einwirkung Russischer Geschichten und historischen Ansichten auf die Preufsische Geschichte, so dafs Christians Bericht von Diwonis aus der weiten Ferne eines Russischen Klosters und mit Beziehungen auf die Einleitung zu Aethicus Kosmographie (wie schon Baier bemerkte), ferner auf andere Griechische Geographen und, wie es scheint, sogar auf Jornandes, in die Kunde unsres Landes übergetragen ist. Allerdings fangen dadurch auch die Nachrichten des Bischofs Christian von den Gothen, von den Skandianern in Ulmigerien, der Gesetzgebung, Landestheilung und Selbstopferung Waidewuts an zu schwanken.

Wer ist denn nun jener „Dywones", von dem im Buche des Jaroslaw die Rede war, ja von dem dessen Hauptinhalt sich herschreiben soll? Vielleicht gibt seine Umgebung näheres Licht. Warum Dywones (vrgl. über ihn Voigt S. 31 und Luc. David I. 10 ff.) gerade aus Bithynien gesendet wurde, konnten wir oben vermuthen; warum aus Salura, ist noch nicht ermittelt. Doch ehe wir die Sage von Dywones zu erläutern suchen, wollen wir die Mittheilung derselben im Texte (Voigt S. 31) prüfen. Die von den Astronomen der Stadt Salura in Bithynien gesendeten Männer wandern hier „durch die weiten Landstrecken der Tartären, hierauf durch Roxolanien, das grofse Gebiet von Moscau, dann durch die Gegenden der Veneder und Alanen in Liefland. Von da gelangten sie über ein grofses Wasser in ein weites, wüstes Land, das keinen Namen trug, denn es wird bald Sargatia, bald Gelida, bald auch Vatina genannt." Bei der Vergleichung dieser Stelle mit Lucas David (a. a. O.) finden wir nicht nur dessen Bericht in jenen Angaben etwas aufgeschmückt — was wir, wie früherhin „die stolzprunkende Sendung" des Römischen Ritters unter Nero nach Preufsen, um Bernstein zu holen, unserm heutigen Modestil zu Gute halten müssen, der die Geschichte geniefsbar zu machen für nothwendig hält — sondern es ist auch bei den Angaben von Luc. David Mehreres interpolirt, was nicht zur Sache gehört, und Anderes, was zur Sache gehört, fortgelassen. Bei L. David gehen die abgesendeten Männer „durch Halliciam *jetzund die Tartarei*, Roxolaniam *jetzund die Moscau*, durch Venedes und Alauner *jetzund die Eiflander genandt* über ein grofs Wasser in ein Land" u. s. w. Man hört, die Sache klingt etwas anders. Auch „das grofse Wasser" will nicht, wie man nach des Herrn Verfs. Mittheilung vermuthen könnte, zum Rigaischen Meerbusen werden, denn es streiten dagegen die bei H. Voigt ausgelassenen Worte L. Davids, die gleich nach jener ersten Stelle folgen, „da sie über das breite, *süfse* Wasser kohmen sein." Dywones und seine Gefährten, heifst es bei H. Voigt weiter, durchzogen das Land, aber sie konnten mit keinem Menschen reden, bis etliche Wenden aus Sarmatien zu ihnen kamen, deren Sprache sie etwas verstanden. Durch diese erfahren sie, das Volk sei Ulmigerer genannt — sie *kennten* weder Häuser noch Ackerbau, Fische *seien* ihre

Digitized by Google

einzige Speise" u. s. w. Wunderlich, dafs die Reisenden sich verdolmetschen lassen, was sie mit eigenen Augen sehen konnten. So verwirrt auch L. David hier in der Erzählung ist, hat er doch genauer geschieden, was die Reisenden durch Beobachtung und was sie durch Nachfragen bei den Sarmaten erfuhren. Auch dürfen wir nicht übersehen, dafs Dywones von dem in das Land gezogenen Volke so viel erkundet, „dafs die *ersten* Einwohner sollen Ulmigani oder Culmigeri seyn und genennt gewesen." Allerdings fliefst die Kunde von diesen Urbewohnern nachher mit dem zusammen, was von *den* Bewohnern erzählt wird, die Dywones antraf; aber ich möchte diefs doch eher dem verworrenen alten Berichterstatter als der Sage bei Christian zuschreiben. Wenigstens konnte darauf ein solcher Text, wie er sich im vorliegenden Werke findet, auf keine Weise gegründet werden. Dafs freilich schon bei Christian gesagt wird, die Ulmeruger hätten nach Art der Hunnen gelebt, zeigt die wunderlichen Einmischungen — dafs Dywones gerade in Plozk gestorben seyn soll (wahrscheinlich weil gerade hier das Reufsische Buch mit dem Reisebericht jenes Mannes aufgefunden wurde), die Leichtgläubigkeit der Zeit.

Die Sage von Dywones scheint mir von einem gelehrten Mönch in einem Russischen Kloster erfunden zu seyn, der für die Preufsen, (die ihm, vielleicht durch ihren Widerstand gegen die Nachbarn oder durch die Bedeutung ihrer Hierarchie bekannt geworden waren) entweder den Bithynischen Ursprung geltend zu machen suchte, oder bei ihrer Erwähnung an Dionysius Periegetes dachte und wenigstens jedenfalls bedeutende Rücksicht auf die Geographie des Ptolemäus und seine eigne Landeskunde nahm. Die Reisenden kommen in der Sage, nach ihrer ältesten Ueberlieferung, durch „Halliciam" — nach meiner Ansicht Galatien, worauf schon die Nähe von Bithynien deuten würde, wenn es nicht auch der Name bekundete, so wie Galizien Polnisch Halicz heifst, Roxolanien (das Volk der Roxolanen an der Palus Maeotis, (bei Ptolemäus in Bertii theatr. geogr. vet. Amstelod. 1618. p. (73) 81.), durch das Land der Veneder (Wenden?) und Alaunen (Alanen, die Ptolemäus nach Skythien innerhalb der Imaus sezt) über ein breites süfses Wasser (die Palus Maeotis). Diefs Wasser nennt Luc. David zwar zulezt, aber er bemerkt gleich nachher, dafs die Reisenden sofort nach ihrer Ueberfahrt in das fragliche Land gekommen. Diefs Land nun heifst Gelida (die kalte Zone? — jener Lateinische Name stand übrigens wohl nicht in dem Reufsischen Buche, sondern mochte Christians Zusatz seyn) Vatina oder Sargatia. Der leztere Name ist für die Benutzung des Ptolemäus bei jener Ueberlieferung entscheidend, denn bei diesem finden sich Sargatier am Flusse Poritus, der sich in die Palus Maeotis mündet. — Im Vorbeigehen bemerke ich noch, dafs die Preufsen die ihnen in Christians Chronik beigelegte Bezeichnung „gens indomita Brutorum" und „filii Belial Bruticae factionis" wahrscheinlich, wie die Britten im Mittelalter, durch Herleitung von einem Römischen Brutus erhalten haben.

(Der Beschlufs folgt.)

Zweiter Bericht.

Der Societät für wissenschaftliche Kritik sind als Mitglieder beigetreten:

Herr Prof. Dr. Runge in Breslau; Hr. Director Dr. Klöden in Berlin; Hr. Prof. Dr. Dove in Königsberg in Preufsen.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Classe (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Tennemann, Geschichte der Philosophie; neu herausgegeben von Wendt. Erster Bd. — Rötscher.

Weifse, Uebersetzung der Physik des Aristoteles. — Rötscher.

Solger, Vorlesungen über die Aesthetik; herausgegeben von Heyse. — Hotho.

Gafs, Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien. — Marheineke.

Boberdag, Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien. — Marheineke.

Correspondance inédite de Fénélon. — Niethammer.

Bender, Grundsätze des Deutschen Handlungsrechts. — Homeyer.

v. Tigerström, de ordine et historia digestorum. — Gans.

Digitized by Google

v. Tigerström, Ueber den ager vectigalis und die emphyteusis. — } Gans.
Salvador, instituts de Moise. — } Gans.

II. In der naturwissenschaftlichen Classe (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Biot, traité de physique. Nouveau édit. — } Dove.
Desprets, traité de physique. — } Dove.
Pouillet, traité de physique. — } Dove.
Gay-Lussac, leçons de physique. — } Dove.
Daniel, Meteorological essays and observations. — } Dove.
Schouw, Beiträge zur Klimatologie. — } Dove.
Nilson, petrefacta suecica. — Jäger.
Broignart, Végétaux fossiles. — } Krüger.
Chabrol et Brouillet, sur les ossemens fossiles du Puy de Dome. — } Krüger.
Croisset et Fobert ainé, recherches sur les ossemens fossiles du Puy de Dome. — } Krüger.
Uebersicht der Versteinerungen Würtembergs. — } Krüger.
Jäger, Ueber die fossilen Reptilien. — } Krüger.
Derselbe, de ichtyosauri fossilis speciminibus. — } Krüger.
De Candolle, organographie végétale. — } Link.
Schultz, Ueber die Natur der lebendigen Pflanze. — } Link.

Mésure d'un arc de parallèle moyen etc. 2 Vol. 4to. — Oltmanns.

III. In der historisch-philologischen Classe (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Stenzel, Geschichte der Fränkischen Kaiser. — Schmidt.
Philipps, Englische Reichs- und Rechts-Geschichte. Philipps.
Niebuhr, Kleine Schriften. Erster Band. — Jacob.
Hoeck, Kreta. Erster u. zweiter Band. —
Raoul-Rochette, Monumens inédits etc. — Hirt.
Laxdaela-Saga. — } Mohneke.
Petersen, Holsteinische Chronik. — } Mohneke.
Tegnèr, lyrische Gedichte. — } Mohneke.
Gerhard und Panofka, Neapels antike Denkmäler. — } Hirt.
Gerhard, unedirte Denkmäler. — } Hirt.
Vaudoncourt, histoire politique et militaire du prince Eugène Napoléon. — v. Griesheim.
Schiller und Goethe, Briefwechsel. — Varnhagen v. Ense.
Gr. v. Platen, Gedichte. — Robert.
Katomsich, orbis antiquus etc. 2 Vol. Budae. — Uckert.

Druckfehler.

In der Recension von Pardessus, Collection de lois maritimes:

S. 170 Z. 16 statt die im l. der im.
— 171 Note. L. Handfeste den nordischen Gelehrten bekannter ist, als der neueste etc.
— 173 Z. 6 v. u. st. Baicovar l. Bainvar.
— 174 — 8 st. Annunciato l. Ammirato.
Ebend. — 10 st. Waare l. Waaren.
— — 13 st. eines Auszuges l. fernere Auszüge.
— — 26 st. welche l. wo sie.
— — 4 v. u. st. hat l. sei.
S. 179 — 5 v. u. st. Cailliu l. Bailliu.
— 180 — 5 v. u. st. England l. Dänemark.
— 181 — 16 st. loyeste l. hogeste.
Ebend. — 4 v. u. st. Revision l. Recesse.
Es ist vergessen anzuführen, dafs bei Pardessus S. 568 ein droit de Ditmar de 1402 nach einer Hamburger Handschrift angeführt ist, welches das Landrecht von Ditmarschen v. J. 1407 (richtiger 1447) enthält.

In der Recension von Hammer, Geschichte der Osmanen.

S. 295 Anmerk. Z. 5 statt Kopadion l. Lopadion.

Beilage: Umschlag zum März-Heft.

Digitized by Google

Inhalt des März-Heftes.

Seite

Bartels: Handbuch des natürlichen Systems der praktischen Medicin, von L. W. Sachs. . . 321

Neumann: 1) Lyrische Reisen und epigrammatische Spaziergänge. Von Wilh. Müller. 2) Dichtungen von K. E. Ebert. 330

F. Diez: Petri Alfonsi Disciplina clericalis. Zum ersten Mal herausg. mit Einleit. u. Anm. von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Literatur. 347

Clarus: Versuch einer Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus; von Dr. Aug. Wilh. v. Stosch. 353

Wilken: Geschichte des Osmanischen Reichs, grosentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph v. Hammer. (Zweiter Artikel.) 372

Purkinje: De ovi mammalium genesi epistolam ad Academiam Imperialem scientiarum Petropolitanam dedit Carol. Ern. ab Baer. . . 396

Seite

Bopp: Nal und Damajanti. Eine Indische Geschichte, bearbeitet von Fr. Rückert. 401

Rühle v. Lilienstern: Atlas ethnographique du globe ou Classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues etc. par Adrien Balbi. 410

Krüger: 1) Naturhistorische Abhandlungen und Erläuterungen, besonders die Petrefactenkunde betreffend, von Dr. A. v. Tilesius. 2) Mémoire sur les Bélemnites, considérées zoologiquement et géologiquement, par M. H. Ducrotay de Blainville. 430

v. Meyer: Philologisch-kritischer Commentar zum Hohen Liede Salomo's von J. Chr. C. Döpke. 446

Lucas: Geschichte Preusens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Joh. Voigt. Erster Band. Die Zeit des Heidenthums. 460

Literarische Anzeigen.

In J. G. Cotta'schem Verlag zu Stuttgart und Tübingen sind im Laufe des vorigen Jahrs nachstehende Verlags-Artikel erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen, naturwissenschaftliche. 2r Band. 1s und 2s Heft. gr. 8. 2 fl. 42 kr.

Almanach des Dames pour l'an 1829. 3 fl.

Annalen, neue allgemeine politische, 25ster bis 27ster Band. 12 Hefte. gr. 8. 9 fl.

Ausland, das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker außerhalb Deutschland. Erster Jahrgang. 1828. gr. 4. 16 fl.

Bearner, der kleine, oder moralische Vorlesungen für die Jugend. 3r, 4r und lezter Band. 8. 2 fl.

Begebenheiten des Hajji Baba aus Ispahan in England, aus dem Englischen des J. Morier in zwei Theilen. gr. 8. 3 fl. 12 kr.

Charte, topogr., von Schwaben (Fortsetzung der Amman- und Bohnenberger'schen Charte) Nro. 29. 38. und Erläuterungsblatt, jedes Blatt 1 fl. 30 kr.

— — Nro. 28. 37. und 46. 47. 48. (leztere drei in einem Blatt) größeres Format. 2 fl. 15 kr.

Correspondenzblatt, des würt. landwirthschaftl. Vereins. 1828. 12 Hefte. gr. 8. 3 fl.

De Candolle, A. P., Organographie der Gewächse, oder kritische Beschreibung der Pflanzen-Organe. Eine Fortsetzung und Entwickelung der Anfangsgründe der Botanik, und Einleitung zur Pflanzen-Physiologie und der Beschreibung der Familien. Mit 60 Steintafeln. Aus dem Französischen übersezt und mit einigen Anmerkungen versehen von Dr. Karl Fr. Meisner. 2 Bde. Mit 60 Steindrucktafeln. gr. 8. 6 fl. 45 kr.

Diel, A. F. A., Beschreibung der Kernobstsorten. 5s Heft. 8. 2 fl.

Douglas, Versuch über Grundsätze und Erbauung von Kriegsbrüken und Flußübergänge im Felde. Nach dem Französischen bearbeitet von E. Lenz, mit 7 lithographirten Tafeln. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Entomologie von Kirby und Spene. 3r Bd. Mit 25 lithographirten Tafeln zu allen 3 Bänden. gr. 8. 6 fl.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften. I. Band 3s Heft und II. Band 1s Heft. gr. 8. 2 fl. 48 kr.

Garantieen, die staatsbürgerlichen, oder über die wirksamsten Mittel, Throne gegen Empörungen und die Bürger in ihren Rechten zu sichern. Eine Preisschrift von Hoffmann. Auf- und herausgegeben von André. Erster Theil. 8. 2 fl.

Gau, F., neuentdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils von der ersten bis zur zweiten Katarakte, ges. und vermessen im Jahr 1819, und als Ergänzung des grosen französischen Werks über Aegypten herausg. 13te und lezte Lieferung. gr. Fol. Velinpapier 18 fl. Fein Papier 9 fl.

Gerhard, E., Antike Bildwerke in 5 Lieferungen. Fol. Text 1ste Lief. 3 fl. Kupfer-Centurie. I. 1s, 2s Heft. 10 fl.

Görz, J. E. Graf v., historische und politische Denkwürdigkeiten, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. 2r Theil. gr. 8. 2 fl. 12 kr.

Goethe, v., über Kunst und Alterthum. 6r Bd. 2s Heft. 8. 2 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke, TA. 3te und 4te Lieferung oder 11tes bis 20stes Bändchen. Ladenpreis für 40 Bände, Velinp. 43 fl. 12 kr., weiß Druckp. 28 fl. 48 kr.; in Lieferungen von 5 Bändchen berechnet, jede Lieferung auf Velinpap. 5 fl. 24 kr., weiß Druckpapier 3 fl. 36 kr.

— — sämmtliche Werke in 40 Bänden. gr. 8. 1ste und 2te Lieferung oder 1r bis 10 Bd. Pränum. für 40 Bde. Velinpap. 79 fl. 48 kr., Schweizpap. 63 fl., Druckpap. 50 fl. 24 kr. Subscriptionspreis nach Lieferungen zu bezahlen, Velinpap. 91 fl. 12 kr., Schweizpap. 72 fl., Druckpap. 57 fl. 36 kr.

Graff, Diutiska, Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. II. Bd. 2s und 3s Heft. gr. 8. 2 fl. 48 kr.

Hanff, J. G., biblische Real- und Verbal-Konkordanz oder alphabetisch geordnetes, biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommenden Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtigt, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert und alle Bibelstellen homiletisch-anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet. Ersten Bandes 1ste Abtheil. A — E. gr. 8. 4 fl.

Herder, J. G. v., christliche Reden und Homilien. Taschen-Ausg. 2 Bdchn. Herausg. durch J. G. Müller. 2 fl. 42 kr.

— — Sophron, gesammelte Schulreden, neue Aufl. Taschen-Ausgabe. Herausgeg. durch J. G. Müller. 1 fl. 48 kr.

— — sämmtliche Werke. Taschen-Ausgabe in 60 Bdchn. 4te und 5te Lief. oder 19r — 30r Bd. jede Lieferung. Velinpap. 4 fl. 48 kr. Druckpap. 3 fl. 12 kr.

Herschels, W., Entdeckungen und Fortschritte seiner Zeitgenossen in der Astronomie und den ihr verwandten Wissenschaften. 1ste Abtheilung. Herschels Entdeckungen, dargestellt von Pfaff. 1r Bd. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alex. v. Humboldt, herausgege-

Digitized by Google

ben v. H. Berghaus in Berlin. Mit Karten und Kupfern. Jahrg. 1828. 12 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Hesperus, encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser, herausgegeben von C. C. André. Jahrg. 1828. 4. 16 fl.

Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaft. Kritik in Berlin. Jahrgang 1828. gr. 4. 21 fl.

Journal, polytechnisches, herausgegeben von Dingler. Jahrg. 1828. 24 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Klüber, J. L. v., das Münzwesen in Deutschland nach seinem jetzigen Zustande; mit Grundzügen zu einem Münzverein deutscher Bundesstaaten. gr. 8. 3 fl.

Kunstblatt, herausgegeben von Dr. Ludw. Schorn. Jahrg. 1828. gr. 4. 6 fl.

Litteraturblatt 1828. gr. 4. 6 fl.

Meisner, C. F., M. Dr., Monographiae Generis Polygoni Prodromus 4. maj. 2 fl. 45 kr.

Memminger, J. D. G., Beschreibung des Königreichs Würtemberg nach Oberämtern, 5tes Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Rottenburg. Mit einer Oberamtskarte. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

— — Würtemberg. Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. 1826. 2s Heft 8. 1 fl. 45 kr.

Mohl, Dr. M., über die würtembergische Gewerbs-Industrie. 1ste Abthlg. 8. 2 fl.

Morgenblatt für gebildete Stände sammt den oben angeführten Beiblättern: Litteraturblatt und Kunstblatt. 22r Jahrgang. 1828. gr. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, Dictionnaire complet de la langue franç. allem. et allem. franç. Nouv. Edit. T. IV. et dernier. Ladenpreis für alle 4 Bde. gr. 4. 18 fl.

Mozin et Eisenbach. Petit Dictionnaire portatif allemand-français et français-allemand, extrait du Dictionnaire de Poche complet de l'Abbé Mozin, contenant les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles réales et des instituts des deux sexes. 2 Vol. 8. 1 fl. 12 kr.

Münch, Dr. E., Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. 2r B. Die Urkunden enthaltend. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

National-Kalender, neuer, für die deutschen Bundesstaaten herausgegeben von C. C. André. 1829. 4. 2 fl.

Neapels antike Bildwerke. Beschrieben von E. Gerhard und Th. Panofka. I. Theil. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Pechmann, Freihr. v., Jahrbücher der Baukunde. 2r Bd. 2s Heft. gr. 4. 2 fl. 15 kr.

Petter, F., grammatica tedesca per gl'Italiani con un Appendice sulla calligraphia tedesca. gr. 8. 4 fl.

Pfitzer, C. v., Ueber die Gränzen zwischen Verwaltungs- und Civil-Justiz, und über die Form bei Behandlung der Verwaltungs-Justiz. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Platen, Graf v., Gedichte, 8. in Umschl. brosch. 3 fl.

— — Schauspiele. 8. 2 fl.

Reyscher, Dr. A. L., über die Bedürfnisse unserer Zeit in der Gesetzgebung. Mit besonderer Rücksicht auf den Zustand der leztern in Würtemberg. gr. 8. 30 kr.

Revue trimestrielle, première année. 1828. gr. 8. 16 fl.

Schiller, Fr. v., sämmtliche Werke, Tasch.-Ausg. N. Aufl. 4te, 5te und 6te Lieferung, oder 10r bis 18r Theil. Pränumerationspreis auf alle 18 Bde. Velinpapier 10 fl. 48 kr.; weiß Druckpapier 8 fl. 24 kr.

Schmeller, J. F., bayerisches Wörterbuch. 2r Bd. 6 fl.

Schmidts, Klamer, Werke 3r und lezter Bd. 3 fl.; alle 5 Bände. gr. 8. 9 fl.

Schulz, C. H., Die Fortpflanzung und Ernährung der Pflanzen im Zusammenhang mit dem ganzen Pflanzenleben und mit Rücksicht auf die Kulturgesetze, nach einer natürlichen Methode dargestellt, mit 3 Kupfern. Oder die Natur der lebenden Pflanzen. 2r Thl. gr. 8. 6 fl.

Schwab, G., Gedichte. 1r Bd. 8. 3 fl.

Schwerz, J. N. v., Anleitung zum praktischen Ackerbau. 3r B. gr. 8. 3 fl.

Solomé, J. A., französisch-deutsches Wörterbuch, mit besonderer Hinsicht auf den Inhalt der Wörter, und die Bildung der Redensarten über die Wörterbücher Schwan's, Mozins und der Akademie bearbeitet. 2 Thle. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Spengel, L., Συναγωγη Τεχνων, sive artium scriptores ab initiis usque ad editos Aristotelis de rhetorica libros. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Spittler, L. T. Freihr. v., Vorlesungen über Politik, herausgegeben von K. Wächter. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

— — sämmtl. Werke. 4r — 6r Bd. gr. 8. 14 fl. 18 kr

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatlichen Heften, 11r bis 14r Bd. 12 Hefte. gr. 8. 16 fl.

Stimmen des russischen Volkes in Liedern gesammelt und übersezt von P. v. Goetze. Mit Musikbeilagen und 3 Steindrüken. 8. 2 fl. 45 kr.

Taschenbuch für Damen 1829, mit 10 englischen Kupfern. 5 fl. 24 kr.

Tennecker, S. v., Roßarzt oder Handbuch über die Erkenntniß und Kur der gewöhnlichsten Pferdekrankheiten. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. Ersten Bandes 1r Theil, welcher die Erkenntniß und Kur der gewöhnlichen Hustähmungen enthält. Ersten Bandes 2r Theil, welcher die Erkenntniß und Kur der gewöhnlichsten Schenkellähmungen, der Hautausschläge und der Knochenbrüche enthält. gr. 8. Beide Theile 3 fl. 36 kr.

Thibaudeau, A. C., Histoire générale de Napoléon Bonaparte, de sa vie privée et publique, de sa carrière politique et militaire, de son administration et de son gouvernement. Tom. II. et V. gr. 8. 6 fl.

Ebendasselbe in deutscher Uebersetzung, 2r und 5r Band. gr. 8. 2 fl. 36 kr.

Ueber die Sponheim'sche Surrogat- und Successionsfrage. gr. 8. 36 kr.

Wagler, Dr. J., Descriptiones et Icones amphibiorum. Fasciculus primus cum XII. tabulis color. Nr. I—XII. Fol. 6 fl. 24 kr.

Zahn, Wilh., Die Hauptergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Pompeji. 1s Heft in 12 Blättern. Fol. 11 fl.

Zeitung, allgemeine. 1828. gr. 4. mit Register 16 fl. 30 kr. Register besonders 30 kr.

Zur Vermeidung von Kollisionen zeigt die Unterzeichnete hiemit an, daß von dem in Paris kürzlich erschienenen Werke:

1 5 7 2

ou

Chronique du tems de Charles IX par l'auteur du théâtre de Clara Gazul et de la Jacquerie. Un Vol. in 8. chez Alex. Mesnier.

eine deutsche Uebersetzung unter der Presse ist, und ehestens erscheinen wird, auf welche wir die Freunde einer heitern Lektüre, so wie besonders alle Besitzer von Leihbibliotheken aufmerksam machen zu müssen glauben.

Stuttgart und Tübingen im März 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Begebenheiten
des
Hajji Baba von Ispahan in England.
In zwei Theilen.
Aus dem Englischen
des J. Morier.
8. Preis 3 fl. 12 kr. für beide Theile.

* * *

Schwab, G., Gedichte.
Erster Band. 8.
Preis 3 fl.

Der zweite Band ist unter der Presse und wird ehestens erscheinen.

Digitized by Google

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben
von der
Societät für wissenschaftliche Kritik
zu
Berlin.

April 1829.

Stuttgart und Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baader, in München.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Biener.
Blume, in Halle.
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
S. Boisserée, in München.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Creuzer, in Heidelberg.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Preufsen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfufs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Grofsheim.
*Grunert, in Torgau.
*Hegel.
v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Kilian, in Bonn.
Klein.
Klöden, in Berlin.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt.
Heinr. Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Meineke.
Meckel, in Halle.
Meier, in Halle.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees von Esenbeck, in Bonn.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Neumann, in Königsberg in Preufsen.
Niethammer, in München.
Nitzsch, in Halle.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfufs.
Thibaut, in Heidelberg.
Thiersch, in München.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Wangenheim, in Coburg.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Wendt, in Leipzig.
v. Wening-Ingenheim, in München.
*Wilken.
v. Willisen.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 61. u. 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

Geschichte Preufsens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Johannes Voigt. Erster Band. Die Zeit des Heidenthums.

(Beschluſs.)

Daſs der Ursprung der Preufsen in Christians Chronik überhaupt ziemlich verwirrt erzählt worden, obwohl seine Angaben wenigstens negativ sehr wichtig bleiben, zeigt das mitgetheilte Fragment derselben, wo die Gothen unter Vitiges aus Spanien nach Italien kommen, dann, von Narses geschlagen, nach Norden ziehen, Göttingen gründen, hierauf vom Dänischen Könige Teudot die Insel Cambria, d. i. (nach L. David?) Gotland zum Wohnsiz erhalten, von wo sie die Skandianer vertreiben, die unter Brutenus und Wudawuttus 523 n. C. nach Ulmiganien d. i. Preufsen kommen. Bischof Christian wuſste also — was für das vorliegende Werk wichtig ist — von der Einwanderung der Gothen unter Berig oder einem anderen Anführer nach Preufsen eben so wenig, als er Ueberreste von ihnen in unserm Lande, auch nur nach der Sage, kannte, wogegen die Gelehrsamkeit der Zeit ihm die Stiftung Göttingens enthüllt hatte. Ihm waren ferner die Preufsen Nachkommen der Cimbern, die in der Insel Cambria (Gothland) gewohnt hatten, Skanden hieſsen und durch die Gothen von dort vertrieben waren.

Wie die Gothen, nach meiner Vermuthung, sich zuerst auf der Jütischen Halbinsel finden, sezt sie Ptolemäus in den Süden Skandinaviens. Daſs sie dorthin aus ihrem Ursiz Preufsen gewandert, ist die Vermuthung des Hrn. Verfs. (S. 95.), der ich nicht beitreten kann. Es wird darauf im Werke die Sage aus Jornandes von der Auswanderung (hier Rück-Wanderung, in Bezug auf die Gothen in Preufsen zur Zeit des Pytheas) der Gothen unter Berig nach dem Süden erzählt. Aber wir dürfen diese Angabe des Jornandes mit dem, was L. David (I, 14 ff.) nach Christians Chronik von einer Einwanderung in das Land der Ulmiganer erzählt, nicht so unmittelbar zusammen flieſsen lassen, als es bei dem Hrn. Verf. geschehen ist. Denn Jornandes spricht (nicht, wie Anm. 2 vorkommt, auch Paul Warnefrid, denn dieser gedenkt der Longobarden; die drei Schiffe aber und Scanzia deuten nicht darauf, daſs er mit Jornandes von demselben Volke spricht, sondern nur auf die sich wiederholende Sage von dem Stammlande beider Völker und der Art ihrer Auswanderung) — Jornandes spricht von den Gothen, Luc. David dagegen von den Bewohnern des Werders Scandia, welche aus Furcht, von den Gothen verdrängt zu werden, auswanderten. L. David und Bischof Christian sind also keineswegs Gewährmänner für das im Text Erwähnte. Ward das übersehen, oder wich es der Wahlverwandtschaft beider Sagen, oder schien der Ausdruck „L. David I, 14 ff. erzählt die Begebenheit nach der verlorenen Chronik des ersten Preufsischen Bischofs Christian“ weit genug, um den Widerspruch dieser Erzähler mit dem Texte ohne Störung aufzunehmen — ich weiſs es nicht. Aber es genügt mir nicht zur Entschuldigung, daſs nachher „Skandische Auswanderer, frühere (des Pytheas) Gothen und Skandische Ankömmlinge“ genannt werden, da unter den Lezteren, dem Zusammenhange nach, vom Hrn. Verf. doch nur Gothen unter Berig verstanden werden können. Bei einem solchen Verschmelzen ganz verschiedener Sagen erscheint weder der Silberblick der Geschichte noch überhaupt geläutertes Metall.

Auch Jornandes scheint nicht überall richtig gedeutet zu seyn. Der Gothische Haufe aus Skandien, heifst es S. 95, lieſs sich im Gebiete der Ulmerugier in der Nähe der Weichselmündung nieder. Gothiscanzia wird erst späterhin S. 97 erwähnt, wo es bei Gelegenheit der Gothischen Wehrplätze (vielmehr Burgen der Skandier, die vor den Gothen gewichen waren; die Preufsische Sage kennt nur Skandier oder Skandische Cimbrer, *nicht* Gothen) heifst: „An der Weichselmündung stand bereits die Wehrburg Gothiscanzia, welcher Name nach-

Digitized by Google

mals in Gidania (bei welchem Volk tönte dieser milde Klang?), Gdancz (bei welchem dieser rauhe? — ich kenne nur das Polnische Gdansk, während jener Name Gdantsch heifsen würde) und Danzig übergegangen ist.“ Plausibler als diese schwache Etymologie klingt die hier, nach Hug. Grotius, angenommene Deutung, Gothiscanzia sei „Gottheschans, Gothorum castellum.“ Wir müssen aber doch wohl die Gothenschanze in die Schanze schlagen, wenn wir nicht etwa auch das alte Scanzia, nämlich Skandinavien, zu verschanzen gedenken. Denn Jornandes sagt: „Gothi ut primum e navibus exeuntes terras attigere ilico loco nomen dederunt. Nam hodie illic ut fertur Gothiscanzia vocatur. Unde mox promoventes ad sedes Ulmerugorum, qui tunc Oceani ripas insidebant, castrametati sunt etc.“ Jornandes also spricht von der Gegend, wo sie landeten und die sie Gothiscanzia (das Gothische Scanzia, glaube ich, zum Andenken an die verlassene Heimath) nannten. Von hier zogen sie nach einiger Zeit (unde mox promoventes) gegen die Ulmeruger. Nun erst heifst es bei ihnen — nicht schon bei jener vermeinten Schanze — „castrametati sunt.“ — Wie wir ferner erwähnen müssen, zeigt sich auch das Abweichende der Sage Christians und der des Jornandes, in der Angabe des leztern „Ulmerugos commisso proelio propriis sedibus pepulerunt Gothi,“ wogegen Christian die Skandianer unter den Ulmiganen wohnen und diese durch die erstern zu höherer Bildung führen läfst. Das Leztere ist ohne Weiteres S. 96 trotz der Anmerkung 2 in dem Texte, der doch eigentlich Jornandes und die Gothen betrifft, mit verarbeitet. Wie sehr diese Vermischung beider Sagen gewaltsam und darum gefährlich ist, zeigt selbst die Chronologie, die denn doch auch bei *solchen* Sagen nicht ganz aus den Augen gelassen werden darf. Jornandes führt die Gothen, frühestens unter Berig, in das Land der Ulmerugen; er läfst auf Berig den Filimer, Filogud und Arigis folgen; er führt sie dann aus dem Ulmerugenlande an den Pontus, dann — um hier seine Träume von den Geten, Aegyptern, Amazonen, Persern, Macedoniern, Sitalkes u. s. w. zu übergehen — folgt bei ihm die Zeit Domitians, der Kampf mit den Gepiden, mit Decius; er nennt Hermanarich u. s. f. Mag auf seine Schilderung die Beziehung auf die Geten den nachtheiligsten Einfluss gehabt haben — so viel ist klar, dafs die Einwanderung seiner Gothen in das Ulmerugenland spätestens in das erste Jahrhundert nach Christus zu setzen ist. Luc. David dagegen sezt nach Christians Chronik (S. 621 des vorliegenden Werkes) die Einwanderung der von den Gothen aus Skandien fliehenden Cimbern in die Zeit, als die Gothen, von Narses besiegt, Italien verliefsen, also in das sechste Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, wie er denn auch sogar das Jahr 523 (freilich mit Unrecht) als das der Skandischen Einwanderung angibt.

Der Hr. Verf. findet hierauf seine Gothischen Withinger schon etwas früh, um 269, unter den Skythischen Völkern, die gegen Kaiser Claudius kämpften. Aber ich möchte nicht gern einer Hypothese zu Gefallen des Trebellius Pollio „Virtingui“ in „Withinges“ verwandeln, selbst wenn Sidonius Apollinaris (428—488) unter seinen Jothungen oder Vithungen c. VII. 233 „offenbar keine andern als Withinger gemeint hätte,“ was offenbar sehr zweifelhaft ist; selbst wenn ferner es erwiesen wäre, dafs jener allgemein verbreitete Name der Withinger für Seeräuber — ein Appellativum wie Avcomannen — von einem Ueberreste der nach Preufsen gezogenen Withinger in Skandinavien herzuleiten sei. Vielleicht hätten hier, statt der nach Räuberart sich etwas keck an die Stelle der Virtinguer vordrängenden Withinger, die Prutunger oder Pruthinger einige Berücksichtigung verdient. Wenigstens dürften sie mit der halben Existenz nicht sehr zufrieden seyn, die ihnen zugewiesen wird, wenn es S. 107 heifst: „die Pruthunger sind *höchst wahrscheinlich* ein Gothischer Zweig, der mit den Gothen einst an der Küste der Ostsee gewohnt, bei ihrer Wanderung aber sich an sie angeschlossen und südlichere Wohnsitze eingenommen hatte,“ und dann wieder: „mag man den Namen Preufsen von ihnen herleiten oder nicht, so ist doch *unbestreitbar*, dafs dieses Volk der Pruthunger einst am Gestade der Ostsee gesessen habe, und ein besonderer Nebenzweig der Gothen gewesen sei.“

Nach einer scharfsinnigen Auseinandersetzung der Beziehung des Namens Viten auf Gothen geht der Hr. Verf. zu der Ansicht über, des Jornandes Vidioarier seien Viden-Wehren, eine Gothische Kampfgenossenschaft, gewesen. Abgesehen davon, dafs hier auf die Ableitungssylbe ein zu grofser Werth gelegt worden, erlaubt auch der Zusammenhang in Jornandes jene Deutung nicht. Einmal bedurfte es der Kriegswehre *gegen* die Aestier „pacatum hominum genus omnino“ nicht; ferner möchte sich aus der Stelle „Gepidae commanebant in *insula* Visclae *amnis vadis circumacta*. — Nunc eam insulam gens Vidioaria incolit, ipsis ad meliores terras meantibus. Qui Vidioarii ex diversis nationibus *acsi in unum asylum*

Digitized by Google

collecti sunt et gentem fecisse noscuntur" eher der Gedanke der Schutzbedürftigkeit und des dadurch begründeten zufälligen Zusammenwohnens von Leuten verschiedenen Stammes ergeben, als die Bezeichnung einer absichtlichen Kriegsgenossenschaft. Die Argumentation bei den Viden-Wehren ist übrigens sehr lose und unsicher.

Unmittelbar an jene Viden-Wehren knüpft sich die Betrachtung des Hrn. Verfs. über die Sage von Waidewutto (so schreibe ich den Namen, weil in der ersten Sylbe die Verstärkung des einfachen Vocals, die auch hier nicht ohne Bedeutung seyn mag, ebenfalls in den Preufsischen Waidelotten, in dem Preufsischen waidimi, wir wissen, in dem alten „Waideln" für „Zaubern" sich findet) und Bruteno. (S. 137 ff.) Die Worte „nachdem die Sage die Wanderung der Skandianischen Gothen ins Land der Ulmigerier erzählt, worin sie mit sicherern Berichten ziemlich genau übereinstimmt (L. David I, 12 ff. und Jornand. c. 4), fährt sie fort u. s. w." können nicht als begründet anerkannt werden. Die Sage von der Einwanderung aus Skandien kennt Bischof Christian nicht, wie ich wiederholentlich bemerken mufs, denn er nennt nicht Skandianische Gothen, sondern Skandianische Cimbern oder Cambern, die den Gothen ihr Gebiet räumten. Es wird bei dieser Preufsischen Sage von den Skandianern wichtig seyn, ihre ursprüngliche Form von der Auffassung bei Simon Grunau und Lucas David zu unterscheiden, um so vielleicht zu ermitteln, auf welchem Punkt sie mit der Erzählung des Jornandes von den Gothen in Berührung gebracht ist. Für die Sage bei Christian entscheidet das Fragment S. 621. Das Land, in welches die Skandischen Cimbern zogen, heifst bei Christian „Ulmigania," das einziehende Volk Skandianer, Cambrer, Cimbrer — Lezteres, wie es mir scheint, in der Erinnerung an die Rom bedrohenden Cimbern und an die tapfern Sicambrer, in deren Lande ja auch nach der Ansicht des Mittelalters die flüchtigen Trojaner, welche sich nachher Franken nannten, gewohnt haben; aus ähnlicher Begriffsverwirrung und Etymologie hat Grunau Ulmiganien Bructera genannt, und hat man sich überhaupt bewogen gefunden, die Preufsen von den Bructerern abzuleiten. „Ulmiganien" findet sich bei Grunau; bei David der Volksname Ulmigani, Ulmigeri oder Culmigeri. Christian, dem beide ihre Nachrichten verdankten, dachte sich unter diesen Ulmiganen oder Ulmigerern rohe Ichthyophagen, die den Winter meistens verschliefen; sie trugen ihren Namen „von den Salweiden, unter denen sie an den Flissern gewohnet, dahin sie sich Hütten von *Schilf*, davon auch ihre *Kleider* gewesen, gebauet (Ulvigeri, Schilfträger? — die Namensableitung von den Weiden weifs ich allerdings höchstens durch die ersten Sylben des Namens und durch eine Hinweisung auf Dionys. Perieget. vs. 292 aufzuhellen).

Diese ursprüngliche Sage fand nun Beziehung auf die bei Jornandes durch die Veränderung der Ulmiganen in Ulmerugen; eine Veränderung, die L. David mit einiger Aengstlichkeit wagt, indem er auf die Ableitung der Brutenen vom Gothischen Berigo durch Aeneas Sylvius verweiset. Daher sagt auch Luc. Dav., da er nach dem Berichte des Christian den des Jornandes angeführt hat, S. 24 sehr vorsichtig, mehr vermuthend als überliefernd, die „Neukömmlinge, Skandianer *oder* Gothen." — Auf solche Weise mufsten die Ulmiganen oder Ulmigerer sich gefallen lassen Ulmeruger zu werden, ungeachtet ihr Verhältnifs zu den Einwanderern in dem Berichte Christians und Jornandes nicht nur verschieden, sondern sogar entgegen gesezt ist.

Aus den Sagen über die Ulmiganer bei Christian ergibt sich also blofs: 1) dafs zur Zeit Augusts Diwones in ein Land gekommen, dessen Urbewohner Ulmiganen hiefsen; 2) dafs unter der Leitung des Waidawutto und Bruteno Cimbern aus Skandien, nachdem das ost-Gothische Reich schon gestürzt war — mit Erlaubnifs des Dänenkönigs Theudot von Gothen, die in den Norden zurückgekehrt waren, verdrängt — zu den Ulmigerern gekommen sind und sich mit ihnen vermischt haben. — Dafs auch diese beiden Resultate schwanken ist offenbar, aber es möchte hier schon Gewinn seyn, Christians Bericht aus der in Jornandes nach Ursagen der Gothen erwähnten Wanderung unter Berig ausgeschieden zu haben. Wie viel Historisches den beiden Resultaten zum Grunde liege? — Sehr wenig, vielleicht nichts, wie ich glaube: das Fischervolk der Ulmigerer an ihren Wasserbächen unter Weiden noch vor der christlichen Zeitrechnung kommt mir zu gesucht fabelhaft und, nach dem Obigen, das Ganze zu gelehrt vor; ohnedifs ist, ganz unvolksmäfsig, ihr Name nur aus dem Lateinischen zu erklären, da er, nach der ältesten Auffassung, auf die Bedeutung von Weidenmännern (Ulmenmännern) nur durch Ueber-

Digitized by Google

setzung führt. — Die geschichtliche Grundlage des zweiten Ergebnisses möchte allerdings viel bedeutender seyn. Es geht aber aus der Sage hervor, dafs die Einwanderung eines Skandinavischen Volkes, dem man den wohlbekannten und vielgebrauchten Namen der Cimbern mit Recht oder Unrecht beilegte, das aber von den Gothen genau unterschieden wird, zu einer Zeit erfolgte, da das Ost-Gothenreich schon gestürzt war: eine Begebenheit, die an sich nicht unwahrscheinlich ist. Die Folgerungen aber, die der Hr. Verf. aus beiden Sagen für die älteste Geschichte Preufsens zieht, sind nicht gerechtfertigt.

Mit der Einwanderung der Skandianer zu einer Zeit, wo die Ulmigerer schon länger von *Masoviern* unterdrückt waren, ist — was im vorliegenden Werke um der Gothen willen verkannt wird — die Entstehung des Namens Preufsen (Pruteni oder Prutheni, was im Klange wohl keinen Unterschied machte) durch die Sage in Verbindung gebracht. Dieſs beweist der Name des einen Oberhauptes der Skandianer, Bruteno (das B mögen nun Brutus oder die Britten verantworten), der nachmals zuerst als Kriwe, Kriwaito, als priesterliches Oberhaupt, das ganze hierarchisch geordnete Preufsenland beherrschte. (Vergl. L. Dav. S. 32.)

Diese Ableitung des Namens Preufsen von einem Oberhaupte Bruteno oder Pruteno ist dem Gange aller Stammsagen vollkommen angemessen. Der Name Preufsen aber ist gewifs im Volke entstanden (er hängt vielleicht mit dem der Pruthinger zusammen, da die Sylbe — ing nur Ableitungsendung ist). Wenigstens wird der Hr. Verf. (vergl. S. 299—307, 667—673) mich und Jeden, der auch nur die Anfänge des Polnischen kennt, nie davon überzeugen, dafs die Polen den Preufsen den Namen Po-russi „die Leute neben den Russen" gegeben hätten, woraus durch Zusammenziehung „Prussi" entstanden sei. Zuvörderst müfste in diesem Falle wegen der Präposition „po" im zweiten Theile des Worts eine Flexion zu erkennen seyn, und zwar de Localis. Zweitens müfste der Beweis geführt werden können, dafs in Polnischen Worten der Vocal o in „po" bei der Zusammensetzung irgendwo elidirt werde. Ich habe in den zahlreichen Zusammensetzungen mit po eine solche Elision nirgend gefunden. Die Preufsen sind also Preufsen und nicht An-Russen. Die scharfklingende Bemerkung (S. 301 Anm.) gegen Lelewel „wie aber dieser Gelehrte nach der Analogie seiner Polaken und Slawaken den uns nie vorgekommenen und an sich schon wunderlichen Namen Preufsen hat bilden und gebrauchen können, ist unbegreiflich" erscheint mir, um aufrichtig zu seyn, ebenfalls unbegreiflich; bekanntlich kennt der Pole noch jezt für die Preufsen keinen andern Namen als den der Prussaken. — Auch die wirklich gebräuchliche und nicht blofs, wie Porussi, vermuthete Polnische Benennung führt also nicht auf eine verstümmelte Zusammensetzung, sondern wie das Lateinische Pruzzi, Prussi, das alt-Deutsche Prüzen auf eine runde und feste Stammsylbe, die ihre Deutung erwartet. — Beiläufig werde noch bemerkt, dafs der Name Gothen und Geten bei den ältern Polnischen Chroniken für das Gothenthum unserer Vorväter eben so wenig beweiset, als die dem Litthauer eigene Benennung „Guddas" für die Polen, seine südöstlichen Nachbarn, für das Gothenthum der Leztern.

Wir wenden uns nun zu Bruteno und Waidewuto, auf deren Betrachtung der Hr. Verf. bedeutende Studien verwendet und gegeben hat (S. 138—183). Wäre nur das Resultat leichter zu erringen und sicherer! In der ersten Hinsicht gibt es kaum einen Theil der Schrift, der so deutlich bewiese, dafs die Idee einer Geschichte für das Volk oder vielmehr für den gebildeten aber nicht gelehrten Freund der Geschichte noch nicht in diesem Bande erreicht ist.

Lucas David bezeugt in seiner Erzählung, wie in dem wieder aufgefundenen und von ihm überarbeiteten Fragment der Chronik Bischof Christians, jene Einwanderung sei unter Bruteno und Waidewut geschehen, und diese Skandianer hätten die Festen am Frischen Haff Honeda, Peilpeillo u. s. w. angelegt. Der Hr. Verf., als gehöre die Befestigung des Landes und die Einwanderung der Skandianer zur Gothenwanderung unter Berig bei Jornandes, erwähnt jenes Theils der Sage schon S. 98 ff. im zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bei dem Berichte des Jornandes unrichtig. Dafs auf diese Weise, wie bei dem Doppelspath, eine und dieselbe Sage zwiefach gesehen wurde, hat Verwirrung in das Ganze gebracht, welche durch die zu früh eingemischten Withinger noch vermehrt wird. Dafs Waidewud, oder wie hier willkürlich und absichtlich immer geschrieben wird „Widewud," ein Videnbod, Viten-Führer, Gothenfürst, Haupt einer Gothischen Kriegerkaste gewesen, lehnt sich nur an jene unsichere und durch den Diphthongen widerlegte Etymologie, ferner an die Withinger in Preufsen, die der *Deutsche Orden* vorfand und endlich an die zu „Viden-Wehren" umgestalteten Vidioarier oder Vidivarier

Digitized by Google

des Jornandes. Daher scheint die Namendeutung mir nicht haltbar. Dafs Waidewut ein weltlicher Herrscher, ein Wahlkönig im Gegensatz und in Unterordnung zum Oberpriester Bruteno gewesen, ist klar; mehr nicht. Waidewut ist ferner nicht Amtsname, sondern persönlicher Name, wie der seines mythischen Bruders Bruteno. Es weicht von den Quellen ab, dafs im vorliegenden Werke regelmäfsig Waidewut (hier Widewut) und der Kriwe zusammen genannt werden, da die Sage nur Bruteno und Waidewud neben einander kennt und das Wort „Kriwe" nicht Personenname, sondern Appellativum für die Preufsischen Oberpriester ist; es ist verführerisch, weil durch die absichtliche und immer wiederholte Zusammenstellung von Waidewut und Kriwe auch der Name Waidewut zur Amtsbenennung umgeprägt wird. Aber nicht nur hätten Waidewut und Bruteno ohne Veränderung zusammen genannt werden sollen, sondern auf jeden Fall hätte es vermieden werden müssen, den Amtsnamen Kriwe in Griwe zu verwandeln. Das Leztere mufs den Unkundigen täuschen, und es hat den Uebergang vom Preufsischen Kriwe zum Germanischen Grafen (S. 696—708) gefährlich erleichtert, dafs hier regelmäfsig *Griwe* nicht *Kriwe* geschrieben wird: man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt. „Kriwe" aber findet sich überall in den Quellen; für „Griwe" ist keine Autorität angegeben, und mir nie eine bekannt geworden. Die Beweisführung, der Kriwe sei ein priesterlicher Graf der Preufsen gewesen, ist nicht begründet, und, selbst wenn es *erwiesen* wäre, dafs jene Preufsen Germanen und Gothen gewesen wären, von sehr geringer innerer Festigkeit. Man lese die angeführten Stellen und urtheile, und bemerke z. B. wie die sehr unbestimmte Behauptung des Hrn. Verfs. S. 152: „vorzüglich bezeichnete man in alter Zeit, besonders auch im Skandinavischen Norden und überall, wo Gothen gelebt, mit dem Worte Grewe den Richter" durch eine Behauptung Thunmanns erwiesen werden soll. Dafs übrigens der Oberpriester richtete, ist sehr denkbar; dafs aber auf die Ansicht, sein Amt sei vorzüglich das eines Grafen gewesen, so grofses Gewicht gelegt wird, ist nur dadurch erklärlich, dafs mit ihr der Widenfürst und der Gothische Ursprung an Raum zu gewinnen schienen.

Der Hr. Verf. hat sich überhaupt eine sehr bedeutende Mühe gegeben, die Gothen zu unsern Ahnen zu machen, indem er, von Pytheas an, vereinzelten Völkernamen und unsichern Sagen mit Vorliebe folgte und durch Combinationen und Hypothesen aller Art den fehlenden historischen Zusammenhang zu ergänzen strebte. Aber es ist damit nicht einmal ein klares Bild, viel weniger ein festes geschichtliches Ergebnifs gewonnen. Und wäre es für die Bewohner Preufsens im sechsten und siebenten Jahrhundert wirklich da, was würde daraus für die Preufsen des zehnten und der folgenden Jahrhunderte hervorgehen, wenn selbst der Videnbod und der Griwe (sit venia verbis) einen Zusammenhang mit den Gothen erhielten, was doch höchst zweifelhaft ist? Müfsten nicht noch viel wichtigere und umfassendere Beweise hinzukommen, um über den Stamm jener Preufsen, die der Orden bekämpfte, zu entscheiden? — Mich dünkt, Hauptaufgabe durfte hier nur seyn, das Stammverhältnifs *der* Preufsen zu entwickeln, welche der Orden vorfand. Dieſs wäre jedoch nur dann möglich gewesen, wenn der Hr. Verf. der natürlichsten und geradesten Bahn gefolgt wäre, nämlich die Sprach- und Sittenverwandtschaft zu erforschen, die sich zwischen den Preufsen, den Litthauern (deren sogar die Sage auf das Bestimmteste gedenkt), besonders den Schamaiten, den Letten und Kuren, als Völkern Einer Sprache und darum Eines Stammes, vorfinden. Dazu konnte zunächst die sorgsame Erwägung aller Orts- und Personen-Namen führen, die im Anfange der Ordensherrschaft vorkommen, so wie die Vergleichung derselben mit den Ueberresten der Preufsischen Sprache. Dann wäre die Geschichte der zuerst genannten Völker, besonders der Litthauer bis zu ihren Anfängen zu verfolgen gewesen. Aber damit wäre doch der Stamm der Preufsen noch nicht gefunden. Hierzu hätte die Vergleichung des Preufsischen und überhaupt Lettischen Sprachschatzes mit Germanischen und Slavischen Dialekten — besonders auch mit dem Gothischen und alt-Hochdeutschen führen müssen. Hier erst liefs sich die Frage aufwerfen, waren die alten Preufsen Gothen oder nicht? — Allerdings konnten wir im vorliegenden Werke nur den historischen Theil jener Untersuchungen erwarten, aber auch dieser fehlt so sehr, dafs Litthauen bei den Preufsischen Landschaften gar nicht näher betrachtet wird, und dafs die sehr anziehende und wichtige Abhandlung des Herrn Professors von Bohlen über die Sprache der alten Preufsen im Anhange des Werks auch in Hinsicht der Benutzung nur einen Anhang bildet, indem von der Verarbeitung der hier gefundenen Ergebnisse in den Text nicht die Rede ist. Vrgl. unter andern S. 380. Anm. 2. „auch durch Verwandtschaft des Stammes standen die Bewohner dieser Länder — unter denen im

Digitized by Google

Text auch Kurland und Livland genannt wird — dem Volke in Preufsen nicht nahe" mit dem Resultate von Bohlens Untersuchung S. 714. „die noch lebenden, eng verbundenen Schwesterdialekte des alt-Preufsischen sind anerkannt das Lettische in Kur- und Lettland" u. s. w.

Wenn es mir gelungen ist, durch die vorstehenden Bemerkungen die Annahme unhaltbarer Ansichten über die Preufsische Urgeschichte zu hindern, die durch jenes Werk ihr leicht aufgedrungen werden könnten, so ist mein nächster Zweck erreicht. Es hiefse die Geduld des Lesers ermüden, wollte ich noch länger in ausführlichen widerlegenden oder bestätigenden Bemerkungen dem Hrn. Verf. auf seinem Wege folgen, der durch wiederholte und strenge Sichtung des Stoffes kürzer geworden und durch anmuthigere Gegenden gegangen wäre, so wie dann der kundige Leser bei einer grofsen Menge von Angaben nicht hätte anstofsen dürfen. Daher werde ich von hier an nur wichtige Einzelnheiten berühren.

Mit Dank müssen wir die Beziehungen der Geschichte des Samlandes auf die Unternehmungen der Skandinavier aufnehmen. — Wulfstons Reisebericht ist mit gelehrten Bemerkungen begleitet, bei denen ich nur anführe, dafs eine für den Charakter der damaligen Landesbewohner scheinbar entscheidende Stelle ihr Gewicht blofs einer unrichtigen Uebersetzung verdankt. Denn die Worte (S. 222.) „tha theovan drincad medo. der bid svide mycel gevinn betveonan him" bedeutet nicht „die Sklaven trinken Meth. Es ist viel Streit unter ihnen," (nämlich unter den Esten) sondern vielmehr „die Sklaven trinken Meth. Der wird sehr stark gewonnen bei ihnen," bei den Esten. Dafür spricht nicht nur der Wortsinn, sondern auch der Zusammenhang, indem im Texte gleich darauf des Biers gedacht und der Reichthum an Meth wiederholt erwähnt wird, während jener Charakterzug hier ganz an der unrechten Stelle stände. — Sehr dankenswerth sind die hier zuerst aufgefundenen Nachrichten über die Einfälle und die Niederlassung der Dänen auf Samland. Nur wird durch sie, wider den Willen des Hrn. Verf. sehr klar, wie unbesonnen die Preufsen gewesen seyn würden, ihr Hauptheiligthum an der schwer zu schützenden Gränze des Landes zu errichten oder dort bestehen zu lassen.

Wir kommen zu der als Biographie glänzendsten Stelle des Werkes, der ihres Gegenstandes würdigen, aus tüchtiger Quellenforschung hervorgegangenen Darstellung Adalberts, bei der ich nur die Erwähnung des Traumes des früheren Mitbruders von Adalbert in einem fernen Kloster Italiens (S. 270) fortgewünscht hätte. — In den folgenden Capiteln befindet sich der Herr Verf. schon auf dem Gebiete der festen geschichtlichen Kunde und bewegt sich auf demselben mit Freiheit und Festigkeit. Wenn die Behandlung der Liefländischen Geschichte jener Zeit zu ausführlich für eine Preufsische Geschichte ausgefallen ist, so müssen wir dagegen die Mittheilungen des siebenten Capitels, wo die Begebenheiten im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dargestellt werden, mit aufrichtigem Dank annehmen, um so mehr, da ihnen eine freimüthige und dennoch das Höhere in jeder Gestalt achtende Auffassung der Zeit so wie eine sorgfältige und eindringende Forschung zum Grunde liegt, während wir uns zugleich an vielen Stellen durch eine natürlich edle und würdige Darstellung angezogen fühlen. — Bei der geographischen Darstellung des folgenden Capitels, die ein bedeutendes Verdienst des Werkes bleibt, zeigt sich S. 484 der Mangel einer alle Theile des Werks treffenden und unermüdeten Feile (der auch sonst wohl bemerklich wird und für die Zusammenziehung dieses Bandes sehr erwünscht gewesen wäre); sonst hätte nicht der Widerspruch von S. 484 mit S. 220 über die Lage von Pruso eintreten können, wo allerdings die spätere Bemerkung die richtigere ist. Ueber Etymologieen wie die von Brandlaken (S. 494. 495.) wäre zu streiten, so wie in Witlands*ort*, (wie Brüster*ort*) das durch Witlands*ende* gegeben wird, die Anführung der alten Bedeutung von Ort, Spitze nicht gefunden wird. — Die Gothischen Reiks, die S. 511 und an andern Orten vorkommen, hätten billig auf Preufsischem Boden den Preufsischen „rikys" (S. 7. 15 Anm. 3.) Plaz machen müssen; oder sollten auch sie die oft besprochene Hypothese stützen, wie der zum Griwe (Grafen) umgewandelte Kriwe und selbst die zur Griwule umgeschaffene Kriwule (S. 516)? Was S. 512 ff. über die verschiedenen Kriwen gesagt wird, ist ermüdend und nicht fest begründet. — In der Kriegsverfassung (Cap. 10) verdanken die sogenannten Reiks ihre Stelle blofsen Vermuthungen. — Die Schilderung des häuslichen und geselligen Lebens der Preufsen ist umfassend und nimmt auch, mehr als selbst noch in der Darlegung der alt-Preufsischen Landeskunde geschah, auf die Litthauer Rücksicht. — Im eilften Capitel wendet sich der H. Verf. zu dem interessantesten Theil des geistigen Lebens der alten Preufsen, zu ihren Religionsbegriffen. Ich wünschte, dafs hier und im vorigen Capitel auf die später bekannt gewordenen Meinungen und Gebräuche der Litthauer und besonders auf Praetorius Nach-

Digitized by Google

richten darüber mehr Werth gelegt worden wäre. Beides enthält gewifs Ursprüngliches, denn solche Ansichten und Gebräuche gehen doch nicht mehr aus einem, unter fremdem Druck ersterbenden Volksgeiste hervor, sondern sind Kleinode, die von den Vätern ererbt wurden. In solcher Zeit des allmäligen Vergehens wird nur fest gehalten; das freie Aufleben des dichterischen Volksgeistes ist für religiöse Ideen und eigenthümliche Sitte vorüber, und darum die Entwickelung neuer Keime, die der Vorzeit nicht analog wären, nicht zu fürchten. — Der Sabäismus der ältesten Preufsen (S. 575) möchte wohl nicht auf einer wirklich geschichtlichen Angabe beruhen, sondern die als Beleg angeführten Worte des Priesters Dusburg nur das Heidenthum des Volks nach alttestamentlichen Begriffen (z. B. Jeremias C. 8. V. 2.) bezeichnen. (Vrgl. Jarke's Einleitung zur Mittheilung des Hexenprocesses in Schiewelbein in Hitzig's Jahrbüchern). Perkunos wird darauf in unserm Werke als Gott des Feuers, Potrimpos als der des befruchtenden Gewässers (darum „ein blühender Jüngling, sein Haupt mit einem Kranze von Getreideähren geschmückt"), Pikullos als Oberherr des Todes und der Vernichtung dargestellt. In dieser Deutung zeigt sich eine innere Nothwendigkeit und Verknüpfung des Preufsischen Heidenthums nicht. Sollten aber nicht die Preufsen, in Folge einer nach Vollständigkeit strebenden Weltansicht drei Götter, nämlich des Himmels, der Erde und der Hölle verehrt haben? — Der Gedanke, dafs Potrimpos (der Jüngling) vielleicht seinem Wesen nach die Mutter der Götter gewesen, die Tacitus schon bei den Aestyern verehrt fand, ist ein bedeutendes Opfer, das der H. Verf. seinen Ansichten von der Abstammung der Preufsen bringt. — Wenn S. 592 gesagt wird, Wurskaite und Szwambraite waren die Volkshäupter Widewud und Bruteno, und in der Anmerkung Szwambratis als der heilige Bruder, nämlich „der Bruder des heiligen Griwe", erklärt wird, so ist das ein Widerspruch. — Wie S. 595 der meilenweite und unbewohnte Wald um Romowe in Samland sich mit der überstarken Bevölkerung dieser Landschaft in alter Zeit verträgt, ist nicht wohl einzusehen. Seite 599 enthält Wiederholungen und ist ziemlich matt, so wie die Beweisführungen schwanken; aus der, wie ich schon erwähnte, nicht begründeten Furcht, das Heidenthum einer späteren Zeit in die frühere zu mischen, sind manche Unvollständigkeiten hervorgegangen. Uebrigens gestehe ich, auf die Gefahr hin mifsverstanden zu werden, dafs die Schilderung des häuslichen, geselligen und religiösen Lebens der alten Preufsen (nicht Preussen) in Kotzebue — dessen Geschichte der Hr. Verf. mit würdigem Ernst behandelt — lebendiger und klarer hervortritt, als im Voigt'schen Werke. In den Darstellungen Beider ist jedoch das Entsetzliche des Preufsischen Heidenthums, bei aller sonstigen Poesie desselben, zu sehr in den Hintergrund getreten, obwohl gerade von diesem Standpunkte aus — was für Kotzebue allerdings kein Beweggrund seyn konnte — eine höhere Leitung in dem harten Geschick, das unsere Altvordern traf, nicht zu verkennen seyn möchte.

Christian T. L. Lucas in Königsberg.

XXX.

1) *Herzog Bernhard der Grofse von Sachsen-Weimar. Biographisch dargestellt von Dr. Bernhard Röse. Erster Theil.* Weimar, 1828. XX. 464 S.

2) *Johann Friedrich der Sechste, Herzog zu Sachsen, Ernestinischer Linie. Ein biographischer Versuch von Dr. Bernhard Röse.* Neustadt a. d. Orla, 1827. XV. 290 S.

I. Die Fluth der Geschichtswerke, Abhandlungen, Skizzen, Memoiren, Beiträge zur Geschichte etc., welche die neueste Zeit hervorgerufen hat, und die in der Französischen Revolution und den ihr folgenden Begebenheiten, die das Interesse von ganz Europa in Anspruch nahmen, ihre unversiegbare Quelle hat, ist noch immer nicht verrauscht; beinahe jede Anekdote ist geschichtlich begründet, und die Masse des Details, in der sich der menschliche Geist beinahe verloren hat, häuft sich mit jeder Messe. Wenn wir nun für die neuere Zeit einen Ueberfluss von Hülfsmitteln zum Studium der Geschichte besitzen, so dafs die Schwierigkeit mehr in der Auswahl derselben als in der weiteren Benutzung besteht, so tritt uns für die Special-Geschichte der früheren Zeit unseres Vaterlandes ein entgegengesetztes Verhältnifs entgegen, und es ist daher eine erfreuliche Erscheinung einem Geschichtsforscher zu begegnen, der zum Zwecke seiner Thätigkeit ein Feld gewählt hat, welches bisher nur spärlich bebaut war. Namentlich aber erscheint es dankeswerth, durch Biographien jezt, wo es noch möglich ist, diejenigen Individualitäten für die Gegenwart wieder zu gewinnen und festzuhalten, welche einst die Träger des Ruhmes Deutschlands waren, deren Andenken jedoch

Digitized by Google

unter den Interessen der Gegenwart beinahe verloren gegangen ist. Dieſs Schicksal theilt auch Herzog Bernhard, seine Thaten sind verflochten in die allgemeine Geschichte seiner Zeit, und sein Name ist ein todtes Abstractum geworden, um Deutschen Heldensinn zu bezeichnen. Der Verf. der oben angezeigten Biographie hat es nun versucht, Alles das was über ihn bekannt und zugänglich ist zusammenzubringen, und so ein umfassendes Bild des Helden darzustellen.

Die Archive von Weimar, Gotha und Paris waren dem Verf. geöffnet, Dresdens Archiv theilte ihm mit, was darin auf Bernhard Bezug habend sich vorfand, mehrere Handschriften, Tagebücher, z. B. das des General-Adjutanten des Herzogs v. d. Grün standen ihm zu Gebote, und während er so in den Stand gesezt wurde aus bisher unbenuzten Quellen zu schöpfen, gewährten ihm die Bibliotheken zu Jena, Weimar, Paris etc. alle bekannten gedruckten Hülfsmittel. Das persönliche Interesse, welches der leztverstorbene Grofsherzog von Weimar, Carl August, an dem Werke nahm, trug besonders dazu bei, den Verf. zu jenen Quellen gelangen zu lassen, die ihm mit einer seltenen Liberalität geöffnet wurden.

Alle diese Materialien hat nun Hr. Dr. Röse mit dem unermüdlichsten Fleifs, mit dem regsten Bestreben nichts aufser Acht zu lassen, benuzt, aber es ist ihm nur gelungen ein Mausoleum daraus zu erbauen für den sterblichen Leib, statt eines Tempels, den der Geist des Heros bewohnt.

Wenn es dem pragmatischen Geschichtschreiber schon zum Vorwurfe gereicht, die Begebenheiten nur vereinzelt aufzufassen, sie äufserlich neben einander zu stellen, und so nur gleichsam ein Conglomerat von Facten und Handlungen, eine unverbundene, durch nichts Inneres, Geistiges, Nothwendiges zusammengehaltene Reihe von Thaten, für Geschichte zu geben, so trifft ein solcher Vorwurf den Biographen in einem noch viel höheren Mafse. Seine Aufgabe ist es, der Welt den Helden vor die Seele zu führen, ihr seine ganze Totalität zur Anschauung zu bringen, seine Persönlichkeit, Bildung, Entwickelung nachzuweisen, das Erhebliche, Interessante hervorzuheben, und das Charakteristische in das höchste Licht zu setzen. Bei allen den geschichtlichen Personen, die nicht Selbstbiographien hinterliefsen, hat der spätere Biograph, der nicht aus der eigenen Anschauung und Kenntnifs schreibt, nicht leicht einen anderen Anhaltspunkt als ihre Thaten, sie sind das Criterium, und der Geist des Biographen kann sich darin zeigen, diese Thaten in einem Brennpunkte aufzufassen, und indem er sie als die Thaten dieser bestimmten Person aufzeigt, die Kraft, Intelligenz, Einsicht etc. derselben nachzuweisen. Die That hat in dieser Beziehung für den Biographen eine doppelte Bedeutung, einerseits an sich, dafs sie überhaupt als geschichtliche Begebenheit vorhanden ist, andererseits, dafs sie von diesem Individuum ausgeführt wird, und so zum Zeugnifs für dasselbe dient. Werden in einer Biographie die Thaten nur nach der ersten Bedeutung aufgezählt, so läfst uns dieſs kalt, wir sehen darin nicht die eigenthümliche Bewegung des Helden, und sind unbefriedigt, indem uns die Erkenntnifs fehlt, wie er mit seiner concreten Besonderheit sich darin verhielt. So erscheinen die Handlungen als Werke des Zufalls, im günstigsten Fall erkennen wir die kluge oder unkluge Benutzung der äufseren Verhältnisse und Umstände, verborgen aber bleiben uns alle die Hebel der Vernunft, der Bildung, des Charakters, der Intelligenz etc., welche gerade dieſs Individuum zu diesen Handlungen trieben. Der Stoff mag sich auf diese Weise bis ins Unübersehbare häufen, die riesenhaftesten Thaten mögen von den Händen des Heros vollbracht werden, Städte und Völker vor seinem Schwerte untergehen, wir werden erstaunen, aber wir sind unbefriedigt, denn wir wissen nicht was er will, und sehen nicht ein, wie er dazu kommt, gerade dieſs zu unternehmen und zu vollbringen. — Der Biograph mufs daher die besondere Fähigkeit haben rückwärts zu schliefsen, von der That auf den Autor, auf das Princip, auf die Gründe, welche ihn leiteten, und er mufs so seines Helden Leben gleichsam mitleben. Es folgt hieraus, dafs dem Biographen diejenige besondere Bildung nicht fremd seyn darf, welche dem Stande eigen ist, dem sein Held angehört. Keineswegs wird hiermit die Forderung aufgestellt, dafs der Biograph eines Feldherrn selbst Heerführer sei, selbst fähig sei die Bewegungen einer Armee zu bestimmen und zu leiten, aber es wird verlangt, dafs er kriegswissenschaftliche Bildung habe, dafs er das Innere und Aeufsere der Kriegsführung kenne, die Systeme, nach welchen die Heere sich in allen Zeiten bewegten, und die äufseren Einrichtungen, welche hierzu als Mittel dienten; endlich gehört hierher auch eine nicht oberflächliche Kenntnifs der Militair-Geographie. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet und mit einer in der That allgemeinen Bildung, welche das Substantielle erkennt und fähig ist es zu objectiviren, wird allein der Biograph fähig und im Stande seyn, die Thaten eines Heerführers, den Krieg, der die höchsten Geisteskräfte, die ganze Stärke der Seele des Helden in Anspruch nimmt, auf eine würdige und interessante Weise darzustellen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 63. u. 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

1) *Herzog Bernhard der Groſse von Sachsen-Weimar. Biographisch dargestellt von Dr. Bernhard Röse. Erster Theil.*

2) *Johann Friedrich der Sechste, Herzog zu Sachsen, Ernestinischer Linie. Ein biographischer Versuch von Dr. Bernhard Röse.*

(Beschluſs.)

Legen wir nun diesen Maſsstab an das vorliegende Werk, so können wir nicht umhin zu gestehen, daſs in dieser Beziehung der Verf. seine Kräfte überschäzt hat. Er hat darüber kein klares Bewuſstseyn, sonst hätte er wohl nicht die Lösung einer Aufgabe unternommen, welche theilweise ganz auſser seiner Sphäre liegt, aber daſs ein Gefühl dieses Mangels in ihm auftrat, spricht sich in dem Werke selbst aus. Wir finden nämlich alle militärischen Handlungen Bernhards, und dieſs sind seine wesentlichsten, nur erzählt, ohne ein Urtheil darüber, ohne den Nachweis ihrer Nothwendigkeit, ihres inneren Zusammenhangs, der doch gröſstentheils in der Persönlichkeit Bernhards zu suchen ist. Der Verf. fand jene Nothwendigkeit in den Quellen nicht ausgesprochen, die Zwecke Bernhards, die aus der Besonderheit seines Charakters hervorgehen, nicht angegeben, er war auſser Stande sie zu substituiren, und so muſs er sich begnügen ein nacktes Factum dem anderen folgen zu lassen. Anders ist es bei den politischen Verhandlungen; in Tractaten, Abschlüssen, Memorialen, Vollmachten, Gutachten, ostensiblen wie confidentiellen Schreiben etc. treten die Beweggründe und Zwecke gröſstentheils ausgesprochen hervor, und so durfte sie der Verf. nur in sein Werk vermauern. — Die Persönlichkeit Bernhards wird natürlich auf diese Weise nicht von dem Hintergrunde abgehoben, und der Verf. hat keineswegs gewuſst sie durch jene kleinen, charakterisirenden Züge, welche von den ausgezeichneteren Biographen neuester Zeit so geistreich benuzt worden sind, in ein helleres Licht zu stellen. Indem endlich der Verf. nach Art aller emsigen Geschichtsforscher nicht unterlassen hat *Alles* zu benutzen, was den Kreis seiner Thätigkeit berührt, muſste er natürlich oft auf widersprechende Angaben stoſsen, und da ihm ein leitendes Princip mangelt, vermag er nicht diese Widersprüche zu lösen. Er war gezwungen sich damit zu begnügen, die Angaben pro und contra aufzuzählen, ohne daraus ein eigentliches Resultat zu gewinnen; wo er es aber dennoch versucht Ansichten, Gründe etc. anzuführen, ergeht er sich in verständigen Reflectionen, deren Resultat aber immer nur ist, daſs es hierauf nicht ankomme, sondern daſs trotz alle dem dieſs oder jenes geschehen sei. So finden wir die Redeform „dem sei nun wie ihm wolle“ beinahe auf jeder Seite, womit der Verf. jedesmal zu dem Factum zurückkehrt.

Es knüpft sich hieran eine Bemerkung über die Sprache des Werks, indem wir gezwungen sind die Form als mangelhaft zu bezeichnen, in der uns dasselbe gereicht wird. Wie schon bemerkt, erscheint uns der Verf. als ein fleiſsiger, emsiger Geschichtsforscher, der mit anzuerkennender Mühe Alles zusammengebracht hat, was für die Geschichte Bernhards vorhanden ist, dem wir *den* Dank nicht versagen können, daſs er mit besonderer Treue und Gewissenhaftigkeit sich der Begünstigungen werth machte, die die Regierung von Weimar ihm angedeihen lieſs, aber — er erscheint nicht als Geschichtschreiber. Wie dem Inhalte der belebende Geist fehlt, so ist auch die Darstellung todt; ihr mangelt jene lebendige Bewegung, in einer Biographie unerläſslich, sie ist ermüdend, schleppend. Dieselben Wendungen, Redeformen wiederholen sich unendlich oft, die Reflexionen sind selbst in der Sprache unsicher, die meisten Angaben werden durch ein Vielleicht auf Schrauben gestellt, und das Ganze bringt so ein Gefühl der Ungewiſsheit und Unklarheit hervor. — Wir werden uns erlauben im weiteren Verfolg dieſs Urtheil näher zu begründen.

Digitized by Google

Das Werk ist dem leztverstorbenen Grofsherzog von Weimar, Carl August, gewidmet, und es erhellt aus der Dedication, wie viel der Verf. der Unterstützung dieses rastlosen Beförderers der Wissenschaften und Künste zu verdanken hat. Der bis jezt erschienene erste Theil zerfällt in eine Einleitung und in zwei Bücher, die wiederum in fünf und vier Capitel getheilt sind, und denen Anmerkungen und einige Urkunden folgen, er enthält Bernhards Leben bis zum Jahre 1634.

In der Einleitung gibt uns der Verf. zunächst eine Uebersicht der Familienverwickelungen der beiden Häuser Sachsens, Albertinischer und Ernestinischer Linie seit der Reformation. Der Uebergang der Churwürde auf die erstere, die hieraus hervorkeimenden Zwistigkeiten, die Verhältnisse der Vormundschaften, welche von Churfürst August über die Söhne des wegen der Grumbach'schen Händel geächteten Herzogs Johann Friedrichs, so wie von Churfürst Christian II. und späterhin von Johann Georg über die Söhne Herzogs Johann III. von Weimar geführt wurden, die daraus hervorgehenden Mifsverständnisse, die Entstehung der Weimar-Altenburgischen Linie, die Verwickelungen wegen der Jülichschen Erbschaft, so wie endlich die Theilnahme der Weimarischen Herzoge an der Union, nehmen die ersten acht und vierzig Seiten ein. Hierauf folgt eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der ersten vierzehn Jahre des dreifsigjährigen Krieges.

Bereits in dieser Einleitung bieten sich uns Stellen genug dar zur Begründung jenes Urtheils, nach welchem die Darstellung unklar und verworren ist, was theils durch den Mangel der Bewältigung des Stoffes veranlafst wird, theils in der trüben unsicheren Sprache begründet ist. Es sei uns gestattet einige dieser Stellen herauszuheben. Seite 5 sagt der Verf., indem er vom Churfürsten Johann Friedrich spricht, welcher durch Carl V. die Chur verlor.

„Aus seinem Schicksale scheint man die Warnung „genommen zu haben, dafs sich das wankelmüthige Glück „nicht immer an die gute Sache fesseln lasse, und dafs „politische Verbindungen Gefahren herbeiziehen, selbst „wenn dadurch die Abwendung derselben beabsichtigt „wird. Kein protestantischer Fürst hat es nachmals „gewagt, sich an die Spitze eines ähnlichen Bundes „(Schmalkaldischer Bund) zu stellen, wie es Johann „Friedrich gethan hat, sondern man überliefs diese Ehre „ein halbes Jahrhundert nachher einem Fürsten, dessen „Religion die gesetzliche Duldung im Reiche noch er„mangelte, um auch dieser (diese) ein Opfer bringen „zu lassen."

Wenn wir dem Verf. sonderbarer Weise auch zugeben wollten, die protestantischen Fürsten Deutschlands hätten erst aus dem Schicksale Johann Friedrichs die Ueberzeugung gewonnen, Glück sei nicht immer im Gefolge der guten Sache, und politische Verbindungen könnten Gefahren bringen, selbst wenn dadurch die Abhülfe derselben beabsichtigt wird, so sind dennoch dergleichen Reflexionen und die hier gezogenen Consequenzen, dafs die Fürsten absichtlich auch die reformirte Kirche ein Opfer hätten bringen lassen, mindestens geistlos, und das was der Verf. sagen will nur mit Mühe verständlich.

Seite 36.

„*Die* Herzöge Friedrich und Wilhelm (Brüder „Bernhards) *scheinen* nach Beendigung der Nürnberger „Versammlung den König Friedrich nach Prag begleitet „zu haben, weil *einer* von ihnen sich bei der Bilderstür„merei in der dortigen Schlofskirche befunden haben *soll*, „welche auf des Königs Veranlassung unmittelbar nach „seiner Rückkehr unternommen wurde."

Lasseh wir dahin gestellt seyn, dafs das Theatrum europaeum Theil I. Seite 280, auf welches sich der Verf. beruft, nur von der durch Friedrich veranlafsten und mit Gründen belegten Abnahme und Verdeckung der Bilder in der Schlofskirche von Prag spricht, was hier wohl uneigentlich eine Bilderstürmerei genannt wird, so sind doch dergleichen Muthmafsungen bei ganz unerheblichen Ereignissen durchaus unfruchtbar. Welche Schlufsfolge macht aber aufserdem hier der Verf.? Weil *einer* der beiden Herzöge in der Prager Schlofskirche gewesen seyn *soll*, *scheint* es, dafs beide den König von Nürnberg nach Prag begleitet haben. Es ist durchaus ohne Interesse, ob einer oder beide oder keiner mit dem Könige gereist und in Prag anwesend gewesen ist, da genugsam bekannt ist, dafs sie auf seiner Seite standen.

Ohne Tiefe erscheint aber besonders das, was der Verf. über Gustav Adolph Seite 72—80 sagt, er documentirt damit, dafs ihm der Geist der Geschichte, die innere göttliche Nothwendigkeit, ein verschlossenes Buch ist, und er sich nicht über die gewöhnlichsten Gesichtspunkte zu erheben vermag.

Er sagt Seite 72.

„Er (Gustav Adolph) wufste seine Absichten mit

Digitized by Google

„der Wohlfahrt des Deutschen Reichs so klug und „täuschend zu verweben, dafs sich die Hälfte desselben „für ihn gegen seinen Feind bewaffnete."
und führt hierauf die Umstände an, welche sein Unternehmen, das er „erstaunenswürdig" nennt, unterstüzten. Nach des Verfs. Ansicht sind diefs folgende: er kam unerwartet, Wallenstein war abgedankt, der gröfste Theil des kaiserlichen Heeres entlassen oder vereinzelt mit der Vollstreckung des Restitutionsedicts beschäftigt, die Freundschaft der Liga für den Kaiser war erkaltet, und die Noth der Protestanten auf das Höchste gestiegen. Aber der Verf. übersieht die innere Nothwendigkeit des Erfolgs der Schwedischen Waffen; indem diese auf eine wahrhafte Art für das Substantielle, für das wesentlichste Recht eines Volkes, seine Glaubensfreiheit, angewendet wurden, war der Erfolg um so weniger zweifelhaft, als der Gegensatz gegen diefs Rechte und Wahre, hier besonders die Herrschsucht und Tyrannei Ferdinands, bereits den Keim des Untergangs in sich selber trug. Aeufserlich stellt sich diefs in der Art dar, wie Ferdinand sich gegen die Protestanten benimmt; seine Heere hatten ohne Rücksicht die Länder aller protestantischen Fürsten überschwemmt, er beherrschte das freie Reich wie ein erobertes, kein Recht, kein Vertrag schüzte vor seinem Willen, Churfürsten und Herzöge wurden von ihm abgesezt, geächtet, während er Fremde willkürlich, ohne Rücksicht auf das Churfürstencollegium, mit ihren Würden und Ländern belieh, das Restitutionsedict erschütterte den Besitzstand aller protestantischen Fürsten, und bedrohete den Glauben eines grofsen Theils des Deutschen Volks; in diesen Mafsregeln, die ihm ganz zu eigen machen sollten was er unterworfen hatte, lag der Keim zu neuer Reaction. — Hülfe suchend richtete sich der Blick der Bedrückten nach Aufsen, dem hier Gustav Adolph der kriegerische, weise König, der gröfste Mensch seines Jahrhunderts, der Glaubensgenosse, als Retter aus den Drangsalen des Augenblicks erscheint. Bedarf es da noch besonderer kluger und täuschender Mafsregeln, damit sich die Herzen des Volks ihm zuwenden und die Hälfte des Reiches sich seinen siegbringenden Fahnen anschliefst? — Der Verf. ist aufser Stande uns den Zustand Deutschlands bei Gustavs Erscheinen übersehen zu lassen, und so begnügt er sich uns seine Erfolge als äufserlich zufällig, durch klug benuzte Umstände begünstigt, darzustellen. Gustav Adolph selbst aber wird klein und elend unter seinen Händen, die grofsen, wesentlichen, ihn bewegenden Interessen, das was ihn zum Heros macht, verschwindet, und es bleibt ein Männlein, das „angeblich edelmüthige Absichten hat, die jedoch zweideutig und dunkel waren" und das nur durch „Eigennutz, Herrschbegier und Stolz" getrieben wird.

Wir sind jedoch weit entfernt, Gustav Adolph zu überschätzen, und wissen sehr wohl, dafs er, mit dem Verf. zu sprechen, *vielleicht* zur rechten Zeit für seine Heldengröfse fiel. Diese Beispiele, deren Zahl leicht zu vergröfsern gewesen wäre, mögen genügen um die Art aufzuzeigen, in welcher sich der Verf. durch die Geschichte hindurchmüht. Wenn wir nun aber auch von diesem Mangel absehen, so ist es doch in dieser Einleitung dem Verf. keineswegs gelungen, den Leser in die Zeit einzuführen, in der jezt sein Held auftritt.

Die Biographie selbst beginnt mit Bernhards Geburt am 6ten August 1604, und das erste Capitel erzählt die Geschichte seiner Jugend bis zum Jahre 1622. Die Nachrichten aus diesem Zeitraume sind dürftig und auch dem Verf. scheinen sich hier keine neuen Quellen geöffnet zu haben; so erfahren wir über die Art und Weise seiner geistigen Entwickelung wenig, und überdiefs hat der Verf. auf die besonderen Verhältnisse, unter denen Bernhard erwuchs, nur einen geringen Werth gelegt. Er war der eilfte Sohn Herzogs Johann III; von seinen Brüdern lebten bei seiner Geburt noch sieben, sein Vater starb, als Bernhard ein Jahr alt war; in seinem dreizehnten Jahre verlor er auch seine Mutter, und so kam seine Erziehung in die Hände seiner älteren Brüder, unruhige und unternehmende junge Männer, welche in die verwickelten Verhältnisse jener Zeit eng verflochten waren. Die Böhmischen Unruhen hatten im Jahre 1618 begonnen, die grofsen Begebenheiten drängten sich, Alles ergriff Partei, seine Brüder standen entschieden auf der Seite Friedrichs von der Pfalz, und so kam der Jüngling schon früh in Berührung mit den politischen Ereignissen. Dafs diefs einen bedeutenden Einfluss auf ihn ausgeübt hat, ist einleuchtend, und von gröfserer Wichtigkeit ist es zu wissen, welche Ansichten und Eindrücke Bernhard auf diese Weise empfing, als zu erfahren, dafs der Hofprediger Kromayer und *vielleicht* auch Ratichius seine Lehrer gewesen sind.

Am Schlufs des ersten Capitels versucht der Verf. eine Charakterschilderung des jungen Bernhard, die, als nicht durch das Vorhergehende vermittelt, sich in Tiraden

Digitized by Google

ergeht, welche eines Theils zur Charakterisirung Bernhards wenig beitragen, andern Theils aber auch mehrmals an sich ganz unrichtige Schlüsse enthalten, wie z. B. Seite 91.

„Sein *Scharfsinn,* die Fehler seiner Feinde auf's Vor„theilhafteste zu nützen, seine Unerschöpflichkeit im Ent„werfen von Planen *machten ihn im Glücke nicht unbeson„nen* und im Unglücke niemals verlegen oder muthlos."

Das zweite, dritte und vierte Capitel umfassen die Jahre von 1622 bis 1628. Es sind diefs die Jahre der Schule für das Leben. Nach Thaten durstig folgt Bernhard dem Beispiel seiner älteren Brüder, und beginnt so seine militärische Laufbahn durch den Eintritt in die Dienste des Markgrafen von Baden-Durlach, „*vielleicht* in der Eigenschaft als Rittmeister," sagt der Verf. Nach dem unglücklichen Treffen von Wimpfen schlofs er sich mit den Trümmern des Badenschen Heeres an Mansfeld an, „wo (Seite 97) in Verbindung mit Christian von „Braunschweig, der inzwischen zu Mansfeld gestofsen „war, an neue, jedoch vereitelte Unternehmungen ge„dacht wurde." — Es würde uns zu weit führen genauer zu verfolgen, wie Bernhard in den Jahren 1623—1627 unter Christian von Braunschweig focht, dann in Niederländische Dienste trat, diese wieder aufgab, endlich 1625 als Oberst von Christian IV. in die Dänische Armee aufgenommen wurde, und diese im Jahre 1627 ebenfalls wieder verliefs. — Ueber den persönlichen Antheil, welchen Bernhard an den Feldzügen von 1622—1627 genommen hat, sind die Nachrichten sehr dürftig, was daraus leicht zu erklären ist, dafs er sich immer nur in untergeordneten Verhältnissen bewegte; es ist sogar nicht einmal bekannt, ob er an dem Feldzuge 1626, der mit der unglücklichen Schlacht bei Lutter am Barenberge endigte, thätigen Antheil genommen hat. Der Verf. hat diesem Mangel dadurch abzuhelfen gesucht, dafs er in die gedachten Capitel eine ziemlich weitläuftige Erzählung der Feldzüge so wie der Mifsverständnisse der Herzöge von Weimar mit dem Churfürsten von Sachsen wegen ihrer Theilnahme am Kriege gegen den Kaiser aufgenommen hat. Die militärischen Ereignisse sind hier im Geiste und in der Manier des Theat. europ. etc. beschrieben. So z. B. heifst es Seite 105:

„Dort wandte sich Christian links nach Stadtlohn, „und nachdem sich seine Krieger *durch sieben Pässe* ge„schlagen hatten, mufste am 27. Juli bei genannter Stadt „zur *vollen Schlachtordnung geschritten* werden."

Bemerkenswerth ist es, dafs keiner der sechs Feldzüge, welche Bernhard auf diese Weise mitmachte, ein glücklicher war, und dafs immer unglückliche Ereignisse seinen Dienstwechsel herbeiführten. Den Badenschen Dienst verliefs er, als in Folge des Treffens von Wimpfen das Heer aufgelöst wurde, die Braunschweigischen Truppen wurden bei Stadtlohn vernichtet; hier wurde sein Bruder Wilhelm gefangen, und diefs gab Veranlassung, dafs Bernhard auch den Niederländischen Dienst verliefs, um sich mit dem Churfürsten Johann Georg auszusöhnen, und so die Befreiung seines Bruders zu bewirken; den Dänischen Dienst endlich verliefs er, als Christian überall geschlagen sich nach Fünen geflüchtet hatte, und nach der Vernichtung des Dänischen Heeres keine Aussicht zu einer thätigen Fortsetzung des Krieges vorhanden war.

Sechs ruhmlose Feldzüge sind so Bernhards Lehrjahre; in keinem gröfseren Gefechte auf der Seite der Sieger, überall in Niederlagen verwickelt, gegenüberstehend den damals gröfsten Feldherren, Tilly und Wallenstein, bildet sich unter Bedrägnissen und Gefahren, in einer subordinirten Stellung sein Feldherrntalent aus, und er wird fähig zu jenen Thaten, welche wir ihn einige Jahre später unter Leitung Gustav Adolphs vollbringen sehen.

Nachdem Bernhard durch Vermittelung Wallensteins von dem Kaiser Verzeihung erhalten hatte, ging er nach Weimar zurück, wo er die Jahre 1628 bis 1631 bei seinen Brüdern verlebte. Aber ernste Sorgen drangen auch hier auf ihn ein, die Bedrückungen der kaiserlichen Truppen wurden immer unerträglicher, die Ausführung des Restitutionsedicts bedrohte mit empfindlichen Verlusten, die nachgesuchte Fürsprache des Churfürsten blieb fruchtlos, und da dergestalt alle Versuche zur Abhülfe mifslangen, entzog sich Bernhard auf einige Zeit dem Unglück das ihn rings umgab, und wohnte als Freiwilliger der Belagerung von Herzogenbusch 1629 bei. Nach Weimar zurückgekehrt war er thätig in Dresden und bei der Leipziger Versammlung 1631, zur Abhülfe gegen den Druck, welcher auf den protestantischen Fürsten lastete.

Mit dem zweiten Buche beginnt die Epoche, in der Bernhard sich zu einer welthistorischen Person erhob; er trat im Juli 1631 in Gustav Adolphs Dienste, und wir finden ihn von der Einnahme Erfurts an stets an der Spitze einer gröfseren Heeresabtheilung, theils, und besonders im Anfange, unter dem directen Befehle

Digitized by Google

Gustav Adolphs, theils von ihm entsendet, mehr selbstständig handelnd, sobald der König seine hohe Fähigkeit erkannt hatte. Hierher gehört vorzugsweise der Auftrag, nach dem Aufheben des Lagers vor Nürnberg Franken und Thüringen gegen Wallenstein zu decken, dessen er sich mit der höchsten militärischen Geschicklichkeit entledigte, was jedoch der Verf. nicht verstanden hat, auf eine angemessene Weise darzustellen. Dasselbe Urtheil müssen wir über seine Beschreibung der Schlacht von Lützen fällen, sie ist unmilitärisch, verwirrt, und man sieht ihr an, dafs sie aus den ohne Kritik benuzten alten Relationen entstanden ist. Die Stellungen der beiderseitigen Heere, ihre Stärke nach den verschiedenen Waffen, sind nicht angegeben, die einzelnen Momente der Schlacht, die gerade in dieser Schlacht sich besonders hervorheben, nicht gesondert, und es scheint beinahe, als ob die unter „Donner und Krachen" in die Luft fliegenden kaiserlichen Pulverwagen die besten Alliirten der Schweden sind. Die natürliche Folge hievon ist, dafs Bernhard auch hier in den Hintergrund tritt, und so gerade dieser hellste Punkt seines Ruhms dem Leser nur im trüben Nebel erscheint. Gustav Adolph hat die Ehre der strategischen und taktischen Einleitung der Schlacht, sie begann um neun Uhr Morgens, ungefähr um ein halb eilf Uhr fiel der König, Bernhard übernahm den Oberbefehl, und seiner Einsicht, seiner Tapferkeit gebührt der Ruhm des Sieges.

Am Schlufs des Capitels vertheidigt der Verfasser Bernhard gegen den Verdacht der Ermordung Gustav Adolphs. Der Rath Kuchelbecker, Archivarius in Cassel, machte sich im Jahre 1735 in den Hamburgischen gelehrten Berichten zu einer Schutzschrift für den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg anheischig, und suchte jenen Verdacht auf Bernhard zu wälzen, er blieb jedoch jeden Beweis schuldig; und so bedarf es jener Vertheidigung um so weniger, als eine solche That weder in Bernhards Charakter noch in seinen Interessen begründet erscheinen kann. Auch Franz Albert sucht der Verf. von dem Verdacht des Königsmordes zu befreien; uns scheinen die Acten über ihn geschlossen und so viel gegen ihn erwiesen, dafs Geschworne wahrscheinlich ihr Schuldig über ihn aussprechen würden. Bernhard stand jezt an der Spitze des Heeres und verfolgte thätig den Sieg bei Lützen; Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Freiberg ergaben sich ihm, bald aber traten Mifsverständnisse mit seinem Bruder Wilhelm ein, dem als königlichem General-Lieutenant der Oberbefehl eigentlich zustand. Diese Verwickelungen, welche sich mehrfach erneuerten, Bernhards Zug nach Bayern, der Aufruhr der Truppen zu Neuburg, die Versammlung zu Heilbronn, so wie endlich Bernhards Beleihung mit den Bisthümern Bamberg und Würzburg (10 Juli 1633) bilden den Inhalt des zweiten Capitels.

Drittes Capitel. Wallenstein, der in Böhmen ein neues Heer geschaffen hatte, war in Schlesien eingerückt und begann hier jene sonderbare Stellung anzunehmen, welche späterhin sein Ende herbeiführte; er stand einem Sächsisch-Schwedischen Heere gegenüber, unterhandelte bald mit dem Sächsischen General v. Arnim, bald mit dem Schwedischen Thurn, schlofs einen Waffenstillstand, verlängerte ihn, als ob ihm daran gelegen sei Zeit zu gewinnen, während er doch seinen Gegnern an Kräften bedeutend überlegen war, hatte geheime Verbindungen mit dem Französischen Hofe, und machte sich auf diese Weise allen Parteien verdächtig. Nachdem sich Arnim von Thurn getrennt hatte, fiel Wallenstein plötzlich über die Schweden her, zwang sie bei Steinau zu einer Capitulation, rückte in die Lausitz und bedrohte Sachsen. Bernhard, der bei Schaffhausen stand, erschien jezt als der einzige Retter, und von ihm ging die ersehnte Hülfe aus. Nicht aber zog er nach Sachsen, was wahrscheinlich jeder minder grofse Feldherr gethan hätte, sondern er verwundete des Feindes verletzbarste Stelle, drang rasch die Donau abwärts vor, nahm Regensburg, überschritt die Isar und stand an den Gränzen der kaiserlichen Erblande, dreifsig Meilen von Wien. Diese Bewegung lähmte Wallensteins Operationen, er sah sich genöthigt gegen Bernhard zu detaschiren und sich endlich selbst gegen ihn zu wenden, so dafs Sachsen befreit blieb und Bernhard die Früchte dieser meisterhaft entworfenen und ausgeführten Diversion erntete. Es scheint uns, dafs keine seiner Thaten seine hohe Genialität mehr bekundet, und dafs sie daher wohl verdient hätte mehr hervorgehoben zu werden, als diefs von dem Verf. geschehen ist.

Viertes Capitel. Bernhard hatte Regensburg nicht als Schwedischer General, sondern als Herzog von Weimar eingenommen; er schien durch den Besitz desselben eine besondere Wichtigkeit erlangen zu wollen, und benahm sich diesem gemäfs. Oxenstirn wird hierauf aufmerksam und stellt ihm Horn zur Seite. Diefs

Digitized by Google

bringt Zwiespalt und Mifshelligkeiten aller Art hervor, in Folge deren Regensburg verloren geht, und beide Feldherren, Bernhard und Horn, die nur das Unglück vereinigt, am 27. August 1634 bei Nördlingen geschlagen werden; Horn wird gefangen, das Heer beinahe vernichtet.— Was wir oben von der Darstellung der Schlacht von Lützen sagten, gilt auch hier wieder von der der Schlacht von Nördlingen. Es ist dem Verf. nicht gelungen, von diesem höchst interessanten Gefecht eine verständliche Beschreibung zu geben, wozu indessen eine genauere Kenntnifs des Terrains gehört, als der Verf. zu besitzen scheint. Indem hiermit der erste Band der Biographie schliefst, verlassen wir Bernhard in einer höchst kritischen Katastrophe, die ihn jedoch zum Oberbefehl der vereinigten Armee führt, und ihm so aufs Neue Gelegenheit zur Entwickelung seines Talentes gibt.

Dem Werke selbst folgen auf 84 Seiten Anmerkungen und Citate, die übersichtlicher unter dem Texte selbst anzubringen gewesen wären. Der Schlufs macht ein Urkundenbuch (74 Seiten), welches verschiedene Schreiben der Herzöge von Weimar, Gustav Adolphs, Banners, die Beschwerde der Officiere der Schwedischen Armee vom 20. August 1633, den Schenkungsbrief über das Herzogthum Franken etc., im Ganzen aber wenig Neues, Wichtiges und besonders Interessantes enthält. Ein Bild Bernhards, was jedoch, nach anderen Bildern zu urtheilen, nicht sehr ähnlich zu seyn scheint, so wie Abbildungen einiger von ihm geprägten Münzen sind diesem ersten Theile beigegeben. Der zweite Theil ist, wie bemerkt, noch nicht erschienen; gern folgten wir dem Helden an das nahe Ziel seines Lebens, nur wünschen wir, dafs der geehrte Verf. uns *weniger* durch Nebel und auf der tief ausgefahrenen im Thale hinziehenden Landstrafse führe, damit wir eine freiere Aussicht gewinnen und ihm ein freundlicherer Begleiter seyn können.

II. Gleichzeitig mit dem vorstehenden Werke entstand das zweite, eine Biographie von Bernhards älterem Bruder, Herzog Johann Friedrich. Indem der Verf. mit den Quellen für die Jugendgeschichte Bernhards beschäftigt war, wurde er zugleich auf Urkunden und Actenstücke geführt, welche sich auf die nebulöse Geschichte dieses unglücklichen Fürsten beziehen, er wurde davon angezogen, sammelte alle Nachrichten, welche über Johann Friedrichs Leben vorhanden sind, und theilt uns hier das Resultat seiner Forschungen mit.

Johann Friedrich ist eine jener finsteren Gestalten, deren Daseyn und Wirksamkeit in Dunkel gehüllt ist, und die daher dem Aberglauben zum erwünschten Anhalte dienen; er ist es, der in dem Glauben des Volks als löschpapierner Prinz in Weimar und namentlich im gräflich von Werther'schen Hause noch jezt umgeht. — In der Geschichte wird sein Name kaum erwähnt, mehrere der älteren Sächsischen Geschichtschreiber und Annalisten gedenken seiner gar nicht, und nur in den Archiven hat der Verf. nähere Nachrichten über ihn finden können. Diefs Dunkel ist hier jedenfalls ein absichtliches, indem seine Brüder und die Nachkommen derselben bemüht gewesen sind, einen Schleier über die Geschichte einer ihnen so nahe stehenden Person zu werfen, die, nach der Meinung jener Zeit, im Leben mit dem Teufel verkehrt haben und im Tode von ihm geholt worden seyn soll. In Rücksicht dieser besonderen und nicht uninteressanten Verhältnisse erlauben wir uns hier einen kurzen Abrifs seines Lebens zu geben.

Johann Friedrich, geboren den 19. September 1600, zeigte bei manchen Talenten und Geistesfähigkeiten schon früh einen Hang zum Wunderbaren, zur Magie und Alchymie. Nach mehreren Reisen, von denen ihn die bedeutendste durch die Schweiz, durch das südliche Frankreich nach Tours und Paris führte, trat er 1622 mit Bernhard in Dienste des Markgrafen von Baden-Durlach. Ihn trafen dieselben Schicksale wie seinen Bruder, nach dem verlorenen Gefecht von Wimpfen wurde er dienstlos, ging zu Christian von Braunschweig und nach der Niederlage von Stadtlohn in die Niederlande. Im Jahre 1625 trat er, nachdem er sich längere Zeit in seiner Heimath aufgehalten hatte, in die Dänische Armee ein. Schon während dieses Aufenthaltes in Weimar lebte er gröfstentheils von seinen Brüdern getrennt, meist in dem ihm zugehörigen Ichtershausen, zog sich von allem anderen Umgange zurück, mied den Gottesdienst, genofs nicht das Abendmahl, was besonders auffiel, und vertiefte sich in das Studium der Werke des Paracelsus, Giordano Bruno und Vanini, wurde ohne eigentliche philosophische Bildung Materialist, beschäftigte sich mit Vorbereitungen zu Zaubereien und soll endlich mit dem Teufel ein Bündnifs eingegangen seyn. Schwermuth, Unverträglichkeit, Händelsucht, feindseliges Benehmen gegen seine Vorgesezten und Härte gegen seine Unterthanen machten ihm bald seine Stellung im Dänischen Heere unangenehm, und die hiermit verbundene Reiz-

Digitized by Google

barkeit und Empfindlichkeit führte endlich bei einem Feste am 20. September 1625 einen heftigen Streit zwischen ihm und Bernhard in Gegenwart des Königs herbei, in Folge dessen er verhaftet, bei seinem heftigen Widerstand jedoch nur mit Gewalt entwaffnet wurde. Obgleich er nach einiger Zeit seine Freiheit wieder erhielt, glaubte er sich doch entehrt und verliefs den Dänischen Dienst, indem er sich nach Ichtershausen begab. Durch die Vermittelung der anderen Brüder versöhnte er sich zwar äufserlich mit Bernhard, zog sich aber immer mehr von seinen Verwandten zurück und verschwand plötzlich im April 1626; erst im Juli erfuhren die Brüder, dafs er bei Lippstadt von den Spanischen Truppen gefangen sei, und lange seinen Stand verheimlicht habe, er wurde in Freiheit gesezt und ging wieder nach Ichtershausen. Hier wurde er nun immer düsterer, menschenfeindlicher und heftiger, kein Diener wollte bei ihm aushalten, er erschofs mehrere Personen aus Ichtershausen, die ihm den gebührenden Respect nicht bezeigten, und soll die Feier des Abendmahls gestört, nach einem Madonnenbilde geschossen und Cruzifixe zerstochen haben. Sein Ruf wurde von Tag zu Tag übler, die Geistlichkeit klagte beim Hofe von Weimar über ihn, seine Brüder beriethen sich mit dem Churfürsten Johann Georg und beschlossen endlich mit diesem, ihn in gefängliche Haft zu nehmen. Ehe jedoch diese Mafsregel in Ausführung gebracht werden konnte, verliefs Johann Friedrich im April 1627 seinen Aufenthaltsort und zog allein nach Niedersachsen, er kam in die Gegend von Nordheim, gerade als dieser Ort von Tilly belagert wurde, ward von Tilly'schen Reitern angehalten, wollte sich nicht zu erkennen geben, verwundete mehrere und unterlag ihnen erst, nachdem er verschiedene Wunden empfangen hatte. Auf die Requisition seiner Brüder wurde er im Mai 1627 an Weimar ausgeliefert, und zunächst in Oldisleben, späterhin in Weimar selbst im damaligen Kornhause verwahrt und auf das Sorgfältigste und Strengste bewacht. In Ketten gelegt, im einsamen Gefängnifs, durch die Geistlichen Major, Gerhard, Kromayer mit Bekehrungsversuchen geplagt, und von den Juristen v. Dieskau und v. Kospoth inquirirt, wurde er höchst wahrscheinlich wahnsinnig, er zweifelte an Gott, läugnete die Unsterblichkeit der Seele, verwarf die Erlösung und Göttlichkeit Christi, gestand mehrere Morde ein und gab Zaubereien zu. Statt einer ärztlichen Behandlung versuchte man nur die Rettung seiner Seele durch geistlichen Zuspruch, der ihm aufgedrängt wurde, und so wurde sein Zustand immer schlimmer, er wurde wüthend, griff seine Wächter an, lachte, weinte, führte Selbstgespräche, die man für Unterredungen mit dem Teufel nahm, widersezte sich den Besuchen der Prediger, gestand endlich am 16. *October* 1628, dafs er sich dem Teufel mit seinem Blute verschrieben habe, und wurde am 17. *October* in dem Gefängnisse todt mit dem Gesichte auf der Erde in gekrümmter Stellung und mit einer blutenden Wunde in der Seite gefunden. Sein Tod, wahrscheinlich die Folge eines Falles von der hohen Fensterbrüstung, wurde längere Zeit verheimlicht und die Leiche des Verbündeten des Teufels in aller Stille nach vielfach gepflogenem Rathe in dem neben dem Kornhause gelegenen alten Kloster, jetzigen Criminalgerichtsgebäude, begraben. In jener Zeit, wo Hexenprocesse an der Tagesordnung und selbst die Gemüther der Gebildeteren noch tief im Aberglauben aller Art befangen waren, darf es uns nicht wundern, den Tod Johann Friedrichs allgemein dem Bündnifs mit dem Teufel zugeschrieben zu sehen.

Der Verf. hat auch diese Arbeit mit Anmerkungen und Urkunden begleitet, von denen ein grofser Theil in Bezug auf die näheren Umstände des Lebens Johann Friedrichs und die Charakteristik seiner Zeit von vielem Interesse ist.

v. Griesheim.

XXXI.

Pathogenetische Physiologie, oder die physiologischen Hauptlehren in ihrer Anwendung auf die Krankheitslehre, und insbesondere auf Erklärung der Krankheiten. Zur Erleichterung und Förderung des pathologischen Studiums. Von Dr. Ernst Dan. August Bartels, königl. Preufs. Geh. Med. Rathe, ord. Prof. der Medicin und Director der ärztl. Klinik an der königl. Friedrich Wilhelms-Universität u. s. w. Cassel und Marburg, bei Krieger. 1829. 8. X. 389. S.

Die Medicin hat mit vielen hohen, ja göttlichen Dingen unter andern auch das gemein, dafs wir von ihrem Vorhandenseyn im Allgemeinen das sichere Gefühl haben, ja dasselbe aus Thatsachen mit Bestimmtheit wahrnehmen; sobald es aber darauf ankommt, sie unter entschiedenen Formen und bestimmten Begriffen zur Vorstellung zu bringen, oder ein Lehrgebäude darüber zu construiren, so äufsern sich sogleich die verschiedenartigsten Ansichten,

Digitized by Google

die widersprechendsten Meinungen, und man fühlt die Schwierigkeit ein Unbegränztes und Ideales innerhalb festbegränzter Schranken vorstellig zu machen. — Von hieraus wird man verstehen, warum es von jeher das Eigenthum des Genies, d. i. des zur Wahrnehmung des Unendlichen und Primitiven in höherem Grade organisirten Geistes gewesen, die Heilkunde tiefer zu durchdringen und sich eigen zu machen; warum es unmöglich sei, dafs der wahrhaft grofse Arzt sein lebendiges Verständnifs der kranken Natur und ihrer zweckmäfsigsten Leitung dem Schüler unmittelbar zur Weiterbilduug übergebe, und wie sehr alle formale Darstellung dieser Wissenssphäre nur approximativ seyn könne, da ein seinem Wesen nach Unendliches und Freies sich niemals in genügendem Mafse als Endliches und Abgeschlofsenes darstellen lassen kann.

Die gesammte Sphäre des medicinischen Wissens trennt sich aber nothwendig in zwei grofse Abtheilungen, nämlich in die Wissenschaft von dem Zustande des Erkranktseyns und in die Wissenschaft von den willkürlich bestimmbaren Einflüssen, welche der Arzt zum Zweck des Heilens auf den Kranken einwirken lassen kann; und erst mit diesem zwiefachen Wissen ausgerüstet, tritt die Kunstübung des Arztes ins Leben, welche die Ergebnisse jenes Wissens auf den einzelnen gegebenen Fall anwendet. Unter jenen beiden Armen unserer Wissenschaft, ist nun das Wissen von dem Zustande des Erkranktseyns und seiner Geschichte unfehlbar der eigentliche *rechte* Arm; er eröffnet das Feld, durch welches überhaupt erst die Medicin begründet wird, und seine Ergebnisse sind um so wichtiger, als in der Erkenntnifs von Entwickelung, Höhe, Abwelkung und endlichem Verschwinden der Krankheit zugleich die Möglichkeit gegeben ist, in vielen Krankheitsfällen der Anwendung eigentlicher Heilmittel völlig überhoben zu seyn, und nur die ruhige Beobachtung der nach innern Gesetzen verlaufenden und abblühenden Krankheit, nebst Absicht, dafs dieser Gang nicht gestört werde, die Aufgabe des Arztes wird. — Gewifs, je tiefer hier der Arzt eindringt, je mehr sich das Bild der Lebensgeschichte der Krankheit vor seinem geistigen Auge entwickelt, um so mehr wird er das, was Hippokrates schon *das Göttliche* in der Krankheit nannte, erkennen, und es wird ihm ein unendlicher Stoff zu den tiefsten Betrachtungen seyn, wahrzunehmen, wie die kranke Natur ihrer selbst so ganz unbewufst (man möchte sagen eben so durch ein *physisches* Gewissen geleitet wie der moralische Mensch durch das *psychische*), so oft in andauerndem Bestreben nach dem Vorbilde der über ihr schwebenden Idee der Gesundheit sich wieder hinaufringt, wenn sie in andern Fällen, abgeschnitten von der Möglichkeit, jenem Ideal für den gegebenen Organismus auch nur einigermafsen sich wieder zu nähern, der völligen Zerstörung mit gewaltigen Schritten zueilt.

Dieses Durchschauen des kranken Lebens, das immer schärfere Gewahrwerden der feinen Fäden, an welchen die Wirkungen der verschiedenen organischen Systeme in einandergreifen, das immer deutlichere Erkennen der Metamorphose krankhafter Zustände und der eigentlichen Entwickelungsgeschichte der Krankheit überhaupt, wird daher immer eine der ersten und wichtigsten Aufgaben des ächten Arztes bleiben, und der Grad, bis zu welchem ihm dieses Schauen und Erkennen gelingt, den wesentlichsten Mafsstab seiner Ausbildung abgeben. — Beweist defshalb, um es beiläufig zu sagen, irgend etwas die Seichtigkeit und Verworrenheit der sogenannten homoiopathischen Ansichten, so ist es die Mifskennung des heilenden Bestrebens der Natur und die Betrachtung der Krankheit als ein Conglomerat äufserer Symptome. — Während der aufmerksame hippokratische Arzt nicht müde wird, die höchst merkwürdigen Vorgänge zu studiren, nach welchen die gestörte erkrankte Natur sich allmälig zum gesunden Zustande wieder durcharbeitet; während ihm das Heilen einer jeden Wunde, das Zertheilen einer einfachen Entzündung, oder die Krisen eines reinen Gefäfsfiebers die merkwürdigsten Data für die Geschichte der Krankheit sind, verschliefst ein solcher beschränkter und undankbarer Mann die Augen für die schönsten Erscheinungen der sich selbst schützenden Thätigkeit des Organismus, und rechnet triumphirend das seinen unendlich zertheilten Arzeneigaben zu, was das Werk der gütigen hier wieder wie so oft verkannten Natur ist. — Nicht minder aber ist jenes Summiren von Symptomen traurige Ausbeute einer an ihrem bessern Selbst verzweifelnden Medicin. Ist dieſs nicht, als ob wir ein Bild, welches in seiner Ganzheit als Hieroglyphe der im Geiste seines Meisters ruhenden Idee erfafst seyn soll, dadurch beurtheilen wollten, dafs wir mit einer Loupe die einzelnen Farbenklümpchen einzeln durchsuchten, aus denen es besteht? — Sieht man denn nicht ein, dafs einer auf diese Weise alle Farbenklümpchen kennen kann und doch von der Darstellung des Bildes und seiner Idee keinen Begriff haben werde? —— Nein! nicht die unendlich kleinen Gaben der Arzneimittel sind das absolut Verwerfliche der Homoiopathie; hierüber lasse man die Erfahrung entscheiden, und bewährt es sich bei strenger Prüfung, dafs (woran wir noch sehr zweifeln) in einzelnen Fällen so äufserst kleine Gaben eine wohlthätige Wirkung äufsern, so wird der Medicin wieder ein Werkzeug mehr an die Hand gegeben seyn, den Kranken nützlich zu werden (obwohl Niemand so thöricht seyn wird zu glauben, dafs blofs und allein in solchen Dosen Arzenei zu reichen sei); nein, die so höchst naturwidrigen Vorstellungen über das Leben der Krankheit und ihr Verhältnifs zur Gesundheit, die Mifskennung von Anatomie und Physiologie, diesen Schlüsseln der Pathologie, die Ableitung des angehenden Arztes vom Studium des innerlich erkrankten Lebens, dieſs ist es, was für die Folgezeit dieser Meinung einen Platz unter den ärgsten Fehlgriffen anweisen wird. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 65. u. 66.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

Pathogenetische Physiologie, oder die physiologischen Hauptlehren in ihrer Anwendung auf die Krankheitslehre, und insbesondere auf Erklärung der Krankheiten. Zur Erleichterung und Förderung des pathologischen Studiums. Von Dr. Ernst Dan. August Bartels.

(Beschluſs.)

Doch man entschuldige diese Digression, welche nicht unterbleiben konnte, indem da, wo von dem rechten und haltbaren Wege der Wissenschaft die Rede seyn soll, die betretensten Abwege unmöglich unberührt bleiben können. Kehren wir nun aber wieder zurück zu jener ersten Aufgabe ächter Medicin, welche wir als Durchschauung des kranken Lebens und seiner Geschichte aufgestellt haben, so müssen wir mit Freuden erkennen, daſs in der neuern Zeit manche tüchtige Arbeit zu Tage gefördert worden ist, um zur Lösung dieser Aufgabe beizutragen. Auch der Verf. der vorliegenden Schrift hat es empfunden, daſs auf diesem Boden noch wichtige Ernten zu halten sind, und Rec. nahm diese pathogenetische Physiologie mit um so gröſserer Freude zu Handen, je mehr es ihm längere Zeit vorgeschwebt hatte, daſs namentlich die Entwickelungsgeschichte der Krankheiten noch sehr vieler Aufklärung bedürftig sei. — Die Vorstellung, welche wir uns hiebei von pathogenetischer Physiologie gebildet hatten, war: es werde darin gegeben eine einfache Darstellung dessen, was reine Beobachtung an den gesunden Functionen des menschlichen Organismus wahrnimmt, und auf rein genetischem Wege gezeigt, wie unter innern oder äuſsern Einwirkungen diese Functionen auf verschiedene Weise alienirt werden können, wie ihre jedesmaligen Krankheitserscheinungen sich dann in dem Gange der übrigen Functionen abspiegeln und welche Richtung ihr Erkranken zuletzt nehme. Dabei wäre dann alles Zuziehen hypothetischer oder zu allgemeiner Begriffe zu vermeiden, die einfachste natürlichste Schilderung der wirklich zu beobachtenden Vorgänge zu wünschen, so wie die Darstellung der am meisten verbreiteten Thätigkeiten (z. B. des Blutlebens) und der in ihnen vorgehenden Krankheitsentwickelungen (also z. B. in Bezug auf das Blutleben die genetische Darstellung der Entzündung) an die Spitze zu stellen gewesen. — Wie lehrreich, dachten wir, müſste es nicht seyn, wenn so die Grundzüge des gesunden Lebens der verschiedenen Systeme dargestellt, von da aus die Elemente der Krankheiten entwickelt und endlich auf combinatorischem Wege das Hervorgehen der verwickeltern Krankheitsformen aus jenen Elementen dargelegt würde! —

Indeſs dem Hrn. Verf. hat es gefallen einen andern Weg einzuschlagen, und Rec. hat eben deſshalb seine Ansicht von dem Zwecke eines solchen Werkes an die Spitze gestellt, um deutlich zu machen, warum ihn das in vorliegender Schrift gewählte Verfahren weniger befriedigen konnte, so wenig er übrigens eine kenntniſsvolle und scharfsinnige Darstellung, wie man sie von dem gelehrten Hrn. Verf. nicht anders erwarten konnte, verkennt. — Sollte er kurz aussprechen, in welcher Beziehung er sich am wenigsten mit der hier gewählten Darstellung befreunden konnte, so würde er sagen müssen, daſs ihm der vom Verf. gewählte Standpunkt zu scholastisch scheine, und sich von hieraus eine gewisse Trockenheit in den Schilderungen der gesunden und kranken Lebensvorgänge verbreitet habe, welche weniger geeignet ist, in dem Schüler jene oben besprochene Durchschauung des kranken Organismus und jenes *Göttlichen* der Krankheit vorzubereiten. — Ist es denn nicht überhaupt ein Uebelstand unsrer gewöhnlichen akademischen ärztlichen Bildung, daſs der Schüler alle Begriffe von Krankseyn, von Fieber, von Entzündung u. dergl. erst aus dem Compendium des Professors sich aneignen soll, ohne das Ding, von dem die Rede ist, auch nur einmal mit Augen zu

Digitized by Google

sehen?*) Ist es nicht, als ob Jemand Botanik lernen sollte, indem er die Definitionen in den Species plantarum auswendig lernte, ohne eine Pflanze zu sehen? — Denke man sich einen solchen Bücher-Botaniker nun plötzlich in die Pflanzenwelt eintretend; wie fremd werden ihn Sträucher und Bäume umstehn, und wie sehr wird er nun erst von Neuem anfangen müssen, sie kennen zu lernen, wenn ihm nicht längst jene Buchstaben-Botanik die Pflanzenwelt verleidet hatte. — Dagegen welche andere Richtung nimmt der Geist, wenn sich etwas wirklich Bedeutendes in irgend einem naturwissenschaftlichen Fache entwickeln soll. Wie schön ist es nicht zu gewahren, wie z. B. ein Linné zu Smaland im kleinen Garten seines Vaters mit den mancherlei Pflanzen, aus Gebirgen und Wäldern dorthin verpflanzt, vertraut wird, dann aus fortwährend lebendiger Anschauung der Pflanzenwelt seine Kenntnisse immer mehr bereichert, bis endlich die erworbenen Güter der unmittelbaren Naturkenntnifs zu solcher Fülle erwachsen, dafs sie nun zu wissenschaftlicher Gestaltung sich gleichsam von selbst darbieten. Und ist etwa zur rechten Kenntnifs des kranken Lebens ein andrer Weg? — Welche der Natur widerspenstige, trockne und starre Vorstellungen aus Irritabilität, Sensibilität, Elektricität und Dimensionen gewoben, bringt nicht mancher junge Arzt mit zum Krankenbette, und wenn sich nun die Natur nicht an das mitgebrachte Kreuz fügen will, so verzweifelt der Arme wohl überhaupt an Vorhandenseyn einer ächten Heilkunde, oder wirft sich, ein zweiter Ixion, statt der Juno, der Wolke eines einseitigen mit einem Schimmer von Consequenz ausgezierten Verfahrens, heifse es nun Brownianismus oder Broussaisismus oder Homoiopathie, in die Arme.

Eben solchem Fehlgehn soll nun eigentlich die pathogenetische Physiologie, wie wir sie uns denken, vorbeugen. — Aber um diefs zu können mufs sie von der Art seyn, dafs sie neben dem Krankenbett gelehrt werden kann, dafs sie sich immer dicht an die Natur halte, und unbefangen den Uebergängen aus dem Gesunden zum Kranken und aus dem Kranken zum Gesunden mit Stätigkeit folge, und so nach und nach in dem Schüler die Erkenntnifs des Gesetzes auferbaue. — Welchen Gang dagegen der Hr. Verf. hier genommen hat, haben wir nun zuerst kürzlich darzulegen. Das Werk zerfällt nämlich in eine Einleitung und drei Bücher. Die Einleitung soll eine *Andeutung und Erklärung der wichtigsten allgemeinen Ideen und Grundbegriffe* enthalten, das erste Buch behandelt dann die *Beziehung der Lebensanlage des individuellen Organismus auf sein Krankwerden überhaupt.* Im zweiten Buche folgt die *nähere Betrachtung innerer Lebenszustände und organischer Verhältnisse in Beziehung auf das Erkranken*, und das dritte Buch schliefst mit *Untersuchung der die Krankheitsentstehung bedingenden äufsern Verhältnisse des individuellen Organismus.* — Ueber einen bestimmten Begriff dessen, was der Verf. eigentlich unter pathogenetischer Physiologie verstanden wissen will, hätten wir ihn gern etwas ausführlicher gehört, da in der Vorrede nur kurz gesagt ist, dafs dieselbe eine Brücke seyn solle, um Lehren der Physiologie mit denen der Pathologie zu verbinden.

Dagegen hätte es unserm Dafürhalten nach nur wohlthätig auf die Einrichtung dieser Schrift wirken können, wenn die Einleitung, wie sie jetzt ist, gröfstentheils hinweggefallen wäre: eine Einleitung, welche den Standpunkt des Lesers oder des Hörers (beim Vortrage) zu sehr vom concreten Boden des Erfahrungsmäfsigen, der einfachen Naturbeobachtung wegzurücken scheint, als dafs nicht dadurch die Verfolgung der Hauptaufgabe, welche ja in sich selbst wieder ein Unendliches ist, leiden müfste. — Sollte aber eine philosophische Darlegung der gesammten Weltansicht des Verf. hier dessen ungeachtet vorausgehen, so hätten allerdings auch schärfere und eine strengere Prüfung aushaltende Darstellungen gewählt werden müssen. Wer möchte aber z. B. dem Verf. beistimmen, wenn er von den *Ideen* im Gegensatz zu Begriffen sagt: „sie seien Vorstellungen der höhern Denkvermögen, der Vernunft und der Phantasie, und unter ihnen seien für Wissenschaften die fruchtbarsten und nöthigsten insbesondre die Vernunftideen, *weil sie vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen hindurchzudringen trachten.*“ (Ein *Trachten*, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen durchzudringen, kann wohl der Idee niemals zugeschrieben werden!) — Und so würden gegen so manche hier gegebene Difinitionen sich nicht ungegründete Ausstellungen machen lassen.

In dem ersten Buche (v. S. 57 bis 97.) ist der Verf. bemüht, die Möglichkeit des Erkrankens genügend zu

*) So sagt der Verf. selbst auf der ersten Seite der Vorrede: „Häufig mufste ich daher selbst von sehr fleifsigen Studirenden hören, wie schwer es ihnen werde, sich in dem ihnen noch allzufremden pathologischen Gebiete zurecht zu finden, zumal da die generelle Pathologie noch so viel Abstractes enthalte und dennoch damit gleich der Anfang gemacht werden müsse.“ (—?—)

Digitized by Google

entwickeln, und geht hierbei auf sehr angemessene Weise von Vergleichung minderer und mehrerer Vollkommenheit in den verschiedenen Lebenszuständen aus, um dann die im Wesen des Organismus gegründete Veränderlichkeit in ihren verschiedenen Formen als wichtigstes Moment zur Erklärung der Möglichkeit krankhafter Störungen zu betrachten. Bei der Beurtheilung dieses Buches befinden wir uns nun, wie bei den folgenden, in dem Falle, dafs, wenn wir auch die im Ganzen genommene Richtung des scharfsinnigen Verfs. billigen müssen, doch im Einzelnen es uns immer scheinen will, als habe er durch einen, wir möchten sagen, zu formalen Gang und ein häufiges Verweilen mehr bei abstracten Begriffen als bei offener freier Naturanschauung seine Darstellung getrübt, und es auf die Weise nicht erreicht, vor dem geistigen Auge des Schülers das Bild der am Organismus auf so tausenderlei Art sich anheftenden, entwickelnden und hinaufrankenden parasitischen Pflanze der Krankheit aufzuerbauen. Ein Tadel, welcher freilich, um ihn vollkommen zu rechtfertigen, verlangte, dafs wir auf eine solche schon geleistete, einfache, durchaus gegenständliche und rein naturgemäfse Darstellung, wie wir sie hier verlangten, auf eine wahre *Entwickelungsgeschichte der Krankheit*, als Gegenbild hinzeigen könnten, und wir gestehen gern, dafs wir diefs jetzt nicht vermögen, glauben aber nichts desto weniger uns berechtigt, ein Ideal aufsustellen, welches man zu erreichen bemüht seyn soll; und wer wüfste nicht, dafs in allen Darstellungen eben diese Einfachheit und völlige Natürlichkeit das schönste, aber auch schwierigste Ideal ist! —

Im Anfange des zweiten Buches treffen wir auf einen leidigen Gegenstand, von welchem ein so scharfer Denker als der Verf. sich wohl längst hätte frei machen sollen, d. i. auf den Gegensatz des *Dynamischen* und *Materiellen*. Es kann freilich hier nicht der Ort seyn, Alles das aufzunehmen, was den Begriff der *Materie* als etwas durchaus Unhaltbares darstellt, und wir können defshalb nicht ins Einzelne dieser weitschichtigen Irrungen eingehen, aber fragen müssen wir doch, ob dem Verf. denn eine *einzige* Erfahrung bekannt ist, welche ihm irgend eine *unmittelbare* Wahrnehmung von einer an sich todten Materie gewährt? — Ist nicht Alles, was wir wahrnehmen und erfahren, z. B. unter der Form der Raumerfüllung, immer und ewig nur *Gegenwirkung* einer Thätigkeit aufser unsrer Thätigkeit? Und ist es nicht ein durchaus hypothetisches und unnützes Postulat, die Hypothese einer Materie jenen Erfahrungen unterzuschieben: ein Postulat, welches sogleich sich durch Erschwerung und Hemmung aller Naturbetrachtung bestraft? — — Nach solchen Abweichungen in den Grundansichten können wir allerdings mit der Ausführung der Idee des Verf. im Einzelnen uns kaum befassen, sondern müssen hierüber den Leser auf das Werk selbst verweisen. Aufgefallen ist es uns übrigens, dafs der Verf. in die Geschichte der psychischen Krankheiten nicht etwas tiefer und, wir möchten sagen, von der Wurzel aus eindringt. Gewifs! zu zeigen wie von dem einfachen und normal gesunden Seelenleben aus, durch so mancherlei Hemmung der Entwickelung gewisser Thätigkeiten und durch krankhaftes Hervortreten anderer, krankhafte Zustände des Ganzen zu Stande kommen, wäre eine sehr lehrreiche Aufgabe für die pathogenetische Physiologie gewesen, und es ist uns als ein Sprung erschienen, dafs der Verf. von dem Sitze der psychischen Krankheiten in einzelnen Hirntheilen spricht, z. B. den eigentlichen Geisteskrankheiten den Vordertheil, den Gemüthskrankheiten den hintern Theil der Hemisphären, dem Schwindel die Vierhügel anweist, ohne die Art und Weise, wie Seelenstörungen überhaupt sich ausbilden, und welchen Antheil an denselben die Verbildungen der Organe nehmen, in gewisser genetischer Folge auseinanderzusetzen.

Viele schätzbare uud lehrreiche Zusammenstellungen enthält das dritte Buch, welches, 1) vom Einflusse des Aeufsern auf individuelles Leben überhaupt, 2) vom äufsern Erregungsverhältnifs im Allgemeinen, 3) vom Verhältnifs des Ernährungsvorganges zur Aufsenwelt, 4) vom leiblichen Verhältnifs zu besondern Kreisen äufserer Naturwirksamkeit, und 5) vom psychischen Verhältnifs zu Aeufserem handelt. — Nichts desto weniger glauben wir, dafs auch hier, z. B. wo von den Ansteckungen die Rede ist, der Hr. Verf. sich seine Darstellungen oftmals durch Einmischung der Hypothese der Materie getrübt habe; auch hätten die interessanten Untersuchungen von *Stark* über die Ansteckung durch Gesunde hier wohl eine ausführliche Würdigung verdient. — Was das Capitel betrifft, welches „das Abnorme im Leben als nicht von „selbst entstehend, sondern aufgedrungen" betrachtet, so erlauben wir uns darüber noch einige Bemerkungen. Der Verf. sagt nämlich S. 208: „Die Regel oder Norm orga„nischer Geschöpfe ist das was in ihrer ursprünglichen „Bestimmung liegt; das Abnorme, oder von jener Regel „Abweichende hingegen liegt nicht in dieser Bestimmung:

Digitized by Google

„das Leben der Geschöpfe kann folglich blofs aus sich „selbst, und so zu sagen durch eigenen Antrieb, zum „Abnormen nicht übergehen.“ Es ist diefs allerdings ein Hauptsatz der Pathogenie, und wir haben um so mehr Ursache zu untersuchen, in wiefern er vollkommne Wahrheit enthalte oder nicht. — Zuerst aber scheint uns ein gewisser Widerspruch mit vorausgegangenen Sätzen des Verf. selbst, unläugbar. So sagt derselbe S. 199: „Sonst „glaubte man fast geradezu aus fremden in den organisirten „Körper gelangenden Dingen die verschieden abnormen „Zustände erklären zu können. Jetzt ist man im Stande, „Abnormes und Krankhaftes mit Berücksichtigung der le„bendigen Anlagen und des innern Lebensgetriebes er„läuternden Betrachtungen zu unterziehen, ohne dabei nur „etwas aufserhalb dem lebenden Organismus Existirendes „sich viel zu bekümmern.“ — Wenn wir nun aber auch von dem zuletzt aufgeführten Satze abstrahiren, so scheint doch auch in dem Innern des ersten Satzes an und für sich ein nicht zu lösender Widerspruch zu liegen. Wenn nämlich in innerer Anlage eines Organismus nicht der Grund zu Krankheitsentstehung gegeben seyn könnte, so ist, da was von einem Organismus gilt von allen gelten mufs, die Entstehung von Krankheits-Entstehung und Abnormität der Naturwirkungen überhaupt kaum begreiflich, noch mehr aber würde daraus folgen, dafs ein gegen allen Schädlichkeiten geschützter Organismus unsterblich seyn müfste, da der Tod doch eine Krankheit, welche ihn herbeiführt, voraussezt. — Wir unsrerseits glauben daher vielmehr, *dafs der allen Geschöpfen und allen Organismen eingeborne Keim der Vergänglichkeit, d. i. des Todes*, die eigentliche erste und wesentlichste Krankheitsanlage sei, und dafs, wenn man von hieraus die Entwickelung der Krankheit verfolge, eine weit einfachere und naturgemäfsere Betrachtungsweise sich ergeben müsse, welches jedoch ausführlich auseinanderzusetzen, hier nicht der Ort ist.

Ueberhaupt ist nicht zu verkennen, Jemand der selbst sich viel und öfters mit einem Gegenstand beschäftigt hat, welchen ein Anderer ausführlich vorträgt, wird eine Menge einzelner Punkte finden, über welche ihn eigene Untersuchungen zu andern Resultaten als die, so ihm vorgelegt werden, geführt haben; und wie sich gern in einem Gespräche zwischen kenntnifsvollen Freunden ein Gegensatz der Meinungen hervorthut, so hatten auch dem Rec. sich bei Prüfung der Darstellungen des Verf. eine Menge widersprechender Ansichten dargeboten, welche, wenn wir sie zum Theil hier geäufsert haben, wir doch keinesweges als Herabsetzung der Arbeit eines verdienten Verf., sondern als freimüthige Darlegung abweichender Standpunkte, dem Leser zur endlichen Entscheidung überlassen, betrachtet wissen wollen.

In solcher Beziehung gesteht Rec. auch von der Darstellung der mechanischen Einwirkungen auf den Organismus (S. 312 u. f.) keineswegs befriedigt zu seyn; namentlich hätte ihm hier der Ort geschienen, über die innern physiologischen Gründe wenigstens eine entschiedene Hinweisung zu geben, welche die so verschiedenen Folgen verschiedener Verletzungen bestimmen, z. B. über die innern Gründe, welche das augenblickliche Leben zerstörende einer Verletzung des verlängerten Markes, oder welche den merkwürdigen Einfluss gewisser Hirnverletzungen auf Aeufserungen des Seelenlebens verständlich machen u. s. w. — Ferner verkennen wir nicht, wie viel Geistreiches in dem Capitel über „Einwirkungen auf das „Gemüthsleben der Seele“ gesagt ist; allein es hat uns geschienen, als wenn die Darstellung der Temperamente, Leidenschaften und Affecte, welche ja alle nicht an sich selbst „Einwirkungen“ auf das Gemüth sind, sondern höchstens als *Folgen* von gewissen Einwirkungen hervortreten, nicht eigentlich hieher gehörten, sondern als ob vielmehr hier zu entwickeln gewesen wäre, welches die geheimen Triebfedern sind, durch deren Spiel das menschliche Gemüth von den verschiedenen Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens auf so höchst verschiedene Art angesprochen und umgestimmt wird, warum gewisse Naturerscheinungen beruhigend und erheiternd, andere erhebend und aufregend auf uns wirken; welches das Geheimnifs sei, wodurch die aufserordentliche Einwirkung einer geistigen Individualität auf Andere, ja auf Viele bedingt werde; wie eben die besprochenen Affecte, Liebe und Hafs, Neigung und Abneigung, Freude und Schreck, durch so verschiedene Einflüsse erzeugt werden, ja wie ähnliche Einwirkungen durch höhere Steigerung der Affecte und Leidenschaften zuletzt Seelenstörung und unheilbare Verwirrung erzeugen müssen.

Doch es sei genug dieser mannigfaltigen Gegenreden, welche dem Verf. beweisen mögen, wie bedeutend wir uns durch seine Arbeit in vieler Hinsicht angeregt fanden, und mit welcher Aufmerksamkeit wir seinen Bestrebungen gefolgt sind. Wechselseitig aber anzuregen, und selbst durch Widerstreit der Meinungen wahre Wissenschaft zu fördern, wird allezeit ein Ziel bleiben,

Digitized by Google

welches erreicht zu haben stets eine erfreuliche Genugthuung geben mufs. —

Carus.

XXXII.

Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäfs, ein Sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch, Dr. der Philos. und Mitglied der Asiat. Gesellschaft zu Paris. Berlin, bei Fr. Dümler. 1828. 64 S. in 4.

Erster Artikel.

Das Verdienst dieser kleinen Arbeit ist darein zu setzen, dafs durch sie eines jener späteren schwierigeren Kunstgedichte sanskritischer Lyrik, bisher nur in seltenen und schwer zu benutzenden, keinen andern Buchstaben als Sanskrit enthaltenden, Indischen Originalausgaben vorhanden, nun zum erstenmal in einer Europäischen Bearbeitung dem von Tage zu Tage wachsenden Publicum dieser Literatur mitgetheilt wird. Ich bin keineswegs der Meinung, dafs für diese Gedichte noch die Zeit nicht gekommen sei, dafs wir dergleichen etwa gar noch nicht genüglich verstehen könnten, und uns vor der Hand ausschliefslich an das einfachere leichtere Epos zu halten hätten. Vielmehr glaube ich, dafs nunmehr nach und nach die ganze Sanskritische Lyrik, es versteht sich in ihren Hauptrepräsentanten, so wie auch das Sanskritische Drama, in unsere Kreise gezogen werden dürfe, ja solle, nur freilich dafs dieses auf die rechte Art geschehen müsse.

Dafs Hr. Dursch seine Wahl auf dieses Gedicht gelenkt, ist wohl zu billigen. Es ist von geringem Umfang, es besteht aus nicht mehr als 22 zweizeiligen, in der Durschischen Darstellung vierzeilig erscheinenden Stanzen. Es ist auch vergleichungsweise einfach und leicht, und für Geübtere zur Noth selbst ohne die Scholien zu verstehen. Dafür ist es aber auch so ziemlich, wenn nicht gehalt-, doch inhaltleer. Es enthält von realem Stoff nicht einmal den zerbrochenen Krug seiner Ueberschrift, die es nur einer bildlichen Redensart verdankt, deren sich der Dichter in der Schlufsstrophe bedient, wie wir weiterhin sehen werden. Es hat zum Zweck die Entfaltung der Situation eines nach ihrem verreisten Geliebte sich sehnenden Weibes, welchen sie bei nun eingetretener Regenzeit, wo alle Reisenden heimzukehren pflegen, mit Ungeduld und vergebens erwartet. Ihr ist eine Freundin als Unterrednerin beigegeben, und hierin ein Keim zu dramatischer Gestaltung vorhanden, der aber gar nicht ordentlich entwickelt worden ist. Man wüfste ohne die Scholien nicht, wer von beiden jedesmal spricht, und die Scholien selbst wissen es nicht überall. *) Dabei werden nur immer die allergewöhnlichsten Erscheinungen der Regenzeit beschrieben, und auch das ohne Fortschritt und ohne Mannigfaltigkeit. Fast in jeder Stanze stürzen Regengüsse, ist der Himmel verfinstert, und schreien die Pfauen. Ohne den Reichthum des Sanskrit an Synonymen für diese Lieblingsvögel, so wie für die Wolken und Sonne und Mond, wäre diese ewige Wiederholung unerträglich; so glaubt man wenigstens etwas Neues zu hören, weil man neue Worte hört. Nur gegen das Ende hin unterscheiden sich vortheilhaft, durch eine gewisse Eigenthümlichkeit, die Anreden an einige durch den Regen neubegrünte Gewächse. Doch die Hauptanrede geht überall an die ziehenden Wolken, die dem Geliebten Grüfse, Liebesbetheuerungen und Vorwürfe bringen, und ihn selbst wo möglich herbeibringen sollen. Das geschieht denn auch wirklich im vorlezten Vers, dessen Aechtheit aber nach den Scholien zu bezweifeln ist **), so dafs dem Dichter nicht einmal die Ehre dieser so nahe liegenden Erfindung bleibt. Wie ganz anders hat denselben Stoff, dieselbe Situation, nur von der entgegengesezten Seite, nämlich von dem unfreiwillig abwesenden Liebenden gegen die daheim gelassene Geliebte hin, Kâlidâsa in seinem Mêghadûta, oder Wolkenboten, zu verarbeiten verstanden! einem Gedichte, das nun vor allen seine philologische Bearbeitung zu finden verdient, wozu uns auch wirklich Hr. Prof. Bopp selbst Hoffnung gemacht hat. Dagegen besteht dieses Gedichtchens einziges Verdienst in einer gewissen Einfachheit und Natürlichkeit, trotz der künstlichen Reimart, wovon nachher, in einer lyrischen Bewegung des Ausdrucks, die sich dem Gefühl mittheilt, so wie sich denn einem selbst die Melodie dieser übrigens so fremdartigen Versmafse leicht einsinget. Aber bei dem Allem, in Vergleich mit anderen Sanskritgedichten, nur

*) Zu V. 19: swajam punar wilapati jadwâ sakhî wadâti.

**) Kêc'id idam padjan Rawêr nêti wadati (lies wadanti). Ich bemerke hierbei, dafs ich die Gaumenbuchstaben nicht durch die zu sehr zusammengesezten Zeichen tsch, tschh, dsch, dschh, sondern durch c', c'h, g', g'h, ausdrücke.

Digitized by Google

so weit wir sie schon jezt kennen, ist es unbedeutend; und wäre dieses zerbrochene Gefäfs ein Deutsches, so wäre es gar nicht des Aufhebens werth. Aber als Sanskrit, und als ein erstes in seiner Art für uns, verdient es unsere gröfste Aufmerksamkeit.

Eben so dankenswerth ist es, dafs Hr. Dursch dem Gedichte die Sanskritischen Scholien in ihrem ganzen Umfang beigegeben hat. Künftig und bei gröfseren Werken können nicht immer alle die weitläuftigen Scholien mitgedruckt werden; es wird genügen, wenn die Herausgeber uns die Resultate derselben und einzelne Belege daraus bei den wichtigsten oder schwierigsten Stellen geben, sobald wir uns nur auf die Gewissenhaftigkeit der Herausgeber und ihr gründliches Verständnifs verlassen dürfen. Aber für die Lernenden ist ein solches Uebungsstück, wie das hier vorliegende, zweckmäfsig, um daran Sanskritscholien überhaupt verstehen zu lernen, was nur durch den Zusammenhang eines gröfseren Stückes möglich ist. Verstehen lernen mufs man aber diese Scholien, eben so wie die Arabischen, um die Gedichte selbst mit Sicherheit zu verstehen, und zwar verstehen lernen in ihrem ganzen Umfange und in allen Einzelheiten, nicht um nur etwa hier und dort einen tauglichen Brocken herauszufischen, und das Uebrige liegen zu lassen. Man mufs vertraut werden mit ihrer eigenthümlichen Manier, die einem Anfangs wunderlich, verworren, ja barbarisch vorkommt, bis sie einem dann bei näherer Bekanntschaft eben so originell als zweckmäfsig erscheint. Was die hier gegebenen betrifft, so sind sie ausführlich genug, fünf Blätter Scholien in kleinster engster Schrift zu zwei Blättern weitläuftig gedruckten Textes. Sie enthalten defswegen auch viel Ueberflüssiges, namentlich eine fortlaufende allegorische Deutung der Naturbeschreibungen des Gedichts auf die Verhältnisse der beiden Personen, der Liebenden und des Geliebten, gegeneinander, woran der Dichter auch nicht von Ferne gedacht hat, und wodurch der Scholiast gleichsam den vermifsten Gehalt ins Gedicht hineinzutragen sucht, immer noch natürlicher, als wenn andere Scholiasten solcher erotischen Gedichte diesen eine mystische, ja ascetische Bedeutung unterschieben. Von dieser allegorischen Ausdeutung geben die Anmerkungen des Hrn. Dursch einige, nur zu sehr abgerissene, Proben.

Fragen wir nun: was hat Hr. Dursch als Sanskritphilolog mit dieser Ausgabe geleistet? so ist zuerst zu sagen: er hat den Text, ohne Kritik, wie er ihn in der Indischen Ausgabe gefunden, wiedergegeben. Diese seine Quelle selbst läfst er uns nur errathen, ohne sie bestimmt namhaft zu machen. Aber diese Indischen Ausgaben sind nichts weniger als kritisch, nichts weniger als correct. Ich weifs nicht zu beurtheilen, inwiefern es Hrn. Dursch möglich gewesen wäre, Handschriften zu Rathe zu ziehen, und darf also darüber, dafs dieses nicht geschehen, nicht mit ihm rechten. Aber er hätte den Text aus sich selbst und aus den Scholien verbessern können und sollen. Er verbessert auch wirklich einige offenbare Druckfehler der früheren Ausgabe, thut dafür aber einige neue Fehler hinzu, und die tiefer liegenden Corruptionen berührt er nicht. Er hat ferner das Verständnifs des Textes nicht durch Wörtertrennung erleichtert, sondern läfst die ganze Buchstabenmasse einer Reimzeile in Einem fortlaufen; doch dieses thut er aus Grundsatz, weil er, der Wörtertrennung abhold, meint, dafs diese, wenn auch sonst überhaupt, doch nicht bei Gedichten dieser Art in Anwendung zu bringen sei, deren eigenthümliche Reimweise dadurch zerstört werde. Aber gerade hier ist die Worttrennung zum Verständnifs am unentbehrlichsten; und ein Herausgeber, der seinen Text vollkommen trennt, hat ihn eben dadurch auch vollkommen erklärt. Doch davon weiter unten. In den Scholien dagegen hat Hr. Dursch die Worttrennung, doch nicht in der Ausdehnung, die man ihr neuerlichst zu geben versucht hat, angewendet, nur nicht ganz folgerecht und zuweilen falsch, nämlich so dafs die lezten Buchstaben eines Wortes und die ersten eines folgenden zwischen beiden zu einem eigenen Scheinworte zusammengeschoben sind, einem Truggebilde, das, je ähnlicher es einem wirklichen Worte sieht, desto mehr selbst einen Geübteren necken kann.

Die beigegebene Uebersetzung ist eine dreifache, zuerst (hier der Stellung nach zulezt) eine Lateinische interlineare, so unverständlich ohne den Text, wie es sich für eine solche geziemt, aber nicht ganz so treu und genau, wie es sich doch auch geziemte. Zweitens eine elegante Französische von de Chezy, aus dem Journal asiatique, sehr lesbar und ein ungefähres Bild vom Original gebend, doch nicht auf dessen Verständnifs abzweckend, sondern frei, deutend und verschönernd. Sie hält sich oft nur an ein einzelnes aus dem Zusammenhang gerissenes Wort, als an ein Motiv, aus dem sie etwas Angenehmes herausspinnt, was nicht im Texte liegt; wie dieses Hr. Dursch selbst gleich beim ersten Verse richtig nachgewiesen hat. Sie wird unsere ästhetischen Leser,

Digitized by Google

auf welche nunmehr doch auch schon ein Sanskritgedicht zählen darf, mehr befriedigen, als die dritte Deutsche Uebersetzung oder Nachahmung vom Herausgeber selbst, eine gereimte Paraphrase in 22 achtzeiligen Strophen, in völlig modernem Ton, ohne die geringste Indische Färbung.

Die Anmerkungen, S. 33—46, geben viel Gutes, einzelne Einklärungen der Reimwörter, einzelnes Sachliches, Einzelnes aus den Scholien, doch dessen viel zu wenig; die Scholien sollten überall widerlegt seyn, wo von ihrer Erklärung, was nicht selten geschieht, abgewichen ist. Auf das Grammatische der Verse ist fast gar keine Rücksicht genommen.

Endlich S. 47—51 Bemerkungen über das Metrum, auf die ich zurückkommen werde, nachdem ich erst zu den einzelnen Versen einige kritische Bemerkungen, welche die Begründung des obigen allgemeinen Urtheils enthalten, werde beigebracht haben.

V. 2. Das erste Hemistich

hanſâ nadan-mêgha-bhajàd drawanti
nisâ-mukhânj adja na c'andrawanti

übersezt Hr. Dursch: Anſeres tonantis nubis metu recedunt noctu in latibula lunae ſplendore privata. Die lezte Zeile von noctu an heifst aber: noctis principia nunc non lunoſa ſunt. Die Nachtanfänge sind natürlich die Abende, wie die Scholien auch erklären: pradôſhâs.

V. 3. Z. 3. ſêndrâjudhas c'a g'aladô 'dhara-bhan. Hr. Dursch zu frei: Indrae arcus (Iris) nubesque altius tonans. Die Richtigkeit der Leseart vorausgesezt, sagen die Worte: juncta Indri telo (Iridi) quoque nubes deorsum splendens. Dabei muſs denn bhan als Particip des Präsens von bhâ, glänzen, gelten; aber kann in solchem Falle das â vor der Endung at, an, verschwinden, da es nicht verschwindet vor der dritten Pluralperson-Endung anti *), mit welcher jenes at, an sonst überall übereinstimmt? Die Grammatiken geben darüber keinen Aufschluſs. Ich denke, daſs dergleichen Participe von Wurzeln auf â eben gar nicht vorkommen **). Daſs aber das bhan im Texte ein Fehler ist, und ſan, seiend, stehen muſs, geht aus den Scholien deutlich hervor: mêgho 'dhah aſan. Dabei ist nämlich adhah, mit Wisarga, statt adhar geschrieben, mit Vernachlässigung des Wohllautsgesetzes, wie die Scholien zu thun pflegen, um eine Form recht kenntlich zu machen. Es ist also ohne Zweifel adhah, adhas, adhar, nieder, und aſan, seiend, von as, seyn, also: die herabhängende Wolke. Zum Ueberfluſs lassen die Scholien noch die Erklärung folgen: g'alam *) ſrawan, Wasser ergieſsend, also: herabhängend zum Regnen, beim Regnen. Statt der von den Scholien angenommenen Form adhar aſan wird nun aber besser adhara ſan in gleicher Bedeutung stehen, weil adhara so gut ist als adhar, ſan aber regelmäſsiger als aſan. Nun erst ist auch der Reim in rechter Fülle vorhanden: adhara-ſann-ibhânâm und darauf bhû-dhara-ſannibhânâm.

In der ersten Zeile dieses Verses übersezt Hr. Dursch witâram, als Beiwort des Himmels, durch extenſum, und verschwendet eine Note daran, um es, ganz unstatthaft, von der Wurzel trr abzuleiten; da es doch von târâ, Stern, ist, und sternlos bedeutet, wie die Scholien auch sagen: râtrau mêghair wjâptam kham *) na s'obhatê târârahitatwât.

V. 4, 2. Statt des patati bei Hrn. Dursch hat seine Quelle prapatati, wodurch das Metrum erst voll wird.

V. 6, 2. s'oka-bhâwanê, Hr. Dursch: angore in animo existente; gegen Form und Construction. Es ist entweder: ſollicitudinis affectum habente (movente) als Beiwort zu dem vorhergehenden g'alê patati, fallendem Regen, oder dasselbe als Beiwort zu dem im nächsten Hemistich folgenden manmathê, dem Liebesgott, auf welchen lezteren es die Scholien beziehen: s'okasja utpâdakê kâmê.

V. 7, 2. Anrede an die Wolken: âgatâ 'ſtha dâjito gato jadà, kann unmöglich bedeuten: „quando ad locum, quem habitat dilectus, perveneritis?“ sondern: adgressae estis, amatus abiit quando. D. h. nach den Scholien: In der Abwesenheit des Geliebten kamet ihr (sonst, zu mir, oder zu andern liebenden Frauen) Botschafts halber, Mittlerschaftshalber (das sagt wohl der Ausdruck der Scholien: madhjama-puruſha-balât); jezt aber, da ihr sonst so dienstfertig seid, warum lasset ihr jezt mich ohne Gruſs von ihm verschmachten? wie die nächsten Worte des Verses sagen. Doch einfacher wird es bloſs bedeuten: Ihr kommt jezt zu mir, da er fern ist.

*) Bopp Sanskr. Gramm. 47.

**) Zwar finde ich prodjantam, den aufgehenden (Mond), Nalodaja II. 52, was von pra ud jà seyn könnte; doch es ist eben vom gleichbedeutenden i. gehen.

*) Ich schreibe den veränderlichen Nasal durch m, gegen die Strenge der Wohllautsgesetze, um in der Lateinischen Schrift Miſsverständnisse zu verhüten. Unrecht aber hat Hr. Dursch ihn überall auch im Sanskrit so zu schreiben, statt mit Anuſwara.

Digitized by Google

In Zeile 4 führen die Scholien zu dem Ausruf ha die Variante (iti pâd'hê): na, nicht, an, welches als Frage (Kâku) zu nehmen, also nonne, wobei dann der Sinn des Verses unverändert bleibt.

V. 8, 4. bûdhas ein Druckfehler für bhadhûs, das Weib. Statt des Durschischen: vel illa quomodo vocetur tua conjux? haben die Scholien: tua uxor quid appelletur? scil. a nobis; was sollen wir zu ihr sagen, wenn du nicht kommen willst? Die Auffassung von Hrn. Dursch ist schöner, und ich glaube nicht, dafs ihr die proprietas significationis der hier gebrauchten Wurzel wac' im Wege stehe, dafs sie nämlich nur reden, anreden, nicht aber nennen, benennen, bedeute. Denn solche Nüancen der Bedeutungen scheint das Sanskrit gar nicht zu achten, dessen Grundcharakter ist Identität und Synonymität in schrankenlosester Ausdehnung.

V. 10, 2. wari ein Druckfehler für wâri, Wasser.

V. 12, 4. patitâlakântajâ, kann nicht, wie Hr. Dursch will, entstehen aus laka, Vorderhaupt, Stirne, und anta, Ende, Gränze. Wo käme da das lange â von patitâ her? Es ist patita-alaka-anta, herabgefallene Haar-Masse habend, alaka Haarlocke, und anta, wie gewöhnlich zur Umschreibung der Sache selbst, Umfang, Masse; daher die Scholien das völlig gleichbedeutende gewöhnliche kêſ'ânta setzen.

V. 13, 1. kut'a-g'êſhu kânanêſhu übersezt Hr. Dursch: in Corayae ſylvis, ohne sich auf das geographische Corayae in den Noten einzulassen. Er nimmt wohl kut'a nach der vierten Nummer bei Wilson: a mountain. Aber kut'a-g'âs erklärt der Scholiast für eine Baumart (wrkſha-wiſêſhâs); das ganze kuſumita-kut'ag'êſhu wanêſhu heifst also: floridas Cutagas arbores habentibus in ſylvis. Die nächste Zeile, die zwei Beiwörter derselben Wälder enthält: prija-rahitêſhu ſamutſuk'-ânanêſhu, d. i. amato privatis, lugentem faciem habentibus (wie es auch die Scholien verstehen), übersezt Hr. Dursch ganz willkürlich: dilecti absentiam lugente facie (mea).

V. 17, 3. kumumair, Druckfehler für kuſumair, mit Blumen. Hier kommt der Baumname kut'ag'a von V. 13 wieder, es wird damit der Kadambabaum angeredet, als eines von dessen vielen Synonymen also kut'ag'a erscheint. Hier sezt auch Hr. Dursch Cudacha (sic). Dafs die Scholien dafür kundag'a setzen, ohne Erklärung, und ohne dadurch eine Variante anzudeuten, ist wohl nur ein Versehen.

V. 19, 3. Von kâlatâ bemerkt Hr. Dursch richtig, dafs es nichts Anderes als kâla, Zeit, bedeuten könne, wundert sich aber zu sehr darüber, die Form nicht im Wilson zu finden. Dergleichen Ableitungen machen die Dichter, zum Behuf des Reimes wie hier, zu Tausenden, ohne dafs sie ihnen ein Wörterbuch nachzählen könne. Die Form tâ (Lateinisch, Griechisch, tas, της) ursprünglich dazu bestimmt, von einem Adjectiv das Abstractum zu bilden, mufs sich dann auch an alle möglichen Substantive, ja selbst schon Abstracta, anhängen lassen. So bei Kâlidâſa: tanutâ die Leibheit oder Hautheit, Leibes- oder Hautbeschaffenheit; latâtâ, die Rankenheit, schlanker Wuchs; mahaſtâ, Glanzheit; dâritâ, Weibigkeit, Weibergebenheit, uxorietas von uxorius, dârin von dârâs. Die Scholien selbst bilden zur Erklärung von Kâlatâ das gleichbedeutende ſamajatâ, Zeitheit, und von Kâla selbst zu V. 3 die mit tâ identische Form twa, ſajana-kâlatwam, Schlafenszeitheit.

V. 20, 1. rtu lies rtuh (rtus) mit dem Nominativzeichen, wie die Construction und das Metrum fordert.

V. 21, 2. dajâlur apîd'itâjâs kann nicht bedeuten „tenerrimae laudatae, der so zärtlich gepriesenen," und beide Erklärungen, die Lateinische und die Deutsche, sind nicht einmal gleich; dajâlur kann, als Nominativ, nur der Gatte seyn, wie auch die Scholien erklären: ſa dajâlur mêgha-wac'anêna; der Gatte kehrt zurück, durch die Rede der Wolken zum Mitleid bewegt. Damit fällt denn auch die sonst sinnreiche Auffassung von apîd'itâjâs als api îd'itâjâs, auch der gepriesenen, und es verbleibt bei der Erklärung der Scholien (die keineswegs fehlt, wie Hr. Dursch sagt) apîd'itâjâs tat-prâptau, der über die Ankunft desselben (Gatten) unbetrübten, frohen. Freilich ist so die Construction sehr schwierig, und der Reim schlecht (es reimt *unbetrübt* auf *betrübt*); aber auch in dem folgenden Hemistich ist der Reim schlecht bestellt, ja noch schlechter, der Sinn des zweimal stehenden Reimworts amôghair keineswegs deutlich, die Scholien dazu verwirrt, vielleicht eine andere Leseart voraussetzend, kurz Alles zusammen eine solche vom Herausgeber übergangene Schwierigkeit, die sich ohne ungebührliche Weitläuftigkeit hier nicht erörtern läfst. Es ist schon Oben gesagt, dafs der Vers wahrscheinlich unächt ist, angeflickt von einem, der dem Gedichte zu einem ordentlichen Abschlufs verhelfen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 67. u. 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäfs, ein Sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch.

(Fortsetzung.)

V. 22, 1. Statt kôſha ist das gleichbedeutende kôs'a zu setzen, dafs der Reim in den Buchstaben gleich werde: kara-kôs'a-pêjam und s'apêjam. Auch haben die Scholien kôs'a. Das hier erwähnte Wasserschöpfen und Trinken aus der Hand beim Schwören wird von den Scholien als eine allgemeine Sitte erklärt: anjô 'pi g'alam ſprſht'wâ êwa s'apatham karôti. Eben so kommt es vor Nalodaja IV, 21.

In der zweiten Zeile kann bhâwa-anurakta-wanitâ-ſuratais nicht bedeuten: „animo feminis dedito (juro);" sondern nur: animo deditarum feminarum per connubia (juro); obgleich die Scholien das anurakta durch Kânta, geliebt, auslegen, als könne es, statt ergeben, zugethan bedeuten: der, dem man ergeben, zugethan ist. — Auf die von Hrn. Dursch nur obenhin berührte Schwierigkeit des Ausdrucks ghat'akarpara, womit das Gedicht schliefst, und wovon es seinen Titel hat, mufs ich mir hier auch versagen einzugehen; ich bemerke nur, dafs die Scholien es nicht, wie Hr. Dursch anführt, erklären (oder besser: umschreiben) durch kambhaka-pâla, was (den Druckfehler des ersten a statt u abgerechnet) ja nicht *„zerbrochenes Gefäfs"* bedeuten kann, sondern durch dhwaſta-kumbhaka-pâla, was nun erst diese Bedeutung hat. Offenbar fehlt es Hrn. Dursch nicht an Kenntnifs des Sanskrit, sondern nur an Genauigkeit, die wir ihm hiermit für die Zukunft freundlichst anempfohlen haben wollen, damit die Bereicherungen, die unsere Sanskritliteratur von ihm noch zu erwarten hat, nicht durch leicht zu vermeidende Unachtsamkeiten einen Theil ihres Werthes verlieren mögen.

Für die Scholien mufs ich mich beschränken, nur beispielsweise drei benachbarte Druckfehler anzuzeigen, wo der Indische Druck das Rechte hat. Zu V. 9. abhig'âna l. abhig'nâna, Kennzeichen; âptakâma l. âptakâmâ, die ihr Verlangen erreicht habende; V. 10. ac'êtatrn'mako-malatwêna l. ac'êtana-trn'a-komalatwêna, durch (selbst) des unvernünftigen (oder fühllosen) Grases Zartheit. Von falscher Worttrennung genüge ein Beispiel aus demselben Vers: manupitrâ anabhig'nâjaſaſnêha twam dattam abhig'-nâjanih ſnêhatwam; schreibe: manupitrâ anabhig'nâja ſaſnêhatwam dattam abhig'nâja nihſnêhatwam, d. i. vom Menschenvater ist (selbst) dem unvernünftigen (Geschöpf) Zärtlichkeit gegeben, dem vernünftigen aber Unzärtlichkeit.

Ich komme nun zu den Bemerkungen über das Metrum. Hr. Dursch hat die verschiedenen Versmafse dieser Stanzen (denn sie sind keineswegs nach unserer Europäischen Weise in einem sich durch das ganze Gedicht gleichbleibenden Metrum verfafst) fleifsig nach ihren Längen und Kürzen durchgezählt, und danach fürs Auge in den gewöhnlichen prosodischen Zeichen dargestellt. Ausgenommen, dafs er einige, nach meiner Meinung, zufällige Verschiedenheiten als wesentliche Unterschiede mit in Rechnung bringt, abgesehen von einiger Unbestimmtheit und Verworrenheit des Ausdrucks, und abgerechnet eine Zahl von Schreib- oder Druckfehlern, die gerade auf diesen Seiten ihren Sammelplatz haben, hat er die Reihe von Quantitäten, aus welchen eine metrische Zeile besteht, überall richtig angegeben. Aber mit einem solchen Aggregat von Längen und Kürzen ist es nicht gethan; das ergibt sich überall von selbst, weil das Sanskrit keine zweideutigen oder doppelgültigen Sylben wie das Griechische hat. Man darf nur für jede lange Sylbe ein Strichlein –, und für jede kurze ein Bögelchen ∪ hinzeichnen, wenn man meint, dafs man dadurch das Metrum bestimmt habe. Vielmehr gilt es, ein Gesetz in dieser anscheinenden Willkür, eine Stätigkeit des Wechsels, einen Versfufs oder Tact nachzuweisen. Das

Digitized by Google

ist nun freilich vor der Hand bei vielen Sanskritmetern nur durch Divination möglich; doch Vermuthungen müssen gewagt werden, um zur Gewifsheit zu gelangen. Ich will für Freunde der Metrik sowohl als des Sanskrit hier kurz angeben, wie mir diese Metern erschienen sind. Ich befolge dabei die von Hrn. Dursch angewandte Absetzung der rhythmischen Zeile in zwei Hälften nach der Stellung ihrer Reime. Die beiden Hälften sind hier meistens gleich, doch nicht immer. Jede Stanze aber besteht aus zwei solchen zweitheiligen rhythmischen Reihen, die sich immer gleich sind.

Stanze 1. ∪∪–|∪∪–|∪–∪–
∪∪––|∪∪–|∪–∪–
ſalolair nihitan rag'ah kſhitau
rawic'andràw api nôpalakſhitau

d. i. Von der Fluth ist gelöscht der Staub auf Aun;
Nicht verblieb Sonn' in der Luft noch Mond zu schaun.

Stanze 2. ∪̆–∪–|–∪∪–|∪–– (zweimal)
hanſà nadan-mêgha-bhayàd drawanti
nis'â-mukhânj adja na c'andrawanti

d. i. Die Gänse flieh'n scheu vor der Wolke Dröhnen;
Die Stirn der Nacht siehst du den Mond nicht krönen.

Stanze 3. ––∪–|∪∪∪|–∪∪–|∪–– (zweimal). Es ist das Mafs von Stanze 2, nur in der zweiten Region ∪∪∪ eingefügt.

Stanze 4 wie Stanze 1, nur am Ende eine Sylbe mehr, nach unserer Art ein weiblicher Ausgang statt des männlichen; nur dafs hier nicht in einer und derselben Stanze das Wechseln mit beiden Ausgängen stattfindet.

paridhîra-rawan g'alan darîſhu
prapatatj adbhutarûpa-fundarîſhu

d. i. Wie mit dumpfem Getön die Fluth der Lüfte
Ins Gebirg fällt in die schönen Wunderklüfte!

Stanze 5 wie 3.

Stanze 6 bis 12. –∪–∪|∪∪–|∪–∪– (zweimal)
ſarwakàlam awalanghja tòjadà
àgatâ'ſtha dajitò gatò jadâ

d. i. O ihr Wolken, die ihr aller Orten zieht,
Hergekommen zu mir izt, da Er mich flieht!

Stanze 13. ∪∪∪ ∪∪∪|–∪–|∪––
∪∪∪∪ –|∪∪–∪–|∪–– (S. St. 18)

Stanze 14 wie 3. Stanze 15 wie 4. Stanze 16 wie 2.

Stanze 17. ∪∪∪–|∪∪–|∪∪–∪– (zweimal)
nawa-kadamba s'irò 'wanatâ 'ſmi tê
wafati jan madanah kufuma-ſmitè

d. i. O du Kadamba-Gesprofs, dir sich beugt mein Haupt;
Denn von der lächelnden Blüth' ist die Lieb' umlaubt.

Stanze 18 wie 13, nur steht in der zweiten Hälfte ∪∪–– für ∪∪∪∪–; also wird in der ersten Hälfte auch das ∪∪∪ ∪∪∪ als ∪∪–– zu nehmen seyn, woraus dann das unserem Ohr fühlbare Verhältnifs entspränge:

∪∪––|–∪–|∪––
∪∪––|∪∪–∪–|∪––

wobei die zweite Hälfte zu der ersten in demselben Verhältnifs stünde, wie bei Stanze 1, indem hier zwei Kürzen, wie dort eine Länge, zwischen der ersten und zweiten Region zugegeben sind.

Stanze 19. wie 1. Stanze 20. 21. 22 wie 3.

Welche Ueberfülle von Metern für ein so kleines Gedicht! Doch nicht darüber mufs man sich wundern, sondern darüber, warum nicht die Indischen Dichter für jeden Vers ein neues Metrum erfinden, da ihre Sprache bei der völligen metrischen Bestimmtheit jeder Sylbe ihnen keine solche Schranke, wie selbst die Griechische ihren Lyrikern, sezt, die sie nöthigte, sich an etwas Angenommenes, dem Hörer Geläufiges, zu halten, da sie vielmehr sicher sind, dafs jedes Unerhörte, was sie vorbringen mögen, sogleich in seiner rechten metrischen Geltung aufgefafst werde, ohne dafs sie nöthig hätten, wie unsere antikisirenden Lyriker, das Metrum vorzuzeichnen. Doch gilt das freilich nur die einzelnen Sylben, nicht die Bewegung des Ganzen, welche die Hauptsache ist; und so hat auch diese Freiheit ihre Gränzen. Wir sehen daher in solchen lyrischen Gedichten doch immer nur eine gewisse Anzahl von Mafsen abwechseln, und selten verhältnifsmäfsig so viele, als in diesem Gedichte. So hat das Gedicht Amarû-ſatakam, das, wie der lezte Theil seines Namens besagt, aus hundert Stanzen besteht, nur zehn Versmafse, darunter zwei mit unserem Gedichte gemeinschaftlich, nämlich die hier zu St. 3 und 17 angegebenen. So wie denn überhaupt das zu St. 3 ein sehr häufig gebrauchtes ist, worauf auch Hr. Dursch aufmerksam macht. Aus den Scholien aber sehen wir, dafs unser Dichter in den Metern gar nichts oder doch nur sehr Weniges erfunden hat; denn sie führen für jedes einen herkömmlichen Namen an, und nur für das zu St. 18 einen solchen, der wahrscheinlich bezeichnet, dafs es die Erfindung des Dichters sei, nämlich anukta-gàthà, ungesprochene Weise, d. i. wie ich glaube, oder von keinem anderen Dichter gebrauchte. Ich habe aber oben nachgewiesen, dafs diese St. 18 nur eine Varietät von St. 13 ist. Die übrigen Namen bieten eine überraschende Aehnlichkeit dar mit den blumenreichen Bezeichnungen unserer Meistersinger für ihre Töne. St. 1. waitàli, die austönige, oder vielleicht die Frühweckweise, wenn man es beziehen darf auf

Digitized by Google

waitâlika, einem von den hundert Namen, die der Minstrel oder Hausbarde führt, dessen Geschäft es ist, seinen Herrn Morgens mit Gesang zu erwecken. St. 2. Indrawag'râ, die donnerkeilige; St. 3. wasanta-tilakâ, die Frühlingstirnmalige; St. 4. wasanta-mâlikâ, die Frühlingskranzige; St. 6. rath-o-ddhatâ, die Wagenhochfahrige; St. 13. pushpit-â-grâ wrti, die blüthenspitzige Weise; St. 16. upag'âti-c'handas, der (Wieder-) Geburts-Ton; St. 17. druta-wilambitan c'handas, der schnellsäumige Ton. Dabei ist auffallend, dafs 2 und 16 zwei verschiedene Namen haben, da beide doch nach obiger Darstellung eins sind.

So beweglich nun im Ganzen die Composition dieser Metra erscheint, so starr sind sie im Einzelnen, in dem unbeweglichen Feststehen jeder Quantität an ihrem Platze, ohne Umsetzung eines Versfufses in einen von gleichem Gehalt, wie z. B. –∪∪– in ∪–∪–. Doch dieses Beharren ist nur eine Eigenheit der hier angewandten Classe von Metern, eine andere Classe, wovon nachher, erlaubt die freieste Umstellung des Versfufses. Aber eine andere wichtigere Beschränkung des Rhythmus scheint aller Sanskritischen Lyrik gemeinschaftlich (so weit ich von der Gleichförmigkeit des wenigen mir Bekannten auf das noch Unbekannte schliefsen darf), die nämlich, dafs sie, eben so wie die Persische und Arabische (mit denen sie überhaupt viel mehr Berührungspunkte hat, als man glaubt) nicht über die Zweitheiligkeit der Stanze hinausgekommen ist, nicht die vollkommnere Gliederung nach Gesang, Gegengesang und Abgesang gefunden hat, worin unsere Minnesinger es dem gröfsten Griechischen Lyriker gleich thun.

Doch nicht auf seinen Metern beruht der eigene Stolz dieses Gedichtes, sondern auf seinen Reimen, von deren Eigenthümlichkeit ich daher hier ein Wort sagen zu müssen glaube. Der Reim, der schon durch die Araber altehrwürdig erscheint — denn da er bereits vor Mohammed völlig feststeht, so wird man seinen Ursprung wohl wenigstens bis zu Christi Geburt hinaufrücken dürfen — zeigt nun auch bei den Indern ein hohes, künftig näher auszumittelndes Alter. Doch hat er sich hier nicht so der ganzen Poesie bemächtigt, wie der des Mittelalters oder der Araber, die ihn geradezu in ihre Definition von Poesie als nothwendiges Merkmal derselben aufnehmen. Vielmehr, dieselben Dichter, die einmal aufs Künstlichste reimen, gebrauchen ein andermal dieselbigen Metra reimlos. Was der Reim an sich sei, wüfste ich nicht zu sagen; ich weifs nur, dafs er unter verschiedenen Umständen sehr verschieden erscheint. In den Europäischen Sprachen beruht er auf der betonten Gleichheit des Ausgangs verschiedener Wörter, dabei haftet er im Germanischen zunächst auf der betonten Hauptsylbe selbst. Im Arabischen begnügt er sich mit der Gleichheit des lezten radicalen Buchstaben, kann aber von da rückwärts wachsend das ganze Wort einnehmen. Im Sanskrit scheint der Reim, wozu er in jeder Sprache gelegentlich werden kann, recht von Haus aus ein Wortspiel. Im Wortspiele treibt die Sprache mit ihren eigenen Mängeln Scherz. Zwei verschiedene Begriffe oder Objecte, die ursprünglich zwei verschiedene Bezeichnungen haben, kommen durch Sprachzufall, durch Verderbnifs oder Vermischung der Formen, zulezt dazu, nur eine gemeinschaftliche Bezeichnung zu haben. Oder auch, von dem Punkte eines Wortes aus, das eine Fülle von ungeschiedenen Vorstellungen im Keim enthält, werden nach verschiedenen Richtungen hin immer weiter auseinanderweichende Bedeutungen entwickelt, bis zulezt an den äufsersten Punkten solche stehen, die, ihres gemeinschaftlichen Ursprunges vergessend, jezt nur zufällig einen Klang mit einander zu theilen scheinen. Dazu kommt noch, dafs durch mannigfaltige Umbiegungen oft ein Wort auf einer grammatischen Stufe einem anderen auf einer anderen Stufe ähnlich wird. Solcher zweideutiger Wörter von jeder Art bedient sich die Unbefangenheit, ohne Anstofs zu nehmen oder zu geben; die Intention des Sprechenden theilt sich dem Hörenden mit, der über das gemeinte Object nicht zweifelhaft bleiben kann. Die Besonnenheit vermeidet wohl solche Unvollkommenheiten durch Wendungen und Verbindungen; der Witz aber sucht sie auf, um das Ohr zu verwirren, und den Geist anzuregen. Vielleicht ist keine Sprache so wenig zweideutig in ihren Formen, und darum so plastisch, wie die Homerische, ich sage nicht die Griechische. Und vielleicht ist keine so unbestimmt im Sinn, bei so vieler Bestimmtheit der Formen, wie das Sanskrit. Nicht blofs seine Wurzeln sind von äufserst allgemeiner fast unbegränzter Bedeutung, sondern auch seine concreten Wörter höchst vieldeutig und unendlich synonym zugleich. Die Grammatik selbst geht darauf aus, ursprünglich verschiedene Wurzeln zu identificiren. Solcherlei wie: *gerochen* von riechen und rächen, luxi von luceo und lugeo, was in anderen Sprachen nur als einzelner Auswuchs vorkommt, ist hier in ganzen Massen vorhanden, und zu Regeln erhoben. Ferner hat das Sanskrit mit allen den-

Digitized by Google

jenigen Sprachen, welche noch nicht, wie jezt die Germanischen, eine Hauptsylbe von einer Bildungssylbe durch die Betonung unterscheiden, die Eigenschaft gemein, dafs manche Bildungssylbe einem selbstständigen Wort oder einem Theile desselben völlig gleich steht, also ein mit Bildungssylben verschenes Wort leicht als zwei oder mehrere selbstständige Worte aufgefafst werden kann; und zwar besizt es diese Eigenschaft im allerhöchsten Grade wegen der unendlichen Menge seiner Bildungssylben, wegen der grofsen Zahl seiner kleinen aus einem einzigen Consonanten mit einem Vocal bestehenden Wörtchen, so wie wegen der zur Regel gewordenen Zusammenfliefsung zweier an Wortend' und Anfang sich berührender Vocale. Die aus allen diesen Gründen entspringende ganze oder theilweise Gleichheit verschiedener Wörter ist es nun, in deren Zusammenbringung der Sanskritische Reim besteht. Z. B. aus unserem Gedichte: Kòpitàni, die entzündeten, getrennt kô 'pi tâni, wer auch diese; bhâwanê, der (Gemüths-) Beschaffenheit, als Compositum bhâ-wanê, dem Glanzwald oder der Glanzwohnung; tôja-dâ, die Thau-Geber, Wolken, gatô jadâ, gegangen wann; kalâpinas, die Pfauen, sôkalâpinas, die schmerz-klagenden; safarg'a, er hat geschaffen, kâma-niwâfa farg'a, o Liebeswohnung Sarg'abaum; fadâ 'ham, immer ich, fa-dâham, mit Gluth begabt.

Wie man sieht, besteht das Gemeinsame dieser Reime darin, dafs ein Buchstabencomplex, die Reimgruppe, an verschiedenen Punkten getrennt, verschiedene Wörter oder Theile derselben darstelle. Diese Reimart, die sich im Sanskrit von selbst macht, ist theilweise auch in anderen Sprachen vorhanden oder möglich. Im Arabischen besteht ein eigenes Räthselspiel in der Auffindung eines Wortes, das in einzelne Theile zerlegt mehrere für sich bedeutende Worte gibt. In einer Makame aus dem zweiten Theil des Deutschen Hariri, die ich inzwischen habe einzeln drucken lassen, habe ich dieses im Deutschen nachgebildet; Beispiele sind: wolfeil, Wolf eil'! abendlich, ab endlich. Als Reim selbst gebraucht Hariri dergleichen in mehreren Gedichten, besonders aber in der Prosa; Beispiel: Nacht-Rabe, Nach-Trabe; wie der Hall, Wiederhall; meide die Leidenschaft, die Leiden schafft; mit Leiden habe Mitleiden. Im Persischen gibt es einzelne ganz so gereimte Gedichte; ein sehr gewöhnlicher Reim der Art ist bedeft, das einmal als bed eft, bös ist, und einmal als be deft, mit oder bei der Hand, bedeutet. Im Griechischen und Lateinischen wäre so zu reimen auch ein Leichtes, wie ich hier zum Scherz versuchen will:

Quicunque mente sanus est, anno scit is
Frui novo; melius quid est? an noscitis?

Wie kommt nun unser Dichter dazu, sich auf seine leichte Reimkunst so viel einzubilden, dafs er sich im Schlufsverse vermisset, Jedem der ihn in solchen Reimen überträfe, in einem zerbrochenen Kruge Wasser reichen zu wollen? Ist er wirklich so unübertroffen unter seinen Landsleuten? Bewahre! sein zerbrochener Krug reicht dem Nalôdaja des Kâlidâsa das Wasser nicht. Auf dieses grofse Gedicht des berühmten Dichters wird das kleine unseres ungenannten durch eine Sage in Beziehung gesezt, welche Hr. Dursch in seiner Vorrede so anführt: „Kâlidâsa soll dieses Gedicht in seinem Werke Nalôdaja, das sich ebenfalls durch seine complicirten Alliterationen und Reime auszeichnet, nachgeahmt haben." Dabei ist nun das *nachgeahmt* eben so unpassend wie die *Alliterationen*, die es im Nalôdaja so wenig als im zerbrochenen Kruge gibt. Aber auch milder gewendet, dafs Kâlidâsa wohl eben ein Gegenstück zu unserm Gedicht habe verfertigen wollen, bleibt die Legende doch immer zu legendenhaft. Wer wird zu einem Stücke von zwanzig Versen ein Gegenstück von zweihundert machen? Denn aus so viel, und 19 darüber, besteht der kâlidâsische Nalas-Aufgang. Vielleicht erweist sich als das Wahre an der Sache so viel, dafs der Ungenannte diese Reimart zuerst, wenigstens zuerst mit einer durchgeführten Absichtlichkeit, angewandt habe, bis die dann in allgemeine Uebung gekommene Weise zulezt von Kâlidâsa auf den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit gebracht worden. Dann erklärte sich jene Aeufserung des Selbstgefühls ganz natürlich, so wie eine gewisse Freiheit und Genügsamkeit der Reimkunst, ein leichtes Greifen nach dem Nächsten, sich von selbst Darbietenden, wogegen im Kâlidâsa Alles aufs Gesuchteste und Ausgesuchteste erscheint. Bei dem Ungenannten besteht die Reimgruppe, wie sich's trifft, aus zwei, drei, vier und mehr Sylben, bei Kâlidâsa füllt sie regelmäfsig immer zwei ganze Tacte. Bei dem Ungenannten kehrt jede Reimgruppe nur zweimal wieder, bei Kâlidâsa viermal; wodurch die Kunstschwierigkeit nicht etwa nur verdoppelt, sondern unendliche Male vervielfacht wird. Nicht ein einziger der von den Ungenannten gebrauchten, doppeltbedeutenden Sylbencomplexe liefse sich zu einer dritten, geschweige vierten, Bedeutung verwenden. Doch ich will hier eine gedrängte Uebersicht der Vers- und

Digitized by Google

Reimkunst des Nalôdaja anfügen, zum Theil als Vorarbeit und Beitrag zu einer nunmehr zu erwartenden philologischen Ausgabe dieses Gedichtes.

Der Nalôdaja erzählt, in vier Büchern oder Gesängen, die bekannte Geschichte von Nala und Damajanti, vom Anfang bis zu Ende, in so künstlicher Form, dafs eine Iliade in Sonette umzudichten dagegen ein Kinderspiel wäre. Zwar die Versmafse sind einfacher als im Ghat'akarparam; es sind ihrer im ganzen Gedichte nur drei, eines, welches das epische vorstellt, für die grofse Masse des Gedichtes, und zwei lyrische, die jenes im Einzelnen unterbrechen. Jenes erste Mafs ist A'rjâ, und hat hier diese Einrichtung: Jede metrische Zeile, deren zwei eine Stanze machen, besteht aus acht Tacten, jeder Tact aus dem Zeitmafs von vier Kürzen. Von den vier Kürzen eines Tactes können je zwei in eine Länge, oder alle vier in zwei Längen umgesezt werden, so dafs also aufser dem Prokeleusmatikus ∪∪∪∪ erscheinen können der Anapäst ∪∪–, der Daktylus –∪∪, der Amphibrachys ∪–∪, und der Spondeus ––. Ueber die Gränzen des Tacts hinüber erstreckt sich diese Freiheit nicht, es kann nicht etwa die lezte Kürze des einen Tactes mit der ersten Kürze des folgenden Tactes zusammen in eine Länge umgesezt werden. Durch diese wichtige Beschränkung erhält das sonst so freie Mafs seine feste Haltung. Da aber augenscheinlich der Charakter des Versmafses im Wechsel jener fünf möglichen Füfse besteht, so folgt, dafs nicht ein und derselbe Fufs viele Tacte nach einander, oder vielleicht gar die ganze metrische Reihe hindurch, wiederkehren dürfe. Nur der Spondeus, der zweierlei Betonung zuläfst, ⏑ ⏓ und ⏓ ⏑, je nachdem er daktylisch –∪∪ oder anapästisch ∪∪– gedacht wird, macht davon eine Ausnahme. Im lezten der acht Tacte sind einige der fünf Füfse durch ein allgemeines metrisches Princip ausgeschlossen, durch die nothwendige Annahme nemlich, dafs die lezte Sylbe einer metrischen Reihe, auch wenn kurz, für lang gilt; es können also hier von den fünf Füfsen nur die zwei ∪∪– und –– erscheinen; weil z. B. durch –∪∪, da das lezte ∪ für – gilt, fünf Kürzen statt der gesetzlichen viere in den Tact kämen. Da aber am Ende der metrischen Reihe die Reimgruppe steht, die eben so in einem der vorhergehenden Tacte stehen mufs, so folgt daraus eine Rückwirkung der metrischen Beschränkung des lezten Tactes auf jenen vorhergehenden Tact, welches der dritte ist, wie wir sehn werden, so dafs auch in diesem nur –– oder ∪∪– stehn kann. Durch diese gewöhnliche Stellung der Reimgruppe gliedert sich das achttactige Hemistich auf anmuthige Weise in diese zwei ungleichen Hälften:

| 1. | 2. | 3. |
| 4. | 5. | 6. | 7. | 8. |

Durch diese Stellung sieht man, dafs der sechste Tact der bedeutendste in der metrischen Reihe ist, denn er ist der mittelste in der lezteren wichtigeren Hälfte. Man kann schon daraus vermuthen, dafs in ihm das wechselreiche Metrum eine Grundhaltung haben werde; und so ist es auch. Es findet sich hier keine andere der vier Fufsverwandlungen als die einzige ∪–∪, der Amphibrachys, und daneben nur ausnahmsweise der ursprüngliche Mafsfufs selbst, der Prokeleusmatikus ∪∪∪∪. In den 185 Stanzen, die in diesem Mafse verfafst sind, also in 371 Hemistichen oder metrischen Reihen, kommt an dieser sechsten Stelle der Prokeleusmatikus nur 56 mal vor. *) Nur ein einzigesmal (III, 40, a) steht der Daktylus, was vor der Hand für eine Corruption gelten mufs. Und einmal (IV, 9, b.) steht –∪, Trochäus, wo also dem Takte eine der gesetzlichen vier Kürzen abgeht, die etwa durch ein einzuschiebendes c'a, und, zu ersetzen ist.

Dafs der Grundfufs ∪–∪ vom lezten Tact ausgeschlossen ist, und defswegen durch die gewöhnliche Reimstellung auch vom dritten Tact, ist schon gesagt. Aber er ist auch ausgeschlossen vom vorlezten oder siebenten Tact, eben weil er schon im sechsten steht, zufolge des Gesetzes der Abwechselung, und somit auch vom zweiten Tact, durch dieselbe Rückwirkung der Reimstellung, da ja die Reimgruppe jedesmal zwei Tacte füllt, den siebenten und achten, und also auch den zweiten und dritten. Eben so ist er ausgeschlossen vom ersten Tact, weil er hier stehend einen andern Rhythmus, nemlich den jambischen, wovon nachher, ankündigen würde. Es bleibt also nur noch für ihn der vierte und fünfte Tact. Vom

*) Nemlich: I, 3, a. b. 7, b, 9, b. 10, b. 32, b. 34, a. 36, b. 39, b. 42, b. 44, b. 48, a. 53, b. II, 3, a. 5, a. 9, a. 15, a. 30, a. 38, a. 41, b. 47, a. b. 50, b. III, 2, a. 4, b. 6, b. 8, a. 12, a. b. 13, b. 14, b. 17, b. 24, b. 28, b. 31, a. 33, b. 37, a. 40, b. 50, a. b. 52, b. IV, 5, b. 6, b. 17, b. 18, b. 24, b. 27, b. 29, b. 31, a. b. 32, b. 33, b. 36, b. 39, b. 40, b. 41, b. Nach dieser Einzelangabe mag nun ferner beobachtet werden, wie sich in diesem Falle der dem sechsten Tact vorangehende und nachfolgende am gewöhnlichsten in der Wahl des Fufses verhalte.

Digitized by Google

fünften sollte er ausgeschlossen seyn, weil er im sechsten steht; und wirklich findet er sich dort auch nur, wenn der sechste ausnahmsweise ∪∪∪∪ hat, so I, 32, b. Nur I, 53, b. stehen zwei ∪–∪ nacheinander, im fünften und sechsten Tact, den vierten Tact aber, die zweite längere Hälfte der metrischen Zeile anhebend, steht er unendlich oft.

Selten sind nacheinander zwei Tacte mit Kürzen gefüllt. So I, 20, Takt 4 und 5: Sphudam iti gatim iha, „offenbar also den Gang hieher." Der Spondeus dagegen füllt oft mehrere Füfse nach einander, aus dem schon angegebnen Grunde; besonders häufig in den Reimgruppen, was dann auf andern als metrischen Gründen beruht, wie wir sehen werden. Nicht gar selten besteht ein ganzes Hemistich aus lauter Spondeen, den nothwendigen Amphibrachys im sechsten Tact ausgenommen; so III, 53. die beiden übrigen Füfse –∪∪ und ∪∪– unterliegen keinen weitern Beschränkungen als denen, die sich aus der entwickelten Eigenschaft des lezten Tactes (und somit auch des dritten) und aus dem Gesetz der Abwechselung ergeben. Dafs beide Füfse, so wie auch der Grundmafsfufs ∪∪∪∪, bei der gewöhnlichen Reimstellung, vom vorlezten Tact meistens ausgeschlossen sind, beruht nicht auf metrischen Gründen, sondern auf der Bequemheit des Reimes, wie wir sogleich sehn werden; und diese Beschränkung fällt daher weg, sobald eine andere als die gewöhnliche Reimstellung eintritt.

Die gewöhnliche Reimstellung nämlich ist, wie gesagt, im Tact 2 und 3 und Tact 7 und 8 jedes Hemistichs. Der Reim erscheint dann meistens als 4 Längen, welche die zwei Tacte füllen, –– | ––, so I, 2. nâgôpîtas. Dieses ist die Art, wie der schwere Reim sich am leichtesten macht, weil die langen vocalischen Sylben die meisten Vocalverschmelzungen, das Haupthülfsmittel dieser Kunst, zulassen. So entsteht das viermalige nâgôpîtas (viermalig nemlich, weil in beiden Hemistichen einer Stanze hier überall nur Ein Reim ist, nicht zwei verschiedene wie im Ghat'akarparam) — es entsteht einmal aus nâ gôpîtas, d. i. Mann (geboren) von der Kuhhirtin, gôpî, mit der adverbialisch-ablativischen Endung tas; das zweitemal aus anganâ-gô-pîtas, d. i. von den schönen Augen eingetrunken; das drittemal aus jêna agôpi itas (sprich jênâgôpîtas), d. i. von welchem gehütet ward sodann; und endlich aus n' âgô 'pi itas (sprich nâgôpîtas), d. i. nicht Unbill auch ergangen (erlitten). Ich mufs aber nun zur völligen Anschaulichmachung die ganze Stanze hersetzen: es ist darin, wie in den ersten neun Einleitungsstanzen überhaupt, vom Hirtengott Krſhna die Rede:

jô 'g'ani ná gôpîtas
c'ac'âra jô wallaw–â–nganâ-gô-pîtas
bhûr jên. â. gôp. î. tas
hanfâd jô dwêſham êwa n'âgô 'p. î. tas *)

d. i. wörtlich:

qui natus-est vir a-bubuſca; **)
ambulavit qui pastoralium feminarum oculis imbibitus;
terra a-quo servata-est deinde;
a-Canso qui inimicitiam sane nonne injuriam etiam expertus *est*?

Es wird an dieser einen Probe genügen, um den unendlichen Abstand der Reimkunst des Ghat'akarparam von der des Nalôdajas deutlich zu machen; und zugleich ist diese Stanze ein Muster von leichter Darstellung in schwerster Form. Sie hat nur eine einzige Krücke, die als Frage (und somit als Bejahung) zu fassende Negation in der lezten Zeile; ein sehr gewöhnliches Hülfsmittel dieses Gedichts. So leicht geht es aber nicht überall ab, und oft war namentlich den verwickelten Constructionen des Textes durch eine lateinische Interlinearversion, die ich von diesem Gedichte gemacht, kaum nachzukommen. Es ist auch zu bemerken, dafs die Vocalverschmelzung in denjenigen Fällen, wo sie das Ohr am meisten verwirrt, und das Verständnifs am meisten erschwert, vom einfachen Ghat'akarparam ganz vermieden, vom künstlichen Dichter des Nalôdajas aber gerade absichtlich gesucht ist. — Doch ich zähle nun die übrigen Quantitäten auf, in welchen der Reim, aufser seiner gewöhnlichsten –|––, noch vorkommt.

Ziemlich häufig ist ––|∪∪–, dâjâtawatas, I. 1. und fast eben so häufig –∪∪|–– dânawanâfan, I. 4. Jenes

*) Ich habe überall die lezte Sylbe tas geschrieben, statt der in 2 3 und 4 eintretenden euphonischen Gestaltung, tah (ta:). Der Sanskrit-Reim nimmt nirgends auf die euphonische Veränderung des s Rücksicht, auch nicht, wenn es in r verwandelt wird, oder ganz ausfällt. — Die oben gebrauchten, einen langen Vokal einfassenden zwei Pünktchen sind meine Bezeichnung für die Vocalverschmelzung, und ich wende sie eben so in Sanskritschrift an. Statt Eines Pünktchens erscheinen zwei übereinander, wenn der verschmolzen werdende Vocal selbst ein-langer ist. Die Verbindungsstrichelchen zeigen die Composita an.

**) Dafs ich hier in der Erklärung von den Scholien abweiche, erlaubt an dieser Stelle, und bedarf für den Zweck, keine Rechtfertigung.

Digitized by Google

kommt in 27, dieses in 22 von den 185 Stanzen dieses Versmafses vor. Etwas seltner ∪∪–|––, sarasâdêhi, I. 40, überhaupt nur in 12 Stanzen. In diesen drei Fällen steht der Vocalverschmelzung eine lange Sylbe weniger zu Gebot, als oben in ––|––; und eben das ist der Grund ihrer seltenen Anwendung.

Sehr selten –∪∪|∪∪–, mânawalatajâ, III, 5. So nur noch III, 22. Und nur einmal ∪∪–|∪∪– nafamâjatajâ, II. 34. In diesen beiden Fällen findet die Vocalverschmelzung noch eine Länge weniger, und im lezten Fall sezt sich noch dazu der anapästische Rhythmus fest, wodurch die epische Stanze sich der ersten der beiden lyrischen annähert.

Mehr als die Quantität von vier Längen oder zwei Tacten füllt die Reimgruppe nirgends. Was in den die Gruppe bildenden Wörtern vor dieser Quantität steht, gehört nicht zum Reime, wenn es auch zufällig eine einigemale (doch nicht alle viermale) gleichmäfsig wiederholte Sylbe seyn sollte. So I, 35, wo der Reim nur lâpâfjantam ist, nicht kalâpâfjantam, obgleich das ka in drei Gruppen wiederkehrt; aber in einer Gruppe steht dafür g'a. Indem man dieses Zufällige verkannte, hat man hin und wieder den Text alterirt und das Metrum gestört, dadurch, dafs man eine solche vor einigen Reimgruppen hergehende gleiche Sylbe, oder ein ganzes mit ihr endendes Wort, auch vor einer andern Gruppe, wo sie mit Unrecht zu fehlen schien, einschob. So I, 33, wo der Reim ramahaftêna, ∪∪–|––| ist, nicht paramahaftêna, wie zufällig in den drei ersten Gruppen; in der vierten aber ist zu setzen puramahaftêna, wobei das pu vor dem Reim eben so wenig in Anschlag kommt als das dreimalige pa. Man hat aber dieses pa als zum Reim gehörig betrachtet, und, um es auch in der vierten Gruppe zu haben, nach dem puram, Stadt, ein den Vers verderbendes param im Sinne von: vorzüglich, als Beiwort der Stadt, eingeschoben, obgleich das param in diesem Sinne schon in einer der vordern Reimgruppen da war, und darum nicht wiederkehren darf. *)

Dagen füllt der Reim ausnahmsweise die zwei Tacte nicht ganz. Es fehlen ihm zwei Kürzen oder eine am Anfange. Die einzigen Fälle der Art sind III, 2. ∪∪ bhâfwaratas; IV, 32. ∪∪ mânajatas (hier doch vielleicht eine Corruption von râmanajatas) IV, 39. ∪∪ dêwanatas; IV, 22. ∪ tamakfhamatas.

Eine andere wichtigere Abweichung ist es, dafs die Reimgruppe in andern Tacten als den oben bezeichneten steht. Die wenigen Stanzen, in denen dieses der Fall ist, nähern sich hierdurch der lyrischen Form. Es sind weiter keine als I, 46, II, 52, und III, 24, wo die Reimgruppe die Tacte 2, 3, 4 und 5 einnimmt, wobei in I, 46 der Reim die in seiner gewöhnlichen Stellung nicht vorkommende Quantität ∪∪∪∪|––, nanalafamânân hat. Sodann IV, 9, wo der Reim im ersten Hemistich, einmal (das Ende von Tact 1, den Tact 2 und den Anfang von Tact 3 füllt, das anderemal Tact 4 und 5, im zweiten Hemistich aber einmal Tact 1 und 2, und das anderemal Tact 4 und 5. Dann II, 6, wo der Reim sûc'itaja, dem wie in den obigen Beispielen zwei Kürzen fehlen, in Tact 1, 2, 4 und 5 steht. Und endlich II, 14 wo der Reim, gar nur auf das Mafs eines Anapästs reducirt, als sahakâ in Tact 1 und 4 steht.

Das erste der beiden lyrischen Metern ist ein rein

*) Eben daher ist IV, 23, b. die Lesart ârtjanala, Schmerzensflamme, in den Text gekommen (da doch anala, Flamme, schon in einer der vorhergehenden Reimgruppen steht) statt der von den Scholien als Variante angeführten richtigen Lesart ârtibala, Schmerzensmacht.

Auch sonst bringen die Scholien zuweilen die richtige Lesart als Variante bei; so IV, 44, b, wo statt des unmetrischen têna in der sechsten Region, balêna das richtige ist, wodurch auch der Construction geholfen wird. — Uebrigens sind hin und wieder einzelne Buchstaben oder Sylben, selbst Wörtchen und Wörter auszuwerfen, um meist den Sinn zugleich mit dem Metrum herzustellen. So I. 50, b. awrtta, ∪–∪, er ward, lies awrta, ∪∪∪, er wählte. IV, 2, a. statt der Mifsform wic'intajê lies wic'itajê, Dativ von wic'iti. IV, 24, a. amunc'ad l. amuc'ad. IV, 4, a und IV, 24, b, wirf c'a aus. IV, 14, b, wirf iti aus. IV, 45 ist in a, fa râg'jam für su-râg'jam zu lesen, und in b das râgjam auszuwerfen. — Im Gegentheil zuzusetzen, III, 2, b; statt manufhjam ist manufhjalôkam zu setzen. IV, 37, b kann ein tam, den, vor pufhkaram eingeschoben werden, oder auch der Aorist abhjadhâd ins Präteritum abhjâdadhâd verwandelt. I, 5, b ist Wifarga nach g'ana zu setzen. IV, 18, b, das c'a ist vor statt nach ârôpja zu setzen. IV, 20, b, statt winimajò ist etwa nimajasc'a zu lesen. IV, 18, a, kê hrtâsc'a badhwâ na ist in c'a kê hrtâ badhwâ na umzusetzen, wodurch der Reim tâbadhwâna gewonnen wird. — Nach diesen Verbesserungen bleiben nur noch sechs metrisch fehlerhafte Stellen im ganzen Gedichte; I, 8, a (Tact 5.) II, 35, b (Tact 4 — 6). II, 39, a (4). II, 41, a (4—6). III, 23, a (4—5). IV, 9, b (6). Dazu noch einige leicht zu verbessernde Druckfehler.

Digitized by Google

anapästisches. Anapästischen Flug haben schon einzelne Stanzen des epischen Mafses, II, 6. II, 14. IV, 22, die dadurch wie durch die veränderte Reimstellung den Uebergang zur lyrischen Stanze machen. Sie haben vorn herein lauter Anapäste, selten einen anapästischen Spondeus dazwischen, bis zu Tact 6, wo der Grundfufs der epischen Stanze ∪–∪ die Bewegung bricht, die dann in Tact 7 und 8 wieder anhebt, als ∪∪–|∪∪–| oder ––|∪∪–| auch als –∪∪|∪∪–. Das eigentlich anapästische Mafs aber, von dem nun zu reden ist, besteht aus acht reinen Anapästen für die metrische Zeile, die sich der Reimstellung nach in zwei gleiche Hälften theilt. In diesem Mafs sind gedichtet I, 54 (Schlufsstanze), II, 4. 16—19. 26. 27. 28. 33. 42—49. IV, 47 (Schlufsstanze).

Der Reim füllt hier nur ausnahmsweise zweimal zwei Tacte in jedem Hemistich, so wie er im epischen Mafs regelmäfsig erst Tact 2 und 3, dann Tact 7 und 8 in beiden Hemistichen füllt. So ist hier nur I, 54, wo der Reim famahâfamahà die Tacte 2, 3 und 6, 7 in beiden Hemistichen einnimmt. Es ist zu bemerken, dafs dieser Reim famahâfamahà eine Verdoppelung in sich selbst enthält. Ein Hinneigen zu dieser Verdoppelung in sich zeigte der Reim schon einzeln im epischen Mafse; so I, 7. dâjàdâjas; IV, 13. wâfàwâfa; IV, 29. màjàmâjàn; IV, 36. mâfàmâfa. Auch eine wirklich vollständige Verdoppelung wie das famahâfamahà kommt im epischen Mafse vor, II, 52. kàlankàlan, in einer der Stanzen mit der abweichenden Reimstellung, die den Uebergang zum Lyrischen bilden. Nun kann aber eine solche in sich verdoppelte Reimgruppe wie famahâfamahà als zwei einzelne Reimgruppen famahá betrachtet werden; und eine solche Ansicht ist es, aus welcher die eigenthümliche Beschaffenheit der Reime in der lyrischen Stanze entspringt. Ein Reim nämlich vom Mafs eines Anapästes, wie samahâ, kehrt viermal wieder, wie ja überall hier der Reim viermal wiederkehrt. Aber diese viermalige Wiederkehr erstreckt sich nicht über den Umfang der beiden Hemistichen, wie im epischen Mafs; weil ein viermaliger Reim wie samahâ nur vier von den 16 Tacten beider Hemistichen füllen würde, da der doppelt so breite epische Reim deren acht füllt. Die viermalige Wiederkehr des lyrischen Reims geschieht daher innerhalb der acht Tacte eines Hemistichs, und im andern Hemistich tritt ein andrer viermaliger von gleichem Mafs ein. Die Stellung der Reime in den Tacten ist dabei wie folgt:

II, 27, a. 3, 4, 5, 6. nawatâ.
b. 3, 4, 5, 6. c'aramâ. Eben so III, 43.
II, 28, a. 2, 3, 6, 7.
b. 2, 3, 6, 7.
II, 16, a. 1, 2, 3, 4.
b. 1, 2, 3, 4. Eben so III, 42. 45, 49.
II, 17, a. 5, 6, 7, 8.
b. 5, 6, 7, 8. Eben so II, 18. 19. 33. III, 44, 46. IV, 46.
II, 4, a. 1, 4, 5, 8.
b. 1, 4, 5, 8. Bis hieher ist die Stellung in beiden Hemistichen die gleiche, eine ungleiche aber im folgenden:
II, 26, a. 5, 6, 7, 8. tanutê.
b. 1, 2, 3, 4. nanawâ.
III, 47, a. 1, 2, 3, 4.
b. 5, 6, 7, 8. Eben so III, 48.

Das andere lyrische Mafs ist ein jambisches. Acht reine Jamben bilden die metrische Zeile oder das Hemistich, das durch die Reimstellung, gerade so wie das anapästische, in zwei gleiche Hälften sich theilt. In diesem Mafse sind gedichtet II, 2. 8. 10. 12. 20. 23. 31. 36. 37. 42. 44. 46. 49. 51. 53. 54. 55. 56. 58. 61. 64. III. 54. (Schlufsstanze). Die Reimanordnung gleicht hier zuweilen der im epischen Mafse gewöhnlichen. So füllt II, 20. menâgatas die Tacte 3. 4. 7. 8. in beiden Hemistichen. Eben so II, 31. 36. 37. 42. 44. 46. 61. Dazu II, 51, wo dem Reime râgatas vorn eine Kürze abgeht; und II, 53, wo der Reim nur karâ ist, und daher blofs 4 und 8 in beiden Hemistichen füllt. Eine andere Licenz ist II, 31, wo statt Eines Reims viermal zwei nächst aneinander klingende, jeder zweimal, stehn; labâlajâ und babâlajâ. Oder der Reim steht in den Tacten 2. 3. 6. 7, so II, 2. Oder in 3, 4. 5. 6, so II, 58, wo dem Reim wieder vorn eine Kürze abgeht ∪ dûrawas. Eben daselbst steht in II, 55 fahâfahâ; aus welcher Verdoppelung der Reimgruppe in sich selbst, und deren Auffassung als zweier einzelner Gruppen, nun auch hier das bereits zum anapästischen Mafs entwickelte eigene Verhältnifs der gewöhnlichen lyrischen Reimstellung entspringt. Die hier vorkommenden Fälle sind:

II, 8, a. 5. 6. 7. 8. wibhâ.
b. 5. 6. 7. 8. radâ. Eben so II, 10. 54.
II, 12, a. 1. 2. 3. 4. pikô.
b. 5. 6. 7. 8. nitâ. Eben so II, 49.
II, 56, a. 5. 6. 7. 8.
b. 1. 2. 3. 4.
III, 54, a. 1. 2. 7. 8.
b. 1. 2. 3. 6. 7. fünfmal statt viermal.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 69. u. 70.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäfs, ein Sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von C. M. Dursch.

(Beschlufs.)

Eine eigene Abnormität ist II, 64, wo im ersten Hemistich mahî nur dreimal, statt viermal, in 5. 6. 7. steht, im zweiten Hemistich aber die Umdrehung des Jambus, râg'a, auch nur dreimal, zwischen 5. 6. 7 und 8, doch so dafs die in 8 am Ende noch fehlende Länge ein neues râ ist, wodurch man denn dreimal neben râg'a auch g'arâ hört. Dieses Doppelthören des Reims nach zwei verschiedenen Mafsen, als Jambus und Trochäus, tritt übrigens in der Mitte der Reimgruppen überall von selbst ein, wo sie, was nach dem vorhergehenden Verzeichnifs der gewöhnliche Fall ist, vier oder doch mehrere Tacte nach einander füllen, z. B. im viermaligen wibhâ wibhâ wibhâ wibhâ ein dreimaliges bhâwi bhâwi bhâwi. Beim anapästischen Rhythmus hört man in diesem Fall gar dreierlei mehrmal nacheinander, als Anapäst, Amphibrachys und Dactylus, z. B. in nawatâ nawatâ nawatâ nawatâ zugleich watâna watâna watâna, und tânawa tânawa tânawa. Damit nun diese angenehme Ohrverwirrung ganz bis zu Ende der Reimtacte gehe, wird dem lezten Reimtacte noch ein mit dem Reimwort gleichanfangendes, übrigens beliebig ausgehendes nachgesezt, eben wie das obige râ dem râg'a. So in den Anapästen II, 16. nach dem viermaligen Reim bhramada noch ein bhramara, damit man zugleich viermal madabhra und viermal dabhrama höre. Zur Aufstellung solcher Reihen von Klangverdoppelungen waren aber gerade nur solche Metern geschickt, wie diese zwei lyrischen, in welche ein und derselbe Fufs, hier Jambus, dort Anapäst, ununterbrochen durch alle Tacte hindurch geht.

Auch von diesen beiden Metern, wie zuvor von dem epischen, mufs ich nun, um sie den Freunden der Verskunst vollends anschaulich zu machen, einige vollständige Stanzen aufstellen. Ich wähle dazu aber eine Gruppe aus dem zweiten, dem eigentlichen lyrischen Gesang des Gedichtes, aus welcher man zugleich ersieht, in welcher Art die dreierlei Stanzen, die durch die Verschiedenheit der Reimstellung zu mehrerlei werden, unter sich abwechseln. Der Gegenstand des zweiten Gesanges sind die Flitterwochen von Nalas und Damajanti, das noch von Calis ungestörte Liebesglück beider Neuvermählten. Dieses schildert aber der Dichter nicht geradezu, sondern der lyrischen Form gemäfs, und zur Erleichterung der schweren Reimart, die mit dem Allgemeinen besser als mit dem Besondern auskommt, dadurch, dafs er eine Reihe von Frühlingsbildern und allgemeinen erotischen Scenen entwickelt, worin einzelne Personen, Pärchen und Gruppen, in allerlei nur angedeuteten Verhältnissen flüchtig wie Schattenbilder vorübergehn. Dazwischen sieht man hin und wieder auch Nalas und Damajanti in Gärten und an Seen wandeln, und ihre Herzenszustände werden durch ein Wort bezeichnet, das der Dichter oder das sie selber sagen, ohne dafs sie aus der übrigen Menge allgemeiner Gestalten besonders hervortreten. Sie verschwinden, gleich den übrigen, unvermerkt wie sie gekommen, doch können all die übrigen Paare und Gruppen als der Frühlingshofstaat des königlichen Liebespaars betrachtet werden, dessen Liebe durch die Liebesscenen von jenen zurückgespiegelt und versteckt zugleich wird. Solche idyllische Bildchen enthalten die folgenden Stanzen:

31. Jamben.

awêkſhja pallaw'-âlajân
agân s'rit'-âlawâlajâ
latâtaj:ê.wa bâlajâ
babhê 'njajâ babâla jâ

Wörtlich: Videndo frondibus domum-facientes arbores, adgressâ rigatorium lianae-gracilitate quasi *praeditâ* puellâ, gaviſa est, aliâ, *illa* enitebatur quae, *liana ipsa*. Sinn: die Liane freut sich für die laubdachwölbenden Bäume,

Digitized by Google

an welchen sie sich aufrankt, wenn dort ein Mädchen, selbst lianengleich an Wuchs, herantritt um zu wässern.— Metrische Anmerkung: Die Abnormität der Reime in dieser Stanze ist oben schon angeführt; statt Eines Reims erscheinen zwei nächst aneinander klingende, sie sind fürs erste Hemistich lawâlajâ, und fürs zweite wawâlajâ, oder babâlajâ. Denn w und b ist im Sanskritreim eins, wie im Spanischen. Nicht nur schwankt die Rechtschreibung selbst bedeutend in vielen Wörtern zwischen b und w; manche Grammatiker behaupten geradezu die Identität beider selbst in ihren Schriftzeichen kaum verschiedenen Buchstaben, die gewifs auch wenigstens in einer spätern Aussprache zusammenflossen. Für den Reim erklären diese Befugnifs ausdrücklich die Scholien zu dem indischen Druck des Nalôdaja, III, 53, wonach auch einige andere Buchstaben eben so verwechselt werden dürfen, nämlich s' mit s, d' mit l, und r mit l. Vom lezten ein sehr häufiges Beispiel ist akâli, er ward gemacht, für akâri. Dabei wird denn das als l reimende r wirklich als l geschrieben, der Gleichförmigkeit wegen, die der Reim auch fürs Auge liebt. Und so sollte es auch mit dem b und w gehalten werden, nur dafs man hier nicht weifs, welches in welches man verwandeln soll. — Noch eine Ungleichheit des Reims im ersten Hemistich, dafs nämlich in der ersten Zeile âlajân steht statt âlajâ, verschwindet dadurch, dafs die beiden Zeilen eines Hemistichs nur Eine metrische Zeile sind, und das n in der ungetrennten Sanskritschrift zum folgenden Vocal von agân als nagân geschrieben wird.

32. Episches Mafs.

bratatînâm âlînâm
madhjê 'njò wjac'inut.â.nganâm âlînâm
apj ênâm âlînâm
ſmitât-c'a g'ânan madat-c'a nâm.â.lînâm

Wörtlich: Lianarum sericrum in medio alius carpsit pulcram abſconditam, certe eam amicarum risuque noscens ebrietateque sane apum. Sinn: Die in den Schlingpflanzen versteckte Schöne, die der Liebende erst nicht sieht, erkennt er am Lachen der Begleiterinnen, und am trunkenen Gesumme der Bienen (die sie als Blume umschwärmen), und wird selbst zur saugenden Biene an ihr. — Das wi-c'i, pflücken, sammeln, ist das eigene Wort für das Honigsammeln der Bienen, das mit dem Accusativ der Blume construirt wird, eben so vorher Stanze 29.

33. Anapästen.

kamituh kalufhâkſhi-ſukhârt'ana-bhâg
aparâg aparâ 'ga-parâga-parâ
ſthitim âpa tat:ai.wa hṛ̈tas ſa pumân
anajâ na najânana-jâna-najâ

Wörtlich: Ab-amatore, turbidi-oculi voluptatis-desiderium colens, haud aversa alia *mulier*, arborum pollem inhians, positionem cepit; tum itaque captus *est* ille vir ab ea nonne, lascivi-obtutus vehiculo aptâ (vel probe usâ)? Sinn: Eine andere, der der Blüthenstaub der angeschauten Bäume das Auge getrübt hat, wischt sich die Augen aus, um deren Lust, ihren Geliebten, zu sehn, und wendet sich ihm entgegen; davon er dann gefangen wird, da sie geschickt mit Blicken zu spielen versteht. — Das erste naja in der vierten Zeile, ursprünglich Leitung, dann Schicksal, Geschick, Geschicklichkeit, entspricht hier, wie öfter, ganz dem persischen daraus entstandenen nâz, Liebreiz, Schalkhaftigkeit, lascivitas. — Der Reim ist der gewöhnliche lyrische, einmal ein vierfaches gaparâ, und dann ein vierfaches nanajâ. Für den Anfang beider Reimreihen mufs der Endbuchstabe der vorhergehenden Zeilenhälfte, dort g hier n, herüber gezogen werden.

34. Episch, anapästisch.

ſwam anênaſam âjatajâ
wjadhit.â gaſſw êwa kasc'ana ſa-mâjatajâ
ṛ̆g'u-mânaſam âjatajâ
taſmai n.â.krôdhi g'îwana-ſamâja tajâ

Wörtlich: Se-ipsum expertem-offensae, diuturnâ, praestitit, injuriis quamvis *affectus* aliquis, fallacitate *amicae; ab ea* rectam mentem adeptâ illi non ira-facta-est (i. e. condonatum est), *illi* vitae aeque-caro, ab ea. Sinn: Ein anderer hat bei allen Kränkungen durch langwierigen Trug der Freundin sich fehllos betragen, so dafs diese zulezt, zu besserer Einsicht gekommen, ihn erhört, ihn, der ihr nun wie das Leben theuer ist.

Doch ich breche diese Reihe von Frühlingständeleien ab, um noch an einer lezten Probe zu zeigen, wie doch auch der Affect unter dem Formzwang sich regen kann. Im dritten Gesang wird das epische Mafs durch acht anapästische Stanzen, von 42 an, unterbrochen, welche die Klage der verlassenen, in der Einöde umherirrenden Damajanti enthalten. Die Unterschrift zu der lezten dieser Stanzen, der 49sten, sagt ſaptabhih kulakam, d. i. durch sieben (nämlich Stanzen) fortlaufende Weise. Sieben statt acht, weil die erste, als nur die Einleitung zur Klage

Digitized by Google

enthaltend, nicht mitgerechnet ist, wie sie es doch der Form nach seyn sollte.

42.

padawâ 'pa-daw'-âpad awâpad awâ
rajatô 'dri-wanam wilalâpa c'a sâ
tarasâ 'ntara sânta rasântara sân-
waja-duhkha wrinishwa 'sakhê maranam

Wörtlich: Pede-iens remotam *ab* incendii calamitate accessit carentem-aquâ festinanter montis sylvam, planxit que ipsa: cito, anime, propinque-fini, a-voluptate separate (vielleicht besser: affectum-interiorem-colens), prolepraeditum dolorem-habens, elige, amice, mortem! — Statt awâ rajatô, das wasserlose, mit Eile, kann auch getheilt werden awâr ajatô, das Wasserlose, durch Schicksal.

43.

wrika kôpa-puras-saram âsara mâ
sara mâ sa-ramâ bhawatâ nanu sâ
kim ritê dajitâd aja-tôda-jat÷ô·d-
ajatô 'dajatô 'sti mam.ê.ha sukham

Wörtlich: Lupe, furore praevio, aggredere me! recedas ne! *sic* felix tecum utinam *sit* haec *femina tua!* Quaenam procul ab-amato, fortunae vexis adstrictus quiprogreditur, *ab illo* experte misericordiae, est mihi hîc voluptas? — Der vierfache Reim in beiden Hemistichen, in Tact 3. 4. 5. 6 ist saramâ und dajatô. — Im zweiten Hemistich kann das aja-tôda-jata-ud-ajatô, von dem durch Glücks-Schlag getroffen ausgehenden, wohl noch besser so verstanden werden: von dem durch Glücks-Schlag gehemmte (jata) Auf- oder Ausgänge (udaja) habenden.

44.

aji rakshasa bhakshaja mân kshuditô
na was.â.n-awasâna wasâna wasâh
rug'am ug'g'ha g'anê 'tra c'a hê karun:â.n-
tara-dânta-radântara-d.â.ntar adân

Wörtlich: Euge, Racshase (daemon anthropophage), devora me esuriens, ne sistas, o immortalis, obrue medullas! Aegritudinem desere (i. e. fini) *in hac* feminâ hîcce, oh misericordiae propinquitate cohibitorum dentium-intervalla exhibens! animam dedi *tibi.* — Im zweiten Hemistich einfachere Auflösung: karunân tara dânta-radântara-da; misericordiam transi (missam fac), aptis dentium intervallis discerpens; da von dô, zerreifsen, nicht von dâ, geben.

45.

ka ramâ-kara mâkaram âkaram â-
kalaja wjasanam mama pâhi harê
daratô 'dara-tôda-rat÷ô÷daratô
wirutair marutâm sukara twam api

Wörtlich: O Brahma! felicitatis effector! balaenosum puteum (i. e. oceanum) reputa miseriam meam! Salva *me,* o Crishne, a terrore, haud-parvis vexis addictum uterumgerente, consolationibus *tuis* Marutorum (ventorum deorum) o benefactor tu quoque!

In diesen Proben ist nun zugleich auch mein System von Sanskrit-Wörtertrennung ziemlich vollständig dargelegt, so dafs es hier keiner theoretischen Ausführung bedarf für diejenigen, die solches interessirt. Dafs ich in manchen Fällen die Wahl zwischen zwei Bezeichnungsarten der Trennung habe, wird man wohl nicht Inconsequenz nennen dürfen; das Sanskritschriftsystem selbst, wie das jeder Sprache, hat auch eine solche Freiheit. Gegen diese Wörtertrennung nun eifert Hr. Dursch in seiner Vorrede, nicht gegen die meinige, die er nicht kennen kann, sondern gegen jede, insonderheit aber gegen die neuerlichst von H. W. v. Humboldt vorgeschlagene. Hr. v. Humboldt will selbst dieser Abhandlung die Ehre anthun, an sie eine Vertheidigung gegen jene Angriffe anzuschliefsen. Das Hauptargument wenigstens von Hrn. Dursch, dafs durch Wörtertrennung die Reimkunst solcher Verse aufgehoben werde, ist durch die obigen Proben widerlegt. Diese Reimkunst wird eben dadurch erst recht hervorgehoben, wenn gleich ein Theil der Gleichheit der Sylben fürs Auge verschwindet, und wenn gleich dieses noch etwas mehr als hier in der Lateinischen Schrift in der Sanskritschrift selbst der Fall ist. Was will dieser kleine Nachtheil, wenn es einer ist, bedeuten gegen den ganz unendlichen Vortheil, den das Verständnifs aus der Trennung zieht? Wirklich müssen solche Gedichte, selbst mit der allergetreuesten und allervollkommensten Uebersetzung zur Seite, ja selbst mit der allerausführlichsten Wörter-Zerlegung in Noten darunter, ohne eine solche feste fürs Auge hingestellte Wörtertrennung selbst dem Geübteren sinnverwirrend bleiben, wie sie das denn selbst ihren eigenen Scholiasten gewesen sind, denen man zur Evidenz nachweisen kann, wie sie an unzähligen Stellen im Gewirre gleicher Sylben irre geworden, bald eine überhüpft, bald eine doppelt genommen, und danach ganz unmögliche Auflösungen angegeben haben. Eine sehr geringfügige Einwendung gegen die Trennung in diesen Gedichten wäre daher zu nehmen, dafs zuweilen eine und dieselbe Reimgruppe auf verschiedene Art sich auflösen läfst, wovon ein Beispiel in der Note zu der vorstehenden Stanze 44 gegeben ist, und ein anderes zu Stanze 42. Solche Fälle sind,

Digitized by Google

unter andern, im Nalôdaja, I, 29, die zweite Gruppe, II, 10. II, 24. II, 28, die lezte Gruppe, II, 55. II, 61, b. II, 62. Und ein recht auffallendes Beispiel IV, 47, die Schlufsstanze, wo man zu einem Dutzend verschiedener Auflösungen, welche die Scholien angeben oder andeuten, leicht noch ein anderes Dutzend hinzu erfinden kann, wenn man einmal aufs Erfinden von etwas Apartem ausgehen will, wie leider diese Scholiasten gleich allen Exegeten nur zu sehr thun, und darin aufs Beste von der Wend- und Drehbarkeit ihrer Sprache unterstüzt sind. Aber in allen diesen Zweifelsfällen mufs doch immer nur Eine Auffassung die einzig rechte oder doch die beste seyn, und nach ihr ist dann zu trennen. Sie zu finden mag oft schwer seyn, unmöglich ist es nicht, vielmehr nothwendig. Und wenn, was ich noch nicht glaube, der Dichter selbst einmal in einem solchen Fall eine doppelte Geltung beabsichtigt hätte, so mag er es sich gefallen lassen, dafs wir nur die Hauptgeltung im Text darstellen, die Nebengeltung aber in einer Note unterbringen.

R ü c k e r t.

XXXIII.

1) *Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Dr. R. E. C. Bobertag, ordentl. Lehrer am königlichen Gymnasium in Brieg.* Berlin 1828. 8.

2) *Ueber den Religionsunterricht in den obern Classen der Gymnasien. Ein Votum von Dr. Joachim Christian Gafs, königl. Consistorialrath und ord. Prof. der Theologie in Breslau.* Breslau 1828. 8.

Die Wichtigkeit des in diesen beiden Schriften besprochenen Gegenstandes und die gerechte Erwartung, ihn zugleich einerseits von einem Gymnasiallehrer und andrerseits von einem Universitätslehrer der Theologie gründlich und allseitig erörtert zu sehen, mufs es rechtfertigen, dafs in diesen Jahrbüchern über das Resultat der Untersuchung und die Weise, wie sie geführt worden, Rechenschaft gegeben wird. Bei einer solchen Aufgabe, als die ist, deren Lösung in diesen Schriften versucht wird, hängt Alles zunächst von dem Standpunkt und dem allgemeinen Begrif ab, von wo aus dieser einzelne Gegenstand besprochen wird: ist der Standpunkt, die Denkart selbst nicht zuvor gerechtfertigt, sondern nur vorausgesezt, etwa als sich von selbst verstehend, so mufs das auf die Untersuchung selbst in allen ihren Theilen den nachtheiligsten Einfluss haben. Auf jenen Standpunkt werden wir daher hier vornämlich zurückzugehen haben, um, inwiefern die Untersuchung eine gelungene oder verfehlte sei, zu erkennen.

1. Von vorn herein macht sich Hr. B. viele unnütze Schwierigkeiten mit der Bestimmung des Wesens alles Gymnasialunterrichts und des Verhältnisses, welches der Religionsunterricht zu demselben und zu der sogenannten „Idee" des Gymnasiums hat, welche Idee doch nur eine Vorstellung hat. Dieſs hat den Schein der Gründlichkeit und Genauigkeit; wo es aber die Sache selber gilt und somit die wahre Gründlichkeit anheben sollte, da findet er Streit vor und somit keinen sichern Boden mehr. So schon in dem Begriffe der Religion überhaupt, S. 2, und besonders in der Bestimmung, ob die Religion ein Wissen und ebendamit den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens, Sprachen, Geschichten, der Mathematik u. s. f. gleichzustellen sei. Er formirt sich darüber sofort einen dialektischen Gegensatz. „Dafs die Religion ein Gebiet des Wissens sei, ist zwar, so viel mir bekannt ist, nie mit Bestimmtheit behauptet worden; doch ist jede Bestimmung der Religion, welche sich davon zu entfernen suchte, immer angefochten worden. Darum können wir, zumal in unserer Zeit, die Frage, ob die Religion ein Wissen und danach eben der Religionsunterricht auf gleiche Weise Unterricht sei, wie jeder andre, nicht anders als streitig betrachten." S. 4. Wenn jede Bestimmung der Religion, welche sich von der, dafs sie ein Wissen sei, entfernt, jederzeit angefochten worden, so ist unmöglich, was er versichert, nie die Behauptung gehört zu haben, dafs sie ein Wissen sei. In dieser Weise kann man leicht Alles streitig finden und sich über Alles, über Gott und die Welt Widersprüche aufstellen, wenn leeren Meinungen und Irrthümern Gewicht und Bedeutung beigelegt wird. Es ist sehr auffallend, dafs Hr. B. versichert, nie mit Bestimmtheit behauptet gehört zu haben, dafs die Religion Gegenstand des Wissens und selber ein Wissen sei, da doch die Theologie nicht erst seit gestern erfunden und eine Wissenschaft genannt worden, auch nicht blofs in dem Sinne, dafs sie etwa nur ein Wissen *über* die Religion und allerlei sie von Aufsen Berührendes sei, sondern als ein Wissen *in* ihr und als die sich selbst wissende Religion, und es eben dazu gar nicht kommen könnte, wenn die Religion nicht ein Wissen wäre an sich,

Digitized by Google

obwohl zunächst anfangend nur im Fühlen und Vorstellen. Das Schlimmste aber ist, dafs es nun unter dem Vorwande des (selbstgeschaffenen) Streits und der Unsicherheit zu keinem bestimmten Begriff der Religion und des Religionsunterrichts auf Gymnasien kommt. Es bleibt streitig, ob der Religionsunterricht in gleichem Sinn Unterricht sei, wie jeder andre. Es soll auf einen sogenannten höhern Begriff zurückgegangen werden, und als der eigentliche Standpunkt der Untersuchung wird nun fixirt die Beziehung des Gymnasiums auf die gesammte Entwickelung aller geistigen Functionen, und das Verhältnifs, welches der Begriff der Religion (der doch streitig und von der vorläufig ziemlich gewifs ist, dafs sie kein Wissen sei) zu dem Gymnasium hat. So kommt die Untersuchung zu einer empirisch-psychologischen herunter und bleibt in allen Beziehungen im Formalen stehen. Hr. B. tröstet sich aber mit dem Beifall der Wenigen, die mit seinen „Voraussetzungen" einig sind; Voraussetzungen aber sind Vorurtheile. Der „helle Ort der Idee," den er der verworrenen Praxis gegenüber einnehmen will, ist selbst nur ein trübe erleuchtetes, vorgestelltes Plätzchen, auf welchem man sich willkürlich und nach Gefallen ergehen kann. Ist so ein Gegenstand, wie dieser, erklärtermafsen nur auf Voraussetzungen basirt und in die Subjectivität der Vorstellungen heruntergefallen, ohne alle objective Nothwendigkeit und Bewährung aus dem Begriff der Sache, so hat die Untersuchung wie in sich selbst alle Haltung verloren, so auch ihre eigene Widerlegung an ihr selbst, indem sie *jeder* andern das Recht gestatten mufs, sich die Sache auch anders und in entgegengesezter Weise vorzustellen und eben so gut Recht zu haben. Gleichwohl nimmt dieser Standpunkt sich noch das Recht des Kritisirens, des Aufzeigens der Unvollkommenheit und des Ungenügenden in allem Vorhandenen, was um so leichter ist, je mehr man zuvor Alles erst streitig und ungewifs gemacht oder in Flufs gebracht hat. Weil dieser Standpunkt selber ein ganz nur subjectiver ist, so hat er es auch nur mit dem Subjectiven, Formellen und Ungleichen der vorhandenen Lehrbücher der Religion für Gymnasien zu thun, wobei er von dem wesentlichen Inhalte und dem Unterschiede der Sachbehandlung ganz abstrahirt. Ihm ist genug, dafs dadurch das Streitige auch der allgemeinsten Regeln über den Gymnasialreligionsunterricht bewiesen wird. Von der Kritik der vorhandenen Lehrbücher sei hier genug, zuerst zu erwähnen, dafs für sie sogar ein *Seebode*, dieser philologische Handlanger, mit seinen Journalen als eine theologische Autorität gilt, und sodann, dafs die Lehre von Gott, als Vater, Sohn und Geist, welche doch das Christenthum selber ist (wie die Lehre von der Trinität die christliche Theologie) dem akademischen Vortrag vorbehalten bleiben soll. In der That, der kürzeste Weg, den christlichen Glauben und wesentlichen Glaubensinhalt, auf den auch die Schüler des Gymnasiums getauft sind, der ihnen in dem Confirmationsunterricht erklärt und für sie selber bei der Einsegnung als das Wesentlichste des Christenthums der Gegenstand ihres eigenen, freien Bekenntnisses geworden war, und den sie nun auf der höhern Stufe der Gymnasialbildung tiefer zu begreifen hoffen, mit Einem Schlage zu beseitigen und statt dessen dem gehaltlosen Raisonniren über Gott und die Welt Thür und Thor zu öffnen. „Diese Vorerinnerungen, sagt Hr. B. (nämlich über die bisherigen Lehrbücher) werden hoffentlich einen Jeden überzeugen, dafs der Weg, den wir zur Bestimmung unseres Problems wählen wollen, der richtige sei." S. 21. Der Weg, den er nun wählen *will*, charakterisirt sich mit seinen eigenen Worten so. „In einen der beiden gerügten Fehler zu verfallen, können wir nicht anders vermeiden, als wenn wir uns für eine der streitigen Bestimmungen entscheiden, diese aber freilich ohne die nur durch den Zusammenhang mögliche Begründung hinstellen. Damit können wir freilich den an jeder Monographie immer mehr oder weniger haftenden Schein der Wilkür nicht ganz vermeiden, es bleibt aber für uns immer noch die Aufgabe zurück, unser Problem durch strenge Ableitung von unsern Voraussetzungen aus der Entscheidung näher zu bringen." S. 23. An solchen leeren, losen Willkürlichkeiten, Voraussetzungen, unbegründeten Sätzen und blofsen Einfällen spinnt sich die Untersuchung weiter. Dabei hat Hr. B. mit allen denen, die mit ihm gleich denken, dieſs gemein, den Leser mit einem unendlich breiten und leeren Wortschwall zu überschütten, wobei man glauben mufs, es werde doch wohl etwas dahinter seyn, was sich denn doch nicht bestätigt, und er selbst sagt: diese Bestimmungen sollen nicht beweisenden, sondern nur erörternden (d. h. raisonnirenden) Werth haben. S. 23. Nach dem Verfasser müssen wir nicht wissen, was Religion im subjectiven oder objectiven Sinne sei, um den Religionsunterricht zu bestimmen. S. 28. Bei der Bestimmung dessen, was Religion sei, geht er von Wegscheider und Bretschneider aus. Er gibt sich erstaunlich viel Mühe, zu dem Resultat zu ge-

Digitized by Google

langen, dafs die Religion etwas in der menschlichen Seele sei. Er freut sich, den gewagten (?) Satz zu gewinnen, dafs in jedem vollständig entwickelten menschlichen Geiste die Religion irgendwie als beharrliches Lebenselement gesezt seyn müsse. Der Leser erhält dann noch mit dem Verf. durch einen Wald voll Worte sich durcharbeitend die von jeher bekannte Bestimmung, dafs die Religion Bestimmtheit des Selbstbewufstseyns sei. Er ist in der Sprache seiner Schule stets zufrieden damit, dafs man etwas *sagen* kann und mufs; ob es wahr sei oder wahrhaft begriffen, ist die Frage nicht. So *sagt* er auch, was nur eine ganz negative Vorstellung ist: „die Religion sei diejenige Bestimmtheit des Selbstbewufstseyns, in welcher hinter das Bestimmtseyn durch den Unendlichen alles Bestimmtwerden durch Endliches am meisten zurücktritt." S. 36. In dem Ausdruck: *am meisten* zeigt sich die nur quantitative, und somit nur eine der Sache selbst ganz äufserliche Bestimmung; in dem Zurücktreten aber des einen hinter das andere das leer Formale und Negative der Vorstellung. In der Schwärmerei, im Fanatismus tritt auch hinter das Bestimmtseyn durch den Unendlichen alles Bestimmtwerden durch Endliches zurück; es geschieht das Schlechteste in majorem Dei gloriam, ohne dafs ein solches für Religion Ausgegebenes es wahrhaft sei. Doch der Verf. sagt es ja selbst, dafs „wenn die Frömmigkeit ursprünglich Bestimmtheit des Selbstbewufstseyns ist, sie nicht ursprünglich ein Wissen, ein wahres Denken, auch nicht ein gutes Handeln seyn könne." S. 37. Es ist gegen diese Vorstellung Mehreres zu erinnern. Es ist in diesem Buch von nun an, statt von der Religion immer nur von der Frömmigkeit die Rede. Dieſs ist schon eine sehr einseitige Auffassung. Denn ehe die Religion als Frömmigkeit subjectiv bestimmt werden kann, mufs, in einer wahren Erkenntnifs derselben, gewufst seyn, was sie an sich ist. Sie als die objectiv in der Gemeinde vorhandene ist es, welche die Subjecte in sich aufnimmt und ihnen sich mittheilt, so dafs sie, welche Frömmigkeit zu haben vermögen, d. h. ihrer fähig und bedürftig sind, wirklich derselben theilhaftig werden; ohne diese Aufnahme der Subjectivität in die Objectivität wird jene nimmermehr zu wahrer Frömmigkeit gelangen. Diese erschöpft also ihren Begriff gar nicht, sondern ist nun die subjective Seite der Religion, daher jede Bestimmung, darauf allein sich beschränkend, einseitig. Im Gegentheil, sie, wie sie die nur subjective ist, ist die Unfrömmigkeit selbst. Denn die allein ist die wahre Frömmigkeit, die ich nicht für mich, sondern gemein habe mit allen wahrhaft Frommen und Vernünftigen. Endlich aber ist auch über ihr Sub- und Objectivseyn hinauszugehen auf das, was sie als die absolute ist; wer wird sich nicht schämen, statt von der Religion Christi, welche das absolute Wissen wesentlich mitenthält, nur von Christi Glauben und Frömmigkeit zu sprechen, oder auch von ihr, wie sie die Religion Christi ist, zu sagen, sie sei nicht ein Wissen, ein wahres Denken, ein gutes Handeln? Dergleichen Vorstellungen, den Gymnasiasten vorgetragen, können nicht anders als verderblich wirken. Aber auch abgesehen von dieser Verderblichkeit ist solche Theorie schon in sich selbst falsch, indem sie einseitig die Religion nur als mit dem Gefühl identisch sezt und sie in allen andern Gestalten nicht anerkennt. Denn dafs das sogenannte christliche Selbstbewufstseyn nichts Anderes seyn soll als ein Affect und Gefühl, erhellet wohl genugsam daraus, dafs gesagt wird, es sei nicht ein Denken und Handeln. Für eine solche gedanken- und thatlose Frömmigkeit pafst sich sehr gut das numen qualecunque, von dessen cognoscere und colere die Religion ein certus modus ist. Alle Irreligion hat ein solches qualecunque numen noch, welches auch Hr. B. in der Definition nicht anficht, indefs er das cognoscere und colere als Bestimmtheit der Religion nicht gelten lässt. Dieſs qualecunque numen ist das höchste Wesen, der gleichgültige, selbstgeschaffene Götze der Aufklärung. Bei der Bestimmung des Religionsunterrichts, zu der der Verf. nun übergeht, sagt er: er sei diejenige Mittheilung eines relativ Ausgebildeten an einem relativ Unausgebildeten, durch welche dieser aus einem Nichtwissenden zu einem Wissenden wird; wiederum ganz äufserliche, quantitative Bestimmungen, wobei nur sehr zu bedauern seyn würde, dafs dieser Unterricht, so fern er die Religion zum Inhalte hätte, nach des Verfassers „Voraussetzungen," der Untergang der Religion mehr als der Aufgang derselben in diesem Wissenden würde: denn da sie ursprünglich kein Wissen, und es nun doch durch den Unterricht würde, so würde, was sie an sich und als welche sie wirklich vorhanden wäre, völlig zerstört. Defshalb nun entscheidet sich der Verf. ganz consequent lieber dafür, dafs die Religion kein Gegenstand des Unterrichts sei. Die Verwirrung und der Widerspruch mit sich selbst, worin er sich hier verwickelt, ist allein Folge des unkritischen Verwechselns dessen, was die Religion ursprünglich und an sich, oder als das unmittelbare Bewufstseyn ist, mit demjenigen, was sie für sich ist, indem

Digitized by Google

sie nun nicht mehr blofs *ist*, sondern auch *wird*. An sich oder unmittelbar ist sie allerdings nicht ein Wissen *als solches*, sondern als Glauben und dieses als Fühlen; darin hebt sie an; es ist die erste Weise ihrer Erscheinung im Menschen, wie er das Kind ist. Wird nun aber die Religion auch für ihn und er für sie, oder gelangt sie zu ihrem Für-sich-seyn, so wird sie dem Bewufstseyn gegenständlich, vermittelt sich, und diese Vermittelung ist das Wissen, wie es ursprünglich und unmittelbar schon im Glauben lag und als solches ein Gegebenes war. Das Bedürfnifs des Wissens ist das schon im Glauben selbst enthaltene, und es ist unnatürlich und widernatürlich, den Menschen auch dann, wenn er glücklicher Weise zur Reflexion gekommen, wozu er nothwendig kommen mufs, in jenem dürftigen Anfang, auf jener untersten Stufe, in der armen Kategorie der Unmittelbarkeit sein Leben lang fest zu halten; es hiefse recht methodisch den Geist der Religion in ihm ertödten, wenn der Unterricht, statt zu bestimmten, klaren Gedanken sein dunkles Gefühl aufzuheben und ihn mit sich, mit Gott und der Welt zu verständigen und auf dem Wege zu versöhnen, ihn nur mit einem blofsen Afficiren und Erregen seiner Frömmigkeit bedienen wollte, wodurch er aus der Unbestimmtheit seines Vorstellens und Fühlens nimmer herauskäme und sie noch dazu in seinem Lehrer selbst vor sich hätte. Der Verfasser sagt: die Frömmigkeit ist kein Wissen, sondern eine Bestimmtheit des Selbstbewufstseyns; — ein leeres Wort ist vielmehr solch eine Bestimmtheit des Selbstbewufstseyns, die nicht ein Wissen wäre, wenigstens als Glauben: denn, als Bewufstseyn schon ist es ein bewufstes, gewufstes Seyn. Und eben so falsch ist des Verfassers Meinung: dafs Unfrommseyn kein Nichtwissen sei; so läge die Unfrömmigkeit allein im Herzen und Willen und wäre die reine Bosheitssünde. Christus, indem er der vergebende ist, sagt vielmehr: sie wissen nicht, was sie thun. Der Verf., indem sich ihm die Begriffe Frömmigkeit und Unterricht nicht vereinigen wollen, hätte wohl, statt nun mit grofser Sicherheit auf dem schlüpfrigen Boden, auf welchem er steht, weiter zu gehen und anzugeben, was aus seinen „Voraussetzungen" folge, vielmehr daraus schliefsen sollen, dafs jene seine Voraussetzungen selber nur Vorurtheile gewesen. Statt des Wissens auf der Seite des Unterrichtenden und des Nichtwissens auf der des zu Unterrichtenden hält er sich nun an die ganz formalen Bestimmungen der Ausbildung und der Unausbildung, als ob das Wissen nicht eben sowohl das Wesentliche aller Bildung, das Nichtwissen das Element aller Unausbildung wäre. Es bleibt ihm zulezt nichts übrig, als dafs der Unterricht in der Religion, obgleich nicht eine Mittheilung des Wissens, doch die Mittheilung der Frömmigkeit sei. Diese geschieht nach dem Verf. durch Anregung und Anleitung. Was ist denn nun eine Anregung, die weder vom Wissen ausgeht noch auch ein Wissen bewirkt? Welche Mittel hat die Frömmigkeit, als sich mittheilende, in ihrer Gewalt? Soll sie ein blofses, blindes Afficiren oder Erregen seyn, und mufs sie nicht vielmehr sich aller der Mittel bedienen, welche dem Geist überhaupt zu Gebote stehen, um auf den Geist zu wirken und ihm Geistiges mitzutheilen, der Lehre; und ist es in der Religion, als dem Geistigsten etwas Anderes, was sich mittheilen kann als die Erkenntnifs der Wahrheit und die Liebe des Guten? Allein an die Wahrheit zu denken, an sie zu glauben, von ihr zu wissen ist in der Schule, zu welcher Hr. B. sich hält, schon längst abgekommen, so dafs man in ihr sich selbst des Namens und Ausdrucks enthält, woran man ganz wohl thut, wenn, wie hier, kein Glaube an sie mehr ist. Noch weniger ist hier daran zu denken, dafs, was man sonst Wahrheit nannte, in irgend einer anderen Weise, als der des Vorstellens und Meinens, subjectiv und selbst in der Wissenschaft existirte; am allerwenigsten aber daran, dafs die Wahrheit in objectiver Weise als Lehre von einem bestimmten Inhalt und als Lehrbegriff der Kirche vorhanden wäre, und die Gemeinde verlangen könne, dafs ihre Jugend nicht in die blofs subjectiven Ansichten und Grundsätze der Lehrer, sondern in den auf dem Wege der Schrift und Kirche überlieferten Glaubensinhalt aufgenommen werde. Indem Hr. B. S. 37 sagt, die Religion sei ursprünglich nicht ein *wahres* Denken und S. 159: der Unterricht sei die durch das Denken vermittelte Mittheilung, so mufs man wohl glauben, dafs nur die Wahrheit des Denkens ausgeschlossen sei. Solche Mittel vielmehr, welche als ganz formal und inhaltslos der Wahrheit und Unwahrheit in gleicher Weise dienen und die eine und andere in gleicher Weise zum Inhalt haben können, sind die empfohlenen. Dafs das fromme Selbstbewufstseyn sich ins Denken und Wollen einbilde, ist die Aufgabe der Anregung, dafs es sich darin durchbilde, die der Anleitung; dafs aber das an sich, d. i. in seinem dunkeln Gefühl wohl fromme Selbstbewufstseyn sich auf dem Wege nicht in Täuschung und Wahn, in Lüge und Heuchelei, in Schwärmerei und Mysticismus

Digitized by Google

verkehre, dafs es sich auch im beständigen Unterschiede davon wisse und erweise, dazu reichen jene Mittel, so lange sie diese inhaltslosen bleiben, nicht aus, sondern das hängt vielmehr von dem Verhältnifs, welches sie selbst zur Wahrheit und zum Wesen des Christenthums haben, also von der weiteren Bestimmung des Inhalts ab, auf den sich aber Hr. B. hier, wie überall, nicht einläfst. Von Seite des Subjects, welches hier so viel als der Lehrende ist, ist dann die Mittheilung der Frömmigkeit Darstellung im weitesten Sinn, und diese die Sprache und die Handlung oder Gebärde, nach dem Verf. In diesem leeren Formalismus entwickelt der Verf. seine Vorstellungen über den Unterricht der Jugend in der Religion. Bei der darauf folgenden Bestimmung des Christlichen in der Mittheilung der Frömmigkeit hält sich der Verf. fortwährend nur an die subjective Seite, an die Zuständlichkeit, und gibt an, was durch die Aufnahme des Bestimmtchristlichen in das Bewufstseyn aus jenem werde, nicht aber, was es an sich sei, welch ein Inbegriff von Thatsachen und Lehren, oder was daran die absolute Wahrheit selber sei. Er beschränkt sich auf die ganz unbestimmten Vorstellungen von der Erlösung (die doch als Erleuchtung zuerst an den Geist sich wendet und zur Erkenntnifs der Wahrheit führt), als dem Eigenthümlichen des Christenthums und von der Sünde. Es ist nicht schwer, diefs Eigenthümliche des Christenthums ohne alle näheren Bestimmungen, durch die Erinnerung an den Opferdienst in allen heidnischen Religionen, welchem das Bewufstseyn des Bedürfnisses der Erlösung und Versöhnung zu Grunde lag, als ein gar nicht Eigenthümliches zu zeigen. Auch bleibt es im Heidenthum so recht, wie in aller ungeistigen Religion (denn der Geist ist das Wissen), bei dunklen Erlösungs-Gefühlen. Der Verf. hält sich auch hier ganz aufserhalb der Sache, und bewegt sich fortwährend nur in den quantitativen Bestimmungen der Herrschaft, des Uebergewichts. Mit vielen Worten und Wiederholungen desselben Gedankens, nur in formaler Dialektik hin und her bewegt, kommt er dann zu dem Unterschiede des Katachumenen und Confirmirten. Mit den leeren Formeln des Ueberwiegenden, des gröfseren oder geringeren Mafses, des höheren oder niederen Grades wird fortwährend gespielt, so dafs die Erregung oder der Kitzel des frommen Selbstbewufstseyns gar mannigfaltig seyn kann. In welche Irrthümer der Verf. hineingeräth, sobald er sich auch einmal auf die Sache einläfst, zeigt sich da, wo er den höchsten Gipfel des christlichen Selbstbewufstseyns in den Erlöser selber sezt als das Bewufstseyn der Gnade, S. 119; denn auch hier abstrahirt er ganz davon, was er an sich, oder, nach der scholastischen Bestimmung, per naturam ist, und sezt an dessen Stelle, dafs auch er, was er ist, per gratiam wäre, wie jeder andere Mensch, was gegen alle schriftliche und kirchliche Ueberlieferung ist. Er thut doch dem Erlöser nur die Ehre an, ihn höher zu stellen, als alle anderen Menschen, ja am höchsten, und diese Stellung ist nicht die durch ihn selbst, sondern die ihm von Hrn. B. angethane; denn sie ist auch hier nur eine äufserliche Bestimmung. Wollte der Verf. einmal in der concreten Logik das Capitel von den quantitativen und qualitativen Bestimmungen studiren, so würde er bald erkennen, dafs daran allein schon sein ganzes Formal- und Abstract-Dialektisches, der Sache selbst, d. i. dem Begriff fremd gebliebenes und bei allem Schein des Gegentheils auf der Oberfläche schwebendes Hin- und Herreden über den Haufen fällt. Der formale Schematismus und Pfiff dieser Denkart ist bald durchschaut. Er enthält und begünstigt die unendliche Schau vor allem Objectiven, Gehaltvollen und Substantiellen, die Sucht der Subjectivität, alles Concrete zu verzehren und in sich zu verwandeln, um ihm sodann als diesem Abstract-subjectiven erst Autorität und Gültigkeit zu verleihen, die Eitelkeit der Wort- und Wahrheitmacherei und die Selbstbespiegelung in *ihren* Vorstellungen und Einfällen, wie dann auch in dieser Schrift das auf jeder Seite bis zum Ueberdrufs wiederholte *Mir* und *Uns* dem Leser höchst unangenehm aufstofst. Wenn Tiefsinn, der nur da seyn kann, wo sich der Geist auf die Sache, auf die Idee einläfst, in einer solchen Theologie vergeblich gesucht wird, so begegnet man allerdings in ihr um so mehr dem Scharfsinn, und ihn wollen wir auch unserem Verf. keineswegs absprechen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 71. u. 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

1) *Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Dr. R. E. C. Bobertag.*

2) *Ueber den Religionsunterricht in den obern Classen der Gymnasien. Ein Votum von Dr. Joachim Christian Gafs.*

(Beschluſs.)

2. Aber selbst diesen vermiſst man an der anderen Schrift, an der von Hrn. *Gaſs*, obgleich sie sonst ganz in demselbigen Sinne gedacht und in vielen Beziehungen nur eine Wiederholung des dort schon ausführlich genug Gesagten ist. Auch hier ist die Religion nichts weiter als Frömmigkeit, und diese ein mit unserem sinnlichen Selbstbewuſstseyn verbundenes Gottesbewuſstseyn, nur daſs hier sogar das doppelte Bewuſstseyn als ein solches gesezt ist, welches in der bloſsen Verbindung nur ein ganz äuſserliches Verhältniſs zu sich hat. Auch hier hat die Theologie nur Sätze und Grundsätze, wovon sie ausgeht, *so lange als noch weit unhaltbarere Hypothesen vorhanden sind, als wofür denn jener Satz auch nur gelten würde, wovon hier ausgegangen wird.* S. 27. Solche Sprache der Bescheidenheit ist gewiſs für einen Lehrer der Wissenschaft bisher unerhört gewesen: aber solche Bescheidenheit ist unmittelbar an ihr selbst die Anmaſsung, wenn dabei doch noch der Mund zu einem solchen Lehren geöffnet wird, welches doch nur ein Setzen und Voraussetzen (ein Hypothesiren) ist. Diese Sätze sind eingestandener Maſsen willkürliche Positionen, Annahmen, Vorstellungen, daſs dieſs oder jenes das Wesentliche und Wichtigste des Christenthums sei, denen sich mit ganz gleichem Recht andere Vorstellungen gegenüberstellen: die Wahrheit aber wird auf keiner Seite gewuſst; denn das Christenthum ist ja nicht „ein Inbegriff solcher und solcher Lehren, der mit Consequenz als ein in sich geschlossenes Ganzes zusammen gehalten wäre, wir wenigstens wuſsten nicht, daſs ein Versuch der lezten Art schon irgendwo im langen Streit darüber gelungen wäre." S. 28. So rechtfertigt sich in dieser Theologie, selbst in der Wissenschaft, die Behauptung, daſs die Religion kein Wissen sei. „Der Inhalt des christlichen Glaubens als Lehre gestattet eine höchst einfache Darstellung, und läſst sich auf so wenige Sätze zurückführen." S. 31. „Es wird auch mehr als Eine Form der Mittheilung und Behandlung des christlichen Glaubens neben einander geben, ein Minimum und ein Maximum mit mehr als Einer Mittelstufe zwischen beiden; jenes Einfachste hat sich im Volksunterricht ausgebildet, dieses mehr Vollendete in der wissenschaftlichen Theologie." S. 32. So sind wir wieder bei dem dialektischen Formalismus. „Die immer noch fortgeführten sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes, kaum mehr als eine docta ignorantia, werden ihre Stelle füglich anderen Betrachtungen über die Frömmigkeit als nicht abzuläugnendes Selbstbewuſstseyn abtreten können." S. 34. Diese der Theologie sonst nicht ganz würdige Aeuſserung ist wohl nur als Entschuldigung der Theologie des Hrn. G. anzusehen, wobei wir ihm nur darin Recht geben, daſs jene Beweise nicht in den Gymnasialreligionsunterricht gehören. Eben so die „scholastische Lehre von den göttlichen Eigenschaften, gröſstentheils zusammengesezt aus dichterischen Schilderungen des A. T." Das Christenthum *beruhet* nach Hrn. G. auf einer Thatsache des Bewuſstseyns. S. 36. (Solche Thatsachen des Bewuſstseyns gab es aber auch schon vor der Zeit des Christenthums, und man begreift nicht, wozu es nöthig geworden und in die Welt gekommen.) „Das Christenthum ist eine eigenthümliche Beschaffenheit des Gemüths." S. 47. „Was der Verf. nun angibt als das Wesentliche des Christenthums, ist ein so einfacher als dürftiger Complexus von Vorstellungen, ohne alle näheren Bestimmungen, der reine Extract der Aufklärung, daſs nämlich alle Menschen Sünder sind und sie auch glauben an die Heiligkeit und Liebe Gottes; aus diesen beiden Momenten wird ihnen die Sendung Christi verständlich." S. 36. Mit dem „Drei-

Digitized by Google

fachen in Gott verhält es sich so, dafs diese Lehre eine dunkle und unfruchtbare Speculation genannt wird." S. 39. Alle einzelnen Momente des christlichen Glaubens sind Aussagen und Darstellungen des christlichfrommen Selbstbewufstseyns. S. 40. (Was also jener ist, das verdankt er doch nur diesem, und wofür es ihn halten wird, das ist er.) Die Formen des Unterrichts sind, nach dem Verf., bekanntlich noch die scholastischen, und der akademische Vortrag der Dogmatik hat auf sie Rücksicht zu nehmen, um sie kritisch zu würdigen und zu reinigen. Allein der Glaubensunterricht in den oberen Classen des Gymnasiums mufs sich davon entfernt halten, indem seine Absicht nur ist, eine christlich ausgebildete Gesinnung zu erzeugen. Die Formen der Kirchenlehre, sagt er S. 25, gehören der Theologie und dabei wäre Polemik und Kritik unvermeidlich. Mit den Formen der Kirchenlehre wirft aber der Verf. auch nur zu deutlich ihren Inhalt weg; die Kritik, ihrer Natur nach formal und negativ, löset auch den Inhalt derselben in nichts auf, und weifs er z. B., dafs das apostolische Symbolum auch in Rom, wie nachher in der ganzen christlichen Welt bis jezt gegolten, so ist es ein Römisches, Unprotestantisches und der Inhalt desselben, welches der christliche Glaubensinhalt selbst ist, gilt ihm für eben so unächt und unapostolisch, als die äufserliche, zufällige Zusammensetzung desselben, und er hilft gern protestiren, wo „der christliche Glaube," wie Luther dieses Symbolum nannte, zum Gegenstande und zur Grundlage des christlichen Jugendunterrichts auf den Gymnasien gemacht werden soll. Ueberhaupt liegt der Unterschied in der Religionslehre auf Gymnasien und Universitäten lediglich in der Form und verschiednen Behandlung desselbigen Inhalts, und statt sich auf jene zu beschränken, läfst uns der Verf. auch einen Blick in seine Dogmatik thun, und zeigt, dafs er auch hier aus den dogmatischen Formen und deren speculativem Inhalt nichts Gesundes zu machen und sie somit auch nicht *wahrhaft* kritisch zu würdigen weifs. Er bleibt bei dem unmittelbaren Bewufstseyn der Frömmigkeit stehen. S. 43. Die Theologie aber ist nichts Unmittelbares und somit durch den Verf. in ihrem Wesen, welches die Vermittelung, sehr einfach über die Seite gebracht. Zu den leeren Fragen rechnet er auch den Unterschied zwischen Freiheit und Nothwendigkeit in Gott. Der vollgültige Glaube des Christen ist nach ihm, dafs in der Erscheinung Christi auf Erden ein wahres Seyn Gottes mit seiner wirklichen Menschheit innig *gedacht* werden müsse. Denken läfst sich freilich viel, wenn es aber zu nähern Bestimmungen solches Denkens kommt, z. B. von dem Verhältnifs der göttlichen und menschlichen Natur, von den zwei Ständen der Erhöhung und Erniedrigung (welche doch ganz schriftmäfsig sind), so ist das nicht viel besser, als die Frage der Scholastiker: ob Christus in statu gloriae sitze oder stehe. S. 44. Es ist der Theologie des Verfs. eigenthümlich, dafs sie alle näheren Bestimmungen des Begriffs, wie den Begriff selber, flieht, sich aber dafür das Kritisiren und Raisonniren offen, auch sich dazu ohne Weiteres unkritisch genug für befugt hält. Dafs die christliche Glaubenslehre und Moral sich an jede, eben gangbare Philosophie angeschlossen, hat gemacht, dafs sie noch nicht zur Selbstständigkeit einer Wissenschaft hat gelangen können, sagt Hr. G. S. 50. Freilich aber ist noch viel schwerer einzusehen, wie durch ein ungebildetes, unphilosophisches Denken Selbstständigkeit einer Wissenschaft zu erreichen sei. Er will dagegen zeigen, wie die Behandlung müsse beschaffen seyn, „und wie wir es damit meinen." S. 51. Der Standpunkt der selbstständigen Wissenschaft des Verfs. ist das *Meinen* und eben damit das Nichtwissen. Hr. Gafs hat vollständig durch That und Beispiel gezeigt, wie es damit gemeint sei, dafs die Religion kein Wissen sei. Alle Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich, sagt er, wenn man sich nur den Gegenstand recht lebendig vergegenwärtigt, und auf einen streng wissenschaftlichen Zusammenhang, der von einem allgemein gültigen Princip ausgehend alles Besondere hieraus ableitet und darauf zurückführt, Verzicht leistet." S. 56. Das heifst doch wohl mit anderen Worten: die Bedingung alles wahren Denkens und Lehrens der Religion ist die Unwissenschaftlichkeit. Er macht nun „Vorschläge," wie die christliche Sittenlehre im Unterricht auf den Gymnasien vorzutragen seyn möchte. Diese Theologie hat, wie nur Meinungen, so auch nur Vorschläge und Vorstellungen. Die Unterweisung mufs ausgehen von den nöthigen Belehrungen über die Familie; die jungen Leute müssen zuerst in das, was die Ehe ist, bedingt durch die Geschlechtsvereinigung in der Liebe, eingeweihet werden. Heiligeres als die Ehe gibt es in irdischen Verhältnissen nichts. S. 57. Wenn das wahr wäre, bei aller zugestandenen Heiligkeit der Ehe, dafs es nichts Heiligeres gebe, als sie, was wollte daraus folgen? Nachdem dann unter seinen Händen die christliche Sittenlehre mit ihrem unendlichen Reichthum in äufserst dürftige Sätze über Ehe, Vaterland, Staat und

Digitized by Google

Kirche zusammengegangen, fällt ihm selbst das Fragmentarische daran auf, und er äufsert sich darüber folgendermafsen: „den Vorwurf des Fragmentarischen in unserem Lehrgange müssen wir uns freilich, wenn man es strenge nehmen will, gefallen lassen, ob wir gleich nicht wüfsten, dafs eine christliche Sittenlehre schon zu einer solchen systematischen Gestaltung gelangt wäre, die sich getrauen möchte, vor einer wissenschaftlichen Kritik zu bestehen, auch sehr zweifeln, ob eine solche möglich sei u. s. w.“ S. 63. Diefs ist denn freilich eine sehr bequeme Weise, den Schwierigkeiten der Wissenschaft zu entgehen, dafs man sich nur auf das Bekritteln des Vorhandenen beschränkt, etwas Besseres aber hervorzubringen nicht vermag. Das Hellenische bringt er bei dieser Gelegenheit, wenigstens dem Wort nach, mehreremale vor; von dem Christlichen ist wenig oder nichts darin zu verspüren. Die Vorzüge seiner Vorschläge preiset er noch zulezt sehr an. Für wen aber eigentlich diese und die noch folgenden Vorschläge, was Alles in den Religionsunterricht auf den Gymnasien gehöre, bestimmt sind, ist nicht recht klar: denn es ist von so populärer Natur, und enthält so sehr nur das Flachste und Allergewöhnlichste, dafs für den nur mäfsig mit diesem Gegenstande Bekannten nichts daraus zu lernen ist. — Wenn die Regierung oder das Publicum sich an einen Schulmann oder an einen Lehrer der Theologie wendet, um seine Gedanken über diesen Gegenstand zu erfahren, so ist die Voraussetzung, es werde jener vorzüglich aus dem Kreise seiner Erfahrung, aus dem Geiste der Schule und dem Bedürfnifs der Gymnasialjugend, dieser hingegen aus einer tieferen Erkenntnifs und dem Begriff der christlichen Religion, der nichts Abstractes, Formales, sondern ein Concretes ist, seinen Gegenstand auffassen und darstellen. Diese Erwartung ist aber in beiden Schriften so wenig befriedigt, dafs, wenn man nicht annehmen müfste, was gewifs der Fall ist, es werde die Mehrzahl der Lehrer, welche an den Gymnasien den Religionsunterricht ertheilen, es von selbst auf eine würdige und angemessene Weise thun, man ganz daran verzweifeln müfste, die wohlthätige Absicht der Regierung jemals erreicht zu sehen, wenn die, welche in eigenen Büchern sich darüber äufsern, sich noch in solcher Weise darüber vernehmen lassen.

D. Marheineke.

XXXVI.

1) *Das Leben und die Werke Albrecht Dürers von Joseph Heller. Zweiter Band in drei Abtheilungen.* (Hier die erste und zweite Abtheilung des zweiten Bandes, beide zusammen 983 S.) Bamberg, bei C. F. Kunz. 1827.

2) *Reliquien von Albrecht Dürer.* Nürnberg, 1828. Bei Campe, in Taschenformat 190 S. mit dem Bildnifs A. Dürers.

Es freuet uns vorliegende Schriften, Albrecht Dürer betreffend, von zwei verschiedenen Verfassern zusammen anzeigen zu können, da die eine die andere ergänzt. Die leztere von Hrn. Campe macht uns mit den wesentlichen Lebensumständen, dem Geiste und dem Charakter des Künstlers bekannt, und die erstere führt uns genaue Verzeichnisse aller seiner Werke vor; in Zeichnung und Mahlerei, im Kupferstich und Holzschnitt, so wie in der Plastik.

Vergleichen wir die Ergebnisse, welche wir durch die beiden Schriften über A. Dürer gewinnen, mit dem, was der lezte Künstlerbiograph, der fleifsige Fiorello, über denselben beibrachte, so ist zur näheren Kenntnifs des Charakters und der Werke des ausgezeichneten Mannes uns allerdings ein nicht geringer Zuwachs geworden. Unsere Anzeige wird in möglichster Kürze auf das Wesentlichste aufmerksam machen.

Joseph Heller ist uns bereits durch eine ähnliche Schrift über Lucas Cranach vortheilhaft bekannt, welche im Jahre 1821 erschien. Sie liegt aufser der Zeit unserer kritischen Blätter. Mit Vergnügen ergreifen wir aber diese Gelegenheit, um dem Verf. hierwegen unsere Anerkenntnifs zu bezeugen, wenn wir gleich einige Versehen gern weggestrichen wünschten.

Hr. Heller hat bis jezt noch nicht — was wir bedauern — den ersten Band, welcher das Leben Dürers enthalten wird, herausgegeben, sondern nur diese zwei ersten Abtheilungen des zweiten Bandes, wovon die erste das Verzeichnifs der Handzeichnungen, der Gemählde und der plastischen Arbeiten des Meisters enthält, die zweite aber die Verzeichnisse der Kupferstiche und der Holzschnitte. Hiebei sind nicht blofs die Originalwerke, sondern auch die Copien, und selbst zweifelhafte und falsche Arbeiten verzeichnet. Ferner werden nicht blofs

Digitized by Google

jene Werke aufgezählt, die irgend in einer Sammlung noch vorhanden sind, sondern auch Alles das, wovon sich irgendwo eine frühere Kunde findet; wodurch natürlich der Umstand sich ergeben mufste, dafs dieselben Werke wegen Aenderung der Locale und der Besitzer öfter mehrmal erwähnt werden, und vielfältig ohne sichere Angabe der Schicksale des jezt noch Vorhandenen. — Um die Uebersicht so reicher Materialien, das Nachschlagen und Auffinden des Einzelnen zu erleichtern, hat der Verf. die alphabetische Ordnung der Städte und Orte gewählt, wo sich ehedem oder jezt noch Arbeiten des Meisters finden. Ueberall werden die Quellen und die Gewährsmänner, aus denen er schöpfte, sorgsam angeführt, und die ganze Einrichtung, welche der Verf. seinen Verzeichnissen gab, läfst wenig zu wünschen übrig.

Sehr grofs ist die Anzahl der Handzeichnungen, sei es mit dem Stift oder der Kohle, oder colorirt. Die Sammlung des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in Wien zählt derer allein 148, wobei auch die Zeichnung, die Raphael von Rom an Dürer nach Nürnberg sandte, bestehend in zwei nackten Figuren, „um ihm, wie Dürer beigeschrieben hat, seine Hand zu weisen."

Bedeutend grofs ist auch die Anzahl der hier genannten Oelgemählde, zwar viele nicht vom Meister selbst, sondern theils Copien, theils später von Anderen nach seinen Kupferstichen und Holzschnitten verfertigt. Die Menge der ächten Gemählde bleibt indessen immer auffallend, da er sie mit gröfster Sorgfalt vollendete, und dabei so viel Anderes zu machen pflegte, dafs man sieht, die Mahlerei sei nicht sein Haupterwerb gewesen, sondern das Porträtzeichnen, die Kupferstiche und die Holzschnitte.

Aufser den zweifelhaften und falschen gibt es der ächten Kupferstiche nicht weniger als 104, wovon der gröfste Theil vielfältig von Anderen nachgestochen wurde. Die Anzahl der Holzschnitte, wovon einige von ihm selbst, die meisten aber nach seiner Zeichnung von seinen Gesellen unter der Aufsicht des Meisters geschnitten wurden, beläuft sich auf 174. — Auch diese vielfältig von Anderen copirt.

Gröfsere Sammlungen der Kupferstiche und Holzschnitte gibt es mehrere: in Frankfurt, Berlin, München, Wien u. s. w.; doch findet sich das Vollständigste und Wichtigste hievon auch in der Albertinischen Sammlung.

Von dem eigenen Bildnifs Albrecht Dürers, theils gestochen, theils geschnitten, gibt es nicht weniger als 91. — Darunter sind auch solche, die nicht nach den eigenen Originalen, sondern auch nach den Gemählden Anderer, wie das von der Hand des Thomas Polonius (Tommaso di Bologna), welches von Stockius und Anderen gestochen wurde (S. 324 und 325). Der eigentliche Name des Künstlers war Tommaso Vincidore, von dem eine Grablegung aus der Akademie zu Bologna in die königl. Preufsische Sammlung eingewandert ist, und worin man den trefflichen Schüler Raphaels nicht verkennen kann. Nach Guarienti hat Cornelius Cort auch eine Götterversammlung nach diesem sonst wenig bekannten Meister gestochen.

Bei den plastischen Arbeiten versuchte sich Dürer in allen Arten von Material: in Holz, gebrannter Erde, Elfenbein, feinem Sandstein und in Marmor. Hiebei erfahren wir (S. 272) eine für uns nicht unwichtige Nachricht, nämlich dafs Hans Baldung Grien, der eine — jezt noch vorhandene — Haarlocke von Dürer aufbewahrte, im Jahre 1545 zu Strafsburg gestorben sei. Dieser Künstler, in Gmünd geboren, war einer der bedeutendsten Zeitgenossen Dürers; und dafs beide in näherem Verhältnifs zusammen standen, läfst sich aus einer Stelle des Tagebuches S. 138 vermuthen, worin vorkommt, dafs Dürer *Grünhansens* Ding — das ist die Holzschnitte von Baldung — an J. Patenier schenkte. Wie sehr wäre es zu wünschen, dafs auch Hanns Baldung Grien einen Heller fände, der Alles, was sein Leben und seine Werke betrifft, sammelte. Kaum ist es zu glauben, dafs Fiorillo diesen ausgezeichneten Meister kaum dem Namen nach kennet.

Das Verdienst des zweiten Verfs. beruht darin, die schriftlichen Ueberreste Albrecht Dürers treuer und vollständiger, als wir sie vorher kannten, zu geben, und sie auf eine geschickte Weise zusammenzureihen. Die Selbstschilderung hat einen wunderbaren Zauber, wenngleich es grofse Lücken gibt, und der Leser immer gespannt ist, mehr zu erfahren, als er wirklich erfährt. Gewifs gibt es keinen Freund der Kunst und der Geschichte überhaupt, der das Büchelchen seit seiner Erscheinung nicht bereits gelesen hätte. Indessen wird doch Jeder gern mit uns die Hauptmomente wieder durchgehen, welche das Leben eines so ausgezeichneten Mannes ausmachen. Nur sei es uns erlaubt, da und dort eine Pause zu machen, und Eines und das

Digitized by Google

Andere in nähere Erwägung zu ziehen, als es bis jezt geschehen ist.

Albrecht Dürer, 1471 geboren, wurde von dem Vater anfänglich in der Goldschmiedkunst unterrichtet. Als aber der Sohn den Wunsch äufserte, die höhere Kunst, die Mahlerei, zu erlernen, so brachte ihn der Vater im Jahre 1486 zu Michael Wohlgemuth auf drei Jahre in die Lehre. — Falsch ist also die Meinung, welche von Wimpfling ausging, dafs er bei Martin Schoen in Colmar in der Lehre war. Scheurl (vid. Pirkheimeri Opera p. 352), der vertraute Freund Dürers, widerspricht dieser Aussage ausdrücklich, indem der Künstler ihn theils schriftlich, theils mehrmal mündlich versicherte, dafs es zwar anfänglich die Idee des Vaters und auch sein Wunsch gewesen sei, ihn in die Schule Martin Schoens zu bringen, dafs dieser Meister aber gerade um diese Zeit starb. Michael Wohlgemuth selbst war ein sehr tüchtiger Mann, wie die vielen noch vorhandenen Werke in Nürnberg und besonders in Schwabach bezeugen, der seinem grofsen Schüler nur um ein Geringes nachsteht, so wie Pietro Perugino dem Raphael. Indessen drückt sich A. Dürer über die Lehrweise seines Meisters nicht günstig aus. Eine Art von wissenschaftlichem Unterricht, sei es in der Geometrie und Perspective, sei es in der Lehre der Verhältnisse und des Nackten, sei es in einer gründlicheren Behandlung der Farbengebung, gab es nicht. (S. 154.) Dabei hatte der Lehrling viel von den Gesellen des Meisters auszustehen.

Im Jahre 1490 nach Ostern begab sich der bisherige Lehrling als Geselle nach damaligem Handwerksbrauch auf die Wanderung, wovon er nach einer Abwesenheit von vier Jahren im Jahre 1494 nach Pfingsten in das väterliche Haus zurückkehrte.

Dürer, der uns diefs Alles selbst erzählt, läfst uns aber ganz ungewifs, wie er seine Wanderung bestand, wo er wanderte, und bei wem er sich aufhielt. Nur von seinem Freund Scheurl (l. c.) erfahren wir wieder, dafs, nachdem er Deutschland durchwandert hatte — peragrata Germania — er im Jahre 1492 nach Colmar kam, wo ihn die Brüder des verstorbenen Martin Schoen, wovon zwei Goldschmiede, und der eine, der Ludwig hiefs, Mahler war, freundlich aufnahmen, so wie auch ein vierter Bruder, der sich in Basel aufhielt, that. Mehr berichtet uns Scheurl nicht. Aber zufolge einer Notiz bei Heller S. 181 liefse sich vermuthen, dafs er sich länger in Colmar aufgehalten habe. Es ist nämlich jezt noch in der dortigen Stadtbibliothek eine Tafel in mehreren Vorstellungen vorhanden, welche früher in einer Klosterkirche des heil. Antonius in dem Oberelsäfsischen Orte Isenheim aufgestellt war, welche Tafel unserem Dürer zugeschrieben wird. Auch gibt es noch ein Gemählde, zwei Kirchenväter vorstellend, und mit dem Jahre 1492 bezeichnet (S. 140), welches er eben damals im Elsafs verfertigt haben mag. Hätte nun, wie zu vermuthen steht, Dürer damals diese Gemählde als Geselle bei Ludwig Schoen verfertigt, so sieht man, wie leicht ein Mann wie Wimpfling (Epit. Aer. Germ. C. 68) verleitet werden konnte zu glauben: Albrecht Dürer sei bei Martin Schoen selbst in der Lehre gewesen.

Ferner: aus der grofsherzogl. Sammlung zu Carlsruhe ist uns ein Gemählde Dürers erinnerlich, welches früher zu Baden in einem Nonnen-, nicht Capuzinerkloster, wie Heller S. 154 meint, sich befand. Dieses Gemählde stellt Maria mit dem Kinde und der Anna vor, und zu einer Seite verehrend den Markgrafen mit neun Söhnen, und zur anderen Seite die Markgräfin mit zwei Nonnen und drei Töchtern. Das Ganze ist mit hoher Sorgfalt vollendet, aber der Ton erinnert bei dem ersten Anblick an Lucas Cranach. Auch dieses Gemählde mag Dürer um diese Zeit seiner Wanderschaft gefertigt haben. Dafs aber damals Dürer an den Unterrhein und bis nach den Niederlanden kam, darüber gibt's keine Spur. Eher müssen wir aus den Venezianischen Briefen wähnen, dafs er während seiner Wanderschaft bis Venedig gekommen sei. Er schreibt S. 13 erstlich: die ihm „nicht günstigen Mahler machen mein Ding in Kirchen ab — setzen es herab — und wo sy es mügen bekumen, noch schelten sy es und sagen, es sei nit antigisch Art." Diese Stelle setzet voraus, dafs schon vor dem Jahre 1506 Werke von Dürer in den dortigen Kirchen und wahrscheinlich auch bei den dortigen Deutschen Kaufleuten vorhanden waren. Dazu folgt gleich die zweite Stelle: „das Ding, das mir vor eilff joren so woll hat gefallen, das gefelt mir iezt nit mehr, und wenn ichs nit selbs sah, so hett ichs keinem anderen gelaubt." — Wäre es hier der Ort, so liefsen sich hier noch andere Betrachtungen über seine Wanderjahre anknüpfen.

Noch in demselben Jahr seiner Rückkunft 1494 verheirathete ihn der Vater an Agnes Frey in seinem 23. Jahr, und in demselben Jahr mahlte er eine Kreuzigung für die Predigerkirche in Nürnberg (Heller S. 215). Von dieser Zeit erfahren wir aber wenig von seinem

Digitized by Google

Wirken bis 1506, wo seine Briefe aus Venedig an Pirkheimer uns einige Kunde geben. — Als Meister in der Vaterstadt angesezt, scheint er sich besonders auf das Kupferstechen und Aetzen als seinen bessern Broterwerbe gelegt zu haben. Die vier Gemählde, die er für Friedrich den Weisen machte, sind aus dieser Zeit. Drei davon verbrannten in der Hofkirche zu Wittenberg im siebenjährigen Kriege. Das vornehmste davon, die heil. drei Könige vorstellend, und mit dem Jahr 1504 kam früher als Geschenk an den Kaiser Rudolph nach Prag, und von da nach Wien, wo der jezige Kaiser es gegen einen Fra Bartolomeo an den Grofsherzog seinen Bruder austauschte. Das Gemählde hat jezt seinen Ehrenplatz in der Tribuna neben Raphael und andern ausgezeichneten Meistern.

Auch mehreres, was Dürer während dieser Periode arbeitete, brachte er mit sich nach Venedig, was er auch allmälig verkaufte (S. 20). Doch scheinen es nur kleinere Gemählde gewesen zu seyn, deren Gegenstände nicht näher bekannt sind.

Auf Bestellung der Deutschen Handelsleute in Venedig, an deren Spitze Christoph Fugger gewesen zu seyn scheint, mahlte er nun für die Kirche St. Bartolomeo eine Altartafel. Auch diese kam in der Folge an den Kaiser Rudolph nach Prag, und später nach Wien in die kaiserl. Gallerie, wo sie noch ist; ich weifs nicht, wie es kam, dafs allgemein geglaubt wird, diefs Gemählde habe den heil. Bartolmäus vorgestellt. Vasari (T. III. S. 222.) der älteste, der die Tafel erwähnt, nennt den Gegenstand nicht, sondern blofs, dafs sie in St. Bartolomeo stehe, als ein seltenes Werk, voll schöner Figuren. Baldinucci sezt die Tafel in das Jahr 1506, und nennet sie eine Madonna, die von Engeln gekrönt wird. Diefs ist eine aus van Mander entnommene Nachricht, der aber das Gemählde nur unvollkommen beschreibt. Boschini macht den Gegenstand nicht namhaft, sondern erwähnt blofs, dafs an die Stelle der weggenommenen Tafel Dürers eine Ankündigung von Rottenhammer gekommen sei. Sansovino (II. S. 125.) sagt: die Kirche St. Bartolomeo sei von einem Deutschen, Christoph Fugger geziert worden und zwar mit einer Tafel der Madonna von der Hand Dürers, ein Werk von besonderer Schönheit in Hinsicht der Zeichnung, der Ausführung und des Colorits.

Die Tafel in Wien, ausführlich beschrieben in dem Katalog von Mechel, und mit der Beischrift: dafs er das Gemählde in sechs Monaten 1506 vollendete, entspricht ganz den Briefen an Pirkheimer. Der Gegenstand des Gemähldes läfst sich also nicht bezweifeln. Wir kennen diefs Gemählde in Wien genau. Ich finde aber in meinen Noten die Bemerkung: dafs die freie Behandlung des Gemähldes leicht den Verdacht erwecken könne, es sei nicht das Original; bedenkt man indessen die Gewandtheit des deutschen Mahlers, warum sollte er sich nicht bewogen gefunden haben, sich in diesem Gemählde etwas mehr nach dem Geschmack und nach der Art der Venezianischen Künstler zu richten. — Auch triumphirt Dürer p. 27. selbst: dafs seine frühern Tadler jezt zugäben, dafs sie bis dahin schönere Farben nicht gesehen hätten. Sie ward allgemein bewundert, und der Doge und der Patriarch kamen selbst sie zu sehen. Auch werden wir gleich von einem anderen Bilde sprechen, das Dürer das Jahr darauf auch in jener freieren und grofsartigen Weise behandelte.

Am Schlufse seiner Venezianischen Briefe bemerkt Dürer: er wolle noch einen Ritt geheimer Perspectiva wegen nach Bologna machen. Aber wir erfahren hierüber nichts weiter von ihm selbst. Nur Scheurl (l. c.) bezeugt, dafs er wirklich in Bologna war, doch ohne uns den Zweck zu verrathen. Die Mahler von Bologna (an deren Spitze damals Francia war) überhäuften ihn mit Lobsprüchen: „und in Gegenwart des Scheurls gestanden sie dem Dürer ins Gesicht und öffentlich, dafs er in der ganzen Welt jezt der erste Mahler sei, und dafs sie, da nun ihr Wunsch erfüllt sei, ihn persönlich zu kennen, um so lieber sterben würden.“ Diese Ehre wiederfuhr dem Deutschen Künstler zu einer Zeit, wo er, wenn er seine Reise nur um ein Geringes von Bologna bis Florenz fortgesezt hätte, seinen Meister in Leonardo da Vinci gefunden haben würde.

Wieder angelangt in Nürnberg mahlte Dürer Adam und Eva in Lebensgröfse, denn die Tafel ist mit der Jahrzahl 1507 bezeichnet. Dieses Gemählde mag des Nackten wegen keinen Käufer gefunden haben (so wie auch Praxiteles eher seine bekleidete, als seine nackte Venus verkaufte), und schenkte defswegen es später an den Magistrat in Nürnberg (p. 57.). In der Folge kam es auch an den Kaiser Rudolph, und von da nach Wien. Die Nürnberger behielten davon eine Copie, welche in der neuesten Zeit durch die Franzosen an die Stadt Mainz kam. Das Original aber wanderte von Wien später nach Florenz, wo es schon seit Baldinucci im Palast Pitti — doch in zwei Tafeln getrennt — aufgehangen ist. Wahr-

Digitized by Google

scheinlich ward das Gemählde an den Grofsherzog Ferdinand II., als er zum Besuch des Kaisers Ferdinand III. in Wien war, geschenkt. Diese beiden Tafeln, die vereint nur Eine machen, sind ohne Zweifel das Meisterwerk des grofsen Dürers, und ganz im Venezianischen Geschmack gemahlt, grofsartig gezeichnet und colorirt. Und fast möchte man glauben, dafs Dürer damals schon das Gemählde von Giorgione, denselben Gegenstand vorstellend, und jezt in Braunschweig, gesehen hätte. — Ja! Ja! lieber Dürer, wärest du damals in Italien geblieben, anstatt zu deinen knausenden Landsleuten zurückzukehren, — welch höheren Flug hätte deine Kunst genommen. Zur Zeit, wo er die grofse Tafel der Erstgebornen mahlte, erhielt er die Bestellung der 10,000 Märtyrer vom Herzog Friedrich von Sachsen, und die der Himmelfahrt von dem biedern Heller in Frankfurt. Hier ging einmal das Mahlen in Einem Zug. — Jene Tafel der 10,000 Märtyrer war im Jahr 1508 vollendet, und kam später auch in die Sammlung des Kaisers Rudolph nach Prag, und findet sich jezt unter den Seltenheiten in Wien. Die Tafel der Himmelfahrt für Heller in Frankfurt ward im Jahr 1509 aufgestellt, lange eine Zierde der dortigen Dominicanerkirche, bis sie nach München wanderte, und allda in einem unglücklichen Brande zu Grunde ging. Frankfurt besizt indessen hievon noch eine schätzbare Copie von der Hand des Paul Juvenel, und auch noch ein Original, die vierzehn Nothhelfer vorstellend, eine frühere Arbeit Dürers. Im Jahr 1507 hatte er auch eine Madonna vollendet, die er dann an den Bischof von Breslau verkaufte. — Zu den ausgezeichneten Werken unseres Meisters gehört ferner die Dreifaltigkeit, die er im Jahr 1511 für Lindauer in Nürnberg machte, später in der Rudolphischen Sammlung zu Prag und jezt eine der grofsen Zierden der kais. Gallerie in Wien. Noch bewahrt dieselbe Gallerie eine vortreffliche Madonna mit dem Kinde, das eine Birne hält und mit dem Jahr 1512 bezeichnet ist. — Zu den genannten ausgezeichneten Werken Dürers zählt die Sammlung im Belvedere noch zwei andere Madonnen, mit dem Namenszug und den Jahren 1518 und 1520 bezeichnet. Aber nach reiflicher Untersuchung lassen sich diese Bezeichnungen nicht als ächt ansehen. Diese beiden überaus vortrefflichen Gemählde tragen nach unserm Dafürhalten den Charakter des Quintin Metsus an sich, und eben so eines der herrlichsten Gemählde in Venedig, die Verspottung Christi vorstellend, jezt im kaiserlichen Palast alldort, und von jeher auch für Dürer geltend.

Zu den Werken der Blüthezeit Dürers zählen wir ferner die Geburt Christi, wozu die beiden vortrefflichen Ritter als Flügel dienen, jezt in der königl. Sammlung zu München. Dieses Gemählde gehörte früher zu dem Baumgärtner'schen Denkmal in Nürnberg (Heller S. 193 und 196.); übrigens ist es auffallend, dafs nach dem Jahr 1512 die Gemählde Dürers, Bildnisse ausgenommen, anfangen immer seltener zu werden, so dafs es scheint, dafs er bei dem Mahlen nicht so seine Rechnung fand, wie bei dem Kupferstechen und bei der Vermehrung der Holzschnitte, als gangbarern Handelsartikeln. — Seine trefflichen Gemählde, Paulus und Marcus, Petrus und Johannes, mit dem Jahr 1526 bezeichnet, wovon sich die Originale jezt auch in München befinden, scheinen während seines Lebens keinen Käufer gefunden zu haben, und so an den Magistrat in Nürnberg gekommen zu seyn. Es läfst sich nicht in Abrede seyn, dafs die sich verbreitende Reformation bereits ungünstig auf die höhere Mahlerei eingewirkt habe, indem Kirchen und Klöster mit Bestellungen zurückhielten. Während seines Aufenthaltes in den Niederlanden in den Jahren 1520 und 21 unternimmt er nichts Historisches, mahlte selbst nur wenig Porträte in Oel, sondern beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Zeichnen, und mit dem Handel seiner gestochenen Sachen. Sparsam in den Ausgaben verschmäht er auch die geringste Arbeit nicht, um Einiges zu verdienen. Ueberhaupt sind die Aufzeichnungen in seinem Tagebuch, so interessant sie auch sind, höchst unerfreulich. Unter allen Ehren, die er erhält, gewahrt man immer den gedrückten und bekümmerten Mann. Das Wichtigste, was ihm aufstöfst, erweckt ihn kaum, und nur mit wenig Worten bezeichnet er das Merkwürdigste. Nirgends findet sich der heitere Humor, der so erfreulich in seinen Briefen aus Venedig hervorleuchtet. Nur über jeden Stüber der Einnahme und Ausgabe hält er streng Buch.

Von dem grofsen Quintin Metsus bemerkt er blofs, dafs er in seinem Hause war; von Bernard van Orley, dafs er ihn zeichnete, und prachtvoll von ihm bewirthet ward; von Meister Jacob von Lübeck, dafs er ihn conterfeite, und von Hanns Swarz von Gröningen, dafs er von ihm conterfeit wurde. Von Patenier selbst, der sich ihm besonders annäherte, erfährt man wenig, und noch weniger von Heinrich (Blefs). An dem Raphaelischen Schüler, Thomas von Bologna, scheint er etwas mehr Antheil zu nehmen. Sie conterfeiten sich gegenseitig. In Middelburg sah er die grofse Tafel von Mabuse mit

Digitized by Google

dem Urtheil: „nicht so gut im *Hauptstreichen*, als im Gemähl.“ Persönlich scheint er ihn nicht gekannt zu haben.

Ueber die grofse Todten und ihre Werke sind die Andeutungen fast noch kürzer. In Brüssel sah er im Stadthause die vier Gemählde des grofsen Meisters Rudier (Rüdiger van der Weyde). Dann gab er zwei Stüber, um sich die St. Lucastafel aufsperren zu lassen. Aber von wem war diese so wichtige Tafel? — Ich möchte vermuthen von Bernard van Orley, dem Mahler der Erzherzogin Margaretha, die später an König Ferdinand I. kam, der sie am Hauptaltar in der Domkirche zu Prag aufstellen liefs. Diese Tafel ist noch allda, als ein wahrhaft grofses Meisterwerk. Das Mittelstück stel t den Lucas dar, wie er die Maria zeichnet: der eine Flügel den Johannes zu Pathmos, und der andere die Martyr des heil. Vitus; jezt eignet man diefs Gemählde dem Hanns Holbein zu. Noch sah er in der Capelle des Hauses Nassau „das gute Gemählde vom Meister Hugo.“ — Bei der Gouvernantin sah er 40 Täfelchen in Oel, worunter van Eyck — vielleicht das Gemählde, was sie vom Barbier kaufte — und Jacob Walchs. War dieser der Nürnberger?

In Brügge sah er im Kaiserhaus in der Capelle wieder Gemählde von Rüdiger — jezt ganz verschollen — und in der Kirche St. Jacob köstliche Gemählde von Rüdiger und Hugo. Wie wortkarg! — Eine Madonna vom leztern, die Herr Campe S. 121. noch allda gesehen haben will, ist unserer Forschung entgangen. Dagegen fanden wir in derselben Kirche und von demselben Meister eine Krönung der Maria durch die Dreieinigkeit, umgeben von einem Chor von Engeln, tiefer in der Mitte des Gemählde den Erzengel Michael, umgeben von zwei Propheten. Dann sahen wir allda von Rüdiger ein wahrhaftes Meisterwerk, vorstellend die Madonna in einer goldenen Gloria, mit dem halben Leibe sitzend in einer goldenen Rose, deren Nebenstiele sich nach Joachim und Anna zubreiten: das Ganze umgeben von Engeln, welche die Werkzeuge des Leidens tragen. Tiefer sieht man David zwischen zwei Propheten und zwei Sibyllen. Auf den Flügeln ist einerseits Augustus, dem die Sibylla den neugebornen Gott in der Luft zeiget, und andrerseits Johannes zu Pathmos, zwischen zwei knieenden Mönchen, dem heil. Franz und Antonius. — Ich bezeichne für künftige Reisende diese Gemählde, die schon Dürer bewunderte. — Anderes Vorzügliche sah Dürer auch in andern Kirchen und in der Mahlercapelle; aber weder die Namen der Kirchen, noch die Gegenstände, noch die Namen der Mahler werden angegeben, nur den Johannes nennt er. Allein Brügge hatte Werke von zwei Meistern dieses Namens, und zählt von beiden jezt noch Hauptgemählde, nämlich von Joh. v. Eyck und Joh. Hemmeling. Ein Hauptbild von dem erstern hing noch kurz vor der Revolution in der Sacristei der Kathedralkirche des heil. Donatian, welches Deschamps fälschlich eine Vorstellung der drei Könige nennt. Es ist jezt in der Akademie, vorstellend die Maria auf einem Marmorthron sitzend, das Kind auf dem Schoos, das einen Papagei und ein Blümchen hält. Rechts sieht man den heil. Donatian, und links den heil. Georg, der einen knieenden Chorherrn empfiehlt. Die Umschrift bezeichnet den Joh. v. Eyck als den Erfinder und Mahler; angefangen war es im Jahr 1434, und vollendet 1436. Die architektonische Prospective und alle Nebensachen, Marmor, Erz — bis auf die Brillen des Chorherrn sind wundersam gemahlt, geendigt wie ein Gerard dow, und mit der Wirkung eines Caravaggio (diefs sind die Worte, die ich vor dem Bilde niederschrieb).— Diesem Gemählde hängt jezt gegenüber das Meisterwerk von Joh. Hemmeling, vorstellend den grofsen Christoph mit dem Kind bei aufgehender Sonne, rechts den heil. Aegidius und links den heil. Benedict, gemahlt im J. 1484. Auf den Flügeln ist einerseits der heil. Wilhelm, der einen Vater mit fünf Söhnen, und anderseits die heil. Barbara, die eine Mutter mit eilf Töchtern empfiehlt. Diefs Gemählde war früher in dem Hospital des heil. Julian zu Brügge. — In welchem Gemüthszustande mag sich unser Dürer befunden haben bei dem Anblick dieser beiden unübertreffbaren Werke der Kunst? —

Doch wir verlassen Brügge und allda jezt noch so viele andere Seltenheiten der Kunst, um unsern Reisenden noch bis Gent zur Anbetung des Lammes zu begleiten. Hier schreibt er: „des Johannis Tafel, das ist ein überköstlich hochverständig Gemähl, und sonderlich Eva, Maria und Gott der Vater sind fast gut.“ Wie konntest du, lieber Dürer, nachher noch mit Ruhe die Löwen conterfeien? — Uebrigens ist es bemerkenswerth, dafs die Tafel schon damals die Johannistafel hiefs, ein Beweis, dafs die Inschriften auf den Rahmen der Flügel schon damals überstrichen waren, welche nun wieder an das Tageslicht gekommen sind, seitdem diese Flügel in Berlin unserer Aufsicht übergeben sind. Diese Inschriften zeigen klar, dafs der ältere Bruder Hubert der Erfinder und Hauptmahler war, und Johann nur sein Gehülfe, und nach dem Tode Huberts der Vollender. — Noch jezt läfst sich sagen: Hubertus, quo major nemo repertus! —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 73. u. 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

1) *Das Leben und die Werke Albrecht Dürers von Joseph Heller.*

2) *Reliquien von Albrecht Dürer.*

(Beschluſs.)

In Cöln lieſs sich Dürer das Gemählde des Meisters Stephan aufschlieſsen. — Wer mag noch zweifeln, daſs dieſs das jetzige Dombild sei, vorstellend in der Mitte die Anbetung der Könige, und auf den Flügeln Gerion und Ursula. — Aber wer ist Stephan? — Unserer Forschung ist bis jezt nur geglückt, ein kleines Gemählde desselben Meisters zu sehen, das mit der Jahreszahl 1447 bezeichnet ist. Ich gebe dieſs an, um demjenigen, welcher das Nähere über den berühmten Meister Stephan in dem Stadtarchiv zu Cöln nachspüren möchte, eine Richtung zu geben. Vielleicht übernimmt ein Geschichtsforscher der rheinischen Universität einmal diese Mühe zur Ehre der Cölner Stadt.

In Aachen, wo Dürer der Krönung Carls des V. beiwohnte, bemerkt er nichts über den vortrefflichen Bau der Kirche von Carl dem Groſsen, wohl aber waren ihm die Säulen, welche dieser Kaiser zur Zierde derselben aus Italien hatte kommen lassen, wichtig. Dergleichen muſste er aber schon früher in Italien gesehen haben. Ich bemerke dieſs, daſs Dürer sich seitdem mehr mit dem Studium Vitruv's abgegeben hatte, und so wie Luther bemüht war das Mönchthum zu reformiren, so war das Bemühen des Künstlers die Baukunst der Alten wieder an die Stelle des gothischen Bauwesen einzuführen. Und daher läſst sich kaum begreifen, wie man die Statue Dürers auf ein gothisches Piedestal setzen will, so wie es leider mit der Bildsäule Luthers in Wittenberg geschehen ist. Soll denn das Treiben unserer Heideloffe nie aufhören?

Seit der Rückkunft aus den Niederlanden im Spätsommer 1521 war Dürer 50 Jahr alt geworden. Die höhere Mahlerei beschäftigte ihn jezt der geringern Nachfrage wegen immer weniger. Nebst der Mehrung seiner Kupferstiche und Holzschnitte drang ihn sein Geist, sich im Wissenschaftlichen zu versuchen, und Lehrbücher für Nachkommende auszuarbeiten, — eine Anwandlung, die jeden edlen Geist in der Kunst sowohl bei den Alten als den Neuern befiel. Er wuſste, wie schlecht er selbst unterrichtet ward: und so wollte er der Kunstlehre eine wissenschaftliche Begründung geben, wie es Pamphilus, Euphranor und Appelles bei der Alten thaten, und es Leonardo da Vinci bei den Neuern versuchte. Die Geometrie, die Perspective und die Lehre der Verhältnisse des menschlichen Körpers sollten die Grundelemente für den Kunstjünger bilden. Seine Werke hierüber sind bekannt. Auch hatte er vor, über Landschaftmahlerei, über Farben und Colorit Weisungen auszuarbeiten. (Von der Nachricht, daſs er auch ein Werk über Pferdezeichnung geschrieben habe, das aber zu Grunde gegangen sei, ist uns die Quelle unbekannt). Als ein Märtyrer der Kunst unterlag er solchen vielseitigen Bemühungen und den häuslichen Verhältnissen einer geldsüchtigen Ehehälfte in seinem 57. Jahre.

Noch enthält das kleine Buch von Campe viel Lesenswerthes: über die Pietät Dürer's gegen seine Eltern, über die religiösen Ansichten seiner Zeit, über sein inniges Verhältniſs mit Pirkheimer, über die Grabstätte der beiden Freunde, über die hohe Achtung, in welcher er bei Kaisern und Königen, und den Besten in Wissenschaft und Kunst seiner Zeit stand.

Bei den Nachkommen ist sein Andenken nach drei Jahrhunderten noch nicht erloschen. Viele seiner trefflichsten Werke sprechen noch zu uns. Ein edler Fürst hat seine Gesinnungen über ihn ausgesprochen: In der Stadt, wo er geboren ist, und hauptsächlich wirkte, soll sein Standbild in Erz errichtet werden, und zwar durch die Meisterhand eines Geistesverwandten des unsterblichen Albrecht Dürer.

A. Hirt.

Digitized by Google

XXXV.

Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäfs, ein Sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch, Dr. der Philos. und Mitglied der Asiat. Gesellschaft zu Paris. Berlin, bei Fr. Dümmler. 1828.

Zweiter Artikel.

Hr. Dursch, der uns durch seine schätzbare Ausgabe *des zerbrochenen Gefäfses* ein um so angenehmeres Geschenk gemacht hat, als uns diefs kleine aber höchst merkwürdige Gedicht in eine ganz andere Epoche der Sanskrit-Literatur führt, als die uns schon näher bekannte früheste epische und religiös-philosophische war, hat die Methode befolgt, die Worte jedes Verses in durchgängiger Verbindung, ohne irgend eine Trennung, drucken zu lassen. Er erklärt sich in der Vorrede ausdrücklich gegen den zuerst von mir gemachten Vorschlag, das Sanskrit durch Trennung aller Wörter eben so als das Griechische, Lateinische und unsere heutigen Sprachen zu behandeln. Von gewissen Seiten betrachtet kann dieser Gegenstand nur geringfügig erscheinen. Welche Methode man wähle, wie man die Wörter zusammenziehe oder trenne, wird man einen Sanskritischen Text immer lesen und verstehen können. Wenn es also nur darauf ankommt, die Sanskrit-Literatur, wie irgend einen anderen Zweig der Orientalischen, zu benutzen, so liegt wenig daran, wie man die Begriffstrennung und den häufigen Lautzusammenhang der Wörter dem Auge darstelle.

Es hat aber offenbar mit dem Sanskrit eine andere Bewandtnifs. Die Sanskritta-Sprache steht, als lezter Erklärungsgrund, gleichsam am Ende einer ganzen Reihe von Sprachen, und diese Sprachen sind nicht etwa solche, die nur einem Studium angehören, das für praktische Zwecke gewissermafsen unfruchtbar gelten kann. Es befinden sich vielmehr unsere Muttersprache und die des classischen Alterthums darunter, also gerade die Quellen unserer heiligsten Gefühle und des schönsten Theils unserer Bildung. Dadurch tritt das Sanskrit von selbst in den Kreis derjenigen wissenschaftlichen Erkenntnifs, die wir von jeder gelehrten, ja wenn gleich in geringerer Ausdehnung und Tiefe, von jeder höheren Bildung fordern. An den Gränzpunkten dieses Kreises stehend, wird es nie so allgemein verbreitet werden können als das Lateinische und Griechische, und meiner Ueberzeugung nach immer vom Schulunterricht ausgeschlossen bleiben müssen. Allein sein Einfluſs mufs den ganzen Kreis durchwalten, und diejenigen, welche sich ausschliefslich dem classischen Sprachstudium widmen, werden des gründlichen Studiums des Sanskrits nicht länger entrathen wollen. Sie werden fühlen, dafs Vieles im Griechischen und Römischen Sprachbau sich nur aus ihm erklären läfst, dafs in den Grammatiken beider Sprachen Manches sich nach der Vergleichung mit dem Sanskrit ganz anders stellen und gestalten wird, sie werden, um es aufs Mildeste auszudrücken, keinen Grund sehen, warum sie sich den Zugang zu einem Studium verschliefsen sollten, das so nahe die Lösung der ihnen vorliegenden Probleme angeht.

Es gesellt sich hierzu noch der Umstand, dafs der gröfseste und eigenthümlichste Vorzug des Sanskrits in seiner grammatischen Formenbildung liegt. Niemand wird läugnen, dafs es der Styl der Römischen und Griechischen Schriftsteller viel mehr als der uns von ihnen zugeführte Stoff der Erkenntnifs ist, der so mächtig und unermefslich auf die neuere Bildung gewirkt hat und noch fortwirkt, dafs wir uns noch immer an seinem Feuer erwärmen, ihn als einen uns aus dem Alterthum zuwehenden Hauch fühlen, der jeden in uns selbst schlummernden ähnlichen Funken erweckt. Dieser Styl wäre aber ohne die eigenthümliche grammatische Formung dieser Sprachen nicht möglich, und diese stammt unläugbar aus dem Sanskrit ab, ja kann, da sehr oft nicht der Formungsproceſs selbst, sondern nur sein Erzeugnifs in einzelnen Bildungen in das Griechische und Lateinische übergegangen ist, in seiner wahrhaft formalen Natur nur aus ihm wirklich begriffen werden. Keine uns bekannte Sprache des Erdbodens hat in dem Grade, als das Sanskrit, das Geheimnifs besessen, die mit keinem Sachbegriff vergleichbare grammatische Idee an Formen zu heften, welche durch einfache und engverbundene Nebenlaute das oft selbst Lautveränderungen erfahrende Grundwort, indem es sich in seinem Wesen immer gleich bleibt, in der gröfsesten Mannigfaltigkeit der Gestaltung erscheinen lassen; keine hat durch die innige euphonische Verschmelzung der Elemente dieser Beugungen so genau passende Symbole für die Form des Begriffes geschaffen. Diese reine Formalität hat sich von ihm auf die Sprachen vererbt, die man wohl Indo-Germanische nennt, die aber vielleicht besser, statt

Digitized by Google

dieses Namens, mit dem der *Sanskritischen* gestempelt werden, da dieser, neben der Abstammung, zugleich den Begriff regelmäfsiger Anordnung und sorgfältiger Ausbildung in sich schliefst. Durch seinen zwiefachen Einfluſs auf den Geist und die Literatur der Nationen ist dieser kunstvoll organische Bau der Keim der Bildung der gröfsesten Völker des Alterthums, wie der heutigen Europäischen geworden. Das Studium des Sanskrits führt daher die Forschung gerade in den tiefsten und mit der Bildung des Gedankens selbst am engsten verwandten Theil der Sprache.

Jedem, welcher die hier ausgesprochenen Ueberzeugungen theilt, wird es also klar seyn, dafs in dem Kreise unserer wissenschaftlichen Ausbildung eine Sanskritische Schule gebildet werden mufs, und eine solche hat sich schon unter unseren Augen durch die Bemühungen und den Eifer zweier Männer, deren Verdienste auch von dieser Seite immer werden dankbar anerkannt werden müssen, Bopps und A. W. v. Schlegels wirklich gestaltet. Auf mehreren Universitäten Deutschlands wird Sanskrit gelehrt, viele angehende Philologen widmen sich diesem Studium mit beharrlichem Fleifs, mehrere haben Beweise ihrer Fortschritte durch eigene Werke gegeben, und es ist ehrend für den Deutschen Geist, und hat zugleich etwas rührend Ergreifendes zu sehen, wie so Viele Eifer für ein Studium belebt, das ihnen im bürgerlichen Leben durchaus keine Vortheile gewährt, und bei dem sie mit um so gröfseren Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als selbst die vorhandenen Hülfsmittel bei Weitem nicht Allen zugänglich sind. Bei der Gründung eines neuen Sprachstudiums und einer neuen Sprachschule nun, und im Zeitpunkt dieser Gründung, in dem wir uns für das Sanskrit wirklich gegenwärtig befinden, ist Alles wichtig, was die Erlernung und das Verständnifs dieser Sprache befördern und ihr Studium an das der verwandten und uns schon längst vertraut gewordenen leichter anknüpfen kann. Aus diesem Standpunkte betrachtet gewinnt auch die Frage: ob in den jezt zu veranstaltenden Ausgaben Sanskritischer Werke die Worte zweckmäfsiger gar nicht, oder ganz, oder nur mit gewissen Beschränkungen getrennt werden? eine andere Bedeutsamkeit, so dafs die Leser dieser vorzugsweise auf die Verbreitung ächt wissenschaftlichen Geistes gerichteten Jahrbücher es nicht unpassend finden werden, ihr einige Seiten derselben zu widmen.

Als ich im Jahre 1827 im eilften Bande des *Journal Asiatique* den Vorschlag gänzlicher Worttrennung machte, schmeichelte ich mir nicht mit der Hoffnung einer günstigen Aufnahme. Die Macht der Gewohnheit ist überall grofs, und jede Methode hat neben entschiedenen Vortheilen auch anderweitige Unbequemlichkeiten. Man entschliefst sich daher schwer, eine alte gegen eine neue zu vertauschen, besonders da man bei Veranstaltung Sanskritischer Ausgaben auch immer das Ausland im Auge hat. Ich glaubte daher nur meinen Gedanken, ohne weitere Ausführung, hingeben, und die Möglichkeit einer solchen Schreibung im Allgemeinen zeigen zu müssen. Seitdem aber hat sich Hr. Prof. Bopp in der Lateinischen Uebersetzung seiner Grammatik (r. 30. b.) bestimmt für meinen Vorschlag erklärt, und denselben mit wichtigen und zum Theil neuen Gründen unterstüzt. Er hat die neue Schreibung in seiner eben jezt erscheinenden Ausgabe vier merkwürdiger Episoden des Maha-Bharata wirklich schon in Anwendung gebracht. Auf der anderen Seite haben sich, wie wir hier sehen, Stimmen gegen die Neuerung erhoben. Es scheint daher zweckmäfsig, die Gründe für und wider dieselbe noch einmal kurz zusammenzunehmen, und dann das Urtheil darüber unparteiischen Sachkundigen zu überlassen.

Obgleich die Rede immer nur als ein zusammenhängendes Ganzes dahinrollt, und es eine ganz falsche Vorstellung ist, dafs der Mensch sie aus vorher erfundenen Wörtern an einander fügt, da er sie vielmehr, wenn er zum Bewufstseyn des Sprechens gelangt, in Wörter zerschlägt: so ist das Wort dennoch das logische Element der Rede, und alles Verständnifs einer Sprache geht von dem Erkennen dieser Elemente aus. Wie viele Redensarten Jemand von einer Sprache inne haben und nachzubilden im Stande seyn mag, so geht sein Verstehen doch immer nur mit der Kenntnifs ihrer einzelnen Elemente an. Es hat daher im Gefühl der Nationen, von welchen vollkommen organisirte Sprachen ausgegangen sind, gelegen, das Wort auch im Laute sorgfältig zu umgränzen und mit Zeichen seiner Individualität zu versehen. Im Sanskrit namentlich kann, obschon uns ein Hauptmittel der Worterkennung, die Betonung, mangelt, nur selten ein Zweifel darüber zurückbleiben, ob ein Wort ein selbstständiges oder ein Theil eines anderen ist, und in einem solchen seltenen Fall ist die sichere Andeutung, wie man die Frage entschieden hat, um so nothwendiger.

Die Schrift hat allerdings den Zweck, das als ge-

Digitized by Google

sprochen Gedachte oder wirklich Gesprochene zu heften. Sie redet aber zunächst zum Verstande, und ihre erste und hauptsächlichste Bestimmung ist auf das Verständnifs der durch sie ausgedruckten Gedanken gerichtet. Was sonst zum richtigen und dem Geiste der individuellen Sprache gemäfsen lauten Vortrag des durch Schrift stumm Mitgetheilten gehört, erfordert eigene Anweisung und eigene Uebung.

Die Angemessenheit einer Schreibungsmethode mufs daher nach ihrem Verhältnifs zum logischen Verständnifs beurtheilt werden, und diesem Grundsatz zufolge mufs der Lesende beim ersten Blick das logische Element der Rede auch in der Schrift als Einheit hingestellt finden. Bestimmte Worttrennung mufs das allgemeine Gesetz der Schrift aller Sprachen seyn, da in diesen Beziehungen alle einander gleich sind. Sollte aber ein Unterschied gestattet werden, so müfste diefs Gesetz in dem Grade stärker geltend gemacht werden, als eine Sprache fern vom mündlichen Vortrag liegt, und am stärksten beim Sanskrit, in dem man, wenigstens ohne den mündlichen Unterricht der Pandits, eine ganze Anzahl von Tönen nicht einmal in ihrer Eigenthümlichkeit hervorzubringen weifs, sondern sie nur durch das Auge, und die Kenntnifs der Wörter, in denen sie vorkommen, unterscheidet.

Auch völlig zusammengeschriebene Wörter lassen sich allerdings, besonders in einer grammatisch sehr vollständig geformten Sprache herauserkennen, und bei anhaltender Uebung geht diefs Geschäft mit Schnelligkeit und Leichtigkeit vor sich. Allein der Verstand findet eine solche Schrift in Widerspruch mit dem ihn bei der Entzifferung der Sprache leitenden Gesetz, er mufs, sei es auch mit noch so geringer Mühe, immer erst suchen, was er schon finden und von dem er, als einer Basis des Verständnisses ausgehen will. Aus richtiger Worttrennung dagegen leuchtet ihm eine Klarheit zu, die ihn in eine gewisse Ruhe versezt. Diese allgemeine, durch den Totaleindruck hervorgebrachte Stimmung halte ich für viel wichtiger, als die einzelnen Schwierigkeiten, welche bei mangelnder Worttrennung entstehen.

Das euphonische, gewifs auch höchst wichtige Princip leidet auf der anderen Seite gar nicht durch sie. Wie nahe auch die Aussprache die Wörter an einander bringe, selbst in einander verschlinge, so ist es darum keineswegs nöthig, sie in der Schrift mit einander zu verbinden. Die End- und Anfangsbuchstaben deuten die Verschlingung an, man fühlt sie, da der Wohllaut auch durch das blofse Auge, im Geist auf das Ohr übertragen, vernommen wird, aber die Elemente des Gedankens werden darum nicht aus ihrer Stelle gerückt.

Diefs beweist auch das Beispiel anderer Sprachen. Zu dem sich gleichsam von selbst darbietenden der Französischen, welche in der Aussprache für das Ohr häufig verbindet, was die Schrift für das Auge sorgfältig trennt, kann man das der Lateinischen hinzufügen. Im Lateinischen wie im Griechischen (und recht verstanden ist diefs wohl Gesetz aller Sprachen) wird die Worteinheit durch den Accent bestimmt. Die Lateinischen Präpositionen haben aber keinen eigenen, wenn sie unmittelbar vor dem Casus stehen, den sie regieren. Sie fallen also diesem von ihnen regierten Worte unmittelbar, als accentlose Vorsylben, anheim. Diefs bezeugt Quintilian (I. 5, 25 — 27. Ed. Spaldingii) mit ausdrücklichen Worten. — his locis verba conjungimus. Nam cum dico *circum litora*, tanquam unum enuncio, dissimulata distinctione: itaque tanquam in una voce, una est acuta. Dennoch werden in keiner Ausgabe bei uns die Worte in diesen Fällen zusammengedruckt, wie nothwendig geschehen müfste, wenn die Schrift pünktlich dem Laute folgte. Man trennt nach dem Bedürfnifs des Verstandes, und überläfst es dem Leser, die Lautbehandlung solcher Stellen zu kennen.

Im Griechischen findet sich ein dem Sanskrit noch näher kommender Fall. Die Präposition κατὰ wirft, vorzüglich in der älteren epischen Sprache, ihren schliefsenden Vocal ab, und assimilirt das davor stehende, nun zum Endbuchstaben werdende τ dem Anfangsconsonanten des von ihr regierten Wortes. *) Auf ähnliche Weise

*) Diese, auch von Reiz (de pros. Gr. accentus inclinatione, p. 41) angenommene Vorstellungsweise halte ich, obgleich im Erfolge die Sache auf dasselbe hinausläuft, dem hier vorgehenden euphonischen Processe für angemessener, als die Gleichstellung beider Consonanten für eine Verdoppelung des Anfangs-Consonanten anzuse ien, obgleich allerdings diese leztere schon von frühen Zeiten her (Gregorius Corinthius de dialectis. Ed. Schaeferi p. 616. §. 46, wo die, streng genommen, nicht zusammengehörenden Fälle κάππεσε und κὰδ δέ in dieselbe Classe geworfen werden) in der Griechischen Grammatik die gewöhnliche ist. Sie sezt offenbar die Worteinheit der Präposition mit dem regierten Nomen voraus, und gibt nicht an, was aus dem Endconsonanten der ersteren wird. Es geht hier aber unverkennbar eine ähnliche Lautänderung vor, als im Sanskrit die Endconsonanten überhaupt vor den Anfangsconsonanten erfahren. Der Unterschied zwischen

Digitized by Google

verwandelt sich ἀνὰ in ἂν oder ἄμ und παρὰ in πάρ. In allen diesen Stellen nun, wo, gerade wie im Sanskrit, der Einfluſs des Anfangsconsonanten eine Veränderung des Endconsonanten des unmittelbar vorhergehenden Wortes hervorbringt, haben sich Philologen von groſsem Gewicht für die getrennte Schreibung erklärt, und man findet daher in ihren Ausgaben nicht καδδώματα, ἀμφόνον, παρθεῷ, sondern κὰδ δώματα, ἄμ φόνον, πὰρ θεῷ. Man vergleiche den Wolfischen Homer, den Böckhischen Pindar, Ruhnkenius Hymn. ad Cererem, Fischer ad Velleri Gramm. I. p. 70, Passows Griech. Wörterbuch v. κατά. Ganz ausdrücklich bestreitet die Zusammenziehung Reiz de pros. Gr. accentus inclinatione p. 40. Buttmann erklärt sich zwar (ausführl. Gramm. II. p. 297 Anm. [1]) für dieselbe wenigstens in Absicht von κατὰ, führt aber keine stärkeren Gründe dafür an, als daſs die entgegengesezte Schreibung befremdliche Endbuchstaben hervorbringt und man die Trennung der Wörter doch nicht ganz durchsetzen könne.

Indem man diese abgekürzten Präpositionen mit einem Accent ausstattet, erkennt man ihre Selbstständigkeit an, und unterscheidet sehr richtig ihren Gebrauch in diesen Fällen von denen, wo sie Theile eines zusammengesezten Wortes sind. Man sieht also hieraus, daſs nicht überall Zusammenziehung in Ein Wort da vorhanden zu seyn braucht, wo die einander berührenden Buchstaben zweier Einfluſs auf einander ausüben. Ich habe im Vorigen zu beweisen gesucht, daſs die Schrift den Laut nicht nachzuahmen braucht, wenn er auch wirklich die Worte in Eins verbindet, und das Griechische beweist noch weit mehr die Unabhängigkeit der Schrift von der Aussprache, da im Griechischen die Schrift bei getrennten Wörtern, wenige einzelne Fälle ausgenommen, nicht einmal die Veränderungen der Endbuchstaben angibt, da doch keinem Zweifel unterworfen ist, und durch Inschriften früherer Zeit bestätigt wird, daſs die Alten in ihrer Aussprache z. B. das ν vor Lippenbuchstaben in μ, vor Gutturalen in das nasale γ u. s. f. verwandelten. Es fragt sich aber, ob denn wirklich im Sanskrit alle Wörter im mündlichen Vortrage in Eins zusammengezogen wurden, deren End- und Anfangsbuchstaben Lautveränderungen unter einander bewirkten?

Diejenigen, welche nur diese, nicht alle Wörter im Schreiben zusammenziehen, pflichten sichtbar dieser Meinung bei. Hr. Dursch läſst sich zwar auf keine ausführliche Untersuchung dieser hier so sehr zur Sprache kommenden Frage ein; er verweilt mehr bei dem mir wenig wesentlich scheinenden Punkte, welche der möglichen Schreibungen eine genauere Kenntniſs der Regeln des Wohllauts erfordere? und nennt die eine oder andere natürlich oder unnatürlich, ohne einen Grundsatz festzustellen, was nun eigentlich hier natürlich sei? ob das Bemühen, den Gedanken sogleich dem Verstande übersichtlich darzulegen, oder die Eigenthümlichkeit des mündlichen Vortrags, die auch erst genauerer Erörterung bedarf, nachzuahmen? Indeſs scheint Hr. Dursch, wenn er S. 9 von Veränderung und Verbindung der Consonanten und Vocale redet, auch darunter in allen diesen Fällen die Zusammenziehung in Ein Wort zu verstehen.

Ich bin hierin der entgegengesezten Meinung, doch muſs man allerdings die Fälle sorgfältig unterscheiden. Die Verbindung der End- und Anfangsvocale scheint allerdings wirkliche Worteinheit im Laute gebildet zu haben. Bei der Berührung eines Endconsonanten mit dem Anfangsbuchstaben des folgenden Worts aber hat der mündliche Vortrag sicherlich, ungeachtet der in den Lauten vorgehenden Veränderungen, doch zugleich die Selbstständigkeit der einzelnen Wörter, mithin ihre Trennung hörbar werden lassen. Die Sprache selbst hat den Beweis davon in die Verschiedenheit der Art gelegt, wie sie das Zusammentreffen einiger Buchstaben in der Wortmitte und an den Wortgränzen behandelt. Schon die Ausschlieſsung einiger Buchstaben von der Möglichkeit Endbuchstaben zu seyn, zeigt deutlich, daſs das Gefühl des Wortschlusses auf den Laut übergegangen

---

beiden Sprachen ist hierin nur der, daſs das Sanskrit in der Regel den Endconsonanten nur mit dem Anfangsconsonanten in dieselbe Classe der harten (dumpfen) oder weichen (tönenden) sezt, das Griechische aber ihn hier völlig assimilirt. Die Veränderung von κὰδ δώματα ist daher vollkommen Sanskritisch, und eben so würde die von κὰλ λαπάρην seyn, wenn die Leseart nicht zweifelhaft wäre. (Vergl. Hom. Il. Ed. Villoison. und die Wolfische Ausg. 1817. Il. XIV. 447). Aber statt κὰκ κόρυθος hätte man im Sanskrit κὰτ κόρυθος gelassen, und bei κὰγ γόνυ sich mit κὰδ γόνυ begnügt. Daſs in κὰγ das γ ein wirkliches Gamma und nicht der gutturale Nasenlaut (der Stellvertreter des lezten Sanskritischen Buchstaben in der Reihe der Gutturalconsonanten) ist, bemerkt Buttmann (ausführliche Gramm. II. p. 379. §. 3) gewiſs mit Recht. Da weder der Buchstabe, an dessen Stelle er tritt, noch der, welcher die Lautänderung bewirkt, ein Nasenlaut ist, so kann er auch selbst nicht zu dieser Buchstabenclasse gehören.

Digitized by Google

war. Doch könnte dieſs seinen Grund in den Fällen haben, wo der Schluſs des Worts zugleich Schluſs eines Satzes ist, und wirklich treten in der verbundenen Rede Consonanten an das Ende der Wörter, die sonst niemals Endbuchstaben seyn können. In allen Reden reihen sich End- und Anfangsbuchstaben ohne wahre Unterbrechung an einander. Im Sanskrit, das eine so groſse Reizbarkeit gegen das Zusammenstoſsen von Buchstaben heterogener Natur zeigt, scheint dieſs noch mehr der Fall gewesen zu seyn. Da dieselbe Reizbarkeit sich in noch heute lebenden Indischen Sprachen und zwar beim rohen, ungebildeten Volke zeigt, da entschieden nicht aus dem Sanskrit herstammende einheimische *) Indische Sprachen weitläuftige und verwickelte Regeln für das Zusammentreffen der Buchstaben besitzen, so ist es wenigstens sehr zweifelhaft, ob jene Reizbarkeit ursprünglich mehr dem Sanskrit, oder überhaupt auch anderen Sprachen Indiens eigen war. Nur ist das Verhältniſs dieser Sprachen zum Sanskrit noch zu wenig aufgehellt, als daſs man etwas hierüber zu entscheiden wagen dürfte. Es muſs aber im Sanskrit doch ein gewisses Anhalten am Ende eines Wortes auch in der verbundenen Rede stattgefunden haben, da sonst nicht zu begreifen wäre, warum z. B. ein harter (dumpfer) Consonant nicht eben so gut am Ende als in der Mitte eines Worts vor einem Vocal unverändert bleiben könnte. Schwerlich könnte man diesen Einwurf dadurch beseitigen, daſs man sagte, daſs, gerade weil die Aussprache alle Worte in einander verschlinge, man eines solchen Hülfsmittels bedurft habe. Denn auf der einen Seite sind die Sprachen so absichtlich nicht, und auf der anderen wäre dieſs Mittel nur auf wenige Fälle anwendbar. Es liegt vielmehr in der Natur der Sprache selbst, daſs, mitten im Zusammenreihen der Elemente der Rede, die Wahrnehmung des Wortendes im Verstande doch von selbst, wo die Laute es nur irgend zulassen, ein augenblickliches Anhalten der sich immer eng dem Gedanken anschmiegenden Stimme hervorbringt. Hierin allein kann ich den Grund der Verschiedenheit einiger Wohllautsgesetze bei getrennten Wörtern und in der Mitte des Worts (durch welche das Sanskrit auch fester, als irgend eine andere Sprache, die Einheit der grammatischen Form begründet) suchen, da sonst das gleich nahe Zusammentreffen der Laute dieselbe Wirkung hervorbringen müſste. Wenn t in der Mitte des Worts vor a unverändert bleibt, aber als Endbuchstabe vor dem Anfangs-a eines anderen in d übergeht, so ist dieſs nur dadurch zu erklären, daſs in jenem Fall das a, aller Selbstständigkeit beraubt, nur die vocalische Herausstoſsungsart des t, und unlösbar mit ihm verbunden ist, dagegen am Anfange des Worts Selbstständigkeit und einen eignen leisen Hauch (welchen auch der spiritus lenis im Griechischen anzeigt) besizt. An diesen Hauch stöſst der der tönenden Natur des Vocals heterogene dumpfe Consonant mit kleiner Unterbrechung an, und dieſs Anstoſsen, das in der Mitte des Worts nicht eintreten kann, bewirkt seine Umänderung. Die Verwandlung der dumpfen Endconsonanten in tönende vor Anfangsvocalen ist daher zugleich eine Trennung der Wörter durch augenblickliches Anhalten und eine Verbindung durch Lautassimilation. Die getrennte Schreibung von *âsîd dyaus* im Sanskrit ist mithin genau der von *κὰδ δώματα* im Griechischen gleich.

Dagegen ist wirkliche Worteinheit dem Laute nach in denjenigen Fällen nicht zu verkennen, wo ein End- und Anfangsvocal, wie in *adyai' wa* (für *adya ewa*) verbundene, oder lange Vocale bilden. *) Es wäre dem Geiste des Sanskritischen Lautsystems durchaus entgegen, wenn man hier die Veränderung des End-a in ai als eine Elision desselben und eine Verwandlung des darauf folgenden e in ai, und nicht als ein Zusammenflieſsen beider Vocale ansehen wollte; ai ist offenbar ein aus a und e zusammengesezter Laut. Diesen Fällen entsprechen im Griechischen die Zusammenziehungen *τἀμὰ* aus *τὰ ἐμὰ*, *οὑμὸς* aus *ὁ ἐμὸς*, *μοὐδόκει* aus *μοὶ ἐδόκει* u. s. f. Denn in *τἀμὰ* entsteht aus zwei kurzen Vocalen ein langer, in *οὑμὸς* aus *o* und *ε*, wie auch sonst innerhalb einzelner Wörter, *ov*. Nach dem Beispiel dieser zusammengezogenen Schreibung könnte man darauf kommen, dieselbe auch im Sanskrit für diese Fälle beibehalten zu wollen. Es würde dieſs aber keinesweges rathsam seyn. Man muſs von dem Grundsatz nicht abweichen, die der intellectuellen Natur der Sprache angemessene Trennung der Worte für den Verstand nun auch nicht in einzelnen

*) Das entschiedene Daseyn solcher Sprachen macht es daher nicht rathsam, wie bisweilen geschieht, die Sanskrita-Sprache schlechthin die *Indische* oder *alt-Indische* zu nennen.

*) Ich muſs hier bemerken, daſs man sich bei dem Abdruck meines Aufsatzes im *Journal Asiatique* p. 169 — 171, gegen meine Absicht, des Sanskritischen Apostrophes bedient hat. Ich hatte, wie Bopp auch thut, in meinem Concept unsern gewöhnlichen gebraucht.

Digitized by Google

Fällen für die blofse Nachahmung des Lautes aufzugeben. Im Griechischen sind die Fälle dieser Art wenig häufig. Im Sanskrit kommen sie so oft vor, dafs eine viel zu grofse Ungleichheit der Schreibung nach dem Sinn und nach dem Laut entstehen würde. Auch im Griechischen hat man schon die Unbequemlichkeit dieser Verbindungen gefühlt, und bezeichnet sie darum auf der Verbindungsgränze mit der sogenannten *Koronis*. Ja in vielen, und gerade den schwierigsten Fällen gibt man die Zusammenziehung ganz auf, bedient sich in einigen des Apostrophs, und behandelt wahre Krasis, wie blofse Elision, oder schreibt in andern die zusammenzuziehenden Laute ohne alle Bezeichnung hin. Es ist dabei sehr bemerkenswerth, dafs (wie Böckh in der Vorr. zu seiner Ausg. des Pindar p. XXXV. andeutet, und wie aus vielen seiner kritischen Anmerkungen daselbst sichtbar ist) je älter die Schriftsteller und je ursprünglicher die Handschriften sind, desto weniger wirklich geschriebene Zusammenziehungen darin vorkommen. In den Inschriften ist es der gleiche Fall. Auch hier wurde also im Griechischen das oben erwähnte Princip befolgt, in der Schrift blofs der grammatischen Natur der Wörter zu folgen, die Art des mündlichen Vortrags aber dem Kundigen selbst zu überlassen.

Die Fälle, welche, nach den Verwandlungen der End- und Anfangsvocale in lange oder zusammengesezte, im Sanskrit der Worteinheit am nächsten kommen, sind die, wo i und o vor ungleichen Vocalen in ihre Halbvocale y und w übergehen.

Es ist bekannt, dafs die Schreibung, welcher alle Sanskrit-Handschriften und mehrere in Indien selbst gedruckte Bücher folgen, keiner der jezt in Europa versuchten Methoden zur Rechtfertigung dienen kann, sondern eine rein syllabische ist. Die ganze Rede wird ohne alle Rücksicht auf den Sinn und die natürliche Trennung der Worte, in lauter Gruppen von einem oder mehreren Consonanten mit nachfolgendem Vocal getheilt, und höchstens kann am Ende des Satzes ein einzelner Consonant mit seinem Ruhezeichen stehen bleiben. Auch Anuswara und Visarga werden als Endlaute dieser Gruppen geduldet. Man vergleiche hierüber A. W. v. Schlegel's Indische Bibliothek II. p. 40 — 42. Bopp's Lateinische Gramm. r. 30. b. Aus dieser Schreibung ist unstreitig diejenige hervorgegangen, welche unter den jezt üblichen die älteste ist, und die Hr. Dursch, nach dem Beispiele Haughtons in dessen Manus, angenommen hat. Man behielt nämlich die Vernachlässigung aller Worttrennung bei, gab aber die Sylbentheilung als unnütz auf, und verwandelte die Reihe der nebeneinander stehenden kleinen Horizontalstriche in Eine durch die ganze Zeile fortlaufende Linie. Schon dieser Ursprung beweist, dafs diese Methode mit den euphonischen Grundsätzen der Sprache in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht. Sie ist allerdings darin consequent, dafs sie keine Trennung irgend einer Art gestattet, allein sie beruht auf gar keinem, weder historischen noch philosophischen Fundament, aus dem sie sich irgend vertheidigen liefse. Denn sie bringt alle Laute eines Satzes einander gleich nahe, da doch sowohl der Sinn als die Aussprache einige näher als andre mit einander verbindet. Es kann daher gar keinem Zweifel unterworfen seyn, dafs die von den Engländern, von Schlegel und bisher auch von Bopp befolgte Methode, ungeachtet ihres, noch neuerlich von Bopp (l. c.) so richtig gezeigten Mangels an Consequenz, doch dem durchgängigen Zusammenschreiben bei Weitem vorzuziehen ist. Man nimmt bei ihr wenigstens den richtigen Grundsatz der Worttrennung zur Grundlage an, und verläfst denselben nur da, wo man glaubt, dafs die Zusammenziehung der Laute sich seiner Anwendung entgegenstellt. Die Beurtheilung der Richtigkeit dieser Methode hängt von der Entscheidung der Fragen ab: ob das Bedürfnifs des Verstandes allein oder nur zugleich mit dem Lautprincip über die Schrift entscheiden soll? und in welchen Fällen im Sanskrit durch die Aussprache Einheit unter getrennten, selbstständigen Wörtern entstand?

Die sylbentheilende Schrift der Indischen Abschreiber des Sanskrits ist, so viel ich einsehen kann, eine blofs graphische Methode, d. h. eine, die aus der Ansicht herflofs, welche man vom Alphabet selbst gefafst hatte, und nach der man die Laute mit Zeichen versah. Die doppelte Art der Vocale, die man als selbstständige und als von vorhergehenden Consonanten abhängige gebraucht, steht damit in der genausten Verbindung. Wenn in unsern Grammatiken dieser Unterschied der Vocalzeichen dadurch charakterisirt wird, dafs man sie am Anfange, oder in der Mitte und am Ende der Wörter braucht, so gibt man dadurch nicht die eigentliche Ursache und Natur dieses Unterschiedes an. Diese besteht darin, dafs die sogenannten Anfangsvocale die selbstständigen, rein für sich ohne vorhergehenden und (im Sanskritischen System) auch ohne nachfolgenden Consonanten ausgesprochenen, die Mittel- und Endvocale blofs Modificationsmerkmale der consonantischen Sylbengruppen, Zeichen sind, mit welchem

Digitized by Google

Vocal der immer eines Vocals bedürftige Consonant ausgesprochen werden soll. Nach der gewöhnlichen Vorstellungsart sollte man die verschiedenen Zeichen nur zur bequemeren Schreibung bestimmt glauben, allein gewifs könnten, ihrer blofsen Gestalt nach, die beiden Mittel-i ebensowohl zu Anfangs-i dienen, und umgekehrt. Die nicht der Eigenthümlichkeit der Sanskrit-Schrift entsprechende Ansicht rührt daher, dafs wir mit den Ideen unseres Alphabets zu dem Sanskritischen übergehen. Aus diesem Grunde wundern wir uns auch, dafs das kurze i *vor* dem Consonanten steht, *nach* dem es doch ausgesprochen werden mufs, und nennen diefs eine verkehrte Stellung, da, von dem Standpunkte der Indischen Schreibart aus betrachtet, hier von keinem *vor* und *nach* die Rede seyn kann. Die Sache scheint mir nämlich die zu seyn. Die Devanagari-Schrift — und dasselbe gilt, nur mit mancherlei einzelnen Verschiedenheiten, vielleicht von allen Indischen, wenigstens gewifs von der des Pali, der Bengalischen, der Guzeratischen, Tamulischen, Telingischen, Barmanischen und Cingalesischen — unterscheidet sich von dem Griechischen, Römischen, und den daraus abgeleiteten Alphabeten durch folgende sehr wesentliche Eigenthümlichkeiten: 1) das kurze a wird, wenn es unmittelbar auf einen Consonanten folgt, nie geschrieben, sondern als dem Consonanten-Zeichen inhärirend angesehen. 2) Vocale und Diphthongen, die im Reden dem Consonanten folgen, werden ihm in der Schrift vorgesezt, oder derselbe wird damit, indem der Diphthong sich in zwei Lautzeichen theilt, umkleidet, so dafs er in der Mitte steht. Diefs findet sich im Bengalischen und Tamulischen, so wie auch selbst in einigen Devanagari-Schriften. Im sogenannten Pali-Barman ist die Stellung dieser Vocale ganz der Willkür überlassen. (Burnouf und Lassen's, Essai sur le Pali. p. 30. 31.) 3) Die Vocale haben, nach dem oben erwähnten Unterschiede, doppelte Zeichen. Bei der, alle Worttrennung zurückweisenden Schreibung kann aber in jedem Satz nur Ein selbstständiges Vocalzeichen am Anfange desselben, so wie nur Ein nicht vocalisch auslautender Consonant am Ende vorkommen. 4) Wo zwei oder mehr Consonanten auf einander folgen, werden sie, als auf denselben Vocal auslautende Anfangs-Consonanten einer Sylbe mit einander zu einem zusammengesezten verbunden. 5) Die ganze Schrift wird, wie wir oben gesehen, in lauter einzelne, immer consonantisch beginnende und vocalisch ausgehende Sylbengruppen vertheilt. Erwägt man nun diese Unterschiede, so erkennt man deutlich, dafs die beiden ersten Eigenthümlichkeiten sich nicht mit der Natur einer streng alphabetisch verfahrenden Schrift vertragen, die für jeden Consonanten- und Vocallaut ein eigenes Zeichen, und diese, wenn die Richtung der Schreibung nach links oder rechts einmal feststeht, genau in der Folge gestellt verlangt, wie die Aussprache sie hervorbringt, so dafs es möglich und nothwendig wird zu buchstabiren, und dafs die drei lezten Eigenthümlichkeiten zwar mit einer alphabetischen Schrift, da diese, ihrer Natur nach, auch syllabisch genommen werden kann, vereinbar sind, allein ihre Erklärung und einen hinreichenden Grund nur in einer syllabischen Schrift finden. Die Sanskrit-Schrift ist von der einen Seite rein alphabetisch, da sie Buchstaben, nicht Sylbenzeichen, als die Elemente des Alphabets anerkennt, und man in jeder Sylbengruppe die einzelnen, sie bildenden Theile erkennen und von einander unterscheiden kann. Sie ist aber von der andern Seite wirklich eine syllabische, da sie die Sylben als Elementar-Ganze behandelt, und nicht rein und streng das Princip befolgt, jeden ausgesprochenen Consonanten und Vocallaut in der Folge, wie er gesprochen wird, einzeln, und, unabhängig von seinen syllabischen Beziehungen zu andern Lauten, immer gleichförmig zu bezeichnen. *)

*) Ich weifs nicht, ob die hier auseinandergesezte Ansicht schon sonst von Jemand gefafst worden ist. A. W. v. Schlegel (Indische Bibl. II. 40.) hat die entgegengesezte, er scheint mir aber in der That zu weit zu gehen, wenn er die Schreibung des Sanskrits *vollkommen* alphabetisch nennt. Ein bestimmtes Gefühl ihrer syllabischen Natur hat den Meisten vorgeschwebt, die vorzüglich andre Indische Sprachen bearbeitet haben. Campbell (Teloogoo Gr. p. 9.) sagt ausdrücklich, dafs die Consonanten und sogenannten Mittel- und Endvocale durchaus nicht genau dem entsprechen, was wir Europäer einen Buchstaben nennen, da sie in dieser bestimmten Gestalt nur verbunden erscheinen können, und dafs die Consonanten mit den verbundenen Vocalen ein untrennbares Sylbenzeichen bilden. Carey (Burman Gr. p. 13.) sagt: der Consonant mit seinem angehängten Vocal wird als Ein Buchstabe betrachtet und so ausgesprochen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 75. u. 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäfs, ein Sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch.

(Beschlufs.)

Vom Standpunkt alphabetischer Schrift aus kann nichts Widersinnigeres gedacht werden, als einen Consonanten, statt ihm seinen Diphthongen folgen zu lassen, mit dessen aufgelösten Lauten zu umstellen; bei einer syllabischen aber liegt hierin durchaus nichts Aufserordentliches, sie geht nicht buchstabirend vom Consonanten zum Vocal über, sondern nimmt die ganze Sylbengruppe, als Eins; *ki* und *lo* sind in ihr nichts Anderes, als in einer alphabetischen k und l. Aus den metaphorischen Ausdrücken, mit welchen man im Tamulischen *Vocal* und *Consonant* bezeichnet, sieht man, dafs diese Abtheilung in consonantische Sylbengruppen auf einer theoretischen Ansicht der Natur der Buchstaben und der Sylbe beruhte. Der Vocal wird die *Seele* (*uyir*), der Consonant der *Leib* (*mey*) und die Sylbe *Seele und Leib*, der Consonant allein auch der *todte Buchstabe* genannt. Im Telinga heifsen die selbstständigen Vocale auf ähnliche Art *die Leben*, und die Verbindung der Consonanten mit ihnen deren *Belebung*. In die grammatische Terminologie des Sanskrits sind diese Metaphern, soviel ich weifs, nicht übergegangen. Der Vocal heifst allgemein der *Laut* (*swara*), der Consonant *der ihn sichtbar machende* (*wyangana*). Uebrigens pafst diese, gar keine Endconsonanten der Sylben gestattende Schrift, wie man offenherzig gestehen mufs, sehr schlecht auf das Sanskrit, ist aber für das Telinga wie geschaffen, da in dieser Sprache fast alle Sylben und Wörter vocalisch auslauten. Im Tamulischen treten auch nur Halbvocale und Nasaltöne an das Ende der Wörter.

Es ist hier nicht der Ort, diese Materie, auf die ich an einem andern zurückzukommen gedenke, weiter zu verfolgen, so interessant auch die Fragen sind: welches der Ursprung aller dieser Indischen, gleichsam in Eine Form gegossenen, zum Syllabischen hinneigenden Alphabete ist? ob eine ursprünglich rein alphabetische Schrift sich bequemte, eine syllabische Gestaltung, die sie vielleicht vorfand, anzunehmen? oder ob eine wirklich syllabische sich nach und nach durch Trennung der Elemente zur alphabetischen erhob und nur noch gleichsam die syllabische Hülle und einige Ueberreste behielt? ob und welchen Antheil auch vielleicht nur Grammatiker und Theorien an dieser Schriftanordnung hatten? Hier kam es mir nur darauf an, zu zeigen, dafs die Indische syllabische Zerschneidung der zusammenhängenden Rede in der Schrift mit den Fragen, die *wir* in intellectueller und euphonischer Beziehung bei der Wahl einer Schreibung erheben, durchaus nichts zu thun hat, und dafs daher auch die Beibehaltung einer aus derselben entstandenen Methode für uns kein Interesse besitzen kann.

Der Umstand, dafs sich nur bei durchgängiger Worttrennung Interpunction im Sanskrit anbringen läfst, scheint mir einer der wichtigsten Momente zu seyn, sich für diese Trennung zu erklären. Ich hätte gewünscht, Hr. Prof. Bopp hätte in seinen neuen Episoden auch diese gleich mit hinzugefügt. Er hat aber wohl nicht zu viel Ungewöhnliches auf Einmal häufen wollen.

Ich glaube jezt zur Genüge bewiesen zu haben, dafs die Bestimmung der Schrift, den Gedanken dem Verstande durch das Auge mitzutheilen, in allen Sprachen die Trennung der einzelnen Wörter von einander verlangt, und dafs in der Eigenthümlichkeit der Sanskrita-Sprache kein Grund liegt, der uns nöthigen sollte, von diesem wichtigen und das klare und leichte Verständnifs so wesentlich bedingenden Grundsatz abzugehen. Ich habe zugleich alle Nebenbetrachtungen verfolgt, die mir schienen, auf die Entscheidung der Hauptfrage Einfluss haben zu können. So ist wenigstens, wenn meine Erörterung nicht genügend erscheinen sollte, der Weg künftiger,

Digitized by Google

von Andern vorzunehmender besser vorbereitet. Dieſs aber war vorzüglich meine Absicht. Denn auf Einmal allgemeine Ueberzeugung zu bewirken, dürfte wohl schwerlich irgend Jemandem gelingen.

Wilhelm von Humboldt.

XXXVI.

Gedichte von August Grafen von Platen. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828. 8. 303 S.

Unser poetischer Sprachschatz besizt unermeſsliche Reichthümer. Edle Glanzwerke aller Farben, Prachtausdrücke der Leidenschaft, wie der zartesten Empfindung in hundertfacher Abstufung, kunstreiche Wendungen, phantastische Gleichnisse, Musterbilder jeder Art, und die prosodischen Formen alter und neuer Zeit liegen, zu bequemem Gusse, fertig und geordnet da. Dem aufblühenden Geschlechte ward dieser dichterische Sprachreichthum überliefert, und so fällt es der raschen und lebendigen Jugend eben nicht besonders schwer, dem überwallenden Herzen in leidlichen Versen Luft zu machen. — Dieſs die Ursache der täglich anwachsenden Fluth vorüberrauschender Poesien, und der Gleichgültigkeit des Publicums selbst gegen lyrische Dichtungen von Werth. Hätten wir, statt unserer Buchstaben, die Bilderschrift der Aegyptier, es würde der Mahlerkunst wie jezt der Dichtkunst ergehen: Jeder, der schreiben gelernt hätte, dürfte sich als Mahler versuchen, und Mahler wäre so wenig ein Prädicat, als es jezt der Titel Dichter ist, den man sich auf Adressen verbittet. — Der poetische Erguſs einer subjectiven Empfindung, das einzelne lyrische Gedicht, reicht aber auch nicht hin, den Verf. als Künstler zu beurkunden; selbst mehrere solcher Gedichte vermögen dieſs nicht. Denn so wie man auf einer gewissen Stufe der Bildung nicht wohl umhin kann, sich zuweilen dem eingebornen Bedürfnisse des Denkens hinzugeben, ohne deſshalb Philosoph zu seyn — so auch ist der noch lange nicht Künstler, der, einem eben so allgemeinem Bedürfnisse folgend, die Ueberschwänglichkeit eines subjectiven Gefühls auszudrücken versucht, und eine dichterisch-gebildete Sprache dazu vorfindet. — Eine andere Bewandtniſs hat es mit einer von dem Autor selbst veranstalteten *Sammlung* seiner Gedichte. Eine solche, die doch mehr als eine nur zufällige Anhäufung seyn soll, verlangt einen anderen Standpunkt der Beurtheilung. — Möge der Autor auch bei jedem einzelnen seiner Gedichte durchaus in seiner Subjectivität aufgegangen seyn, sich weder episch noch dramatisch versezt haben, so will er sich doch schon dadurch als Künstler bewähren, daſs er die verschiedensten seiner Gemüthsstimmungen poetisch darzustellen vermochte. Als Sammler aber bedeutet er uns, daſs er aus jenen Gemüthsstimmungen heraustrat, sich sammelte, und zur objectiven Betrachtung derselben erhob. Denn er gibt uns nicht das Einzelne, Abgerissene, wie es ihm momentan entstand; er gibt uns das, was ihm selbst schon ein Anderes, ein Objectives wurde, gesammelt und als ein zusammenhangendes Ganzes. Dieses lyrische Ganze in seiner inneren Einheit ist nichts Geringeres als das Leben des Dichters selbst, seine bewuſsten und unbewuſsten Confessionen; und die Anordnung, Folge und Verkettung der Bruchstücke sind (abgesehen von den Formen des Einzelnen) die höhere Form des Ganzen, und ein Maſs für die künstlerische Besinnung des Dichters. Von diesem geforderten Standpunkt aus soll hier eine vor anderen hervorragende Erscheinung: die Gedichtsammlung des Herrn *August Grafen von Platen*, so weit es der zugestandene Raum in diesen Blättern erlaubt, beurtheilt werden.

Der 19 Bogen starke Band ist in vier Büchern abgetheilt, davon die drei ersteren, nach *Goethe's* Art und Weise, mit einem Motto versehen sind. *Das erste Buch* enthält eine Unterabtheilung: Romanzen und Lieder, und eine zweite: Vermischte Gedichte. (Eine Ueberschrift, die zu sagen scheint, daſs hier gar kein Ordnungsprincip waltete.) *Das zweite Buch* enthält: Gaselen, den Spiegel des Hafis und neue Gaselen. *Das dritte:* Sonette, und das vierte: Oden, Eklogen, und eine Hymne. Abgesehen von der zweiten Abtheilung des ersten Buches, beruhet also die Anordnung der einzelnen Gedichte auf deren Form, indem das zusammengestellt wurde, was zu derselben Gattung gehört. Diese Ordnung ist eine äuſsere, allenfalls auch von einer fremden Redaction leicht zu treffende, nicht jene innere organische, die nur ein Werk des Dichters selbst seyn kann, dann aber ein Werk im Werke ist. Der Herr *Graf von P.* hält sich selbst — und mit vollem Jugendrecht — für keine *gewöhnliche* Erscheinung in unserer Literatur. Er selbst sagt, S. 162:

„Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
„Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses Deutsche Volk entlang."

Digitized by Google

Man durfte also auch in der Anordnung seiner Gedichte mehr als das *Gewöhnliche* erwarten: das, was, wie er von sich selbst sagt: „dem Geist entsprang, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt." — Hätte er mit diesem seinen Geiste geordnet, er würde eine mehr künstlerische Folge, eine poetische Entfaltung seines inneren und äufseren Lebens gegeben haben. So aber, indem er die Sonette, die Gaselen, die Oden etc. zusammenstellt, hat es den Anschein, als ob es Epochen in dem Leben des Dichters gab, in welchen ihm bald nur Oden, bald nur Sonette, bald nur Gaselen entstanden; und er also weniger von dem eigenen Inhalt als für die fremde Form begeistert war: eine Vermuthung, in welcher man durch die chronologische Folge dieser vier mit Jahreszahlen bezeichneten Bücher bestärkt wird. Wäre hier die Rede von einem jungen Talente, welches die Erstlingsgaben einer günstigen Muse, entweder mit nöthigfroher Zuversicht oder mit eben so nöthiger Besorgnifs dem Vaterlande darbringt, und man verlangte dann das Einzelnentstandene, als ein Ganzes aufgefafst, als künstlerisch-Gerundetes auf neue ungewöhnliche Weise dargestellt, so wäre dieses eine vorgreifende und nicht angemessene Forderung. Von einem sich reif fühlenden Manne aber, der Treffliches geleistet hat, noch Trefflicheres zu leisten verspricht, der bereits einen Kreis von Verehrern um sich versammelt, und selbst so schön sagt:

Geschwätz'gen Krittlern gönne Du die Kleinheit,
Bald diefs und das zu tadeln und zu loben,
Und nie zu fassen eines *Geistes Einheit.*

von einem solchen besonnenen Künstler darf wohl die Kritik, auch in der Anordnung seiner Gedichte, jene *geistige Einheit* verlangen, die er ja selbst sich zuspricht. Es ist also hier nur seiner eigenen Anforderung genügt worden.

Was das Einzelne betrifft, so liest man *die Romanzen und Lieder* (1815 — 1823) mit Behagen, wenngleich nichts darin vorkommt und auch wohl nicht vorkommen soll, was gewaltig ergriffe, oder auch nur hervorspränge. Die *Lieder* behandeln Empfindungen jugendlicher Liebe und Sehnsucht, Frühling, Landschaft, Grabesgedanken und Aehnliches. Schön sind die vier Zeilen:

Was ich soll? Wer löst mir je die Frage?
Was ich kann? Wer gönnt mir den Versuch?
Was ich mufs? Vermag ich's ohne Klage?
So viel Arbeit um ein Leichentuch?

Aufserhalb und über dieser jugendlichen Sphäre steht (S. 39) ein Gedicht, mit der Ueberschrift: *Licht,* das eine tröstende Wahrheit poetisch ausspricht. Der *Romanzen* sind nur einige; die am wenigsten gelungene ist (S. 44) *der irrende Ritter;* nicht Erzählung, nicht Lied, wird sie durch das beständige Elidiren des Artikels, nicht naiv, sondern gesucht und manierirt. Die kürzeste und zugleich eindringlichste sei hier angeführt:

Der Pilgrim von St. Just.

Nacht ist's und die Stürme sausen für und für,
Hispan'sche Mönche, schliefst mir auf die Thür!
Lafst hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet mich in die Kirche schreckt!
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.
Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmer, wie das alte Reich.

Dieses Gedicht hat, vor allen anderen, den grofsartigsten Inhalt; auch hat dieser Inhalt seine Form hervorgerufen, und beherrscht sie, weil er sie bedingt, während bei den meisten, ja vielleicht bei allen anderen Gedichten das Gegentheil stattfindet. — *Der vermischten Gedichte* sind eilf. Der Grund, wefshalb sie eine eigene Abtheilung bilden, kann in ihrem inneren Zusammenhange nicht gefunden werden; mögen sie auch insgesammt später als die Lieder und Romanzen entstanden seyn. Zwischen *Epistel, Legende, Cantate, Lieder* etc. findet man einen Prolog an *Goethe* zu einer Uebersetzung *Hafi*sischer Gedichte (1822), die Zueignung eines Drama's an *Schelling* (1823) und Antwort an den *Unbekannten* (1823). Die Stanzen an *Goethe* waren, bei einer Uebersetzung Hafis, der Sache angemessen, und geben Zeugnifs von den Studien des jungen Dichters. — Die Stanzen an *Schelling* sind in jener Stimmung des Jünglings geschrieben, wo er das Ideal des Lebens in der Wirklichkeit nicht wieder findet, sich getäuscht fühlt, und nun für immer in sich selbst sich zurückzuziehen glaubt. Ein Lehrer der Weisheit war ihm wohlgesinnt, und an diesen von ihm Vergötterten wendet er sich, klagend und dankbar, an der Welt verzweifelnd, und freudig hoffend auf eigene Kraft. Auch in dieser Zueignung deutet der junge Dichter

Digitized by Google

auf seine Studien; doch seine Begeisterung für den berühmten Meister der Naturphilosophie hat man nicht nöthig von einem persönlichen Wohlwollen des Lehrers herzuleiten. Die Lehre selbst ist es, die auf jedes Dichtergemüth mit magischer Attractionskraft einwirkt. Dieſs wenigstens ist die allgemeine Meinung; und nur selten hört man die entgegengesezte: daſs nämlich jene Philosophie und eines Dichters Phantasie sich wie gleichnamige Pole verhalten. — Die gereimten Trochäen an den *Unbekannten*, welcher dem Dichter, im Morgenblatte „süſse Worte zuflüstert," sind, man hört es, unter dem belebenden Einfluſs eines südlichen Himmels und in dem freudigen Gefühl geschrieben, sich endlich von einem Gleich- und Edelgesinnten anerkannt zu sehen. Dem Deutschen Eise ist das lebenswarme Italien entgegengestellt; und nicht eher, so ruft voll dithyrambischer Zuversicht der Begeisterte, nicht eher will ich an Deutsche Herzen und Pforten klopfen;

„Bis das Schönste nicht gethan ich, eine groſse That in Worten."

Sehr kühn und bedeutend steht hier das *Ich* in der spondeischen Cäsur des Verses: *„Bis das Schönste nicht gethan Ich!"* — Bis ich nicht gethan das Schönste, wäre zwar natürlicher, aber bei Weitem nicht so energisch, so ausschlieſsend, bei Weitem nicht eine so *groſse That in Worten.* — — Das *zweite Buch* (1821—1823) enthält die Frucht einer innigen Befreundung unseres Deutschen Landsmannes mit dem Morgenländischen Dichter *Hafis*. Ob die Form dieser lebensfrohen Lieder dem Persischen Muster glücklich und getreu nachgebildet, mögen gelehrte Orientalisten beurtheilen. Zuerst befremdet sie, dann, bei näherer Betrachtung, erfreut die äuſserst geschickte Behandlung um so mehr, als man die überwundene Schwierigkeit bewundern muſs; endlich aber, wenn man zwanzig und mehr solcher Lieder und Sprüche gelesen hat, so ermüdet das immer wiederkehrende Sinn-, Reim- und Schluſswort z. B. wie: erschrocken sonst, Stocken sonst, verlocken sonst, Rocken sonst, trocken sonst u. s. f. oder: sage lange schon, Tage lange schon, klage lange schon, Plage lange schon u. s. f., oder gar immer immer dasselbe Wort, wie: sehn' ich mich. — Unwahrscheinlich ist es, daſs diese Form für Wein-, Liebeslieder und Sprüche lebenslustiger Weisheit die Anakreontische verdrängen sollte; ob sie sich aber dennoch in der Deutschen Metrik Bürgerrecht erwerben, oder immer nur zu den Curiositäten gehören wird? das bleibt der Zeit zur Entscheidung überlassen. Indessen soll hier der Pflicht einer anerkennenden Kritik genügt, und eine Probe des Gelungenen gegeben werden.

XIX.

Hab' ich doch Verlust in Allem, was ich je gewann *ertragen;*
Aber glaubet mir, das Leben läſst sich dann und wann *ertragen!*
Zwar des Leidens ganze Bürde riſs mich oft schon halb zu Boden,
Doch ich hab' es immer wieder, wenn ich mich besann *ertragen.*
Mir geziemt der volle Becher, mir der volle Klang der Lauten,
Denn den vollen Schmerz des Lebens hab' ich als ein Mann *ertragen!*
Doch nun fühl' ich, wie auf Fitt'gen, bis zum Himmel mich gehoben,
Denn es lehrte mich das Leben, daſs man Alles kann *ertragen,*
Und es öffnet gegen Alle sich das Herz in reiner Liebe,
Und ich will so gern mit Allen dieses Lebens Bann *ertragen.*
Schlieſst den Kreis und leert die Flaschen, diese Sommernächte feiernd;
Schlimmre Zeiten werden kommen, die wir auch sodann *ertragen.*

XXXVIII.

O Thor, wer nicht des Glücks geheime Winke folgt,
Und nicht dem Flötenton, dem Ton der Zinke folgt!
Wer, ohne Tanz und Scherz, der alternden Vernunft,
Wohin auch schleiche sie, wohin sie hinke folgt!
Kurz ist der Lenz, es ging das Veilchen keusch voran,
Die Rose, die sich mahlt mit eitler Schminke, folgt:
Kurz ist das Glück, da stets der Freude die Gefahr,
So wie dem rechten Fuſs sogleich der linke folgt;
Doch naht auch selbst ein Tag, der wahre Gunst verleiht,
Der Träge bleibt zurück, und nur der Flinke folgt.

Das *dritte Buch* enthält *Sonette*, die zu den correctesten und wohlklingendsten gehören, deren die Deutsche Sprache sich rühmt. In dem zweiten sind *Petrarca, Camoens* und *Rückert* als Meister dieser Form besungen, zu welchen, als ein Vierter, der Herr *G. v. P.* nicht sich wagt. Ungeschickt behandelt würde dieser Inhalt Lächeln erregen; aber Ausdruck, Reim und Bilder sind so lieblich gewählt, daſs sie den angenehmsten Eindruck gewähren. In dem personificirten Sonette, das *Goethe* anredet, fehlt, wie solches vorauszusehen war, weder das „*ganze Holz*," noch das „*Leimen.*" — Dem Dichter, welcher *Romeo und Julie* schuf, wird gesagt: „*Nicht Weiberlaunen störten Deinen Schlummer.*" Zu dieser Behauptung hätte doch

Digitized by Google

ein Citat, als Beweis, gehört. — An *Schelling* findet man zwei Sonette: das erste (S. 174) ist zart und anmuthig; das zweite (S. 186) soll die Gegner des Philosophen polemisch vernichten, hat aber nicht jene Tiefe des Zorns, durch die er poetisch wird.

Bis hieher — wie es einer redlichen Kritik geziemt — schritt sie ruhig an der Hand des Dichters fort: streng zwar, doch seinen Gedanken und Gefühlen so wohlwollend und so unpersönlich als möglich sich hingebend. So z. B. nahm sie die Gaselen, welche den schönen Schenken besingen, als blofse Fictionen, als Nachbildung des Orientalischen Lebens. Nun aber, bei den Freundschaftsgedichten an *F. v. B.* und *C. T. G.* wird sie gewaltsam aus dieser Hingebung herausgerissen. Erschreckt läfst sie die Hand des jungen Dichters fahren, und redet ihn ernst an und entrüstet, das ihr auferlegte Amt einer Richterin verwaltend, die auch selbst den Anschein nur der öffentlich verletzten Sitte zu rügen hat. Sicherlich sind diese Freundschaften, da sie sich der Welt so offenkundig, so unbefangen zeigen, sicherlich sind sie heilig und rein; aber die fieberische Art, mit welcher sich dieses Freundschaftsgefühl ausdrückt, erhebt das Herz nicht, empört es. Der Anblick der eckelhaftesten Mifsgeburt kann nicht widerlicher seyn, als, in diesen schönen Versen, das glühende Körperlob der Jünglinge, dieses für sie kraftlose Schmachten, diese Eifersüchtelei, dieses jammervolle Verschmähtseyn, diese unweibliche Weibheit im Gefühle der Freundschaft!!

(S. 179).

Was will ich mehr, als flüchtig Dich erblicken?
Was wär' ich, trüg' ich heifseres Verlangen?
In welche Netze würd' ich, wenn ich hangen
An Deinem Auge bliebe, mich verstricken?

Soll sich der Leser diese Fragen beantworten? Oder der Freund?

Verborgen mufs die wahre *Liebe* bleiben,
Kein Dritter darf zu mir und Dir sich finden.
Sie, die uns wandeln seh'n im bunten Schwarme,
Nicht ahnen sollen sie, dafs in der Stille
Wir uns verzehren in *verliebtem* Harme.
Vergessen will ich jede fremde Grille,
Wenn Dich umschlingen meine frohen Arme.
Und Dir allein beugt sich mein Eigenwille.

So spricht — nicht ein glühendes Mädchen zum Geliebten — so spricht der Mann zum Freunde! — Zwar sagt er auch (S. 185):

Nicht aus Begier und aus Genufs gewoben
War unsre *Liebe*, nicht in Staub versunken.

Aber braucht man das zu sagen? Und zerstört es nicht alle Reinheit, wenn man es sagt? — Nun aber folgt gleich darauf und reimt:

Nur Deiner *Schönheit* bebt' ich wonnetrunken,
Und *gütig* warst Du, wie die Engel droben. (?)

Oder (S. 225):

Man schilt mich stolz, doch hat mich's nie verdrossen,
Dafs ich so wenig Dir gefallen habe,
Denn Deine blonde Jugend, *süfser Knabe*,
Verschmäht den melancholischen Genossen.

Oder (S. 229) wo sich der Autor dieser Gedichte, *wie Pindar*, auf dem Schoose seines *Lieblings* zu sterben wünscht; und so fort, u. s. f. — Wiederholt sei es, dafs es nicht jene sicherlich reine und schöne Freundschaft, wohl aber ihr zweideutiger Ausdruck ist, der müfsigspielend die Gränze der Sitte überspringt, und dort, auch den Unbefangensten, anwidern und empören mufs. Die Kritik wünscht durch diese Bemerkungen dem edeln Dichter Gelegenheit zu geben, aus diesem von ihm selbst gewählten unheimlichen Zwielichte mit heiligem Zorne hervorzutreten, und sich in seiner wahren und klaren Reinheit zu zeigen, was dann er selbst und seine Freunde diesen Blättern danken werden.

Mit bewältigendem Troste tritt nun der wohlwollenden Kritik eine andere Reihe lieblicher Dichtungen entgegen, die zu der freudigsten Anerkennung zwingt. Vierzehn Sonette, *Venedig* überschrieben, dürften wohl unter dem vielen Schönen das Schönste seyn, was diese Sammlung enthält. Die individuellen Empfindungen des Dichters steigern sich hier zu allgemeinen tief-menschlichen, welches mit dadurch bewirkt wird, dafs überall: in die lebendige Localbeschreibung, in die Begeisterung für Mahler- und Bildwerke, in Einsamkeit und Sehnsucht, ein linder elegischer Klagelaut, um den Verfall der sonst so stolzen und mächtigen Seestadt ertönt. Selbst wenn es der Raum gestattete, hier einige dieser trefflichen Sonette anzuführen, so würde doch, weil sie alle in gleichem Mafse vollendet-schön sind, keine Wahl zu treffen seyn. Aufser diesen findet man noch Sonette an *Rückert*, an *Jean Paul* und eines an *Winckelmann*, in welchem lezteren man erfährt, dafs der Verf. „*den Gaukeleien der Frömmler entkommen ist.*“ Jedem tüchtigen Künstler ist heut zu gratuliren, der wie der Herr *Gr. v. P.* im Lande Italia also schreibt:

Digitized by Google

Zwar möchten gern gewisse schwarze Röcke
Den Geist verwickeln, der sich will befreien,
Wo nicht, uns stellen in die Zahl der Böcke.

Das *vierte Buch* enthält *Oden* und *Eklogen.* — Meist in Rom geschrieben behandeln die ersteren theils erhabene Gegenstände, wie z. B. *an den König von Bayern, an Goethe, der Thurm des Nero, die Pyramide des Cestius* u. s. w.; andere sind leider wieder unheimlicher Art. In den *Eklogen* führt der Dichter in Apulien umher, und man wandelt gern mit ihm in jenen südlichen Landschaften. Die Sammlung schliefst mit einer Hymne: *Abschied von Rom.* — Dieses ganze lezte Buch ist theils in bekannten antiken Mafsen geschrieben, theils in selbsterfundenen und diesen nachgebildeten Formen; alle, ohne der Sprache Gewalt zu thun, höchst correct und mit Gewandtheit behandelt. Nur eine Bemerkung bei den selbsterfundenen Formen sei erlaubt. Ein Metrum, wie das der erwähnten Hymne:

– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ ∪ – – – ∪ –
– – ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ ∪ – –
– ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ ∪ – – – ∪ ∪ – ∪ ∪ – –
– ∪ ∪ – ∪ ∪ – – – ∪ –
– ∪ ∪ – ∪ ∪ –
∪ ∪ – – – ∪ –
– ∪ – – – ∪ –

abgesehen davon, dafs die gehäuften Molossen so manches Gesuchte und Willkürliche in unserer an ächten Spondeen nicht reichen Sprache veranlassen; abgesehen davon dürfte ein solches Metrum auch für das geübteste Ohr sehr schwierig werden als ein Ganzes und Wiederkehrendes aufzufassen, und doch nach aller Mühe keine gröfsere Wirkung hervorbringen, als jene freiprosodischen Zeilen, in welchen *Goethe* die Harzreise und ähnliche Gedichte schrieb.

Fafst man nun das lyrische Ganze zusammen, so sind die Gedichte des Herrn *Grafen von Platen* eine Erscheinung, die sich dem Besten anreiht, was wir in dieser Art besitzen. Ueberall bewegt sich der Virtuose mit Anmuth und Leichtigkeit, und so lieb scheinen ihm die Schwierigkeiten der äufseren Form, dafs er sich selbst deren schafft und aufbürdet; so wie er z. B. in allen seinen Sonetten, ohne Ausnahme, bei den Terzetts die Reimstellung der Terzine beobachtet. Dennoch ist der Schatz unserer lyrischen Formen hier bei Weitem nicht erschöpft. Um nur Eines anzuführen, so fehlt die Canzone, die der Heros der Verskunst, *A. W. Schlegel*, so sinnig die Form der romantischen Elegie nannte, und die, bei manchem Italischen Gegenstande, den der Herr *G. v. P.* in Italien behandelte, vielleicht zweckmäfsiger als antike Formen anzuwenden war. Das *Wesen* des Ganzen erscheint als der Erguſs eines jugendlichen Gemüths, das wohl so Manches im Inneren und Aeufseren erlebt, aber noch zu sehr in sich befangen ist, um unterscheiden zu können, was nur ein persönliches Interesse für den eben Bewegten, und was ein allgemeinmenschliches hat für Alle. Daher der Mangel an Mannigfaltigkeit, daher, bei vielem Trefflichen, was gefällt, so wenig was ergreift und hinreifst. Der Inhalt ist nicht so mächtig, dafs man darüber die schöne Arbeit der Form vergäfse. — Wenn ferner der Herr *G. v. P.* es über sich gewinnen könnte nicht sich selbst zu vergessen (denn das soll der Lyriker nicht), wohl aber sein besonderes Ich, das, dem Publicum gegenüber, so eben dichtet; gewifs! es würde dadurch schon viel gewonnen: es würde, im Einzelnen wie im Ganzen, die Productionskraft des Dichters stärken und erheben. Und man darf es seiner Liebe zur Kunst zutrauen, dafs er diesen wohlgemeinten Rath beachten werde, wenngleich es das gewöhnliche Schicksal der Kritik ist, nur von Unbetheiligten, äufserst selten aber von dem Kritisirten benuzt zu werden.

Ludwig Robert.

XXXVII.

Handbuch der biblischen Alterthumskunde von Ernst Friedrich Carl Rosenmüller, der Theologie Doctor, und der morgenländ. Literatur ordentl. Professor zu Leipzig. Bd. I. — III. in 5 Theilen, enthalt. biblische Geographie. XXII. und 1885 S. in 8. Den 1. Th. begleiten 1 Charte und 4 lithogr. Abbildungen, den 2. 2 Kupfertafeln.

Wenn auch Palästina, in seinem jetzigen Verfall, zu den verwahrlosesten Landschaften gehört, und wenn seine jetzigen Bewohner keinesweges an die geistige Erhebung erinnern können, die, von hier ausgehend, so viele Nationen erleuchtete, so enthält es gleichwohl noch Denkmäler, die den Anhängern dreier Religionen heilig sind, und die Kenntnifs seiner ehemaligen Gestalt ist dem Bibelforscher unentbehrlich.

Digitized by Google

In dieses Land und die mit demselben in historischer Verbindung stehenden Ländereien und Reiche führt uns der gelehrte Verfasser des genannten Werkes und eröffnet so, indem er in gegenwärtigen, für sich ein Ganzes bildenden fünf Theilen eine vollständige Bearbeitung der *biblischen Geographie* in ihrem weitesten Umfange gibt, ein Handbuch, welches Alles, was zur biblischen Alterthumskunde gehört, in sich vereinigen soll, auf eine höchst erwünschte Weise, indem in *Jahns* bisher für diese Wissenschaft umfassendstem Werke gerade der geographische Theil besonders mangelhaft ist. Hier wird der Verehrer der Bibel das Resultat der durch Jahrhunderte über die Geographie derselben angestellten Forschungen auf eine anziehende Weise dargestellt finden, ohne in der Lectüre von den einzelnen wissenschaftlichen Erörterungen und Citaten unterbrochen zu werden; während derjenige, welcher den Quellen und Gründen nachgehen will, aus denen jene Resultate sich ergaben, in den besondern Anmerkungen den reichlichsten Schatz gründlicher Gelehrsamkeit und eignen Urtheils entdecken wird. Namentlich ist auch das mit ungemeiner Umsicht benuzt worden, was irgend für die Kenntnifs der ehemaligen Gestalt des Orients von Reisenden geliefert ward, aus deren Schriften mitunter das Belehrendste und Interessanteste wörtlich mitgetheilt wird. Durch die bei den einzelnen Ländern und Ortschaften beigefügten wichtigsten Notizen aus der Geschichte derselben wird der Werth des schätzbaren Werkes noch erhöhet.

Rec. ist innig erfreut, den von jedem Freunde des Alterthums gefühlten Dank für das neue Geschenk hier aussprechen zu dürfen, und wie das Selbstgefühl eines an Forschung und wissenschaftlicher Gemeinnützigkeit so reichen Lebens bei dem geehrten Verfasser stets der Schonung gegen Jüngere Raum gab, so hofft Rec. auch jezt auf Entschuldigung, wenn er hier und da einige Fragen und Zweifel vorzutragen haben dürfte, die reines Interesse für wissenschaftliche Wahrheit entstehen liefs.

Der ganze Inhalt des Werkes zerfällt in 20 Hauptstücke, denen (S. 1 — 126) eine Einleitung vorangehet, in welcher die Erkenntnifsquellen der biblischen Alterthumskunde, unter ihnen auch namentlich mit grofser Ausführlichkeit die morgenländischen Schriftsteller und die vorzüglichsten Reisebeschreibungen, im Einzelnen angeführt und ihrem Werthe nach gewürdigt werden.

Das *erste Hauptstück* (S. 133.) schildert die *Kenntnisse der Hebräer von der Erde überhaupt* und liefert sehr interessante Bemerkungen, auf die wir jedoch näher nicht eingehen dürfen, indem uns sowohl hier als im Allgemeinen nur Einzelnes hervorzuheben der Raum verstattet.

Der sechste Abschnitt dieses Hauptstückes (S. 154.) handelt von dem „Götterberge im Norden" *) und gibt eine interessante Aufklärung über einige Stellen in den Propheten, namentlich Jes. 14, 13. Ezech. 28, 14, durch Zusammenstellung der Begriffe von der Gestalt der Erde bei den Asiatischen Nationen, nach welchen diese sich, etwa in der Mitte der Erdscheibe, aber in Norden des bewohnten Theils, einen Berg dachten, der zum Wohnsitze der Götter und Seligen diente. Eine Vorstellung, die sich an die Berge knüpfte, die im Norden den Gesichtskreis begränzten, wie bei den Indiern das Himalajah-Gebirge, bei dem Zend-Volke der Caucasus, bei den Griechen der Thessalische Olymp. Indefs möchte sich Rec. hier die Bemerkung erlauben, dafs die Idee des Götterberges in Norden schwerlich als eine in dem rein Israelitischen Alterthume vorfindliche zu erweisen ist. Moses möchte sie wohl nicht gebilliget haben, und auch sonst findet sich in frühern Büchern keine Spur. In den angeführten Stellen des Jes. und Ezech. aber wird mit fremden Königen nach ihrer eignen Vorstellungsweise gesprochen, und wenn noch aufserdem Ezech. 1, 4 und Hiob 37, 22 die Herrlichkeit Gottes als von Norden ausgehend geschildert wird, im Zusammenhange mit jener Idee, so hat man wohl auch hier keinen Grund, die Vorstellung für rein Hebräisch zu halten, als vielmehr für eine, nach den Religionsbegriffen derjenigen Völker, unter welchen diese Schriftsteller lebten, gezeichnete. Die religiösen Vorstellungen der alten Hebräer sind wohl von dieser ganzen Ansicht geläutert, bis etwa auf das Einzige, dafs man sich die Erde allerdings im Norden höher und im Süden niedriger dachte (daher die Ausdrücke hinauf und hinab gehen, die obern und untern Länder), was aber wohl mit wirklich geographischen Notizen zusammenhing.

Zu den interessantesten biblischen Nachrichten gehören unstreitig diejenigen, welche auf die Lage des Paradieses Bezug haben, Rückblicke in die Entstehungsgeschichte der Menschheit, die Keinem gleichgültig seyn können. Aber wir sind nicht einmal im Stande, den Menschen in seinem Werden selbst bis dahin zu verfolgen,

*) Ueber den uns Gesenius in seiner ersten Beilage zum Comment. über den Jes. zuerst vollständig belehrt hat.

Digitized by Google

wo die ehrwürdige Mosaische Urkunde mit vieler Genauigkeit seine erste Heimath abzeichnet. Und wie der Ort, wo das Menschengeschlecht hinwandelt, verschleiert ist, so ist es auch der, wo es sein erstes Erwachen feierte.

Der schönste Theil in einer Landschaft, welche von ihrer hervorstechenden Anmuth den Namen erhielt, *ein Garten im Eden*, wird in jener Urkunde geographisch, seiner Lage nach beschrieben; denn *vier* Ströme mit bekannten Namen sollen in dieser Landschaft *Einer* Quelle entspringen und sodann aufserhalb ihre Wasser theilen. Aber unter jenen bezeichnen drei: Chiddekel, Gichon und Phison, etymologisch im Allgemeinen ein strömendes oder reifsendes Wasser. Sie sind also weniger besondere Eigennamen als Benennungen, die jedem Strome zukommen, und die man vornehmlich dem bekanntesten oder gröfsten Strome des Landes beilegte. So wie sich nun die geographischen Kenntnisse erweiterten, bedeutendere Ströme in den Gesichtskreis traten, so mochte man jene ausschliefslichen Benennungen andern Gewässern zuerkannt haben, ein Umstand für den noch die hier und da fortdauernde gleiche Benennung mehrerer Ströme zeugt, wie dieſs namentlich beim Phasis (Phischon) der Fall ist. Es darf daher nicht erst erwiesen werden, wie unsicher die Schlüsse von den in den jüngern Zeiten üblichen Namen auf die Oertlichkeit vormals berühmter Ströme seyen. Und nimmt man noch die bei solchen Untersuchungen vorausgesezte Revolution der Erdoberfläche hinzu, so wundert man sich weniger, wenn Einige das Paradies nach Schweden oder Preufsen, Andere nach Indien, wieder Andere nach Armenien verlegen, und, was nicht zu übersehen, Jeder hierbei unumstöfsliche Gründe zu haben meint, und selbst der am meisten irrte, in der That nicht zu übersehende hat. Auch in gegenwärtigem Werke wird im *zweiten Hauptstücke* (älteste Erdkunde vor der Fluth S. 172.) dieser Untersuchung besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Berücksichtiget man die noch heut zu Tage im Orient üblichen Benennungen der Flüsse, so fällt der Blick auf *Armenien*, wo das Gebirge Ararat war, und sich noch sprechende alte Sagen erhalten haben. Die vier Ströme möchten dann wohl *Euphrat*, *Tigris*, *Phasis* (in Colchis) und *Araxes*, und das goldreiche *Chavila* am Phischon Eins mit *Colchis* seyn, dessen goldhaltiger Strom auf den von den Anwohnern ausgebreiteten Fellen die Schätze zurückliefs, welche einst die Argonauten hingelockt. Möglich auch, dafs man früher den Ort näher kannte, wo der Goldschacht war, aus dem der Phasis einzelne Körner abspülte. Dieſs ist nun gröfstentheils auch die im vorliegenden Werke begründete Ansicht, nur dafs hier für den Gichon der *Oxus* aus allerdings gewichtigen Gründen statt des Araxes gesezt wird, welchen leztern wir aber gleichwohl mit einigen Exegeten vornehmlich defshalb vorziehen möchten, weil die Landschaft so bestimmter und besser geschlossen hervortritt, wobei auch namentlich das nicht ganz zu übersehen wäre, dafs, wie auch der Verf. anführt, das Wort Gichon (Dschichun), welches *Strom* überhaupt bedeutet, wie bei andern Strömen so auch beim Araxes noch heutiges Tages als Beiname gebraucht wird: *Dschichun-al-Ras.*

Bei der so angenommenen Oertlichkeit des Paradieses stöfst man indessen freilich noch auf bedeutende Schwierigkeiten. Cusch bezeichnet den Süden überhaupt mit seinen von der Sonne verbrannten Bewohnern, also Indien, oder das Asiatische Aethiopien, gleichwie das Africanische. Diese Landschaft soll nun der Gichon umfliefsen, was aber nicht geschieht, er mag nun Oxus oder Araxes seyn. Ferner soll der Chiddekel (Tigris) *Assyrien gegen Morgen* fliefsen, da vielmehr der Tigris *Assyrien* gegen Abend flofs. Beides hält demnach der Verf. für Ungenauigkeit der biblischen Angaben, indem er mit Recht die von Reland und Michaelis vertheidigte Meinung verwirft, dafs Cusch ein nördliches Land am Oxus seyn soll. Buttmann (älteste Erdkunde des Morgenl.), der diesen Schwierigkeiten ausweichen will, und, wie uns scheint nicht ohne Grund, aufserdem noch anführt, dafs der Verfasser der biblischen Urkunde sich wohl vier Flüsse gedacht habe, die nach *einer* Weltgegend hinströmten, und dafs derselbe, wenn er an die oben genannten in ihrem Laufe vollkommen divergirenden Ströme gedacht, sie aus den vier Seiten des Gartens ausströmen liefse, erklärt sich, aus Gründen die in der angeführten höchst anziehenden Schrift dargelegt sind, für *Indien*, als dasjenige Land, in welchem allein die Charte des südlichen Asiens vier parallellaufende Ströme zeige, wo der Besynga (Pischon) durch Pägu und Awa fliefst, woselbst die Eviltae (Evileer, vergl. die bibl. Chavila) gewohnt haben sollen und das *goldne Land* der Griechen war.

Rec. mufs gestehen, wie ihm Buttmanns Ansicht, vorausgesezt dafs hier Alles Hypothese bleiben mufs, sehr viel Ansprechendes zu haben scheint, wiewohl freilich der Einwurf gegründet ist, dafs hier der jezt noch im Orient übliche Gebrauch der biblischen Namen umgangen sei, weſshalb sich der verehrte Verf. der bibl. Geographie ganz gegen diese Ansicht ausspricht.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 77. u. 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

Handbuch der biblischen Alterthumskunde von Ernst Friedrich Carl Rosenmüller.

(Beschluſs.)

Das *dritte Hauptstück* (S. 221.) beschäftigt sich mit der genealogisch-ethnographischen Ansicht des ersten Buches Mosis Cap. 10. „Diese Völkertafel," heifst es daselbst unter Anderm, „sei sie nun von Moses oder von einer spätern Hand aufgezeichnet, ist auf jeden Fall als das älteste ethnographische Denkmal, welches wir besitzen, höchst merkwürdig." Und in einer Anmerkung zu dieser Stelle spricht sich der Verf. dahin aus, dafs Moses schriftliche Denkmale des einen oder des andern Volkes benuzt haben könnte. Wir seien mit dem Grade der wissenschaftlichen Ausbildung, die zu seiner Zeit herrschte und welche nach neuerdings in Aegypten und Nubien entdeckten Ueberresten von erstaunenswürdigen Denkmalen bedeutend gewesen seyn müssen, zu wenig bekannt, um die Möglichkeit abzusprechen, dafs es in Aegypten und Phönicien schon in sehr frühen Zeiten Priester-Archive gegeben habe, in welchen die geographischen, historischen und ethnographischen Kenntnisse des Zeitalters niedergelegt waren, zumal da die Ueberreste der Schriften Manetho's, Sanchuniathons, Berosus und was von den Quellen derselben gesagt werde, so wie die Aeufserungen Herodots bestimmt darauf hinwiesen.

Zum *biblischen Norden*, dem Inhalte des *vierten Hauptstückes* (S. 232.) gehört zunächst aus jener Tafel *Riphat* (1 M. C. 10. V. 3.), welches unter andern unbestrittenen nördlichen Völkern genannt wird. Der Name erinnert an die Riphäer und Riphäischen Gebirge der Alten, deren im höchsten Norden nach fabelhaften Vorstellungen gedachte Existenz jedoch auf keine bestimmte Oertlichzeit zurückzuführen ist.

Unter *Gomer* verstehen mehrere Forscher die Kimmerier. Bei Ezechiel 38, 6 wird, wie der Verf. bemerkt, jenes Volk mit Thogarmah (d. i. Armenien) und mit den fernen Nordländern zusammengestellt. Sie mufsten also damals wenigstens, vielleicht nach manchen Zügen und Einfällen in andere Länder, ihre Sitze etwa in Klein-Armenien in der Nähe des Kaukasus genommen haben. Diesem Volke so wie verwandt, auch wahrscheinlich benachbart, war (s. S. 238) *Aschkenas*, welches Jeremias 51, 27 mit Ararat und Minni, Provinzen Armeniens, zusammengestellt wird.

Die Namen *Gog* und *Magog* (deren lezterer Ezech. 38, 2 ein Land, ersterer den König desselben bezeichnet) beziehen sich (s. S. 240) auf die *nördlichen Kaukasischen Völker* zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, und noch jezt führt die in jener Gegend „in einer fernen Vorzeit von einem Persischen Monarchen gegen die Einfälle nördlicher Barbarenvölker" aufgeführte Mauer den Namen der *Mauer* (gegen) *Jadschudsch* und Madschudsch.

Dem Könige von Magog war (s. S. 245) nach Ezech. 38, 2 *Rosch* (welches nach den Griechen ein nom. propr. ist und nicht *der Oberste* heifst, wie Luther übersezt) unterworfen, ein Volk, das also auch in der Gegend des *Kaukasus* gewohnt haben mufs. An *Rosch* erinnert *Rhoas* bei Plinius, und die jezt in jener Gegend sich findende Provinz *Rädsch, Radscha*, deren Beschreibung bei *Reineggs* und *Klaproth*, in den Schriften über den Kaukasus.

Meschach und *Thubal*, welche immer in Verbindung genannt werden und ebenfalls dem Gog unterworfen waren, finden (s. S. 248.) Entsprechendes in den bei den Griechen vorkommenden, Eine Heerschaar bildenden, Moscheen und Tibarenern. Sie bewohnten einen Theil der südlichen Reihe des Kaukasischen Gebirges.

Thogarmah, *Ararat* und *Minni* deuten (s. S. 251.) sämmtlich auf Armenien. Nach einer bei den Armeniern einheimischen Sage hiefs der Stammvater ihres Geschlechts, wie auch der Georgier, Lesghier, Mingrelier und Kaukasier: *Thargamoſs*, der von Noah stammte und am Ararat wohnte. Seine Nachkommen verbreiteten sich über den

Digitized by Google

Landstrich zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere, den Gebirgen von Orethi und dem Kaukasus. Ezechiel 27, 14. vergl. 38, 6. erwähnt eines Hauses *Thorgom*, von wo schöne Pferde nach Tyrus gebracht wurden, und wie die Armenier sich selbst das *Haus Thorgom* nennen, so war auch ihr Land stets wegen guter Pferde gerühmt. Hier ist nun, *nach Moses von Chorene*, *Ararat* die Hauptlandschaft. In der Nachbarschaft aber des gleichnamigen Gebirges lag nach *Nikolaus v. Damask* (bei Jes. Ant. I. 1. 6.) die Landschaft Minyas, der unser Minni vollkommen zu entsprechen scheint. Diefs ist die Gegend, in der, nach höchst wichtigen, alten, bei den verschiedenen Völkern bewährten Nachrichten, die Fluth gewesen ist; und den Berg Noah's nennen die Perser den Ararat, der, ein majestätisches Denkmal alter Zeit, mit seinen zwei Spitzen, gen Himmel emporragt und auf den Beschauer nach den Berichten der Reisenden, sowohl durch seine Gröfse, als schöne Form, einen tiefen Eindruck macht, den Anwohnern aber besonders heilig ist.

Das fünfte Hauptstück (S. 276.) handelt von *Medien* (Madai in der Bib.). Der Verf. hält es namentlich nach *Ker Porter* für wahrscheinlich, dafs die Trümmer Ekbatana's, der ehemaligen berühmten Hauptstadt, zu Hamadan zu suchen seien, einem elenden Orte mit 40 — 45,000 Seelen, wo die Gräber von Esther und Mardochai gezeigt werden.

Das sechste Hauptstück (S. 300.) beschäftiget sich mit *Elam* und das *siebente* (313.) mit *Persien*.

Das achte Hauptstück (Bd. I. Thl. 2. S. 1. ff.) enthält *Babylon* und *Chaldäa* mit schätzbaren Bemerkungen über das Gebiet, wie über die Alterthümer dieser Länder, die in ungeheuern Schutthaufen die Steine enthalten, die einst Babylon gebildet und die muthmafslichen Ueberbleibsel jenes Baues, der, da er entstand, durch seine Kühnheit und Gröfse die Nationen zusammen halten sollte und durch die Eitelkeit seiner Erbauer die Gottheit erzürnte. Der Verfasser würdigt die von *Rich* und *Ker Porter* aufser Zweifel gesezte Vermuthung Niebuhrs, dafs die auf dem östlichen Ufer des Euphrat liegende Ruine, die die Eingebornen Birs Nimrud (Nimrods Thurm) nennen, ein Ueberrest vom Thurm des Belus sei, der durch den Blitz niedergestürzt wurde; denn verglasete Steine, die unter andern liegen, welche dergleichen Spur nicht haben, zeugen, dafs eine ungeheure Feuersgewalt, die auf das Untere nicht wirkte, sie herabgeschleudert.

Neuntes Hauptstück (S. 91.): *Assyrien*. Für unwiderlegbar hält Rec., was der Verf. von *Ninive*, der Hauptstadt Assyriens, erwähnt: Sie erbaute *Ninus*. Von demselben aber nicht verschieden ist *Nimrod* in den biblischen Nachrichten; denn Nimrod ist nicht Haupt- sondern Beiname, dergleichen sich im Orient vor jenem geltend zu machen pflegte. So stimmen denn die biblischen Nachrichten mit den übrigen überein. Bei 1. Mos. 10, 11. nämlich, wenn man die Stelle richtig versteht, heifst es, Nimrod sei von Babylonien nach Assyrien gezogen (habe sein Reich bis dahin erweitert) und dort Ninive erbaut. Mit Recht wird von der Erklärung Luthers und Anderer abgewichen, nach welchen *Assur* hier Eigenname eines Mannes ist, da es vielmehr das Land bezeichnet; denn von *Assur*, der später unter den Nachkommen Sems vorkommt, ist in der angeführten Stelle der Ort nicht zu sprechen. Wohl aber pafst Alles auf Nimrod. Auch noch jezt währen beide Namen gemeinschaftlich fort in den Dörfern Nunia und Nimrud, an der Stelle, wo die Ruinen jener alten Stadt (die Diodor von Sicilien fälschlich an den Euphrat, statt an den Tigris, sezt) Jahrtausende an sich vorüberziehen liefsen. Der Verfasser erklärt sich entschieden gegen diejenigen, welche jene Ruinen an der westlichen Seite des Tigris suchen.

Das zehnte Hauptstück (S. 133) belehrt den Leser über *Mesopotamien*. Wir bleiben hier bei dem stehen, was über *Aram-Zobah* (s. 2 S. Cap. 8 u. 10) gesagt ist. Der Verf. widerspricht der seit Michaelis allgemein angenommenen Meinung, dafs diefs *Nesibis* sei. Denn *Aram-Zobah* werde in der Ueberschrift von Ps. 60 ausdrücklich von Aram-*Naharajim* (Mesopotamien) *unterschieden*; Nesibis liege aber selbst in Mesopotamien, also in Aram-Naharajim, folglich könne es nicht Aram-Zobah seyn. Auch werde Zobah 1. Sam. 14, 47. mitten unter andern den Hebräern angränzenden Volksstämmen genannt, mit welchen Saul Krieg geführt. Es sei also die ältere Meinung die wahrscheinlichere, nach welcher Zobah ein Staat in Cölesyrien gewesen, der zwischen Damaskus und Haleb bis an den Euphrat zu setzen sei; von dem jenseitigen Ufer des Euphrat, von Aram-Naharajim, erhielt Hadadeser, König von Zobah, Hülfstruppen, der Flufs bildete also die östliche Gränze Zobah's. Indefs so scharfsinnig die hier nur im Auszuge mitgetheilten Gründe des gelehrten Verfs. sind, so darf Rec. doch vielleicht Folgendes zur Betrachtung vorlegen: Wenn man auch bei der angeführten Stelle 1. Sam. 14, 47 zweifeln könnte, dafs sie eine so bestimmte Hindeutung auf die Lage Zobah's gebe (denn

Digitized by Google

hier werden alle Völkerschaften genannt, mit denen Saul Krieg geführt, es konnte also nicht anders geschehen, als dafs Zobah, es habe auch weit entfernt gelegen, mit andern, nähern Staaten zugleich genannt wurde), so gehet doch daraus, dafs als etwas Besonderes angemerkt wird, er habe von jenseits des Euphrat Truppen kommen lassen (Cap. 10, V. 16), hervor, dafs die früheren Truppen, die er gebraucht, diefsseits des Euphrat standen, er also auch diefsseits des Flusses Besitzungen haben mufste, aber dafs es Hülfstruppen waren, die er kommen liefs, möchte Rec. zu bezweifeln wagen. Es heifst nur, der König habe Aramäische Schaaren von jenseits des Euphrat ausrücken lassen, und wie weder gesagt wird, dafs er die Hülfe eines andern Fürsten angesprochen, noch auch irgend etwas Anderes im Satze zu verrathen scheint, dafs hier nicht die freie Willkür des Zobäischen Königs geherrscht, so scheint auch besonders, dafs diese Truppen nicht unter ihrem eigenen Anführer, sondern unter dem Feldherrn des Königs von Zobah kommen, die Meinung zu bestätigen, dafs es die Unterthanen dieses Fürsten selbst waren. Derselbe mufste also offenbar auch jenseits des Euphrat einige Besitzungen haben. Ferner möchte auch schon diefs dafür sprechen, dafs Zobah kein kleiner Staat in Cölesyrien war, dafs, während David dazumal alle Völker, mit denen er Krieg geführt, sich unterthänig machte (Cap. 8), Zobah's Heer zwar besiegt, der Staat aber keinesweges unterjocht wurde, ja noch ziemlich ungeschwächt seyn mufste, wenn er noch einmal (Cap. 10) eine den Hebräern furchtbare Macht aufbieten konnte, und auch diefsmal nach verlornem Kampfe selbstständig blieb. Weil demnach Zobah zum Theil zwar im obersten Theile von Mesopotamien lag (und wir wissen nicht einmal mit irgend einer Bestimmtheit, wie weit zum Norden hin das in mehrere Herrschaften getheilte Land, im biblischen Alterthume diesen Namen trug), zum Theil aber auch sich weit über die diefsseitigen Ländereien ausbreitete, so konnte es in der Ueberschrift des sechszigsten Psalms recht gut von dem eigentlichen Mesopotamien getrennt werden. Eine hiervon zunächst unabhängige Frage scheint dann noch zu seyn, ob Zobah für Nesibis zu halten und wie viel auf die Notiz zu geben sei, dafs bei den Syrischen Kirchenschriftstellern Nesibis auch den Namen Zobah führt. Jedoch möchte es nach Obigem nicht unwahrscheinlich seyn, dafs Zobah, ein über beide Ufer des Euphrat ausgedehnter Staat, seine Hauptstadt (Zobah-Nesibis) jenseits des Euphrat hatte und nach ihr genannt wurde.

Wir übergehen das *eilfte* und *zwölfte Hauptstück*, welche sich mit *Kleinasien* und *Syrien* oder *Aram* beschäftigen (S. 164 — 322), eben so auch das *dreizehnte*, das Phönicien enthält, um bei dem *vierzehnten* zu verweilen, Band II, Thl. 1, S. 69 bis zu Ende des 2ten Theils. Es beschäftigt sich mit *Palästina*.

Nachdem der Verf. im 1sten Abschn. über die Namen gesprochen, nimmt er Abschn. 2 durch die Bestimmungen der Gränzen und der Ausdehnung unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Auf der einen Seite ging das Reich der Hebräer, da es seine gröfste Ausdehnung hatte, bis an den Euphrat, wo Salomo Thapsacus beherrschte. So deutlich und unbezweifelt diese von der Bibel bezeichnete Gränze ist, so sehr macht die Angabe Schwierigkeit, dafs auf der andern Seite der *Bach* Aegyptens *oder* wie es sonst noch heifst, der *Strom* Aegyptens (d. i. der Nil) die Gränze machen soll. Der Verf. nimmt nun an, dafs sich das Gebiet der Hebräer nie weiter als bis zum *Bache Aegyptens*, d. i. einem Regenbache bei *El-Arisch*, erstreckt habe, und erklärt sich entschieden sowohl gegen diejenigen, welche die Gränze bis zum Palusischen Arme des Nil gehen lassen, als auch die, welche den Bach und Strom Aegyptens für Eins halten. Indefs so unzweifelhaft es auch nach der Meinung des Rec. ist, dafs Palästina sich auf dieser Seite nicht weiter als bis in die Gegend von Rhinocorura (El Arisch) erstreckte, wo auch jezt die Gränze zwischen Syrien und Aegypten ist, so scheinen doch diejenigen Stellen, nach welchen sich die Besitzungen der Hebräer bis zum *Strom* Aegyptens oder, was dasselbe ist, bis zum Schichor Aegyptens (beides bezeichnet den Nil) erstreckt haben sollen, nicht ganz unberücksichtigt bleiben zu dürfen. Vielleicht möchte daher folgende Ansicht nicht ganz verwerflich seyn (und man vergönne hier für den Gegenstand eines, wie *Faber* bemerkt, 1300jährigen Streites diese wenigen Worte): der *Bach Aegyptens* ist wirklich der Regenbach bei El Arisch. Dieser erhielt aber Zufluss aus einem Nebenzweige des östlichen (Pelusischen) Nilarmes; was bei dem damaligen ausgebreiteten und gepflegten Canalsysteme der Nilgegend um so wahrscheinlicher ist, da man ja noch jezt dem Niebuhr zu Cahira sagte, dafs der Flufs im hohen Wasserstande bis nach Gaza reiche. So könnte man nun recht gut auch diesen Regenbach mit zum Systeme der Nilbewässerung rechnen, und also, namentlich in poetischen Stellen sagen, das Land erstrecke sich bis zum Nil, d. h. bis zu seinem Flufsgebiete,

Digitized by Google

freilich im weitesten Sinne. — In der Bestimmung der südlichen Gränze folgt der Verf. dem öfter in der Bibel vorkommenden Ausdrucke „von Dan bis Berseba," wo lezteres den südlichsten Punkt von Palästina bezeichnet, indem er andere Angaben, nach welchen der südlichste Theil des Hebräischen Gebietes bis zum rothen Meere (d. h. dem Atlantischen Meerbusen) und der Wüste des Sinai gereicht haben möchte, für übertrieben hält. Indessen erlaubt sich Rec. zu bemerken, dafs er keine Nothwendigkeit siehet, daran zu zweifeln, dafs die Heerdenzüge ungehindert die Weideplätze bis zum Sinai hin gesucht haben, zumal da die Israeliten diese Regionen seit ihrem Auszuge aus Aegypten genau kannten; so demnach dafs das eigentlich bebaute Land sich zwar nur bis Berseba erstreckte, Hebräische Hirten aber bis zum Arabischen Meerbusen hin lebten, so weit also nach 2 M. 23, 31 doch wirklich die Israelitische Macht reichte.

Den Landstrich, den die Hebräer bewohnten, sezt der Verf. zwischen den 52sten u. 55sten Gr. d. L. und den 31sten und 33sten und einen halben Gr. d. Br., so dafs ein Flächenraum von 465 □Meilen herauskommt. Nimmt man nun aber das wüste Land dazu, und läfst man das Gebiet bis zu *Thapsacus* und dem Euphrat gehen, wie der Verf. selbst oben annimmt und unwiderlegliche Stellen verlangen, indem zugleich die Kriege erzählt werden, welche zur Sicherstellung der Gränzen geführt wurden (um deren Willen Salomo aufserdem noch Palmyra in der Wüste erbaute), so fällt das Gebiet der Hebräer zwischen den 52sten und wenigstens 58sten Gr. d. L., und geht man sodann mit der Bibel bis zum Sinai herab, zwischen den 35sten und 28sten Gr. d. Br. Auf diese Weise erhält man einen Raum, der den vorhin angegebenen bei Weitem übertrifft und den man gleichwohl keinen nothwendigen Anlafs zu haben scheint, für eine übertriebene Angabe der Bibel zu halten: denn wenn schon der Ruhm einer weit gebreiteten Herrschaft Fürsten bewegen konnte, die Gränzen weit hinauszuschieben, wobei sie in diesen Regionen kaum bedeutende Hindernisse finden konnten, so machte auch das theilweise noch fortdauernde Nomadenleben des Volkes und sein Reichthum an Vieh, von welchem schon die Opfer eine ungeheure Menge in Anspruch nahmen, den Besitz grofser grasiger Flächen, wie sie die Wüste darbot, wünschenswerth, ja unentbehrlich. Und was konnte den Israeliten hindern, diese in Anspruch zu nehmen? Es möchte nicht zu bezweifeln seyn, dafs damals wie jezt herumziehende Araberstämme diese ganzen Strecken inne hatten, es war aber gewifs nicht minder wichtig als leicht diese einzelnen Stämme zu unterjochen, weil dieselben, blieben sie frei, selbst dem angebauten Lande gefährlich werden konnten. Da die grofsen Zahlen, welche die Bibel für die Bevölkerung Palästina's angibt, nur in der Anerkennung eines grofsen, ebenfalls von der Bibel wiederholentlich angegebenen Flächenraums wenigstens zum Theil Erklärung finden, so mufs Rec. gestehen, keinen genügenden Grund gefunden zu haben, aus dem die Nothwendigkeit hervorginge beides zu läugnen, wie grofse Forscher neuerer Zeit gethan, anstatt natürlicher Eins durch das Andere zu erklären.

Der Verf. führt uns hierauf zunächst auf die Anhöhen Palästina's, denn es ist ein Gebirgsland. Gerne weilt man bei dem anmuthigen und blumenreichen Carmel mit seinen krystallenen Bächen und vielen Höhlen, die einst Elias und Elisa betraten und hinter deren eigenthümlich engen Eingängen, die zu labyrinthisch gewundenen Räumen führen, viele Verfolgte eine sichere Freistätte fanden (vergl. Amos 9, 3). Nicht minder fesselt unsere Aufmerksamkeit der einzeln dastehende *Thabor*, der auf so manche blutige Scene in den ihn umgebenden Gefilden Esdonlon herabsah, und bei welchem alljährig — denn ihn hält seit den ältesten Zeiten die christliche Welt für den Berg der Verklärung — mehrere Tausende frommer Pilgrime, am Feste der Jungfrau, das Andenken jenes Ereignisses feiern. Der Verf. erweiset mit unwiderleglichen Gründen, dafs man in der Nähe dieses Berges keinen Hermon zu suchen habe, wie man, aus Mifsverständnifs einer Stelle in den Psalmen, seit lange gewähnt. — Höchst anziehend ist der Contrast, den im Gebirg Ephraim der Ebal und Garisim gewähren. Jener, der Berg des Fluches, erhebt nackt und steil seinen runden Rücken, während der Garisim, auf dem der Segen über Israel gesprochen werden sollte, überall, auf seinen Höhen und in seinen Umgebungen, einem Garten gleicht. Die Ueberreste der Samaritaner zu Nablus (Sichem), in deren Codex bei 5. M. 27, 4 statt *Ebal* der Name des Garisim steht, weil dieser von ihnen, nachdem sie von dem Bau Jerusalems ausgeschlossen worden, fälschlich für den Berg angenommen wurde, auf welchem das dort befohlene Opfer gebracht werden sollte, halten denselben noch jezt für heilig und wenden dorthin beim Gebete ihr Angesicht. — Man folgt mit Interesse den Zügen des Gebirges, das schon in der Nähe Jerusalems, und je mehr nach Süden (wo sich der alte Name des Gebirges Juda noch bei den heutigen orientalischen Christen erhal-

Digitized by Google

ten hat) einen immer wildern Charakter annimmt, bis man zum Gebirge *Seir* kommt, dem ödesten und unfruchtbarsten in der Welt, nach Setzens Dafürhalten, welches in der Vorzeit Höhlenbewohner (Choriter 1 M. 14, 6) inne hatten. — Der Verf. führt uns sodann östlich vom Jordan in die *Berge Gileads und Basans*, eine Landschaft, die im Norden diesen Namen mehr durch den Gegensatz ihrer obern Flächen (die, weil man sie in der Ferne allein sieht, das Land für ein ebenes halten lassen) zu tiefen durchschneidenden Thälern verdient, als durch einzelne emporstrebende Massen, die erst im Süden, meist mit Wald bedeckt, sich erheben. Tausende, von Menschenhänden in den Felsen eingehauene Höhlen deuten auf Troglodyten, die hier gewohnt. Auch den jetzigen Einwohnern blieb zum Theil noch dieser Charakter, wie auch die schönen Weiden dieses Landes, schon im Alterthume berühmt, noch heut zu Tage sprichwörtlich sind, und den Nomadenstämmen zu manchem Streite um ihren Besitz Anlafs gaben. — Die Uebersicht der Palästinensischen Gebirge schliefst passend mit dem *Dschebel Attarus*, der aller Wahrscheinlichkeit nach der Berg Nebo ist, von welchem herab Moses einst diese Landschaft übersah.

Von den Höhlen, die vormals in Palästina eine bedeutende Rolle spielten, weiset der Verf. (Abschn. 5) einen mehrfachen Gebrauch nach, indem man sie theils zu gelegentlichem Aufenthalte wählte, theils zu beständigen Wohnungen (s. oben), theils zu Zufluchtsörtern vor Feinden oder Pest (bis zu 30,000 Menschen, soll bei einem Ereignisse lezterer Art, eine Höhle bei Engedi aufgenommen haben, die man für diejenige hält, welche dem David Gelegenheit zur Verschonung seines Feindes gab), theils endlich zu Begräbnissen (so die Höhle, die Abraham kaufte, so die Gräber der *Richter Israels* und der *Könige von Juda*), grofse, in ihrem Charakter an die Werke bei Persepolis erinnernde, durch Menschenhände ausgeweitete Felsenräume.

Abschnitt 6. *Ebenen und Thäler.* *Abschnitt* 7. *Wüsten und Wälder.* In Hinsicht des *Waldes Ephraim*, in welchem die Schlacht zwischen David und Absalon vorfiel, wird die Meinung Bachiene's verworfen, dafs dieser Wald jenseits des Jordans gewesen sei, über welchen sowohl David als Absalon gegangen waren. Aus 2 Sam. 18, 6, wo gesagt werde, Davids Heer sei wieder vorgerückt, und aus dem Umstande, dafs (V. 23) der zweite Bote seinen Weg über die Jordanebene nimmt, um dem zurückgebliebenen Könige die Siegesnachricht zu bringen, meint der Verf., liefse sich vielmehr schliefsen, dafs man wieder über den Jordan zurückgegangen sei. Allerdings ist nicht unwahrscheinlich, was auch Michaelis zu erweisen sucht, dafs vor der Schlacht manche Märsche und Bewegungen vorfielen, durch welche Joab ein waldiges Terrain zu gewinnen suchte, in welchem den Feinden ihre Uebermacht nichts half. Indefs möchte der Weg des zweiten Boten eher *gegen* als *für* die angenommene Localität des Treffens sprechen. Denn mufsten die Boten über den Jordan, so versteht es sich von selbst, dafs beide die Jordanebene passirten, und es könnte auffallen, dafs diefs überhaupt, namentlich aber ausschliefslich beim zweiten Boten, angeführt wird. Man könnte also vermuthen, dafs beide Punkte — das Schlachtfeld und der Aufenthaltsort des Königs — zwischen welchen hier eine Linie beschrieben wird, auf *einer* (der östlichen) Seite des Jordans, aufserhalb der Jordanebene lagen. Der erste Bote nimmt den kürzern geraden Weg; der zweite Bote, der ihn überholen und defshalb von ihm nicht zu früh gesehen werden will, schlägt, sich auf die Schnelligkeit seiner Füfse verlassend, die krumme Linie ein, die ihn näher ans Ufer des Jordan, d. i. über die Jordanebene führt. Es wäre demnach vielleicht nichts Unwahrscheinliches, dafs der Wald Ephraim zwar ohne Zweifel, seinem gröfsten Theile nach, in dem Antheile des Stammes lag, der ihm den Namen gegeben, sich zum Theil aber auch über das östliche Ufer des Jordans erstreckte, der also durch eine Ecke desselben flofs.

Abschnitt 8. *Seen.* Gern betrachtet man hier die charakteristische Verschiedenheit der beiden durch den Jordan verbundenen Seen, des Genesareth und des Salzmeeres, von denen der erste das schönste Bild des Lebens gab, durch sein klares, labendes Wasser, das unzählige Fische nähret, durch die reichen Städte, die sich an seinen Ufern erhoben, und durch die wunderbar paradiesische Mischung der Blüthen und Früchte, der Erzeugnisse verschiedener Klimate und Jahreszeiten, welche von dem, aus dem heifsen Grunde allmälig zur gemäfsigten Temperatur sich erhebenden, trefflichen Boden gereicht werden — während 15 Meilen südwärts, unter dem salzschweren, oft schauerlich in dunkeln, dicken Nebel gehüllten, Wasserspiegel des todten Meeres und an den schwarzen, sich über ein ödes Salzfeld erhebenden nackten Gebirgsmassen, die überall bewegliche und thätige Natur zu stocken scheint.

Abschnitt 9. *Flüsse* und *Bäche.* *Abschnitt* 10. *Quel-*

Digitized by Google

len, Brunnen, Cisternen, Mineralquellen. Der leztere Abschnitt beginnt mit der Bemerkung: „Wenn das Land der Hebräer 5. Mos. VIII, 7 ein *Land der Bäche und Quellen* genannt wird, so ist dieses in Vergleichung mit Aegypten und mit den Wüsten, in welchen die Israeliten eine Reihe von Jahren umhergezogen waren, zu verstehen. Denn im Ganzen ist das Land nicht quellenreich.“ So sehr diese Bemerkung auch dem entspricht, was die Reisenden berichten, so könnte es doch leicht seyn, dafs der heutige Wanderer einen zu schnellen Schlufs auf die ehemalige Gestalt des Landes macht. Es finden sich daselbst Beispiele, dafs Teiche, die sonst voll Wassers standen, jezt völlig ausgetrocknet sind; es möchte auch, durch Mangel an Schatten in dem verwahrloseten Lande, wie durch Anhäufungen des Sandes oder von den Höhen herabfallende Erde und Steine, mancher Bach versiegt, manche Quelle verstopft seyn, welche die Hebräer in dem fleifsig angebauten Lande vorfanden; ja es fehlt nicht an Berichten (s. 2 Chron. 32, 3, 4), dafs man Quellen verstopfte, damit der heranrückende Feind kein Wasser habe. So mag vielleicht die Fluth des sonst vielfach hervorbrechenden Wassers jezt unter der Erde fortrinnen, eine Annahme, die bei dem in diesem Lande stattfindenden unterirdischen Wassersysteme und dem dadurch erleichterten unterirdischen unsichtbaren Abflusse der Wasserbehälter, nichts Befremdendes haben dürfte. — Aufser der Feuchtigkeit des Bodens wird noch durch Regen und den hier besonders starken Thau das Wachsthum sehr befördert (s. Abschn. 11 *Klima, Luft, Witterung, Winde, Landplagen*). Das auch im Winter milde Klima wird nur dann in einigen Strichen durch eine durchdringendere, als selbst bei uns empfundene Kälte unterbrochen, wenn die Winde vom schneebedeckten Libanon herwehen. — Von Erdbeben, die fürchterliche Verwüstungen im Lande angerichtet, blieb, auffallend genug, die Gegend um Jerusalem verschont. *Ritter*, in seiner geistvollen *allgemeinen Geographie*, Thl. 2. S. 339 ff., liefert Data, diese Erscheinung zu erklären. — Die ungemeine *Fruchtbarkeit* (Abschn. 12) des Landes, die, wie der Verf. anführt, durch übereinstimmende Berichte älterer und neuerer Reisenden bestätigt wird, läfst sich selbst in der jetzigen gänzlichen Verwahrlosung nicht verkennen. Jeder Punkt wurde bei dem fleifsigern Anbau benuzt. Auch Felsen, die man terrassenförmig eingehauen und mit Erde bedeckt hatte, trugen Oliven, Feigenbäume, Weinstöcke, allerlei Getreide und Früchte. Ja selbst die Salzebene am todten See wurde benuzt zum Unterhalte von Bienen. Da unzählige Schwärme dieser leztern den Honig in Bäumen und Felsenritzen zusammentragen, so ist es, bei der Menge von Heerden, für die es dort treffliche Weiden gibt, noch jezt, wie der Verf. bemerkt, buchstäblich wahr, dafs Palästina Ueberfluſs an Milch und Honig habe. — Dieſs Alles führt uns zu einigen Bemerkungen über die *Bevölkerung* (Abschn. 13). Nach der Berechnung des Verfs. hatte das Land, den biblischen Nachrichten zufolge, zur Zeit Davids etwa 6 Mill. Einwohner. Dieſs gäbe nach der im Werke angenommenen Ausdehnung des Landes auf die □Meile 13,000 Einw. Da nun aber bei uns in den angebautesten Reichen nur 6000 Menschen auf die Quadratmeile kommen, so hält der Verf. jene Zahl für übertrieben. Indefs hat sich Rec. schon oben die Bemerkung erlaubt, dafs die Ausdehnung des von Israeliten bewohnten Raumes um Vieles zu gering angenommen sei, wenn man auch nur auf diejenigen biblischen Notizen Rücksicht nimmt, die der gelehrte Verf. selbst für unbezweifelt hält. Rechnet man die ungemein fleifsige Cultur des Landes hinzu, deren Ertrag, wie der Verf. selbst bemerkt, in jenen Gegenden reichlicher ist; betrachtet man ferner die geringen Bedürfnisse der Orientalen, gegen welche, wie Chardin sich ausdrückt, die Europäer gefräfsige Wölfe sind, bedenkt man noch, dafs das Land durch den Wechsel von Thal und Höhen, deren Wände benuzt wurden, eine bei Weitem gröfsere als die geographische Ausdehnung hat, so scheint doch eine gröfsere Wahrscheinlichkeit einer so bedeutenden Volksmenge einzutreten. Was aber den ungeheuern Sprung betrifft, den die Bevölkerung von 426,700 streitbaren Männern zur Zeit der Richter und 330,000 zur Zeit Sauls (wiewohl beidemale viele waffenfähige ohne Zweifel zu Hause blieben, wie schon das Beispiel der Einwohner von Jabesch Gilead, Richt. 21, 9. zeigt) zu 1 Mill. 300,000 bei Davids Zählung gemacht habe, so glaubt Rec., dafs dieselbe sich wohl mit vieler Wahrscheinlichkeit aus der aufserordentlichen Vergröfserung des Reiches und der Mitzählung der überwundenen Völker, deren waffenfähiger Theil dem David zu Gebote stand (denn die Zählung hatte militairisches Interesse) erklären lasse. So sehr endlich Rec. die grofsen Zahlen der Chronika und die Angabe *Josephus*, (Jüd. Kr. III. 3, 2.), dafs der kleinste Flecken in Galiläa über 15,000 Einwohner hatte, der Beurtheilung Unterrichteterer zu überlassen geneigt ist, so möchte er doch glauben, dafs *Josephus* durch eine gar zu sehr in die Augen fallende Ueber-

Digitized by Google

treibung sich sowohl bei den Zeitgenossen unter seinem Volke, als auch bei den Römern, die wohl die Bevölkerung des Landes kennen mochten, lächerlich gemacht haben würde. Und dafs nach 1 Chron. 5, 21 die Rubeniten in einem Kriege mit den Nachkommen der Hagar (Arabische Stämme, die an ihr Gebiet gränzten) hundert tausend Gefangene gemacht haben sollen, deutet wenigstens auf eine starke Bevölkerung selbst der Wüste, die David und Salomo beherrschten.

Der 14te Abschnitt handelt über die *ältesten Bewohner des Landes*, der 15te über die *Theilung des Landes unter die zwölf Stämme Israels*, wobei der District und die Besitzungen eines jeden Stammes möglichst genau ermittelt werden. — Nachdem hierauf im 16ten Abschn. über *die Theilung des Landes in die Reiche Juda* und *Israel* und über die Gränzbestimmungen bei der Rückkehr aus dem Exil die vorhandenen Notizen gegeben worden, geht der Verf. im 17ten Abschnitte, der den ganzen zweiten Theil des zweiten Bandes anfüllt, zur Eintheilung Palästina's unter den Römern und zur speciellen Topographie über. Was die biblische Exegese, das Studium der profanen und Kirchen-Schriftsteller, was die Berichte der Reisenden zur Bestimmung der Lage jedes einzelnen Ortes geliefert, wird hier geprüft und mit trefflichen aus eigener Forschung hervorgegangenen Bemerkungen zusammengestellt, überall auch die Geschichte des Ortes und die in demselben vorgefallenen wichtigen Ereignisse mitgetheilt. Der Raum gestattet jedoch nicht, dem Verf. den lehrreichen Weg durch Israels Ländereien zu folgen.

Das *fünfzehnte Hauptstück* (Thl. III. S. 1 — 188) handelt über *Arabien* und gibt eine kritische Untersuchung der ehemaligen Bevölkerung dieses grofsen Landstriches, wie auch eine Ansicht von der jetzigen. Unter Anderm wird S. 131 ff. dem *Zuge der Israeliten durch die Halbinsel des Berges Sinai und den angränzenden Landstrich* eine besondere Abhandlung gewidmet. Der Verf. gibt hier in einer die Uebersicht sehr erleichternden Tabelle eine Vergleichung der in der Geschichtserzählung des 2ten und 4ten B. Mos. erwähnten Lagerstätten mit dem zusammenhängenden Stationen-Verzeichnisse 4ten Mos. 33, wobei die Parallelen, die sich im 5ten Buche finden, in der Anmerkung hinzugefügt sind. So weit sich jener Zug in der noch jetzt kenntlichen Oertlichkeit verfolgen läfst, sind seine Spuren angegeben. In der Nähe des jetzt trocken gelegten Theils des Heroopolitanischen Meerbusens, auf dem östlichen Ufer, hat die Tradition bei einigen Brunnen, den Namen der *Brunnen Mosis* erhalten. Hier also, wo jetzt freilich kein Wasser mehr ist, aber deutliche Spuren des ehemaligen Meeresgrundes, sind, nach der Meinung der Araber, die Israeliten über das Meer gegangen. Von da kömmt man nach dem Brunnen *Hawarah*, der ungemein bitteres Wasser hat und höchst wahrscheinlich der Brunnen *Marah* 2 Mos. 15, 23 ist. „Klagen," bemerkt der Verf., „wie sie die an das süfse Wasser des Nils gewöhnten Israeliten über die Bitterkeit des Wassers führten, kann man täglich von Aegyptischen Bedienten und Bauern hören, welche in Arabien reisen." *Elim* 2 Mos. 15, 27, wo die Israeliten siebenzig Palmen und zwölf Brunnen fanden, möchte sich im Thale *Ghorondel*, mit seinen Quellen, seinen vielen Dattelbäumen, Tamarisken und Akazien, wiederfinden, welches noch immer eine Hauptstation auf dem Wege nach dem Sinai ist. Hierauf kömmt man in das grofse Thal *Wadi-esch-Scheikh*. Hier wächst in einem dicken Walde die Tamariske, von welcher man noch jetzt das Manna sammelt, reichlicher als irgend wo auf der Halbinsel. Man vermuthet daher, dafs diefs die Gegend der Wüste *Sin* sei, in welcher die Israeliten zuerst Manna sammelten. Es läfst sich nicht ausmachen, ob die Todtenäcker und mit Aegyptischen Hieroglyphen bedeckten Steine, die sich, merkwürdig genug, einige Tagereisen nordwestlich vom Sinai, mitten in der Wüste finden, die Localität der *Gräber* des *Gelüsts* 4 Mos. 11, bezeichnen, wie Niebuhr vermuthet. Die Strecken zwischen Aegypten, Judäa und dem Berge Sinai, in welchen die Israeliten, ehe sie in das Land eindringen konnten, lange umherirren mufsten, führen noch jetzt den an jenes Ereignifs erinnernden Namen *el-Tyh* (*die Wüste des Umherirrens*).

Sechszehntes Hauptstück. Aegypten. S. 189 — 345. *Ueber die allgemeine Ansicht des Landes* S. 197 heben wir folgende sehr veranschaulichende Stelle aus: „Wenn ein Europäer, der an die abwechselnden Gegenden und den sich immer ändernden Himmel seines Welttheils gewöhnt ist, in Aegypten landet und das *Delta* durchreiset, so gewährt ihm dieses ein Schauspiel, das ihn Anfangs durch seine Neuheit staunen macht, bald aber fühlt er sich ermüdet und abgespannt durch den Anblick dieser unermefslichen Fläche, wo man weder eine natürliche Erhöhung noch Vertiefung gewahr wird, und wo das Auge nicht auf die mindeste Ungleichheit stofsen würde, wenn nicht die Hand des Menschen Dämme erhoben und Canäle gegraben hätte. — Die Landschaft bietet nach den drei Jahreszeiten des Aegyptischen Jahrs eben so viele Ansichten dar.

Digitized by Google

Von der Mitte des Frühjahrs an, wenn die Ernte vorüber ist, sieht man nichts als einen grauen staubigen Boden, der mit so vielen Spalten durchschnitten ist, dafs man ihn kaum zu durchschreiten wagt. Zur Zeit der Herbst-Nachtgleiche ist das Land eine unermefsliche Fläche rothen oder gelblichen Wassers, aus welcher Dattelbäume, Dörfer und schmale Dämme hervorragen, die zur Communication dienen. Nach dem Zurücktreten des Wassers, welches sich nur kurze Zeit auf dieser Höhe erhält, und bis zu Ende des Herbstes gewahrt man nichts als einen schwarzen und schlammigen Boden. Aber der Winter ist es, wo die Natur ihre ganze Pracht entfaltet. Alsdann übertreffen die Frische und die Kraft der neuen Vegetation, der Reichthum der Erzeugnisse des Pflanzenreichs, welche die Erde bedecken, Alles, was man in den gerühmtesten Gegenden unseres Welttheils bewundert. Während dieser glücklichen Jahreszeit ist Aegypten von einem Ende zum andern nichts als eine herrliche Wiese, ein mit Blumen übersäetes Feld, oder ein wogendes Aehrenmeer." — Aber selbst die so geschmückte Landschaft bleibt mit dem ewig reinen Himmel eine einförmige, wo bei dem gänzlichen Mangel an Wechsel das Auge bald ermüdet, und der Wanderer vermifst bei dem heftigen Sonnenbrande nur zu ungern den sich nirgend darbietenden Schatten, den die häufig sich findende Dattelpalme nicht zu geben vermag.

Von der Landschaft *Gosen* nimmt der Verf. an, dafs sie sich in der Gegend um Bilbeis, als dem südlichen Gränzpunkt, nordöstlich bis an die Gegend von Sues und bis an die südliche Gränze Palästina's erstreckt habe. Ein Denkmal des ehemaligen Aufenthalts der Israeliten in diesem Districte hat sich in den Namen *Tell-Ihud* (Juden-Hügel) und *Turbet-Ihud* (Judengräber), die einige grofse Ruinenhügel führen, noch jezt erhalten. Wenn auch dieser Landstrich, weil die Ueberschwemmung des Nils nicht bis dahin reicht, sich nicht für den Ackerbau eignet, so ist er, wie der Verf. treffend bemerkt, für ein Hirtenvolk desto passender (durch die ungehinderte Weide), und verdient daher in dieser Rücksicht für die einziehenden Israeliten den Namen des (*für sie*) besten Theils von Aegypten, 1 Mos. 47, 6.

Die Schwierigkeit, welche die Erscheinung der Hyksos in der Aegyptischen wie in der Hebräischen Geschichte macht, entscheidet der Verf. nach neuen Forschungen dahin, dafs diefs höchst wahrscheinlich Arabische, mit den Hebräern aber nicht verwandte Nomaden gewesen, die in Nieder-Aegypten eindrangen und in Memphis herrschten. Ihr Oberhaupt wäre der neue König gewesen, der Josephs Verdienste um das Land nicht kannte, und von dem die Befehle, alle Knaben zu tödten, nicht befremden dürften, da die Hyksos als ein rohes, grausames Volk beschrieben wurden, das Städte und Tempel verbrannt, die Priester gemordet, die Opferthiere geschlachtet und verzehrt und überhaupt ihren Zug mit Blut und Verheerung bezeichnet hätten. Hiegegen darf Rec. vielleicht Folgendes bemerken: Der Hof, an dem Moses seine Kenntnisse gesammelt, und an welchem Männer lebten, die seine Wunder zum Theil nachmachten, kann kaum der eines rohen Volkes gewesen seyn. Auch sagen alte Nachrichten, dafs Moses seine Erziehung bei Aegyptischen Priestern genossen, die doch also begünstigt seyn mufsten, was zu der obigen Schilderung des Betragens der Hyksos nicht passet. Dafs sich fremde Herrscher den Titel *Könige von Aegypten* und *Pharao* angeeignet, und dafs sie auch in der Bibel immer mit diesem Titel genannt werden, dürfte kaum befremden, aber doch, dafs in der ganzen Erzählung auch nicht mit einer Sylbe darauf hingedeutet wird, dafs dieser Hof kein eigentlich Mizraimitischer sei, gerade im Gegentheil es aber heifst: die *Mizraim* unterdrückten sie, auch Pharao und *alle Aegypter* in dieser Rücksicht zusammengestellt werden, und diese endlich alle Strafen mitleiden mufsten, welche doch nach jener Ansicht die Herrscher allein, die den Aegyptern eben sowohl wie den Israeliten als Feinde gegenüber standen, treffen sollten. Ferner, unter der Herrschaft eines Volkes, das die Religion der Aegypter so verächtlich behandelte, wie oben geschildert worden, durften sich die Israeliten wohl nicht scheuen im Lande zu opfern, zumal in ihrer Provinz, und wenn ihnen die Herrscher, wie es diefsmal in deren Interesse lag, Schutz angedeihen liefsen; und doch bedient sich Moses der Furcht vor den Ansichten der eingebornen Aegypter, als eines kräftigen, vom Könige angenommenen Grundes der Nothwendigkeit einer weitern Entfernung, 2 Mos. 8, 22 vergl. v. 24. Man dürfte wohl auch noch hinzusetzen, dafs die Erscheinung eines völlig eingerichteten Heeres, das beiläufig ein Aegyptisches genannt wird, und namentlich einer Reiterei 2 Mos. 14, 7 bei dem Anführer eines wilden Hirtenvolkes sehr befremdend ist, zu geschweigen, dafs es für einen solchen wohl nicht gerathen war, den wankenden Thron zu verlassen, um einem fortziehenden Stamme nachzueilen; wie überhaupt der hier mit grofser Hartnäckigkeit durchgeführte Grundsatz bedeutende Auswanderungen nicht zu gestatten (2 Mos. 14, 5) und alle Kräfte des Staates zu benutzen, schon eine begründetere Politik voraussetzen liefse. Endlich möchte auch hieher gehören, dafs Moses seine Wunder in Tanis (Zoan) verrichtet (Ps. 78, 12, 43), da hingegen die Hyksos zu Memphis regierten.

Die vier lezten Hauptstücke (S. 346 — 415) verbreiten sich über Aethiopien, Nordafrica, den biblischen Westen (d. i. die Inseln des Aegeischen Meers, Griechenland, Italien und Spanien) und Indien. Wir sind genöthigt den Inhalt dieser Abschnitte wie so vieles Andere zu übergehen und bringen bei der Anzeige eines Werkes, das so reichliche Belehrung gewährt, diefs Opfer nur ungern dem beschränkten Raume. Möchte es dem würdigen Verf. gefallen, recht bald in der Fortsetzung des trefflichen Werkes auch über die andern Theile der Archäologie neues Licht zu verbreiten.

Saalschütz.

Digitized by Google

Nro. 79. u. 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1829.

XXXVIII.

1) *Observations of the apparent distances and positions of* 380 *double and triple Stars, made in the years* 1821, 1822 *et* 1823, *and compared with those of other astronomers together with an account of such changes as appear to have taken place in them since their first discovery also a description of a fivefeet equatorial instrument employed in the observations, by J. W. Herschel etc. and James South.* London. 1825. 222 S. 4°. Mit vier Kupfertafeln.

2) *Observations of the distances and positions of* 458 *double and triple Stars made in the years* 1823, 1824 *et* 1825, *together with a Re-Examination of* 43 *Stars of the same description, the distances and positions of which are published in the philosophical transactions for* 1824. *by James South etc.* London 1826.

3) *Catalogus novus stellarum dupliciam et multiplicium maxima ex parte in specula universitatis caesareae Dorpatensis per magnum telescopium achromaticum Frauenhoferi delectarum. Auctore F. G. W. Struve, speculae Dorpatensis directore.* Dorpati. MDCCCXXVII. I. II. 88 S. Folio.

Doppelte und vielfache Sterne nennt man bekanntlich diejenigen, welche durch vollkommene Fernröhre als aus zwei oder mehreren gleich grofsen oder auch ungleich grofsen Sternen zusammengesezt sich darstellen, die nur einige wenige Secunden aus einander zu stehen scheinen.

Dergleichen Doppelsterne wurden bereits von Cassini, Flamsteed, Bradley, Mayer, wahrgenommen. In neuern Zeiten aber widmete der Astronom Christian Mayer zu Mannheim ihnen besondere Aufmerksamkeit und machte in Bode's Jahrbuch für 1784 ein Verzeichnifs aller bisher entdeckten Doppelsterne bekannt, das gröfstentheils die Ausbeute seiner eigenen mit dem achtfüfsigen Bird'schen Mauerquadranten angestellten Beobachtungen ist. *Herschel*, mit ungleich vollkommneren Werkzeugen ausgerüstet, stellte zu diesem Endzwecke sehr sorgfältige Beobachtungen an, wovon die Resultate im Jahre 1782 in seiner Abhandlung: on the Parallax of the fixed Stars, catalogue of double Stars — auch in Bode's Jahrbuch für 1786 bekannt gemacht wurden. Solche Art Sterne waren zur Ermittelung der Parallaxe der Fixsterne vorgeschlagen worden; Herschel entdeckte aber bald darauf bei genauerer Betrachtung dieser Gruppen, dafs solche Sterne zu einander in Beziehung stehen, wahre Systeme bilden, und dafs die kleineren um die gröfseren wie die Erde und die Planeten um die Sonne sich bewegen.

Diese Entdeckung ist (wie auch Hr. Arago C. d. tems 1825 p. 297. sehr richtig bemerkt) eine der interessantesten des 18. Jahrhunderts, weil sie uns nämlich das ganze Sternsystem aus einem durchaus neuen Gesichtspunkt darstellt.

Der vorerwähnte Mannheimer Astronom *Chr. Mayer* hatte, früher schon, ähnliche Ideen über Fixstern-Trabanten geäufsert und solche in einer Abhandlung de centum Stellarum fixarum comitibus eorumque insigni usu ad determinandum motum proprium fixarum (1777 — 17. Octbr.) bekannt gemacht, dann in einer zweiten Abhandlung (1778. 30. May) de miris fixarum comitumque observationibus observatis a tempore cel. Flamstedii. Als Pater *Hell* ihn über diese Entdeckungen höhnisch behandelte, gab er seine gründliche Vertheidigung von Fixstern-Trabanten etc. 1778 heraus; darauf in der Historia et comment. Acad. Elector. etc. de novis in coelo sidereo phenomenis observatis. Mayer stellte die Beobachtungen in Gesellschaft seines Gehülfen *Joh. Mezger* an, und beide fanden, unter andern, auch eine scheinbare Veränderung des Abstandes und die Abwechslung der Rectascension zwischen dem Stern und dessen Trabanten. — Diese Entdeckungen fanden Widerspruch, z. B. von Pater *Hell* und *Fufs*. Man nahm vorzüglich Anstofs an dem Ausdruck Trabanten und an Mayers vermeintlicher Aeufserung, dafs diese vielleicht kein *eigenes* Licht haben möchten, ohne dabei seine deutlich ausgesprochenen Worte gehörig zu berücksichtigen.

„Ich behaupte" (sagt nämlich der jezt gerechtfertigte Mann in Bode's Jahrbuch für 1781. S. 132.) „unterdessen „gar nicht, dafs es lauter lichtlose an sich dunkle Körper

Digitized by Google

„sind, die ich Fixstern-Trabanten nenne; *es ist ja wohl „möglich*, dafs wie bei uns die dunkele Erde von einem „dunkelen Trabanten, dem Mond begleitet wird, *dort in „dem unermefslichen Sternreich verschiedene kleinere Son-„nen um eine gröfsere sich wenden und dafs ein ganzes „Stern-System eine weitere Richtung nach einem allgemei-„nen Schwerpunkt nehme.*"

Auch ein Pfarrer *Schülen* stellte ähnliche Beobachtungen an, die er in seinen Beiträgen zur Dioptrik, Nördlingen 1782, mitgetheilt hat; *diesen* zufolge nahm er im October 1780 und September 1781 bei dem Begleiter des Ras Algethi eine merkliche Veränderung in den Stellungen wahr, die auch bei ihm eine ganz ausgemachte Thatsache ist, „deren Gewifsheit in der wirklichen Er-„fahrung und ganz unwidersprechlichen Sinnenevidenz „besteht."

Hr. *Herschel* hatte um das Jahr 1786 an dem Stern beim Riegel im Orion ähnliche Beobachtungen gemacht, wornach ein kleinerer teleskopischer Stern sich um denselben als um seinen Hauptstern bewegt. Aber (heifst es Bode's Jahrbuch für 1789. S. 245.) „die ungegründe-„ten (!) Voraussetzungen des sel. *Christian Mayers* ha-„ben den Hrn. Herschel behutsam gemacht..... Doch soll „er sich *dahin* erklärt haben, dafs die Sache ihre völlige „Richtigkeit hätte, und dafs des Trabanten Bewegung sehr „langsam wäre."

W. Herschels erstes Verzeichnifs erschien in den Philosoph. Transact. für 1782 und 1785, und in den Jahrgängen 1803 und 1804 findet man eine vollständige Uebersicht von den Veränderungen, welche die relative Lage der Sterne von 1780 bis 1804 erlitten hat.

Mit diesen interessanten Untersuchungen nun beschäftigen sich die drei oben rubricirten Werke der Hrn. *Herschel* (Sohn), *South* und *Struve*, wovon wir jezt eine gedrängte Uebersicht geben wollen.

Die Hrn. *Herschel* und *South* liefern zuvörderst eine detaillirte Beschreibung des fünffüfsigen Aequatorial-Instruments, womit die Beobachtungen der Doppelsterne angestellt worden sind.

Die merkwürdigsten Beobachtungen sind unter andern folgende:

η Cassiopeja. Doppelstern. Beide Sterne sind sehr ungleich. Der gröfsere *roth*, der kleinere *grün*.

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung von einander.	Beobachter.
1779, 8.	—	11″, 1.	Herschel.
1780, 5.	—	11 , 5.	Ders.
1782, 4.	29°. 9′. n. f.	—	Ders.
1803, 1.	19 . 22 . n. f.	—	Ders.
1819, 8.	9 . 8 . n. f.	10 , 8.	Struve.
1821, 9.	7 . 9 . n. f.	8 , 8.	Herschel u. South.

n und s zeigen an, ob der kleinere Stern nördlich oder südlich vom horizontalen Durchmesser des gröfseren steht, p und f ob der kleine ihm vorangeht, oder ihm folgt.

Diesemnach scheint der kleinere Stern seinen Umlauf um den gröfsern in etwa 700 Jahren in der Richtung von Ost und West, mit einer jährlichen Winkelgeschwindigkeit von ½ Grad zu vollenden. Die beiden gemeinschaftliche jährliche eigene Bewegung ist etwa 2″. Da ferner die Aenderung der scheinbaren Distanz beider Sterne 3″ beträgt, so ist die scheinbare Bahn *elliptisch*. Die Hrn. Herschel und South selbst aber bemerken, dafs die Beobachtungen für diesen Augenblick nicht genau genug sind, um über einen so delicaten Gegenstand absprechen zu können.

μ. Perseus.

(Beide Sterne sind lichtgleich.)

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung von einander.	Beobachter.
1783, 46.	71°. 51′. s. p.	96″, 42.	Herschel.
1821, 91.	71 . 8 . s. p.	110 , 19.	Herschel u. South.

Der Stellungswinkel hat sich nicht merklich geändert, dagegen aber die Entfernung. Beide Umstände zusammengenommen machen die fernere Beobachtung beider Sterne wünschenswerth.

12. *Luchs.*

Eine Gruppe von 3 Sternen; einer der 7. Gröfse A. Der zweite B, 7. bis 8. Gröfse so helle als A; der dritte C ist 9. Gröfse und von blauer Farbe.

Stellung von A. und B.

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung.	Beobachter.
1782.	88°. 37′. s. p.	—	Herschel.
1821, 32.	69 . 42 . s. f.	—	Struve.
1823, 28.	68 . 39 . s. f.	2″, 59.	Herschel u. South.

Stellung von A. und C.

1782, 00.	32°. 33′. n. p.	9″, 38.	Herschel.
1821, 32.	34 . 12 . n. p.	—	Struve.
1822, 57.	36 . 50 . n. p.	9″, 85.	Herschel u. South.

In 40, 8 Jahren hat, diesen Beobachtungen zufolge, der Stern B sich 22°, 74″ um A herum bewegt, mit einer jährlichen Winkelgeschwindigkeit von West nach Ost, d. i. rückgängig. Wenn diese Bewegung gleichförmig bleibt, so kommen nach 57 Jahren alle drei Sterne in einer geraden Linie zu stehen — nach 646 Jahren haben sie einen ganzen Umlauf vollendet.

Digitized by Google

Castor oder α Zwillinge.

Der hellste Stern ist dritter, der andere vierter Gröfse.

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung.	Beobachter.
1759, 8.	56°, 1. n. p.	—	Bradl. u. Maskelyne.
1779, 8.	32 , 8. n. p.	—	Herschel.
1791, 6.	25 , 1. n. p.	—	Ders.
1796, 0.	13 , 9. n. p.	—	Ders.
1802, 0.	11 , 4. n. p.	—	Ders.
1813, 8.	2 , 9. n. p.	—	Struve.
1817, 0.	0 , 0.	—	Herschel (Sohn.)
1819, 1.	0 , 4. s. p.	5″, 5.	Struve.
1820, 7.	2 , 3. s. p.	—	Ders.
1821, 2.	2 , 9. s. p.	—	Herschel u. South.
1823, 1.	5 , 0. s. p.	5″, 4.	Dies.

Diese Boobachtungen gaben die jährliche Veränderung des Positionswinkels 0°, 971 rückgängig; die Entfernung beider Sterne von einander hat sich nicht geändert, welches eine kreisförmige scheinbare Bahn andeuten würde, wenn die Winkelgeschwindigkeit gleichförmig wäre; diefs scheint aber nicht der Fall zu seyn, denn in dem Zeitraume von 20 Jahren (1759 — 1779) war die jährliche Aenderung 1°, 185, in der nächstfolgenden Periode von 22 Jahren (von 1779, 8 — 1802, 0) 0°, 964, in der dritten Periode endlich von 21 Jahren (von 1802 — 1823, 1.) 0° 777. Diese Umstände sprechen für eine wirklich elliptische Bahn, die aber durch Projection kreisförmig sich zeigt.

ξ. *Cancri.*

Doppelstern. Beide Sterne sehr ungleich.

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung.	Beobachter.
1781, 97.	53°. 57′ s. f.	circa 4″.	Herschel.
1803, 08.	5 . 4 s. f.	—	Ders.
1820, 01.	7 . 19 n. p.	2″. 56.	Struve.
1821, 75.	4 . 43 s. p.	—	Ders.
1823, 29.	11 . 31 s. p.	2″, 81.	Herschel u. South.

Diesen nach hat in 21, 11 Jahren der eine Stern um den andern 48°, 72 beschrieben, also jährlich 2°, 309. Der nächstfolgende Zwischenraum von 16, 93 Jahren, gibt 10°, 499; der darauf folgende: 6°, 914; der lezte endlich 4°, 44. Die Geschwindigkeit nimmt also sehr schnell ab; die jährliche Aenderung zwischen 1803 und 1820 kann nach Hrn. Herschel und South's Meinung 20° bis 30° gewesen seyn. Fortgesezte ununterbrochene Beobachtungen werden vielleicht nach 20 bis 30 Jahren schon die Data zur Berechnung der Ellipse liefern, welche der kleinere Stern um den gröfseren beschreibt.

γ. *in der Jungfrau.*

Sehr schöner Doppelstern; beide weifs und von gleicher Lichtstärke.

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung.	Beobachter.
1720, 31.	49°. 7′. n. p.	7″, 49.	Cassini.
1756, 00.	54 . 22 . n. p.	6 , 50.	Tobias Mayer.
1781, 89.	40 . 44 . s. f.	5 , 70.	Herschel.
1803, 20.	30 . 19 . n. p.	—	Ders.
1820, 20.	15 . 15 . n. p.	3″, 56.	Struve.
1822, 25.	13 . 24 . n. p.	3 , 79.	Herschel u. South.

Mit Hintansetzung der Cassinischen Beobachtung war die rückgängige Winkelbewegung in 60 Jahren 41°. In dem ersten Zeitraume von 25, 9 Jahren war sie 13°, 64, in dem zweiten von 21, 3 Jahren 10°, 41; im dritten von 17, 0 Jahren 15°, 06 und in den lezten 2, 1 Jahren 1°, 86, welchen Veränderungen die jährlichen respective von 0°, 527; 0°, 489; 0°, 586 und 0°, 886 entsprechen.

σ. *in der Krone.*

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung.	Beobachter.
1781, 79.	77°. 32′. n. p.	—	Herschel.
1804, 74.	78 . 36 . n. f.	—	Ders.
1819, 60.	40 . 0 . n. f.	—	Struve.
1821, 30.	24 . 45 . n. f.	—	Herschel u. South.
1822, 83.	18 . 27 . n. f.	1″, 45.	Dies.
1823, 47.	17 . 4 . n. f.	—	Dies.

Diese Beobachtungen zeigen eine merkwürdige Beschleunigung in der Winkelbewegung des kleineren Sterns. Sie betrug nämlich jährlich:

von 1781 bis 1802. — 1°, 139.
von 1802 bis 1819. — 2°, 298.
von 1819 bis 1823. — 6°, 982.

Bei dieser rapiden Zunahme hat aber die Entfernung der Sterne stark abgenommen. W. Herschel fand sie im Jahre 1782 — 1¼ Durchmesser des gröfseren Sterns bei 227 maliger Vergröfserung. Hr. Struve schäzt sie nur auf ⅓ Durchmesser. Nach Hrn. Herschels und South's Beobachtungen zeigen sich beide Sterne nur unter den günstigsten atmosphärischen Umständen als von einander getrennt. Um diese Erscheinungen zu erklären, wird zuvörderst angenommen, dafs die Bahn elliptisch sei, und der Stern sich seinem Perihelium nähere; — ferner dafs die Bewegung in einer Ebene geschehe, welche nahe durch die Erde geht.

ξ. *Hercules.*

Die Hrn. Herschel und South fanden diesen Stern bei 133 — 303 und 578 maliger Vergröfserung und unter den günstigsten atmosphärischen Umständen immer ein-

Digitized by Google

fach und vollkommen rund; von einer Trennung beider Sterne war auch nicht die mindeste Spur zu sehen.

W. Herschel dagegen bemerkt in seinem Verzeichnifs, bei dem Jahre 1782: „Schöne Gruppe von zwei „sehr ungleichen Sternen, davon der eine (hellste) weifs, „der andere aschfarbig ist. Bei 460 maliger Vergröfse„rung beträgt der Abstand beider Scheibchen von einan„der etwa einen Durchmesser des gröfseren.“ Im Jahre 1795 konnte man den zweiten Stern nur noch mit Mühe sehen; 1802 war er völlig unsichtbar und bedeckt, nur bei sehr starken Vergröfserungen glaubte man eine kleine Erhöhung auf der gröfseren Scheibe wahrzunehmen. (Vergleiche Con. de tems pour l'an 1828 p. 307.) Herschel und South sind der Meinung, dafs der kleinere Stern vom gröfseren jezt vollkommen bedeckt sei.

δ. *Schwan.*

Auch diesen Stern konnten die Hrn. Herschel und South nur als einen einfachen wahrnehmen, welche Vergröfserungen sie auch anwenden mochten und wie günstig auch die Umstände waren. Nach W. Herschel war dieser Stern, 1783, ein Doppelstern, wovon der hellste sehr weifs, der andere aschfarbig, etwas ins Röthliche spielend war. Bei 278maliger Vergröfserung wurde die Entfernung der Scheibchen auf einen halben Durchmesser des gröfseren geschäzt. Im Januar 1804 zeigte sich der Stern etwas länglicht; konnte aber selbst bei der stärksten Vergröfserung von dem andern nicht getrennt werden.

b. *Schwan.*

Zwei fast gleich grofse schön begränzte Sterne.

Die Hrn. Herschel und South geben folgende Uebersicht von der Bewegung dieses merkwürdigen Sterns.

Jahr.	Stellungswinkel.	Entfernung.	Beobachter.
1753, 8.	54°. 36'. n. f.	19", 63.	Bradley.
1778, 0.	39 . 2 . n. f.	15 , 24.	Chr. Mayer.
1781, 9.	36 . 11 . n. f.	—	Herschel.
1800, 0.	19 . 43 . n. f.	19", 26.	Piazzi.
1805, 0.	11 . 32 . n. f.	14 , 50.	Ders.
1812, 5.	10 . 55 . n. f.	16 , 74.	Bessel.
1819, 9.	6 . 58 . n. f.	19 , 10.	Struve.
1822, 9.	5 . 19 . n. f.	15 , 42.	Herschel u. South.

Diesen Beobachtungen zufolge beträgt die jährliche Winkelbewegung des einen Sterns um den anderen 0°, 75 rechtgängig. Die eigene jährliche Bewegung 61. Cygni ist nach Piazzi + 5", 38 in A. Recta und + 3", 30 in Decl. Dies beweist offenbar eine nähere Verbindung beider Sterne; denn sonst müfste in dem Zeitraum von 70 Jahren eine Trennung beider Sterne stattgefunden haben. Nach Hrn. Arago's (C. d. tems 1828 p. 310.) Beobachtungen, welche er mit Hrn. Mathieu anstellte, ist die jährliche Parallaxe 61 Cygni noch keine Bogensecunde.

Das oben rubricirte Werk Nr. 2, von Hrn. South allein verfafst, ist einigermafsen eine Fortsetzung der vorigen Beobachtungen, und wurde mit denselben Aequatorialinstrumenten und Mikrometern angestellt, deren man bei den frühern sich bedient hatte. — Die Messungen selbst wurden theils in Frankreich, theils in England angestellt. Das Werk umfafst zugleich die Beobachtungen von 160 bisher ganz unbekannt gebliebenen Doppel- und dreifachen Sternen, wovon die gerade Aufsteigung und Abweichung jedes Sterns auf die Minute genau gehalten werden. Die Beobachtungen wurden diesmal von Hrn. J. South allein gemacht und ihre Resultate mit den früheren Arbeiten eines *W. Herschel* zusammengestellt. Dadurch, heifst es am Schlusse, hat nun die Societät eine fast vollständige wiederholte Prüfung (re-examination) aller von W. Herschel in den Philosophical Transactions beschriebenen doppelten und dreifachen Sterne. Diese von W. Herschel unternommene Arbeit würde nach Laplace's Urtheil ihm allein schon einen unsterblichen Namen sichern können.

Hr. J. South gibt endlich eine sehr zweckmäfsige synoptische Uebersicht der Resultate, welche seine Beobachtungen und ihre Vergleichung mit den früheren liefern.

Die Beobachtungen, welche Hr. Struve in dem vortrefflichen Werke Nr. III. mit aller Offenkundigkeit liefert, sind mit dem grofsen Frauenhofer'schen Teleskope angestellt worden. Der neue Katalog umfafst alle Doppelsterne der ersten vier Classen, theils vorhin bekannte, theils neu entdeckte, vom Nordpol bis zum 15. Grade südlicher Abweichung.

Hr. Struve verglich dabei sein Sternverzeichnifs mit den grofsen Piazzischen, und, wenn dieses nicht zureichte, mit Bode's Uranographie.

Der Katalog selbst ist sehr zweckdienlich und zur besseren Uebersicht in folgende Colonnen getheilt:

Die erste enthält die Nummer der Sterne.

Die zweite den Namen des Sterns.

Die dritte und vierte die Geraden-Aufsteigungen und Abweichungen für 1826.

Die fünfte gibt die nähere Beschreibung des Doppelsterns, nebst anderen dahin schlagenden zweckdienlichen Bemerkungen.

Die sechste endlich zeigt diejenigen Sterne, welche bereits in dem früheren Dorpat'schen Verzeichnisse enthalten sind.

Die Sternpositionen sind freilich nur beiläufig genau (sunt tantum proxime justae); ihre Vergleichung mit den genaueren *Bessel'schen* Beobachtungen gibt jedoch eine Sicherheit in A. Recta = 9', 11 sec. δ und 0', 72 in Declinatione, welche für den Zweck genügend ist.

Der ganze Katalog liefert 3063 Doppelsterne, welche nach den verschiedenen Classen und nach der geraden Aufsteigungsstunde geordnet worden sind.

Digitized by Google

Davon fallen

935 in die erste Classe.
105 in die erste und zweite Classe.
587 in die zweite Classe.
70 in die zweite und dritte Classe.
581 in die dritte Classe.
87 in die dritte und vierte Classe.
692 in die vierte Classe; endlich
6 unförmliche, (informes.)

Summa 3063.

Es ist bemerkenswerth, dafs die Mehrzahl der vielfachen Sterne in der Stunde V, VI, XVIII und XIX der geraden Aufsteigung fällt; die geringste findet dagegen bei XI und XXIII statt.

Bringt man die von den Herren *Bessel*, *South* und *Herschel* beobachteten in Abrechnung, so enthält der Struve'sche Catalogus 2343 vielfache Sterne, welche sonst noch nicht beobachtet worden sind. Hr. Struve berechnet nun, dafs von diesen Sternen 972 der ersten, 629 der zweiten und 475 der dritten Classe in einer wirklichen physischen Verbindung mit einander stehen; überhaupt genommen und nach einer anderen Berechnung findet er, dafs von 100 Doppelsternen der ersten Classe 98, von 100 der zweiten 90 und von 100 der dritten 58 eine physische Verbindung mit einander haben. Diese Anzahl wird für die vierte Classe auf 239 abgeschäzt.

Hr. Struve bezeichnet die Doppelsterne erster Classe noch genauer hinsichtlich ihres gegenseitigen Abstandes; nämlich in nahe, sehr nahe, besonders nahe beisammenstehende. Dieser Abstand beträgt bei der ersten 1″,2 bis 1″,6, bei der zweiten 0″,8 bis 1″,2, bei der dritten unter 0″,8. Zweifelhafte sind solche, wobei blofs eine Zusammensetzung gemuthmafst wird. Diese Muthmafsung oder Verdacht eines Doppelsterns wurde freilich oft von der mehr oder minder günstigen Luftbeschaffenheit begründet. So z. B. wird Atlas Plejaden Nro. 453 als *zweifelhaft* aufgeführt („fortasse cuneus"), und doch konnte Hr. Struve am 28. Febr. 1827 bei 600maliger Vergröfserung den Stern in zwei nur 0″,8 von einander abstehende auflösen und ihre Stellungswinkel messen.

Bei der ausgezeichneten Kraft des Frauenhofer'schen Instruments (und namentlich auch wohl bei der grofsen Gewandtheit und Gesichtsschärfe des Beobachters) konnte Hr. Struve mehrere Sterne entdecken, welche bereits der verstorbene Herschel als *doppelte* gesehen, aber von einigen späteren Astronomen als solche nicht mehr wahrgenommen worden sind. Dahin gehören die 19 (pag. XII) aufgezählten — welche auch in Hrn. Herschels und South's Verzeichnissen nicht angetroffen werden. Unter diesen sind vorzüglich zwei zu beachten, nämlich ζ Hercules und δ Schwan, welche W. Herschel selbst Anfangs als doppelte, nachher aber als einfache gesehen hat. Die Begleiter beider Sterne zeigen sich jezt aber ganz deutlich, bei dem einen sowohl als bei dem andern. Ferner zeigt das Frauenhofer'sche Instrument bei anderen Sternen, die zwar früher schon als doppelte beobachtet wurden; jezt ungleich schwächere und näher stehende Begleiter, wovon Hr. Struve einige Beispiele anführt, z. B. τ Kassiopeia. Die Herren Herschel und Struve beobachteten beide ihn als Doppelstern. Der gröfsere A ist vierter Gröfse. Hr. H. fand den Begleiter in zwei andere B und C getrennt achter bis neunter und neunter Gröfse; die Entfernung von A nach B 32″,39, den Stellungswinkel 11° 51′; BC 31″,16 und den Winkel 30° 2′; aus dem beobachteten Unterschiede der geraden Aufsteigungen 13° 3.

Nach Herrn Herschel und South's Beobachtungen ist die Entfernung der Sterne 33″,25; ihr Stellungswinkel 11° 19′, also 1° 43′ von obiger Bestimmung verschieden. Der Begleiter war anfänglich zehnter Gröfse gesezt; in der Folge aber achter bis neunter und neunter befunden worden. Hr. Struve muthmafst hierbei eine Lichtveränderung, welche vielleicht Ursache gewesen, dafs die Doppelheit des Begleiters nicht schon früher und von anderen Astronomen bemerkt worden.

Höchst wahrscheinlich haben auch Nro. 464 (ζ Perseus) und Nro. 748 (ζ Orion) ähnliche Lichtsveränderungen.

Eine Farbenverschiedenheit haben die Astronomen längst schon beobachtet. W. Herschel hat sie aber bei seinen Doppelsternen aufgezeichnet; so auch die Herren *South* und *Herschel* (Sohn). Diese Verschiedenheit der Farben hat keinen Grund in zufälligen äufseren Umständen, denn sonst müfste sie sich bei allen einander ähnlichen Doppelsternen zeigen. Bei dem merkwürdigen Doppelstern Nro. 61 z. B. sind beide gelb, bei anderen z. B. 36 Andromeda goldgelb. Hr. Struve macht hierbei die Bemerkung, dafs zwar viele Doppelsterne röthlich, aber keine, so viel er deren beobachtet, hochroth (sanguineae) sind.

Hr. Str. gibt hierauf eine interessante tabellarische Uebersicht von den eigenen Bewegungen der von ihm und Hrn. *Bessel* beobachteten Doppelsterne mit dahin einschlagenden Betrachtungen und Folgerungen, welche in seiner vortrefflichen Einleitung selbst nachgelesen werden müssen.

W. Herschel stellte bekanntlich seine Beobachtungen und Untersuchungen der Doppelsterne zur Entdeckung der Parallaxen an. Nach Hrn. Struve's Ansichten aber scheinen nur wenige für diesen Endzweck sich zu eignen; nur bei den Begleitern α Lyrae, α Andromedae und einigen anderen möge die Parallaxenwirkung wahrgenommen werden können.

Hierauf folgt das Verzeichnifs der doppelten und vielfachen Sterne selbst in der früher schon angezeigten Ordnung, zulezt noch Anmerkungen zum Katalog, wovon wir noch einige ausheben wollen.

Nro. 333. ε *Widder.*

Vielleicht der nächst zusammenstehende von allen Doppelsternen. Hr. Struve fand ihre Entfernung von einander am 28. Febr. 1827 nur 0″,51, den Stellungswinkel 83° 1, die Gröfse 7, *Piazzi* und *Bode* setzen sie fünfter, Hr. *Harding* in seinen Charten vierter, Hr. Struve scheint daher die Lichtstärke für veränderlich zu halten.

Digitized by Google

ξ *Grofser Bär.*

Die Winkelbewegung ist bei diesem Stern auffallend grofs. Hr. South findet ihn nämlich für 1825, 22 = 25° 28′. Hr. Struve für 1826, 20 = 31° 3 und für 1827, 27 = 41° 72, welche mit einander verglichen die jährliche Veränderung beweisen.

σ *Krone.*

Auch diese Sterne haben eine grofse Winkelgeschwindigkeit, denn Str. fand ihn 1819, 60 mittelst seines kleinen Instruments 39° 7; 1822, 67 = 29° 0. Die Entfernung wurde 1826, 77 auf 1″,305 bestimmt.

λ *Ophiuchus*

Wurde nach W. Herschel von keinem als Doppelstern beobachtet, Hr. Struve aber konnte 1825, 52 die Entfernung der Sterne 0″,733, ihren Stellungswinkel 62° 6 messen. Der gröfsere (vierter Gröfse) ist gelb, der kleinere (sechster) blau. Die Bewegung ist hierbei sehr merkwürdig, da sie nämlich von 1783 bis 1825 ½ oder in 42,32 Jahren um 102° 5 im Winkel sich geändert hat, und zwar mit zunehmender Geschwindigkeit in den lezteren Jahren, woraus auf eine sehr elliptische Bahn zu schliefsen ist.

J. Oltmanns.

XXXIX.

Monuments inédits d'antiquité figurée grecque étrusque et romaine; recueillis pendant un voyage en Italie et Sicile dans les années 1826 et 1827; par Raoul-Rochette, membre de l'institut de France. Deux volumes en folio, avec 200 planches. I. et II. livraisons. Paris. 1828.

Gleich unserem Landsmann E. Gerhard beschäftigt sich der Gelehrte Herr Raoul-Rochette mit der Ausgabe einer grofsen Anzahl bis jezt nicht edirter Denkmäler, welche er auf einer zweijährigen Reise in Italien und Sicilien sammelte. Hievon liegen die zwei ersten Hefte bis zur vierundzwanzigsten Tafel mit 114 S. Text vor uns. Der Herausgeber gibt die löbliche Absicht kund, die zu einem Mythenkreis gehörigen Denkmäler zusammen zu stellen. Durch solche Uebersichten gewinnt allerdings das archäologische Studium in mehreren Beziehungen. Ein Monument erklärt sich durch das andere, und der Verf. ist in den Stand gesezt, seine Erörterungen viel bündiger und kürzer zu geben. Unter dem Namen einer Achilleide werden hier die zwei ersten Lieferungen vorgelegt; worauf dann, wie es scheint, eine Oresteade, Odysseide, Thebaide, Heraklide, Theseide, Dionysiade u. s. w. folgen soll. Ein solches systematisches Verfahren ist sehr empfehlenswerth für Jeden, der eine gröfsere Anzahl alter Monumente auf Einmal zu ediren hat, und wir dürfen nicht zweifeln, Herr Gerhard werde den Text zu seinen Erklärungen auf ähnliche Weise einrichten. Wie viel kürzer und gründlicher würde das voluminöse Werk der Hetruskischen Denkmäler ausgefallen seyn, wenn Herr Inghirami sich an ein solches System gehalten hätte. Auch würde es den Herausgebern unedirter Monumente erlaubt seyn, schon Bekanntes wieder aufzunehmen, insofern es zur Illustration eines bestimmten Fabelkreises wesentlich beitrüge. In Rücksicht der Oekonomie würde man sich hiezu der Hülfstafeln bedienen, wo eine Tafel mehrere Zeichnungen blofs in Umrissen und im Kleinen enthielte. Ersparnifs müfste bei solchen Ausgaben wesentliche Rücksicht seyn. Denn es läfst sich nicht läugnen, dafs die Menge der prachtvollen Ausgaben dem wahren Studium eher Nachtheil als Vortheil bringen. Selbst grofse Bibliotheken werden scheu, so theuere Werke sich anzukaufen, und schwer gelangen sie in die Hände der Studirenden.

Wir kommen zur Achilleide des Verfs. Die Momente sind: die Gewaltthat des Peleus an Thetis und ihre Heirath; die Geburt und die Erziehung des Achilles, so wie sein Aufenthalt in Skyros; der Streit des Helden vor Troja mit den Atriden; seine Weigerung an fernerem Kampf, die Wegführung der Briseïs und die Gesandtschaft, seinen Zorn zu besänftigen; der Tod des Patroclus und die Erlangung neuer Waffen durch Thetis; der Kampf mit Hektor und die Loskaufung der Leiche des Leztern; die feierliche Bestattung des Patroclus und die Opferung der gefangenen Trojaner; andere theils frühere, theils spätere Kämpfe mit Telephus, Memnon, Penthesilea u. s. w.; Tod des Achilles, Opferung der Polyxena und Beehrung nach dem Tode. — Von diesen auf Achilles sich beziehenden Ereignissen kommen von einigen mehrere, von anderen nur einzelne, und wieder von anderen gar keine Denkmäler in vorliegendem Werke vor. Ueberall aber bemüht sich der Verf. die bereits bekannten Monumente zu nennen.

Die Gewaltthat des Peleus an Thetis ist reich ausgestattet. Mehrere Vasenbilder auf den Taf. I. II. III. IV. X werden beigebracht, und mehrere andere werden citirt. Aber aufser den Bildern Taf. I, worauf sich Nro. 1 besonders auszeichnet, und aufser Taf. III Nro. 2, welches aber bereits edirt ist, und wo der Verf. in Rücksicht des Wortes Parsura die Andeutung des Passeri mit Recht befolgte, möchten sich schwer andere Forscher finden, die sich zur Annahme des Verfs. bekennten. Mythen, wo Götter und Heroen, sei es in feindlicher Rücksicht oder blofs in Liebesdrang, Personen des andern Geschlechtes verfolgen, gibt es zu viel, um in einem Denkmale einen bestimmten Mythus zu erkennen, wenn dabei nicht zugleich andere Attribute oder Kennzeichen vorkommen, wie z. B. bei der Lambergischen Vase, wo bei der Verfolgung der Helena dem Menelaus das rächende Schwert aus der Rechten entfällt, indem der flehende Blick der Helena beim Umsehen die Rache entwaffnete. Bei den Zeichnungen kommt hier aber keine Andeutung auf Thetis vor; Manches ist selbst sogar widerstrebend. Nur wenn Peleus die Göttin schon ergriffen hat, oder sie noch mit den schreckenden Blendwerken gegen ihn kämpft, wie auf dem Barbarinischen Glasgefäfs, wo sie die Schlange gegen ihn sendet, kann dieser Mythus zur deutlichen Anschauung kommen. Bei dem schönen Gefäfs Taf. IV. 2 könnte man noch zweifeln,

Digitized by Google

wenn der Held mit dem Wasserkrug in der Linken nicht einen Stein gegen den mächtigen Drachen, der die Nymphe des Quells in Obhut zu haben scheint, erhöbe, und sich dadurch die Fabel des Cadmus kund thäte. Peleus stritt nicht gegen die Ungeheuer; er wufste, dafs es nur Blendwerke waren, und so ging er unbewaffnet und rasch auf die Nereide los.

Die Classe der Römischen Denkmäler in Mahlerei und in Marmor, die der Verf. hieher ziehen möchte, läfst sich gleichfalls nicht auf den Mythus der Thetis deuten. Von schönen Jungfrauen, die im Schlafe überrascht werden, erzählen die Fabeln viel; aber dafs unter den Monumenten, wo solche Schlafende vorkommen, Thetis dargestellt sei, hat sich bis jezt noch nicht wahrscheinlich gemacht. Das neuerlich in Pompeji aufgefundene schöne und bereits so viel besprochene Gemählde Taf. IX stellt zuverlässig nicht Thetis vor. Annehmlicher könnte die lezte Erklärung von Tölken seyn, wenn es nicht wesentlich zu dem Mythus des Zephyrus und der Chloris gehörte, dafs er als ein Raub vorgestellt sei. Ueber meine Erklärung füge ich nichts bei, da sie bereits über ein Jahr in den Händen des Buchhändlers zur Publication niedergelegt ist. Ich hoffe, dafs die Erklärung alle Zweifel beseitigen soll. Andere schlafende Jungfrauen, wie Rhea Sylvia oder Ariadne, lassen sich nur durch ihre Besucher, den Mars und Bacchus, erkennen. Selbst die Schlangen um den Arm der Schlafenden sind keine sichern Zeichen für die Thetis; und so möchte die sitzend Schlafende Taf. V. 1 eher eine der Rachegöttinnen vorstellen, wie sie im Mythus des Orestes vorkommen. Die schöne Statue, welche Frühere Cleopatra und Visconti Ariadne nannte, trägt die Schlange nur als Zierde um den Arm. Sie bleibt also für die Nachwelt nur ein Bild der *Ruhe*, so wie unser Rauch das Bild der schönen Königin Louise vorstellte.

In Rücksicht des Matteischen Relief's Taf. VII. 1 hat sich der Verf. durch eine falsche Zeichnung irre machen lassen. Die Figur ist wirklich ein Polyphem mit dem Auge auf der Stirn, und das Thier, das er in der Rechten hält, und seiner Geliebten als Geschenk darbietet, ist nicht ein Elephant, sondern das Junge eines Bären. Galatea auf dem Delphin sitzend ist in diesem Verhältnifs leicht kenntlich, und darüber ist zur Bezeichnung der Localität der Berggott Aetna angedeutet. Dem Rec. ist das Monument aus vieljähriger Ansicht genau erinnerlich.

Eben so wenig hieher gehörig, aber sehr interessant ist das Marmorfragment Taf. VIII. 1, ohne Zweifel eine Nachbildung des von Hadrian erbauten Doppeltempels der Venus und der Roma. Er ist als ein Dekastylos angedeutet, mit dem Mythus der Rhea Sylvia in dem Giebelfeld. Auch ist bekannt, dafs der Tempel mit erzenen Ziegeln eingedeckt war, die später der Papst Honorius I. wegnehmen liefs, um sie zur Eindeckung der Peterskirche zu gebrauchen. Aber wenn der Verf. glaubt, dafs in dem Monument zugleich die wahre Eindeckungsweise mit den erzenen Ziegeln angedeutet sei, so können wir hiemit nicht einverstanden seyn. Die Form der Ziegel in Erz bei den Alten war gewifs keine andere als diejenige, welche sie auch den Ziegeln in gebrannter Erde und in Marmor zu geben pflegten, und darnach richtete sich auch die Eindeckungsweise. Der Verf. erinnert zugleich an eine ähnliche Eindeckung in Erz bei dem Forum Trajans; allein die Stelle bei Pausanias (5, 12) redet nicht von der Eindachung, sondern von der Decke — *οροφος* — in Erz. In einem ähnlichen Irrthum befindet sich der Verf. zu glauben, dafs die drei Gewölbedecken in der Halle des Pantheon von Erz gewesen seien. Diese waren ohne Zweifel Gufswerk von gewöhnlichem Mörtel. Von Erz aber war das Balkenwerk der Dachrüstung, und dieses ist es, welches erst Urban VIII. wegnehmen liefs. (S. Museum der Alterthums-Wissenschaft zweites Stück S. 213 und S. 284.)

In Beziehung der Peitho gestehe ich auch bis jezt kein sicheres Denkmal dieser Göttin zu kennen. Indessen läugne ich nicht, dafs das fragmentirte Vasengemählde Taf. VIII. 2 mit dem beigeschriebenen Namen *ΠΕΙΘΩ* eine sehr passende Stellung für dieselbe zeiget. Aber ist das Monument genug gesichert? und wo befindet es sich?

Manches weniger Wichtige, worüber der Verf. theils im Text, theils in den Noten spricht, glaubt der Rec. mit Fug, als nicht zum Mythus der Thetis gehörig, übergehen zu dürfen, um zu der zweiten Abtheilung, die den Mythus des Achilles selbst behandelt, zu gelangen.

Der Verf. beginnt mit dem Bilde des Peleiden (Taf. X), welches er in der Statue der Villa Ludovisi, bisher unter dem Namen Mars bekannt, sehen will. Die Gründe *für* und *wider* werden in der etwas breiten Art des Verfs. beigebracht. Wir halten uns aber dabei nicht auf, seit lange her gewöhnt, in der gedachten Statue weder einen Mars noch einen Achilles zu sehen, sondern den Theseus, und zwar ursprünglich gruppirt mit einer anderen Figur, nämlich der Ariadne. Hiezu gibt Veranlassung der noch vorhandene Ansatz auf der linken Schulter der Statue und der abgesägte Theil der Plinthe, worauf Ariadne stand. Theseus sizt nachdenkend zum Kampf gerüstet, indem die Liebe (daher der beigefügte Amor) ihm beisteht mit Rath, um nach vollbrachter That sich wieder aus dem Labyrinth herauszuwinden. Uebrigens spricht das Bild des Helden für sich. Der Charakter des Theseus, so wie der einiger anderer Helden, als des Meleager, Perseus, Jason, ward immer dem Ideal des unbärtigen Hercules nachgebildet. Eine andere fast nicht minder schöne Statue des Athenischen Helden befindet sich im Mus. Capitolino, den Fufs auf eine Erhöhung setzend; und in derselben Stellung kommt er in einem Relief der Villa Albani vor, wo Aethra, ihn von seiner Herkunft unterrichtend, ihm den Stein zeiget, unter welchem er die Waffen seines Vaters finden würde. Ausführlicher hier die Gründe darzulegen erlaubt der beschränkte Raum einer Recension nicht. Nur ein langer Umgang mit den Monumenten kann den Archäologen befähigen, über die Charakteristik der Heroen sich auszusprechen. Wie mangelhaft aber noch ein solches Studium sei, zeigen die noch anhaltend abweichenden Meinungen über den Gladiator Borghese, der allerdings kein Heros und

Digitized by Google

kein Theseus ist, sondern eine Bildnifsstatue, und zwar ein Sphaeristes, wie ihn ein Französischer Künstler, dessen Namen mir entfiel, richtig benannte.

Was in derselben Sammlung die Statue betrifft, welche Visconti Achilles nannte, tritt der Verf. denjenigen bei, welche sie als Mars ansehen. — Den Philoktet in dem bekannten Relief der Villa Albani möchten wir nicht gerne aufgeben; und in dem schönen Relief bei John Hawkins möchte es immer pafslicher seyn, den Besuch der Venus bei Anchises als bei Paris zu sehen.

Von Achilles gibt es, so viel uns bekannt ist, keine andere Statue als die in Weiberkleidung, früher Clodius genannt. Unter den Reliefs gibt der Capitolinische Sarg seine Charakteristik am besten, obwohl die Arbeit nur roh und aus späterer Zeit ist. Seine Gestalt kommt an allen vier Seiten vor; aber die Vorderseite stellt nicht den Achilles in Skyros dar, sondern seinen Streit mit den Atriden. — Dankenswerth ist die Publication des Reliefs in der Villa Pamfili Taf. XII; nur wäre von Seite des Zeichners mehr Genauigkeit zu wünschen gewesen. — Den beiden Vasenzeichnungen Taf. XIII und XIV kann der Rec. keine Deutung abgewinnen, und über die Blätter Taf. XV und XIX, die noch nicht ausgegeben sind, müssen wir unsere Meinung vorbehalten. — Nicht selten sind die Denkmäler, wo Thetis und andere Nereiden die Waffen an Achilles überbringen. Auf Taf. VI kommt die Göttin mit dem Delphin zweimal vor; auch kann die dritte Figur mit dem Schwert auf dem Seedrachen nicht als Medea, sondern nur als Thetis angesehen werden. Aber ausgezeichnet schön kommt dieser Mythus auf Taf. XX. 2 vor, eine vortreffliche mittel-Italische Arbeit, wie die Halszierden der Nereiden zeigen. — Gefällig ist auch die Vasenzeichnung Taf. XVI. und wir mögen wohl glauben, dafs hier Achilles mit der Mutter vorgestellt sei, wenngleich keine bestimmten Beizeichen die Vorstellung sichern. Wir sehen auch die *Iris* (bei Tischbein I. Taf. IV), die an einen jungen Heros die Waffen übergibt.

Merkwürdig sind die drei alterthümlichen Vasenzeichnungen Taf. XVII und XVIII, wo Achilles den Leichnam des Hektor an seinen Wagen gebunden im Staube schleppt; auch die Nebenwerke scheinen gut erklärt. Aber vor allen anderen hier publicirten Denkmälern zeichnet sich die zu Palestrina im J. 1826 entdeckte Cista Mystica aus, das Opfer der gefangenen Trojaner am Scheiterhaufen des Patroclus vorstellend (Taf. XX. 1), jezt in der Sammlung des Hrn. Reville zu Paris. Auch ist die ähnliche Vorstellung auf einer Hetruskischen Steinurne Taf. XXI. 1 nicht unwichtig. Aber ob Achilles hier die Gefangenen opfere, könnte noch die Frage seyn. Italische Sagen eignen die Opferung der Gefangenen bei der Bestattung der Pallas auch dem Aeneas an. — Schwerer läfst sich die Zeichnung auf derselben Tafel Nro. 2 erklären. Man weifs nicht, ob der am Grabmal mit dem Schwert Sitzende den beiden Reitern, denen friedlich der Knecht mit dem Proviantsack folgt, auflauert; oder was sonst die Absicht seyn möchte. An eine Decursio möchten wir hiebei nicht denken, und noch weniger an Circusspiele. Ein Grabcippus mit drei Steinen darüber in Pyramidalform hat nichts mit den drei Kegeln der Ziele des Circus gemein.

Dafs in der Amazonenschlacht Taf. XXIV die mittelste Gruppe den Achilles mit der sterbenden Penthesilea in den Armen vorstelle, gibt Rec. gerne zu. Aber mit weniger Sicherheit läfst sich das interessante Monument Taf. XXIII dahin ziehen. Würde das Gedächtnifs mich nicht täuschen, irgendwo die Notiz gelesen zu haben: dafs Medea, von Korinth auf einer Quadriga fliehend, von Jason in der Verfolgung erreicht worden sei, so möchte man diesen Mythus um so eher darin erkennen, da auch die beiden ermordeten Kinder in der Zeichnung vorkommen.

Ein Monument, das den Tod des Achilles selbst vorstellte, scheint bis jezt nicht entdeckt zu seyn. Ob aber das schöne Gefäfs Taf. XXII. 1 die Thetis vorstelle, welche mit dem Helm auf ihrem Schoos den Tod ihres Sohnes bedaure, läfst sich wegen Mangels anderer Andeutungen nicht mit Sicherheit annehmen. Auch scheint die Patera Taf. XX. 3 nicht das Opfer der Polyxena vorzustellen, sondern die Gewaltthat des Ajax an Cassandra, wie das dabei vorkommende Bild der Minerva aufser Zweifel sezt.

Wenn uns also die Kritik nicht erlaubt, manche der beigebrachten Monumente als zum Mythus des Achilles gehörig anzuerkennen, so gibt es darunter doch mehrere vorzügliche, wozu wir hauptsächlich Taf. I. VI. XII. XVI. XVII. XVIII. XX. XXI und XXIV rechnen. Indessen da sich noch grofse Lücken finden, um den Achilleischen Fabelkreis auszufüllen, so wäre es sehr wünschenswerth gewesen, mit ein Paar Hülfstafeln schon bekannter Monumente die Reihen mehr zu vervollständigen, wovon wir einige zu nennen uns erlauben: 1) das Kreisrelief im Capitol, 2) das Barbarinische Gefäfs, 3) den Sarkophag der Villa Albani, 4) das Herculanische Gemälde I. Taf. VIII, 5) die Statue in der Villa Pamfili, 6) alle vier Seiten an dem capitolinischen Sarkophag, 7) die Koller'sche Patera bei Gerhard Taf. XXXIV, 8) die Seelenwägung und mehreres Wichtige auf geschnittenen Steinen. Und warum sollte der Verf. solche Hülfstafeln nicht noch nachliefern? Nicht Alles soll gegeben werden, aber doch das Vorzügliche, was zu dem vorliegenden Mythenkreis gehört. Mögen unsere Bemerkungen beitragen zu zeigen, wie viel Wichtiges in den folgenden Heften zu erwarten steht, und wie sehr das glücklich begonnene Unternehmen des gelehrten Verfs. die Beachtung aller derjenigen verdient, denen die archäologischen Studien angelegen sind.

A. Hirt.

Beilage: Umschlag zum April-Heft.

Digitized by Google

Inhalt des April-Heftes.

Seite

Lucas: Geschichte Preufsens, von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des Deutschen Ordens, von Johannes Voigt. (Beschluſs.) 481

v. Griesheim: 1) Herzog Bernhard der Grofse von Sachsen Weimar. Biographisch dargestellt von Dr. Bernh. Röse. Erster Theil. 2) Johann Friedrich der Sechste, Herzog zu Sachsen, Ernestinischer Linie. Ein biographischer Versuch von Dr. Bernh. Röse. 494

Carus: Pathogenetische Physiologie, oder die physiologischen Hauptlehren in ihrer Anwendung auf die Krankheitslehre, und insbesondere auf Erklärung der Krankheiten. Zur Erleichterung und Förderung des pathologischen Studiums. Von Dr. E. D. A. Bartels. 513

Rückert: Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäſs, ein Sanskritisches Gedicht herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch. (Erster Artikel.) 521

Marheineke: 1) Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Dr. R. E. C. Bobertag. 2) Ueber den Religionsunterricht in den obern Classen der Gymnasien. Ein Votum von Dr. Joachim Christ. Gafs. . 551

Hirt: 1) Das Leben und die Werke Albrecht Dürers von Jos. Heller. Zweiter Band in 3 Abtheil. (Hier die erste und zweite Abtheil. des zweiten Bds. beide zus. 983 S.) 2) Reliquien von Albrecht Dürer. 566

W. v. Humboldt: Ghatakarparam, oder das zerbrochene Gefäſs, ein Sanskritisches Gedicht, herausgegeben, übersezt, nachgeahmt und erläutert von G. M. Dursch. (Zweiter Artikel.) . . 579

L. Robert: Gedichte von August Grafen von Platen. 595

Saalschütz: Handbuch der biblischen Alterthumskunde von Ernst Fried. Carl Rosenmüller. Bd. I — III. in 5 Thln. enthalt. Biblische Geographie. 604

Oltmanns: Observations of the apparent distances and positions of 380 double and triple Stars, made in the years 1821, 1822 et 1823, etc. etc. by J. W. Herschel etc. and James South. 2) Observations of the distances and positions of 458 double and triple Stars made in the years 1823, 1824 et 1825 etc. etc. by James South. 3) Catalogus novus stellarum duplicium et multiplicium maxima ex parte in specula universitatis Dorpatensis per magnum telescopium achromaticum Frauenhoferi delectarum. Auctore F. G. W. Struve. . 624

Hirt: Monuments inédits d'antiquite figurée grecque étrusque et romaine; recueillis pendant un voyage en Italie et Sicile dans les années 1827 et 1828; par Raoul-Rochette. 635

Literarische Anzeigen.

In der unterzeichneten Buchhandlung hat die Presse verlassen:

Reyscher, Dr. A. L. vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze. Staatsgrundgesetze, erster Band. CII und 520 Seiten gr. 8. Preis f. u.

— — Ueber die Bedürfnisse unserer Zeit in der Gesetzgebung; mit besonderer Rücksicht auf den Zustand der leztern in Würtemberg. 56 S. gr. 8. Pr. 30 kr.

Die leztere Schrift ist aus der Vorrede zum erstgedachten Werke entnommen, und vorzüglich aus Rücksicht auf die Zahl derjenigen Abnehmer in gegenwärtiger Form abgedruckt worden, welche vor dem Ankauf des Werks sich erst eine genauere Kenntniß seiner Zwecke zu verschaffen wünschen. Es werden nämlich darin die höheren Gründe des fraglichen Unternehmens namhaft gemacht; insbesondere wird darauf hingewiesen, welches die Ursachen der gegenwärtig allgemein herrschenden Gesetzesunsicherheit seyen, welches die Mittel, die da und dort, namentlich in Preußen, Oestreich und Frankreich zu Herbeiführung eines besseren Zustandes versucht worden, und welches endlich, mit Rücksicht auf diese Erfahrungen, die wohl einzig sichern Maßregeln seyen, um baldmöglichst zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Daß eine geschichtliche Ergründung des Bestehenden in der Gesetzgebung, namentlich eine Sammlung der vorhandenen Gesetze hier überall das Erste seyn müsse, hat der Verfasser mit manchem Andern, was sich darauf bezieht, überzeugend dargethan.

Für diejenigen, welche auf die Gesetzsammlung selbst bereits unterschrieben haben, wird die Nachricht von dem Erscheinen des ersten Bandes um so erfreulicher seyn, als wir damit zugleich die bestimmte Zusicherung verbinden können, daß der Druck des Werks künftig keinen Störungen mehr unterliegen, sondern unausgesezt betrieben werden wird. Dieser erste Band enthält neben der ausführlichen Vorrede, woraus die oben angeführte Abhandlung theilweise entnommen ist, eine geschichtliche Einleitung in die Verfassung des königlichen Hauses und des Landes bis zum Jahre 1806, worin auch der Entstehung und Ausbildung einer selbstständigen Staatsgewalt in Würtemberg näher gedacht ist, so wie die erste Folgereihe der Staatsgrundgesetze bis zum Jahre 1495. Die Fortsezung der leztern bis zum Jahre 1806 wird im zweiten Bande, dessen Druck nun begonnen hat, und jene bis zum Jahre 1828 nebst dem Ende der geschichtlichen Einleitung aus demselben Zeitraume im dritten Bande nachfolgen. Die Sammlungen der Gerichts- und der Regierungsgesetze, wobei die Redaction sich der thätigen Hülfe zweier Mitarbeiter, des Hrn. Rechtskonsulenten Riecke und des Hrn. Referendär bei dem königl. Ministerium des Innern, Fritz, dahier zu erfreuen hat, sind nun schon so weit gediehen, daß zu Anfang des nächsten Jahrs die ersten Bände derselben werden erscheinen können.

Schließlich bitten wir alle jene, welche noch von dem Vortheile der Subscription Gebrauch zu machen entschlossen sind, ihre Bestellungen möglichst zu beschleunigen, damit wir im Verlaufe der nächsten Wochen den ersten Band gleichzeitig an sie und die bereits angemeldeten Abnehmer versenden können. Wer auf die ganze Sammlung unterzeichnet, erhält das Alphabet (von 25 Bogen) zu 1 fl. 54 kr. und bezahlt bei Empfang des ersten Bandes mit dem Preis desselben den ungefähren Betrag des lezten Bandes von 2 fl. 30 kr., worauf alsdann bei Ablieferung des lezten Bandes abgehoben werden wird. Wer auf einzelne Bände nur unterzeichnet, zahlt das Alphabet mit 2 fl. 24 kr.

Hienach kostet der erste Band von 39 Bogen bei Bestellung den für das ganze Werk 3 fl. 15 kr. und mit Pränumeration auf den lezten Band 5 fl. 45 kr.

Der Subscriptionspreis dieses Bandes ist bei Unterzeichnung auf einzelne Bände 3 fl. 54 kr.

Der nach Versendung des ersten Bandes eintretende Ladenpreis desselben ist 4 fl. 54 kr.

Stuttgart, im April 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Friedrich v. Schillers

sämtliche Werke.

Vollständige Ausgabe in Einem Bande.

Schon längst hat die unterzeichnete, einzig rechtmäßige Verlagshandlung von Schillers Werken, eine Ausgabe derselben in Einem Bande in größtem Oktav-Format zu veranstalten beabsichtigt. Die in England, Frankreich, Niederlanden, Italien und Deutschland erschienenen Ausgaben verschiedener klassischen Schriftsteller sollten der Einrichtung und vorzüglichen typographischen Vollkommenheit nach als Muster dienen, und die Ausführung wurde allein dadurch verzögert, daß diese Ausgabe durch eine für die Verehrer Schillers interessante Zugabe noch werthvoller werden sollte.

Da wir nun dieser gewiß sind, so beeilen wir uns anzuzeigen, daß wir bereits mit einer solchen Ausgabe beschäftigt sind, und daß dieselbe mit dergleichen typographischen Schönheit und Geschmack, wie die bekannten ähnlichen Ausgaben, erscheinen wird. Eine Probe davon kann in Kurzem in allen guten Buchhandlungen eingesehen werden.

Schillers ganz ähnliches Bildniß so wie ein fac simile seiner Handschrift wird mit der oben erwähnten Zugabe diese Ausgabe vor ähnlichen angekündigten oder angedrohten Nachdrücken auszeichnen, und damit sie auch in Hinsicht des Preises diesen vorgehe, so soll dieselbe für diejenigen, welche bis Ende Juli unterzeichnen, auf 8 fl. Rchsgld. oder 4 Thlr. 12 gr. sächs. festgesezt seyn.

Vorauszahlung wird keine verlangt, nur bei Ablieferung der ersten Hälfte, im Herbst dieses Jahrs, wird die Zahlung geleistet.

Die zweite Hälfte wird zu Ostern 1830 abgeliefert.

Privatsammler, welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten bei 7 Exemplaren das 8te unentgeldlich.

Stuttgart und Tübingen im Februar 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige.

Von dem Werke:

Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, von Friedrich Thiersch,

wird noch im Laufe dieses Jahres der dritte oder constructive Band, über Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen erscheinen. Die erste Abtheilung desselben „Ueber die Einrichtung und Führung der lateinischen Schulen und der Gymnasien" ist so eben vollendet und an die Buchhandlungen versandt worden. Sie enthält außer der Vorrede zum ganzen Bande und der Einleitung zu dieser Abtheilung, in welcher der Verfasser von dem Ursprung des neuen bayerischen Schulplanes Nachricht gibt, diesen Schulplan selbst; wie er von einer Kommission berathen, in Auftrag derselben von ihm redigirt und von Sr. Maj. dem Könige bestätigt worden ist, außerdem aber auch die Motive zu den hauptsächlichsten Bestimmungen desselben, mit welchen er Sr. Majestät von der Kommission übergeben wurde. Diese handeln: 1. Von den Gründen weßhalb der erste Unterricht in den klassischen Sprachen einen mangelhaften Erfolg gehabt. 2. Von dem verspäteten Anfange des lateinischen Unterrichtes. 3. Von den dem lateinischen Unterricht zu widmenden Lehrstunden. 4. Von dem Mangelhaften in der Methode des lateinischen Unterrichtes. 5. Von der Gründung eines eigenen Lehrstandes für die untern oder lateinischen Schulen. 6. Von dem Umfang und der Bestimmung der lateinischen Schulen. 7. Von der Anordnung des Unterrichts in der lateinischen Schule. 8. Von dem Verhältniß der lateinischen Schule zum Bürgerstande und zu den Gemeinden. 9. Ueber Stellung und Lehre des oberen Cursus der lateinischen Schule. 10. Von dem Umfange und dem Unterricht des Gymnasiums. 11. Ueber die Nothwendigkeit den Gymnasiallehrstand zu heben. Preis 1 fl.

Stuttgart im April 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Dinglers polytechnisches Journal.

Erstes und zweites Aprilheft.

Inhalt des ersten Aprilhefts.

Alban, Beschreibung meiner neuen Dampfmaschine mit sehr hohem Drucke. Mit Abbildungen. — Kurze Mittheilung des von C. L. Althans entwickelten und beim Maschinenbaue durch die Erfahrung erprobten Systems für gezahnte Räder. Mit Abb. — Ueber die Anwendung des Zaumes des Hrn. Prony zur Bemessung der dynamischen Wirkung irgend einer Triebkraft. Mit Abb. — Beschreibung des hydraulischen Herzens, einer Maschine, die vorzüglich zum Austrocknen und zum Bewässern benüzt wird. Mit Abb. — Neue und verbesserte Methode augenblicklich Licht hervorzubringen. — Hochofen zur Anthracit-Heizung. Mit Abb. — Neue Verfahrungsarten zur Hervorbringung mehrerer Farben in der Seidenfärberei von Hrn. Ozanam. — Ueber das Chlor und die Vortheile, es während des Winters zu bereiten. — Curtis's Methode, Raupen zu vertilgen. — Miszellen: Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. — National-Repository. — Der Nautical-Almanac. — Gegenwärtiger Zustand des Stahlwaaren-Handels in England. — Vollkommenheit der englischen Münzkunst.

Inhalt des zweiten Aprilhefts.

Albans Verbesserung der hydraulischen Pressen. Mit Abbildungen. — Tragbare Druckerpresse. Mit Abb. — Eine neue mechanische Vorrichtung zur abwechselnden Bewegung. Mit Abb. — Knight's Patent-Wach-Kontrole. Mit Abb. — Gordon's Dampfboot auf Kanälen. — Wollaston's Differential-Barometer. — Ueber Beleuchtung. — Berard's Verfahren und Geräthe, um künstliches schwefelsaures Eisen (grünen Vitriol, Eisen-Vitriol), so wie man denselben in der Färberei braucht, im Großen zu bereiten. — Ueber ein Mittel, Metalle in Säuren aufzulösen, und über die vortheilhafteste Fabrikation einiger Metallsalze im Großen. — Rebout's neue Methode Bleiweiß zu bereiten. — Ueber das flüchtige Sassafrasöl und das Verfahren, wodurch man seine Verfälschung erkennen kann. — Henry über die Verfälschung des Weizenmehls. — Ueber englische Papiersorten. — Chevallier über Lithographie. — Ueber das Treiben der Gurken. — Miscellen. Englische Patente. — Ueber Patent-Gesetze. — Uhrmacher-Schule zu Chalons-sur-Marne. — Beiträge zur Geschichte der Erfindungen. — Saltonstall's verbessertes Gewehrschloß. — Christie's Zeichenfeder als Schreibfeder. — Ueber Kalligraphie und die Nachtheile beim Unterrichte in derselben. — Ibbetson's geometrische Drehebank. — Unglückliche Versuche beim Brunnen-Bohren. — Arago über Dampfmaschinen. — Anderson's und James Dampfwagen. — Ueber Rauch verzehrende Oefen. — Elsom's Patentofen zu Brüssel. — Kohlenmonopol zu New-Castle aufgehoben. — Whiskey-Bereitung in Schottland. — Wirthschaft bei Gasbeleuchtung. — Ueber Mikroskope. — Beitrag zur Geschichte der Baumwollenzeug-Fabrikation. — Ueber Platin. — Cox's Perpetuum Mobile-Uhr. — Ueber das Appollonicon der HH. Flight und Robson zu London. — Unterstützung der Seidenzeug-Fabrikanten in England. — Land-Feuer-Assekuranz in England. — Vergleichung der Straßen und Kanäle in England und Frankreich. — Wallfischfang der Schottländer. — Leichen im Sarge vor Entwendung zu sichern. — Kultur des Bodens in Irland. — Ewige Erdäpfel. — Zimmt-Kultur auf Ceylon. — Fleisch zu trocknen.

Von diesem Journale erscheinen wie bisher monatlich zwei Hefte mit Kupfern. Der Jahrgang, welcher für sich ein Ganzes ausmacht, kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 9 Rthlr. 16 ggr. oder 16 fl. Münze.

Digitized by Google

Nro. 81. u. 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

XL.

Handbuch des gemeinen Deutschen Strafrechts mit Rücksicht auf die Bestimmungen der Preufsischen, Oesterreichischen, Bayerischen und Französischen Strafgesetzgebung. Von Dr. Carl Ernst Jarke. Berlin, bei F. Dümmler. Erster Band. 1827. X und 339 S. 8. Zweiter Band. 1828. VI und 288 S. 8.

Man hat in neueren Zeiten mehr als ehedem anerkannt, dafs die Aufgabe einer wissenschaftlichen Kritik eine andere sei als die, an einer bestimmten Leistung eine Reihe von Einzelnheiten lobend oder tadelnd hervorzuheben, je nachdem nämlich die Ansichten des Beurtheilers ihre Befriedigung finden oder entbehren, und man fafst dann mit Recht das scheinbar Einzelne insofern nur auf, als es, im wesentlichen Zusammenhange mit dem *Ganzen*, aufhört *jenes* zu seyn. Der Werth solcher mehr äufserer Auffassung soll dadurch nicht verkannt werden: auf diesem Wege werden viele Behauptungen berichtigt, neue Ansichten geweckt, Streitigkeiten ausgeglichen; sie sind eine reiche Quelle für genauere und unentbehrliche Detailkenntnifs; aber es ist Unrecht, wenn man dabei die Auffassung des Ganzen aus den Augen sezt, dessen Charakter oft, in den nicht rein philosophischen Wissenschaften, die zugleich einen empirischen Stoff zu behandeln haben, unabhängig von der Ansicht über Einzelnes ist. Für die Wissenschaft und ihre Geschichte mufs daher das Verdienst einer Leistung, die aus dem Interesse an der Sache selbst hervorgegangen ist, nicht nach der Summe der einzelnen gegründeten Bemerkungen bemessen werden, da diese nur die eine und nicht einmal die vorzüglichste Seite der Resultate enthalten. Ohnedem kann man nur selten, selbst an ein Handbuch aus dem Gebiete des positiven Rechts, die Forderung stellen, eine Reihe von sogenannten Wahrheiten zu finden, die man sofort ohne weitere eigene Verarbeitung hinnehmen dürfte; wichtiger ist die Art der Behandlung, der dadurch eröffnete Weg weiterer Forschung, und wenn jene äufserliche, corrigirende Art der Recension, die für den Verf. wichtig seyn kann, dem übrigen Publicum aber wenigstens selten gewährt, was es sucht — eine Charakteristik des Werkes — an ihrem Orte ist, bei solchen Arbeiten, die ihrer Natur nach keine andere als diese gestatten, so ist für ein Werk, wie das vorliegende, nach dem Zweck dieser Jahrbücher, eine andere Seite hervorzuheben, und um dem Verf. sein Recht widerfahren zu lassen, mufs man aus seiner Vorrede sich bescheiden, „dafs der Streit über die höchsten und lezten Gründe nicht blofs des Rechts und der Strafe, sondern der unmittelbar hiemit zusammenhängenden gesammten Welt- und Lebensansicht, welcher die Gegenwart bewegt, durch die literarische Fehde von Individuen nicht geschlichtet, vielmehr nur ins Individuelle und Persönliche gezogen werden könne.“ Man würde diese bis zu einem gewissen Punkte richtige Bemerkung gewifs gegen die Absicht des Verfs. mifsverstehen, wenn man darin eine Verzweiflung an der Möglichkeit die Wahrheit zu finden, ausgedrückt wähnte. Entweder des Verfs. Ansichten sind gleichfalls *nur* individuelle, oder sie haben, wenn sie die Wahrheit enthalten, einen objectiven Werth, wodurch sie eben so gut individuell bleiben, als dieses zu seyn aufgegeben haben — und das ist das Streben und die Hoffnung eines Jeden, der mit redlichem Eifer forscht, und was sich ihm als Wahrheit ergeben, öffentlich darlegt. Zum Glück ist aber in unserm Gebiete die Wahrheit nicht so sehr verborgen; sie liegt in der Gesittung des Staatslebens offen dar für den, dessen Auge geübt ist sie wahrzunehmen und der sie ertragen kann; sie ist für Andere und die Meisten anerkannt in Formen, die nur von dem wissenschaftlichen Bewufstseyn unterschieden sind; es ist hier vielmehr die Aufgabe diese, die Wahrheit zu rechtfertigen, zu beweisen und zu begreifen. Wo die Sache erst entdeckt werden soll, da macht sich jenes mehr äufsere Gebiet des

Digitized by Google

Empirischen, der Combination und Entgegensetzung und Anderes geltend, was der Methodik auf diesem Standpunkte angehört. Nun läfst es sich nicht läugnen, es sind gerade bei diesem Buche dem Beurtheiler, wenigstens dem Unterzeichneten, wenn er nicht blofser Berichterstatter seyn will und die Inhaltsanzeige mittheilen soll, ziemlich enge Gränzen gesezt. Denn während er es nicht für passend hält, einzelne Sätze auszuheben, die Auslegung einiger Quellenzeugnisse hier zum Stoff einer Polemik zu benutzen, so mufs er sich gerade dessen enthalten, was ihm wichtig erscheint und zu einer Unterhaltung mit dem Verf. reichlichen Stoff darbieten würde: des prüfenden Eingehens in jene höchsten und lezten Gründe. Zwar kann und darf das wissenschaftliche Urtheil sich durch eine solche Bemerkung eines Autors nicht abhalten lassen; allein so viel als möglich ist es Pflicht, bei der Beurtheilung den Standpunkt zu verfolgen, auf den sich der Verf. selbst versezt. Welches aber dieser sei, mufs allerdings nach mehr objectiven Gründen, der Wissenschaft und des Verhältnisses der Leistung zu derselben, als nach der Angabe und Forderung des Interessenten bestimmt werden. Hier könnte nun die Frage aufgeworfen werden, welche der verschiedenen Arten der Behandlung unserer Wissenschaft gebilligt werden dürfe, wiefern jede derselben ihr Recht habe und fordere, und wie weit diesen und den Forderungen der Zeit in dem genannten Handbuche ihre Anerkennung geworden? Allein der Unterzeichnete müfste hier so viel wiederholen, was er unter Anderm in drei verschiedenen Abhandlungen über System und Methode des Criminalrechts ausgeführt hat, dafs er um so eher sich an diesem Orte davon dispensirt, als sonst diese Anzeige in eine Verhandlung mit dem verdienten *Stener* übergehen würde, der ganz neuerlich in einer trefflichen Abhandlung über die historische Methode und ihre Anwendung auf das Criminalrecht *) so viele und freundliche Rücksicht auf jene Abhandlungen genommen hat, dafs man, sich von diesem Kenner verstanden zu sehen, für eine Genugthuung nehmen darf, die dafür entschädigt, wenn manche Gegner, namentlich der historisch-philosophischen Methode, das Ignoriren zeitgemäfser Behandlungsweise für eine Widerlegung ausgeben wollen. Dafs der Verf. aber solche Forderungen von sich nicht abgewiesen, beweisen weit mehr seine eigene Methode als die Citate. Indem nun einige Bemerkungen vorbehalten bleiben, möge hier der Versuch gemacht werden, das Werk selbst in demjenigen zu charakterisiren, was ihm gegenüber Anderen eigenthümlich ist und sich am wenigsten auf einzelne Lehren und Thesen beziehet.

Was zunächst der Unterzeichnete mit besonderer Billigung erwähnen mufs, und nicht blofs darum, weil es seiner Ansicht vollkommen entspricht, die er selbst schon durchzuführen gesucht hat, was aber gewifs Viele von vorn herein verwerfen, ist die durchgehende Berücksichtigung der ethischen und religiösen Seite des Rechts, auch in dieser Disciplin, wodurch sowohl dem Standpunkt unserer Quellen des gemeinen Criminalrechts, insbesondere der einheimischen, als auch dem heutigen Standpunkt des Rechts im christlichen Staate die gebührende Anerkennung zu Theil wird. Man hat sich vorzüglich in der nächstvergangenen Zeit viel Mühe gegeben, das Recht von seinen sittlichen Grundlagen loszureifsen: eine Bemühung, die, so undankbar sie auch ist, doch besser gelungen ist als die, das Recht von seinen historischen nationalen Ursprüngen zu entfernen, aber dann auch Nachtheile bewirkt hat, die sich in der Gesetzgebung und dem Studium zum Glück doch nicht in dem Umfange geäufsert haben, als es zu befürchten stand, da ein besserer Geist doch noch hie und da schützend waltete. Freilich darf man den Entschuldigungsgrund nicht übersehen, welcher darin lag, dafs die Vermischung und Verwechslung der Begriffe aus verschiedenen Gebieten selbst Irrthümer erzeugt, die man am sichersten durch schärfere Auseinanderhaltung dieser Gebiete zu entfernen glaubte, dafs ferner eine Berücksichtigung des praktischen unmittelbar für uns Brauchbaren hier mehr als im Privatrecht durch die Beschaffenheit des gemeinen Rechts zum dringenden Bedürfnifs wurde; aber man ist hier, wie gewöhnlich, in das andere Extrem gerathen, und hat mit den Irrthümern auch vieles Gute mit der Wurzel ausgerissen. Die Selbstständigkeit eines wissenschaftlichen Gebietes und die Behandlung desselben ist wesentlich etwas Anderes als das gänzliche Isoliren desselben. Wir finden, wenn wir die Erfahrung zu Hülfe nehmen, lezteres nirgends, weder in den logischen Elementen noch in den Lehren der Natur oder des Geistes; vielmehr ist das Wirkliche und selbst Logische der nothwendige, auch durch die äufsere Erscheinung mehr oder minder ausgedrückte innere Uebergang, und es kommt der Wissenschaft zu, die nicht sofort sichtbaren vermittelnden Elemente und verbindenden Principien zu entdecken und aufzuzeigen. So ist allerdings das Recht an und für sich

*) Im neuen Archiv Band X, St. 3, p. 476 etc. Der Beschlufs ist noch nicht erschienen.

Digitized by Google

von der Ethik und der Sittlichkeit zu unterscheiden, so ist ferner das Gebiet der Religion ein anderes als die oben genannten, aber dieſs bezieht sich mehr auf das Abstracte, denn wenn wir auf das Concrete unser Augenmerk richten, so zeigt sich uns theils der Uebergang des einen dieser Systeme in das nächst höhere, theils ein höheres sittliches und christliches Recht, welches, sofern es jezt nicht noch als Forderung existirt, die ihre Erfüllung noch erwartet, überhaupt mehr in der Wirklichkeit, namentlich im Staate, als in unsern Büchern gesucht werden muſs. Unterschiede sind keineswegs Gegensätze, aber selbst leztere haben die Bestimmung, wieder aufgehoben zu werden, und es lieſsen sich zum Belege hiefür interessante Beispiele aus den neuern einheimischen, besonders aber aus den Französischen Gesetzbüchern zeigen und mit den Erscheinungen im Leben und der Handlungsweise der Individuen vergleichen, die jedoch dem Kenner z. B. bei der Lehre der Ehe, des Ehebruchs, der Staatsverbrechen, der Verbrechen gegen Kirche und Religion, der Zurechnung sich darbieten. Das Criminalrecht ist aber als Recht ein nationales und sittliches; in sofern es seine Stelle im Staat und im Zusammenhang mit andern Einrichtungen (sogenannten Institutionen) hat, ist es ein concretes, welches jene verschiedenen Gebiete theilweise zu seiner Voraussetzung und Grundlage hat und dieselbe in sich, nach einer in seinem Begriffe liegenden Seite aufnimmt und berührt; es hat mit dem handelnden Individuum zu thun, wie dieses ganz ist, und faſst dasselbe in seiner Handlung als ein allgemeines auf, wodurch es allein möglich und gerechtfertigt wird, dasselbe auch als ein besonderes (und nur als solches kann es Verbrecher seyn) zu behandeln. Hierauf beruht unter andern die Möglichkeit der Zurechnung, dieſs bestätigt die Handlungsweise der rechtlichen Menschen, die am wenigsten durch Furcht vor Strafe auf dem rechten Wege erhalten werden, welcher überhaupt nur das negative Resultat haben könnte, daſs Jemand nichts Gesetzwidriges begeht, aber nicht das positive, daſs er das Gute, welches als solches gekannt und gewollt ist, vollbringe, es bestätigt dieses die verbrecherische Handlung und findet vielfache Anwendung in den Lehren des Strafrechts, besonders bei den einzelnen Verbrechen und der Herstellung des concreten Thatbestandes, und hauptsächlich äuſsert es sich praktisch bei vielen Lehren des strafrechtlichen Verfahrens, z. B. bei dem Beweise und was diesem nicht unterzuordnen, sondern an die Seite zu stellen ist, bei den Indicien. Dieser richtigen Ansicht über das Daseyn eines sittlichen Charakters der Strafe und den Einfluſs desselben auf die Verbrechen und deren Beurtheilung verdankt man viele höchst würdige Grundsätze, die der Verf. mit Consequenz durchführt, und die auch auf die Stellung mancher Lehren des besondern Theils, so weit dieser bis jezt vorliegt, vortheilhaft gewirkt haben. Welche Irrthümer werden nicht dadurch z. B. vermindert, daſs man, wie es nothwendig ist, die Verbrechen gegen die Religion unter einen eigenen nothwendigen Gesichtspunkt zusammenstellt und sich nicht mehr schämt im Recht auch von der Religion zu reden! Wie viele gewaltsame Wendungen werden erspart, die man, wenn jene Rubrik wegfällt, bedarf, um dann die einzelnen darunter gehörigen Uebertretungen unter den Gesichtspunkt anderer Verbrechen zu stellen, wo immer etwas Schiefes übrig bleiben muſs — die Blasphemie bei den Injurien, die Verletzung der Eidespflicht bei dem Betruge etc. Der Verf. beruft sich Thl. II. S. 11, Not. 15 für seine Anordnung in dieser Hinsicht auf Roſshirt und den Unterzeichneten, der denn auch jezt wieder hierin eine erfreuliche Bestätigung seiner Ansicht findet, die er in der daselbst citirten Schrift weiter zu begründen gesucht hat. Auch macht ihn der Umstand nicht zu einem Gegner des Verfs., daſs er nicht, wie lezterer, mit jener Classe der Verbrechen den Anfang, sondern den Beschluſs seiner Darstellung gemacht hat, was er, nachdem er für nothwendig hielt mit den sogenannten Privatverbrechen zu beginnen, thun muſste, und dieses Aufsteigen vom Einzelnen und Besondern zum Allgemeinen logisch, und für den Standpunkt des geschichtlichen positiven Rechts auch methodisch rechtfertigen zu können glaubt. Was weiter die Berücksichtigung des religiösen Princips betrifft, so kann allerdings nicht stets das concreteste übergangen werden — dieſs ist aber das Christenthum überhaupt — und in sofern dieses nun in dem gedachten Handbuche vorzugsweise als katholisches hervortritt, so liegt wohl der Grund in dem Charakter der Quellen, vor Allem des kanonischen Rechts und der peinlichen Gerichtsordnung, auch späterer Reichsgesetze, jedoch in lezteren begreiflicherweise weniger, und es läſst sich dann für weitere Consequenzen schwieriger entscheiden, wie viel hier der unbefangenen Würdigung der Quellen, wie viel der individuellen Richtung angehöre. Von jener Ansicht aus, die hier zugleich, wie überhaupt in dem ganzen Werke, eine geschichtliche Begründung erhält, sind z. B. über die ehedem als Verbrechen behandelte Zauberei (welche, sofern sie Jemand nach

Digitized by Google

den Begriffen des Zeitalters für möglich hielt, von ihm beabsichtigt werden konnte) Bemerkungen gemacht, die das frühere Verfahren auf den Grund bestehender Gesetze zwar von dem heutigen Standpunkte aus nicht rechtfertigen, aber bei Weitem richtiger würdigen lassen, als es gewöhnlich geschieht.

Wenn nun, wie es eine nähere Betrachtung des Werkes ergibt, die bessere philosophische Behandlung und allseitigere Weise der Auffassung, wodurch jeglichem Moment, das als ausschliefsendes und einseitiges unhaltbar ist, sein Recht im Zusammenhang widerfährt, der Sache vielfach zu Gute gekommen ist, so ist es um so weniger zu billigen, dafs der Verf., der im Ganzen ziemlich gerecht citirt, von wem er etwas, das er lobend oder tadelnd anführt, entnommen habe, den Mann nicht nennt, dem vor allen Andern der Ruhm gebührt, die einseitigen Abstractionen über Verbrechen und Strafe in ihrer Nichtigkeit philosophisch nachgewiesen zu haben. Es gibt hierüber eine Regel der Gerechtigkeit, die nicht verletzt werden darf. Als ein Beleg der jetzt herrschenden Denkart ist dem Unterzeichneten aufgefallen, dafs der Verf. zweier Recensionen, der ersten über *zum Bachs* Ansichten etc., der andern unmittelbar darauf folgenden über das vorliegende *Handbuch* (in Hitzig's Zeitschrift für die Criminal-Rechtspflege in den Preufsischen Staaten Heft XX. p. 332 und 351 etc.) nur dem ersten nicht auch dem zweiten einen Vorwurf daraus machte, dafs auf „Fichte's und Hegels Philosopheme" Rücksicht genommen sei, weil nämlich nur ersterer ordnungsmäfsig seine Quelle genannt hat. Während so diese Philosophie des Rechts, die keinen Anspruch macht, im gewöhnlichen Sinne naturrechtliche Philosopheme hinzustellen, ohne Beweis durch die blofse Versicherung abgefertigt wird, dafs sie wenig oder gar keinen praktischen Nutzen für den Gesetzgeber darbiete, scheint sie in der Art, wie sie der Verf. sich zu eigen gemacht hat, dem Recensenten nicht zu mifsfallen. Allerdings ist der Einfluss einer philosophischen Methode um so weniger stets im Einzelnen nachzuweisen, vielleicht oft einem Autor nicht so zum bestimmten Bewufstseyn gekommen, als bei einer so umsichtigen und gelehrten Durcharbeitung, wie man ihr hier begegnet, das Fremde aufhört dieses zu seyn und mit dem Eigenen, Erlernten und Reproducirten ein untrennbares Ganzes wird, bei dessen Beurtheilung es nicht sowohl darauf ankommt, wo es her als überhaupt dafs es gut sei.

Eine andere lobenswerthe Seite bietet der geschichtliche Sinn dar, in welchem die meisten Lehren behandelt sind. Der Verf. hat, mit Benutzung der vielfach zerstreuten Vorarbeiten, auf die Entwicklung einzelner Lehren aus dem Römischen, kanonischen, dem einheimischen Rechte, und mit Würdigung auch nichtjuristischer Quellen stets zweckmäfsige Rücksicht genommen; insbesondere findet man mehr als sonst ältere Germanische Rechte angeführt; indefs ist gerade diese geschichtliche Behandlung wegen der Mannigfaltigkeit des Stoffes so schwierig und die Aufgabe so umfassend, dafs man nicht von *einem* Arbeiter allein, sondern nur von fortwährenden gemeinschaftlichen Bestrebungen ein gedeihliches Resultat erwarten kann. Zweierlei nämlich ist hier unsere Aufgabe, welche bis jetzt kaum in einzelnen Lehren vollständig gelöset, in ihrem ganzen Umfange aber darum mit mehr Schwierigkeiten als irgend wo verknüpft ist, weil sich der Criminalist, er sei Lehrer oder Praktiker, nicht auf das geschichtliche Forschen beschränken darf, sondern den legislativen, politischen Standpunkt im Augenmerk zu behalten und daher auch dem vergleichenden Studium neuerer Rechte einen Theil seiner Zeit und Kräfte zu widmen genöthigt ist. Nämlich einmal bedürfen wir einer gründlichen Durchforschung des geschichtlichen Materials der drei Hauptrechte, nach ihrer selbstständigen Seite, so weit diese stattfindet (was bekanntlich von dem kanonischen und dem spätern Deutschen Rechte unter dem Einfluss der fremden Hülfsrechte nicht behauptet werden kann), eine Arbeit, die jedoch nicht auf das Criminalrecht ausschliefsend beschränkt werden darf, sondern, um dessen Zusammenhang aus den andern Theilen des Rechts- und Volkslebens darzustellen, wieder von dem Studium dieser Gesammtrechte ausgehen mufs, und daher auch nicht von dem Criminalisten als solchem ausschliefsend geleistet werden kann. In dieser Hinsicht bleibt noch sehr viel zu thun, und man darf nur auf Mittermaiers neuestes Werk über den Strafprozefs, Cropps Abhandlung über den Diebstahl, Grimms Deutsche Rechtsalterthümer verweisen, um ersichtlich zu machen, wie viel bisher Unbekanntes und ungemein Lehrreiches hier geleistet ist, aber wie viel überhaupt noch zu thun übrig bleibt. Aus der Darstellung von Ewers über das älteste Recht der Russen lernt man auf überraschende Weise Momente kennen, die für unser einheimisches Recht von hohem Interesse sind. Zweitens aber, und dieſs ist fast schwieriger, bedarf es einer Nachweisung des Ueberganges und der Vermittlungen dieser Rechte zu dem einheimischen und seiner Gestaltung zu

Digitized by Google

dem, was wir unser gemeines Recht nennen. Auch hier ist noch wenig geleistet, denn durch das Aufzählen einiger Bestimmungen der verschiedenen ältern und neuern Rechte wird der wissenschaftlichen Forderung noch nicht genügt. Wie schwierig ist z. B. das Anknüpfen der Römischen Principien an die einheimischen in der Lehre der Infamie und Ehrlosigkeit, den Unbilden, den Entwendungen. Um gleich rücksichtlich der leztern auf den Zusammenhang civil- und criminalrechtlicher Gesichtspunkte aufmerksam zu machen, so mufs, wie bei der Römischen Lehre vom *furtum* stets die der *possessio* festgehalten werden mufs, bei der deutschrechtlichen Erörterung des Diebstahls die Lehre von der Gewähr oder Wahre, mehr als bisher geschehen, berücksichtigt werden, was eben Cropp so überzeugend, auch rücksichtlich der Frage, wer zur Klage berechtigt sei, dargethan hat; und so ist zu erwarten, dafs neuere privatrechtliche Untersuchungen nicht blofs durch die Methode, sondern auch unmittelbar durch die erlangten Resultate der Strafrechtswissenschaft zu Gute kommen werden.

Bei dem Bemühen, nun diese Vermittlung anschaulich zu machen und daraus sichere Ergebnisse festzustellen, ist vornehmlich auf die Praxis Rücksicht zu nehmen, theils wie diese unmittelbar eine Quelle unserer Wissenschaft ist, theils nach ihrem Einflufs auf spätere Gesetzgebung. Hier beginnt, in Verbindung mit der historischen Methode, das Geschäft der juristischen Dogmengeschichte. Dieses gehörig gewürdigt zu haben, ist eine fernere Auszeichnung verdienende Eigenschaft des Handbuches. Der Verf. hat mit dankenswerther Sorgfalt eine Lücke auszufüllen begonnen, die gerade nach der wissenschaftlichen Richtung unserer Zeit recht fühlbar wurde. Nicht nur wird dadurch manches jezt Geltende mehr erklärlich und gegen unbillige Angriffe besser gerechtfertigt, sondern es wird dadurch überhaupt eine richtigere Einsicht in das Verhältnifs der Praxis für Gesetzgebung befördert und der zum Theil durch Mifsverstand herbeigeführte Streit beseitigt, ob man sich bei einer Darstellung des jezt anwendbaren Rechts lediglich an die geschriebenen Gesetze oder auch an die andern Quellen des Rechts und seiner weitern Fortbildung halten sollte, wie weit es recht oder unrecht sei, jenes oft vernachlässigte Festhalten am Gesetz für Rigorismus, das Gegentheil für Willkür auszugeben; auf solchem Wege nur gelangt man dazu, für beides die nothwendige Gränze zu bezeichnen und der Gerechtigkeit selbst zu entsprechen. Wo noch so viel zu thun übrig bleibt, da mufs es schon als Verdienst anerkannt werden, wenn in Verbindung mit andern wichtigen Rücksichten auch dieser, so viel es nach den Umständen und dem beschränktern Zwecke des Werks zulässig ist, ihr Recht zu Theil wird. Denn es ist schon wichtig, wenn die, welche jene Nothwendigkeit in Abrede stellen, durch die Sache selbst noch besser als durch Worte widerlegt werden. Wenn einst nach diesen verschiedenen Rücksichten die einheimischen Particularrechte, welche auf gemeinrechtlichen Grundlagen beruhen, mehr bearbeitet seyn werden, so wird eine auf das gemeine Strafrecht berechnete Unternehmung ungleich weniger schwierig, und der Erfolg wird belohnender seyn, als es jezt der Fall ist. Auch wird man unerachtet des in den meisten Ländern herrschenden Bestrebens, sich durch eigene neue Strafgesetzgebung zu isoliren, wenigstens so bald nicht zu fürchten haben, dafs eine solche Arbeit entbehrlich werde. Die Verhältnisse neuer Gesetzgebungen zu dem hergebrachten Rechte in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht sind im Ganzen jezt so richtig erkannt, oder wenigstens, indem sich darüber gewichtige Stimmen haben vernehmen lassen, ist es so leicht gemacht, sich hierüber gründlich zu belehren, dafs es unnöthig wäre diese Gelegenheit wahrzunehmen oder ausführlicher hievon zu reden.

Es ist so eben der neueren Strafgesetzgebungen gedacht worden. Diefs führt auf eine weiter zu billigende Seite des Handbuchs. Der Verfasser nimmt nämlich durchgehends auf die *vier* oben bei der Titelangabe erwähnten neuen Gesetzgebungen Rücksicht, und bewirkt dadurch die Möglichkeit einer Vergleichung derselben sowohl untereinander als mit dem gemeinen Rechte und der Praxis desselben. Auch dienen diese dazu, theils den legislativen Standpunkt, theils den wissenschaftlichen in der Zeit der Entstehung dieser Gesetzbücher zu bezeichnen, und für Manche mag es auch bequem seyn, alle diese Bestimmungen nebeneinander gestellt zu finden. Indessen ist es gerade wieder dieses, was von Seite der Kritik am meisten einer Ausstellung unterliegen kann. Denn da hier nur selten ein tieferes wissenschaftliches Eingehen in die Eigenthümlichkeit der besondern Rechte stattfindet, meist nur eine einfache Mittheilung des (oft wörtlichen) Inhalts der verschiedenen Gesetze, so mufs man es bedauern, oft mehrere Seiten hintereinander damit ausgefüllt, und den Raum, so wie die hierauf gewendete Zeit nicht zweckmäfsiger benuzt zu sehen, je mehr

Digitized by Google

man von dem Verfasser über manche, von Andern nicht gehörig gewürdigte Punkte ausführlichere Erörterungen gern lesen würde, und je mehr man sieht, dafs er sich darin zuweilen, gewifs auch um jenes Nebenzweckes willen, engere Gränzen gesezt habe. Nicht nur hätten diese Angaben oft weit gedrängter und auf ihr Wesentliches beschränkt seyn können, sondern es würde oft ganz hinreichend gewesen seyn, mit wenigen Worten das Anschliefsen oder Abweichen im Verhältnifs zu gemeinrechtlichen Principien anzudeuten. So findet man hier fast nichts, als was ein Nachschlagen der Quelle doch noch sicherer gewährt, und dieses wird dadurch auch nicht einmal entbehrlich gemacht. Nimmt man noch hinzu, dafs der bayrischen und preufsischen Strafgesetzgebung Reformen ganz nahe bevorstehen, so verliert ein nicht geringer Theil des Werkes wenigstens auch theilweise seine Bedeutung. Anders und zweckmäfsiger hat Mittermaier in dem erwähnten Werke über das strafrechtliche Verfahren von dem Particularrechte Gebrauch gemacht, indem er, was freilich bei dem Verfahren mehr als bei dem Strafrechte selbst nach dem Gesichtspunkt des heutigen gemeinen Rechts geschehen kann, schon durch den Titel den gründlichen Plan ausdrückt, „das Deutsche Strafverfahren in seiner Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und neuere Gesetzgebungen," und diesen nicht ohne Glück durchführt. Es ist schon oben des Bedürfnisses einer eigenen Bearbeitung der besondern Rechte Erwähnung geschehen. Was bei denen, die auf gemeinschaftlichen Grundlagen beruhen, die historische Anknüpfung an das gemeine Recht thun mufs, das wird bei andern, namentlich den neuern eigentlichen Gesetzbüchern nach der bekannten Art ihrer Entstehung noch auf andere Weise erfolgen müssen. Nämlich aufser dem, dafs auch hier die Wissenschaft die oft willkürlich abgerissenen Verknüpfungen mit dem früher hergebrachten Rechte wieder so viel als möglich, zum Theil aber auf andern Wegen, herzustellen bemüht seyn mufs, tritt hier noch die andere Aufgabe hinzu, durch genauere Berücksichtigung der Gründe der Abweichungen und eigentlichen Neuerungen die rechte Einsicht zu befördern. Hiezu dient aber theils die Berücksichtigung des wissenschaftlichen Standpunkts der Zeit und ihrer Repräsentanten in den Gesetzcommissionen und Redactionen, theils die politischen Verhältnisse, theils die Benutzung der Vorarbeiten, Motive, Projecte etc., die für das Französische Recht am vollständigsten vorliegen, für das Bayrische in den drei Bänden Anmerkungen zu dem Strafgesetzbuche nach den Protocollen des Staatsraths zugänglich, für Preufsen aber zwar nicht gedruckt sind, doch wohl auch benuzt werden können, und wenn etwas Gediegenes aus einer solchen Arbeit einst entstehen soll, nicht entbehrt werden dürften. Auch läfst die Weise, wie in der neuen Zeitschrift für Preufsisches Recht von Simon und Strampf diese Quellen gebraucht werden, wohl jener Hoffnung Raum. Für den Hannöver'schen Entwurf sind die Anmerkungen wenigstens theilweise als eine Befriedigung jenes wissenschaftlichen und praktischen Bedürfnisses zu betrachten. Interessant ist ferner in dieser Beziehung die Bearbeitung des Schleswig-Holsteinischen Strafrechts durch Schirach und dessen Abhandlung in den Hitzig'schen Annalen. Wenn aber auch hier wieder nur die vereinte Thätigkeit Vieler zum erwünschten Ziele führen kann, so ergibt sich von selbst, dafs man an den Einzelnen, der Vieles zu umfassen strebt, keine unbillige Forderung machen darf, und dafs das Gute nicht darum geringer geachtet werden dürfe, weil man ein noch Höheres anerkennt, was seiner wissenschaftlichen Richtung nach gewifs der Verfasser selbst am wenigsten in Zweifel zieht.

Nach dieser Angabe des Charakteristischen des Werkes möge eine nur kurze Uebersicht des Inhalts folgen. Der *erste Theil* enthält, nach einer Einleitung über den Begriff etc. des Strafrechtes, eine geschichtliche Uebersicht der Quellen und der Hülfsmittel — *die Allgemeinen Lehren*, in drei Abschnitten vom *Verbrechen*, der *Strafe* und der *Bestrafung*. Man vermifst dabei eine eigene Rubrik über das *Gesetz*, oder was als solches gilt, indem das Hiehergehörige unter andern Gesichtspunkten gelegentlich vorgetragen wird. Bei den Verbrechen sind zweckmäfsig die Bestandtheile *Willen* und *That* unterschieden, die erst in Verbindung die *Handlung* begründen. Der Ref. freut sich der Uebereinstimmung des Verfassers mit dem, was er selbst bei verschiedenen Veranlassungen hierüber ausgesprochen hat. — Von der Strafe wird passend die *sittliche* und *politische* Seite („Beziehung") besonders hervorgehoben. Von dem *zweiten Theile* ist bis jezt nur die *erste Abtheilung* erschienen. Sie behandelt in drei Abschnitten die Verbrechen gegen *Gott* und die *Religion*, — gegen den *Regenten* und dessen *Familie*, gegen die *Verfassung* und gegen die *äufsere Sicherheit des Landes*, — gegen den *öffentlichen Frieden* und die *innere Ruhe und Sicherheit des Landes*. Der Unterzeichnete hat die Gründe angegeben, aus welchen er sich ver-

Digitized by Google

sagen mufs, über das System selbst hier in eine specielle Prüfung einzugehen. Sein eigenes System mit der einleitenden Abhandlung, in den vielen auf dessen Begründung sich beziehenden Noten, enthält das, was er theilweise abweichend oder beistimmend im Verhältnifs zu andern Werken bemerken zu müssen glaubte. Dafs für eine wissenschaftliche Darstellung das System und die Methode nicht ein gleichgültiges Aufsenwerk sei, hat er darzuthun gesucht, und bei der Schwierigkeit hierin etwas Vollendetes zu leisten, ist es gewifs der schlimmste Ausweg auf die Hoffnung dazu Verzicht zu leisten, und den Versuch gar nicht zu machen. Diesen Fehler hat der Verfasser glücklich vermieden. Unter den Schriftstellern, die sich in neuerer Zeit hierüber wenigstens gelegentlich ausgesprochen haben, scheint aber ein sehr achtungswerther Praktiker den Unterzeichneten nicht richtig verstanden zu haben, wenn er meint, es sei gefährlich, durch Vergleichung, Zusammenstellung und Entgegensetzung — Resultate gewinnen zu wollen. Er konnte aus dem, was über die Wichtigkeit der Quellen und ihres Inhalts und deren Behandlung gesagt ist, noch mehr aus der stets an die Quellen sich anschliefsenden Behandlung selbst, sich wohl überzeugen, dafs hier nicht gemeint war, den Quellen widersprechende Sätze herauszubringen, sondern dafs davon die Rede sei, im Vortrag den Zuhörern auf die mannigfaltigste Weise die Begriffe deutlich zu machen, und ihre Ableitung und Entwickelung zu verfolgen. Dazu bedarf es gerade, nach dem Stand unserer Quellen, des beständigen Zusammenhaltens des Gleichartigen in Gegensätzen, und des Auseinanderhaltens des Verschiedenen in dem Gleichartigen. Diefs schärft den Blick und die Urtheilskraft, und wird auch von Vielen mit Ueberzeugung, von Manchen vielleicht ohne bestimmte Einsicht in diese logische Nothwendigkeit befolgt. Für eine geschichtliche Zusammenstellung Römischer, kanonischer und Germanischer Principien ist dieses vollends unerläfslich. Man darf hier z. B. an die sogenannte Aushülfslehre der vis, injuria erinnern.

Die Form der Behandlung des Verfassers, seine Sprache sind zu billigen, und geben Zeugnifs von dem ernsten Sinn, in welchem das Werk unternommen ist. Die Fortsetzung ist sehr zu wünschen, und das Ganze wird eine ehrenvolle Stelle unter den neuern, das gesammte Criminalrecht umfassenden Schriften einnehmen.

A b e g g.

XLI.

1) *Neapels antike Bildwerke von Ed. Gerhard und Th. Panofka. Erster Theil.* 470 S. und 2 Taf. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1828.

2) *Antike Bildwerke, zum Erstenmal bekannt gemacht von Eduard Gerhard. Der ersten Centurie erstes und zweites Heft.* Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1827. Grofs Fol.

Verzeichnisse der Gegenstände in den Museen sind ein grofses Bedürfnifs für die archäologischen Studien; und der sich solchen Arbeiten und ihrer Publication unterziehet, erwirbt sich dadurch keine geringen Verdienste. Indessen sollte man kaum glauben, wie selten gute Verzeichnisse dieser Art sind. Die Vorsteher der Sammlungen sind ihrem Amte nicht immer gewachsen; und so fehlt es gewöhnlich schon an einer zweckmäfsigen Anordnung der Gegenstände, wodurch eine gute Beschreibung unendlich erschwert wird. — Und doch kann man sagen: eine Sammlung existire erst, wenn sie durch eine gründliche Beschreibung bekannt und dem Publicum auf eine liberale Weise zugänglich gemacht ist.

Eine gute Aufstellung der Monumente erfordert die Befolgung des mythischen und historischen Systems; des mythischen in Hinsicht 1) der Obergötter, 2) der Untergötter und Dämonen, 3) der Heroen; des historischen in Hinsicht der verschiedenen Völkerschaften, Zeiten und Stände. Alle andern Rücksichten müssen bei einer zweckmäfsigen Anordnung dem mythischen und historischen System untergeordnet seyn.

Das königliche Museum zu Neapel gehört zu den reichsten und vornehmsten. In mehreren Zweigen übertrifft es alle anderen: als in den antiken Erzarbeiten, Figuren sowohl als Gefäfsen und Geräthschaften; in der grofsen Sammlung antiker Wandgemählde und in der Menge der Gefäfse von gebrannter Erde, die mit Zeichnungen versehen sind. Aufser der Sammlung Farnese und der des Cardinal Borgia besteht das Ganze hauptsächlich aus Monumenten, die in den ausgegrabenen Städten Herculanum und Pompeji, und in den Gräbern von Grofsgriechenland und Sicilien gefunden sind. Die Herausgeber sind aber gesonnen nicht nur die Denkmäler der königlichen Sammlungen bekannt zu machen, sondern auch alle übrigen, welche im Privatbesitz zu Neapel oder

Digitized by Google

sonst in den Gegenden dieser Stadt sich befinden. Nur die reichen Sammlungen neuerer Gemählde, wovon das königliche Museum und das königliche Schlofs so viel Vortreffliches enthält, so wie auch manche Kirchen und Privathäuser scheinen hievon ausgeschlossen. In Erwartung des zweiten Theiles geben wir hier die Anzeige des ersten in der Ordnung, wie uns die Classen der verschiedenen Gegenstände vorliegen.

Die erste Classe umfafst die Werke in Marmor zugleich mit zwölf Stücken in Mosaik, welche das Erdgeschofs des Museums in acht Zimmern, drei Gängen und in einem Hofraum dazwischen enthält. Der Denkmäler in Marmor gibt es nicht weniger als 551 Stück Statuen, Büsten und Reliefs, welche alle unter einander ohne irgend ein System aufgestellt sind. Jeder fühlt bei einer solchen gesetzlosen Anordnung den schweren Stand des Beschreibers. Der Prof. Gerhard befolgte indessen in seinem Verzeichnifs die Ordnung der Aufstellung, die allerdings ihre Bequemlichkeit für den Besehenden hat. Aber wird irgend eine Veränderung in der Aufstellung vorgenommen (was um so öfter vorfällt, je weniger man sich um ein System bekümmert), so wird das Verzeichnifs unnütz, und durch die Local- und Zahlveränderung verwirrend. So ist z. B. die jetzige Anordnung, wie sie von Gerhard gegeben ist, ganz verschieden von der, wie wir dieselbe im J. 1817 fanden.

Der Rec. ist daher der Ueberzeugung, dafs, so verworren auch die Aufstellung der Monumente in einem Museum ist (was leider fast allgemein vorkommt), der Beschreiber doch immer nur die systematische Ordnung in mythischer und historischer Rücksicht zu befolgen habe. Diese gibt allein die fruchtbaren Gesichtspunkte sowohl für das Studium der Archäologie als für das der Kunst; und hiebei macht die Verschiedenheit des Materials — Marmor, Erz, gebrannte Erde — keine Ausnahme. Es war daher bei der Aufstellung in dem königlichen Museum zu Neapel schon ein Hauptversehen, dafs die Erzfiguren von denen in Marmor getrennt wurden. Aufser der Betrachtung des Gleichartigen in der Darstellung geht dadurch zugleich die Vergleichung der Technik der erzenen Bilder zu denen in Marmor für das Auge des Beobachters verloren. Ferner hat eine unordentliche Aufstellung nicht nur das Nachtheilige des Weitschweifigen und der öftern Wiederholungen in der Beschreibung, sondern sie hindert auch so manche wichtige Anlässe zu fruchtbaren Bemerkungen. Wir wollen uns hierüber nur durch ein paar Beispiele erklären. Hätte der Verf. die Statuen der Musen in der mythischen Ordnung für sich betrachtet und unter sich verglichen, so würde es ihm dann ein Leichtes gewesen seyn, wenn ihn die Ordnung zu den Römischen Portraitstatuen geführt hätte, mit wenigen Worten zu bemerken, dafs dem Künstler, welcher die vier vortrefflichen weiblichen Bilder der Familie Balbi fertigte, die Bildungen der Musen vorschwebten, und nur die ältere davon (wahrscheinlich die Mutter) im Act der Pudicitia vorgestellt sei.

Wären ferner die Bacchischen Gegenstände in Erz sowohl wie in Marmor zusammengeordnet, wie vortrefflich würde sich die Charakteristik dieses Gottes — des jüngern wie des alten — in wenigen Worten hervorheben lassen. — Käme man weiter zu den Portraitbildern berühmter Griechen in Marmor und in Erz, wovon so viele mit dem alten Namen bezeichnet sind, welche interessante Vergleichung stellte sich dar, besonders wenn nachbarlich dabei die Bildnisse so vieler bekannten Römer und Römerinnen gestellt wären. — Doch Mehreres und Wichtigeres übergehen wir, welches durch eine verkehrte Aufstellung verloren geht.

Solche Bemerkungen sollen aber kein Vorwurf gegen den Verf. seyn. Der kenntnifsreiche und erfahrne Forscher zeigt sich überall in dem Verzeichnisse, und wünschenswerth wäre es, dafs man von vielen Sammlungen so wissenschaftliche und vollständige Verzeichnungen hätte, wie das vor uns Liegende des reichen königlichen Museums zu Neapel.

Die zweite Classe der Denkmäler umfafst die überaus reiche Sammlung erzener Geräthschaften und der kleineren Standbilder und Büsten in Erz. Es sind in dem obern Stockwerk fünf Räume hiefür bestimmt, jeder Raum mit mehreren Schränken, und jeder Schrank mit mehreren Fächern: im ersten Raum acht Schränke, im zweiten 10, im dritten 18, im vierten 14, im fünften 12. Dann sind bedeutendere und gröfsere Gegenstände frei, theils auf Tischen, theils über den Schränken selbst aufgestellt. Die Beschreibung gibt Stück für Stück unter der besonderen Nummer an. Das erste Zimmer enthält Nummern 449, das zweite 635, das dritte 682, das vierte 884, das fünfte 1813. — Das Verzeichnifs ist gemeinschaftliche Arbeit der beiden Herausgeber.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 83. u. 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

1) *Neapels antike Bildwerke von Ed. Gerhard und Th. Panofka. Erster Theil.*

2) *Antike Bildwerke, zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Gerhard. Der ersten Centurie erstes und zweites Heft.*

(Beschluſs.)

Leider ist die Aufstellung der Gegenstände dieser zweiten Classe auch nicht die wünschenswerthe. Die figurirten Gegenstände mythischen und historischen Inhalts sind mit den Geräthschaften untermischt angeordnet; auch hätten die Geräthschaften für sich nach ihrer mannigfaltigen Bestimmung sehr oft einer sorgfältigern Anordnung bedurft. Die Recension erlaubt keine Angabe des Einzelnen, auch an sich noch so Interessanten, wo selbst „Werke von sehr untergeordneter Bestimmung von der allverbreiteten Kunstübung jener Alten reden, welche von moderner Prätention weit entfernt die Schönheit nirgends zurückwiesen, und die Theilnahme des Künstlers nirgends unschicklich fanden."

Wir begnügen uns mit einer Uebersicht der Gegenstände, wie die Verf. sie selbst geben: 1) Küchengeräthe, 2) Lampen, Mafse, Gewichte, 3) Lectisternia, Sellae Curules, Rundbilder, Dreifüfse, gröfsere Gefäfse, Opferbecken, Krüge, kleine Idole, Laren, Figuren von Hercules, Gefäfse mit Bildwerken, Büsten u. s. w., 4) ähnliche Gegenstände, Krater und Kriegsrüstungen, 5) gröfsere und kleinere Gefäfse, Feuermaschinen, Dintenfässer (auch das bekannte von Martorelli), chirurgische Instrumente, Tesserae, Sachen für Weiberputz, Cista Mystica u. s. w.

Die dritte Classe enthält die Griechischen Gefäfse von gebranntem Thon. Diese grofse Sammlung, welche unter der Aufsicht des Grafen Haus nur 500 Stücke enthielt, war im Jahre 1820 bereits zu 2058 Stück angewachsen, besonders durch die Sammlung der Mad. Murat und durch die des Cav. Vivenzio zu Nola.

Diese Gefäfse sind in acht Zimmern aufgestellt. Jedes dieser Zimmer enthält eine Anzahl Säulen, über denen einzelne Gefäfse frei aufgestellt sind, und dann eine Menge Schränke, jeder mit drei und vier Fächern, worin die andern Gefäfse stehen. Es gibt darunter Gefäfse aus allen Gegenden von Grofsgriechenland und Sicilien, wodurch der Forscher in Stand gesezt wird, die Verschiedenheit der Fabrication in Rücksicht des Thons, des Firnisses, der Art der Zeichnung und Bemahlung, so wie des Styls genau zu ermessen. Der Recensent hält sich aber hiebei nicht auf, als bei Dingen, die durch die Berichte Anderer vielfältig bekannt sind.

In Beziehung der Formen der Gefäfse ist eine von dem Werke des Jorio entnommene Tafel beigefügt mit der Benennung jeder Form, wie solche jezt in dem Lande üblich ist. Diese Benennungen sind gröfstentheils für die Formen wenig passend, und es verdiente wohl der Mühe, dafs irgend ein sinnreicher Gelehrter sich damit beschäftigte, nach den Formen die ursprüngliche Bestimmung der Gefäfse und hiemit auch die alten Benennungen zu ermitteln. Indessen ist auch eine schlechte Nomenclatur hiefür immer besser als gar keine. Und so haben die Herausgeber nicht versäumt, bei der Beschreibung jedes Gefäfses auch den gewöhnlichen Trivialnamen der Form beizufügen. Uebrigens ist bei der Aufstellung keine Art von System befolgt worden, was allerdings seine grofsen Schwierigkeiten bei dieser Classe von Monumenten hat. Da aber bei denselben der darauf gezeichnete Gegenstand der wichtigste Gesichtspunkt ist, und dieser den verhältnifsmäfsigen Werth eines Gefäfses bestimmt, so mufsten allerdings die Gegenstände den Mafsstab geben, die Gefäfse zu classificiren und ihre Ordnung bei der Aufstellung zu motiviren. Der gröfste Theil der Vorstellungen ist mythisch, worunter die Bacchischen am häufigsten vorkommen; der andere Theil ist athletisch und scenisch, wozu sehr häufig die Parodie herbeigezogen wurde. Eine andere Classification der Gegenstände möchten wir nicht

Digitized by Google

gern anerkennen als die, welche hervorgeht aus den verschiedenen Mythen selbst. Der grofse Theil dieses Verzeichnisses fiel Hrn. Dr. Panofka zu. Prof. Gerhard hatte nur einigen Antheil bei den drei ersten Zimmern. Dann fügte dieser noch eine Tafel hinzu von den gangbarsten Inschriften, wie sie auf Vasen vorkommen, als einen Beitrag zu einer Vasenepigraphik.

Die vierte Classe der Monumente enthält die Miscellaneen in drei Zimmern, wovon das erstere die Preciosen, das andere die Glassachen und das dritte unzüchtige Gegenstände (Phallica) aufbewahrt.

Zu den Preciosen werden die Gemmen gerechnet, die in vier Tischen unter Glas aufgestellt sind, und zwar moderne und antike unter einander. Bekannt sind die ausgezeichneten dieser Sammlung; der Kampf Jupiters mit den Giganten und die grofse Onyxschale an der Rückseite mit dem Medusahaupte; die Vorderseite aber, obwohl mehrere Gelehrte die Erklärung versuchten, veranlafst noch immer neue Conjecturen; über die auf einem Sphinx sitzende Figur, Aegypten vorstellend, den Nil und die Etesischen Winde scheint man einverstanden, aber nicht über die beiden weiblichen Nebenfiguren (welche die Nymphen der beiden künstlichen Seen Moeris und Mareotis seyn möchten), und die männliche Heldenfigur in der Mitte (welche, wenn sie nicht Perseus ist, Alexander den Grofsen, als Nachkömmling von Perseus und als Ueberwinder Aegyptens, vorstellen möchte).

Uebrigens ist diese schöne Sammlung von Gemmen weder gut angeordnet noch zum Besehen bequem.

An den Wänden sind eine Anzahl antiker Gemählde, Mosaike und Zeichnungen aufgehangen. Aber es ist Schade, dafs diese von der gröfsern Menge der Monumente dieser Gattung getrennt und so gleichsam vereinzelt sind. Aufserdem gibt es in demselben Zimmer noch vier Schränke; der erste mit drei Fächern verkohlte Lebensmittel, Geräthe und andere häusliche Gegenstände enthaltend. Der zweite bewahrt den Goldschmuck in zwei Fächern, als Ringe, Armbänder, Halsketten, Spangen, Ohrringe, Bullen, theils mit Gemmen und Edelsteinen geziert. — Das dritte Fach enthält verkohlte Früchte, Holzarten und Anderes. Im dritten Schranke sind Silbergeräthe aufgestellt: Armringe, Pferdeschmuck, Löffel, Kellen, Tassen, Amulete, Haarnadeln, der Mörser mit der Apotheose Homers, Spiegel, Reliefs, das eine die sterbende Cleopatra vorstellend, auch mehrere kleine Statuen. Dann kommen im zweiten Fach wieder gröfsere und kleinere Löffel, Kellen, Teller, Schaufeln, Castrollen, Scheiben und Gefäfse in demselben Metall vor; im dritten Fache Stücke Brod, Gemüse und dergl.

Der vierte Schrank enthält wieder Silbergeräthe, Platten und allerlei Zierwerk, dann Reliefs und kleine Statuen. Ein anderes Fach bewahrt die aufgefundenen Mahlerfarben.

Das zweite Zimmer ist ganz den Glassachen gewidmet mit 14 Schränken an den Wänden und einem gröfsern Schranke in der Mitte. — In der mannigfaltigsten Art sieht man Flaschen, Töpfe, Gefäfse, Schüsseln, Teller, Schalen, Löffel, Salzfässer, Becher, Siebe, Büchsen, Riechfläschchen, Spiegel, Schnüre von vielfarbigen Glascorallen und eine grofse Menge Glasscheiben für Fenster (über das Glas bei den Alten vergleiche man Hirt's Gesch. der Baukunst B. III. p. 66).

Das dritte Zimmer enthält 102 unzüchtige Bildwerke in verschiedenem Material und Kunstart, wovon Manches durch den Stich bekannt ist. Die Beschreibung gibt jedes Stück an.

Möge der Verf. nicht säumen uns mit dem zweiten Theile dieser wichtigen archäologischen Arbeiten der Hrn. Gerhard und Panofka bekannt zu machen.

Wir lassen auf die Beschreibung der Denkmäler des königl. Museums zu Neapel die Anzeige eines Werkes folgen, das den Forscherfleifs und das Talent des Prof. Gerhard näher beurkundet. Das Werk ist Sr. Majestät dem Könige von Preufsen gewidmet, dessen Grofsmuth der Verf. die Unterstützung zu wiederholten Reisen in Italien verdankt.

Die beiden ersten Hefte sind die Vorläufer eines grofsen Prachtwerkes, welches aus fünf Abtheilungen, jedes zu hundert Blatt, und dann aus einem Atlas mit Zeichnungen von ungewöhnlicher Gröfse, hauptsächlich von Vasenbildern entnommen, bestehen soll. Die Erläuterungen werden zwei Quartbände füllen, und erst nach der Bekanntmachung der gesammten Zeichnungen erfolgen. Vor der Hand begnügt sich der Verf., in wenig Worten den Gegenstand jedes Monumentes, den Ort, wo es sich zur Zeit befindet, und den Besitzer anzudeuten.

Wer möchte nicht der Thätigkeit und dem Muth eines einzelnen Mannes Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der auf Einmal eine so grofse Anzahl unedirter Monumente ans Licht stellt und von dessen archäologischen Kenntnissen zu erwarten steht, dafs die Erläuterungen dem Unternehmen vollkommen zusagen werden.

Digitized by Google

Vorläufig geben wir nur eine kurze Uebersicht der auf den 40 Blättern gezeichneten Monumente, wobei natürlich keineswegs unsere Absicht seyn kann, dem Herausgeber in Hinsicht der Erläuterungen vorzugreifen. Nur geringe Bemerkungen seien uns über das Eine und das Andere erlaubt.

Tafel 1. Ein allerdings merkwürdiges Denkmal einer in Samos gefundenen Gruppe des Zeus und der Here; doch nach unserer Meinung nicht so alterthümlich, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Das Volle der Gesichter, die Augen, Nasen, der rundliche Knebelbart des Zeus, und die gewölbte Brust weisen auf eine weniger alte Zeit hin. Die Gruppe trägt weder den ägyptisirenden, noch den Aeginetischen Styl an sich.

Taf. 2. 3. 4. Die Eleusinischen Gottheiten, so wie die Fortuna von Antium und Praeneste bieten Stoff zu interessanten Erläuterungen. — Aber noch wichtiger sind die drei folgenden Blätter 5. 6. 7. Zwei Athenische Preisgefäfse in sehr altem Styl, das eine auf einen Wettlauf, und das andere auf einen Faustkampf sich beziehend, beides frühere Zierden der Koller'schen und der Bartholdischen Sammlung, sind jezt in das königl. Museum in Berlin übergegangen.

Taf. 8. Drei Marmorbilder der Minerva Alea (?) — Das erste und das dritte mit abweichenden Attributen, aber alle drei mit auffallender Aehnlichkeit in der Gewandung. Taf. 9. Apollo und Diana im Aeginetischen Style; Vermählungsgötter (?). — Taf. 10. 11. 12. Statuarische Monumente: Venus und Amor, Apollo und Libera (?). — Taf. 13. Reliefs: die Rückführung der Kora (?). Die drei folgenden Blätter 14. 15. 16. enthalten ein interessantes in Korinth gefundenes Marmorrelief im Aeginetischen Styl. Der Verf. betitelt es: Zug der neugebornen Aphrodite nach dem Olymp. Vielleicht eher a. Mercur mit den drei Horen, b. die drei Delphischen Gottheiten, c. Minerva, Hercules und Vesta.

Taf. 17. Bacchischer Thiasos in zwei Vorstellungen auf Vasen, wovon das erste durch die beigesezten Namen zu interessanten Erläuterungen sich bietet.

Taf. 18 und 20. Weibliche Figuren mit Liebesgöttern vorstellend, möchten sich, wenn man von dem Geheimnifsvollen absieht, auf einfache Weise erklären lassen. Taf. 19. Freundliche Gruppe des Bacchus mit dem Amor.

Taf. 21. 22. Marmorreliefs im Griechischen Styl: erstlich Manto im Dienst der Delphischen Gottheiten, vom Verf. sehr glücklich angedeutet; im zweiten möchten wir neben Cybele eher Mars und Venus sehen.

Taf. 23. 24. Zwei eben so erfreuliche Marmorreliefs; aber beide, besonders das erste, zu sehr fragmentirt, um eine genügende Erklärung zuzulassen. Im ersten scheint ein Genius einen behelmten und geharnischten Krieger zu der Friedensgöttin zu geleiten, und im zweiten die fünf verschleierten, in Procession streitenden, Frauen im Gefolge des Kriegers zu seyn. Man bleibt ungewifs, ob man hier an Coriolan denken dürfte. — Doch wenn dieses erlaubt wäre, so möchte man in der thronenden Göttinn mit dem Füllhorn, welche wir die Friedensgöttin nannten, eher die Fortuna muliebris, und in den jonischen Pilastern, welche den Grund der beiden Reliefragmente bilden, den Tempel dieser Göttin angedeutet glauben.

Taf. 25. 32. 33. bieten sehr interessante Vergleichungen über das Urtheil des Paris unter sich, und dann mit den Monumenten desselben Gegenstandes in Marmor an. Taf. 26. Phaedra und Hippolytus im Styl späterer Römischer Särge. Taf. 27. Relieftafel, wie es scheint Griechische Arbeit, die Gewaltthat des Aiax an Kassandra vorstellend, dann Apollo, die Strafe an Marsyas vollziehend, eine seltene Darstellung durch die Nebenfiguren. Taf. 28. Römischer Sarg mit dem Mythus des Admetus und der Alcestis.

Taf. 29. 30. 31. Hercules und Omphale, dann Kindergruppe, den betrunkenen Hercules spielend, und Apotheose des Hercules, ein vorzügliches Vasendenkmal. Taf. 34. Patera der Kollerischen Sammlung, wie wir glauben, nicht Protesilaus und Laodamia vorstellend, sondern Deidamia, welcher Ulysses und Diomedes den Achilles entführen; und so mag Taf. 35, als Zeichnung auf derselben Patera, den Abschied des Neoptolemus von dem Grofsvater Lykomedes richtig vorstellen.

Taf. 36 — 40. Fünf Römische Reliefs späterer Zeit, den beliebten und auf Todtendenkmälern häufig vorkommenden Mythus des Endymion und der Luna vorstellend. Die Vergleichung solcher Darstellungen gibt Anlafs zu manchen neuen Bemerkungen, und zu einer ausführlichen Behandlung dieses Mythus. — Auf dem ehedem Rondaninischen Relief, jezt im Vatican, möchte die andere Gruppe nicht Peleus und Thetis, sondern Mars und Rhea Sylvia vorstellen.

Wir wünschen dem schönen und dem umfassendsten Beginnen seiner Art, was je ein Einzelner unternahm,

Digitized by Google

einen von Seite des Verlegers raschen Fortgang, und dem Verfasser einen seinen Talenten angemessenen Wirkungskreis in seinem Vaterlande.

A. Hirt.

XLII.

Kreta. Ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel, von den ältesten Zeiten bis auf die Römer-Herrschaft. Von Carl Hoeck. Erster Band, mit einer Charte und zwei Kupfern. Göttingen, 1823. 8. XII und 454 Seiten. Zweiter Band, ebendas. 1828. XXXVIII und 447. S.

Alle Monographie kann füglich nach zwei Seiten betrachtet werden. Nach der *äufsern* betrachtet ist ihr Zweck Sonderung irgend eines Theils von einem für sich abgeschlossenen Ganzen und ausschliefsliche Behandlung dieses Theils. Nach der *innern* Seite hingegen betrachtet, mufs ihr Zweck seyn, in dem äufserlich abgesonderten Theile den innern, geistigen Zusammenhang mit der Allgemeinheit den Gedanken, der in dieser ist, in der Besonderheit nachzuweisen. Dieser Zweck der Monographie ist ihr wahrer. Indem sie ihn aber erfüllt, hört sie auf Monographie zu seyn; ja man könnte, was freilich sonderbar klingt, sagen: der Zweck der Monographie ist, keine zu seyn.

Fassen wir in Beziehung auf das eben Gesagte von den vorhandenen Monographien zunächst diejenigen ins Auge, die Hellenische Länder und Völker zum Gegenstand haben, so vermissen wir leider bei nicht wenigen die Seite, welche eben als die zweite, nothwendige angegeben worden ist. Die meisten bleiben mehr oder minder bei der ersten stehen, und wenn auch in manchen von ihnen ein Streben nach Beziehung auf das Allgemeine nicht vermifst wird, so ist diefs doch, insofern sich dieselbe entweder auf ein blofses Nachweisen des äufsern Zusammenhangs der gegebenen Materialien mit dem, wovon sie losgerissen, beschränkt, oder weiter gehend doch mit einer überwiegenden Aeufserlichkeit behaftet erscheint, nur eine schwache Annäherung zur zweiten Seite. In die Classe der leztern dürfte auch vorliegende Schrift gehören. So gewähren die meisten Monographien dem Leser keinen klaren Ueberblick über das Ganze, verfinstern vielmehr den Blick durch Anhäufung von Materialien, in deren Zusammenfügung kein belebender Gedanke gedrungen, die in innerer Beziehung als Atome erscheinen, weil kein leitendes Princip aufgestellt ist, das sie zu einem Ganzen macht. So sammeln die meisten Monographen blofs für den, dem es einmal gegeben seyn wird, eine allgemeine Geschichte Griechenlands zu schreiben, und erinnern an Johannes von Müllers Ausspruch: „Ich danke Grüpen, dafs er origines germanicas geschrieben, Lünig und Dümont, dafs sie ungeheure Materialien wie Heloten gesammelt — darum, weil ich diese Leute brauchen kann; aber dem menschlichen Geschlecht im Ganzen, lieber Gott, dem haben sie ja gar nichts geholfen. Wer doch weise würde und lernte Geschichte für den Menschen und nicht für Motten und Bücherwürmer schreiben."

In der inneren Geschichte eines jeden Volks liegt nothwendig eine Beziehung auf die allgemeine Geschichte des menschlichen Geistes. Eben so wie es die Aufgabe des Naturforschers ist, in jeder Erscheinung der Natur den Zusammenhang mit einem grofsen allgemeinen Naturgesetz nachzuweisen, eben so ist es die des Geschichtsforschers, will er auf den Namen eines Denkenden Anspruch machen, jede Erscheinung in der Geschichte der Menschheit als ein nothwendiges Moment dieser aufzufassen. Die Lösung beider Aufgaben ist gleich schwer, und wird nur da erleichtert, wo sich die Erscheinungen von vorn herein als bedeutungsvoll ankündigen, erschwert hingegen, wo auf schwachen Spuren die Beziehungen verfolgt werden müssen. Während hier nicht selten undurchdringliche Nebel alles weitere Vordringen verhindern, und den Menschen an das Unzureichende seiner geistigen Kraft erinnern, erhellen dort Sonnenblicke den Pfad der Forschung und gewähren sichere Schritte. Fassen wir in dieser Beziehung zunächst das Alterthum ins Auge, so entgeht uns nicht, dafs die Länder Südasiens, Südeuropa's und Nordafrica's es sind, welche sich von selbst als bedeutungsvoll ankündigen, und, in Einer Hauptrichtung gelagert, gleichsam eine Culturzone bilden. Das geistige Gepräge, welches ihre Völker an sich tragen, zeigt sich in der Allgemeinheit nach zwei Hauptseiten geschieden, nach der Einheit des Natürlichen mit dem Geistigen, und nach dem Beginn und der Vollendung der Trennung des Leztern von Ersterm, dieses in der Occidentalischen oder Europäischen, jenes in der Orientalischen oder Asiatischen Welt. In der Europäischen begegnet uns *Griechenland* als der Anfangspunkt jener Tren-

Digitized by Google

nung; als Uebergang und Brücke zu ihr die Inselwelt des östlichen Theils des mittelländischen Meers. Hier kündigt sich *Kreta* als die wichtigste Brücke an, über welche Asiatische Culturelemente (und wenn wir von diesen reden, müssen wir auch Aegypten mit einbegreifen) nach dem Griechischen Festlande übergingen.

Als ein Eiland von solcher Wichtigkeit hat Kreta die Alterthumsforscher vielfältig beschäftigt. Mit mehr oder minder Glück haben sich *Meursius, St. Croix, Neumann* und Andere in der Behandlung des Kretischen Alterthums versucht. Aber allen ihren Untersuchungen gebricht es an dem Reichthum und der geordneten Zusammenstellung des Stoffs so wie an der (mitunter sehr glücklichen) Combination, die selbst nur ein flüchtiger Blick in vorliegender Schrift zeigt. In dieser Hinsicht kann wohl Niemand das Verdienstliche derselben bestreiten; doch sucht man in ihr einen leitenden Gedanken, ein leitendes Princip, welches die besondern Erscheinungen in einem klaren Lichte zeigt, sucht man in ihr eine Auffassung Kretischer Cultur in ihrer Totalität, dann wird man nicht befriedigt. Ueberhaupt ist für diese Schrift höchst bezeichnend, dafs in ihr nicht Mafs, nicht Mitte gehalten ist, dafs der Verf., während er, was Auffassung des Ganzen betrifft, zu wenig gethan, hinsichtlich des Besondern zu weit gegangen, und vieles nicht eigentlich zur Sache Gehörige in sein Buch aufgenommen. So erklärt sich der äufsere Umfang des Werks, welcher, so reichhaltig auch das Material Kretischer Geschichte ist, um zu genügen, doch nicht den Grad hätte zu erlangen brauchen, den er erlangt hat. Lezteres bezieht sich namentlich auf des Verfs. übertriebenes Bestreben, historische Resultate aus den Mythen zu gewinnen, und diese nach Zeiten zu sondern, nicht minder aber auf die Deutung der Mythen, die oft zu gesucht ist, ein Vorwurf, von dem selbst der Meister der Symbolik, in welchem Ref. einen Lehrer und Freund ehrt, in mancher Beziehung nicht dürfte freigesprochen werden können. Ueber das Verhältnifs seiner Ansichten zu denen von *Creuzer* in Bezug auf unsern Gegenstand spricht sich der Verf. dahin aus, dafs, wenn er auch die Ansicht dieses Gelehrten vom Kretischen Labyrinth, von dem hohen Alter und der tiefen Bedeutung der dortigen Mysterien und dem Zusammenhange Kretischer und Aegyptischer Religion nicht theile, die Grundansicht von der Minoischen Sagenmasse und deren Erklärung aus dem Standpunkte des Sonnen- und Monddienstes keinem Zweifel unterworfen sei, und dafs er dankbar der Belehrungen gedenken müsse, die ihm Creuzers Werk gewährt habe.

Soll die Stellung, die ein Land in der Culturgeschichte einnimmt, soll der Gedanke, der sich in ihr ausspricht, erfafst werden, so kann diefs nur geschehen, wenn wir unser Hauptaugenmerk auf die Blüthezeit richten, auf die Zeit, wo der Volksgeist culminirt, gleichwie der Botaniker, will er einer Pflanze Eigenthümlichkeit vollkommen erfassen, nach ihrem Blüthezustand zu fragen hat. Ist das Streben des Volksgeistes befriedigt, so ist diefs sein natürlicher Tod, dann hat derselbe sein Leben oder seine weltgeschichtliche Bedeutung verloren, und geht zu einem anderen über. So gibt es Griechen nach Alexander d. Gr., aber kein Griechenthum, so Römer nach Augustus, aber kein Römerthum mehr.

Soll nun Kreta als das, was es für die Culturgeschichte ist, soll es als jener oben erwähnte Uebergangspunkt, nämlich in seiner welthistorischen Bedeutung, betrachtet werden, so haben wir nach der Zeit seines Glanzes zu fragen. Dieser gehört einer Periode an, welche selbst schon den Hellenen zur Zeit der Blüthe von Hellas fern lag, einer Zeit, von welcher dieselben nur durch Traditionen Kunde hatten. Kreta's ganze Erscheinung als Cultursitz ist demnach eine mythische, traditionelle; und insofern sie dieses ist, kann die äufsere Form der Tradition, später mannigfacher Entstellung unterworfen, deren Ermittelung für die meisten Fälle kaum möglich seyn dürfte, dem denkenden Geschichtsforscher mehr oder minder gleichgültig seyn. Ihm sind in der Tradition vorkommende Individuen, wie ein Minos, nichts Anderes als bloſse Figuren, phantastische Gebilde, die jedoch einen Inhalt und somit einen vernünftigen Boden haben. Historische Resultate aus solcher Form zu ziehen, was der Verf. mit als Hauptzweck seiner Schrift angibt, ist auf diese Weise eben so sehr ein untergeordneter Zweck als ein gewagtes Unternehmen, welches Hypothesen über Hypothesen hervorruft. Ein früherer Culturzustand der Kreter überhaupt aber wird auf keine Weise geläugnet werden können. Ein tieferer Blick in die Traditionen über Kreta, in dessen religiöse und andere Institute in der Zeit seiner Blüthe verräth uns bereits leise Anklänge des Ueberganges vom Kindesalter zum Jünglingsalter des Geistes. So ist Kreta in seiner Blüthe fast noch ein Orientalisches Eiland, ein Hellenisches wird es erst, nachdem Griechenland das, was es von ihm empfangen, freilich verarbeitet und umgestaltet, ihm zurückgegeben. Der

Digitized by Google

Orient hat zuerst dem Occident gegeben; doch dieser verarbeitete und schuf, gleichwie ein dem Lehrer an Geisteskraft überlegener Schüler, das Empfangene zu Neuerem, Gröfserem um, und suchte zu allen Zeiten diese seine Ueberlegenheit gegen jenen geltend zu machen. Diefs spricht sich in den Traditionen von dem Troischen Kampfe, von den Hellenischen Niederlassungen auf den Inseln des Aegäischen Meers und in Vorderasien, diefs in den Perserkriegen, im Zuge Alexanders des Grofsen, und selbst in neuerer Zeit in den Colonisationen der Europäer auf Orientalischen Boden hinlänglich aus. Von Kretischer Cultur finden wir die meisten Elemente noch bei dem Griechischen Völkerstamm, der nach mancher Seite hin Orientalischen Charakter zeigt, bei den Doriern. Hierauf weisen auch Ueberlieferungen hin, wie, dafs Lykurgos Vieles von seiner Gesetzgebung der Minoischen entlehnt habe, u. A. m.

Ref. wendet sich nun zum Besondern vorliegender Schrift, kann aber nicht umhin, im Voraus zu bemerken, dafs der vorgeschriebene Raum ihm nicht gestattet, überall in eine Beurtheilung des Einzelnen sich einzulassen, und ihn nöthigt, bei Vielem sich mit einer blofsen Anzeige zu begnügen. Auch sollte sich durch die von ihm vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen und die vorangegangene allgemeine Charakteristik der Schrift für vieles Einzelne eine besondere Beurtheilung erledigen.

Der *erste* Band des Werks beginnt mit zwei *einleitenden Abhandlungen*, wovon die eine *Kreta geographisch*, die andere *Aegypten, Phönikien und Phrygien in Bezug auf Kreta* betrachtet. An die erste sehr gelungene Abhandlung, in welcher von den Städten vorzüglich nur diejenigen hervorgehoben sind, welche eine bekannte historische oder mythische Wichtigkeit besitzen, und in der wir die im Jahre 1823 erschienene treffliche Reisebeschreibung von *Sieber* schon benuzt finden, schliefst sich die am Ende desselben Bandes befindliche Analyse der Karte an, auf die wir weiter unten wieder zurückkommen werden. Nachdem der Verf. zuerst die Lage des Eilands beschrieben, die geringe Entfernung desselben von dem Festlande der drei Haupttheile der östlichen Erdhalbkugel gezeigt, die Länge und Breite an verschiedenen Punkten, und die Küstenbildung erörtert hat, wornach sich für die gröfste Länge 36, für die gröfste Breite nicht völlig 8 geogr. Meilen ergeben, geht er zur Beschreibung der Gebirgszüge über. Hier tritt uns vor Allem der *Ida* entgegen, in der Mitte der Insel, da wo sie am breitesten ist, nach *Pocockes* unbestimmter Angabe, der ihn in 2¼ Stunden erstiegen haben will, nicht ganz so hoch wie der Libanon oder die Alpen, nach *Siebers* Barometermessung 1200 Toisen hoch. Es wird hier dargethan, dafs die Cypresse heutigen Tags fast gänzlich von den bedeutenderen Höhen des Ida's geschwunden sei, fast ein Drittheil der Insel ihm die Bewässerung verdanke, und, worin Ref. dem Verf. beipflichtet, Erdrevolutionen und vernachlässigte Cultur dazu beigetragen, dafs die hohen Theile des Gebirgs, von welchem der einzelne *Berg* Ida wohl zu unterscheiden ist, im Alterthum herrlicher prangten als jezt, endlich um den Ida, als Ursitz der Kretischen Zeus-Religion, als Stätte der Kureten und Idäischen Daktylen, als Wiege der frühesten Cultur der Insel, die ältesten und bedeutendsten Städte sich finden, von welchen *Gortyn* mit den beiden Häfen *Metallon* und *Lebena*, *Rhytion*, *Phästos*, *Knosos* mit den beiden Häfen *Herakleion* und *Amnisos* hervorgehoben sind. Leztere, am Flusse Käratos gelegen, von einem Umfang von 30 Stadien, hat die meiste Berühmtheit erlangt. Der Verf. will namentlich aus der Sagenmasse von den Kureten uns Korybanten und deren später Verbindung mit Knosos und seiner Umgegend mit mehr als Wahrscheinlichkeit folgern, dafs ihre ursprüngliche Gründung der Einwanderung angehöre, welche in vor-Minoischer Zeit um den Ida mit ihrem orgiastischen Naturcult sich ansiedelte. S. 12 nennt er noch einige Städte, von denen das Alterthum nur wenig mehr als ihre Namen aufbewahrt hat, und betrachtet dann das unter dem Namen *Dikte* bei den Alten bekannte Massengebirge, welches da beginnt, wo die äufserste Fortsetzung des Ida in den Knosischen Gebirgen endet, und an dessen westlichem Anfang die in der Theogonie bekannte Stadt *Lyktos* lag. Nachdem der Verf. noch über mehr oder minder wichtige Ortschaften abgehandelt, wendet er sich S. 29 zur Fruchtbarkeit, zum Klima des Eilands und zum Thier- und Mineralreich. Wir erfahren hier, dafs Apollodor den Namen Kreta auf die herrliche Temperatur der Luft bezogen, und Andere den Namen *Makaron* oder *Makaronesos*, den Kreta wie mehrere andere Inseln führte, als *μακάρων νῆσος* gefafst und wegen des schönen Klima's der Insel beigelegt glaubten. Unter den Producten wird die *Kretische Cypresse* hervorgehoben, schon im Alterthum als den Kretischen Gebirgen vorzüglich eigenthümlich ausgegeben. Auf das Gestein, welches als *Kalkstein* bezeichnet ist, wird Ref. weiter unten wieder zurück-

Digitized by Google

kommen. Die Abhandlung schliefsen einige S. 44 beginnende Betrachtungen über die *Weltstellung* der Insel, wobei gezeigt wird, als welcher günstige Punkt dieselbe theils für Niederlassungen, theils als Zwischenort für weitere Unternehmungen erscheinen mufste, dafs wegen der meisten Ebenen und fruchtbaren Gefilde der gröfste Theil der Niederlassungen, die Kreta empfing, an der Nordküste zu finden seien, wie die Natur Kreta zur Seeherrschaft bestimmt, wie die Zerstückelung der Insel durch Gebirge eine Begründung politischer Einheit im Alterthum auf lange Zeit hier verhindert habe, und Kreta nicht so politisch bedeutend als religiös merkwürdig und wichtig werden konnte.

In der zweiten nun folgenden Abhandlung (S. 47—136) betrachtet der Verf. *Aegypten*, *Phönikien* und *Phrygien* in Bezug auf Kreta. Was *Aegypten* betrifft, so verwirft er die Ansicht, wornach Kreta als die Brücke erscheint, über welche sich Aegyptische Cultur den Zugang zu Hellas verschafft habe. Freilich bleiben die hierfür aufgestellten Gründe nur Wahrscheinlichkeits-Gründe, aber auch sie glaubt der Verf. zu nichte machen zu können. Mit Glück indefs hat er diefs nicht unternommen, indem die für seine Meinung beigebrachten Gründe auch nichts Anders als Wahrscheinlichkeits-Gründe sind. Sowohl der Umstand, dafs die Aegypten gegenüber liegende Küste Kreta's die Aegypter versucht haben würde zu landen und zu siedeln, dieses südliche Ufer der Insel aber wenige zum Ankern taugliche Plätze darbiete, als auch die Uebereinstimmung der Phrygischen und Kretischen Religion läfst die oben erwähnte Annahme neben sich bestehen; ja es dürfte sogar das Vorkommen eines Labyrinths in Aegypten und in Kreta, so wie die Verbindung des Dädalos mit Aegypten keinen unerheblichen Unterstützungsgrund für diese abgeben. Spricht doch auch Diodor von einem unmittelbaren Einflufs Aegyptens auf Kreta. Der Verf. hilft sich damit, dafs er in der S. 56 beginnenden Abhandlung über das Labyrinth in der Sage von demselben auf Kreta nicht eine Kretische Landessage, sondern eine Attische Fabel findet. Die S. 57 hierfür aufgestellten Beweisgründe, namentlich der, dafs weder Homer, noch Hesiod, noch Herodot, sondern nur Diodor von Sicilien, Apollodor und Plutarch, die aus Attischen Logographen geschöpft haben, das Kretische Labyrinth kennen, sind nur negativ und unzureichend. Auch dürfte des Verfs. eigne Clausel in Widerspruch mit seiner Annahme stehen: „doch bei alle dem," sagt er, „konnte der Attische Mythus vom Kretischen Labyrinth sich nicht ohne Veranlassung bilden, und diese mufste Kreta selbst darbieten. Kretische Münzen beweisen den einheimischen Glauben an ein Labyrinth (wenn auch nicht an ein solches, wie es Diodor kennt), und noch später zeigte man, wie es scheint, ein Local, welches diesen Namen führte." Rücksichtlich des Orts, wo das Labyrinth sich befinden sollte, erweist er, dafs der Mythus keineswegs auf die unterirdischen Grotten von Gortyn zu beziehen, sondern in die Sagen von Knosos verflochten sei. An die Notiz, dafs dasselbe ein Gebäude war, in Minoischer Zeit von Dädalos aufgeführt, und dem Minotaur zur Behausung diente, knüpft er die Behauptung, die aus Aegypten geflossene Nachricht, wornach Dädalos das Kretische Labyrinth nach dem Muster des Aegyptischen errichtet habe, sei nicht allgemeiner Glaube, sondern die Meinung Einiger gewesen; überhaupt sei das Kretische Labyrinth als *eigentliches Gebäude* eine blofse Dichterfiction. Die S. 63 aufgeworfene Frage, wie sich die Idee vom Knosischen Labyrinth im Mythos gebildet, beantwortet er dahin, dafs wohl eine Felsengrotte, ähnlich denen, in welchen die frühesten Bewohner Kreta's der Sage nach gehaust haben sollen (Diod. Sic. V, 65), dem Religionskreise, dem der Minotaur und die Pasiphae angehören, gedient haben, und mit dem aus Aegypten stammenden Namen des Labyrinths, welcher später das Hellenische Bürgerrecht erhalten, belegt worden seyn mochte.

Der Verf. verläfst nun Aegypten, über dessen Verhältnifs zu Kreta er sich keineswegs ganz klar ist, und wendet sich S. 68 zu *Phönikien*, dessen Berührung mit Kreta er mit Glück nachweist. Nur erschweren auch hier leider die vielen überflüssigen Materialien dem Leser den Ueberblick über die Sache. Am wichtigsten scheint ihm für die Verbreitung der Phöniker nach Kreta der Mythus vom Kretischen Herakles und von Jupiters Raube der Europa. Das Resultat der über das Leztere S. 109 ff. angestellten Untersuchungen ist, dafs der älteste Mythus von der Europa nicht das Land dieses Namens in symbolischer Hülle angedeutet haben könne, und Europa dem Cyclus des Monddienstes angehöre. Von den drei Abschnitten, in welche die zweite von den einleitenden Abhandlungen zerfällt, ist der dritte, in welchem der Einflufs *Phrygiens* auf Kreta in den ältesten Zeiten nachgewiesen wird, unstreitig der gelungenste.

Es liegt nun das *erste* Buch der ganzen Schrift (S. 137—356), *Kreta vor Minos oder Periode der Ent-*

Digitized by Google

wickelung Kretischer Cultur überschrieben, vor uns. Wenn hier der Verf. die in dem Kretischen Mythencyclus enthaltenen Elemente nach Zeiten zu sondern versucht, so unterzieht er sich einem höchst mifslichen Geschäft, dessen Erfolg unmöglich befriedigen kann, da der Boden, den er dabei betritt, zu unsicher ist. Im ersten Abschnitt dieses Buchs verbreitet er sich über die *Autochthonen Kreta's*. Mit dem, was dort über Autochthonen überhaupt gesagt ist, dafs nämlich diese Benennung nur eine subjective Ansicht sei, die als solche nicht unbedingte Wahrheit habe oder die Möglichkeit einer früheren Einwanderung bei einem sogenannten Autochthonen-Volke ausschliefse, ist Ref. vollkommen einverstanden. Als solche bezeichnet er für Kreta die schon von Homer genannten *Eteokreter* und *Kydonen*, wenn gleich die Ankömmlinge aus Hellas Barbaren dafür hielten. Zur Kretischen Urbevölkerung gehören ihm aber nicht die *Kureten* und *Idäischen Daktylen*, welche er für Einwanderer aus Phrygien hält. Was über die Dorischen Einwanderungen und die Pelasger in Kreta gesagt ist, befriedigt eben so wenig, wie die aus den Untersuchungen Anderer gewonnenen Resultate. Ref. ist der Ueberzeugung, dafs man über diese Verhältnisse nie ins Reine kommen werde.

Der zweite Abschnitt des ersten Buchs (S. 155—259) betrachtet *Zeus* und *die Kureten*. Zuerst handelt der Verf. über Diodor und die Euhemeristen als Quelle für Kreta's Mythen ab, und zeigt, wie vorsichtig sie zu gebrauchen seien. Dann untersucht er die Hauptsitze des Zeus-Cultus auf Kreta, als welche sich *Ida*, *Dikte*, *Knosos* und *Gortyn* ergeben; von da wendet er sich (S. 163) zum Mythos selbst, führt die Hauptsätze desselben auf, behandelt dann den Mythus von *Kronos* und den *Titanen*, welcher ihm die Momente des Kampfes andeutet, den der Zeus-Cult mit dem des Kronos zu bestehen hatte, und betrachtet hierauf die Sage von der Geburt und Erziehung des Gottes, welche nach seiner Ansicht auf das hohe Alter des Zeus-Dienstes auf Kreta schliefsen lassen, die *Idäische Grotte*, die fortwährende Wohnstätte des Gottes, den Mythus der *Melissa* und *Amalthea*, in welchem ihm liegt, dafs dem Herrscher der Natur diese selbst mit ihren Wesen diene, und ihre Geschöpfe sich aus freiem Antriebe zur Erhaltung des Götterkindes vereinigen, endlich den Mythus von *Adrasteia* und *Ida*, in welchen er Gottheiten des vorderasiatischen alten Naturdienstes zu erkennen glaubt, und von denen er erstre für Kybele selbst halten möchte. Die Mythen, welche diese als Zeus Ernäherinnen auf Kreta vorstellen, zeigen ihm die genaue Verbindung zwischen Vorderasien und Kreta, und bewähren ihm die Grundansicht: „aus Phrygischem Naturdienst keimt der Zeus-Cult Kreta's hervor."

Den vierten Abschnitt des ersten Buchs bildet die Abhandlung über die *Kureten*, die der Verf. ursprünglich für nichts mehr als *Priester* hält, welche aber später in der Volksansicht nicht nur zu *Dämonen*, sondern auch zu *Göttern* stiegen. Hieran knüpft sich die Betrachtung des *Kureten-Tanzes* und der *orgiastischen Musik*, deren Ursprung im Phrygischen Cultus nachgewiesen wird. Dann handelt der Vf. vom Vaterlande derselben, vom Vaterlande der Kureten und dem Zeus-Cultus, wobei er ersteres in Phrygien und die Wurzel des leztern mit Recht im Phrygischen Naturdienste sucht. Von hier geht er zur Schilderung der Zeus-Religion auf Kreta über. Nach seiner Ansicht ist, wie in Phrygien die Idee der grofsen Mutter, so auch die ursprüngliche Idee des Zeus auf Kreta monotheistisch gefafst worden; verschiedene Religionselemente erweiterten den Begriff des Zeus, ohne dafs er dadurch polytheistisch gewandt wurde. Diefs wurde erst der Fall, als die Bacchischen und Cerealischen Religionen, wie der Apollo-Cult, ihren Einfluss äufserten, also in der Minoisch-Dorischen Periode. In einem Anhange zu diesem Abschnitt wird gezeigt, dafs die Kureten auch als Volksstamm gefafst und ihre Verdienste um die Cultur Kreta's gepriesen wurden.

Der dritte Abschnitt handelt von den *Idäischen Daktylen* und den *Anfängen der Metallurgie* (S. 200—344). Das Resultat der darüber angestellten Untersuchungen ist, dafs nicht Kreta, sondern Vorderasien, wo der Verf. die Idäischen Daktylen unter dem Namen der Phrygier im weitern Sinne sucht, und auch die *Chalybes* ihre Wohnsitze hatten, als das Vaterland der frühesten Eisengewinnung zu betrachten sei. „Mit den Idäischen Daktylen," heifst es dort, „war die Idee des Kraftvollen verbunden; als Gottheiten vom zweiten Rang, als locale Schutzdämonen, boten sie manche ähnliche Seiten mit den Römischen Laren dar." Nach Phrygien ist, wie bemerkt wird, vorzüglich Kreta das Land, wo der Cult derselben in hohem Alter vorhanden war. Als Kretische Daktylen sind genannt: *Herakles*, *Päonäos*, *Epimedes*, *Iasios* und *Idas*. In einem Anhange zu diesem Abschnitt sehen wir Kreta's Einfluss auf *Elis* und *Arkadien* durch den Cult jener und den Zeusdienst gut nachgewiesen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 85. u. 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

Kreta. Ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel, von den ältesten Zeiten bis auf die Römer-Herrschaft. Von Carl Hoeck.

(Beschluſs.)

Das erste Buch beschlieſst endlich eine Abhandlung über die in mehr als Einer Hinsicht mit den Kureten und Idäischen Daktylen verwandten *Telchinen*, die man nach den meisten spätern Nachrichten auf mehreren Inseln des mittelländischen Meers und in Sikyon trifft. Weil sie auf den Inseln heimisch waren, werden sie zu Söhnen des Meers gemacht, und die Incunabeln der Schifffahrtskunde mit ihnen in Verbindung gebracht.

Es folgen nun die nicht unwichtigen *Beilagen zum ersten Bande*, 1) betreffend eine *allgemeine Zeitbestimmung der Periode des orgiastischen Zeus-Cultus auf Kreta* (S. 359), wo behauptet wird, daſs die erste Cultur Kreta's, von der wir Kunde erhalten, schon vor der Dorischen Einwanderung beginne, und der orgiastische Naturcult mit den darin verflochtenen Kureten und Idäischen Daktylen seinem Anfange nach über das 14. Jahrhundert vor Christus hinaufsteige. 2) Betreffend die *vermeintlichen Könige von Kreta* in vor-Minoischer Zeit (Jupiter, Kres, Talos, Milinos, Ammon, Melisseus, Kydon und Apteras) S. 361 ff. 3) Analyse der Charte, Rechtfertigung der Annahmen, und geographische Details. S. 364 ff. Hier werden die alten und neueren Quellen betrachtet, und zwar als alte Strabo, Ptolemäos, Plinius, die Peutingerische Tafel, mehrere von den kleineren Geographen, des Hierokles συνεκδημος (Itinerarium ed. Wessel. p. 649) und ein Periplus, dessen Mittheilung wir Iriarte (Bibliothec. Matrit. Codd. graeci MSS. Matriti 1769 p. 485) verdanken, als neuere die Reisebeschreibungen von Bondelmonti (voll von Irrthümern), Tournefort, Pockocke, Olivier, Savary und Sonnini (oberflächlich), Torres y Ribera (besonders für die Kenntniſs der Küsten mit ihren Städten wichtig), Tancoigne (unbedeutend) und Sieber (die umfassendste und zugleich wichtigste). Als Basis für die dem ersten Band angehängte, ziemlich gelungene Charte dienten die Bestimmungen von Gauttier u. A. S. 372 folgen Angaben der Länge und des Umfangs der Insel bei den Alten und Neueren, und gleich darauf beginnt die, geographische Details betreffende, mit groſser Umsicht ausgearbeitete Abhandlung, in welcher zur leichtern Uebersicht Kreta in drei Theile, und zwar den westlichen bis Amphimala und Phönix-Hafen (S. 375 ff.), den mittleren (S. 392) und den östlichen (S. 420 ff.) getheilt ist. 4) Treffliche Bemerkungen von *Hausmann* über das *Gestein* Kreta's, wonach der Sandstein dieser Insel mit dem Deutschen Quadersandstein übereinstimmt, der in der Lagerungsfolge unserm Muschelkalk an Alter nachsteht, und der dortige Kalkstein der sogenannte Jurakalkstein ist, derselbe, welcher im nördlichen Deutschland den Namen Kreidekalk führt, aber keine wahre Kreide, sondern älter als die eigentliche Kreideformation ist, indem er den Quadersandstein unmittelbar deckt. Hausmann belegt ihn mit dem Namen des weiſsen Flötzkalksteins, weil die weiſse Farbe ihn besonders auszeichnet, und nennt ihn die an den Küsten des mittelländischen Meers am meisten verbreitete Gebirgsart. Nach seiner Ansicht hat die Aehnlichkeit, welche die nackten Felsen desselben mit Kreide haben, die irrige Meinung vom Vorkommen der Kreide auf Kreta veranlaſst. Daſs die Insel durchaus keine Kreidegebirge enthalte, bestätigt Sieber (I. S. 222 und 352). 5) Das Labyrinth von Gortyna, auf Tafel II. copirt, betreffend. Angehängt ist als dritte Kupfertafel eine auf die Europa bezügliche Abbildung.

Wir wenden uns nun zum *zweiten* Bande, welcher gröſstentheils die *Minoische Periode* umfaſst, und den Versuch fortsezt, die Masse der Nachrichten über Kreta dergestalt zu ordnen, daſs sich für die einzelnen gröſseren Zeitabschnitte ein möglichst treues Bild ergebe. Der

Digitized by Google

Verf. sagt Vorr. S. V. in Bezug auf diesen Versuch, dafs der erste Band nicht eigentlich eine strenge Trennung beabsichtige, und doch haben wir dort die Trennung so streng hervortreten sehen. Klarer tritt ihm nun der Gegensatz der Minoischen Periode und des Hellenischen Zeitraums hervor. Von S. VIII. an bekämpft der Verf. mit Glück die von J. H. *Vofs* in den mythologischen Forschungen über den Kretischen Religions- und Mythenkreis mitgetheilte Ansicht, wonach vornehmlich die orgiastische Religion auf Kreta späteren Ursprungs, der Phrygische Sabazios mit dem Kretischen Zagreus ursprünglich eins seyn, und die Priester ganz verschiedener und räumlich weit getrennter Religionen eine allgemeine Verbindung unter sich gehabt haben sollen. — Dieser zweite Band, in welchem wir die ein Jahr später als der erste Band erschienene, höchst verdienstliche Schrift von *K. O. Müller* über die Dorier vielfältig benuzt finden, betrachtet das *Minoische Kreta*, und von *Kreta nach Minos* die Zeit bis zu Ende der Dorischen Einwanderung. Die erstgenannte Abhandlung bildet zugleich das *zweite*, die leztgenannte das *dritte* Buch der ganzen Schrift. Im ersten Abschnitt des zweiten Buchs (S. 1—15) verbreitet sich der Verf. über die Volksbestandtheile der Insel, und zeigt, dafs noch in Minoischer Zeit wohl die gröfste Masse des Volks barbarisch war, Kreta schon in Minos Zeit dem Hellenismus näher geführt worden sei, und die Periode der Minoischen Seeherrschaft die Kreter in enge Verbindung mit *Karern* und *Lelegern* gebracht habe, welche leztere S. 6 — 15. näher betrachtet werden. Hieran knüpft der Verf. einige Erörterungen über die Dorier-Colonie aus Thessalien nach Kreta in vor-Minoischer Zeit, welche, zwar durch alte Schriftsteller überliefert, ihm doch durch die Art der Berichte verdächtig scheint, da sie im Widerspruch mit dem stehe, was wir sonst von der Eigenthümlichkeit und Verbreitung des Dorischen Stammes wissen, und ihre gemuthmafsten Folgen unerkennbar sind.

Der zweite Abschnitt enthält eine Untersuchung über den *Mythus* und die *Religion* (S. 40—158). Nachdem über die hieher gehörigen Quellen abgehandelt ist, unter denen Diodor als die hauptsächlichste hervorgehoben wird, beginnt die Betrachtung des *Minos* und seines Stamms. Hier erfahren wir, dafs der Herrscher der Insel im Mythus mit den Hauptgottheiten derselben eng verbunden ist, und die weiblichen Wesen des Minoischen Stamms aus dem Kreise der Mondsverehrung entlehnt sind. Als orgiastischer Zeusdienst und Sonnen- und Mondverehrung bekundet sich die herrschende Religion in der angegebenen Periode. Von hier wendet sich der Verf. zur Sage von *Pasiphae* und *Minotauros*, die ihm in der Gestalt, wie wir sie jezt haben, Athenäisches Machwerk scheint. Pasiphae (die Allleuchterin) ist ihm eine Göttin aus dem Kreife Kretischen Monddienstes. Was den Minotauros betrifft, so ist der Name desselben fremde Deutung, indem er auf Kreta *Asterios* hiefs. Wenn sich Pasiphae mit dem Stier gattet, der aus dem Meere aufsteigt, so liegt dem Verf., bei der bekannten symbolischen Beziehung des Stiers zur Sonne, die Vermuthung nahe, auf Kreta habe sich der in der alten Welt weitverbreitete Glaube an den Einflufs der Sonne auf den Mond, in Bezug auf Fruchtbarkeit der Erde, mythisch zu einer Heirath des Sonnengottes mit der Mondgöttinn gestaltet. Hinsichtlich der Sage von *Androgeós*, dem Sohne des Minos, der unter der Regierung des Aegeus zur Feier der Panathenäen nach Athen gekommen und im Kampf alle Mitstreiter besiegt haben soll, ist der Verf. der Meinung Creuzers, dafs *Εὐρυγύης*, wie auch Androgeôs genannt wird, in Bezug auf den Ackerbau gefafst werden müsse, und so als ein Beweis vorliege, wie man gewohnt war, die Wohlthat des Ackerbaus mit Kretern in Verbindung zu bringen. Was des *Minos Krieg mit Athen* betrifft, der S. 84 ff. betrachtet wird, so gilt dem Verf. historisch eine Berührung der Kreter Minoischer Zeit mit Athen und den Nachbarländern. „Was auch immer," heifst es dort, „jene Insulaner zuerst an die Küsten von Mittelhellas führte, ihr Aufenthalt hieselbst war nicht schnell vorübergehend: Mythus und Sage zeugt für ein engeres Verhältnifs, und die Folgerungen aus beiden, gestüzt durch Spuren geschichtlicher Erinnerung, berechtigen zur Annahme eines religiösen Einflusses, den jene Länder von Kreta erfuhren." S. 108 ff. wird die Erscheinung des *Theseus* erläutert, der durch Tödtung des Minotaurs Athen von dem Tribute befreite und so das Band löste, welches Attika und das Eiland umschlungen hielt. Nach des Verf. Ansicht hat das Unternehmen dieses Helden gleichfalls in dem religiösen Verbande mit Kreta seinen Grund; in dem Verknüpfen *der Stiftung der Erntefeste* mit seiner Rückkehr spricht sich die Erinnerung eines wirklichen Einflusses der Insel auf Attika's Saat- und Erntefeste aus. Im *Verfall des blutigen Dienstes* von Kreta sieht der Vf. mit Recht das Eiland dem Hellenismus entgegenreifen, den Naturorgiasmus in rohester Gestalt verlöschen, und das Ungeheuer mythisch sterben. Hieran

Digitized by Google

reiht sich die Betrachtung des *Theseus auf Delos* (S. 123 ff.), mit welchem Eilande derselbe, eben so wie mit dem Apollo-Cultus daselbst, in Verbindung gebracht ist, und die des *Theseus* und *der Ariadne* auf *Naxos* (S. 141 ff.). „Ariadne," heifst es dort, „gehört in das Geschlecht des Minoischen Königsstamms und ist ursprünglich eine Kretische Göttin aus dem dortigen Naturcultus; sie gehört in das Geschlecht, welches wir verwebt sahen mit Namen des Sonnen-, Mond- und Gestirn-Dienstes. Als eine Göttin dieses Kreises verräth sie der Name, den ihr die Kreter gaben, *Aridela*, die strahlende, hellleuchtende Göttin. — Ariadne hängt unverkennbar zusammen mit vorderasiatischem Dienst, dessen Einfluss auf Kreta wenigstens nicht zu läugnen ist." In den Sagen von dem Gelangen der Ariadne nach Naxos und ihrer Verbindung mit *Dionysos* sieht der Verf. das Verschmelzen Kretischen Monddienstes mit Bacchischer Religion. Der eben betrachtete Abschnitt schliefst mit der Auseinandersetzung des Mythus von der *Britomartis*, mit dem Beinamen *Diktymna*, welcher ächt kretisch und alt ist. Diese, eine Gortynische Nymphe, entgeht der Nachstellung von Seiten des Minos durch einen Sprung vom höchsten Felsen ins Meer, wo Fischernetze sie rettend auffangen. Auch sie ist dem Verf. Mondsgöttin, als welche dieses Verschwinden ins Meer sie erkennen läfst, und in Bezug auf die Verfolgung des Minos wäre die Deutung: Selene taucht unter ins Meer, wenn Helios erscheint.

Des zweiten Buchs dritter Abschnitt betrachtet *Minos den König und Meerbeherscher* (S. 181 — 215). Auf Kreta, wie überall, sehen wir an den Anfang politischer Zustände ein Königthum treten. Von den beiden Söhnen des Zeus, die diesem Europa gebar, *Minos* und *Rhadamantys*, wird nur erstrer als Herrscher gefafst; unter ihm blühte die Seemacht der Insel, unter ihm werden Colonien ausgeführt und andre Unternehmungen nach Aufsen veranstaltet. Was von dem hohen Alter und der Vortrefflichkeit der Kretischen Gesetzgebung, was von des Rhadamantys strenger Gerechtigkeitspflege einstimmig die Sage berichtet, führt den Verf. zu dem richtigen Schlufs, dafs bereits in Minoischer Zeit auf Kreta sich ein Staatsverhältnifs gebildet habe. Gründete Minos die Thalattokratie, so ist auch nach des Verf. gleich richtiger Ansicht der Begriff von Seeräuberei damit zu verbinden.

Im vierten Abschnitt des zuletzt genannten Buchs (S. 215 — 391) werden *Kreta's Colonien* und *auswärtiger Verkehr* untersucht. Ref. ist mit dem Verf. darin einverstanden, dafs die Kretischen Colonien, die in so grofser Menge uns begegnen, keineswegs geläugnet werden können, hält jedoch dafür, dafs wohl alle, die als solche genannt werden, nicht wirklich es seyn mögen. Dieser vortrefflich ausgearbeitete Abschnitt gewährt dem Leser einen klaren und schnellen Ueberblick über sämmtliche Niederlassungen der Kreter und die damit verbundenen Verhältnisse; er zeigt uns jene auf den Kykladen, auf Chios, in Erythräa auf dem Festlande, auf Lemnos, Peparethos, in Maroncia in Thrakien (im Lande der Kikonen), ferner in Vorderasien, und zwar in Troas, in Karien und Lykien, dann auf Rhodos und zweifelhafte Spuren auf Kypros und in Palästina, und endlich in Sicilien, Italien und Makedonien.

In dem nun folgenden *dritten* Buche der ganzen Schrift (S. 395 ff.), welches den zweiten Band schliefst, bemüht sich der Vf. keine geringe Aufgabe zu lösen, nämlich die *Verhältnisse von Kreta nach Minos*, und zwar bis zu Ende der *Dorischen Einwanderungen*, aufzuhellen. In der Tradition von den leztern, über welche man, wie Ref. schon oben bemerkt hat, eben so wenig wie über andere ähnliche durch Tradition uns überlieferte Züge leicht ins Reine kommen dürfte, erblicken wir die Vorbereitung zum Tode ächt Kretischer Cultur, das Hereindringen Hellenischer Culturelemente. In dem einen Abschnitt, welcher Kreta *bis* auf die Zeiten dieser Wanderungen betrachtet, wird die wichtige Verbindung der Kreter mit Hellenen in der Theilnahme jener am Zuge gegen Ilion nachgewiesen, und von der Colonie der *Magneten* auf Kreta gehandelt; in dem andern Abschnitt finden wir die Dorischen Einwanderungen in Bezug auf Kreta, und zwar durch die Tradition von der Colonisation auf dem Eiland durch Polis und Delphos so wie durch Althämenes erörtert, worauf der Verf. eine Uebersicht der *Dorischen Gründungen auf* der Insel gibt, als welche vornehmlich Lyktos, Gortyna, Rhytion, Phästos, Amykläon, Mykenae, Kydonia, die Pergamenische Gegend und Polyrrhenia hervortreten.

Den Beschlufs des ganzen Werks wird ein *dritter* Band machen, welcher die Verhältnisse Kreta's von der Zeit unmittelbar nach der Dorischen Einwanderung bis zur Römerherrschaft behandeln soll.

H. Reinganum.

Digitized by Google

XLIII.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Erster Theil vom Jahre 1794 und 1795. Zweiter Theil vom Jahre 1796. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828. Zwei Bände. 8.

„Das Resultat eines solchen Buches mufs immer die eigene freie, nur nicht willkürliche Production des Lesers seyn; es mufs eine Art von Belohnung bleiben, die nur dem Würdigen zu Theil wird, indem sie dem Unwürdigen sich entziehet." Indem wir diesen Spruch *Schillers* über Wilhelm Meisters Lehrjahre nebst der verwandten Aeufserung *Goethe's:* „dafs sich der Leser sehr productiv verhalten mufs, wenn er an irgend einer Production Theil nehmen will," aus diesem Briefwechsel heraus an die Spitze unsrer Anzeige stellen, geben wir dem Leser schon den ganzen Sinn dieser leztern. Darf jene Bemerkung bei einem kunstgebildeten Ganzen, einem abgerundeten Geisteswerke stattfinden, und sich überhaupt jeder schriftlichen Ueberlieferung mehr oder minder anschliefsen, so mufs sie nur um so stärker von solchen Mittheilungen gelten, die aus einer grofsen Fülle hin und her fluthender Lebenswogen gleichsam nur als einzelne Tropfen auf solchen Blättern bewahrt worden, während die übrige Fluth durch die Bewegung selbst in das Allgemeine des zusammenströmenden Lebens wirksam, aber ununterscheidbar sich ergossen hat. Diese Blätter demnach sind schon von Anfang Bruchstücke, welche jedoch die Kraft haben, auf ein Ganzes, dem sie gehören, den Leser zurückzuführen, und ihm die Aufgabe, das Verdienst und die Belohnung stellen, die schöne, belebte Gestalt dieses Ganzen nach der Wahrheit aufzufassen. Hiezu behülflich zu seyn, höhere Gesichtspunkte sogleich anzudeuten, dem Verständnisse nähere Wege zu bezeichnen, das ist es, was die Kritik hier schicklich zu wählen hat, und wenn ihr Geschäft hiebei von einiger Anmafsung begleitet erscheint, so kann sie in der Ausübung desselben um so bescheidner bleiben, da sie ohnehin, wie für das Buch so auch für sich, nur auf würdige Leser rechnet; mit der blöden Menge, für die es Noth wäre, dafs man bei einer solchen Erscheinung Alles rechtfertigte, den Inhalt, die Abfassung, die Herausgabe — denn offenbar wird hier der Lesewelt etwas geboten, welches ihr ursprünglich nicht bestimmt war, und worauf das Publicum, als das jedesmalige vom Tage, niemals vorbereitet ist — mit dieser Menge haben wir es hier nicht zu thun; es mag zuweilen nöthig seyn, ihr strafend entgegenzutreten, aber sie nur laufen zu lassen, ist in den meisten Fällen schon genug.

Diese Bruchstücke sind indefs nicht sowohl zu ergänzen, als vielmehr selbst Ergänzungen. Sie sind es für die reichste und schönste Lebensgruppe unserer Geistesbildung, für die gröfsten unserer in solcher Art nationalen Denkmale. Da kann freilich den vollen Gewinn der Betrachtung nur der Kundige, und besonders der Thätige haben, in desto höherem Grade, jemehr er schon das allgemeine Besitzthum sich angeeignet hat, und das Zusammengehörige überall zu verknüpfen weifs. Wer hier einen unmittelbaren Ertrag schwelgerischer Gefühlserregung, dramatischer Spannung, anspruchsvoller, eingerahmter Schilderungen erwartet, der mufs sich getäuscht finden; allein er verbinde den dargebotenen Stoff mit dem in dieser Art schon vorräthigen, er stelle das Einzelne in seine rechten Beziehungen, und ihm wird es nicht an freudiger Theilnahme, nicht an merkwürdigen Aufschlüssen, noch an reizenden Bildern fehlen. Bleibt auch dem antheilvollsten Leser Vieles gleichwohl nur als Kleinigkeit, dem kundigsten nur als Räthsel übrig, so ist doch nicht zu verkennen, dafs in anscheinend Geringfügigem oft erst die rechte Färbung für das Wichtigere gewonnen wird, und dafs das Räthselhafte, hier wie im Leben, stets anregt, und in den meisten Fällen der gefundene Schlüssel — findbar ist er doch meist — immer Befriedigung gewährt, unabhängig von dem Inhalte, den er aufschliefst.

Nothwendig ist in dieser Beziehung ferner, dafs der Leser nie einen Augenblick vergesse, wer hier vor ihm spricht: Goethe und Schiller sind es, welche hinter diesen Blättern stehen, und sie durch ihren Geisteshauch bewegen; die schönsten Namen unserer Nation, ihr bekannt und werth in voller Gebühr, mit welchen sich nicht leicht etwas verbinden kann, was demjenigen Empfänger gleichgültig bliebe, dem die Literatur eine Sache nicht blofs der dürftigen Tagesunterhaltung ist, sondern des reichsten Lebensgewinnes längst geworden; Schiller und Goethe sind es, die hier auftreten, dem vollen Antheil des Lesers schon vertraut, von denen er gern jedes wissen mag; nicht unbekannte Neulinge, denen aus solchen Blättern erst ein Antheil erwachsen soll! Hier

Digitized by Google

hat die Autorität, das Wohlerworbene und Aufgesammelte, durch den Namen am schnellsten bezeichnet und daher ihm vorzugsweise verknüpft, in ganzer Macht zu walten; hier ist ihre wahre Stätte, wo sie mit Recht herrschen darf, das engere Gebiet, auf welches man sie zurückführen mufs aus so vielen andern weiten Räumen, wo ihre Verehrung unrechtmäfsig betrieben wird. Wenn wir aber wollen, dafs hier die Autorität gelten soll, meinen wir damit noch nicht, dafs sie Mängel zu decken oder Lücken auszufüllen habe; keineswegs! sie soll nur von dem Kreise, wo das Edle waltet, dem aus Früherem schon gebührt, was ihm auch in Jetzigem nicht mangelt, das Gemeine zurückweisen, den Unverstand fernhalten, die stets bereit stehen, sich keck einzudrängen, wo solche Wache fehlt. Die Autorität, die wir ansprechen, rechtfertigt sich durch das uns Dargebotene vollkommen, dasselbe kann die gewährte nur bestätigen, und würde die versagte auch aus eigner Macht erobern. Und wie könnte es anders seyn, wie wäre hier ein Inhalt möglich, der nicht an und für sich schon den reinsten Werth verbürgte? Zwei der höchsten und begabtesten Naturen, welche, in reiferem Alter einander nahgestellt, zuerst nur abstofsend auf einander wirken, finden in edlem Bedürfnifs ihrer Seelen dennoch die Mittel und Wege, sich so zu rücken und zu stellen, dafs diejenigen Seiten ihres Wesens einander berühren, durch welche das innigste Zusammenwirken, die glücklichste Erhöhung der Kräfte, die höchste Geistesfreundschaft errungen wird. Diese Freundschaft, durchaus reif und männlich, ohne sentimentalen oder andern unreinen Beisatz, jeder Uebertreibung fern, ist darin wieder auch jugendlich, dafs sie dennoch auf gemeinsames Empfinden und Schauen der Welt, ja auf gemeinsames Dichten gegründet ist; sie schreitet so grofsartig und stark in ihrer wohlgemessenen Bahn, dafs für diese beiden Männer die Störungen gar nicht vorhanden scheinen, welche sonst aus gemeiner Welt auch den höchsten Jugendfreundschaften drohen. Mit liebevollem, freiem Sinne betrachten sie einander, unterscheiden wechselseitig ihr Wesen und ihre Kräfte, lassen das Verschiedenartige mit Anerkennung gelten, und indem sie einander weder meistern noch schmeicheln, gewinnen sie durch Wahrheit und Liebe nur um so mächtigeren Einfluss wechselseitig einer auf den andern. Dieis ist der höhere Lebensvorgang, der sich durch diese Briefe hinzieht; eine solche Erscheinung kann sich nicht entwickeln, ohne den anziehendsten Reiz auf diejenigen Zuschauer auszuüben, welche den Faden derselben im Gewirre der Einzelheiten festzuhalten wissen, und wir gestehen, dafs uns die Einsicht in dieses so würdige als eigenthümliche Verhältnifs schon ein genugsamer Gewinn däucht, der diesem Buche zu verdanken ist.

Mit diesem unmittelbar auf die Personen bezogenen Interesse verbindet sich noch ein anderes, auf ihre Werke sich verbreitendes, zunächst auf diejenigen, mit deren Entwurf, Ausarbeitung oder Herausgabe die beiden Freunde in dieser Zeit ihres regen Verkehrs vorzugsweise beschäftigt waren. Unsern Blicken enthüllt sich da die gewaltigste Thätigkeit; nur innerhalb der Zeit, welche die beiden ersten Theile dieses Briefwechsels umfassen, begegnen uns hier von Schiller die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, Wallenstein, und eine Anzahl seiner bedeutendsten Gedichte, von Goethe die Lehrjahre Wilhelm Meisters, die Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten, das Leben Cellini's, mancherlei Gedichte, und endlich Hermann und Dorothea; von Schiller blicken überdiefs die geschichtlichen Arbeiten, von Goethe die naturwissenschaftlichen Forschungen aus dem Hintergrunde bedeutend hervor. Die gegenseitige Theilnahme Beider an ihren Werken, mit so neidloser Anerkennung und doch scharfer Prüfung, so hochstehendem Lobe und unverholenem Tadel, die Art, wie sie sich wahrhaft fördern, von dem innerlichsten Aufschlusse bis zu dem äufserlichsten Rath, Alles diefs bildet um die Erzeugnisse, deren objectiver Werth uns längst erfüllt hat, eine subjective Atmosphäre von Besonderheiten, in welchen jener sich nur um so heller abspiegelt. So sind die ausführlichen Briefe Schillers über Wilhelm Meisters Lehrjahre und Goethe's eigne Mittheilungen über das Entstehen und Fortrücken dieses inhaltschweren und heitergeformten Buches ein reichhaltiger Commentar zu demselben, und könnten für sich allein schon als eine kleine Schrift bestehen, zu dem Besten gehörig, was Schiller je geschrieben. Die Arbeiten und Werke der *vereinten* Thätigkeit werden zum Theil erst durch diese Briefe in ihrem wahren Grunde aufgehellt; so die Herausgabe der Horen, aus welchen der ganze Briefwechsel seinen Anfang nimmt, und deren Richtung und Anordnung auf vielen Seiten der vorliegenden beiden Bände verhandelt wird; so ganz besonders die Entstehung der Xenien, zu deren Muthwillen die beiden rüstigen, tapfern Männer wie zu einer muntern, aber auch ernsten und höchst nothwendigen Jagdlust sich vereinigt haben.

Digitized by Google

Ueber diese zuerst unerhört verschriene, darauf allmälig zu ehrenvoller Anerkennung aufgestiegene Erscheinung unserer literarischen Geschichte finden wir die mannigfachsten Aufschlüsse. Die Xenien sind der wahre Anfang und das an Geist und Wirkung unübertroffene Vorbild all der späteren, mit ungleichem Talent und Glück, aber im Ganzen doch heilsam geführten, literarischen Gewitterschläge, durch welche von Zeit zu Zeit die angehäufte Verderbnifs aufgezehrt werden mufste, um für neue und bessere Pflanzungen den Boden zu reinigen. Der Rückblick auf jenes erste Beispiel dürfte jezt nur um so anziehender seyn, als gerade gegenwärtig ein ähnlicher Zustand der Auflösung und Verwilderung fast überreif wird, der einer solchen Reinigung durch einen neuen Wetterausbruch mehr und mehr bedürftig werden will. Wenn in der Literatur die Kleinen und Elenden aus ihrer Niedrigkeit aufgeblasen hervortreten, und sich den Hohen und Edlen nicht nur gleichstellen, sondern rechtend und mäkelnd sich gegen sie erdreisten, dann ist es ein jämmerlicher Anblick; erfrischend aber und erfreuend ist es zu sehen, wenn die wahrhaft Gewaltigen endlich kraft ihres ursprünglichen Meisterrechts die Armseligkeiten der Mittelmäfsigen und die Pfuschereien der Stümper aus dem angemafsten Raume hinauswerfen, wo nur das Würdige verehrt werden soll; freilich schreit dann gerade die Menge, welche es ganz richtig fand, wenn der Niedre sich an dem Hohen vergriff, über Unrecht und Gewalt; aber ihr Geschrei zeigt nur, wie nöthig es war, das Strafamt auszuüben! Es ist diefs eigentlich ein literarisches Ritterthum, dessen unser Zustand so wenig noch entbehren kann, wie das Mittelalter des politischen Ritterthums. Die tapfere, freie Kriegsgesinnung, welche in diesen Briefen die Freunde, noch inniger vielleicht, als es der Frieden allein könnte, vereinigt, ist freilich ohne Gefühl der eignen Kraft und Würde nicht zu denken; kleinliche Rücksichten fallen weg, falsche Bescheidenheit weicht dem kühnen Selbstlobe, schlechte Höflichkeit dem treffenden Wahrheitsworte, grofsmüthiges Enthalten gibt der persönlichen Vergeltung Raum; so mag Schiller unbedenklich sagen: „Es schadet uns nichts, wenn man uns für unbändig oder ungezogen hält," oder bei eifriger Verabredung günstiger Urtheile über die eignen Werke: „Wir wollen uns nicht für die lange Weile loben;" oder Goethe sich in offener Parteiung so äufsern: „Dafs man nicht überall mit uns zufrieden seyn sollte, war ja die Absicht, und dafs man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der gröfsten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das literarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugnifs, uns selbst Recht zu verschaffen, und den nekrologischen Schnabel zu verrufen, der unserem armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte. Ich erwarte nur, dafs mir Jemand was merken läfst, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expectoriren werde;" eben so bei ähnlicher Gelegenheit Schiller: „Auch über die Naturalität und ihre Rechte habe ich mich weitläuftig herausgelassen, bei welcher Gelegenheit Wieland einen kleinen Streifschufs bekommt. Aber ich kann nicht dafür, und da man sich nie bedacht hat (auch Wieland nicht), die Meinung über *meine* Fehler zu unterdrücken, im Gegentheil sie mich öfters derb genug hören liefs, so habe ich jezt, da ich zufälligerweise das gute Spiel in die Hände bekam, auch meine Meinung nicht verschwiegen." Andere Stellen zeigen, aus welch reiner, gesunden und starken Gesinnung das ganze Unternehmen der Xenien hervorgegangen, als deren Grundwesen, bei aller Bitterkeit und Schärfe, die sie haben, Schiller mit Recht den Geist und den Humor angibt, im Gegensatze der blofsen Grobheit und Beleidigung, deren man sich gegen sie bedient. Gleichsam aus der hohen Stellung eines Fürsten eröffnet Goethe seine grofsartige, doch mehr der Einsicht als der Absicht angehörende literarische Staatsklugheit dem verbündeten Mitstreiter; er sagt unumwunden: „Wenn ich aufrichtig seyn soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, dafs jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchen bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, dafs er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen, einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sizt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Gebärde. Ich hoffe, dafs die Xenien auf eine ganze Weile wirken, und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen, und ihm die

Digitized by Google

Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig und sicher zu seyn glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern." Schön sagt er in demselben Sinne: „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns blofs grofser und würdiger Kunstwerke befleifsigen, und unsere proteïsche Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln;" ein tüchtiger Wurf gegen diejenigen, welche, ohne wahren Friedensbesitz, auch der ächten Kriegsgesinnung weniger fähig sind, sondern in fortgesezten, zwecklosen Streithändeln nur ein unedles Gelüste befriedigen! Und um diesen Gegenstand würdigst abzuschliefsen, stehe hier noch das herrliche Wort von Goethe: „Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, dafs einen ärgert, wie schaal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Aufsenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnden, *in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist.*"

Es wird mancher Leser, der sich bisher mit einer befangenen Lieblingsvorstellung von Schiller und allerlei Vorurtheilen gegen Goethe herumgetragen, allerdings überrascht seyn müssen, wenn er nach den unwiderlegbaren Zeugnissen dieser Briefe in der gemeinsamen Erscheinung häufig den Einen so findet, wie er am liebsten den Andern voraussetzen wollte. Unläugbar ist in dem ganzen Verhältnisse nicht der sentimentale Schiller, sondern der naturkräftige Goethe der Sanftere, Gelassnere, Gütigere; Schiller zeigt sich in aller Beziehung schärfer, bittrer, betriebsamer, anhetzender, und übt in solcher Hinsicht einen überwiegenden Einfluss auf Goethe. Diefs darf uns jedoch nur als eine Bestätigung des zwischen beiden bedingten Verhältnisses gelten, und erklärt sich ganz aus dem ursprünglichen Uebergewicht, in welchem Goethe zu Schiller ewig stehen mufs. So steht jeder Höhere gegen den Untergeordneten, dieselben Erscheinungen finden sich in jedem solchen Falle wieder. Auch ist es unverkennbar Schiller, der bei diesem Wechselwirken am meisten gewinnt, er wird in seinem Innern auf ganz neue Bahnen gebracht, während Goethe nur auf seinen längstbetretenen Wegen gefördert wird. Wir wollen hiedurch dem edlen Schiller nicht zu nahe treten, im Gegentheil, wir nehmen diese Unterordnung nicht schlimmer, als er sie selbst ausdrückt, und rechnen ihm die redliche Einsicht und grofsartige Selbstverläugnung, womit er es thut, zur höchsten Ehre; er wird dadurch wirklich, wenn er es auch sonst nicht ist, Goethen ein Gleicher. In vielen Stellen seiner Briefe erklärt sich Schiller über den Unterschied, den er zwischen sich und Goethen findet, und man mufs die Ueberlegenheit bewundern, mit welcher er auf sein eignes Wesen, seine Gaben und Werke niederschaut; ja man kann sich im herzlichsten Antheil an dieser hohen Natur nicht enthalten, in ihr eine Geistesmacht vorauszusetzen, die, bei günstigeren, durch Krankheitsleiden weniger gehemmten, und nicht durch frühen Tod abgeschnittenen Lebenswegen, zu ganz neuen, unberechenbaren Entwickelungen geführt hätte. Ein Dichter zu seyn, erschien ihm das Höchste, er sah in ihm den einzigen wahren *Menschen*, und im besten Philosophen gegen ihn nur eine Caricatur; für den Dichter, den er meinte, hielt er sich nicht, aber desto eher für den Philosophen; indefs, nach diesem Spruche, wohl mit gröfserem Unrecht! Zwar wenn auch ein Philosoph ganz andern Schlages, der nicht einige glückliche Streifzüge nur, wie Schiller und Andre seines Verdienstes, im Gebiete des Denkens ausgeführt, sondern wie jeder ächte Meister, das ganze Reich neu geordnet und gestellt hat, wenn *Hegel* in einem Briefe an Goethe (S. dessen morphologische Hefte), bei Erwähnung des „zunächst austernhaften, grauen oder — wie man wolle — ganz schwarzen Absoluten" etwas Aehnliches merken läfst, so könnte man beinah versucht seyn, den Spruch für richtig zu halten, wenn nicht allzu geschwind einleuchtete, dafs der wirkliche Philosoph hier gut scherzen hat, wo es dem andern bittrer Ernst seyn mufs.

Nächst Goethen und Schillern selbst und ihren eignen Erzeugnissen, betreten diesen Schauplatz nun auch eine nicht geringe Zahl andrer Personen, sei es allein, oder mit ihren Schriften; sie werden meist scharf und eigenthümlich beleuchtet, zuweilen kurz und treffend abgefertigt, immer aber, im Guten wie im Bösen, mit Geist und Freimüthigkeit behandelt. Hier wird, durch Vorausgesetztes oder Nebenherliegendes verursacht, das Lückenhafte mitunter etwas verdriefslich; aber die Natur solcher Mittheilungen bringt es nicht anders mit sich, und wir möchten diese auch so nicht missen, da auch blofse Andeutungen nicht unfruchtbar sind. So wird unter andern der Name *Humboldt* unaufhörlich genannt, meist nur genannt, als eines Mannes, der zu den Freunden ge-

Digitized by Google

hört, ohne dafs es immer deutlich wäre, welcher der beiden Brüder hier jedesmal gemeint ist; aus dem Munde Goethe's oder Schillers möchte man doch nicht blofs den Namen, sondern auch etwas ihn näher Bezeichnendes hören, aber es ist nun einmal nicht da, wir müssen uns zufrieden geben, und zulezt werden wir gewahr, dafs auch der blofse Name hier seine Schuldigkeit thut, denn er weckt in uns jedenfalls die Vorstellung einer gedoppelten Sphäre von Geist und Wissen, welche zweien verschiedenartigen Lebensbahnen zur seltensten gemeinsamen Illustration geworden, und es ist genug, dafs wir diese Persönlichkeiten hier in Verkehr, in Genossenschaft, in lebendiger Einwirkung denken dürfen. Werthvolles Andenken verbindet sich ebenfalls dem Namen *Körner*, der als Freund Schillers den Verehrern des Dichters längst bekannt ist, hier auch aber nur häufig erwähnt, nicht näher geschildert wird. So auch schimmern bis jezt nur auf Augenblicke die beiden *Schlegel* in diesem Briefwechsel; ihre nachherige grofse Einwirkung auf die Deutsche Literatur lag damals noch im Keime, sie konnten von dieser Seite noch nicht gewürdigt werden; indefs zeigt sich schon in der Art, wie über sie gesprochen wird, dafs sie durch alles überschwängliche Lob, welches sie Jahrelang gewaltsam und unverdrossen steigerten, hier eine ursprüngliche Abneigung schwerlich ganz besiegen würden; indefs nennt Schiller sie grofse Kritiker, freilich um desto besser hervorzuheben, was er scherzend mittheilt, dafs sie den Roman Agnes von Lilien steif und fest als Goethe's Werk angenommen, ein Irrthum, der noch wohl zu entschuldigen ist. *Woltmann*, ein schönes Talent, das aber seinen Boden nicht fand, kommt auch ein paarmal vor, fast nur als Namen, und doch für den Kenner überzeugend, dafs Schiller ihn ganz in seiner wahresten Mitte gefafst hatte. Ein flüchtiges Streiflicht fällt auf die liebenswürdige und schwärmerische *Sophie Mereau*, von der eine Geschichte, die Schiller erzählen will, uns zwar entgeht, aber Goethe's hingeworfenes Wort: „Sagen Sie mir doch etwas von der Geschichte der kleinen Schönheit" eine ganze Schilderung ersetzen kann! Die hin und wieder ausgestreuten Urtheilsworte über *Jacobi*, *Jean Paul Richter*, *Engel*, *Fernow*, *Baggesen* und Andre sind in aller Kürze meist sehr merkwürdig und belehrend. Die grofsartige Erscheinung *Fichte's* leuchtet auch durch den Scherz noch hindurch, welchen sich Goethe und Schiller gegen „das grofse Ich von Ofsmannstädt" etwas unheimlich erlauben. In ungetrübter Achtung und Anerkennung wird jedesmal *Vofs* genannt.

Die ungemeine Schärfe Schillers gegen *Stolberg* wird denjenigen sehr auffallen, welche jenen fast auf gleichem Wege wie diesen vermuthen wollten, und gradezu meinten, bei längerem Leben würde Schiller ebenfalls katholisch geworden seyn. Wir finden diese Meinung ganz unhaltbar; der poetische Vortheil, welchen Schiller von den Formen der katholischen Kirche hat ziehen wollen, begründet sie nicht. In der Zeit dieser Briefe und der Xenien aber zeigt sich eine ganz entgegengesezte Richtung, und die damals noch umherschwankende Frömmigkeit Stolbergs erweckte in dem Kantischen Denker nur Unwillen, den auch Goethe mehr theilt, als man nach einer so tiefen Aneignung christlicher Denkart, wie ihm eben in dem Meisterwerke, den Bekenntnissen einer schönen Seele, gelungen war, von ihm erwarten durfte. Uebrigens hatte auch Stolbergs Vornehmheit, die später so hart von Vofs angeklagt wurde, schon früh Andre verlezt, und ihm in der Literatur eine Mifsstellung gegeben, deren Ungemach er nun auch selber zu tragen hatte; daher in den Xenien und hier der Angriff auch insonderheit auf den Grafen gerichtet wird. In der Ungunst, welche bei Schiller allgemein die sogenannten Frommen trifft, ist auch *Schlosser* mitbegriffen, durch die Freundschaft Goethe's keineswegs geschüzt; gegen *Lavater* ist diese leztere sogar geradezu in feindliche Abkehr umgewandelt. Es erregt allerdings eine unbehagliche Empfindung, Goethen von einem ehemals geliebten Jugendfreunde, dessen Erscheinung und Wesen er selbst so geistigschön geschildert, jetzo, bei der fälschlichen Nachricht von dessen Eintreffen in Jena, sagen zu hören: „Ich werde mich seiner zu enthalten suchen, und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden. Wenn die Conferenz zwischen ihm und Paulus zu Stande kommt, so zieht der leztere wahrscheinlich den Kürzern, und mufs sich doch bedanken, dafs er beleidigt worden ist. Es kostet den Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." Dafs dieses harte Urtheil jedoch in der Sache nicht unbegründet war, lassen andre Nachrichten uns nur zu sehr vermuthen. In Lavater war, wie die Xenien sagen, zum würdigen Mann und zu Schelmen der Stoff, Edel- und Schalksinn wunderbar gemischt. Ein vertrauter Freund und Genosse Lavaters hat uns mündlich die gleiche Schilderung von ihm gemacht; was Heinse im Jahre 1780 an Jacobi schrieb, sagt ganz dasselbe; und neuerlich ist über ihn ein Brief Wilhelms von Humboldt vom Jahre 1789 (in Forsters Briefwechsel) mitgetheilt worden, der ebenfalls, in zwar leiseren, aber vollkommen bezeichnenden Zügen, diesen Urtheilen sich zur Seite stellt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 87. u. 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Erster und zweiter Theil.

(Beschluſs.)

Es ist ein thörichtes und unreines Verlangen, daſs Bildnisse, auf deren Wahrheit und durchschauendem Erkennen unsere ganze Menschenkenntniſs, ja zulezt unser innigster Antheil an der Welt beruht, uns nur in einem falschen, verschönernden Schimmer, mit Auslassungen oder Zusätzen der Gunst, überliefert werden sollen. Das Recht der Todten ist, beurtheilt zu werden; das Recht der Lebenden, zu urtheilen. Und auch die Pietät der Freundschaft hat ihre Schranken hier. Es ist, in den meisten Fällen, nur würdig und rechtschaffen, mit sogenannten alten Freunden, die es einst seyn konnten, aber längst aufgehört haben es im Geist und in der That zu seyn, nicht noch lange sich, der tieferen Wahrheit zum Trotz, weichlich herumzuschleppen; es ehrt nur den Mann, die nicht probehaltigen abzuschaffen, ja nach Gelegenheit als Gegner unparteiisch zu bekämpfen; hier ist das Auge, die Hand, die man als ärgerliche von sich trennen und fortwerfen soll! An solchem Schicksale hat denn auch *Herder* unausbleiblich zu leiden; der so vorzüglich begabte und in so vielfachem Betracht schätzenswerthe Mann sank in seiner lezten Lebenshälfte mehr und mehr, und konnte sich nicht darein finden, Andre so mächtig steigen zu sehen; indeſs bleibt Goethe für ihn stets in milder Haltung, während Schiller gegen ihn um so schärfer angeht.

Wenn mit abgekommenen Freunden hier nicht anders verfahren wird, so kann man sich denken, wie es den zudringlichen Scheinfreunden, die von Haus aus nichts Anderes waren, den literarischen Höflingen, ergeht. Am schlimmsten fährt hiebei *Reichardt*, welchem Goethe und Schiller, man weiſs nicht welcher von beiden unbarmherziger, wiederholt gar übel mitspielen. Auch ein Ungenannter, aber nicht Unbekannter, ist von Goethe durch die wenigen Worte unvergleichlich abgethan: „Wenn Künstler und Kunstwerke sich nicht immer, wie die Bleimännchen, wieder von selbst auf die Beine stellten, so müſsten sie durch solche Freunde für ewig mit dem Kopf in den Quark gepflanzt werden; bei der Ohnmacht des Verfassers ist es auffallend, wie er sich durch gewisse Stiche selbst seinem eigenen Helden formidabel machen will.“

Doch allem Einzelnen hier nachzugehen ist weder nöthig noch thunlich. Aus diesen Andeutungen, die wir mit Absicht alle in einer gewissen Richtung gewählt, ersieht man genug die reiche Mannigfaltigkeit geistigen und literarisch-geselligen Lebens, das in diesem Briefwechsel sich vor uns entrollt. Der besondern Bemerkungen, gehaltreichen Aufschlüsse, eigenthümlichen Ansichten, merkwürdigen Sprüche und glücklichen Launen sind so viele durch das Ganze verstreut, daſs sich eine üppige Blumenlese daraus sammeln lieſse, in ihrer Art nicht minder ausgezeichnet, als die Gallerie von Bildnissen, die uns dargeboten ist. Die Hauptsache bleibt indeſs immer das Verhältniſs zwischen Goethe und Schiller selbst, dessen Entwickelung, Gestaltung und Fruchtbarkeit man um so bewundernder betrachtet, als man nicht leicht ein ähnliches Beispiel irgend woher zur Vergleichung rufen kann. Hievon ein Mehreres zu sagen, dürfte erst nach Erscheinung der noch übrigen Theile dieser Sammlung die rechte Gelegenheit zu nehmen seyn. Nur Eine Beziehung wollen wir jezt hier zum Schlusse noch auffassen, da sie vollständig in dem Gegebenen schon daliegt; sie betrifft das Verhältniſs des Lebens zur literarischen Hervorbringung und dieser hinwiederum zur Welt; wir wüſsten nicht, daſs dieses je schöner und groſsartiger in einer solchen Thätigkeit sich abgebildet hätte; die beiden Freunde sind Schriftsteller, aber sie verlieren sich nicht an diese Eigenschaft, ihr reger Antheil, ihr voller Trieb, ihre eifrige Beschäftigung in Literatur und Kunst erhalten sich stets in einer freien Sphäre; sie sind edle Personen, die

Digitized by Google

nicht dieses oder jenes durch ihre Schriften erst werden wollen, nicht einmal berühmt und geehrt, insofern diefs nicht von selbst sich ergibt; sie leben und geniefsen, sie warten die gute Stunde ab, sie bilden aus innerer Lust. Selbst die Kränklichkeit Schillers wird, durch die Unterbrechungen, welche sie seinen Arbeiten auferlegte, für diese heilsam, denn sie gehören nun ganz den Stunden der Frische und Kraft, sie sind, wie Goethe's Werke, die Werke eines *Gentleman*. Wie sehr der Mangel solcher Eigenschaft und Stellung die Gelehrten und die Literatur herunterbringt, zeigt unser heutiger Zustand nur allzu sehr.

K. A. Varnhagen von Ense.

XLIV.

1) ***Die Provincial- und statutarischen Rechte in der Preufsischen Monarchie. Dargestellt vom wirkl. Geheimen Rath von Kamptz.*** **Erster Theil 1826, XIV und 674 S. Zweiter Theil 1827, VI und 756 S. Dritter Theil 1828, XVI und 736 S. 8. Berlin bei Dümmler.**

2) ***Provincialrechte aller zum Preufsischen Staat gehörenden Länder und Landestheile. Herausgegeben von F. H. von Strombeck, königl. Preufs. Geheim. Justiz- und Oberlandesgerichts-Rath. Ersten Theils erster Band. Auch unter dem Titel: Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von L. A. W. Lentze, königl. Pr. Oberlandesgerichts-Rath.*** **Leipzig, F. A. Brockhaus. 1827. XXII und 470 S. 8.**

Willkür bricht Stadtrecht, Stadtrecht bricht Landrecht, Landrecht bricht gemeines Recht. Indem die Deutsche Parömie so den Fall einer Collision besonderer mit allgemeineren Rechtsnormen zu Gunsten der ersteren entscheidet, gibt sie mit dem leitenden Princip zugleich eine gewisse Zahl von Stufen an, in denen dasselbe Anwendung zu finden pflegt. Die Gliederung im Recht, welcher diese Zahl entspricht, mag schon mannigfaltig genug erscheinen; aber dennoch wird der Rechtszustand nicht weniger Deutscher Staaten noch eine weitere Abstufung fordern. Soll zunächst die Reihe mit dem Besondersten beginnen, so haben wir unter „Willkür" nicht nur die Beliebung der Gemeinde, die das Recht der Mutterstadt, mit dem sie bewidmet worden, umbildet, sondern auch die ursprüngliche Manifestation der Autonomie, die Willenserklärung des Einzelnen zu verstehen, durch welche jene Beliebung wiederum gebrochen wird. Sodann ist das „Landrecht" in den Territorien der neueren Zeit nicht selten nur eine Hauptstufe, die sich in mehrere Unterstufen absezt. Den reichsten Belag gibt gleich der Staat, mit dessen Rechten die anzuzeigenden Schriften sich beschäftigen. Sehen wir selbst auf einen frühern Moment, auf den für die Geschichte der Preufsischen Gesetzgebung so wichtigen der Mitte des 18. Jahrhunderts, so hatte sich damals ja schon vielfach die Erscheinung wiederholt, dafs kleinere Herrschaften, Grafschaften, Fürstenthümer, nachdem eine politische Verbindung auch ein gemeinsames Recht für sie erzeugt, in dieser Einheit wieder Theile eines gröfseren Territoriums wurden, ohne dafs, nach dem Geist der Deutschen Verfassung und den ausdrücklichen Erwerbsverträgen, jenen ersten Gliedern, noch den daraus erwachsenen, das besondere Recht, das sie mit in die Vereinigung brachten, verloren gehen durfte. Nicht nur die Hauptprovinzen, Preufsen, die Marken, Pommern, das neuerworbene Schlesien, auch die weniger compacten rheinischen, westphälischen, sächsischen Besitzungen geben das Beispiel mehrfach über einander stehender Landrechte, bei denen die Möglichkeit einer Collision und der Anwendung jenes Princips eintritt.

In demselben Staat hat um die genannte Zeit auch die Kategorie des gemeinen Rechts sich zu spalten begonnen. Die Betrachtungsweise der einzelnen, dem Markgrafen von Brandenburg unterworfenen Länder als eines Ganzen, seit dem grofsen Churfürsten geweckt, entfaltet sich entschiedener in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zu derselben Zeit, da eine im Generaldirectorium gemeinsame Verwaltungsbehörde organisirt wird, da wiederholte privilegia de non appellando (1702 und 1747) ein oberstes Landestribunal möglich machen, da endlich seit Friedrich dem Grofsen im Namen der vornehmsten und vom Deutschen Reich unabhängigen Provinz ein gemeinsamer für das Ganze gefunden ist, erscheinen häufiger neben den Provincialverordnungen, in welche selbst allgemeine Mafsregeln sich lange zu kleiden pflegen, Edicte

Digitized by Google

für die sämmtlichen Staaten, und es bildet sich mit den Anfängen eines *gemeinen Preufsischen*, eine neue Stufe zwischen dem Territorial- und dem *gemeinen* für *Deutschland* geltenden Recht.

Solche Fälle von Statuten, Privilegien, Gewohnheiten, Ordnungen, theils das Vermächtnifs der Autonomie des Mittelalters, theils das Resultat neuerer landesherrlicher Legislation, wie verschiedenartig an Ort und an Zeit der Entstehung, so an Umfang des Inhalts und der Gültigkeit, mochten in den Kreisen der einzelnen Gerichte von Geschichts- und Verfassungskundigen noch gehörig geschieden, in ihrem lebendigen Zusammenhang erfafst, und, wenn gleich mit Anstrengung, beherrscht werden. Dem Blick aber, der vom gemeinsamen Herrschersitz sich auf das Ganze richtete, dem Monarchen, der auch hier, wie in der Administration, eine solche Uebersichtlichkeit und Sicherheit der Regeln begehrte, die nöthigenfalls ihm die eigene Entscheidung gestattete, konnten die ungezählten, in bestrittenem oder mühsam ermitteltem Verhältnifs stehenden, von Ort zu Ort wechselnden Normen nur als wirre und zwecklos bunte Masse erscheinen. So ist denn die Verordnung Friedrichs des Grofsen vom 31. December 1746, welche ein jus certum et universale zu verfassen gebot, nicht nur auf Verschmelzung der beiden Classen des gemeinen Rechts, sondern auch bestimmt gegen die Vielfältigkeit des Particularrechts gerichtet. Es sollen ihr zufolge dem Deutschen allgemeinen Landrecht die Statuten einer jeden Provinz besonders beigedruckt werden, und zu diesem Zweck sollen die Provinzen und Städte, welche ihre Statuten und Privilegien erhalten wollen, sie in Auszüge bringen und zur Bestätigung einreichen; allein darunter soll nicht gerechnet werden, „wenn z. B. über Repräsentationsrechte an einigen Orten etwas Besonders statuirt sei, weil diese Rechte auf einen gleichen Fufs in allen Provinzen gesezt werden sollen; auch hinsichtlich der Gütergemeinschaft, woraus unzählige Processe und Confusion entstanden, soll eine Aenderung gemacht werden." Der Grundgedanke ist also: Gleichheit des Rechts in den königlichen Staaten, insofern nicht wohlerworbne Rechte der Corporationen und Einzelnes zu beachten sind. Bekannt ist, wie das damals angeordnete Werk der allgemeinen Gesetzgebung ins Stocken gerieth; rücksichtlich der Provincialrechte scheint gar nichts geschehen zu seyn.

Ein Menschenalter später gibt die berühmte Cabinetsordre vom 14. April 1780 dem grofsen Unternehmen neuen und erfolgreichen Schwung. Doch wie anders fafst sie das Verhältnifs des gemeinen und Provincialrechts auf. Ihre Bestimmungen scheinen die lange Erfahrung des königlichen Greises, die ihm die Eigenthümlichkeiten seiner Länder und Völker bekannt und werth gemacht, auszusprechen, wenn es heifst: „Da fast jede meiner Provinzen ihre besondere Verfassung, Statuta und Gewohnheiten hat, welche sehr von einander unterschieden sind, so mufs für jede derselben ein eignes Gesetzbuch gesammelt und darin Alles eingetragen werden, wodurch sich die Rechte der einen Provinz von der andern unterscheiden." Da aber diese Provincialrechte nicht vollständige Regeln gäben, sollte aus den fremden Rechten und den allgemeinen einheimischen Verordnungen ein „subsidiarisches Gesetzbuch, zu welchem der Richter beim Mangel der Provincialgesetze recurriren kann" angefertigt werden. Während also die Verordnung von 1746 das gemeine Recht als das vorwiegende, das particuläre nur als ein accessorisches betrachtet, ist hier das leztere unzweifelhaft vorangestellt, als das normgebende, das durch seinen Gehalt den des allgemeinen Gesetzbuchs bestimmt. Auch ist nicht von einer Aufhebung oder Aenderung, nur von einer Fixirung des bestehenden Provincialrechts die Rede.

Ein strenges Festhalten dieser Grundsätze würde folgenden Gang der Ausführung bedingt haben. Zuerst Sammlung und Redigirung der einzelnen Provincialrechte; sodann, nach gewonnener Uebersicht ihres Inhalts, Abfassung des die Lücken ausfüllenden allgemeinen Gesetzbuchs. Unstreitig wäre der Umfang der erstern dann sehr bedeutend geworden. Nicht nur die Institute des Deutschen Rechts, sondern auch die Römischen, insofern und wie sie in die Provincialgesetze aufgenommen waren, hätten darin Platz finden müssen. Für Ost- und Westpreufsen z. B. würde das umfassende Preufsische Landrecht von 1721 die Grundlage der neuen Provincialgesetzgebung gebildet haben. Doch es kann wenig frommen, die weitere Gestaltung das Rechts auf diesem Wege und die Schwierigkeiten, die sie hier gefunden haben möchte, zu verfolgen. Denn so sehr ist er verlassen worden, dafs jezt, ein halbes Jahrhundert nach jenem Erlafs, die dadurch angeordnete allgemeine Gesetzgebung schon einer Verjüngung zu bedürfen scheint, die provinzielle aber, die ihr vorangehen sollte, dem bei Weitem gröfsten Theile nach gar nicht zu Stande gekommen ist. Dagegen wird es nicht ohne Interesse seyn zu betrachten,

Digitized by Google

wie diefs geschehen, durch welche Mittel und Formen die Richtung der Zeit auf Einheit und selbst Einförmigkeit auch in diesem Felde eine Herrschaft gewonnen. *)

Der Keim zu einer völligen Umkehr jenes Ganges liegt gleich in den ersten Mafsregeln *Carmers* zur Ausführung der Cabinetsordre. Allerdings wird noch im selbigen Jahre der erste Schritt zur Provincialgesetzgebung, die Sammlung der bestehenden particulären geschriebenen und ungeschriebenen Rechte, angeordnet, allein gleichzeitig beginnen auch schon die Arbeiten für das allgemeine Gesetzbuch. Wollen wir für dieses erste Abweichen von der gegebenen Base auch nicht die natürliche Neigung der Centralbehörde für möglichste Erweiterung des allgemein Geltenden, auch nicht den Eifer des Grofscanzlers, den königlichen Wünschen baldigst zu genügen, in Anschlag bringen, so mochte doch schon gefühlt werden, dafs das bisherige Recht, bei der beabsichtigten blofs formellen Umgestaltung, auch einer materiellen nicht entgehn könne, dafs gewisse neue Principien, mochten sie den erwachenden allgemeinen Ideen jener Epoche die Hand bieten, oder praktischen Bedürfnissen abhelfen sollen, nicht blofs als subsidiarische gelten, sondern als absolute durch die ganze Gesetzgebung durchschlagen, und vor der Redaction der Provincialrechte zur Nachachtung, oder doch zur Prüfung aufgestellt werden müfsten. — Der Entwurf zum allgemeinen Gesetzbuch, zu dem das Hauptmaterial im Corpus Juris vorlag, und jedes Compendium des gemeinen Rechts eine Vorarbeit liefern konnte, wurde bekanntlich in den Jahren 1784 bis 1788 abtheilungsweise vollendet, zu einer Zeit, da für die Provincialrechte noch nicht einmal jener erste vorbereitende Schritt überall gethan war. **)

Diefs, nach obiger Mafsregel nicht wohl vermeidliche Zurückbleiben hat die Stellung der Provincialgesetzgebung zur allgemeinen entscheiden helfen. Bei der Uebersendung des Entwurfs an die Provincialjustizcollegien wird die Vergleichung desselben mit dem Provincialrecht vorgeschrieben; was dieses mehr oder dagegen enthält, soll ausgezogen und in Gemeinschaft mit den Ständen geprüft werden, ob es *als Ausnahme von der Regel* beizubehalten, oder auf die Vorschriften des neuen allgemeinen Gesetzbuchs zu reduciren sei (s. Rescripte bei Krause S. 104). Hienach ist also diefs leztere, das aus dem fremden Rechte, den allgemeinen Landesordnungen und einigem Neuern besteht, das regelmäfsig Vollständige, Normale, wonach sich das Provincialrecht möglichst einzurichten und zu beschränken hat, so dafs nicht nur manches einheimische Institut durch die Römische Regel, sondern auch diese, wo sie in ein Territorialgesetz aufgenommen, wiederum durch die neue Theorie gefährdet wird. Indessen liefsen jene Rescripte, so scharf sie auch die Abhängigkeit des Provincialrechts vom allgemeinen aussprechen mögen, doch noch einen Weg zu einer *wechselseitigen* Einwirkung beider auf einander offen. Mit dem Auftrag an die Regierungen und Stände beide zum Behuf der Provincialgesetzbücher zu vergleichen, erging zugleich ein andrer, den Entwurf zum allgemeinen selbst zu moniren. In der Gleichzeitigkeit beider Aufträge sowohl als in der Stellung jener Körperschaften lag unstreitig die Aufforderung, bei ihren Erinnerungen das Provincialrecht durch Vorschläge zu Abänderungen, Zusätzen, Vorbehalten und sonstigen Berücksichtigungen im allgemeinen Gesetzbuch möglichst zu schützen. In der That sind nun auch (nach *Simons* Bericht bei *Matthis* XI S. 222—226) von Regierungen und Ständen sehr zahlreiche Monita eingegangen. Allein wir müssen zweifeln, ob in diesen das Provincialrecht, wenn überhaupt, doch auf eindringliche Weise vertreten worden sei, wenn wir den Mangel eines, dem Entwurf gegenüberzustellenden, vollständig geordneten provincialrechtlichen Materials, als des sichern Fundaments, worauf die Monenten hätten fufsen können, erwägen. Und eine unten näher anzuführende Thatsache

*) Für die Geschichte der Provincialgesetzgebung von 1780 bis 1820, insbesondere rücksichtlich der Marken, Pommerns, Westpreufsens und Schlesiens, liefert uns die Daten ein sehr interessanter Auszug des vom Herrn Regierungsrath Krause darüber an das Ministerium der Gesetzgebung erstatteten Berichts, in v. Kamptz Jahrbüchern für Preufsische Gesetzgebung, Heft 35 S. 99 ff. Für Ostpreufsische ist zu vergleichen: *Lemanns* Handbuch über das Ostpreufs. Prov. Recht, Heft 1, für Halberstadt die Vorrede zur zweiten von uns anzuzeigenden Schrift, für Cleve-Mark, *Scotti* Cleve und Markische Prov. Gesetze Bd. IV. S. 2430.

**) In Schlesien und in den mehrsten Marken kam die Sammlung des Materials so ziemlich schon a. 1780 und 1781 zu Stande; in der Altmark dauerte sie von 1780 bis 1794, in Pommern von 1780 bis 1790, in Westpreufsen wurde sie bis 1791 ganz unterlassen. Gemeiniglich ist diese Verzögerung der Zahl und Zerstreutheit der Quellen und der zweifelhaften Natur der ältern und umgeschriebnen unter ihnen Schuld zu geben.

Digitized by Google

gibt den bestimmten Beweis, dafs es wenigstens in der Mark erst in einer spätern Periode zu solcher Vertretung gekommen sei.

So ward im Jahr 1791 und definitiv 1794 die Redaction des allgemeinen Gesetzbuchs abgeschlossen, und, wie wir annehmen müssen, ohne vollständige Uebersicht, geschweige Erwägung des bestehenden Particularrechts. Es tritt in die Stelle des bisherigen gemeinen Rechts (mit der bekannten temporären Ausnahme rücksichtlich des Inhalts von Th. II. Tit. 1 bis 3), gibt eine vollständige Theorie nicht nur für dessen Institute, sondern wo möglich auch für die bisher nur auf dem Provincialrecht ruhenden (z. B. Erbvertrag, Näherrecht, Zwangs- und Bannrechte), behält jedoch den Provincialgesetzbüchern theils eine nähere Bestimmung mancher dieser Institute vor (z. B. Unterthänigkeit, Colonatverhältnisse, Gütergemeinschaft, Heergeräth und Gerade), theils solche Gegenstände, die es nur erwähnt, um sie ihnen gänzlich zu überlassen (Altentheil, Interimswirthschaft, schlechte Zinsgüter u. s. w.) *)

Mit der Publication des allgemeinen Landrechts ergingen auch neue Vorschriften über die Redaction der Provincialrechte, die jezt, da sie eine wesentliche Voraussetzung des zu Stande gekommenen subsidiarischen Theils der Gesetzgebung bildete, noch dringender geworden war als früher. (S. die Rescripte des Grofscanzlers a. 1791 und 1794 und das Publicandum vom 22. Aug. 1798 bei Kr. S. 106 — 111.) Zugleich konnten und mufsten die frühern Grundsätze über das Verhältnifs beider, nach Fixirung des einen, noch schärfer aufrecht gehalten werden. Daher die Forderung möglichster Gleichförmigkeit des Rechts in allen Provinzen, also auch der möglichsten Beschränkung der aufzunehmenden Abweichungen vom Landrecht, und die Bestimmung eines unten näher anzugebenden engen Kreises von Gründen ihrer Beibehaltung. Der vorgezeichnete Plan der Ausführung ergibt nach der um diese Zeit vollendeten Sammlung des Materials folgende Hauptstadien. 1) Ordnung des Gesammelten nach der Folge des Landrechts. 2) Prüfung des Geordneten rücksichtlich des Beizubehaltenden von Seite der Landesjustizcollegien. 3) Gleiche Prüfung durch die Stände, und Conferenz derselben mit den Collegien. 4) Gleiches Verfahren mit den Kammern. 5) Redaction des Entwurfs durch die Justizcollegien. 6) Schliefsliche Prüfung vom allgemeinen Standpunkt aus durch die Gesetzcommission. Nach der Vollendung sämmtlicher Provincialgesetze sollten in einer neuen Auflage des Landrechts bei jedem Paragraphen die etwanigen Zusätze der Provincialrechte durch besondere Noten unter dem Text so allegirt werden, dafs die allgemeine oder beschränkte Gültigkeit jeder landrechtlichen Bestimmung gleich übersehen werden könnte. Als Vollendungstermin wurden von 1794 an zwei Jahre bestimmt. Allein nicht nur ist dieser, allerdings zu kurze Termin, nicht eingehalten worden, sondern es ist überhaupt nur das Provincialrecht für Ostpreufsen (mit Litthauen, Ermeland und den Kreis Marienwerder) 1801 zu Stande gekommen; für die übrigen hat die Arbeit auf jenen frühern Stadien Hemmungen gefunden. Wir heben aus ihrer Geschichte einige Punkte von allgemeinerem und gegenwärtigem Interesse heraus.

Ein erster betrifft Zahl und Begränzung der zu veranstaltenden besondern Legislationen. Was soll hier die Norm geben, die Bezirke der Provincialjustizcollegien, oder die davon zuweilen abgehenden Territorialgränzen und der hiemit zusammenhängende Umfang der Gültigkeit der Quellen, und im leztern Fall, bei welcher Landes- und Quellenabstufung ist zu ruhen? Sollen etwa die Marken ein gemeinschaftliches, oder jede ein eignes Gesetzbuch erhalten? und mag das eine oder das andre gewählt werden, wie sollen die Specialrechte kleinerer Districte, wie die Stadtstatuten materiell und formell behandelt werden? Als Resultat der meist nach den Wünschen der Provinzen getroffnen Bestimmungen ergab sich Folgendes: In *Brandenburg* arbeiteten anfänglich der Bezirk des Kammergerichts (Mittelmark, Ukermark, Priegnitz), die Altmark, die Neumark gesondert; 1792 vereinigte sich die Neumark, 1795 die Altmark mit den übrigen Theilen zu einem gemeinschaftlichen Entwurf; doch sollten das Lehenrecht und Unterthanenrecht der Neumark, das Erbrecht der ihr incorporirten Kreise, und gewisse Statuten Altmärkischer Städte für sich bestehen (s. Kr. S. 121—129). *Vor-* und *Hinterpommern* vereinigten sich über *ein* Gesetz; ob und auf welche Weise für die Rechte einzelner Landestheile und Gemeinden gesorgt worden, erhellt nicht aus den vorliegenden Daten. Lauenburg und Bütow wurden an Westpreufsen gewiesen, nachdem ein Bericht darüber eingefordert worden, wohin sich die statutarischen Rechte dieser Districte am mehrsten neigten; Bernstein

*) Eine willkommne Zusammenstellung der Sätze des Landrechts, worin eine Bezugnahme auf Provincialrecht statt findet, gibt der Bericht von *Krause* a. a. O. S. 198 ff.

Digitized by Google

an die Neumark (Kr. S. 153). In *Westpreufsen* wurden den Städten Thorn und Danzig besondre Statuten vorbehalten (Kr. S. 164). Auch für *Südpreufsen* war ein eignes Provincialrecht bestimmt (Edict vom 28. März 1794). In *Schlesien* geschahen Sammlungen und Entwürfe gesondert für die Bezirke der Oberamtsregierungen Glogau, Breslau und Brieg, doch scheint die Verarbeitung in ein Schlesisches Provincialrecht beabsichtigt worden zu seyn (Kr. S. 189, 194). Die Sammlung des Materials sezte hier, wo die Particularisirung des Rechts so weit geht, dafs namentlich in Niederschlesien das Erbfolgerecht von Dorf zu Dorf variirt, die Gerichte in manche Verlegenheit. Ein Rescript des Grofscanzlers vom 10. Jan. 1795 (Kr. S. 170) durchschnitt die Schwierigkeit. Es sei eine unübersehbare und unnütze Arbeit die jura successionum der einzelnen Dörfer aufsuchen zu wollen, es sollten die Erbfolgearten auf zwei Hauptclassen reducirt, auch für jedes Fürstenthum höchstens eine Art der Gütergemeinschaft zugelassen werden. Eben so seien auch die Stadtrechte nach dem allgemeinen Provincialrecht zu generalisiren, und nur die Statuten der bedeutendsten Städte der Gesetzgebung besonders anzuhängen. In den Sächsischen Provinzen wurde für das Herzogthum *Magdeburg* und das Fürstenthum *Halberstadt* besonders gearbeitet. Für die Westphälischen und Rheinischen Provinzen erhellt, dafs wenigstens für *Cleve-Mark*, *Ravensberg*, *Minden* eigne Gesetzbücher bestimmt waren (v. Kamptz Prov. R. II. S. 282, 375, 401).

Ein zweites bemerkenswerthes Moment bilden die Hindernisse, welche die Bearbeitung auf ihren verschiedenen Stufen zu besiegen hatte. Schon auf der ersten geschah es zuweilen, dafs die Gerichte den von den committirten Räthen nach der Ordnung des Landrechts verfertigten vorläufigen Entwurf verwarfen, und die Arbeit von Neuem beginnen mufste. So erging es 1796 in Westpreufsen dem von Scheiblerschen (gedruckten) Entwurfe, als zu einseitig im Interesse des Adels verfafst (Kr. S. 160). Noch hemmender wirkten die Differenzen der Collegien mit den Deputirten der Stände. Besonders bemerkenswerth sind die Verhandlungen in der Mark. Die im Jahr 1791 zusammentretende ständische Committee verfuhr mehr den Grundsätzen der Cabinetsordre von 1780, al den spätern Ansichten gemäfs, und ohne sonderliche Rücksicht auf die inzwischen eingetretne Fixirung der allgemeinen Gesetzgebung. Sie sammelte bis 1798 die Provincialrechte, wie es scheint, unabhängig von den frühern Sammlungen der Gerichte (vergl. Kr. S. 130 mit S. 119. 120), und richtete ihre Monita nicht nur gegen das von den Gerichten entworfene Provincialgesetz, sondern auch noch gegen das allgemeine Landrecht selbst, und zwar von der Basis des gesammten bisher geltenden Rechts, also auch von der des frühern gemeinen Rechts, aus, Dieſs war freilich in Bezug auf den Inhalt der suspendirten drei Titel des zweiten Theils gestattet, über diesen hinaus aber dem Publicationspatent von 1794, das ja die gemeinen Rechte abolirt, völlig entgegen, und wiewohl die Stände ihr Weitergehen darauf gründeten, dafs die frühern gemeinen Rechte im Einverständnifs des Landesherrn mit den Ständen als *Provincialrecht*, nicht als subsidiarisches Recht, aufgenommen seien, so konnte doch die Kammergerichtsdeputation sich auf Monita dieser Art nach höhern Vorschriften gar nicht einlassen, s. Publ. vom 22. Aug. 1798 und Cabinetsbefehl vom 9. Sept. 1800 bei Kr. S. 112, 113. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, dafs nach dem leztern Erlafs die von den Ständen gemachten Vorschläge zur Ergänzung und Verbesserung des Landrechts bei einer nach Vollendung sämmtlicher Provincialgesetzbücher zu bewirkenden Revision berücksichtigt werden sollten; eine Anerkennung dafs diese Berücksichtigung früher nicht genügend geschehen.

In andern Provinzen verursachten Weiterungen mit den Kammern eine Verschleppung, namentlich in Schlesien, das bekanntlich einen eignen, unmittelbar vom König abhängenden Finanzminister hatte. Die Cabinetsordre vom 22. März 1795 hatte hier befohlen, dafs die Justizcollegien ihre Entwürfe nicht auf Cameralgegenstände ausdehnen sollten. Auf deren Grund lehnten nun die Kammern die Conferirung über eine Reihe der wichtigsten Materien, die das Cameralinteresse betreffen konnten, gänzlich ab, z. B. über Servituten, Bannrechte, die gesammten städtischen und bauerlichen Verhältnisse, Gewerberecht u. s. w., und beabsichtigten ein besonderes Cameralgesetzbuch für Schlesien. Erst im Jahre 1803 sezte der Grofscanzler von Goldbeck durch, dafs die Kammern zur Conferenz angewiesen wurden (Kr. S. 170 ff.). — Wo auch dergleichen Differenzen nicht eintreten, hat zuweilen die Gründlichkeit in der Behandlung eines besonders reichen Materials und die Schwierigkeit, es in die vorgeschriebene Form einzelner precis gefafster Zusätze zum A. Landrecht zu giefsen, die Vollendung eben so sehr verzögert. So z. B. in Pommern. Die Sammlung der Rechte währte von 1780 bis 1790, eine

Digitized by Google

erste Verarbeitung kam 1797 zu Stande; sie erschien aber zu weitläuftig, und das 2521 Paragraphen starke Lehnrecht hatte die Form von Noten zu den entsprechenden 667 des Landrechts nicht annehmen wollen. Eine Umschmelzung des Ganzen (durch Hempel) ward im Jahr 1805 fertig, allein auch in dieser voraussetzlich gedrängteren Fassung hat das prüfende Gutachten der Gesetzcommission noch ⅔ des Inhalts überflüssig gefunden (Kr. S. 154). Hinsichtlich der übrigen Provinzen ist das lezte Ergebnifs der Arbeiten folgendes. Für die *Marken* ist ein Entwurf (von Wilke) vom Jahr 1795 mit besondern Bemerkungen für die Altmark von 1797 und die Neumark von 1799 vorhanden; dazu kommen specielle Entwürfe für die Gegenstände der landrechtlichen Th. II., Tit. 1 bis 3, Abhandlungen über das Bauernrecht, und die Resultate der bis zum Jahr 1805 fortgesezten Conferenzen mit den Ständen und Kammern. Für *Westpreufsen* ist ein Entwurf (von Oelrichs) im Jahr 1806 übergeben. *Breslau* überreichte den seinigen (von Steinbeck) im J. 1810, *Glogau* hat nur Eine dem ersten Theil des Landrechts entsprechende Hälfte desselben vollendet, *Brieg* lieferte gar keinen. Man war in diesem Oberschlesischen Gerichtsbezirk bis 1803 zur Materialiensammlung und einigen Anfängen der Redaction des Entwurfs gelangt. In diesem Jahr trat die Mehrheit der Stände mit einigen Modificationen dem Sentiment des Justizraths von Grottowsky bei: es sei gar kein Provincialrecht nöthig, „da die Menschen in allen Preufsischen Provinzen, ja in der ganzen Welt, nicht mehr nicht minder als Menschen seien, und das allgemeine Landrecht der Menschheit genug thue" (Kr. S. 187). Das Gericht wufste auch noch das Aufgeben dieser Modificationen zu erlangen, und trug wiederholentlich (bis 1811) um Aufhebung aller particulären Quellen an; sie erfolgte indessen nicht, weil die, hohen Orts Behufs derselben geforderte specielle Angabe der bestehenden Rechte nicht eingereicht worden. In *Halberstadt* ist der Entwurf nur für einzelne Materien zur Vollendung gelangt, für *Cleve-Mark* ist er (von Terlinden) ausgearbeitet, eben so für *Ravensberg*, und auch für *Minden* scheint er nach den oben angeführten Stellen fertig geworden zu seyn.

So war im ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts der gröfsere Theil der Provincialrechte zur Prüfung und Gutheifsung in höchster Instanz reif. Dafs die Gewalt der politischen Ereignisse seit 1806, und die gleich nachher beginnende Reformation der allgemeinen Gesetzgebung diese leztern Schritte verhindern mufste, liegt am Tage. Doch beweist ein Circularrescript vom 3. Jan. 1810, das die Oberlandesgerichte anweist, die aus dem Edict vom 9. Oct. 1807 und der Städteordnung erwachsnen Veränderungen in einem Nachtrag zu den Provincialrechten zusammen zu fassen, dafs nicht gleich das mühsam so weit gediehene Werk aus den Augen verloren wurde. Dieser Aufgabe ist für die Neumark 1811, für Pommern 1812 genügt, wie auch der Breslauer Entwurf von 1810 sie schon berücksichtigt.

Jezt, da die politische Gestaltung Preufsens consolidirt ist, da die allgemeine Gesetzgebung in ruhigerem Gange fortschreitet, scheinen auch für die endliche Erledigung der so lange ruhenden Provincialgesetzgebung neue Erwartungen gefafst werden zu können. Dafs aber die Umstände, diese Erledigung dringend fordern, dafs das Provisorium, in welchem seit 35 Jahren die Sache schwebt, in den Rechtszustand aufs Nachtheiligste einwirkt, ist unmöglich zu verkennen. Wir bezeichnen einige der hervorspringendsten Uebelstände. — Das Landrecht läfst den particulären Rechten ihre bisherige Gültigkeit bis zur Publication der Provincialgesetzbücher. Damit blieb nicht nur die dem frühern Recht vorgeworfne Zerstreutheit, Vielfältigkeit, Unsicherheit für die zunächst anzuwendenden Normen, insoweit sie wirklich vorhanden war, sondern sie wurde auch da, wo man sie nicht kannte, hervorgebracht. Zuvörderst ist eine Verdunkelung vieler particulären Quellen unvermeidlich eingetreten, nicht sowohl durch den blofsen Verlauf der Zeit, als durch die Kluft, welche ihr gegen das Bestehende gerichtetes Walten, zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert, überhaupt befestigt hat. Die daraus für den Richter erwachsende Schwierigkeit ist noch vermehrt durch das häufigere Durchkreuzen der von der Gültigkeit eines Territorialrechts bestimmten, und der Jurisdictions-Gränzen, und die folglich gröfsere Zahl der zu beherrschenden Quellen. Einem so gearteten Particularrecht steht das geschriebene leicht zugängliche, materiell sehr vollständige, subsidiarische Gesetzbuch gegenüber; ist da zu zweifeln, dafs der zwischen beide gestellte Richter, dem zu örtlichen Erkundigungen, historischen und philologischen Untersuchungen nicht Zeit, nicht Mittel, oft nicht Kenntnisse zu Gebote stehen, der gesetzlichen Regel, das Provincialrecht dem allgemeinen Landrecht vorzuziehn, in unzähligen Fällen entgegenhandeln wird? Und ist er nicht zu dieser Rechtsverletzung durch die so lange und

Digitized by Google

oft ausgesprochne gesetzgeberische Absicht, jene Quellen zu einem bedeutenden Theile als unnütz und hinderlich bei Seite zu schaffen, inducirt? So mufs die Aufrechthaltung des gesetzlichen Zustandes als von zufälligen Umständen, von der Form der Quellen, von Neigung und Kenntnissen der Richter und Sachwalter, vom Eifer der Betheiligten abhängig erscheinen; so ist unbedenklich manche provincielle und statutarische Bestimmung nicht durch den Gesetzgeber, sondern durch die von ihm so entschieden verworfne desuetudo und richterliche Willkür aufgehoben.

Aber auch da, wo die particuläre Quelle bekannt und in Ansehn ist, mufs häufig ein unsicheres Verhältnifs zu der einen vollendeten Hälfte der Legislation eintreten. Das frühere gemeine Recht war mit den Provincialrechten in der Anwendung verkörpert; wie und wo beide in einander griffen, hatte die Praxis oder gar eine Landesordnung längst bestimmt, die, das fremde Recht in bedeutenden Partien aufnehmend, jene Verbindung auch formell darstellte. Das Publicationspatent des Landrechts reifst einen Theil dieses lebendigen Ganzen hinweg; was es an seine Stelle sezt, ist weder ganz das Alte, noch ein auf genügende Kenntnifs des Bleibenden gegründetes und ihm angepafstes, sondern in vielen Beziehungen ein Neues, nach welchem sodann die Provincialrechte gemodelt werden sollen. Diefs Zusammenwirken zweier oft heterogener Bestandtheile, das man allenfalls zwei Jahre lang dulden zu können glaubte, hat eine Reihe, zum Theil noch nicht gelöster Dissonanzen erzeugt. Das neue Gesetzbuch wollte nicht nur, wie die fremden gemeinen Rechte, rein subsidiäre, sondern auch zuweilen, wie die einheimischen allgemeinen Verordnungen, absolute, das Provincialrecht aufhebende Bestimmungen geben, aber in der Voraussetzung des baldigen Erscheinens der Particulargesetzbücher hat es eben nicht Sorge getragen diese Fälle genau zu scheiden. Es ist z. B. bekannt, dafs es bis zum Jahr 1808 zweifelhaft blieb, ob der landrechtliche Majorennitätstermin von 24 Jahren nur statt des Römischen von 25 oder auch statt des Sächsischen von 21 Jahren gelte. So hat der Fall, wenn das Landrecht für gewisse Geschäfte gewisse Formen, das Provincialrecht deren andre vorschreibt, schwierige Fragen über das Verhältnifs beider veranlafst. *)

Welche Inconsequenzen und Zweifel hat endlich nicht jene Suspension der Titel über das Familienrecht und Erbrecht der Blutsverwandten herbeigeführt, die ihrerseits wieder als Folge der unvollendeten Ausgleichung zwischen den Forderungen des bisher geltenden Rechts und den Bestimmungen des neuen betrachtet werden mufs. Diese Titel sollen nach dem Publ. Pat. von 1794 auf zwei Jahre suspendirt bleiben. Die, jedoch nicht ausgesprochne Voraussetzung, unter der diese Anomalie gestattet wird, die Vollendung der Prov. Gesetzbücher, tritt nicht ein. Die Gerichte betrachten defshalb die Suspension als fortdauernd, gewifs secundum rationem legis, aber gegen das Gesetz, das „jede Abweichung vom klaren Buchstaben des Gesetzes, unter dem Vorwand einer aus der Absicht des Gesetzes abgeleiteten Auslegung verbietet; und noch jezt ist es lediglich der gesetzlich verpönte Gerichtsgebrauch, der in der Neumark die Suspension fortwähren läfst. — Die Suspension bezieht sich nicht auf den ganzen Inhalt der drei Titel, sondern nur auf solche Bestimmungen, „die das grade Gegentheil eines klaren und unstreitig recipirten fremden Rechts enthalten.“ Somit wird die Anwendbarkeit einer früheren Quelle von der Ansicht des Richters abhängig gemacht, ob ein Paragraph des Landrechts mit den Principien des Römischen und Sachsenrechts sich allenfalls vereinigen lasse oder nicht; von einer Untersuchung ferner, ob ein Satz des gemeinen Rechts wirklich im reinen Römischen Recht, oder nur in einer falschen Auslegung der Gerichte oder Rechtslehrer beruhe, also jene im Allgemeinen für unnöthig und gefährlich erklärte Interpretation wird gerade in sehr wichtigen und schwierigen Materien dem Richter wieder zugemuthet. Dafs die Gerichte die Verantwortlichkeit einer solchen oft mühsamen und verwickelten Entscheidung häufig abgelehnt, ergibt eine Reihe höherer Rescripte, die für einzelne Punkte der drei Titel bestimmen, inwiefern die Suspension sie treffe. — Für einige der Provinzen, welche kein Gesetzbuch erhalten haben, Pommern, Magdeburg, Schlesien, wird die Suspension späterhin aufgehoben. Allein hieraus entsteht ein neuer Zweifel, der freilich für das ganze Rechtsgebiet eintreten, für den Inhalt jener Titel aber am häufigsten vorkommen kann. Nämlich überall, wo das Provincialrecht neben dem Landrecht gelten soll, fragt sich, was ist überhaupt von dem früher geltenden Recht provinciell also beibehalten, was gemeines Recht also abgeschafft? ist nur der Anwendung des Corpus juris und des Sachsenspiegels entsagt, oder auch des Territorialrechts, des Statuts, das sich auf jene Quellen bezieht, sie theilweise in sich aufnimmt? sind die fremden *Quellen* oder ist das fremde *Recht* aufgehoben? Ein allgemeines Princip der Entscheidung dieser wichtigen Frage ist nur für Schlesien und Magdeburg hinsichtlich des Inhalts jener Titel dahin ausgesprochen, dafs das Römische und Sachsenrecht fortdauernd gelten, wenn in den Provincialrechten für sie eine ausdrückliche Reception oder Bezugnahme statt findet. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man vergleiche z. B. die kleine Schrift von Vater, über die weiblichen Bürgschaften in Schlesien, dritte Auflage. Breslau 1827.

*) Diese Entscheidung widerspricht nicht der oben angeführten, die gegen das Begehren der Märkischen Stände erging. Im lezteren Fall handelte es sich um den Inhalt des künftigen Provincialgesetzbuches, um ein Definitives, hier um dasjenige, was bis zu dessen Abfassung, also provisorisch, gelten soll.

Digitized by Google

Nro. 89. u. 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

1) *Die Provincial- und statutarischen Rechte in der Preufsischen Monarchie. Dargestellt vom wirkl. Geheimen Rath von Kamptz. I. II. und III. Theil.*

2) *Provincialrechte aller zum Preufsischen Staat gehörenden Länder und Landestheile. Herausgegeben von F. H. von Strombeck. Ersten Theils erster Band. Auch unter dem Titel: Provincialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von L. A. W. Lentze.*

(Fortsetzung.)

Aus Allem ergibt sich diefs wichtige Resultat. Mit oder ohne Suspension gewisser Titel des Landrechts besteht die Anwendbarkeit der alten gemeinen Rechte in bedeutenden Beziehungen, die unmittelbar praktische Nothwendigkeit der Kenntnifs des Römischen kanonischen so wie der Hauptstämme des Deutschen Rechts, des Sächsischen und Lübschen für den Preufsischen Juristen; das Rechtsstudium also, dessen Erleichterung und Vereinfachung die Cab. O. von 1780 beabsichtigte, sieht seinen Gegenstand gerade um den Inhalt der reichen einheimischen Legislation seit 1794 vermehrt. Mögen wir uns auch dieses Ergebnisses und einer freieren Thätigkeit der Gerichte, so sehr Beides den ursprünglichen legislatorischen Zwecken widerstrebt, im Interesse der Jurisprudenz erfreuen, so wird doch jene falsche Stellung des Richters zwischen dem allgemeinen und dem Particularrecht, jener Mangel an Gleichartigkeit und sicherer Abmarkung zwischen beiden von allen Gesichtspunkten aus für verwerflich und zerrüttend gehalten werden müssen. Hat man solchen Zustand bis jezt ertragen, so liegt der Grund wohl in der Schwierigkeit, ihn rasch und von der Wurzel aus zu beseitigen; dann aber auch allerdings in der Minderung des Uebelstandes durch den Untergang der Provincialrechte selbst. Wir haben ein allmäliges und defshalb oft noch zweifelhaftes Verschwinden in Folge einer Nichtachtung der Gerichte schon berührt; ein überlegtes, allgemeineres und entschiedeneres haben für einige Provinzen die politischen Ereignisse, für andere hiedurch nicht betroffene, die Gesetze der lezten Jahrzehnte bewirkt. Die ersteren sind (abgesehen von dem schon 1795 an Frankreich abgetretenen linken Rheinufer) die 1807 von Preufsen getrennten, dann nach den Befreiungskriegen wiedererworbenen Territorien: ein Theil von Westpreufsen, Posen, die Altmark, Magdeburg (links der Elbe), Halberstadt und die Besitzungen in Westphalen und am Rhein. Die fremde Herrschaft hebt hier alle Particularrechte, deren Gegenstand durch ihre allgemeinen Gesetze (den Code Napoléon) bestimmt wird, und mittelst einzelner Verordnungen noch manche der hienach stehen bleibenden auf; die Preufsische bestätigt bei der Wiedererwerbung das Geschehene für alle Institute, über welche das allgemeine Landrecht, mit Inbegriff von Th. II. Tit. 1—3, Normen enthält, und nur ausnahmsweise wird in den Provinzen zwischen Weser und Rhein die alte provincielle Gütergemeinschaft wieder hergestellt, und dem Gebiet der Stadt Danzig die Beibehaltung einiger particulärer Quellen gestattet. — Für Ostpreufsen, den anderen Theil von Westpreufsen, die übrigen Marken, Pommern und Schlesien, welche die Trennung nicht erfuhren, hat dagegen die einheimische allgemeine Legislation den Gehalt des Provincialrechts gemindert. Grade die Hauptinstitutionen, in welchen diesem die nähere Bestimmung vom Landrecht vorbehalten war, die Städteverfassung, die Unterthänigkeit, das Recht der Bauern am Gute, die bauerliche Erbfolge, die Gesinde- und Judenverhältnisse, das Näherrecht, das Handwerksrecht, die Auswanderungsbefugnisse, die Banngerechtigkeiten, sind entweder ganz

Digitized by Google

hinweggefallen oder durch die Gesetzgebung seit dem Jahre 1807 auf meist absolute Weise neu bestimmt. Aufserdem sind manche Particularitäten einzelner Provinzen durch specielle Verordnungen aufgehoben.

Dieser Verminderung des geltenden provincialrechtlichen Stoffes in der Preufsischen Monarchie ist aber noch eine, jene freilich bei Weitem nicht aufwiegende Vermehrung gegenüberzustellen. In den neuerworbenen Provinzen, für welche überhaupt das Landrecht Kraft erhalten, ist das vorgefundene Particularrecht bestätigt. So in den vormals königl. Sächsischen Ländern (1816), in denen jedoch das Russische Generalgouvernement vom Jahre 1814 schon die statutarischen und gewohnheitsrechtlichen Erbrechte aufgehoben hatte, und im Herzogthum Westphalen (1825). Es sind ferner auch seit Publication des Landrechts manche nur provincielle Verordnungen nöthig befunden, und endlich haben selbst die neuesten umfassenden Gesetze, z. B. über die gutsherrlich-bauerlichen Verhältnisse, bei der Anwendung auf einzelne Provinzen nähere Bestimmungen und selbst Abänderungen erlitten.

So sehen wir also das Provincial- und Statutarrecht seit dem Jahre 1780 vielfach geschmälert, aber nicht vernichtet, ja hie und da selbst neue Wurzeln schlagend, seine Stellung ungewifs, von dem Uebergewicht des allgemeinen Landrechts bedroht und dessen Principien wiederum störend, seine Fixirung seit 50 Jahren mit grofsem Kraftaufwande erstrebt, aber noch lange nicht vollendet. Die Frage, was gegenwärtig zu thun sei, kann in unseren Tagen einer ernstlichen Erwägung wohl nicht mehr entgehen, und auch uns führt die Würdigung der anzuzeigenden Schriften zu ihrer Erörterung. Doch scheiden wir dabei die legislatorische und die doctrinelle Seite. Ist erstens die Rede von Mafsregeln, welche die Gesetzgebung zur Beendigung des drückenden Provisoriums treffen mochte, so ziemt uns nur die bescheidenste Berührung dieser Frage. Drei Wege der Erledigung bieten sich in thesi dar: Vernichtung alles Particularrechts, blofse Ausmittelung und Bestätigung des bestehenden und eine umgestaltende Revision. Wir wissen und glauben nicht, dafs die unbedingte Befolgung des ersten neuerdings von irgend einer Seite vorgeschlagen worden sei. *)

*) Der 1811 zuletzt geäufserte Wunsch des Oberschlesischen Justizcollegiums kann nicht auf die jetzige Zeit, noch auf die ganze Monarchie bezogen werden, und lautete auch nicht absolut, denn für einzelne Bezirke und Orte sollte die Gütergemeinschaft, wiewohl nach den landrechtlichen Vorschriften beibehalten werden. Bei ähnlichen, spätern Wünschen anderer Justizcollegien (s. Kr. S. 191) bleibt die gemeinte Ausdehnung noch zweifelhaft. Man kann z. B. die Existenz von Particularrechten vertheidigen, und doch die Abfassung besonderer Provincialgesetzbücher für unnöthig halten. Wir haben beide Fragen im Texte nicht geschieden; aus der Natur der im Verfolg angeführten Gründe ergibt sich, ob diese nur für die Beibehaltung eines particulären Rechts im materiellen oder auch im formellen Sinne gelten.

Jedenfalls steht sie in solchem Widerspruch mit dem Geist unserer neuesten Gesetzgebung und mit jeder gesunden Betrachtung der Natur des positiven Rechts, dafs eine Darlegung ihrer Verwerflichkeit unnöthig scheint. Die zweite entgegengesezte Methode, die das irgend wie und wo Geltende aufsuchte, sammelte, sanctionirte, können wir in hypothesi nicht wohl von der dritten trennen, denn ein scharfes Feststellen dessen, was von dem seit dem frühen Mittelalter bis auf die neueste Zeit Begründeten durch spätere Gesetze oder Gewohnheiten geradezu oder mittelbar aufgehoben ist, die Einigung des Bleibenden, läfst sich von einer Umarbeitung, einem Anpassen an die gegenwärtige Organisation des Staats und die Bedürfnisse der einzelnen Provinzen nicht der Art, nur dem Grade nach scheiden.

So bleibt also nur das dritte, früher vorgeschriebene und eingeschlagene, seit zwanzig Jahren nicht weiter verfolgte Verfahren übrig. Aber welche Principien sollen auf dem weiten Mittelgebiet zwischen jenen beiden äufsersten Gränzlinien leiten. Versuchen wir es, bei dem Gewirre entgegengesezter Theorieen und der vielseitigsten Interessen, die hier zu den abweichendsten Wegen führen möchten, wenigstens einige sichere Normen zu gewinnen. Wir schliefsen sie an die durch das Publ. Pat. von 1794 gesetzlich gegebenen an. Dieſs gebietet *erstens:* wohlerworbene Rechte sollen geschüzt werden. Also Freiheiten, Vorrechte und andere Gerechtsame, welche Orte, Bezirke, Landschaften, Stände durch Gnade oder auf onerösem Wege erlangt, oder sonst hervorgebracht, derogiren den Bestimmungen des gemeinen Rechts. *Zweitens* werden Rechte als Gegenstand einer Aufnahme bezeichnet, welche sich auf die besondere Verfassung, natürliche Beschaffenheit und Lage der Provinz, oder auf eigenthümliche Arten von Gewerben und Beschäftigungen der Einwohner beziehen, und, wie das Publicandum des Grofscanzlers vom 22. Aug. 1798 sich aus-

Digitized by Google

drückt, „bei welchen die Nothwendigkeit der Beibehaltung aus diesen individuellen Verhältnissen überzeugend nachgewiesen, oder doch ihre Zuträglichkeit dargethan werden kann.“ Diese lezte Erläuterung erscheint uns, wir gestehen es, zu hart, indem dadurch den für die Beibehaltung Streitenden der Beweis der Nothwendigkeit oder Zuträglichkeit aufgeladen wird, da doch, wie einmal die Märkischen Stände bemerkten, jedes bestehende Gesetz die Präsumtion seines Nutzens und der Weisheit des Gesetzgebers für sich haben sollte. Wie dieser Ministerialerlafs eine Milderung, so läfst das Publ. Pat. eine genauere Bestimmung zu, die freilich den eigentlichen Kern der ganzen Schwierigkeit bildet. Vielleicht gelingt es durch Specialisirung einzelner Fälle zu ihrer Lösung beizutragen.

1) Alle Verordnungen, die seit der Publication des Landrechts etwas Particularrechtliches festsetzen und noch in Kraft sind, gewinnen durch den Umstand, dafs sie, der Aufstellung jener Principien ungeachtet, für nöthig befunden worden, eine starke Präsumtion zu Gunsten ihrer Beibehaltung für sich. 2) Eine gleiche streitet für alle provinciellen und statutarischen Institute, welche die harte Prüfung ihrer inneren Berechtigung ein Menschenalter hindurch glücklich bestanden, und ihrer nachtheiligen Stellung gegen das allgemeine Landrecht ungeachtet, ihr volles Ansehen bewahrt haben. 3) Alle rechtlichen Festsetzungen über lediglich provincielle und örtliche Einrichtungen und Zustände würden das allgemeine Gesetzbuch auf unpassende Weise belästigen. 4) Die Institute, bei denen das Landrecht ausdrücklich auf eine nähere oder alleinige Bestimmung der Provincialrechte hinweist, können diesen nicht wohl entzogen werden. Zwar ist eine solche Bestimmung, wie oben bemerkt, für die wichtigsten Materien durch spätere allgemeine Gesetze gegeben, allein für die übrig bleibenden, weniger bedeutenden, möchte ein gleiches Verfahren selten thunlich seyn. *)

Einer besonderen Erwägung scheint uns 5) noch das provincielle und statutarische Familien- und Erbrecht, besonders das eheliche Güterverhältnifs würdig. Gegen die zahlreichen und starken Stimmen, welche eine Abschaffung besonders der statutarischen Rechte fordern, welche die unendliche Mühe der Aufzeichnung und Sammlung hervorheben, welche in diesen so mannigfach nuancirten Gütergemeinschafts- und Successionsrechten die Marter der Gerichtshöfe erblicken, erlauben wir uns ein paar Worte der Vertheidigung grade der particulärsten Normen. Sie gilt eigentlich für alle Gegenstände, für welche noch jezt die Autonomie der Privaten lebendig ist, für welche die einseitige Willenserklärung, der Vertrag die nächste Norm gibt. Die solche Materien betreffenden Gewohnheiten und Willküren, was sind sie geschichtlich anders als ein Zusammentreffen der automatischen Thätigkeit vieler Einzelnen, als die allgemeinere Fixirung dessen, was durch jene als das Gemeinschaftliche, Uebliche durchging, eine Ersparung oder Erleichterung der besondern Willenserklärungen? Und wenn auch das Statut der Stadt von Aufsen her zugekommen, wenn auch eine *landesherrliche* Verordnung solche Verhältnisse für Einen Stand oder für alle regulirt hat, ist nicht nach jahrhundertlangem Wirken dieser die häuslichen Interessen eines Jeden fortdauernd berührenden Normen nicht nur eine Bekanntschaft, sondern ein Verwachsen mit Ansichten, Lebensweise, Einrichtungen besonders der niederen Stände zu vermuthen? Was bietet sich also als natürliche Folge der Aufstellung neuer Regeln dar? häufige und lange Störungen der häuslichen Verfassung; und bei entschieden vorherrschenden Neigungen und Gewöhnungen die Beibehaltung des Aufgehobenen durch die Privatautonomie. Und so möchte dem Gericht leicht statt der Einen Stadtwillkür die Erwägung einer Reihe von Willküren Einzelner zufallen. — Es ist ferner die Ansicht von der Divergenz der statutarischen Erbfolge u. s. w. gar häufig eine übertriebene und schiefe. Worauf reducirt sie sich bei einer nähern Betrachtung und Vergleichung, als auf eine, freilich vielfach wechselnde Combination von bekannten Elementen gewisser Hauptsysteme, oft nur auf eine gröfsere oder kleinere Erbquote, auf verschiedenartige Bestandtheile der Gerade u. s. w.; Bestimmungen, die allerdings für die Betheiligten von grofsem Gewicht seyn mögen, deren übersichtliche Aufzeichnung und Anwendung aber selten schwer fallen kann. Somit scheint uns innerhalb der Gränzen, in denen die Autonomie sich bewegen darf, die einfache Consequenz auf Schützung jener Particularrechte zu führen, solange die dabei Interessirten sie nicht selbst aufgeben. Während in gewissen Punkten eine Erwägung der Frage der Beibehaltung lediglich

*) Das Recht Tauben zu halten (Ldr. I. 9. §. 112), die Rangordnung unter verschiedenen Viehgattungen bei Hütungen (I. 21. §. 129) und dergl., wird wohl nach wie vor durch Localnormen bestimmt werden müssen.

Digitized by Google

durch die obersten Centralbehörden gewifs zum befriedigendsten Ziele führen wird, in anderen die Stände und Landescollegien ihre Provinzen vertreten mögen, dürfte in diesen am gerechtesten und zweckmäfsigsten der eigene freie Wille der einzelnen Ortschaften und Bezirke geehrt werden müssen. So scheint uns z. B. die Oberschlesische Oberamtsregierung zu weit gegangen zu seyn, als sie die Aufhebung der sämmtlichen statutarischen Rechte der Städte und des platten Landes vorschlug, ohne von den Betheiligten eine Erklärung eingefordert zu haben (Kr. S. 189), und eben so der Märkische Provincialrechtsentwurf, als er eine Fassung der Salzwedelschen Statute aufnahm, gegen welche Magistrat und Bürgerschaft der Stadt in einem ausführlichen Promemoria um unverrückte Beibehaltung ihres Successionsrechts baten (Kr. S. 128).

Doch wir dürfen uns nicht verhehlen, dafs diese Erörterungen über die gewichtige Frage noch für lange Zeit zu früh kommen mögen. Denn ungeachtet der Dringlichkeit einer Feststellung des Provincialrechts, ungeachtet einer frischeren ihr gewidmeten Aufmerksamkeit und den umfassenden Vorarbeiten, ist doch eine definitive Regulirung keinesweges als nahe zu betrachten. Wir stützen diese Ansicht auf die theilweise Nutzlosigkeit dieser Vorarbeiten nach den neueren Schicksalen, welche ihre Gegenstände betroffen, auf die unausweichliche Divergenz der Meinungen über die zu befolgenden Principien, auf die Wahrscheinlichkeit einer Mitwirkung der einzelnen Provincialstände, endlich auf die Abhängigkeit der Provinciallegislation von der in bedeutenden Partieen noch nicht vollendeten allgemeinen Gesetzgebung, und insbesondere von der vielleicht noch weit aussehenden Revision des Landrechts.

Je ferner uns nun eine legislatorische Abhülfe des jetzigen Zustandes der Dinge zu liegen scheint, desto freier und sicherer geben wir uns einer anderen, unserem Berufe näher liegenden Betrachtung hin, der Frage, wozu die Nachtheile die er bereitet, die Bedürfnisse die er erzeugt, die literärische Thätigkeit der Juristen auffordert. Wir gehen dabei von der Stellung der höheren Gerichte aus, bei der diese Bedürfnisse am lebhaftesten hervortreten. Die Bezirke unserer Oberlandesgerichte greifen jezt in der Regel in mehrere Gebiete der älteren Territorialrechte ein; manche sind aufserdem den benachbarten Bezirken als Revisionsinstanzen in gewissen Sachen vorgesezt (z. B. Halberstadt für Hamm, Münster, Paderborn, Magdeburg). Rechnen wir dazu den gemeinhin mehrmaligen Wechsel der Stellung der höheren Justizbeamten, so ergibt sich, wie viel seltener als sonst ein ganzes Leben der Gewinnung der innigsten Vertrautheit mit den Rechtsquellen eines Landes mittelst eigener Erforschung und Praxis gewidmet werden kann. Es bedarf immer mehr allgemein zugänglicher, die ganze Monarchie umfassender, vollständig belehrender Hülfsmittel zur Orientirung in einem Rechtszustand, der die frühere Mannigfaltigkeit mit einer durch die neueste Geschichte herbeigeführten Verwickelung vereinigt. Die schriftstellerische Aufgabe möchte sich nun etwa so zertheilen lassen. Zuerst würde eine möglichst genaue Angabe sämmtlicher Provincial- und Statutarrechte, nach der geschichtlichen Abgränzung geordnet, die Grundlage der Orientirung bilden. Eine zweite geographisch-statistische Arbeit wiese das Verhältnifs der heutigen Gerichtsbezirke zu allen durch den Umfang der Gültigkeit einer Rechtsquelle bezeichneten Gebieten nach, und dürfte, nach der Art wie beide sich durchschneiden, in manchen Fällen nur durch eine Aufzählung der den ersteren zugetheilten Ortschaften ihr Ziel erreichen. Auf diese beiden gründeten sich dann die auf Inhalt und Wirksamkeit der dort angegebenen Thatsachen eingehenden Werke, die am passendsten für die einzelnen Territorien gesondert unternommen würden. Als dritte nämlich und vielleicht schwierigste Arbeit stellen sich die einzelnen Provincialrechtsgeschichten dar. Ein Zurückgehen in die Ursprünge unserer Geschichte wird selbst bei dem Standpunkte, der hier vorwalten müfste, der steten Beziehung auf die Gegenwart, nicht vermieden werden können, denn wie manche der geltenden Quellen gehören nicht dem Deutschen Mittelalter an; ja die alten Gränzscheidungen der Germanischen Stämme sind in der geographischen Ausdehnung gewisser Institute noch jezt lebendig. *) Im Uebrigen dürften, neben der Skizze der politischen Schicksale und der ausführlicheren Geschichte der wichtigeren Rechtsquellen, auch systematische Uebersichten des materiellen Rechtszustandes der Hauptperioden nicht fehlen. Insbesondere wäre das Provincialrecht in der Gestalt, die es vor der Legislation der lezten 20 Jahre, also etwa zur Zeit der Promulgation des Landrechts, hatte, der sorgsamsten Bearbeitung werth. Wer vermag nach den Abstractionen, mit denen das Landrecht

*) Vergl. z. B. die in dem ersten unserer Werke Th. II. S. 253 angegebenen rechtlichen Verschiedenheiten zwischen Westphalen und Franken.

Digitized by Google

für manche Institute, z. B. Städte- und Dorfverfassung, sich begnügen mufs, ein klares und vollständiges Bild des damals geltenden Rechts zu gewinnen. Wer kann die neueste Legislation, welche z. B. die Güterzertheilung gestattet, den Juden das Staatsbürgerrecht ertheilt, die Unterthänigkeit aufhebt, verstehen und würdigen, wenn ihm die Belehrung fehlt, auf welche factischen Zustände diese befreienden Mafsregeln trafen, wo und welchergestalt die aufgehobenen Beschränkungen sich fanden. Nicht zu gedenken der Bedeutung, welche z. B. das Edict von 1825, die gutsherrlich-bauerlichen Verhältnisse zwischen Elbe und Rhein betreffend, dem Zustand von 1807 für die heutige Natur dieser Verhältnisse beilegt. — Einer vierten Reihe von Unternehmungen bliebe der Versuch vorbehalten, das jezt noch anwendbare Provincialrecht zum unmittelbar praktischen Gebrauch in der diesem bequemsten Form darzustellen. Die fünfte endlich bildeten Sammlungen der Quellen, von denen nur die umfangsreicheren und zugleich allgemein zugänglichen ausgeschlossen werden möchten.

Es leuchtet von selbst ein, wie jede dieser Arbeiten Muth, Umsicht, vielseitige Kenntnisse, mühsamen Fleifs, und die Vollendung aller ein Zusammenwirken zahlreicher Kräfte unter günstigen Umständen erfordern. Um so erfreulicher daher, wenn wir, bei der Betrachtung was neuerdings dafür geschehen, in den beiden vorliegenden Schriften schon so Bedeutendes verwirklicht sehen. Das unter 1) angeführte Werk eines hohen Preufsischen Staatsbeamten bezieht sich, so weit es vollendet ist, auf die oben als Grundlage der übrigen bezeichnete Arbeit, und gibt diese nach einem sehr ausgedehnten Plane. Es geht freilich von dem jetzigen Bestande der Preufsischen Monarchie aus, und berücksichtigt also nicht die ehemaligen Fränkischen Besitzungen, Ostfriesland u. s. w., dagegen beschränkt es die Angabe der Rechtsquellen keineswegs auf die noch geltenden. Und gewifs mit gröfstem Recht, denn da es nicht das Resultat, sondern die Vorarbeit einer Untersuchung über die heutige Anwendbarkeit der Quellen liefern sollte, so hätte jede derselben aufgenommen werden müssen, die, wenn auch nur noch in einer singulären Bestimmung, allenfalls gültig seyn oder das Gültige erläutern konnte. Wie viel gerathner und verdienstlicher also, die Gränze nicht in jener unsicheren Mafsgabe, sondern nur in möglicher Vollständigkeit zu suchen, und somit auch für die *rechtsgeschichtlichen* Arbeiten einen willkommenen Leitfaden zu geben. Dieser Ausdehnung danken wir z. B. die so neuen und interessanten Nachweisungen über die Rechte der Rheinprovinzen vor ihrer Vereinigung mit der Französischen Republik. Mit den eigentlichen *Rechtsquellen* sind ferner die bei Weitem schwieriger zu sammelnden sogenannten *Quellen* der *Rechtsgeschichte* verbunden, Zeugnisse von Autoren über die Gültigkeit gewisser Normen, merkwürdige Judicate, Anweisungen der obern Behörden, Berichte der Justizcollegien über die in ihrem Bezirk geltenden Gewohnheiten, unter denen wir besonders die im Jahre 1780 zahlreich von den Magistraten eingegangenen bemerken. Auch von der Regel der bloßen Angabe der Quellen ist eine Ausnahme zu Gunsten ungedruckter oder seltener gemacht, aus denen mehr oder minder reiche Auszüge geliefert sind.

Das Verzeichnifs der Quellen in diesem Umfang bildet erst den einen Haupttheil des Werks, den andern die Angabe der Literatur des Provincialrechts, mit der zugleich eine systematische Anordnung der vorher chronologisch angeführten Quellen verbunden ist. Auch ist die Literatur, bei dem Eingreifen der Rechtsgeschichte in die Landesgeschichte überhaupt, auch auf die leztere erweitert. Die Arbeit hat hauptsächlich das Privatrecht zum Gegenstand, doch finden wir auch Rücksicht auf Kirchen-, Criminalrecht und Proceſs genommen. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, dafs mit einer ungemeinen Belesenheit, einer Vertrautheit mit der Territorialgeschichte und einer Vorliebe zu dem in seiner Verwickelung oft ermüdenden Gang der Deutschen Rechtsbildung, sich noch die besondern Vortheile einer höhern Stellung, der so vieles Andern nicht Zugängliche unverschlossen blieb, und der gewissenhafteste Eifer in ihrer Benutzung vereinigen mufsten, um die Aufgabe auf eine befriedigende Weise zu lösen. Schon der äufsere Umfang des Werks kann hier ein Zeugnifs geben, dafs es geschehen; die Sammlung ist auf drei starke Octavbände erwachsen, die zusammen 137 Bogen in 1000 Paragraphen umfassen; ein Reichthum der ungeachtet der Ausdehnung des Plans doch Erstaunen erregt.

Die Anordnung einer solchen Fülle von Thatsachen war nicht leicht. Die Haupteintheilung gaben freilich im Allgemeinen die jetzigen Provinzen im administrativen Sinne, doch mit häufigen Modificationen, welche der geschichtliche Zusammenhang bedingte. So bleibt Ost- und Westpreufsen getrennt, eben so Niederrhein und Cleve-Jülich-Berg (lezteres mit seinem Bestande an

Digitized by Google

beiden Rheinufern), und die Lausitz erhält einen selbstständigen Platz. Der erste Band begreift die Marken, Ost- und Westpreufsen, Sachsen, Schlesien, also mit Ausnahme Sachsens, Provinzen für welche der Herr Verf. schon früher die bekannten Monographieen geliefert hatte; der zweite Pommern und Westphalen, der dritte Cleve-Jülich-Berg, Niederrhein, die Lausitzen und Posen, oder die Rechte der Völker „Fränkischen, Wendischen und Sarmatischen Stammes," von welchen die erstern besonders in einem überraschenden Reichthum erscheinen. In den einzelnen Provinzen mufste das ungleichartige Verhältnifs des Ganzen zu seinen Theilen die Anordnung auf verschiedene Weise bestimmen. In einigen erscheint uns ein seit langer Zeit geschichtlich begründetes Ganzes, die Einheit überwiegt in Quellen und Literatur die Besonderheit; so in der *Mark Brandenburg*, in *Ost*- und in *Westpreufsen*, *Pommern*, *Schlesien*, *Posen*. Hier war es thunlich den gesammten Stoff zunächst nach den drei Hauptgegenständen, allgemeine geschichtliche Literatur, Rechtsquellen, Literatur des Rechts, abzuhandeln, und die fernere Landesabtheilung erst in der Rubrik der Rechtsquellen hervortreten zu lassen. In andern hält sich das Gemeinsame und das Besondere die Wage; so in *Westphalen*, *Cleve-Berg* und in den *Lausitzen*, wo der Schatz des sowohl für das Ganze als für die einzelnen Theile Vorhandenen eine Wiederholung aller drei Rubriken für diese lezteren nöthig machte. Noch andere wie *Sachsen* (gebildet aus Magdeburg, Halberstadt, Herzogthum Sachsen, Erfurt, Eichsfeld und den Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen) und *Niederrhein* boten für den Standpunkt dieses Werks nur ein Aggregat verschiedener durch eine gemeinsame Administration verbundener Territorien dar; diese Provinzen bedurften daher nur ein Paar allgemeiner, einleitender Paragraphen, und die weitere Abhandlung des Stoffs mufste für jeden Landestheil besonders geschehen. — Bei der Bestimmung nun dieser Territorialabtheilungen konnten die heutigen Gränzen der Justiz- und Regierungsbezirke durchaus keinen weitern Einfluss haben; die Landes- und insbesondere die Rechtsgeschichte gab die einzig mögliche, aber freilich oft schwer aufzufindende und zu befolgende, zu höchst mannigfaltiger Anordnung führende Richtschnur. Die nach Ort und Zeit so verschiedene Quellenbildung, der Wechsel der Dynastieen, der Territorien Zusammenwachsen, Zertheilung und Wiedervereinigung nach neuen Combinationen und andere ähnliche Momente verlangten ihr Recht, und sind durchweg in der Darstellung markirt worden. — Wir können nur Weniges zum Beleg herausheben. In Schlesien war, abgesehen von der Grafschaft Glatz, zuvörderst Ober- und Niederschlesien zu trennen, in jeder Abtheilung konnten die Landschaften in systematischer Weise unter unmittelbare und mittelbare Fürstenthümer, freie Standesherrschaften und Minderherrschaften rubricirt werden. Westphalen, wo bekanntlich die Bildung gröfserer Territorien im Mittelalter nur in geringem Mafse zu Stande gekommen, zerfällt in 32 einzelne Fürstenthümer, Herzogthümer, Grafschaften und Herrschaften, zu denen auch Geldern und Mörs vom linken Rheinufer gezogen sind. In Cleve-Jülich-Berg hat jedes der drei Gebiete besonderes Landesrecht, dann gelten für Jülich und Berg, endlich auch für alle drei gewisse gemeinsame Verordnungen. Am weitesten geht vielleicht solche Art von Subordination der Territorialrechte am Niederrhein. Aufser den ehemaligen Reichsherrschaften und Reichsstädten finden wir 24 Gebiete, worunter die gröfsern und vielfach zusammengesezten Chur-Mainzischen, Kölnischen, Trierschen, Pfälzischen und Nassauischen Länder. Aber auch bei den kleinern, wie Solms, Wied, Salm machte die legislatorische Thätigkeit, welche die einzelnen zahlreichen Zweige dieser Häuser für ihre Antheile geübt haben, ein weiteres Zerfällen nöthig. — In allen auch den kleinsten Landschaften bildet dann noch der Gegensatz zwischen Landesrecht und statutarischem Recht der Städte und Dörfer eine unterste Abtheilung.

Versuchen wir nun den aus der reichen Sammlung zu ziehenden Gewinn anzuschlagen, so ergibt sich aus allem oben Bemerkten von selbst ihre Bedeutung für Preufsisches Recht, sei es nun, dafs sie den Praktiker unmittelbar in die Kenntnifs der Provincialrechte einführe, oder die übrigen für diese bezeichneten Unternehmungen vorbereite. Aber ihr Interesse erstreckt sich nicht minder auf das Deutsche Recht überhaupt, wie die einfache Erwägung der grofsen Zahl Deutscher Landschaften lehrt, die ganz oder in einzelnen Theilen der Preufsischen Monarchie einverleibt worden. So müssen zunächst Werke, welche vollständige Uebersichten der Deutschen Rechtsquellen zu geben versuchen, wie Silchow's Bibliothek, Riccii Stadtrechte, oder die hieher gehörigen Abschnitte unserer Systeme des Deutschen Rechts hier vielfältige Ergänzung und Berichtigung finden. Aufserdem werden sich dem für Geschichte oder

Digitized by Google

Dogmatik unsers Rechts Beschäftigten fast auf jedem Blatte erwünschte Belege für irgend einen Lehrsatz, eine historische Thatsache, Aufschlüsse über Zweifel, mehr oder minder ausgeführte Hinweisungen auf seltene oder unbekannte Erscheinungen darbieten. Insonderheit kann der Bearbeiter einzelner Institute des Deutschen Rechts, in den systematischen Abschnitten, die den Landestheilen, deren Rechtsstoff es möglich machte, angehängt sind, eine willkommene Ausbeute erwarten. So ist z. B. das für eheliches Güterrecht und Erbrecht theils nachgewiesene, theils wirklich mitgetheilte Material höchst bedeutend.

Die Natur dieser Blätter gestattet nicht ausführliche Auszüge zur Bestätigung des Angegebenen, doch können wir uns die Mittheilung einiger Notizen, die manchen unserer Leser interessiren dürften, nicht ganz versagen. Aus der Zahl früher ungedruckter, ja selbst unbekannter Rechtsquellen, von denen hier die Rubriken und wichtigeren Stellen aufgenommen sind, bemerken wir die Statuten von Aschersleben (I. S. 379 ff.), von Wittenberg (I. S. 465), das Sandwellsche Landesurtheil (II. S. 623), die Statuten von Coesfeld (II. S. 621), Lamprechts, durch den Gerichtsgebrauch bestätigte Darstellung des Erbrechts in der Grafschaft Sayn-Altenkirchen ganz mitgetheilt (II. S. 429), die Rechte der Städte Cleve, Calcar, Duisburg, Gennep, Rees (III. S. 24, 44, 47, 65, 73), das Emmerichsche Schöffenrecht (S. 59), die Prümschen Landesgebräuche (S. 497), das Rommersheimer Schöffenwaisthum von 1298 (S. 502). Defsgleichen von zwar gedruckten aber seltenen Territorialrechten, die Wildenbergsche Ordnung von 1607 (III. S. 188), die Spanheimische Untergerichtsordnung von 1578 (III. S. 337), das Landrecht der Grafschaft Saarbrück von 1321 (S. 379), die Coûtumes générales von Luxemburg von 1623, besonders interessant über Leibeigenschaftsverhältnisse (S. 407), die Costumes de Limbourg (S. 442), die Loix de Stavelot (S. 510), die Manderscheidtsche Ordnung gegen Güterdismembrationen von 1694 und Landesordnung von 1768 (S. 537, 542). — Beispiele reicher Literatur geben die Schriften über die Fehmgerichte (II. S. 275) in 54 Nummern, über Westphälische Leibeigenschaft (II. S. 263) in 62 Nummern, vor Allem aber das Pommersche Lehenrecht auf 69 Seiten (II. S. 166 — 234). — Neue Beiträge zur Geschichte wichtiger Rechtssätze fanden wir z. B. in dem Edict der Grafschaft Mark von 1712 über die Bedeutung der Regel: le mort saisit le vif (II. S. 294), in den Bestimmungen der Mildenbergschen GO von 1607 (III. S. 188), der Münsterschen VO von 1688 (II. S. 496) und der Jülich-Bergschen von 1716 (III. S. 149) über die Beweiskraft der Handelsbücher. — Auffallend war uns der Ausdruck „Stadtgewohnheit oder *Stadtbold*“ in den Stolpe'schen Statuten von 1613 (II. S. 117; S. 115 steht wohl verdruckt „Stadtboede“), als Bestärkung der Befugnifs „Weichbild, Wigbold“ mit „Stadtrecht“ zu übersetzen. Diejenigen, welche „Witthum“ in etymologische Verbindung mit „Wittwenthum, vidualitium,“ bringen, und etwa gar weitere Folgerungen über das Gebundenseyn der Leibzucht an den Wittwenstand darauf bauen, werden sich vermuthlich aus der Weise, wie das Wort in dem Saarbrücker Landrecht Cap. VIII (III. S. 396) vorkommt, davon überzeugen, dafs es vielmehr mit „widmen“ zusammenhange.

Wir übersehen endlich aus dem hier Gelieferten vollständiger als irgendwo, was bisher für die andern oben desiderirten Arbeiten, namentlich für die Geschichte und Sammlungen der Preufsischen Provincialrechte geschehen ist. Es ist dabei nicht unerwähnt zu lassen, dafs die von dem Hrn. Verf. herausgegebenen Jahrbücher für Preufs. Gesetzg. eine Reihe von Aufsätzen zur inneren und äufseren Rechtsgeschichte enthalten, so z. B. die Bände XVII, XIX, XXII, XXVI schätzenswerthe Uebersichten des Wechsels der Gesetzgebung in den Provinzen zwischen Elbe und Rhein seit 1806.

Dafs für ein Werk dieser Art ungeachtet der Fülle des Gegebenen noch immer Ergänzungen und Berichtigungen übrig bleiben, versteht sich von selbst. Doch scheinen uns diese Blätter nicht geeignet, das Schärflein aufzunehmen, was wir dazu liefern könnten. Hoffentlich wird in der Folge ein Supplementband mit dem Nachtrage der späteren Erscheinungen auch Resultate fortgesezter Nachforschungen und Mittheilungen enthalten. Durch ihn dürften wir vielleicht noch einen andern Wunsch erfüllt sehen, den wir hier zu äufsern uns gestatten. Ein paar allgemeine Register, die freilich die vorigen Bände zu sehr angeschwellt hätten, würden den Gebrauch des Werkes, das bei seiner Reichhaltigkeit einen gar grofsen Umfang gewonnen, sehr erleichtern; namentlich ein alphabetisches Verzeichnifs der angeführten Orte und der kleinern in den Inhaltsrubriken nicht genannten Herrschaften und Bezirke; sodann ein gleiches über die Hauptmaterien, für welche Rechtsquellen und

Digitized by Google

Schriften vermerkt sind. Denn allerdings ist bei der grofsen Zahl der systematischen Abschnitte das Aufsuchen der einzelnen sehr zeitraubend, besonders da der Mangel von Columnentiteln und die häufige Länge der Paragraphen diese nicht leicht auffinden lassen.

Wir wenden uns zu der *zweiten* der angezeigten Schriften. Wie der Titel schon ergibt und die Vorreden näher ausführen, ist sie die erste Lieferung eines sehr ausgedehnten Unternehmens des Geh. Justizraths von Strombeck, die nichts Minderes bezweckt, als die Realisirung der vierten oben gedachten Reihe von Arbeiten, einer Darstellung des geltenden Particularrechts aller Preufsischen Provinzen, in welche das Landrecht eingeführt worden. Jedes Provincialrecht soll in zwei Abtheilungen zerfallen. Die erste enthält die neben der allgemeinen Gesetzgebung noch geltenden Provincial- und Ortsrechte, nach der Ordnung und in Form von Ergänzungen des Landrechts, mit Allegation der Quellen die den Satz begründen, und mit der hier so oft erforderlichen Vertheidigung seiner Aufstellung. Die zweite gibt in extenso alle VOO. u. s. w. chronologisch geordnet *), worauf eine, selbst zweifelhafte und bestrittene Bestimmung sich stützt, und gewährt somit dem Juristen die Mittel zur eignen Prüfung. Die Verdienstlichkeit einer solchen Conception glauben wir nicht genugsam hervorheben zu können. Ihre vollständige Durchführung würde die geschilderten Nachtheile einer gehemmten Provinciallegislation zum gröfsten Theile beseitigen; ja für den jetzigen Zeitpunkt stehen wir nicht an, einer solchen Privatarbeit vor der legislativen für Abhülfe jener Gebrechen den Vorrang zu geben. An sofortiger und allgemeiner Benutzung der erstern, sobald sie einigermafsen gelungen, kann nicht gezweifelt werden. Wir haben auch in der neuesten Zeit Beispiele *), dafs jede Darstellung gerne ergriffen wird, die das zerstreute, verdunkelte Recht concentrirt und in bestimmte Gedankenform fixirt; wie denn gar eine solche, die den Bedürfnissen des Praktikers in der ihm bequemsten Weise entgegenkommt, durch welche ein Uebersehen gesetzlicher Normen, das bei dem jetzigen Zustande oft verzeihlich ja unvermeidlich ist, nur der Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit möglich bleibt. Da andererseits die etwanige Zweifelhaftigkeit eines Satzes nach dem Plane angedeutet werden soll, da die Belege zugleich mitgeliefert werden, so ist bei Collegien, in deren Schoos Ueberlieferungen und das Ergebnifs eigner Forschungen über das Provincialrecht doch nicht ganz fehlen können, ein blindes Befolgen solcher Privatautorität gleichfalls nicht zu besorgen. So möchten wir uns vielmehr der Erwartung überlassen, das so Gegebne werde in prüfender Anwendung zugleich seine Ergänzung, Berichtigung und Feststellung finden, möge es nun in dieser geläuterten Gestalt nur in der Praxis oder auch in schriftlichen Ueberarbeitungen existiren. Ja der natürliche Gang der Dinge mufs noch weiter führen.

*) Hiedurch soll also auch für die fünfte der angegebenen Arbeiten, die Sammlung der Quellen, gesorgt werden. Wir haben dabei noch zu bemerken, dafs dieser Plan in einem Punkte mit dem unter 1) von uns angezeigten Werke coincidirt. Nach der Vorrede zum ersten Band des lestern nämlich sollte dem allgemeinen (in den erschienenen drei Bänden) vollendeten Theile noch in einem Specialtheil eine Sammlung der noch anwendbaren wichtigsten Particularrechte folgen. Hinsichtlich derjenigen Provinzen, für welche die Vollendung des v. Strombeck'schen sobald noch nicht zu erwarten, wäre es sehr zu bedauern, wenn dieser Plan wegen jenes Zusammentreffens aufgegeben seyn sollte.

*) Man vergl. die in v. Strombecks Ergänz. z. Allg. Landr. zweite Aufl. Th. II. S. 501 in Note 259e und 260 gegebenen, woraus unter Anderm hervorgeht, dafs ein im Jahre 1796 zum Behuf des Provincialrechts von Halberstadt verfertigter Entwurf über das Zehentrecht von den Gerichten bei Entscheidungen zum Grunde gelegt wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 91. u. 92.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

1) *Die Provincial- und statutarischen Rechte in der Preufsischen Monarchie. Dargestellt vom wirkl. Geheimen Rath von Kamptz. I. II. und III. Theil.*

2) *Provincialrechte aller zum Preufsischen Staat gehörenden Länder und Landestheile. Herausgegeben von F. H. von Strombeck. Ersten Theils erster Band. Auch unter dem Titel: Provincialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg, von L. A. W. Lentze.*

(Beschlufs.)

Die nicht hinwegzuläugnende rechtsgestaltende Kraft der richterlichen Thätigkeit wird von dem als formell bestehend Aufgenommenen, manches Veraltete, sich Widersprechende, von den Betheiligten nicht mehr Urgirte eben sowohl abstreifen, als sie diefs selbst bei vollständigen, aus Einem Gusse hervorgegangenen Legislationen nicht unterläfst, ohne dafs bei diesem abschaffenden Gerichtsgebrauch, wie gegenwärtig, gefragt werden könnte, ob er nicht lediglich in der Unkunde von dem Anzuwendenden seinen Grund habe. Das Unternehmen also, denken wir, würde nicht nur das bestehende Provincialrecht zur vollen und klaren Erscheinung bringen, sondern auch die Entscheidung der Frage, was ein künftiges Provincialgesetzbuch davon aufzunehmen habe, auf dem angemessensten Wege vorbereiten. In der mannigfachen Erspriefslichkeit einer solchen, der Materie nach legalen aber des gesetzgeberischen Stempels entbehrenden Vorarbeit, die den Bedürfnissen abhilft, die nichts präjudicirt, die der Legislation manche, ihrer Würde immer nachtheilige, declaratorische abändernde, revocatorische Verordnung erspart, liegt somit ein allgemeiner Grund, warum wir sie zur Zeit einer officiellen Redaction vorziehen möchten. Ein specieller beruht auf Folgendem. Manche der wichtigsten Institute, namentlich die gutsherrlich-bauerlichen Verhältnisse, sind durch die neue Gesetzgebung so normirt, dafs ein allmäliger Uebergang aus den alten, provinciellen, Verhältnissen in die neuen, mehr allgemeinen, stattfinde, so dafs noch eine Reihe von Jahren hindurch beide neben einander bestehen werden. Den strengeren Formen eines Provincialgesetzbuchs möchte es nun nicht wohl anstehen, Institute, die schon vom Gesetzgeber verurtheilt sind, und von Jahr zu Jahr mehr ihre praktische Bedeutung verlieren, noch ausführlich zu entwickeln; eine Privatarbeit würde nichts hindern, sich in dieser Beziehung, allenfalls in Noten, Anhängen u. s. w. frei zu bewegen. — Auch ein geringeres Mafs von Schwierigkeiten, und somit die Aussicht auf schleunigere Vollendung des Ganzen ist hier zu erwarten. Denn würde den Redactoren allgemein gewährt, was dem Herrn OLGR Lentze vergönnt worden ist, und die Vorrede des Hrn. von Strombeck hoffen läfst, die Benutzung der beim Justizministerium befindlichen Acten über die Provincialrechte, so wäre mit den darunter vorhandenen Sammlungen für die mehrsten ein sehr sicheres und ausgedehntes Fundament gegeben; obgleich wir nicht verkennen, wie viel in Prüfung und Sichtung dieses Materials, in der Berücksichtigung des Einflusses der späteren Gesetzgebung, in einer fortzusetzenden Sammlung von Präjudicien über Gewohnheiten, endlich in der planmäfsigen Formgebung des Stoffes gewissenhaften Arbeitern noch übrig bliebe.

Wir haben nach diesem über die erste sehr schätzbare Probe des Unternehmens noch Einiges zu berichten. Sie bezieht sich auf das Recht des Fürstenthums Halberstadt mit Inbegriff der Grafschaften Hohenstein und Regenstein und der Herrschaft Derenburg: Pro-

Digitized by Google

vinzen, denen nach ihrer Vereinigung mit Preufsen durch den Westphälischen Frieden, mittelst besonderer Recesse die Beibehaltung ihrer statutarischen und Gewohnheitsrechte zugesichert wurde. Ihr, durch spätere provincielle Verordnungen noch mehr ausgebildetes, particuläres Recht erlitt dann eine höchst bedeutende Schmälerung während der Westphälischen Gesetzgebung. Das geringe Material, was hienach und den folgenden Preufsischen Verordnungen noch übrig bleibt, erleichterte freilich vorliegende Arbeit gar sehr, wiewohl andererseits der Hr. Verf., ungeachtet der Mittheilung der Ministerialacten, doch bei der Zusammenbringung dieses Materials viele Mühe gehabt zu haben versichert. Es ist nun recht interessant im Einzelnen zu sehen, was und wie viel so umfassende Aufhebungsgesetze noch in Kraft liefsen. Die Zahl der Zusatzparagraphen zum Landrecht beträgt 185 auf 94 Seiten; doch kommt von lezteren ein nicht unbeträchtlicher Theil auf die oft ausführliche Rechtfertigung der Sätze. Der in der zweiten Abtheilung mitgetheilten Rechtsquellen sind 58, von einer Zehentordnung vom 15. Sept. 1675 an bis zu einem Rescript der Magdeburger Regierung vom 28. Febr. 1826, denen noch acht die Natur der Hohensteinischen Erbzinsgüter erläuternde Documente angehängt sind. Den Materien nach beschränken sich die Bestimmungen auf Jagdrecht, Pfändungen, Lehens- und bauerliche Verhältnisse, Rusticalservituten, Kirchenstuhlsrecht, Gerechtsame der Pfarrer- und Schullehrerwittwen, Zehent-, Feld- und Feuerordnungen. An doctrinellen Ausführungen ist besonders das Erbzinsgüterrecht (§. 18—34, S. 14—47) reich.

Im Jahre 1827 hatte der Herausgeber zur Ausarbeitung der Provincialrechte von Magdeburg, Pommern, der Neumark und der zu den OLGBezirken Münster und Hamm gehörigen Territorien Versprechungen erhalten. Wie gar viel fehlt also noch, um die Vollendung des Unternehmens zu sichern, dem wir allseitige Unterstützung und raschen Fortgang aufs Dringendste wünschen.

G. Homeyer.

XLV.

1. *Alcaei Mytilenaei reliquiae. Collegit et annotatione instruxit Aug. Matthiae. Praemissa est epistola ad V. Magnif. C. G. L. Grofsmannum.* Lipsiae 1827, sumptibus F. Ch. G. Vogelii. X u. 78 S. 8.
2. *Stesichori Himerensis fragmenta. Collegit, dissertationem de vita et poesi auctoris praemisit Ottomarus Fridericus Kleine, Ph. D. A. A. L. L. M., scholae Dusseldorpiensis collega.* Berolini, typis et impensis Ge. Reimeri, MDCCCXXVIII. XII u. 143 S. 8.

Die Bearbeitung der Fragmente eines alten Dichters mufs darauf verzichten, der unmittelbaren Anschauung des Lesers die geistige Eigenthümlichkeit desselben vorzuführen, wie diese in einem ganzen, wenn gleich kleinen Gedichte erkannt wird. Ihr Zweck kann nur dieser seyn, die hier und dort zerstreuten einzelnen Züge zu sammeln, welche erst zu einem möglichst zusammenhangenden und erfüllten Bilde vereinigt werden müssen. Gewifs darf und soll der Bearbeiter selbst diese Zusammenfassung, welche dem Leser möglich zu machen das lezte Ziel seines Thuns ist, für sich vollziehen; ob auch für den Leser, darüber kann man streiten. Jedermann wird anerkennen, dafs als die schönste Frucht solcher, den Ueberresten der lyrischen Kunst der Griechen gewidmeten Bemühungen, wovon zunächst die Rede ist, eine genauere Kenntnifs des inneren Lebens, theils jener hervorragenden Menschen selbst, theils der Stämme, welchen sie angehörten, zu hoffen ist. Auch mufs der Bearbeiter nicht allein durch die Vollständigkeit der Sammlung, sondern zugleich durch eine, zu leichter Uebersicht führende Anordnung, und insbesondere bei eigenthümlichen Lebensansichten durch Vergleichung der nämlichen oder der entgegengesezten Gedanken, welche etwa anderswo ausgesprochen werden, die Erreichung jenes Zieles befördern. Wenn aber ein Einzelner es unternimmt, eine abgeschlossene Charakteristik jener Dichter zu geben, so liegt die Versuchung zu nahe, den ungenügenden Daten durch willkürliche Ergänzungen zu Hülfe zu kommen; daher es am gerathensten scheint, die Urtheile der Alten, denen noch vollständige Werke vorlagen, unbefangen hinzustellen, und den Leser sich aus diesen und den geret-

Digitized by Google

teten Bruchstücken selbst seine eigene Vorstellung bilden zu lassen.

Zu dem für den bezeichneten Zweck zusammenzubringenden Stoff gehört bei einem Lyriker noch dringender als bei einem andern Dichter die vollständigste Nachweisung der persönlichen Notizen, über Zeitalter, Heimath, Verbindungen, Schicksale, Sinnesart. Hierauf wird der vorherrschende Inhalt der Gedichte darzulegen seyn, d. h. der Kreis sowohl von Empfindungen wie von Mythen, innerhalb dessen sich der Dichter bewegt; und die Form, in Hinsicht deren Dialekt und Metrum am bestimmtesten hervortreten. Endlich entsteht noch die Frage, von wem unter den Früheren in einer oder der andern dieser Beziehungen der behandelte Dichter abhängig ist, was er selbst geschaffen, und auf welche Späteren er entscheidend eingewirkt hat.

Vergleicht man mit diesen Anforderungen die hiehergehörigen Abschnitte der beiden zu beurtheilenden Schriften, so hat Hr. Matthiä über das Leben des Alcaeus in der Kürze wiederholt, was Andere gesammelt hatten; die Abhandlungen von Fr. Jacobs in der Allg. Encykl. 3. Th. und von O. Müller im Rhein. Museum, I. Jahrg. konnte er nicht benutzen, da seine Arbeit schon 1819 zum Druck fertig war. Doch vermifst man ungern die Erwähnung seines Verhältnisses zur Sappho und zum Lycus, so wie seines Aufenthalts in Aegypten, wenn auch die darauf bezüglichen Stellen unter den Fragmenten (41. 42. 43. 16.) nachkommen. Schon Gyraldus nennt aufser Antimenidas einen zweiten Bruder Cicis, welchen die Späteren, und so auch Hr. M., mit Stillschweigen übergehen; allein wenn schon mit der Angabe des Suidas unter *Κίκις* das Etym. M. p. 515, 33 erst durch eine hier vorzunehmende Umstellung in Einklang gebracht werden kann, und das Etym. Gud. p. 322, 5. die Ueberlieferung auf ein Mifsverständnifs zurückzuweisen scheint, so hätte doch die Frage darüber wohl aufgeworfen werden sollen. Für die Darstellung seines Lebens, wie des Inhalts seiner Gedichte, war noch Fr. 94. zu benutzen. Gern würde man, wo von ihm als Dichter gesprochen wird, als Belege für Neuerung in Mythen Fr. 17. 18. 21. 23. 24. 49. 58 zusammengestellt sehen; aber weit mehr als über eine solche Auslassung ist man überrascht, über das Metrische nichts weiter als Folgendes S. 4. zu finden: Parvas eius et Sapphus strophas fuisse, quum Stesichorus et Pindarus ampliores periodos facerent, annotat Dionys. Halic. de struct. or. p. 262. ed. Schaef., nec video, cur non Alcaeum, poetam eundem et musicum, metri Alcaici inventorem habeamus. Abgesehen davon, dafs hierüber wohl nie ein Zweifel obgewaltet hat, sondern dafs vielmehr gefragt ist, ob er nicht auch die Sapphische Strophe erfunden habe, gehörte es nicht zur Nachweisung seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, die verschiedenen von ihm gebrauchten Versmafse zusammen aufzuführen, zumal da mehrere nach ihm benannt wurden? Dafs Horatius dem Alcäus als seinem Vorbilde nacheiferte, ist freilich sehr bekannt, namentlich aus seinen eigenen Aeufserungen, Epist. I, 19, 29. II. 2, 99. Diefs möchte indessen schwerlich als Rechtfertigung dafür gelten, wenn hier nicht davon die Rede ist. Es kann bei diesen Bemerkungen nicht von fern her der Gedanke entstehen, als ob Hrn. M. die Sachen fremd gewesen wären, welche Ref. an dieser Stelle berührt wünschte. Er durfte sie ja nur theils aus Fabricius und Harlefs, theils aus seiner eignen Schrift entnehmen, etwa mit Ausnahme der Zeugen über den angeblichen Kikis, und der Grammatiker, die von den Vermafsen handeln. Ref. mufs daher annehmen, dafs Hr. M. von einer andern als der oben dargelegten Ansicht über Zweck und Plan einer solchen Einleitung ausging, wenn er so Vieles, was *ihm* wesentlich und unentbehrlich scheint, meinte übergehen zu dürfen.

Hr. Kleine versichert, die dissertatio de vita et poesi Stesichori mit besonderer Liebe und Sorgfalt gearbeitet zu haben, und in der That sind durch dieselbe einzelne Punkte mehr als früher aufgehellt worden. Um aber das Gelungene und das Mangelhafte darin in seinem richtigen Verhältnifs heraustreten zu lassen, wird Ref. der Ordnung der von dem Verf. gemachten Abschnitte folgen. Die abweichenden Angaben über das Zeitalter des Dichters, bei Suidas, dafs er von Olymp. 37 bis 56 gelebt habe, bei Eusebius und Cyrillus, dafs er Olymp. 42, nach Eusebius im ersten Jahre derselben, bekannt geworden sei, bei Lucian, dafs er ein Alter von 85 Jahren erreicht habe, sucht Hr. K. dadurch in Uebereinstimmung zu bringen, dafs er das Geburtsjahr in Olymp. 33, 4. zurücksezt. Man könnte erwiedern, dafs kein gültiger Grund vorhanden ist, mehr das Todesjahr als das Geburtsjahr festzuhalten, besonders da jenes von Syncellus in Olymp. 55, von Eusebius bestimmt in Olymp. 55, 1. verlegt wird; wie denn Corsini, freilich nur mit Berufung auf die Briefe des Phalaris, den Dichter noch Ol. 57 leben läfst. Denn wenn der Verf. meint, dafs das Alter von 17 bis höchstens 20 Jahren, welches von Ol. 37 bis 42 herauskomme,

Digitized by Google

zu jugendlich zur Erlangung der summa illius artis palma sei, so legt er in das ἐγνωρίζετο, clarus habitus est, viel zu viel hinein, und aufserdem könnte man von Ol. 37, 1. bis 42, 4 immer noch 23 Jahre herausrechnen, indem Eusebius offenbar ebenso willkürlich das erste Jahr der bei Cyrillus unbestimmt gegebenen Olympiade sezt, wie er es mit der Bestimmung des Todesjahres gemacht hat. Allein das ganze Verfahren vereinigen zu wollen, was ohne Beziehung auf einander nach ungefährer Schätzung von verschiedenen alten Schriftstellern gegeben ist, scheint dem Ref. allzu altgläubig, man müfste denn nachweisen, dafs die angeführten Zeitbestimmungen entweder durch Ueberlieferung von Stesichorus Zeitalter an bis auf Lucian und Suidas hin fortgepflanzt, oder durch Beziehung auf Begebenheiten, deren Zeit bis auf das Jahr feststeht, und in welche der Dichter selbst verwickelt war, gefunden sind. Eine Scheinautorität, welche den St. in eine weit spätere Zeit hinabrücken würde, hat dem Verf., wie Anderen vor ihm, viel Sorge gemacht. In der Parischen Chronik wird unter Olymp. 73, 3 mit Aeschylus erstem tragischen Siege und Euripides Geburt verbunden: *καὶ Στησίχορος ποιητὴς ε.. τὴν Ἑλλάδα .... ο*, was man ergänzt hat: *εἰς τὴν Ἑλλάδα ἀφίκετο*. Hr. K. weifs keinen andern Rath als anzunehmen, dafs diefs ein jüngerer Stesichorus, des ersten Enkel, gewesen sei, und den in der Parischen Chronik unter Olymp. 102, 3 als zweiten Stesichorus von Himera angegebenen zum dritten zu machen; was, wie er S. 8 sagt, mit den Menschenaltern, jedes 30 Jahre gerechnet, vollständig zusammentreffe. Mögen Andere nachrechnen, Ref. kann aus den beiden Propositionen, dafs die Ergänzung *ἀφίκετο* blofs um nachzuhelfen gemacht ist, und dafs sie im Widerspruch mit allen sonstigen Angaben steht, keinen andern Schlufs ziehen, als dafs dieselbe verwerflich ist; obgleich ihn ein wahres Grauen ankommt, kühner als Bentley zu seyn, welcher bei der klarsten Einsicht in die historische Unrichtigkeit der Bestimmung, dennoch das diplomatisch grundlose *ἀφίκετο* nicht wegzuwerfen wagte. Fragt man, was für ein Wort etwa jene Stelle einnehmen solle, so liegt *ἐγνωρίζετο* sehr nahe, bei welchem *εἰς* als sprachrichtig nachzuweisen, nach Heindorf und Matthiä entbehrlich seyn wird. So wie man die Verbreitung des Jonischen Homer in Hellas an die bestimmte Zeit des Lycurgus geknüpft hat, so ist es gewifs nicht unnatürlich, die erste in Hellas gemachte Bekanntschaft mit dem Sicilischen Dichter, welcher für die lyrische Kunst nicht eben eine geringere Bedeutung, als jener für das Epos hatte, nach den Vorstellungen der Griechen merkwürdig genug zu glauben, um in einer Chronik dieser Art aufgeführt zu werden. Uebrigens ist jenes in der That die Zeit, wo die Hellenen ungeachtet der zahlreichen weit älteren Colonien zuerst genauere Kunde von dem empfingen, was in Sicilien überhaupt vorging. Die Stelle der Parischen Chronik aber kann ganz einzeln auf die Worte des Simonides bezogen werden, durch welche Fr. 3. eingeleitet wird; denn dafs diefs wirklich die älteste Nennung des St. bei einem Schriftsteller der eigentlichen Hellas war, ist mehr als wahrscheinlich. Hr. K. findet es S. 25 glaublich, dafs er nach Griechenland gekommen sei, weil er in der älteren Griechischen Poesie sehr bewandert gewesen seyn müsse. Jedoch wenn man in Griechenland vor der eben bezeichneten Zeit über die Lage von Sicilien schlecht unterrichtet war, so mufste man umgekehrt in Sicilien durch die in verschiedenen Zeiten ausgezogenen Colonien in der vollständigen Kenntnifs wie der politischen Lage so der Poesie von Griechenland erhalten werden.

Der Verf. kommt zunächst S. 8 auf die Frage nach der Vaterstadt des St., und entscheidet natürlich für Himera. Da er hier die Angabe des Suidas, *οἱ δὲ ἀπὸ Ματαυρίας τῆς ἐν Ἰταλίᾳ*, welche in dem Abdruck der Stelle S. 3 nach den Worten, *καλεῖται γοῦν Ἱμεραῖος*, ausgefallen ist, in Verbindung mit des Stephanus Byz. Ausdruck, *Ματαυρῖνος γένος*, prüfen, zugleich auch die andere Ueberlieferung bei Suidas, er sei aus Pallantium in Arcadien nach Catana gekommen, berücksichtigen mufste: so hätte wohl hier zugleich, um Wiederholungen zu vermeiden, von seinem Aufenthalt in Catana gesprochen werden können, worauf Hr. K. erst S. 25 kommt. Indem er auf eine sehr annehmliche Art die andern drei Städte zu vereinigen sucht, verwirft er die Nachricht über Pallantium schlechthin S. 10, und nennt sie sehr zweifelhaft S. 25. Darin wird man gern beistimmen, doch wünschte man auch die Entstehung der seltsamen Sage erklärt. St. hatte in der Geryonis Pallantium erwähnt (Fr. 8), wie es scheint, bei der Bewirthung des Hercules durch Evander; hier mochte dieser von seiner Auswanderung aus Pallantium erzählen, was durch eine gleiche Verwirrung auf den Dichter bezogen werden konnte, wie man den Bacchylides zum Alalkomenier gemacht hat, aus einer Stelle, nach welcher er von der Alalkomenischen Athena redete.

S. 10 folgt die Untersuchung über den Namen des Vaters, nach des Suidas Worten, *Εὐφόρβου ἢ Εὐφήμου*,

Digitized by Google

ὡς δὲ ἄλλοι Εὐκλείδου, ἢ Ὑέτους ἢ Ἡσιόδου. In dem Namen Hesiodus konnte nach andern Zeugnissen nur der epische Dichter erkannt, und in dieser Genealogie eine Andeutung des künstlerischen Zusammenhanges beider Dichter gefunden werden; so wie man den Stasimus, den Dichter der Cypria zu Homers Eidam gemacht, den Phemius mit Homers Mutter zusammengebracht hat. Aber die übrigen vier Namen, meint der Verf., gehören den Vätern anderer Stesichorus an. Schwerlich. Euphorbus ist blofs aus Euphemus verderbt; Hyetes aber scheint der Hyettus aus Pausanias IX, 36, 4 seyn zu sollen, und dieser dem Stesichorus zum Vater gegeben zu seyn, in Folge einer unglücklichen Combination der aus dem Zusammenhang herausgerissenen Worte, πρῶτος οὗτος ὁ Ὑηττος δίκην μοιχίας λαβὼν δῆλός ἐστι, mit der Sage bei Pausanias IX, 31, 5, dafs ein Anderer und nicht Hesiodus das Mädchen geschändet hätte, welches man einmal als des St. Mutter ansah. So bleiben nur Εὐκλείδης und Εὔφημος übrig: Namen, welche, wenn auch vielleicht beide erdichtet, doch grade dem Vater unseres Dichters beigelegt scheinen.

Der Verf. handelt hiernach von den angeblichen Brüdern und Töchtern des St., von der Fabel über seine Kindheit, seinem Verhältnifs zu Phalaris (bei welcher Gelegenheit S. 19 gut gegen Bentley gezeigt wird, dafs Gelo auf keine Weise hereinpafst), seiner vorgeblichen Blindheit, seinem Tode, Grabmal, den über ihn gefällten Urtheilen, der Erfindung der Epode. Indem wir einzelne weniger erhebliche Bemerkungen über das Gesagte unterdrücken, vermissen wir die Aufstellung einiger, unseres Erachtens nicht unwesentlicher Fragen. Nach der grofsen Neigung der Alten, Namen, welche mit der Persönlichkeit ihrer Inhaber zusammentreffen, für darnach und also später beigelegt auszugeben, wobei sie um den früher geführten Namen nie in Verlegenheit kommen, überzeugt uns die Autorität des Suidas nicht, dafs St. eigentlich Tisias geheifsen habe, was Hr. K. mit Lennep S. 10 und 36 ohne Weiteres annimmt. Denn Στησίχορος bezeichnet so wenig etwas Einzelnes und Eigenthümliches, dafs es uns viel glaublicher dünkt, dafs dieser Name dem Kinde, welches vielleicht nach dem Stande des Vaters vorläufig zum Citharöden bestimmt war, gleich bei der Geburt der guten Vorbedeutung wegen beigelegt wurde. Oder sind auch Στησάνωρ und Στησίλεως nicht als die ursprünglichen Namen zu betrachten, weil diejenigen, welche sie in der rein historischen Zeit führten, Fürsten und Feldherren geworden sind? Wenn Suidas schreibt, ὅτι πρῶτος κιθαρῳδίᾳ χορὸν ἔστησεν, so liegt darin nur eine durch die einmal gemachte Annahme nöthig gewordene Behauptung, und man hat *defshalb* nicht nöthig zu fragen, wodurch sich der Chor des St. von dem früheren unterschied. Wie leichtfertig man aber mit einem solchen πρῶτος umging, konnte in der vorliegenden Schrift schon Fr. 2 zeigen, defsgleichen Fr. 62 in Vergleichung mit dem aus Strabo beigebrachten Zeugnifs über Pisander.

Die von Stesichorus behandelten Fabeln übersieht man der Hauptsache nach in den S. X. zusammengestellten Titeln seiner mythischen Gedichte. Was er im Einzelnen an der alten Ueberlieferung geändert haben soll, hätte sich leicht aus den Fragmenten herausziehen lassen. Wäre dieſs geschehen, so hätte der Verf. vermuthlich schon hier gesagt, was er nur gelegentlich bei Fr. 5. 17. 42 erinnert, dafs aus St. Manches in Pherecydes und Acusilaus, und so in Apollodorus übergegangen ist, woraus wieder mit mehr Sicherheit zurück auf des St. Vorstellung Fr. 10 geschlossen werden konnte. Jedoch Hr. K., welcher nicht umhin konnte, von seinem Zusammenhang mit Hesiodus zu sprechen (S. 12. 13), erwähnt eben so wenig sein Verhältnifs zu Pisander und Xanthus, von welchem sichere Spuren vorhanden sind, wie die allem Anschein nach grofse Abhängigkeit des Panyasis, Euphorion und Alexander von Aetolien von ihm, wenn auch Aeschylus, Euripides und Theocritus übergangen werden mochten. Wäre dem Verf. eingefallen, die Spuren der Einwirkung seines Dichters auf die folgenden Dichter und Mythographen zu sammeln, so würde er auch nicht über seinen Einfluſs auf die bildende Kunst stumm geblieben seyn. Die gewöhnliche Ueberlieferung schrieb ihm den herrschenden Typus des Hercules zu (Fr. 62); Athenäus und Pausanias bemerken ausdrücklich die Uebereinstimmung von Tempelmahlereien mit den zum Theil eigenthümlichen Dichtungen des St. (Fr. 24. 28. 30. 31. 34); an dem Kasten des Cypselus auf dem untersten Felde waren die Sagen von dem Hause des Amphiaraus und die Leichenkämpfe des Pelias dargestellt, beides von St. behandelte Stoffe, die lezteren mit nachweislicher Aehnlichkeit der Behandlung bis in Kleinigkeiten hinein, wie Hr. K. in Fr. 2 die Hindeutung auf die in dem Bildwerk anwesenden Töchter des Pelias erkannt hat, und nicht mit Widerspruch über den Sieger im Lauf, wie Hr. K. zu Fr. 3 meint, denn θρώσκων heifst *springend*, nicht

Digitized by Google

laufend: noch auch über den Sieger im Viergespann, wie er bei Fr. 1 nachweisen will, denn dafs die Dioskuren, noch dazu beide, gesiegt hätten, ist bei St. durchaus nicht angedeutet; an dem nämlichen höher hinauf der Kampf gegen Geryones, welcher in der ihm von St. gegebenen Gestalt gebildet war (Fr. 6 Pausan. V, 19, 1); auf der Hischen Tafel ist als Quelle aufser der Ilias zusammen mit des Arctinus Aethiopis und des Lesches kleiner Ilias geradezu die *Ἰλίου πέρσις κατὰ Στησίχορον* genannt: wornach man wohl hoffen kann, dafs eine sorgfältigere Durchforschung der geretteten Kunstwerke für den gegenwärtigen Zweck noch manche Ausbeute geben wird. Wenn der Verf. die Ilische Tafel kannte, wie man aus S. 75 sieht, so befremdet es, dafs er Niebuhrs von Andern gebilligte Ansicht ignorirt, dafs St. Name vorzugsweise auf die Flucht des Aeneas in dem lezten Abschnitt der Tafel, und die Worte, *Αἰνήας σὺν τοῖς ἰδίοις ἀπαίρων εἰς τὴν Ἑσπερίαν*, sich beziehe.

Eine eigene Erscheinung ist es, dafs mehrmals Stesichorus zusammen mit Ibycus angeführt wird. Der Verf. leitet dieselbe S. 6 allein aus der Gleichzeitigkeit beider ab. Diese Erklärung pafst vollkommen auf eine Anführung, wie Fr. 77 über *ῥαδινὸς*, welches Wort sich auch sonst fand, so dafs der Grammatiker die verwandten Schriftsteller auswählend zusammenstellte. Aber sie genügt wenig für Fr. 29. (verglichen mit dem dort beigebrachten Homerischen Scholiasten) 89. 90. 93. Bei beiden hätte man *χάρμη* in der eigenthümlichen Bedeutung, bei beiden *πηνέλοψ* und *βρυαλίχται* gefunden? Und wenn beide den Hektor zum Sohn des Apollo machten, so ist es befremdlich, dafs der eine Zeuge den Stesichorus, Euphorion, Alexander und Lykophron, der andere den Ibycus, Alexander, Euphorion und Lykophron als Gewährsmänner verbindet, keiner von beiden aber grade hier den Stesichorus und Ibycus zusammen nennt. Vereinigt man damit die Worte des Athenäus vor Fr. 2, dafs über ein bestimmtes Gedicht der Zweifel ausgesprochen war, ob es dem Stesichorus oder Ibycus angehöre, so möchte man vermuthen, dafs die Grammatiker, indem sie die ohne Namen der Verf. ihnen zugekommenen Gedichte bestimmten Dichtern zuwiesen, überhaupt keine feste Gränzlinie zwischen jenen beiden gezogen haben. Diese Entscheidung, wenn sie sich bestätigte, würde so einflufsreich auf das Recht eines jetzigen Bearbeiters seyn, ein anonymes Fragment auch nach seinem Gutdünken einem bestimmten Verf. zuzueignen, dafs die Frage darüber gewifs aufgeworfen und allseitig erwogen werden mufs.

Hr. K. gibt zum Schlufs S. 41 eine Uebersicht der von St. gebrauchten Verse, nach den Gattungen geordnet, wo man nur wünschte, innerhalb jeder Gattung die nach ihm benannten als die charakteristischen, und zugleich als die am sichersten verbürgten, an die Spitze gestellt zu sehen. Er hat sich übrigens nicht auf die Entwickelung des ethischen Charakters der einzelnen Verse eingelassen, und hat wohl daran gethan; denn wo sollte es mit aller Schriftstellerei hinaus, wenn Jeder in eine Schrift besonderen Inhalts vollständige Forschungen aus einer einzelnen Wissenschaft aufnehmen, und nicht vielmehr die anderswo gewonnenen Resultate zum Grunde legen wollte. In einem Lehrgebäude der Metrik finden dergleichen Betrachtungen ihre Stelle, in einer Sammlung der Fragmente eines einzelnen Dichters werden sie billig vorausgesezt. Bei der kurzen Bemerkung über den Dialekt S. 47 konnte als am entschiedensten Sicilisch *πέποσχε* Fr. 88 ausgehoben werden, vielleicht auch das verkürzte *ας* in *παγὰς* Fr. 5.

An die Behandlung der Fragmente selbst wird man in der Sache dieselben Ansprüche machen, wie an die Bearbeitung eines ganzen Schriftstellers: es soll die Lesart festgestellt, und der Sinn erläutert werden. Eine Vorarbeit kommt hier noch dazu, das Geschäft des Sammelns. Absolute Vollständigkeit kann darin kaum erwartet werden: indessen hat man eine sehr brauchbare Grundlage an der Sammlung von Fulvius Ursinus, und es ist eine durchaus billige Forderung, dafs dieselbe aus den seitdem erst bekannt gewordenen, namentlich grammatischen Schriften ergänzt werde, am meisten aus den Bereicherungen dieses Zweiges der Literatur, welche uns die lezten 16 Jahre gebracht haben. Auch liefert schon Blomfield manchen schätzbaren Beitrag. Es genügt aber nicht, aus Einer Quelle eine Notiz über den behandelten Dichter beizubringen, sondern zur Vollständigkeit des Apparats gehört durchaus die Zusammenstellung der abweichenden oder übereinstimmenden Angaben verschiedener Schriftsteller über dasselbe Fragment. Da ferner mehrere der Schriftsteller, mit welchen man es hier zu thun hat, noch nicht genügend kritisch bearbeitet sind, so wird es fast nothwendig, für die betreffenden Stellen dieser die Lesarten noch nicht verglichener Handschriften anzugeben: ein Bemühen, bei welchem allerdings der aufopfernde Eifer eines Einzelnen ohne

Digitized by Google

die wohlwollende und zuvorkommende Unterstützung Anderer einen verhältnifsmäfsig geringen Gewinn bringen würde. Jedoch wer auch nicht in der Lage ist, den kritischen Apparat zu vermehren, mufs wenigstens den schon vorhandenen unverkürzt wiedergeben, indem grade hier anscheinende Schreibfehler leicht Eigenthümlichkeiten des Dialekts verbergen, und auch sonst öfters bisher unbemerkt gebliebene Spuren des Wahren darbieten, wenngleich eine mehr oder weniger zuverlässige Divination ergänzend hinzutreten mufs. Bei der Berichtigung verderbter Stellen nach eigner oder fremder Vermuthung, namentlich auch bei denjenigen Aenderungen, welche der Dialekt nöthig zu machen scheint, ist oben die handschriftliche Lesart beizubehalten, und die Verbesserung in den Anmerkungen niederzulegen, um nicht von vorn herein das Urtheil des Lesers gefangen zu nehmen. Die Erklärung mufs ebensowohl die Gedanken und Ansichten, wie das Sprachliche und Geschichtliche, wobei vorzugsweise die Ausbildung der Mythen Aufmerksamkeit fordert, berücksichtigen, ohne in der einen oder anderen Beziehung den Bedürfnissen der Anfänger und Dilettanten zu begegnen. Da endlich in vielen Fällen das Urtheil eines Einzelnen nicht auf allgemeine Beistimmung rechnen darf, so werden die Versuche Anderer, durch welche der Herausgeber nicht in der Gewinnung seiner eigenen Ansicht gefördert ist, jedesmal als Anhang nachzutragen seyn. So einfach alle diese Bemerkungen scheinen mögen, so haben doch nicht blofs frühere Arbeiter auf diesem Felde vielfach dagegen verstofsen, sondern auch in besonderer Beziehung auf die vorliegenden Schriften hielt es Ref. für angemessen, dieselben möglichst klar und bestimmt auszusprechen.

Hr. Matthiä äufsert sich in der vorgesezten Epistola S. IV wie folgt: Nihil amplius, nisi reliquias poetae, in variis scriptoribus dispersas, fortasse paulo diligentius, quam antea factum fuit, collegi, certa quadam ratione disposui, et adjectis VV. DD. annotationibus illustravi, de meo nihil fere addidi, vulnera autem, reliquiis illis ab ignorantia et negligentia librariorum inflicta, nudavi magis et patefeci, quam sanavi. In quo illud tamen reputabis, plerumque ita laceras et omni nexu solutas esse, ut aliorum poetarum, sic Alcaei quoque reliquias seu fragmenta quae vulgo vocant, ut, quae earum sententia fuerit vel quod consilium, vix queas dispicere. Itaque, quid scribi *potuerit*, saepius non adeo difficile est invenire, conjecturas, quae solido aliquis fundamento constitutae veri speciem habeant, proferre vix licet. Quare satis habui, ea, quae ab aliis ad has reliquias vel illustrandas vel emendandas collata erant, diligenter adscribere, ita ut de iis judicandi potestatem aliis relinquerem, iisque, qui haec lecturi essent, opportunitatem offerrem nova quaerendi, quae saepe non tam assidua meditatione extunduntur, quam felici aliquo ingenii impetu et quasi afflatu effunduntur. Man sieht, wie viel weniger Hr. M. verspricht, als man wünschen mufs geleistet zu sehen.

Um indessen das in der Schrift selbst beobachtete Verfahren genauer zu bezeichnen, erlaubt sich Ref. von den drei ersten Stücken der Sammlung, aus Athenaeus XIV. p. 627 a. b. und Heraclides Ponticus Alleg. Hom. c. 5, einzeln zu sprechen. Das erste, das längste unter allen, ist zuerst von dem Herausgeber auf sein wahres Metrum zurückgeführt, wornach an vier Stellen willkürliche Aenderungen Anderer mit Recht wieder ausgetrieben werden. Dagegen ist V. 2 die Lesart des cod. A. *κυνίαισιν*, und V. 3 das einzig beglaubigte *χάλκειαι* gar nicht erwähnt, da doch jenes, wie zum 5. Fr. der Sappho gezeigt ist, die Aeolische Schreibung unmittelbar darbietet, dieses mit mehr Wahrscheinlichkeit auf *χάλκιαι* als auf das gemeine *χάλκεαι* führt. V. 4 in *κνάμῐδες* ist zwar der Aeolische Accent, nicht aber die Quantität gerechtfertigt. Eben daselbst ist richtig *ἄρκος* festgehalten, doch gleiches Recht hatte *Ἄρη* V. 1; auch sollte V. 3 *νεύουσιν* als dialektwidrig bezeichnet seyn. Gut ist V. 4 *ἰσχυρῶ* hergestellt; aber wenn V. 5 aus dem handschriftlichen *κοῖλαί τε κατ᾽ ἀσπίδες*, wofür Andere unglaublich schlecht *καὶ κοῖλαι δὲ κατ᾽ ἀ.* gaben, hier *κείαται δὲ κατ᾽ ἀ.* gemacht wird, mit einem kaum verständlichen *κατὰ*, wie viel mehr empfiehlt sich *κοῖλαί τ᾽ ἐκκέατ᾽ ἀ.* Mit den Chalcidischen Degen V. 6, über welche auf Casaubonus verwiesen wird, sollten die Chalcidischen Trinkgefäfse verglichen seyn, von denen in Verbindung mit unserer Stelle Boeckh Athen. Staatsh. II. S. 284 handelt. Noch war über das Ganze zu erinnern, dafs Athenäus die gleiche Gesinnung, wie von Alcäus, unmittelbar nachher von Archilochus und Aeschylus bezeugt. In Fr. 2 fehlt bei V. 2 die Anführung des Apollonius de Pronom. p. 119. Für *κάλαν* V. 4 meinte ohne Zweifel der Engländer sein *σδάλην*, i. e. *ζάλην*, was Hr. M. auf *ἄντλην* Fr. 3 bezogen hat; so verstanden ist jene Vermuthung sehr beifallswürdig, wenn man nur *ζάλαν* schreibt. V. 5 construirt Hr. M. *ἄντλος ἔχει τὴν νῆα παρὰ ἰστοπέδαν*, da doch schon nach der Wortstellung

Digitized by Google

πὰρ Adverbium ist, und ἰστοπέδαν von ἔχει abhängt. V. 6 ist ζάδηλον ohne Anstofs, da ζα nicht allein als verstärkende Vorsylbe, sondern als volle Präposition gebraucht wird, wie bei Sappho Fr. 53; das hier gebilligte ἄδηλον gibt eine keineswegs gefällige Uebertreibung. V. 8 steht, wie bei Andern, χαλᾶσι, mit der kurzen Bemerkung: χαλᾶσι pro χολαῖσι dedit jam Ursin. Nicht ohne Erstaunen liest man darauf unter Fr. 28 a. πάντα δὲ διψᾷ. Cod. A. δὲ διψαις. ed. Ven. π. δέδιψαις, unde feliciter eruit Porsoni sagacitas, πάντα δὲ διψᾶσ' ὑπὸ κ. Advers. p. 49. 118 ed. Cant. Sic supra χαλᾶσι δ' ἄγκυραι. Also die Willkür von Porson wird durch die Willkür von Ursinus gerechtfertigt. Für beide Stellen ist die Endung αισι geschüzt durch das zur Sappho 2, 5 Gesagte, und das ο in χολαῖσι mufste nach Hrn. M. eigner Erinnerung zu Fr. 27 stehen bleiben. Die zunächst vorhergehenden Worte des Heraclides sind so zu berichtigen: σύστασιν δὲ τῶν ἀνέμων στάσει. In Fr. 3 hält Ref. Gaisfords Lesart τῷ προτερωνέμῳ, und darauf Elmsley's πόνον πολὺν ἀντλῆν für sicher, nur dafs der Accent auf ἄντλην beibehalten werden mufs: Hr. M. stellt Beides mit andern Einfällen auf gleiche Linie. In dem τὸ δὲ εὖγε, verglichen mit des Stephanus τὸ δὴ εὖγε und des Ursinus τὸ δ' εὖτε, welche beide hier nicht angeführt sind, findet Ref. eine Hinweisung auf δηὖτε, i. e. δὴ αὖτε, worüber zur Sappho 1, 18 gesprochen ist. Mit gröfserer Gewifsheit sind die Worte ἐπεὶ καὶ ναὸς ἐμβαίνει, welche Heraclides weder nach dem Gedanken noch nach der Construction behalten kann, dem Alcäus zu geben, ohne dafs man ἐμβαίνει in dieser Form eben verbürgen darf. Endlich konnte gesagt werden, dafs Heraclides den Gebrauch der gleichen Bilder aus Archilochus anmerkt, so wie sie bekanntlich den Attischen Dichtern sehr geläufig waren.

Es kann unmöglich Vertrauen zu der übrigen Arbeit erregen, wenn die ersten sechs Seiten zu so vielen, unsers Erachtens nicht unerheblichen Ausstellungen, eben sowohl über die Sammlung wie über die Bearbeitung des Stoffes, Veranlassung geben. Vielleicht ist nirgends weiter die Unvollständigkeit in den geforderten Angaben gleich stark, indessen ist auch sonst, namentlich in den Stellen aus Athenäus und Hephästio, von den Varianten öfters nur dasjenige hervorgehoben, wovon Hr. M. unmittelbar Gebrauch machen wollte, so dafs man bei Fr. 7 und 30 sogar die alten Lesarten statt der allerdings sichern Emendationen αἰδῶς und δένδρεον errathen mufs. Hiernach ist es bei dem Gebrauch dieser Schrift unerläfslich, überall von Neuem auf die Quellen zurückzugehen. Der Herausgeber hat, wie er selbst in den oben angezogenen Worten sagt, die gelegentlichen Bemerkungen Anderer zu sammeln sich bemüht, und dadurch die Leser zum Dank verpflichtet, wenn ihm auch Einzelnes entgangen ist, z. B. zu Fr. 11 und 12 Valckenaer Diatr. Eurip. S. 217, zu Fr. 14 Buttmann Ausf. Gr. Th. I. S. 103 Note, zu Fr. 21 Vofs Mythol. Br. Th. I. Br. 16, zu Fr. 85 Wyttenbach über Plut. de cap. ex inim. util. S. 623, zu Fr. 95 Kulenkamp zum Etym. M. S. 984. Noch weniger sollten Erläuterungen der alten Grammatiker fehlen, wie des Apollonius de Synt. S. 92 (zuerst in Bekkers Ausgabe hinzugekommen) über Fr. 22, des Choeroboscus in Bekkers Anecdd. S. 1183 zu Fr. 26; um nicht weiter von denjenigen Schriftstellern zu reden, welche blofs neue Belege für schon bekannte Stellen geben. Auch die Zahl der Fragmente selbst ist zu vermehren, wie durch Etym. Gud. p. 162, 31 und mehrere Stellen in Bekkers Anecdd. Gr.; aus Herodian περὶ μονήρους λέξεως hat sie Hr. M. schon nachgetragen.

Endlich hat Ref. ein Wort hinzuzufügen gegen die Erklärung des Herausgebers über das ganze Emendationsgeschäft in Hinsicht auf Fragmente. Sehr wahr ist, was der Verf. in den oben angeführten Worten andeutet, dafs mit dem blofsen Rathen nichts gewonnen wird, sondern dafs man nur auf die klare Erkenntnifs dessen, was theils durch die unverderbten Worte des Dichters selbst, theils durch die einführenden Worte des citirenden Schriftstellers als sichere Grundlage gegeben ist, mit Berücksichtigung der sonstigen Weise dieses und der ähnlichen Dichter in Gedanken und Sprache, wie der anderswoher bekannten historischen Data, eine annehmliche Berichtigung des Falschen oder Ergänzung des Fehlenden bauen kann. Auf diesem Wege hat Ref. für Fr. 34 die Berichtigung ἀρτυμένοι gefunden (mit übergeschriebenem η), für Fr. 70 das schon früher von ihm vorgeschlagene τῷ τ' Ὑρράκηῳ, für Fr. 54 die Herstellung: [Ἄν]μασσ' Ἀθανάα πολε[μαδόκε,] Ἄπερ Κορωνείας ἔπι δῶ[μ' ἔχεις,] πάροιθεν ἀμφι[ζᾶσ' Ἴτωνα] Κωραλίω ποταμῶ παρ' ὄχθαις: für Fr. 82. Ἧπου συνᾶγ' ἀνδρῶν ἀμένην στρατὸν, νόμισμι' ἐπιπνεύοντα. Die Erfordernisse dazu sollte man meinen, müfsten einem Sammler dieser Fragmente in höherem Grade als Anderen zu Gebote stehen, so dafs man schwerlich Hrn. M. beistimmen wird, wenn er darin mehr von den Lesern als von dem Herausgeber hofft. Indem Hr. M. sich so bedachtsam mit eigenen Vermuthungen zeigt, traut er fremden desto leichter: Fr. 29 nimmt er von Blomfield προκόψομες an, ohne die Endung μεν nur zu erwähnen, Fr. 33 von demselben ὑποθυμίδας und von Casaubonus παρθέτω, Alles ohne Grund; auch Fr. 44 war Blomfield's doppeltes Bedenken gegen βρόμος und das neutrale φύει zu beseitigen, Fr. 72 das Handschriftliche πλέας herzustellen, Fr. 59 bei dem lezten Verse jede Aenderung durch Beachtung des Charakters des Trinkliedes zurückzuweisen, wozu in metrischer Beziehung Fr. 50 verglichen werden konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nrn. 93. u. 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

1. *Alcaei Mytilenaei reliquiae. Collegit et annotatione instruxit Aug. Matthiae. Praemissa est epistola ad V. Magnif. C. G. L. Grofsmannum.*
2. *Stesichori Himerensis fragmenta. Collegit, dissertationem de vita et poesi praemisit Ottomarus Fridericus Kleine.*

(Beschluſs.)

Bei alle dem stellt Ref. keineswegs in Abrede, daſs im Einzelnen manches Gute geleistet ist; jedoch die Arbeit im Ganzen scheint ihm gleich sehr hinter den in der Sache gegründeten Erwartungen, wie hinter den sonstigen ausgezeichneten Verdiensten und dem wohlbegründeten Ruhm des Verfs. zurückzubleiben, welcher nicht von dem Urtheil über diese Schrift abhängt, wohl aber über die Schrift eine irrige Meinung veranlassen könnte.

Hr. Kleine sagt in der Vorrede S. V. VI: Rem mihi quaerenti incundam, quaeque ad solertiam meam, quantulacunque erat, exercendam idonea esset, schedae in academicis Hermanni et Boeckhii, V. V. Cl. Cl., scholis olim a me conscriptae feliciter obtulerunt Himerensem poetam, ut diligentioribus curis post Suchfortium et Blomfieldium adhuc egentem. . . . . Vix ipsis dein poetae reliquiis manum attuleram, quum ad publicum officium suscipiendum Berolino huc revocarer, novoque tum munere per sesquialterum fere annum ita impedirer, ut intacta mihi laterent in scrinio collectanea. Nec fere instaurassem omnino illam operam: taedebat enim destitutum passim me esse necessariis eius subsidiis; neque illud iampridem me fugerat, iniquius hic illic onus me subiisse: sed praevaluit tandem voti Tantis Viris (den Hrn. Geheim. Rath Schulze und Prof. Boeckh) facti religio, ut denuo illuc animum adverterem. Als Probe des kritischen Verfahrens des Herausgebers behandelt Ref. auch hier die ersten Stücke der Sammlung. Den Anfang macht das Fragment aus Suidas, Etym. M. und Etym. Gud. unter *Κύλλαρος*, welches Hr. K. zuerst dem Gedicht *Ἄθλα* zugewiesen hat nach dem den frühern Bearbeitern noch unbekannten Etym. Gud. In der Aufführung der verschiedenen Zeugnisse entsteht nur Verwirrung daraus, wenn die vorangestellten Worte des Suidas gleich aus dem Etym. interpolirt werden, und man die wirkliche Lesart erst aus den Noten erfährt; was um so zweckloser ist, da doch am Schluſs nochmals die Worte des Dichters, nach den verschiedenen Zeugen constituirt, gegeben werden. In Hinsicht der Varianten wird aus beiden Etym. *ποδάργης* statt der Endung *ας* erwähnt; nicht aber, daſs bei Suidas vor Küster *ὠκέας* stand, daſs Ursinus *τέκνον* hat, daſs im Etym. M. *τοῖς Διοσκούροις* nur aus Suidas ergänzt ist, daſs im Etym. Gud. *τοῖς Διοσκόροις* gelesen wird. Ist *ποδάργης* wichtiger als alles dieses? oder bringt vielmehr eine einzelne Angabe der Art dem sorglosen Leser die Meinung bei, alle, auch geringfügig scheinenden, Abweichungen seien vollständig gesammelt? Die Quelle der hieher allerdings nicht gehörenden Worte im Etym. Gud. von *ἐλιόμενος* an, war leicht im Etym. M. unter *ἐπίσσωτρα* nachzuweisen. Mit Recht hat Hr. K. die von Sturz nachgewiesene Verbesserung von Hemsterhuys zum Lucian aufgenommen, *δὲ Ξάνθον* für *δ' Ἐξάλιθον*. Vermuthlich aber war ihm die Note selbst nicht zur Hand, sonst hätte er wohl nicht unterlassen, die Stellen des Tertullian und des Philargyrius von dort in seine Schrift überzutragen, von denen die eine den Stesichorus nennt, die andere den Namen Xanthus darbietet, noch dazu mit einer Erweiterung der Fabel. Im Uebrigen wird auf befriedigende Art von den Namen der Pferde gesprochen, mit Benutzung von Vofs Myth. Briefen, jedoch mit eigenen Bereicherungen. Fr. 2 und 3 sind aus Athenäus IV. S. 172 entnommen. Hr. K. gibt mit Schweighäuser als alte Lesart *δορὰς ἀσαμίδας*: bei Stephanus und Ursinus findet man *δωρὰς ἀ.*, bei lezterem im Text schon das richtige

Digitized by Google

δῶρα σασαμίδας. Leicht und gefällig vermuthet Hr. K. τὰ παρθενόδωρα für τῇ παρθένῳ δ.; über jene Zusammensetzung kann Lobeck zum Phryn. S. 303 verglichen werden, denn Hr. K. scheint ausschliefslich vom Metrum geleitet zu seyn und noch an der Richtigkeit des Wortes zu zweifeln, da er am Schlufs wieder τὰ παρθένων schreibt. Fr. 3 wünscht er des Versmafses halber θρώσκων μὲν ἄρ', es kann aber μὲν γάρ sehr wohl von Athenäus eingeschoben seyn, so dafs man wieder, wie in den beiden ersten Stücken, den reinen daktylischen Tetrameter hätte. Fr. 4 gibt keine Worte des Dichters; über Fr. 5 bemerkt Ref. in aller Kürze, dafs σχεδὸν entschieden dem Strabo und nicht dem Stesichorus angehört, aber noch der Erklärung bedürftig ist; dafs in Strabo's Worten περὶ τοῦ Γηρυόνος βουκολίου tadellos, und Hrn. K. Aenderung βουκόλου sprachwidrig ist, indem es alsdann περὶ Γηρυόνος τοῦ βουκόλου heifsen müfste; dafs schwer zu begreifen ist, warum der Herausgeber γεννηθεὶς in den Text nahm, wenn er in den Noten wieder γεννηθείη für die richtige Lesart erklären wollte; endlich dafs sein ἐν κευθμῶνι πέτρας statt des handschriftlichen ἐν κευθμώνων πέτραις durchaus keine überwiegende Wahrscheinlichkeit hat vor Suchfort's ἐν κευθμῶσι πετρῶν.

Im Allgemeinen ist die Kritik bei Stesichorus weniger schwierig als bei den meisten der übrigen lyrischen Dichter; auch beziehen sich unsere Rügen über diesen Theil von Hrn. K. Arbeit weniger auf die Unrichtigkeit der Resultate als auf die Planlosigkeit und Unvollständigkeit in der Darlegung der Materialien. Mehr wird hier die Aufmerksamkeit eines Herausgebers durch die Erklärung in Anspruch genommen, schon nach dem Verhältnifs der verschiedenen Arten der Citationen, indem kaum in dem dritten Theil derselben zusammenhängende Worte des Dichters erhalten sind, in den übrigen aber über Mythen oder einzeln stehende Ausdrücke berichtet wird. Auf die Mythen hatte schon Suchfort einen unverächtlichen Fleifs verwandt; bedeutend mehr leistet der gegenwärtige Bearbeiter, theils durch gleichmäfsigeren Gebrauch der Quellen über diese Gegenstände, theils durch Vergleichung der neueren Werke, namentlich von Vofs und O. Müller. Dafs seine Erklärungen nicht überall genügen, ist an Fr. 1 und 3 oben in der Zusammenstellung der Mythen des Stesichorus mit den Werken der bildenden Kunst gezeigt. An anderen Stellen sollte die gewöhnliche Fabel neben der Darstellung des St. erwähnt seyn: wie Fr. 6, dafs bei Hesiodus Geryones nur τρικάρηνος ist, St. ihn zum τρισώματος macht; Fr. 69, dafs bei Hesiodus der vaterlose Sohn der Juno Vulcanus ist; Fr. 9, dafs auch in Thracien und in Cilicien ein Sarpedonischer Fels genannt wird, wobei nur ein paar Zeilen mehr aus dem Scholiasten excerpirt werden durften. Bei Fr. 28 ist die Beziehung auf das Gemählde übergangen, in welchem nach des St. Dichtung Hecuba fehlte; defsgleichen sollten von Fr. 30 und 34, welche gar nicht getrennt werden dürfen, die drei Zeilen nicht fehlen, nach welchen Clymene und Aristomache unter andern gefangenen Frauen auf dem Bilde erschienen. Dieſs Alles lag ohne Forschung vor: aber nicht immer kommt man so leicht davon, wie Ref. noch an Fr. 43 und 55 darzuthun gedenkt. In dem ersteren, aus Plutarch. de sera num. vind. S. 555, deutet Hr. K. gegen Wyttenbach den βασιλεὺς πλεισθενίδας auf Agamemnon, und nicht auf Orestes, weil jener allein mit dem δράκων κάρα βεβροτωμένος ἄκρον verglichen werden könne. Auch mit dem δράκων? Der Hingemordete mit dem Bilde des blutdürstigen Angreifers? Denn dafs ein Drache im Traum einen König bedeuten könne, wird man nicht aus Artemidor II, 13 beweisen wollen. Als μητροφόντης δράκων bezeichnet Euripides den Orestes V. 469 und 1406, wo der Scholiast nachzusehen ist; und Aeschylus Choeph. 527 sagt von dem Traum der Königin: τεκεῖν δράκοντ' ἔδοξεν, welches Bild im Folgenden ausgeführt wird. In einer Orestie konnte unter dem πλεισθενίδας gewifs Orestes verstanden werden, und βεβροτωμένος ist so wenig wie cruentus nothwendig: mit seinem eigenen Blute besudelt. Bei Fr. 55, aus Strabo VIII. S. 347, meint Hr. K. mit Unrecht, Strabo lasse die Rhadine von der Insel Samos bei Ithaka herkommen. Derselbe spricht vielmehr von einer alten Stadt an der Westküste des Peloponneses, von welcher die Jungfrau ausgefahren seyn müsse; denn sie schiffe nach Korinth mit dem Westwinde, was doch nicht auf die Jonische Samos passe. Aus diesen Worten sieht man, dafs die gewöhnliche Meinung sie von der berühmten Samos herleitete; und Pausanias VII, 5. schreibt von einem Denkmal der Rhadine und des Leontichus auf derselben Insel, bei welchem die von der Liebe gequälten zu beten pflegten. Dieſs pafst vollkommen auf die Geschichte bei Strabo; und wenn man darnach nicht anstehen kann, die Nachhülfe des Geographen als irrig aufzugeben, so ist zugleich klar, dafs der Westwind bei dem Dichter sich nur auf den lezten Theil der Fahrt den Ko-

Digitized by Google

rinthischen Meerbusen hinein bezog. Diesen Weg nahm Rhadine wegen der Gesellschaft des Bruders, welcher, wenn auch auf einem andern Schiffe, nach Delphi reiste, vielleicht auch, weil Lechäum, mit der Stadt durch Mauern verbunden, der Haupthafen von Korinth war; während der verfolgende Liebhaber, wie es scheint, in Cenchreä landete, und daher zu Wagen nach Korinth eilte.

Hr. Kleine hat fleifsig gesammelt, und die Zeugnisse über seinen Dichter und die Ueberreste desselben ansehnlich vermehrt, wie schon ein Blick auf die zahlreichen Sternchen in dem Index scriptorum lehren kann. Dafs diese seine erste Schrift noch kein vollendetes Werk ist, empfindet er gewifs schon jezt selbst, und wird es bei seinem eifrigen Streben in wenigen Jahren deutlicher erkennen.

Neue.

XLVI.

Die Skelette der Cetaceen abgebildet und beschrieben von Dr. Chr. Pander und Dr. E. D'Alton, mit sechs Kupfertafeln in Qr. Fol. 9 S. Bonn bei E. Weber 1827.

Da zur gröfsern Deutlichkeit unserer Beschreibungen der mannichfaltigen Formen, unter denen Naturkörper vorkommen, Abbildungen nothwendig werden, so mufs der Wunsch, diese nicht blofs dem Bedürfnisse, sondern auch der höhern Forderung für die Naturwissenschaft angemessen ausgeführt zu sehn, um so lebhafter erregt werden, als nur dadurch der beabsichtigte Zweck erreicht werden kann.

Wenn zur Erläuterung unserer Darstellungen in manchen Fällen, z. B. bei einfachen Naturkörpern, blofs getreue Umrisse der Form genügen können, so sind diese bei mehr zusammengezten organischen Körpern nicht befriedigend, sondern fordern eine höhere künstlerische Ausführung, wenn sie für die Naturwissenschaft Bedeutung erhalten sollen.

Die Kunst hat zu diesem Endzweck die Natur wie ein Modell zu betrachten, welches sie ohne Idealisirung im Ganzen wie in seinen kleinsten Abstufungen so auszuführen hat, dafs die Form gleichsam plastisch sich darstelle und so dem geübten Auge zur tastbaren Wahrheit werde.

Da hier körperliche Verhältnisse nur durch die Wirkung zweckmäfsiger Vertheilung von Schatten und Licht und durch richtige Anwendung der Regeln der Perspective so anschaulich gemacht werden können, dafs sie dem Auge mefsbar werden, so sezt die Lösung dieser Aufgabe nicht nur die hinlängliche Kenntnifs dieser Regeln, sondern auch die Fähigkeit sie mit Fertigkeit anzuwenden voraus und macht demnach nicht geringere Ansprüche an die Kunst, als jedes andere daraus hervorgehende Erzeugnifs. Diesem gemäfs bedürfen naturhistorische Abbildungen der Meisterhand; und je seltener diese darin überhaupt und besonders in den jezt häufiger vorkommenden lithographischen Fabrikarbeiten sich kund gibt, desto erfreulicher ist es, dafs ein so ausgezeichneter Künstler, wie Hr. D'Alton, dieses Fach der Zeichnung zum Gegenstand seiner Kunst gewählt und uns bereits mit Abbildungen von mehreren Thiergruppen beschenkt hat, die als Musterbilder jedem Künstler empfohlen werden können. Die bis jezt erschienenen eilf Hefte umfassen die Skelette des *Riesenfaulthiers*, der *Pachydermen*, der *Raubthiere*, der *Wiederkäuer*, der *Nagethiere*, der *Vierhänder*, der *zahnlosen Thiere*, der *Robben* und *Lamantine*, der *Cetaceen* und *Beutelthiere*.

Da von diesen, nicht sowohl wegen ihrer Seltenheit als auch wegen der Eigenthümlichkeit ihres Baus, die Cetaceen ein vorzügliches Interesse gewähren, so sehen wir uns veranlafst denselben hier insbesondere unsere Betrachtung zu widmen. Der Verfasser hat sich auf die Formen beschränkt, welche ihm die Sammlungen in Berlin darboten, und so erhalten wir zwar nur wenige, jedoch so charakteristische Gestalten zur Vergleichung, dafs wir daraus nicht unwichtige Aufschlüsse über diese noch wenig bekannte Thier-Ordnung hoffen dürfen. Es sind hier abgebildet das Skelett des *Braunfisches* (Delphinus phocaena) und des *Schnabelwalls* (B. rostrata), die einzelnen Theile des Gerippes vom *Ochsenauge* (B. boops), der Kopf vom *grönländischen Wall* (B. Misticetus) und der Schädel vom *Butzwall* (Hyperoodon). Aufser diesen gehören auch noch die Abbildungen auf den lestern Tafeln des vorigen Heftes hieher: als das Skelett vom jungen *Narwall*, die Köpfe vom *Braunfisch*, *Belaga* und *gemeinen Delphin* (D. Delphis).

So wie sich diese Thiere in der äufsern Gestalt ihres Körpers durch die gröfste Aehnlichkeit mit dem der Fische von allen übrigen, auch selbst von denen ihnen auf der Thierreihe zunächst stehenden Robben und Lamanti-

Digitized by Google

nen auszeichnen, so treffen wir diesem nach auch das Skelett derselben ganz eigenthümlich gebildet.

Der Hals ist wegen der zusammengedrängten und flachen Wirbel sehr kurz und wie bei den Fischen vom Rumpfe nicht abgetheilt; das untere Ende des Stamms wird durch eine grofse Zahl beweglicher Wirbel gebildet, die zur freien Lenkung der horizontal gestellten grofsen Schwanzflosse dienen. Die obern Extremitäten erhalten durch die Contraction ihrer Glieder und durch die vermehrte Zahl ihrer nagellosen Fingerglieder die gröfste Aehnlichkeit mit den Flossen der Fische. Bei dem gänzlichen Mangel der Unterextremitäten finden wir nur Rudimente von Beckenknochen, und bei einigen eine dem Fisch-Typus noch mehr entsprechende Rückenflosse, welche beim Delphin einige Knöchelchen (S. 1.) enthalten soll, die vielleicht den Träger oder Flossenstrahlen in den Fischen zu vergleichen seyn dürften. Ueberdiefs zeichnet sich der Kopf in der Anordnung der Knochen und der ganzen Gestalt so bedeutend von allen übrigen Säugethieren aus, dafs schon dadurch diese Thierreihe charakterisirt ist. Die Kieferknochen sind verhältnifsmäfsig sehr grofs, schnabelförmig verlängert, die Stirn- und Nasenbeine klein, und leztere gegen den Schädel rückwärts geschoben. Durch diese Lage der Nasenbeine hinter den verlängerten Kieferknochen erhält auch der Nasencanal eine veränderte Lage und Richtung, so dafs er am Stirnbein fast perpendiculär zum Gaumen herabsteigt. Von den Schädelknochen ist vorzüglich das Stirnbein in seiner Form ausgezeichnet, indem der schmälere mittlere Theil desselben zu jeder Seite in breite flügelförmige Platten übergeht, welche das Dach für die kleinen Augen bilden.

Was das Gebifs anlangt, so finden sich hier entweder Zähne oder statt derselben am Oberkiefer nur Hornplatten, und jene sind bei den verschiedenen Arten in der Zahl, Form und Lage verschieden.

Merkwürdig ist es ferner, dafs die Knochen sich in Hinsicht ihrer Form, Textur und Verbindung von denen der übrigen Säugethiere auszeichnen. Sie sind mehr abgerundet, zeigen weniger starke Erhabenheiten und Vertiefungen als bei andern Säugethieren, namentlich bei den Raubthieren und den Wiederkäuenden. Ihr Gefuge ist gleichförmiger, fast schwammartig und mürbe. Ihre Verbindungen scheinen weniger straff, daher sie auch eine gröfsere Biegsamkeit des ganzen Körpers verstatten. Die Verf. geben nun von den hier abgebildeten Arten die Unterscheidungsmerkmale kurz an, woraus hervorgeht, dafs sich der hier herrschende allgemeine Typus für diese Thiergruppe so modificirt, dafs sich deutlich zwei Familien unterscheiden lassen, nämlich die, welche mit wirklichen Zähnen versehen ist, und die, welche statt derselben Hornplatten besizt. Zur ersten gehören die Delphine, an welche sich als Uebergangsstufen vom Dügong der Narvall und Hyperoodon anschliefsen.

Der Kopf des Delphins kommt in den verhältnifsmäfsig grofsen Kiefern mit dem der Barten-Walle überein; doch zeichnet sich der Oberkiefer dadurch aus, dafs er nach Hinten ein grofses breites Blatt bildet, von dem das kleine Stirnbein bedeckt wird. Die langen schmalen Zwischenkiefer liegen mit ihrem innern Rand nahe aneinander und die Nasenbeine hinter denselben. Das Thränenbein bildet ein dickes Knochenstück, und das damit verbundene Jochbein besteht aus einem dünnen fast stielförmigen Knochen. Der Unterkiefer ist dadurch ausgezeichnet, dafs er im hintern Theil seiner Aeste nur aus dem äufsern Blatt besteht, das sich sowohl oben als unten nach Innen umrollt und so eine weite konische Höhle bildet. Aufser diesen kommen noch Eigenthümlichkeiten in der Bildung dieses Schädels vor, die der Erwähnung wohl um so mehr werth gewesen wären, als sie für die Unterscheidung dieses Skeletts sehr bezeichnend sind. So finden wir hier den Gaumentheil der Kiefer flach, die Zwischenkiefer-Knochen am Rande des Spritzlochs böckerartig hervorragend, eine vollkommen knöcherne Scheidewand der Spritzlöcher, die Nasenbeine flach und nicht wie in den Barten-Wallen in der Mitte mit einer crista versehen. Ferner wird an der innern Fläche des Hinterhaupts ein starker sichelförmiger Fortsatz bemerkt, der über dem obern Rande des Hinterhaupt-Lochs in eine fast viereckige breite Platte übergeht, von welcher sich zu jeder Seite schwache bogenförmige Knochenleisten bis zum os petrosum ausbreiten. Rudolphi — *Abhandl. der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin* 1820. S. 35. — hat diese, dem knöchernen Tentorium in den Pferden ähnlichen Vorragungen bei mehreren als bei D. Leucas, Delphis und phocaena bemerkt und legt sie daher allen Delphin-Arten bei.

Der Schädel des Narvalls ist dem der Delphine sehr ähnlich, auch hier bedecken die breiten Oberkiefer das Stirnbein, und eben so ist das Jochbein stielförmig, nur die beiden grofsen Zahnhöhlen, an deren Bildung auch

Digitized by Google

der Zwischenkiefer theilnimmt, geben ihm eine fremde dem Dügong-Kopf mehr ähnliche Gestalt.

In Uebereinstimmung mit diesen findet man den Kopf beim Butzwall (Hyperoodon) gebildet, indem die Oberkieferbeine von ihrer Spitze schnell an Masse zunehmen, sich zu beiden Seiten der Spritzlöcher beträchtlich erheben und eine rundliche crista bilden, und dann wieder schmäler werdend am Stirnbeine fortgehn, mit denen sie einen abgerundeten Wulst bilden. Dadurch entstehen drei kammartige Erhabenheiten, an deren Bildung nach der Zeichnung zu urtheilen, wie in den vorigen, mehr der Zwischenkiefer als der Oberkiefer Theil zu nehmen scheint.

Höchst interessant ist ferner die bei allen diesen Thieren vorkommende, auch schon von andern Zootomen bemerkte Asymmetrie ihrer Schädel, indem sich das hintere Ende des Ober- und Zwischenkiefers nach Innen zur rechten Seite über die Mitellinie des Schädels ausbreitet, wodurch das rechte Nasen- und Stirn-Bein weiter links hervorragen und die Spritzlöcher schief erscheinen.

Der Kopf der eigentlichen Walle bietet auffallende Verschiedenheiten von dem der eben betrachteten Thierreiche dar. Die Oberkiefer werden hier vom Stirnbein überragt, die Zwischenkieferbeine sind durch einen dicken Knorpel, der von der rinnenartig ausgehöhlten Pflugschar aufgenommen wird, von einander getrennt. Die Thränenbeine bestehen aus einem länglichen flachen fast dreiseitigen Knochenstück, die Jochbeine sind klein nach Vorne etwas breiter und bogenförmig gekrümmt. Noch wären hier als charakteristische Merkmale dieses Schädels anzuführen gewesen: die in dem mittlern Theil an der Gaumenfläche des Oberkiefers stark hervorspringende Carina, wie auch die eigenthümliche Form der Nasenbeine, die nicht so flach wie in dem Delphin sind, sondern mit ihren innern Rändern wulstförmig hervorragen. Ferner wird hier die Scheidewand der Spritzlöcher gröfstentheils von Knorpel gebildet, weil die nicht hohe Pflugschar nur die choanae theilt. Auch ist der Unterkiefer dadurch ausgezeichnet, dafs er sich über den Rand des Oberkiefers bogenförmig nach Aufsen krümmt, und seine nicht ausgehöhlten Aeste mit einem Kronen-Fortsatz, wie auch mit einem dicken abgerundeten Gelenkkopf versehen sind.

Bei der Vergleichung der Eigenthümlichkeiten der hier abgebildeten Köpfe vom Schnabel- und Grönländischen-Wall sind die Verfasser zu kurz, da sie die Gestalt der Zwischenkiefer- und Stirnbeine allein berücksichtigen. Von ersteren wird angeführt, dafs sie beim Grönländischen aufgerichteter, hinten breiter sind und sich nach Vorne berühren, und von lezteren dafs sie schmäler, mehr abgedacht und stärker gebogen als beim Schnabelwall angetroffen werden. Was die Knochen des Rumpfs betrifft, so bieten auch diese in der Zahl und Form nicht sowohl in den beiden Reichen wie in den einzelnen Arten manche Verschiedenheiten dar.

Bei den Delphinen scheinen sieben Halswirbel vorzukommen, von denen im Braunfisch (D. phocaena) der erste von beträchtlicherer Gröfse ist als alle übrigen zusammengenommen; die darauf folgenden sind flach und werden bei ältern Thieren mit diesem und unter sich an den Körper und Dornfortsätzen verwachsen angetroffen. Dafs wir die Zahl dieser Wirbel von den Zootomen so verschieden angegeben finden, kömmt wohl nicht allein daher, weil die so früh erfolgende Verwachsung derselben ihre Theilung undeutlich macht, als auch wegen der Entwickelung des lezten Wirbels und dessen Verbindung mit der ersten Rippe, wodurch es allerdings schwankend werden dürfte, ob man diesen richtiger zu den Hals- oder Rückenwirbeln zu rechnen hat. Wenn nun die erste Rippe sich nur mit einem Theil ihres Köpfchens an den Körper dieses Wirbels anlegt, an den folgenden Rückenwirbeln aber die Rippen sich mit ihren Querfortsätzen verbinden, so ist dadurch jener Wirbel wohl hinlänglich als Halswirbel charakterisirt. Was die übrigen Halswirbel anlangt, so bemerkt man an einem jungen Thiere deutlich, dafs zwischen dem Atlas und dem lezten noch fünf scheibenförmige Wirbelkörper mit bogenförmigem Anhange vorkommen, von denen der oberste auf den Atlas folgende am frühsten verwächst.

Auch im Narvall lassen sich deutlich sieben mit Dornfortsätzen versehene, nicht verwachsene Halswirbel unterscheiden.

Beim Schnabelwall zählen die Verf. nur sechs Halswirbel und rechnen den siebenten in der Ordnung zu den Rückenwirbeln, weil er in seiner Bildung von den andern Halswirbeln etwas abweicht; jedoch dürfte dieſs zu dieser Annahme wohl nicht berechtigen, da wir fast bei allen Thieren diesen Wirbel ausgezeichnet finden. Ueber die Verschiedenheiten dieser Wirbel wird bemerkt, dafs der Atlas mit kurzen Querfortsätzen versehen sei, der Epistropheus breite durchbohrte fast ringförmige Querfortsätze habe, welche bei den folgenden vier von zwei nicht verbundenen Fortsätzen an jeder Seite gebildet werden. In einem andern Skelett des Berliner Museums, welches die Verf. für Jupiterwall (B. boops) halten, und wovon sie nur einzelne Theile abbilden, nehmen sie nur fünf Halswirbel an, von denen die vier lezten ebenfalls zwei Querfortsätze haben, welche beim Epistropheus am längsten sind, sich aber nicht, wie in dem vorigen, mit einander vereinigen.

Die Zahl der Rückenwirbel beträgt beim Braunfisch 12, an denen die ziemlich breiten Dornfortsätze nach Hinten allmälig höher werden, und die vordern schiefen Fortsätze erst am fünften sich entwickeln. Beim Schnabelwall beläuft sich ihre Zahl auf dreizehn, an denen besonders die Gelenkfortsätze, die wie Klammern den vorliegenden Wirbel umfassen, stark ausgebildet sind.

Die Zahl der übrigen Wirbel beim Delphin wird auf fünf und vierzig angegeben, welche in vierzehn Lenden- und drei und dreifsig Schwanzwirbel zerfallen. Von lezteren sind sechszehn mit oberen und acht-

Digitized by Google

zehn mit unteren Dornfortsätzen versehen. Beim Narvall sind zwölf Lenden- und fünf und zwanzig Schwanzwirbel zu unterscheiden. Der Schnabelwall hat fünfzehn Lenden und zwanzig Schwanzwirbel. An lezteren trifft man bis zum eilften obere, bis zum fünfzehnten untere Dornfortsätze und bis zum neunten Querfortsätze an. Leztere sind vom zweiten bis zum sechsten mit einem Loch versehen.

Von den zwölf Rippenpaaren im Braunfisch legen sich die vier ersten mit dünnen Knochen unmittelbar an das Brustbein an. Auch verbinden sich, nach der Verf. Beobachtung, die ersten acht an ihren hintern Enden nicht sowohl mit den Körpern als auch mit den Querfortsätzen der Wirbel. Noch findet sich eine hier nicht erwähnte Fleischrippe, die entweder mit der lezten Rippe oder mit dem Querfortsatz des dreizehnten Wirbels zusammenhängt.

Beim Narvall nehmen wir in der Zeichnung eilf Paar Rippen wahr, von denen sechs sich unmittelbar mit dem Brustbein verbinden.

Beim Schnabelwall finden wir dreizehn Rippenpaare gezeichnet, worüber bemerkt wird, dafs die fünf vordersten unten breiter als oben sind; dafs die erste von diesen getheilt ist, und sich mit dem vordern Kopf an den Querfortsatz des sechsten Halswirbels, mit dem hintern an den des ersten Rückenwirbels anlegt; und dafs alle übrigen sich nur mit den Querfortsätzen, aber nicht mit den Körpern der Wirbel verbinden. Hier scheinen die Verf. nicht genau beobachtet zu haben, denn es ist wohl richtiger, wie *Rudolphi* (a. O. S. 39) angibt, dafs sich die erste Rippe an den Querfortsatz des ersten und zweiten Rückenwirbels ansezt. Auch möchte die Angabe, dafs alle Rippen sich nur mit den Querfortsätzen der Wirbel verbinden, in Zweifel zu ziehen seyn, denn bei ältern Thieren, wo die Rippen mehr ausgebildet sind, erscheinen die vordersten an ihrem obern Ende sehr breit und verlängern sich nach Innen, so dafs sie von den Querfortsätzen sich bis zu den Körpern erstrecken. Das Brustbein beim Braunfisch besteht aus einem platten länglichten Knochen, der vorne fast noch einmal so breit ist als hinten. Ganz ähnlich findet es sich im jungen Narvall, wo es aber noch aus sechs neben einander liegenden Stücken besteht.

Bei dem hier abgebildeten Schnabelwall fehlt das Brustbein, auch sind bei dem Exemplar, welches Rec. vergleichen konnte, nur Bruchstücke vorhanden, da der gröfste Theil desselben gleich nach der Strandung des Thiers bei Wegnahme der Eingeweide zerschlagen wurde. Nach Hunters Angabe besteht es aus einem sehr flachen und kurzen Knochen. Beim Jupiterwall ist dasselbe, wie die Abbildung auf Tab. III. zeigt, ein platter unten etwas gewölbter fast schildförmiger Knochen, welcher vorn in der Mitte mit einer Spitze, zu beiden Seiten mit stumpfen Fortsätzen versehen ist und hinten abgerundet erscheint.

Die Beckenrudimente bestehn beim Braunfisch aus zwei länglichen etwas gekrümmten Knochenstücken, welche durch zwei mittelst Bandmasse vereinigte breitere Knochen mit einander verbunden werden.

Vom Schnabelwall finden wir hier einen länglichplatten Knochen als Beckenrudiment dargestellt, welcher, so viel die Zeichnung urtheilen läfst, mit einem von den Stücken, die in dem von Rec. zergliederten Exemplar als Beckenrudiment vorkommen, grofse Aehnlichkeit hat. Nach den Ergebnissen unserer Untersuchung bestehen nämlich diese Beckenrudimente aus zweien über einen halben Fufs langen Fortsätzen, die von dem vordern Rande des ersten untern Dornfortsatzes des Schwanzes abgehen und vorne gabelförmig divergiren. Ferner liegen zwischen diesen im Fleisch noch zwei andere ungleich lange und breite Knochen, die ebenfalls vorne gabelförmig auseinander gezogen sind und besonders zur Anlage der Muskeln des Afters und der Geschlechtstheile zu dienen scheinen.

An den Gliedmafsen dieser Thiere bieten sich folgende Verschiedenheiten dar.

Das Schulterblatt ist bei allen flach. Beim Delphin ist es dreieckig und hat an seinem vordern Rande zwei Lippen, die beide in Fortsätze übergehen, von denen der vordere dem proc. coracoideus, der hintere dem acromion entspricht. Auch beim Narvall bemerkt man diese Fortsätze. Beim Schnabelwall wird nur ein von der äufsern Fläche und dem vordern Rande abgehender Fortsatz dieses Knochens bemerkt, welcher mit der Schulterhöhe verglichen wird; allein nach der Zeichnung zu urtheilen, möchte auch der zweite oder Hackenfortsatz demselben nicht abzusprechen seyn. Beim Ochsenauge fehlen alle Fortsätze.

Der Oberarm weicht in seiner Gestalt in den verschiedenen Arten nur wenig ab, bedeutend ist aber die Verschiedenheit seines Verhältnisses der Länge zum Vorderarm, welches hier berücksichtigt zu werden wohl verdient hätte. So finden wir ihn beim Braunfisch fast gleich lang beim Schnabelwall, aber beinahe um die Hälfte kürzer als den Vorderarm.

Die Knochen des Vorderarms sind in ihrer Gestalt und Lage abweichend. Sie sind mehr oder weniger platt und breit, fast von gleicher Länge. Die Ellenbogenröhre ist schlanker und mit einem dem Olecranon entsprechenden Fortsatz versehen. In den Delphinen liegen sie dicht aneinander, in den eigentlichen Wallen sind sie durch eine Spalte getrennt.

Handwurzelknochen werden beim Delphin sieben, eben so viel beim Narvall, vier beim Schnabelwall und nur drei beim Ochsenauge angegeben. Beim Wall des Greifswalder Museums beträgt ihre Zahl fünf, von denen zwei in der obern, drei in der untern Reihe liegen.

Der Braunfisch hat fünf Finger, von denen, nach der Angabe der Verfasser, der Daumen aus zwei, der darauf folgende und vierte Finger aus vier, und der mittlere aus fünf Knochstücken besteht. Ferner findet sich unter der Ellenbogenröhre, *Ulna*, in der Knorpelmasse

Digitized by Google

ein rundliches Knochenstückchen, welches als kleiner Finger zu betrachten ist. Mit Ausnahme des Daumens werden die hintersten Knochenstücke der vier mittleren Finger für Mittelhand und die darauf folgenden für Fingerglieder gehalten. Es fehlen jedoch weder dem Daumen noch dem kleinen Finger die Mittelhandknochen, da die an der äufsern Seite der untern Handwurzelknochen-Reihe liegenden Knochenstücke, die hier ganz falsch zu den Handwurzelknochen gerechnet werden, als Mittelhandknochen dieser Finger anzunehmen sind, wofür nicht sowohl ihre mit den übrigen Mittelhandknochen übereinkommende Form als Lage spricht.

Beim Narvall finden sich ebenfalls fünf Finger, von denen der Daumen aus zwei, der Zeigefinger aus fünf, die darauf folgenden aus vier und der lezte aus drei Knochenstücken besteht. Da hier die Länge der Finger von Vorne nach Hinten abnimmt, so wird diese Hand zwar der der Seehunde ähnlicher, unterscheidet sich jedoch auch wieder von derselben dadurch, dafs hier ein kürzerer Daumen angetroffen wird.

Beim Schnabelwall finden sich vier Finger, von denen mit Einschlufs der Mittelhandknochen der erste vier, der zweite sechs, der dritte fünf und der vierte drei Glieder hat.

Beim Jupiterwall kommen gleichfalls nur vier Finger vor, von denen die Mittelfinger einige Glieder mehr haben als die in der vorigen Art; indessen möchte die hier in der Zeichnung angegebene Zahl derselben wohl nicht als Regel geltend gemacht werden können, da in dieser Darstellung die Unvollständigkeit der Glieder einiger Finger sichtbar wird.

Was das hier abgebildete Zungenbein des Schnabelwalls betrifft, so kömmt die Gestalt desselben mit dem dem Rec. vorliegenden Exemplar ziemlich überein, wobei jedoch nicht unbemerkt bleiben kann, dafs aufser den hier angedeuteten Knorpeln, wodurch dasselbe mit den Keulenfortsätzen zusammenhängt, noch ein breiter Knorpel mit mehreren rundlichen Fortsätzen im Fleisch der Zunge vorkömmt.

Wenn nun aus dieser Darstellung zwar unstreitig hervorgeht, dafs die hier verglichenen Skelette der eigentlichen Walle zweien Arten angehören, so ist es doch noch zweifelhaft, ob sie nach der hier gegebenen Bestimmung als Schnabelwall und Ochsenauge (B. boops Fabr.) anzunehmen sind. Wir sehen uns daher veranlafst, hier defshalb noch eine genauere Untersuchung anzustellen und glauben, bei der Schwierigkeit aus den Unterschieden in der äufsern Gestalt allein darüber zur Gewifsheit zu gelangen, versuchen zu müssen, durch Vergleichung dessen, was durch zuverlässige Beobachtungen anderer Anatomen bereits über den innern Bau dieser Arten ausgemittelt ist, zur genauern Kenntnifs und Bestimmung derselben beizutragen.

Der von Hunter zergliederte und (Philos. Transact. 1787. Tab. XX.) abgebildete Wall ist weiblichen Geschlechts und wegen der schlanken Gestalt seines Körpers, des zugespizten Oberkiefers als Schnabelwall (B. rostrata Fabr.) bestimmt, von dem er sich jedoch dem Alter nach zu unterscheiden scheint, indem die Haare der Barten schon bräunlich gefärbt waren. Im Skelett fanden sich sechsundvierzig Wirbel, als sieben Hals-, zwölf-Rücken- und sieben und zwanzig Schwanzwirbel. Die erste Rippe war gegabelt und verband sich mit zweien Wirbeln. Das Brustbein bestand aus einem flachen und kurzen Knochen. Die mittleren Finger waren die längsten und hatten sieben, die ersten aber nur fünf und die lezten vier Glieder.

Ein von Albers (Icones ad anatom. comper. Lips. 1812. Tab. 1) abgebildetes Skelett eines Walls, der 1660 in der Nähe von Bremen strandete, und von welchem daselbst auch ein Oelbild aufbewahrt wird, ist als Jupiterwall (B. boops.) bestimmt. Die Zeichnung des Skeletts, wie auch das gemahlte Bild, wovon Rec. durch die Güte des Hrn. Treviranus eine Copie erhalten hat, ist unvollständig, da in beiden die Flosse verstümmelt erscheint. Jene ist überdiefs nur nach der Seitenansicht und nicht so sorgfältig ausgeführt, dafs sich alle Theile deutlich erkennen lassen. Die Wirbelzahl betrug einundfünfzig, von denen sieben als Hals- und zwölf als Rückenwirbel unterschieden werden. (Göttinger Anzeiger 1807 S. 208.) Rippen waren zwölf vorhanden. Das Brustbein fehlt. Die hier gezeichneten Beckenrudimente gleichen mehr dem des Delphins als dem Zungenbein der Walle, wofür sie von andern Anatomen gehalten werden.

Was den Kopf betrifft, so ist sowohl in der Albersschen Darstellung von der Seite, wie auch in den bei Camper (De Cetacées Observations anatomiques Tab. XI. und XII.) vorkommenden Zeichnungen desselben nach mehreren Ansichten und besonders aus dem Tab. XII. Fig. 2 befindlichen Abrifs deutlich bemerkbar, dafs die Unterkinnbacke gar nicht über die Spitze des Oberkiefers vorspringt, sondern sogar kürzer als leztere ist. Damit stimmt auch die vorliegende Copie des erwähnten Bildes überein.

Bei dem vom Rec. im Jahr 1825 zergliederten Wall fanden sich einundsechszig Wirbel und fünfzehn Rippen, wovon die hinterste nur im Fleisch befestigt war; die vordersten werden an ihrem obern Ende breit und bilden einen fast wellenförmig gebogenen Rand, der nach Innen in einen verschmälerten Hals übergeht, bei dessen Abgang dieser Rand ein wenig ausgeschnitten ist, und weder tiefer ausgeschnitten noch getheilt findet er sich an der ersten Rippe.

Die Knochen der Extremitäten bieten keine andere Verschiedenheit dar als in der Zahl der Handwurzelknochen. Die Gestalt der Knochen des Kopfes ist ebenfalls nicht verschieden von der, welche wir hier in der Zeichnung des Schnabelwalls finden, auch ragt der Unterkiefer verhältnifsmäfsig eben so viel über das Schnabelende des Oberkiefers hervor.

Digitized by Google

Vergleichen wir nun das hier abgebildete Skelett des Schnabelwalls, so ergibt sich unverkennbar eine grofse Aehnlichkeit mit dem, welches von Hunter und von uns beschrieben worden ist (Epist. ad. Blumenbachium de Balaenopteris quibusdam. Gryph. 1825), und wenngleich Verschiedenheiten unter ihnen angetroffen werden, so sind diese doch nicht so bedeutend, dafs sich dadurch verschiedene Arten charakterisiren, denn Unbeständigkeit in der Zahl der Rippen und Wirbel finden wir in den niedern Wirbelthieren ja auch nicht selten in Einer Species. Auch möchte diese Verschiedenheit zum Theil auf einer fehlerhaften Angabe der Zootomen beruhen, was besonders in diesem Fall daraus wahrscheinlich wird, dafs wir in dem hier abgebildeten Skelett den lezten Wirbel noch von bedeutender Gröfse wahrnehmen, dagegen er in dem unsrigen kaum von der Gröfse einer Haselnufs angetroffen wird. Es läfst sich daher auch wohl vermuthen, da nur eine allmälige Abnahme der Gröfse bis zum lezten Wirbel angenommen werden kann, dafs in dem hier gezeichneten Exemplar noch mehrere von den lezten Wirbeln fehlen. Auch die übrigen Abweichungen, als die Theilung der ersten Rippe und die geringere Zahl der Handwurzelknochen, wodurch das Berliner Exemplar sich von dem unsrigen auszeichnet, lassen sich mit gröfster Wahrscheinlichkeit aus einer durch Altersverschiedenheit bedingten Bildung erklären; denn indem bei allen Thieren die Handwurzelknochen sich erst spät und ungleich entwickeln, so dürfte wohl anzunehmen seyn, dafs hier einer derselben in seiner Ausbildung zurückblieb und defshalb ganz vermifst wird. Ebenfalls ist es wahrscheinlich, dafs der obere breite Rand der ersten Rippe, der bei unserm Exemplar durch einen flachen Einschnitt in den hintern breitern und vordern schmälern Theil zerfällt, früher tiefer getheilt war. Bei der Uebereinstimmung in der Gestalt der übrigen Knochen sowohl des Kopfes als auch der Wirbelsäule, ferner auch wegen des übereinkommenden ungleichen Verhaltens der Länge der Kiefer, halten wir uns berechtigt, diese drei Gerippe zu Einer Art und zwar zum Schnabelwall zu rechnen, deren Bildung jedoch so modificirt scheint, dafs unter diesen das unsrige als das ältere und entwickeltste Exemplar zu betrachten seyn dürfte. Was das zweite hier unter dem Namen Jupiterwall (B. boops) angeführte Gerippe betrifft, so wird, da Cuvier diese Art mit dem Schnabelwall verbindet, und diese Meinung Rudolphi (a. a. O.) durch Gründe zu unterstützen sucht, noch zuerst zu untersuchen seyn, ob der Bestand dieser Art überhaupt anzunehmen oder dieser Meinung beizustimmen sei.

In der ausführlichen Beschreibung des Thiers (Fauna Grönl. p. 36) von Fabricius — der öfter Gelegenheit hatte dasselbe zu sehen und der zugleich als guter Beobachter gewifs das gröfste Vertrauen verdient — ist unter den angegebenen charakteristischen Merkmalen die Verkürzung des Unterkiefers gegen den Oberkiefer vorzüglich zu berücksichtigen, und da wir diefs Merkmal in dem von Albers gezeichneten Skelett ausgedrückt finden, so ist dadurch wohl aufser Zweifel gesezt, dafs Fabricius richtig beobachtete, und diese von den übrigen verschiedene Art wirklich vorhanden sei. Man könnte dagegen vielleicht einwenden, dafs auch diese Differenz blofs im Alter begründet sei, indessen ist es nicht denkbar, dafs diese Veränderung durch die fortschreitende Entwickelung entstehe; denn wie die von Camper gegebene Abbildung des Foetus des Grönländischen Walls schliefsen läfst, ist die durch das Alter bedingte Umbildung der Kopfknochen, in Folge der Entwickelung der Barten, nur besonders auf die Seitentheile der Kiefer eingeschränkt.

Wir tragen daher kein Bedenken, nachdem wir noch die Beschreibung des Fabricius von B. boops mit dem vor uns liegenden lithographirten Bilde dieses Thiers von Tepe, so wie auch die hier abgebildeten einzelnen Theile des Skeletts desselben mit dem von Albers gezeichneten Gerippe genau verglichen haben, dieses Thier für eine vom Ochsenauge verschiedene Art anzunehmen und dieselbe zu derjenigen zu rechnen, welche schon Sibbald genau beschrieb und die Zoologen später als B. musculus bestimmten. Diefs beweisen die aufserordentlich langen Flossen, wie auch das eigne Verhalten des Unterkiefers zum Oberkiefer, sofern dieser von jenen wie von einem Rahmen umfafst wird; und falls das Sibbaldsche und Berliner Thier in der Proportion der einzelnen Theile auch nicht ganz übereinstimmen sollten, so glauben wir, dafs daraus gegen diese Annahme aus dem Grunde nichts gefolgert werden könne, weil selbst in den höhern Thieren, wo die Proportion viel beständiger ist, nicht selten sogar im Individuum bedeutende Abweichungen derselben vorkommen und überdiefs nicht bei jeder Ausmessung gleiche Stellen des Körpers gewählt und genau überstimmende Mafse benuzt werden. Indessen wird sich über diese Art erst dann mit mehr Gewifsheit entscheiden lassen, wenn wir zur Kenntnifs des ganzen Skeletts gelangt sind. Auch ist es dringend zu wünschen, dafs wir von dem für die Unterscheidung dieser Arten überhaupt so wichtigen Kopf des in Bremen vorhandenen Skeletts bald eine befriedigende Zeichnung nach mehreren Ansichten erhalten möchten, weil die Profil-Darstellung von Albers nicht genügt und Campers Abbildungen desselben fehlerhaft scheinen, da wohl bei keinem Thier dieser Art ein so zugespizter Oberkiefer vorkommt, wie er hier gezeichnet ist. Es würde daher Hr. D'Alton sein Verdienst um die Kenntnifs dieser Thierreiche noch erhöhen, wenn er in seinen versprochenen Nachträgen diese Lücken auszufüllen nicht unberücksichtigt lassen möchte.

Rosenthal.

Digitized by Google

Nro. 95. u. 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

XLVII.

Englische Reichs- und Rechtsgeschichte seit der Ankunft der Normannen im Jahre 1066 *nach Christi Geburt, von Dr. George Phillips, aufserord. Professor der Rechte an der königl. Universität zu Berlin.* Erster Band. Berlin 1827. Zweiter Band. Berlin 1828.

Es bilden die beiden bisher erschienenen Bände dieses Buches ein für sich abgeschlossenes Ganze, indem sie die Englische Reichs- und Rechtsgeschichte von der Ankunft der Normannen bis zu dem Tode König Heinrichs II. umfassen. Sie knüpfen sich wiederum als eine, freilich nach einem andern Plane bearbeitete Fortsetzung an des Verfassers frühere Arbeit („Versuch einer Darstellung der Geschichte des Angelsächsischen Rechts“*) an. Während nämlich in dieser die politische Geschichte der Angelsächsischen Reiche, so wie der vereinigten Heptarchie, nur sehr kurz berührt worden ist, füllt in dem vorliegenden Buche die allgemeine Geschichte Englands von Wilhelm I. dem Bastard bis auf Heinrich II. einen sehr bedeutenden Theil des ersten Bandes aus. Als Einleitung ist ihr die Schilderung der Unternehmungen der Normannen gegen Frankreich, so wie der Schicksale des von ihnen im Norden dieses Landes gestifteten Herzogthums vorangeschickt. Aufserdem enthält der erste Band auch noch eine Uebersicht der *Quellen* des Englischen und Walischen Rechts dieser Periode, während in dem zweiten Band die eigentliche Darstellung der *Geschichte des Rechtes* selbst folgt. Als Anhang ist dann noch mit diesem zweiten Bande eine vollständige Ausgabe des sogenannten *Glanvilla*, eines im zwölften Jahrhunderte in Lateinischer Sprache verfafsten Rechtsbuches, verbunden **).

*) Vergl. Jahrg. I. Nro. VI. col. 107.

**) Dem ersten Bande sind drei genealogische Tafeln, dem zweiten ein vollständiges Namen- und Sachregister beigefügt.

Ein Hauptaugenmerk, welches der Verf. bei seiner Arbeit verfolgt hat, war natürlich die historische quellenmäfsige Begründung der noch heut zu Tage von Kennern und Nichtkennern so allgemein gepriesenen Englischen Verfassung, zu welchem Zwecke dann auch grade die politische Geschichte mit einer gröfseren Ausführlichkeit abgehandelt werden mufste. Die Basis dieser Englischen Verfassung liegt in dem Verhältnisse der persönlichen Treue, in welchem der Angelsächsische Adel zu dem Angelsächsischen Könige stand, welches auch fortdauerte, nachdem der Stamm der eingebornen Könige mit Eduard dem Bekenner erlosch, und nun ein ausländischer Fürst, der Herzog von der Normandie, König der Angelsachsen wurde, welches auch fortdauerte, nachdem die meisten eingebornen Geschlechter des Angelsächsischen Adels wegen der Verletzung jener Treue ihre Besitzungen verloren, und nun ausländische Normännische Geschlechter an ihrer Stelle zum Angelsächsischen, Englischen Adel gezählt wurden. Ganz besonders mufsten daher auch in dem vorliegenden Buche die Folgen der Vereinigung der Angelsächsischen Königswürde mit der Normännischen Herzogswürde hervorgehoben werden, besonders da gerade in dieser Beziehung Ansichten herrschend geworden sind, die sich mit den Aussagen der Quellen jener Zeit nicht völlig in Einklang bringen lassen.

Jenes besondere Verhältnifs der persönlichen Treue, in welchem auch der Normännische Adel zu dem Normännischen Herzoge stand, reicht aber seinem Ursprunge nach über die Zeit der Stiftung der einzelnen Angelsächsischen Königreiche, so wie des Normännischen Herzogthums, hinaus, indem dasselbe die Grundlage des gesammten Germanischen Gefolgschaftswesens bildete und grade von solchen Gefolgschaften, wie sie uns schon Tacitus in seiner Germania beschreibt, die Gründung aller jener Reiche ausging. Defshalb ist denn auch grade in dieser Hinsicht die frühere Geschichte der kriegerischen Unternehmungen der Normannen gegen Frankreich sehr

Digitized by Google

wichtig, weil wir eben hier lauter einzelne Gefolgschaften auftreten sehen. Die einzelnen *Gefährten*, die sich zu einer solchen Heer*fahrt* mit einander verbunden haben, erkennen einen Höhern (heriror, herro) einen *Herrn* über sich an, gegen den sie sich durch das Versprechen einer ganz besondern Treue verpflichtet haben. Von dergleichen Gefolgschaften wurde nun Frankreich während des ganzen neunten und auch am Anfange des zehnten Jahrhunderts heimgesucht. Ihre Angriffe auf das unbeschüzte Land unternahmen sie gewöhnlich auf die Weise, dafs sie zu Schiffe in die Mündungen der gröfseren Flüsse hineinfuhren, das Land rings herum plünderten und dann mit Beute reich beladen heimkehrten. Nicht nur auf dem Rheine, der Maas, Schelde und Seine, sondern auch auf der Loire, ja sogar auf der Rhone, liefsen sie sich in grofser Anzahl sehen. Diese ganze Erscheinung ist aber blofs eine Wiederholung dessen, was sich in der Geschichte fast aller Germanischen Völker antreffen läfst. Während andere dergleichen Gefolgschaften ähnliche Unternehmungen zu Lande ausführten, wie schon unter Ariovist, Odoacher und andern Deutschen Heerführern gegen das Römische Reich, so richteten die Gefolgschaften, welche von denjenigen Germanischen Stämmen ausgingen, die an der Seeküste ihre Wohnsitze gefunden hatten, ihre Angriffe gegen die Küsten benachbarter und entfernterer Länder. Dieſs gilt namentlich von den Gefolgschaften der Sachsen und der ihnen stammverwandten Völker, der Angeln, Jüten, Friesen, namentlich auch der Dänen. Auf diese Weise wurden denn auch besonders die Reiche der Angelsachsen in Britannien gegründet, indem hier sich im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts mehrere solcher Schiffsheere niederliefsen. Von Gefolgschaften derselben Stämme gingen dann auch die Verheerungen Britanniens aus, die dieses Land im neunten und zehnten Jahrhundert erlitt; von denselben die Verwüstungen Frankreichs um die nämliche Zeit. Dort werden sie gewöhnlich *Dänen* genannt, hier theils mit demselben, theils auch mit dem Namen der *Normannen* bezeichnet, weil sie zuerst von Norden her Frankreich angriffen, während sie an andern Orten auch *Ostmannen* heifsen. Es ist daher keineswegs nothwendig anzunehmen, diese Gefolgschaften seien aus dem äufsersten Norden gekommen, sondern sie kamen meistens aus dem heutigen Dänemark. Ja, der Name Dani selbst (Bd. 2. S. 13.) dürfte sehr deutlich an dieses Gefolgschaftswesen erinnern; Thani nämlich werden bei den Angelsachsen die Gefolgsgefährten genannt, und unzählige Male ist das Angelsächsische Th in andern Deutschen Dialekten als D anzutreffen. — Die Schilderung aller der einzelnen Heereszüge jener Normännischen Gefolgschaften, von welchen die eine unter ihrem Anführer *Rollo* im Jahre 911 das Herzogthum *Normandie* im Norden Frankreichs stiftete, ist von dem Verf. in den beiden ersten Paragraphen des ersten Bandes geliefert worden. Die Gefolgschaft des Rollo war darnach die einzige, die sich in diesen Gegenden eine dauernde Niederlassung erkämpfte. Das Verhältnifs der Gefährten zu ihrem Herrn blieb indessen auch nach der Stiftung des Herzogthumes bestehen; sie bildeten den Adel und wählten nach Rollo's Tode seinen Sohn Wilhelm zu ihrem Herrn und Herzoge, aus dessen Stamm dann auch die nach ihm regierenden Herzoge von der Normandie entsprossen sind. Diese Herzoge werden aber dennoch jedes Mal vor dem Antritt ihrer errschaft von dem Adel gewählt, welcher auch fernerhin die Umgebung seines Herrn bildet, bei allen wichtigen Angelegenheiten von ihm zu Rathe gezogen wird, und sich regelmäfsig zu bestimmten Zeiten im Jahre um ihn versammelt. Auch trifft man, wie der Verf. nachgewiesen hat, hier schon frühzeitig eine Curia Ducis als einen Gerichtshof an (B. 2. S. 29), der ebenfalls mit Personen aus dem Adel besezt ist, aber noch keineswegs damals schon etwa den Namen Court de l'Exchiquier (Bd. I. Note 79) geführt hat. Eigentlich war jeder der Normännischen *Barone*, denn unter diesem Namen kommen hier die zu dem Adel zu zählenden Personen vor, Mitglied dieser Curie, allein da nicht der gesammte Adel jederzeit um den Herzog versammelt war, so waren es auch nur immer Einzelne, welche mit dem Herzoge zu Gericht safsen. —

Das Normännische Herzogthum behauptete sich nun in Frankreich trotz der Intriguen der Französischen Könige, die zu jeder Zeit darauf bedacht waren, sich des unangenehmen Nachbarn und Vasallen zu entledigen. Ganz besonders war es die Zeit der Unmündigkeit einzelner Normännischer Herzoge, die von jenen Königen dazu benuzt wurde, um wo möglich das ganze Herzogthum wieder wie ehedem mit Frankreich zu vereinigen. Dazu kamen dann öfters die Empörungen einzelner Normännischen Barone wider ihren Herzog, die dann meistens bei dem Könige von Frankreich eine gastliche Aufnahme und Unterstützung fanden. Ganz besonders stürmisch war aber der Beginn der Regierung Wilhelms II.

Digitized by Google

(1035 — 1087) der, ebenfalls noch unmündig, zum Herzoge erhoben worden war. Ihm, einem Bastarde, machten mehrere Nachkommen Herzog Richards I. (Bd. 1. S. 55) die herzogliche Würde streitig, indessen es gelang den Vormündern Wilhelms und dann auch dem zum Mann herangereiften Herzoge, sich gegen seine Feinde zu behaupten. Diese angegebenen Gesichtspunkte sind es besonders, welche aus der in vorliegendem Buche abgehandelten Geschichte der Normandie (Bd. I. §. 3 — 8) herauszuheben wären. Die Darstellung der Normännischen Verfassung, über welche freilich die Nachrichten ziemlich sparsam sind, ist in eine nähere Verbindung mit der Entwicklung der Angelsächsischen Verfassung gebracht worden, die in dem zweiten Bande (§. 29) geliefert worden ist. Auch bei den Angelsachsen finden wir darnach schon in älterer Zeit die Gefahrgefährten, den Adel, in der Umgebung des Königs; dreimal im Jahre versammeln sie sich zu dem grofsen *Witenagemote* und heifsen als zum treuen Gehorsam, zum *Hören* gegen den König verpflichtet, seine Hyrede (von *hyran* d. i. hören).

Auch hier findet sich, in gleicher Bedeutung mit der Normännischen *Curia Ducis*, eine *Curia Regis*, von deren Thätigkeit wir aber, bei der gröfseren Reichhaltigkeit der Quellen, bei Weitem mehr Nachrichten haben.

In beiden Verfassungen trifft man darnach die Grundzüge des Lehnswesens an, und es bedurfte nicht erst einer Umänderung oder Umsturzes der, einen durch die andere, um eine feudale Verfassung in England zu begründen. Der Verf. hat grade diesen Gegenstand besonders hervorgehoben und hat namentlich, aufser den vorhin angegebenen Stücken, die regelmäfsige Wahl der Könige bei den Angelsachsen (Bd. 2. Note 431), das Vorkommen der Reichsämter des Marschalls, Kämmerers (Bd. 2. S. 8), des Lehenseides (Bd. 2. S. 12, 13), die Zusammensetzung des (heutigen Oberhauses des) Parlaments aus den weltlichen und geistlichen Lords (Bd. 2. S. 14), ja sogar die Erblichkeit der königlichen Lehen (Bd. 2. S. 25), Alles schon für die Angelsächsische Zeit, aus den Quellen nachgewiesen. —

Die nämliche Verfassung hat nun auch, nachdem jener Wilhelm II., der Bastard, zum Könige der Angelsachsen erhoben worden war, in England fortgedauert, so dafs also an dieses Ereignifs, da diese Erhebung nicht via facti, sondern de jure vor sich ging, sich auch rechtmäfsig keine andern Folgen angeknüpft haben, als wenn der Normännische Herzog als Sohn oder als nächster Seitenverwandter seines Vorgängers auf dem Angelsächsischen Königsthrone succedirt wäre. Er selbst sah die Sache auch ganz so an und betrachtete, wie seine Zeitgenossen überhaupt, den Umstand, dafs ihm die Angelsächsische Königskrone zu Theil geworden war, keineswegs als eine Folge einer seinerseits ausgeübten Gewaltthat oder Eroberung, sondern vielmehr einer rechtmäfsigen Erwerbung, wefshalb, wenn er mit dem Beinamen *Conquaestor* bezeichnet wird, denn auch nach dem damaligen Sprachgebrauche darunter nicht „*Eroberer*" sondern „*Erwerber*" zu verstehen ist. Der Erwerbstitel, auf welchen die Ansprüche Wilhelms auf die Angelsächsische Königskrone sich gründeten §. 8. §. 30), war folgender: Harald, der Sohn des mächtigen Herzogs Godwin von Wessex hatte Wilhelm den Lehenseid geleistet und dabei gleichzeitig versprochen, das Seinige dazu zu thun, dem Herzoge von der Normandie nach dem Tode des kinderlosen König Edward des Bekenners, wo natürlich der Angelsächsische Adel einen König aus einer andern als der bisher regierenden Familie wählen mufste, den Angelsächsischen Königsthron zu verschaffen. Die Art und Weise, wie Harald sich zur Ablegung dieses Eides veranlafst gesehen hat, ist freilich bei den verschiedenen Berichten darüber (Bd. 1. S. 65. Note 143) nicht vollständig zu ermitteln, das Factum selbst aber unterliegt keinem Zweifel.

Der wortbrüchige Vasall indessen vergafs seines Eides, und brachte es vielmehr durch seinen Einflufs dahin, dafs nach Edwards Ableben im Jahre 1066 er selbst von einem Theile des Angelsächsischen Adels zum Könige gewählt wurde. Die natürliche Folge davon war die, dafs sein Lehensherr ihn zu züchtigen auszog, und defshalb mit einem Heere nach England hinüberkam. Harald kam in der Schlacht bei Hastings (§. 9) ums Leben, und so war der Angelsächsische Thron abermals erledigt. Der Angelsächsische Adel wählte hierauf einstimmig Wilhelm zum Könige und schwur ihm den Eid der Treue. Viele brachen diesen Eid der Treue, und erlitten dann die Strafe, die jeden Vasallen traf, der sich einer solchen Felonie schuldig machte, wovon wir eine Menge ähnlicher Beispiele aus der früheren Angelsächsischen Geschichte haben (Bd. II. S. 22). Sie wurden ihrer Güter beraubt, die in diesem Falle, so wie die Güter derjenigen, die auf Haralds Seite kämpfend gefallen waren, an die Normännischen Gefolgsgefährten gegeben wurden, welche nun eben dadurch gleichzeitig zum Normännischen und Angelsächsischen Adel gehörten (§. 30). Somit geht

Digitized by Google

dann allerdings in Folge dieser Erwerbung der Angelsächsischen Königskrone durch Wilhelm den Herzog von der Normandie eine Veränderung hinsichtlich der zu dem Angelsächsischen Adel zu zählenden Personen vor, wie sich eine ähnliche auch gleich unter der Regierung König Wilhelms II. Rufus (1087 — 1100) ereignete (Bd. 2. S. 40), hingegen der Adel *als Adel* bleibt immer derselbe, und somit ist auch die Anglo-Normännische Verfassung mit der früheren durchaus die nämliche.

Diese Ansicht, welche der Verf. in §. 10 und §. 30, auf die ausdrücklichen Nachrichten in den Quellen sich stützend, durchgeführt hat, stimmt freilich nicht mit der der meisten neuern Schriftsteller überein, die nicht nur überhaupt eine Fortdauer der ältern Angelsächsischen Verfassung gänzlich in Abrede stellen, sondern auch in Wilhelm I. dem Bastard weiter nichts als einen Eroberer erblicken. Bei denjenigen, welche auf die Quellen der Geschichte wirklich noch einigen Werth legen, und denen dieselben noch für mehr gelten, als für eine individuelle Ansicht desjenigen, der sich auf sie beruft, wird die Richtigkeit der von dem Verf. aufgestellten Ansicht keine weiteren, als die beigebrachten Belege bedürfen, während Andere, weil sie die Beweismittel nicht anerkennen, nicht zu überzeugen sind.

Eine ähnliche Veränderung, wie hinsichtlich der weltlichen *Lords* (welcher Name ebenfalls Angelsächsischen Ursprunges ist und einen Lehensherrn bezeichnet; Bd. 2. S. 12), ging auch bald nach der Thronbesteigung Wilhelms I., mit den geistlichen vor sich. Der Grund davon ist aber nicht etwa darin zu suchen, dafs die Angelsächsischen Prälaten defshalb, weil sie Angelsachsen waren, von ihren Bischofssitzen entfernt wurden, sondern weil überhaupt der Klerus in England in einen tiefen Verfall gerathen war (Bd. 2. S. 303), und der Papst daher diese Gelegenheit, bei welcher eine Menge wissenschaftlich gelehrter Geistlichen nach England kam, dazu benuzte, eine durchgreifende Reformation mit der Angelsächsischen Geistlichkeit vorzunehmen. Diejenigen, welche nicht die kanonischen Eigenschaften hatten, wurden abgesezt, andere hingegen blieben in Amt und Würden (§. 12). —

Für die Geschichte der Verfassung Englands ist die Regierungszeit der vier nächsten Nachfolger Wilhelms I. nicht von grofser Bedeutung, weil sich während derselben keine besondern Veränderungen zugetragen haben. Der Verfasser hat diese Periode der Englischen Geschichte in §. 13 — §. 19 dargestellt und dabei hauptsächlich die Streitigkeiten hervorgehoben, in welche die Könige *Wilhelm* II., *Heinrich* I. und *Heinrich* II., sich, mit den Erzbischöfen von Canterbury verwickelt haben. Unter Wilhelm I. und Heinrich I. gab dazu besonders der Investiturstreit die Veranlassung, der auch in England damit endigte, dafs der König nur auf die Belehnung mit Ring und Stab verzichtete, während das Lehensverhältnifs der Bischöfe gegen den König bestehen blieb (Bd. I. S. 129). — Von jenen Königen waren die beiden ersten freilich durch Wahl auf den Thron von England gelangt, hatten jedoch nur dadurch ihren ältern Bruder *Robert* von derselben ausgeschlossen, dafs sie zu gelegener Zeit an Ort und Stelle waren und es ihnen gelang, über diejenigen, die für jenen Partei ergriffen, obzusiegen. Ihr Nachfolger Stephan hingegen (1135 — 1154) wurde zwar auch als König anerkannt, allein späterhin wurde seine ganze Regierung als eine blofse Usurpation angesehen (Bd. 1. S. 160. Bd. 2. S. 141), weil er mit Hintansetzung der schon während Heinrichs I. Lebzeiten allgemein und auch von ihm anerkannten Nachfolgerin desselben seiner Tochter *Mathilde* (Bd. 1. S. 126), zum Thron gelangt war. Mathildens Sohn indessen, *Heinrich Plantagenet*, erbte von seiner Mutter die Ansprüche auf die Englische Königskrone, die er denn auch wirklich in Folge eines Vertrages mit Stephan, nach dessen Tode, im Jahre 1154 erwarb. Die Regierung Heinrichs II. ist besonders wichtig wegen des von dem Vrf. ausführlich dargestellten (Bd. 1. S. 154 — 172) Streites zwischen dem Könige und *Thomas Becket*, des Erzbischofs von Canterbury. Es handelte sich bei diesem Streite um die sogenannten avitae consuetudines, die meistentheils eben so viele Mifsbräuche waren, die seit der Zeit Wilhelms I. sich hinsichtlich des Verhältnisses des Königes zu der Kirche eingeschlichen hatten. Die Clarendonischen Constitutionen sollten diesen alten Gewohnheiten völlige Gesetzeskraft verleihen. Thomas Becket trat bei diesem Streite, der nachmals, wenn auch keineswegs auf Anstiften Heinrichs II., seinen Tod veranlafste, nicht minder heldenmüthig auf, wie einst gegen Heinrich IV. Gregor VII., ein Held, dessen Gröfse auch gegenwärtig in Deutschland anerkannt wird, wie neuerdings die Italienische Geschichte vom Hrn. Prof. *Leo* (Bd. 1. S. 443 ff.) beweist. So wie Heinrich IV. demüthig bittend in dem Hofe zu Canossa erschien, so glaubte auch der wahrhaft reumüthige Heinrich II. sein

Digitized by Google

Vergehen nicht anders abbüfsen zu können, als durch Wallfahrten nach dem Grabe Thomas Beckets. Das ganze Benehmen dieses Mannes bei jenem berühmten Streite erscheint sehr würdevoll, wie dieſs namentlich aus den aus *Roger von Hoveden* beigebrachten Stellen (Note 294. 295. 297. 299. 301) ersichtlich ist. Des Verfs. Darstellung schliefst sich hierbei lediglich an diesen und die andern Quellenschriftsteller an, und kommt freilich nicht mit dem überein, was sich über diesen Gegenstand bei *Hume* und *Turner* findet, denen es gefallen hat ihre eignen Ansichten in die Geschichte hineinzutragen. Es entsteht dabei freilich immer die Frage, was das Rechte sei, was nicht; aber wahrscheinlicher bleibt es immer, dafs Roger von Hoveden die Sache besser gewufst hat, als Hume und Turner. Aufserdem hat der Verf. insbesondere noch auf die Unternehmungen König Heinrichs II. gegen Wales und Irland und dabei gleichzeitig auf die frühere Geschichte dieser beiden Länder aufmerksam gemacht (Bd. I. S. 142—151. S. 173 u. f.).

An diese Darstellung der politischen Geschichte Englands bis auf Heinrich II. reihet sich dann (Bd. I. S. 182) die Uebersicht der Rechtsquellen an, deren Inhalt, wie die im zweiten Bande enthaltene Ausführung der einzelnen Rechtsinstitute beweiset, zum grofsen Theile weiter nichts als das ältere weiter fortgebildete Angelsächsische Recht ist. Zu diesen Quellen gehört aufser den von Wilhelm I. erlassenen Gesetzen das sogenannte *Domesdaybrok* und drei *Rechtsbücher*. Jenes gibt Auskunft über mehrere Rechtsverhältnisse, hat aber dennoch mehr einen topographischen Werth, indem es eine unter Wilhelm I. gemachte Aufzeichnung der einzelnen Besitzungen nebst ihrem Ertrage und ihren Einkünften enthält. Besonders wichtig aber sind für diese Periode die erwähnten Rechtsbücher, deren *jedes* jedoch einen Namen führt, der ihm eigentlich nicht recht zukommt. Der Verf. weiset namentlich nach (Bd. I. S. 204), wie das Rechtsbuch, welches den Namen Leges Henrici Primi führt, nur seinen beiden ersten Capiteln nach, welche ein Gesetz Heinrichs I. enthalten, in die Regierungszeit dieses Königs gehört, während es vielmehr eine aus Kirchengesetzen und den älteren Quellen des Angelsächsischen Rechts in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angefertigte Compilation ist. Ein Gleiches gilt hinsichtlich der Zeit der Abfassung und der Benutzung der Angelsächsischen Rechtsquellen von den sogenannten Leges Edowardi Confessoris, welche vielleicht ihren Ursprung dem Summus Justitiarius totius Angliae *Ranulph von Glanvilla* verdanken; wenigstens scheint eine Stelle aus Roger von Hoveden dafür zu sprechen (Bd. I. S. 224). Der Verf. hat es sich angelegen seyn lassen, eine möglichst vollständige Uebersicht der Zusammensetzung dieser Rechtsbücher aus den angegebenen älteren Quellen zu liefern, aus welcher sich namentlich in Betreff der Leges Henrici Primi ergibt, dafs bis zu dem sechsten Capitel besonders mehrere Quellen des Kirchenrechts benutzt worden sind, von da an vornehmlich die Leges Alfredi und Leges Cnuti (Bd. I. S. 210—222). Das dritte und wichtigste Rechtsbuch aus dieser Periode führt gemeinhin den Namen: *Glanvilla*, es ist jedoch keineswegs ausgemacht, dafs der vorhin erwähnte Glanvilla oder überhaupt nur von einem Manne dieses Namens dieses Werk angefertigt worden sei. Der Verf. hebt (Bd. I. S. 234) einige Bedenklichkeiten heraus, ob dieſs Rechtsbuch überhaupt noch in die Regierungszeit Heinrichs II. zu setzen sei, hat sich indessen davon überzeugt, dafs dieselben unerheblich seien, so wie er auch die, bei Gelegenheit der von ihm gegebenen Uebersicht des Inhaltes des sogenannten Glanvilla, vorgeschlagene Lesart: „de warrantis" für „de baroniis" (I. 3) für unstatthaft erklärt hat (Bd. II. S. 492).

In dem vorlezten Paragraphen des ersten Bandes gibt der Verf. noch einige nähere Auskunft über die Quellen des Walischen Rechtes, die ihm jedoch überhaupt noch nicht in dem Grade zugänglich gewesen sind, wie er es wohl wünschte (Bd. II.), weſshalb er sich auch die ausführlichere Darstellung des Walischen Rechtes für einen der folgenden Bände aufbehalten hat, während er hier bei Gelegenheit der allgemeinen Uebersicht schon hin und wieder auf einige merkwürdige Eigenthümlichkeiten des Walischen Rechtes, besonders hinsichtlich des Verhältnisses zwischen dem Könige und seinen Hofbeamten, aufmerksam gemacht hat.

Bei seinen Angaben über die Anwendung des kanonischen und Römischen Rechts in England, besonders aber über den berühmten Magister *Vacarius* (§. 28) hat der Verf. das Werk von Wenck (Magister Vacarius. Lips. 1820) und den vierten Band der Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter von Hrn. *v. Savigny* benüzt. Es erwachte das Studium dieser beiden fremden Rechte in England erst unter den Königen Normännischen Stammes, und es fanden dieselben ganz besonders ihre Anwendung

Digitized by Google

in den soge annten C iae Christianitatis, welche in Folge eines ausdrücklichen Gesetzes Wilhelms I. des Bastards von den weltlichen Gerichten, mit welchen sie bisher gemeinschaftlich gehalten worden waren, getrennt wurden.

Es blieben darnach diese geistlichen Gerichte in einer eigenthümlichen Stellung zu den weltlichen, indem sie in einzelnen Sachen für ausschliefslich competent gehalten wurden. Selbst die königliche Curie verwies alle Matrimonialsachen, wohin denn namentlich auch der Streit wegen der Bastardasie gehörte, ferner alle Streitigkeiten aus Testamenten, an die geistlichen Gerichte. Das Nähere über dieses Verhältnifs, so wie über das Verhältnifs der königlichen Curie zu andern Gerichten, hat der Verf. in einem besonderen Paragraphen des zweiten Bandes ausgeführt. Es hatte nämlich seit der Normännischen Zeit die königliche Curie eine bei Weitem gröfsere Wirksamkeit gewonnen, so nämlich, dafs eigentlich alle Sachen von irgend einiger Bedeutung an sie gebracht werden mufsten. Der Grund dieser Erscheinung ist zu suchen in einem alten Princip des Angelsächsischen Rechts, wornach man sich nur dann an die Curie des Königs wenden durfte, wenn man in dem Gerichte seiner Grafschaft nicht zu seinem Rechte gelangen konnte. Dieser Fall aber ereignete sich bei den vielen Willkürlichkeiten, die sich die in England einheimisch gewordenen Normännischen Barone erlaubten, aufserordentlich oft, und somit konnte sich denn auch ein Herkommen bilden, wornach die königliche Curie als der eigentliche und fast alleinige Gerichtshof in weltlichen Sachen angesehen wurde, während die Grafschaftsgerichte von ihrer Bedeutung sehr viel verloren, indem sie fast ausschliefslich zur Anordnung der Procefspräparatorien gebraucht wurden, um so mehr, da seit der Einführung der reisenden Richter, eines Ausschusses der königlichen Curie, diese in einer jeden Grafschaft zu bestimmten Zeiten im Jahre repräsentirt wurde. Es steht mit dieser Umänderung der Bedeutung der königlichen Curie, nach der Ansicht des Verfs., gleichzeitig auch noch eine andere Erscheinung in Verbindung, nämlich die Entstehung der *Geschwornengerichte*. Bevor die reisenden Richter eingeführt waren, sahen sich die Parteien jedesmal genöthigt, sich nach der königlichen Curie in Begleitung aller derjenigen Personen hinzubegeben, die für sie bei dem Processe auftreten sollten, was um so schwieriger war, da zu der damaligen Zeit die Curie dem Könige folgte, der oftmals seinen Aufenthaltsort wechselte. Jene Personen waren insbesondere die Eidhelfer und Zeugen, deren Aussage jedoch allein der Curie unmöglich genügen konnte, da diese auch schon bei der Menge der Geschäfte nicht im Stande war, sich mit grofser Genauigkeit auf eine einzelne, ursprünglich vor das Gericht einer vielleicht entfernten Grafschaft gehörige Streitsache einzulassen. Defshalb mufste grade hier der Mangel der einheimischen Schöffen sehr fühlbar werden, durch die man ehedem gewohnt gewesen war, alle Streitsachen entschieden zu sehen. Es war daher nothwendig in der Curie des Königs für jeden einzelnen Fall ein Surrogat des für die Parteien heimathlichen Schöffencollegiums zu schaffen. Des Verfs. Ansicht hierüber ist nun die, dafs durch das Herkommen sich allmälig ein solches Surrogat in den die Parteien begleitenden Personen gebildet habe, indem es überhaupt schon üblich geworden war, dafs in vielen Fällen die Eidhelfer durch das Gericht gewählt wurden; diese vertraten dann vor der königlichen Curie Beides, sie waren Eidhelfer und waren Schöffen, und so ist durch eine Verschmelzung beider Institute das Institut der Geschwornen hervorgegangen. Der Verf. hat die ausführliche Erörterung über die Entstehung dieser Geschwornengerichte unter die historische Entwickelung gestellt, die er von dem Englischen Criminalprocesse überhaupt gibt. Bei der Darstellung desselben ist seine Absicht zunächst freilich darauf gerichtet gewesen, die Principien des eigentlich Englischen Rechtes zu entwickeln, dann aber auch darauf, aus dem ältern Englischen Rechte zu beweisen, welches die wahren Grundlagen unsers Deutschen und Germanischen Rechtes überhaupt seien, und so glaubt er denn auch in der Darstellung der Lehre vom *Eide* und von den *Ordalien* einen Beitrag geliefert zu haben, der für das Studium des Germanischen Rechts im Allgemeinen brauchbar seyn dürfte. Er hat daher das Englische Recht ganz besonders aus dem Gesichtspunkte aufgefafst, dafs es eben nur ein einzelner Zweig des gesammten Germanischen Rechtes sei, wie sich denn auch die grofse Uebereinstimmung in den Principien bei jedem einzelnen Institute durchführen läfst. Bei der Darstellung dieser einzelnen Institute hat der Verf. sich nicht an ein besonderes fremdartiges Rechtssystem binden zu dürfen geglaubt, wie er früher in seiner Angelsächsischen Rechtsgeschichte das Heise'sche Pandektensystem auf das Angelsächsische Recht angewendet hat, sondern die einzige Hauptabtheilung, die er gemacht hat, ist die, die durch

Digitized by Google

die Englischen Rechtsquellen selbst, namentlich durch den sogenannten Glanvilla, gerechtfertigt wird, nämlich in Civilsachen und in Criminalsachen. Er kann es nicht anders als bedauern, dafs er zu der Zeit, als er diesen zweiten Band der Englischen Reichs- und Rechtsgeschichte schrieb, noch nicht das Werk von Hrn. Prof. *Albrecht* über die *Gevere* hat benutzen können, wodurch denn auch alle die auf der sogenannten Seisina beruhenden Verhältnisse noch bei Weitem deutlicher und klarer geworden wären, wie seither der Verf. selbst in seinem „Deutschen Privatrechte" mehrere jener Lehren aus dem allgemeinen Grundprincip des gesammten Germanischen Rechtes, nämlich die Gevere, d. h. der Vertheidigungsfähigkeit entwickelt und ausführlich dargestellt hat.

Unter den einzelnen Lehren des Englischen Rechtes, welche der Verf. in dem vorliegenden Buche hauptsächlich behandelt hat, steht voran der gesammte Civilprocefs, also namentlich ausführliche Erörterungen über die Summonitionen (S. 97—104), über die Essonien (welches Wort etymologisch mit Sumis, Säumnifs zusammenhängt. S. 106), d. h. die rechtmäfsigen Entschuldigungsgründe wegen des Ausbleibens vor Gericht (S. 105—117), über die Stellvertreter bei dem Processe (S. 117—120), über den gerichtlichen Zweikampf (S. 121—128), über die Varrantisation (S. 152—159), und insbesondere über die Recognitionen der Geschwornen in Civilsachen (S. 129—152). Hierauf folgt dann noch die Darstellung einzelner Processe, welche an die königliche Curie gebracht werden können, namentlich der Streit wegen des Advocationsrechtes (S. 159—168) bei vacanten Kirchen, wegen der Nativität (S. 168—175), wegen des Witthums und Maritagiums (S. 175—188), wobei natürlich auch die Principien, die das Englische Recht über alle diese Institute kennt, überhaupt hervorgehoben werden. So wird dann auch das gesammte Erbrecht in Verbindung mit der Lehre von dem Klagrechte des Erben abgehandelt (S. 188—204). Hieran schliefst sich an die Lehre von der Vormundschaft (S. 205—208), so wie die Darstellung mehrerer der wichtigsten Principien des Englischen Lehenrechts. Als besonders erheblich dürfte hier zu bemerken seyn der Unterschied, welcher zwischen den beiden Lehens-Eiden, *Fidelitas* und *Homagium* zu machen ist, von welchen der leztere nur da sich vorfindet, wo der Vasall von seinem Herrn wirklich eine bestimmte Sache zu Lehen hat, während er durch die Fidelitas in ein blofs persönliches Verhältnifs zu seinem Herrn tritt; auch unser Deutsches Lehenrecht kennt den gleichen Unterschied, den dasselbe durch die Worte: „*Hulde*" und „*Mannschaft*" ausdrückt. Da die Curie des Königsg leichzeitig oberster Lehenshof war, so waren die Lehensgerichte der einzelnen Lehensherren zu ihr gar bald in das nämliche Verhältnifs gekommen, wie die Grafschaftsgerichte (s. oben). Aufserdem wurde die königliche Curie noch ganz besonders für competent gehalten hinsichtlich aller derjenigen Streitigkeiten, die daraus hervorgingen, dafs Jemand einen endlichen Vergleich wegen eines bisher geführten Processes (Concordia finalis), den er vor der königlichen Curie abgeschlossen hatte, in Abrede stellte (S. 243), ferner auch in Betreff aller vor Gericht oder Zeugen geschlossenen Verträge, während dieselben sonst als Gewissenssachen und als auf der fides beruhend, an die Curiae Christianitatis gewiesen wurden. Eben so kamen die Streitigkeiten wegen der sogenannten *Propresturen*, worunter man besonders gewisse Anmafsungen gegen Gerechtsame des Königs versteht, z. B. Sperrung der Landstrafse und dergleichen, an die königliche Curie.

In dem Abschnitte, welcher von den Criminalsachen handelt, hat der Verf. aufser den schon vorhin bemerklich gemachten Gegenständen auch noch einige einzelne Verbrechen besonders hervorgehoben. Dahin gehören namentlich Apostasie und Zauberei, die Verbrechen gegen die Person des Königs, vornehmlich aber der Mord und der Todschlag. Der Verf. hat hier ganz besonders auf die ursprüngliche Verschiedenheit dieser beiden zulezt genannten Verbrechen aufmerksam gemacht, die er darin findet, dafs der Mord ein solcher Todschlag gewesen sei, bei welchem der Thäter blofs um der *Zahlung des Wehrgeldes* und defshalb auch um der Entdeckung durch das Bluten der Leiche zu entgehen, den Leichnam des Erschlagenen vernichtet oder versteckt habe. Der Unterschied gewann dann durch die Ankunft der Dänen, und späterhin durch die der Normannen, eine andere Bedeutung, indem seither es für ein Mardrum gehalten wurde, sobald ein Erschlagener gefunden wurde, von welchem sich nicht erweisen liefs, dafs derselbe ein Angelsachse gewesen sei. Auf diese Weise entstand die sogenannte Englesheria, die sich bis in die Zeiten König Edwards III. erhalten hat.

Die in dem Anhange gelieferte Ausgabe des sogenannten Glanvilla hat der Verf. zunächst dadurch im Verhältnisse zu den früheren zugänglicher gemacht, dafs er mehrere erhebliche Verbesserungen in der Interpunc-

Digitized by Google

tion angebracht, so wie auch mehrere offenbare Unrichtigkeiten im Texte corrigirt, sodann auch dadurch, dafs er die einzelnen Capitel in Paragraphen getheilt hat, wodurch das Aufsuchen um Vieles erleichtert wird.

George Phillips.

XLVIII.

Totius Latinitatis Lexicon consilio et cura Jacobi Facciolati, opera et studio Aegidii Forcellini lucubratum, correctum et auctum ediderunt Godofredus Hertel, Phil. Dr. Zwicc. Rector et Aug. Voigtländer, Phil. Dr., Lyc. Schneeb. Rector. Editio in Germania prima. Tomus Primus. Schneebergae sumptibus et typis C. Schumanni. Zwiccaviae in commissis Schumannorum fratrum. MDCCCXXIX.

Schon lange wurde von allen Freunden der Latein. Literatur eine Ausgabe des Lexicons von Forcellini in Deutschland gewünscht, damit der Gebrauch dieses vortrefflichen Hülfsmittels für eine tiefere Kenntnifs der Latein. Sprache erleichtert und ausgebreiteter würde. Erfreulich war daher die Aussicht durch die Hrn. Schumann zu Schneeberg den lange gewünschten Abdruck jenes Werks, und für einen die Italienische Ausgabe an Billigkeit übertreffenden Preis zu erhalten, als sich jene bekannten ärgerlichen Streitigkeiten über die Rechtmäfsigkeit dieses Unternehmens erhoben, welche besonders sowohl die Hrn. Herausgeber als den Verleger bestimmt zu haben scheinen, nicht einen unveränderten oder nur durch einzelne Zusätze erweiterten Forcellini, sondern eine gänzliche und bedeutend vermehrte Umarbeitung desselben zu liefern. Daher geschah es, dafs die erste Lieferung von 25 saubergedruckten Bogen, bis zum Worte *Aerarium*, fast doppelt soviel und enger gedruckte Seiten als derselbe Abschnitt der neuen Ital. Ausgabe *Furlanetto's* enthält, obgleich darin alle Ital. Erklärungen ausgelassen sind. So wurden also die Hrn. Voigtländer und Hertel eigentlich zu Herausgebern eines neuen Lexicon totius Latinitatis, dem Forcellini nur zum Grunde gelegt, an welchem aber geändert und zugesetzt ist, wie es den Hrn. Herausgebern zweckmäfsig erschien. Dadurch stellten sie sich aber eine der bedeutendsten Aufgaben, und forderten zugleich die Stimme der Kritik auf, ihr Urtheil als über ein neues Werk zu geben, zumal da diese bei dem periodischen Erscheinen desselben nicht als Nachrichterin auftritt, sondern für den übrigen und bei Weitem bedeutendsten Theil des Werks von einigem Einfluss seyn kann.

Indem die Hrn. Herausgeber sich also durch ihr Unternehmen zweien der ausgezeichnetsten Lateiner des vorigen Jahrhunderts, Forcellini und Gesner an die Seite stellen, die ebenfalls, während sie die zeitgemäfse Umarbeitung zweier bis dahin bedeutender Lexica, jener des Nizolius Lex. Ciceronianum und dieser des Thesaurus von Stephanus, beabsichtigten, neue umfassendere und die früheren bei Weitem übertreffende Werke gründeten; so erregt es uns freilich einiges Bedenken, auch abgesehen von dem gelehrten Rufe, den Gesner schon hatte und Forcellini durch seine Arbeit erlangte, wenn wir die geringe Zeit, welche die neueren Herausgeber auf ihr Werk verwenden konnten, mit der vierzigjährigen ungestörten Arbeit Forcellini's, und das jugendliche Alter des schon in seinem 29. Jahre der gelehrten Welt entrissenen Hrn. Voigtländer mit dem Greisenalter Gesners vergleichen. Denn das gröfste Talent kann bei einem solchen Werke nicht den Mangel der Zeit, und kein Genie die Sorgfalt eines Forcellini ersetzen, der Alles, was er gesammelt vorfand noch einmal prüfte, und den ganzen Reichthum der Latein. Literatur durchspähte, um das Gesammelte zu bereichern. So gerecht nun auch dieses Bedenken ist, so gleicht es doch einem Vorurtheil; wir wollen uns daher allerl sich natürlich daraus ergebenden Folgerungen enthalten, und ehe wir sie bei der Kritik des Geleisteten rechtfertigen, die Anforderungen betrachten, welche wir bei dem Ziele, das sich die Hrn. Herausgeber gesteckt haben, an ihre Umarbeitung zu machen berechtigt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 97. u. 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

Totius Latinitatis Lexicon consilio et cura Jacobi Facciolati, opera et studio Aegidii Forcellini lucubratum, correctum et auctum ediderunt Godofredus Hertel, Phil. Dr. Zwicc. Rector et Aug. Voigtländer, Phil. Dr., Lyc. Schneeb. Rector. Editio in Germania prima. Tomus Primus.

(Fortsetzung.)

Seitdem nämlich Forellini's und Gesners Werke erschienen sind, hat bekanntlich mit dem Standpunkt der gesammten Literatur auch der der Sprachwissenschaft sich gänzlich verändert, welches auch auf die Lateinische Literatur den Einfluſs gehabt hat, daſs sie nicht nur realiter bedeutend gewonnen, sondern auch theilweise eine philosophische Behandlung erfahren hat, die Forcellini, obgleich sie ihm nicht ganz unbekannt war, von dem Sprachstudium in das Gebiet der Philosophie verwies, und Gesner aus Ueberdruſs an der übergroſsen Arbeit vernachlässigte, obwohl auch er mit philosophischem Geiste seine Materalien zu ordnen anfing. Eine Umarbeitung des Forcellini muſste daher auf den Standpunkt erhoben werden, welchen in der gegenwärtigen Zeit die wissenschaftliche Behandlung der Sprache erfordert. Die neueren Forschungen, soweit sie ein wissenschaftliches Interesse haben, muſsten alle sorgfältig benuzt werden, besonders wo die diplomatische Kritik der Sprachforschung einen sicheren und festen Boden durch Säuberung der Texte von der unzuverläſsigen Conjecturalkritik und durch Ermittelung der ursprünglichen Lesarten des Autors gebahnt hatte, unter denen besonders *Spaldings Quintilian*, vorzüglich in den beiden lezten Bänden, als nach beiden Vorzügen strebend und sie meistens erreichend, hervorleuchtet. Auſser den einzelnen Erscheinungen dieser Art muſste aber besonders gestrebt werden, den groſsen Reichthum des Gesnerschen Thesaurus mit lichtvoller Sonderung zu übertragen, damit nicht mehr nöthig wäre, um eine ausgedehntere Uebersicht in einzelnen Punkten zu erhalten, zu diesem Werke auch seine Zuflucht zu nehmen. — Die gesammelten und geprüften Materialien zu ordnen war aber die schwierigste Aufgabe, und eigentlich das Feld der Ehre für die neuen Herausgeber; denn wie der erste Theil zwar eine fleiſsige Ausdauer und Kenntniſs dessen, was einzeln für die Sprache bemerkenswerth ist, erfordert, so war hiezu ein philosophischer Geist und eine durch Bekanntschaft mit dem ganzen classischen Alterthum erworbene Uebersicht des gesammten Sprachgebiets erforderlich. Die verschiedenen Modificationen der Bedeutung muſsten nicht nur aus dem Grundbegriffe logisch entwickelt und die einzelnen Erscheinungen hiernach erklärt werden, sondern, da nicht sowohl ein philosophisches Sprachgebäude aufzuführen oder noch zu construiren war, als vielmehr die historischen Erscheinungen einer vorhandenen Sprache auf die Grundprincipien zurückzuführen, so muſsten zugleich alle äuſseren Einflüsse des Zeitalters, der Schriftgattung und selbst der Eigenthümlichkeit des einzelnen Schriftstellers dargethan werden. Für Forcellini war diese Seite noch Nebensache, obwohl er die Nothwendigkeit sie zu berücksichtigen einsah, aber ein chronologisches Verzeichniſs der einzelnen Autoren für hinreichend hielt, um durch eignes Urtheil das Uebrige zu ersetzen. Allein der Name des Autors spricht noch nicht das Urtheil über jede einzelne Stelle desselben aus, und selbst die späteste Zeit und die freiesten Dichter verfahren nicht immer so frei mit ihrer Sprache, daſs ihre Namen schon Warnungstafeln für den nach reinem classischem Latein Strebenden wären, eben so wenig wie diejenigen der ersten Muster aus dem goldnen Zeitalter ein absoluter Geleitbrief durch alle Passagen der Sprache sind; sondern an jedem einzelnen Worte muſste neben der logischen Entwickelung aus dem Begriffe selbst heraus der Einfluſs von Auſsen auf die einzelne historische

Digitized by Google

Erscheinung nachgewiesen werden. Aufser dieser Hauptanordnung des Ganzen ist aber von nicht geringer Bedeutung die des Einzelnen, damit sowohl die angemessene Stellung und Anordnung desselben dem aufgestellten Bilde das richtige Licht und Schatten gäbe, als auch ein jeder dieses leicht übersehen und sich darin orientiren könne. Gesner würde hierin, wie man aus Einzelnem schliefsen kann, mehr geleistet haben als Forcellini, wenn er nicht im Ueberdrufs an seine ermüdende Arbeit mehr seinen Vorrath ausgeschüttet, als, wie er es konnte und wünschte, geordnet hätte. Die Substantiva werden aber am besten charakterisirt und am genauesten bestimmt durch die Attribute, und ebenso diese durch jene; nachdem daher der gesammelte Vorrath nach den Modificationen der Bedeutung geordnet war, mufsten alle Attribute, welche das Wesen des Begriffs näher bestimmen, nach der Verwandtschaft des Sinnes zusammengestellt, angegeben werden. Eine zweite Bestimmung des Begriffs geht aus dem Rections- und Abhängigkeitsverhältnifs hervor, so dafs die Substantiva durch die abhängigen Genitive und die es selbst regierenden Redetheile näher bestimmt werden, wie das Verbum durch die von ihm abhängigen Casus der Nomina. Auch hier mufste für die Zusammenstellung des Einzelnen Sinnverwandtschaft entscheiden, oder wie überall, wo kein innerer Grund vorhanden war, die alphabetische Ordnung eintreten. Ebenso wie bei der Classification der Bedeutung war aber auch hier wieder auf die Eigenthümlichkeiten einzelner Zeitalter, Schriftgattungen und Autoren aufmerksam zu machen. Eine ähnliche Anordnung nur im umgekehrten Verhältnifs war für die Attribute und eine denselben Grundsätzen entsprechende für die Partikeln anzuwenden, welche hier weiter auszuführen zu weitläuftig wäre. Bei der Auswahl der Stellen mufsten aber vorzüglich solche beachtet werden, wo durch Synonyma oder Gegensätze ein Wort genauer bestimmt wurde, worin schon Forcellini einen nachahmungswerthen Anfang gemacht hat. *)

Sehen wir nun auf dasjenige, was nach diesen Anforderungen von den Hrn. Herausgebern geleistet worden ist, so finden wir, wenn wir die Beiträge aus Tacitus ausnehmen, zwar Weniges, was sich als Frucht eigener Forschung gibt oder erkennen läfst, dagegen müssen wir eine fleifsige Benutzung und Nachweisung der neueren Entdeckungen in diesem Felde anerkennen. Zwar haben wir gerade jene beiden oben angeführten Hauptwerke wenig benuzt gefunden: Spalding zum Quintilian wird nur selten erwähnt, und Gesner in den Ergänzungen nicht nur viel zu wenig benuzt, sondern auch nicht einmal auf ihn hingewiesen, wo er eine reichere Ausbeute als viele der im Uebermafs citirten Schriften bietet. Dagegen wurde eine grofse Anzahl der neuesten Werke fast bei jedem Artikel erwähnt, die als Schulausgaben oder für den Handgebrauch relativ zwar einen nicht geringen Werth haben, jedoch für ein Werk, das für ein Jahrhundert bestimmt ist, zu unbedeutend sind, indem sie nach wenigen Decennien wahrscheinlich wieder vergessen, und für die späteren Geschlechter verklungene Namen sind. Dahin rechnet Recensent, ohne den Werken ihren Werth schmälern zu wollen, die Ausgaben mit Deutschen Noten von Bremi, Held, Herzog, und zum gröfsten Theil auch die von Gernhard, Görenz und Lindemann, deren Sprachbemerkungen selten erschöpfend und sicher genug sind, auch nicht immer für auf eigene Forschungen beruhende gelten wollen; eben so tritt Frotschers zehntes Buch des Quintilian gegen Spaldings berühmte Arbeit sehr in den Hintergrund, obgleich es öfter als diese erwähnt wird. Noch weniger aber kann es fruchten, Hypothesen neuerer Grammatiker zu bekämpfen, da Polemik überhaupt in ein Werk, was nur Resultate geben soll, nicht gehört, zumal wenn es gar nur in Zeitschriften zerstreute Bemerkungen waren, wie Kärchers in der Schulzeitung aufgestellte Ansicht über *Ad* u. dgl. Nicht für Einfälle gelehrter Köpfe, sondern für Entdeckungen auf dem Gebiete des Wissens mufs ein solches Werk Raum haben. Wie weit aber die Hrn. Herausgeber in ihrer Gefälligkeit gegen die Erzeugnisse einer falschen Gelehrsamkeit gingen, der sie freilich einen gröfseren Dienst durch Verschweigung als durch Weiterverbreitung gethan hätten, wollen wir zur Bestätigung unsrer Ansicht an einzelnen Beispielen darthun, die wir absichtlich aus wenigen Artikeln nehmen, um zu zeigen, eine wie grofse Fülle sich auf kleinem Raum bietet.

So wird z. B. unter *A. Ab. Abs* das über die Orthographie dieser Präposition in Commentaren und Grammatiken Zerstreute emsig gesammelt, so viel es möglich ist in Uebereinstimmung gebracht mit folgendem Resultate:

*) Man vergleiche mit dem hier Gesagten die, wie es scheint, von den Hrn. Herausgebern wenig beachtete Abhandlung: Ueber die Einrichtung eines Thesaurus der Lat. Sprache, von G. D. Köler in Wolfs Lit. Annal. IV.

Digitized by Google

Ab ist ohne Zweifel vor *allen* Consonanten gesagt worden, jeder Schriftsteller jedoch hierin seiner eignen Ansicht gefolgt, wie besonders Livius *Ab* zu lieben scheint. Viel hat man aber auf den Wohlklang gegeben, so dafs z. B. *Ab* nicht *A* nach einem Worte, das mit *a* schliefst, gesezt wurde. Bei Einzelnem jedoch ist der communis usus zu berücksichtigen, worauf Cic. Or. 47 hinweise. Ferner scheint man auch *ab te* nicht gesagt, aber *ab re* vorgezogen zu haben, sicubi id esset *praeter rem*. Hierauf folgen die Consonanten, welche alle, besonders *j, r, s, t,* vor sich *Ab* dulden, selten jedoch *b* und *p;* und nachdem zulezt noch Ramshorns Behauptung widerlegt ist, dafs *A* und *Ab* auch in der Bedeutung verschieden seien, wird geschlossen „Ceterum ne illud quidem spernendum, quod Oudend. ad Caes. B. G. 5, 34 docet, Caesarem ita solere *ab* et *a* jungere." — Sollte nun Forcellini, der hierüber sehr kurz ist, erweitert und verbessert werden, so mufste vor Allem *Ab* als die eigentliche Grundform aufgestellt, und nicht nur auf ἀπὸ, sondern auch auf das bestimmte doppelte Zeugnifs Quintilians hingewiesen werden, I, 5, 69 cum praepositio sit *ab* sola, und 12, 10, 32 sed et in praepositione (*ab*) B. literae absonam et ipsam S. subjiciendo, welche beide Stellen uns ein bedeutender Bestätigungsgrund dafür zu seyn scheinen, dafs man auch Cic. Or. 47 Una praepositio est *ab* und nicht *abs* lese. *A* und *Abs* mufsten hierauf nur als durch den Wohlklang entstandene Nebenformen angeführt werden. Nach welchen Gesetzen aber von den Römern die eine oder die andere Form vor Consonanten vorgezogen wurde, mufste unerörtert bleiben, da sichere Beobachtungen hierüber nur dann erst angestellt werden können, wenn wir von dem besten Gewährsmann dieser Sache, Cicero, eine Textesrecension erhalten haben, auf deren diplomatische Wahrheit wir bauen können. Die Hrn. Herausgeber eröffneten aber jedem gelehrten Einfalle den Zutritt, z. B. des Hrn. Görenz zu Cic. Leg. 3, 16, 35., dafs *A* nicht nach einem Wort, das mit *a* schliefst, folge; um so auffallender, da in der dicht daneben und eben dafür citirten Stelle ad Acad. 1, 2, 8 derselbe Ausleger diesen Hiatus für nicht eben selten erklärt, und sich auch mit leichter Mühe aus den feinsten Stylisten noch mehr Beispiele, als Görenz selbst anführt, bieten, wie: Cic. Rosc. Am. 36. opera *a* nobis. ad Her. II, 6. argumenta *a* rumoribus. Quint. Inst. I, 4, 12. quia *a* pennis etc. Gernhard ad Offic. I, 19, 63. und Bremi ad Nep. Dion. 1. sind hierzu ganz müfsige Citate, da sie nur auf Görenz l. l. verweisen; ebenso weiter unten Gör. ad Fin. 5, 6, 75 über *ab te,* weil dieser Herausgeber §. 6. gar nichts und §. 75 nur muthmafslich spricht. Ebenso wenig durfte die Grille Ramshorns auch nur erwähnt werden, dafs *A* und *Ab* verschiedene Bedeutung habe; dergleichen anzuführen und zu widerlegen ist blofse Raumverschwendung. Statt alles Unnützen dagegen mufste *Abs* hieher gezogen werden, und aufhören ein besondrer Artikel zu seyn. Als eine grofse Unentschiedenheit und Mangel an Kritik müssen wir es aber rügen, wenn bei der Regel von Städtenamen gesagt wird: Denique constat, nomm. terrarum et insularum a prosaicis scriptoribus plerumque praep. addi, raro ab his (Liv. 75, 13. Caes. b. c. 3, 58. quamquam utrobique al. addunt), saepissime a poëtis omitti. Denn Quintilian 1, 5, 38 erklärt dieses ausdrücklich für einen barbarismus per detractionem, und die aus Ramshorns Grammat. aufgenommene Bemerkung stüzt sich nur auf die beiden angeführten Stellen, welche wegen ihrer unsichern Lesart gar nichts für den prosaischen Gebrauch beweise; für diesen mufste also die Auslassung der Praepos. nur als ein solcher Barbarismus erwähnt werden.

Wir verlassen diesen Artikel, ohne alle hiehergehörigen Ausstellungen der Art anzuführen, und wenden uns zu *Ac,* über dessen Gebrauch vor Vocalen und Consonanten ein besondrer Reichthum an Citaten entwickelt wird. Man sehe: Nolten in Lex. antib. Hor. Tursell. Ruhnk. ad Muret. T. I. p. 9. Spalding ad Quintil. 5, 2, 3. Drakenb. ad Liv. 10, 36, 17, 22, 2, 3. et quem laudat Torrent. ad Suet. Aug. 96. Oudend. ad Caes. b. g. 6, 38. Tzschuck. ad Mel. 2, 3, 10. nott. critt. p. 253. Wolf. ad Suet. Caes. 26 et in Annal. litterar. II. p. 288. Bremi ad Nep. Ages. 2. Heindorf. ad Cic. N. D. I. 1. p. 4. Held. ad. Caes. b. c. I. 48. p. 60. Herzog ad b. g. 4, 25. B. Crusius ind. latin. Suet. p. 95 et 160. Hefs. ad. Tac. Germ. 41. Stallb. ad Rudd. II. p. 343. Goer. ad Cic. Acad. II. p. 98. Zumpt. gr. lat. §. 67. Disputavit quidem contra hanc cohortem Ramsh. in gr. l. p. 516. (cf. eph. lit. Jen. 1818 N. 73. p. 126): ita autem fractus est a Frotschero in exc. V. ad Quintil. 10. p. 257, ut omnino dubitari amplius non posse videatur, quin ubique vel invitis libris *ac* in *atque* mutandum sit, ubi ante vocalem vel *h* reperiatur. Wozu aber dieser Schwarm von Citaten über eine Kleinigkeit, an welcher neulich nur Ramshorn wieder zu zweifeln anfing, dessen Widerlegung durch Frotscher es kaum noch bedurfte, um die einstimmige Meinung der bedeutendsten Philologen

Digitized by Google

zu bestätigen oder zu retten? Betrachtet man aber die Citate genauer, so wird man die meisten als unnütz erkennen, indem sie aufser den ersten 6 bis 7 nur Bekanntes, um Anfänger zu belehren, wiederholen oder darauf verweisen, wie Torrent. ad Suet., Bremi ad Nep., Herzog ad Caes. selbst Oudendorp ad Caes. thut nicht viel mehr. Heindorf l. l. sagt auch nur beiläufig: *Ac* ante vocalem non poni nota hodie res est; dasselbe mit andern Worten Wolf zum Suet., und in den Annal: „dafs Anfänger dergleichen am besten aus Noltenius lernen." Goer. ad Cic. mufs wohl ein Druckfehler seyn, und Held ad Caes. gehört dahin, wo über *ac* vor *c* die Rede; übertriebene Weitschweifigkeit ist es aber bei Ausgaben, wie dieser, oder denen von Heindorf und Görenz aufser dem Capitel noch die Seitenzahl anzuführen. Sollte nun noch weiter darauf eingegangen werden, vor welchen Consonanten der Wohllaut *Ac* dulde und vor welchen nicht, so mufsten nur die sichern Resultate gründlicher Beobachtungen, soweit die Ausgaben es zulassen, gegeben, nicht aber durch Bekämpfung einzelner irriger Ansichten, ohne sie bestimmt zu widerlegen, eigentlich nichts gesagt werden. Zwar klingt: *Recte vero* apud optimum quemque scriptorem *ac* ponitur ante *c* et *q*, et apud Cic. *ac con* adeo saepe reperitur, sehr bestimmt, stützt sich aber auf keine eigne Untersuchung, denn wir erkennen darin nur eine Uebertragung in zuversichtlicheren Ausdrücken, der Worte Zumpts Lat. Gr. §. 332 extr.; die zwei zum Beweise angeführten Stellen aber sind zwei aus Caesar und eine aus Cic. Tusc. 2, 21, welche Forc. infra *inepto* (alieno?) loco protulerat. Dafs übrigens der Wohlklang gegen das Vorkommen des *c* vor Gutturalen, besonders vor *g* sey, lehrt einen Jeden sowohl sein eignes Ohr als auch die Lectüre der besten Schriftsteller ohne grofse Mühe, und die verhältnifsmäfsig sehr wenigen Stellen vom Gegentheil, wenn sie anders diplomatisch sicher sind, zeigen uns nur, dafs jenes Gesetz nicht unbedingt beobachtet, und am meisten vor *con* verletzt wurde. Hypothesen aber, wie die von Görenz ad Cic. Acad. II. p. 199 und Leg. I. 3, 8. *ac* inter *s* et *l* poni solere, die der Erfinder selbst nur durch zwei Beispiele rechfertigt, und sich mit jeden zwei Buchstaben aufstellen lassen, waren als ein leeres Spiel gar nicht zu berücksichtigen. — Der syntaktische Gebrauch von *Ac* wird nach Herzog ad Caes. B. G. 4, 25 genauer so bestimmt: plerumque conjungit haec particula notiones sibi affines, omninoque synonyma, quam significationem primitivam esse apparet ex formulis *juxta, par, perinde, pro eo, aeque ac.* Allein dieses ist eine Eigenschaft aller copulativen Conjunctionen, die sich auf jeder Seite ausweist, und sich ganz von selbst versteht. Denn die Sache selbst bringt es mit sich, dafs man durch diese Partikeln häufiger verwandte als entgegengesezte Begriffe verbindet, und eine gründliche und unbefangene Beobachtung lehrt, dafs man bei der Wahl der einzelnen nichts als den Wohlklang habe entscheiden lassen. Von der Verbindung entgegengesezter Begriffe durch *ac* übrigens boten sich uns an demselben Tage bei der Lectüre zwei Beispiele: Cic. in Verr. II. 2, 50. de numero *veterum ac novorum*, zweimal. Tac. Ann. II. 47. Magnetes a Sipylo proximi *damno ac remedio* habiti. Warum wurden aber ferner *alius, aliter, contra ac*, welche nicht einmal den Schein obiger Ansicht bestätigen, ausgelassen, und wie läfst sich mit dieser primitiven Bedeutung die nachher aufgeführte adversative verbinden? Beschränkter als *et* ist allerdings diese Conjunction, nämlich auf die einfache Verbindung zweier Glieder, weshalb es beim Vergleichen, ebenso wie *atque*, vorzugsweise gebraucht wird, ohne dafs aber auch hier *et* ausgeschlossen wäre, z. B. Quint. Inst. 3, 6, 38. quia *aeque* quaeratur, An sit sacrilegus, qui nihil se sustulisse de templo dicit, *et* qui privatam pecuniam confitetur sustulisse. — Anders dagegen verhält es sich bei der Verbindung mehrerer Glieder, was am Ende dieses Artikels behandelt ist, aber als zu den allgemeinen Bestimmungen dieser Conjunction gehörig, ebenfalls hätte vorausgeschickt werden müssen. Jedoch die aus Gör. ad Cic. Fin. 4, 22, 61. herübergenommene Bemerkung: *et* ad id, quod primarium est, *ac* ad partem tantum ejus significandum adhiberi, ist wieder eine Regel, die aus nur wenigen Beispielen abstrahirt für die angeführten: Fin. l. l. leges etiam *et* instituta *ac* mores. und Off. 3, 1, 1. magnifica vero vox *et* magno viro *ac* sapiente digna, freilich pafst, keinesweges ist aber das mit *et* verbundene Glied immer der Hauptbegriff, und das mit *ac* eingeführte ein Theil desselben, denn das leztere kann auch vorangehen, wie Quint. Inst. 9, 4, 45. omnis structura *ac* dimensio *et* copulatio rerum. 11, 1, 50. tumidum *ac* sui jactantem *et* ambitiosum. 12, 2, 11. impetu quoque *ac* viribus *et* decore est opus. Dagegen bewährt sich die Bemerkung, dafs *et* als die Hauptconjunction auch die Hauptglieder, *ac* dagegen untergeord-

Digitized by Google

nete verbinde,*) welches am deutlichsten hervortritt, wo die Hauptglieder durch *et — et* verbunden sind, z. B. Cic. Fin. 2, §. 98. homo *et* acutus *et* valde studiosus *ac* diligens, ohne dafs bei dem zweiten Gliede an einen Theil des ersten zu denken ist, vielmehr bilden die beiden durch *ac* verbundenen Glieder zusammen den Gegensatz zu dem ersten. Bei subordinirten Verbindungen würde dieser Wechsel fast durchgehends beobachtet, so jedoch dafs statt *ac* auch *atque* oder *que* gebraucht wurde, und war ohne Zweifel Gesetz der Deutlichkeit. Beispiele sind nicht selten, wir führen nur Eins an: Quint. Inst. 10, 1, 35. Nam *et* de justis, honestis, utilibus, iis*que* quae sint istis contraria, *et* de rebus divinis maxime dicunt, *et* argumentantur acriter, *et* alter rationibus *atque* interrogationibus oratorem futurum optime Socratici praeparant. — Auch unter *Adhuc* hätte statt Frotscher ad Quintil II. p. 240, der nichts von irgend einiger Bedeutung bemerkt, jene zu wenig benuzte und doch sehr ergiebige Quelle, Spalding ad Quint. angeführt werden sollen, dessen Notae criticae über diesen Gegenstand, zu 3, 21, 7. 3, 6, 53 und 12, 10, 40. auch noch neben Drakenborch und Corte Beachtung verdienen. Unerwähnt mufste dagegen der beiläufige Einfall desselben Gelehrten, den er später selbst widerlegte, zu 2, 19, 2. bleiben, dafs *Adhuc* immer *vor* den Comparativ gesezt werde; wenn man nicht etwa auch hier Hrn. Frotscher durch seine siegreiche Widerlegung desselben beiläufig ein Compliment machen wollte.

Anderes Einzelne der Art wird sich unten gelegentlich noch darbieten, ohne dafs wir dabei nur entfernt beabsichtigen, in diesem reichen Stoffe zu Bemerkungen erschöpfend seyn zu wollen.

Nach Erfüllung der zweiten Anforderung, die wir an eine zeitgemäfse Umarbeitung des Forcellini machen zu müssen oben gezeigt haben, nämlich nach einer logischen Anordnung der einzelnen Artikel, ist von den Hrn. Herausgebern ebenfalls gestrebt worden; oft mit hartem Tadel gegen Forcellini, der ein *inepte* nie verdiente, weil er nicht leistete, was er nicht bezweckte, und wenn er auch bisweilen irrte, so mufs doch das Opfer, welches er 40 Jahre dem Dienste der Wissenschaften brachte, stets ehrend anerkannt werden, zumal von Jedem, der kaum den vierten Theil dieser Zeit sich demselben weihte, und der selbst dem Ziele höchstens auch nur ein wenig näher führen, nicht es erreichen konnte. Die Wahrheit dieser Behauptung wird sich bei genauerer Prüfung einiger Artikel in dieser Beziehung erweisen; wir wählen aber, damit unsre Beurtheilung einen möglichen Grad von Vollständigkeit erhalte, von jeden in dieser Lieferung vorkommenden edetheilen Einen, und auch hier wieder zum Theil schon oben behandelte, um dieselben Beispiele auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Bei der Classification der Bedeutungen von *Ab* wird, nachdem mit vielen Worten Forcellini's Anordnung verworfen, eine neue substituirt, aber eine nicht minder unlogische. Denn die naturgemäfse Grundbedeutung ist, wie bei allen Präpositionen die örtliche; eine Ansicht die keineswegs neu ist, so dafs es um so mehr auffält, wie die Hrn. Herausgeber sich in eine weitläuftige Ausspinnung der bekannten Definition: *a quo proficiscitur aliquid,* verlierend, die Ortsbestimmung erst hinter die persona agens und Zeitbestimmung gesezt und so die Sache auf den Kopf gestellt haben. An die Ortsbestimmung schliefsen sie endlich: illud quoque, quod significat *a parte* (ut Caes. loquitur B. C. I, 23.) i. e. quod proficiscitur ab aliquo, et quod attinet ad, h. e. quod spectamus in judicando. Diese leztere ist nun freilich diejenige Beziehung, welche am weitesten von der ursprünglichen abweicht, aber durch das gewählte Beispiel aus Caesar, was überdiefs an dieser Stelle ganz überflüssig ist, unglücklich erläutert; denn abgesehen davon, dafs man es so nackt, ohne das dazu gehörige *eorum* (quod sibi a parte eorum gratia relata non sit) auch für den Gegensatz des *a toto* halten könnte, so gehöret es vielmehr zu der dritten Beziehung, von *Ab* der persona agens, und ist nur eine ausführlichere Bezeichnung des Ausgehens von einer Person. Ueberhaupt gewinnt man aber nichts durch alles Dehnen und Recken jener einfachen Erklärung: quod proficiscitur ab aliquo, „welche an sich für Jeden, der nicht mehr auf der Schulbank sizt, hinreichend ist. Wie sich nun das Einzelne an diese allgemeinen Definitionen anschliefse, solle im Folgenden gezeigt werden, oder könne man leicht selbst beurtheilen.“ Im Einzelnen wird Forcellini's Anordnung beibehalten, nur mit Zusätzen vermehrt, also von der persona agens angefangen. Die hier gemachte Bemerkung: Qua cautione opus sit in ambiguis quibusdam

*) Beispiele, wo das Hauptglied auch durch *ac* eingeführt wird, sind selten, finden sich aber: z. B. Cic. Verr. 2, 2, 50. legesque similes de cooptando senatu, *ac* de numero veterum *ac* novorum dedit. Caes. B. C. 2, 9. tuto *ac* sine vulnere *ac* periculo.

Digitized by Google

locis, partim ipsorum lectorum judicium, partim Vorstius d. Lat. m. susp. c. 13. aliique Grammatici docebunt, gehörten freilich nicht in ein Lexicon für Sprachgelehrte, ebenso wenig die schülerhafte Erläuterung *ex Oscorum populo* zu dem angeführten Beispiele aus Val. Max. 2, 4. *Atellani* ab Oscis asciti sunt, sondern Beispiele der Art nebst dem Citate des Vorstius konnten unter der örtlichen Beziehung mit angeführt werden. Zweckmäfsiger würde dagegen ein Zusatz über *ab* beim Part. Fut. Pass. gewesen seyn. — Zu Nro. 3. Significant (*A* et *Ab*) remotionem quoque seu vacuitatem ab aliqua re wird bemerkt: „Sed in his, ubi *vacationem* sign. dicit Forc., *a* potius sign. *quod attinet ad*. — Sed quod *remotionem* quoque sign. ait Forc. per se apparet, eam rem, quae ab alia proficiscitur et quasi exit, quodammodo ab ea sejungi et removeri." Forc. gibt freilich hier wieder nur äufsere Merkmale an; allein wird durch die hinzugefügte Erklärung dieser Gebrauch von *Ab* genügend erläutert? werden wir nicht durch *quod attinet ad* in das Gebiet von *Ad* hinübergezogen? Es hätte der Begriff des Ausgehens auch hier bestimmt festgehalten werden müssen, welches aber in diesem Falle nicht mehr locale Beziehung, sondern analog von dieser auf abstracte Verhältnisse übertragen ist. *Ab* zeigt hier nämlich den in der Vorstellung angenommenen Ort an, von welchem die Beilegung gewisser abstracter Begriffe zu leiten ist, mögen diese nun substantive, adjective oder verbale Form haben, wie in den aus den Komikern angeführten Stellen: a culpa castae, ab re omissiores, und aus Cic. Brut. 63. ab oratoribus quaedamin foro solitudo. p. Rab. 10. impunitas non modo a judicio sed etiam a sermone. ad Att. 1, 1. quum Romae a judiciis forum refrixerit. Hieher gehörten aber auch nicht nur die von den Hrn. Herausgebern selbst hierher bezogenen, später Nr. 8. aufgeführten Beispiele, sondern auch: Nr. 12. Nonnunquam causam designant, propter quam res est, und Nr. 22. Aliquando videntur abundare, ut in illo Or. Am. 2, 4, 30. Et tenerum molli torquet ab arte latus, dieses *Wenden* nämlich proficiscitur ab arte; und besonders Nr. 32 die Bezeichnung der Aemter der liberti und servi, indem a commentariis, ab epistolis u. dgl. nur den Ort bezeichnen, von woher eine gewisse Eigenschaft einem Individuo sich mittheilt. Bemerkt mufste aber dabei nothwendig werden, wie sich diese Ausdrucksweise erweitert oder zusammenzieht, je nachdem die Gattung des Styls oder das Zeitalter des Schriftstellers strengeren oder laxeren grammatischen Grundsätzen folgt. Leere Citate dagegen, wie Gernh. ad. Cic. Off. 2, 6, 19, wo nur in nuce der ebenfalls citirte Ruddimann wiederholt wird, und Lindem. ad Pl. Capt. 2, 3, 11, den aufzuschlagen ganz überflüssig ist, hätten wir gern vermifst, statt dessen wäre eine Hinweisung auf Gesn. Thes., der in dem lezten Punkte besonders reichhaltig ist, nicht unpassend gewesen. Was nun ferner die erwähnte Erläuterung des Begriffs *remotio* betrifft, so hätte sie nach unserm Erachten nothwendig so umgestellt werden müssen: „rem, quae ab alia sejungatur aut removeatur ab ea proficisci," mit Auslassung des schwankenden und überflüssigen *quasi exit* und *quodammodo*. Man halte dieſs aber nicht für Kleinigkeitskrämerei, sondern das umgekehrte Verfahren stört den ganzen Entwickelungsgang des Gebrauchs von *Ab*, denn die Grundbedeutung mufs bei jeder Erklärung feststehen, und auf sie müssen alle Nüancen zurückbezogen werden, nicht darf sie, gleichsam aus ihrer Wurzel gerissen, sich in diese verlieren, weil dadurch leicht der Anfangspunkt, von dem man ausgegangen ist, ganz aus den Augen schwindet. Die remotio nun ist eine solche Nuance des primitiven Begriffes, nur dafs hier das Ausgehen von einem Orte nicht ein selbstständiges, sondern verursachtes ist, wie bei den Verbis separare, repellere u. dgl. Hieran sind richtig die Adjectiva geschlossen, welche denselben Begriff als unverbundene Prädicatsformen enthalten, wie diversus und alienus, allein *alius* durfte nicht in derselben Reihe angeführt werden, da es nur etwas Getrenntes ohne die Beziehung des *von wo* bezeichnet, woher es auch in reiner Sprache mit *Ab* nicht verbunden werden konnte; die von Ruddim. citirte Stelle aus Cic. ad. Fam. 11, 2. ist aber nicht sicher. Ebenso mufste der erst in späterer Zeit vorkommende Gebrauch nach Comparativen als eine Eigenschaft cadentis Latinitatis motivirt werden.

Unter *Ac* werden Forcellini's Worte: Eleganter ponitur in principiis periodorum servitque transitionibus ausführlich erläutert; dafs *Ac* praegressa negatione häufig eine adversative Bedeutung annehme, und man *ac potius* auch *ac* allein statt *sed* (*vel*) *potius*, wie *ac non* für *ac non potius* brauche, dafs aber in allen diesen Fällen *Ac* seine primitive Bedeutung nicht verliere. Jedoch wird man zu lange hin und hergeführt, mit unnützen Citaten aufgehalten, wieder auf Gör. ad Cic. Leg. 3, 14, 32 verwiesen, wo von *Atque* die Rede ist, anstatt dafs das Resultat der Beobachtungen kurz und bestimmt vorangestellt, und an Beispielen die Beibehaltung dieser Conjunction bei immer stärkeren Gegensätzen hätte gezeigt werden sollen. Eben

Digitized by Google

so wird in den beiden folgenden Nr. *ac* post adv. aeque, aliter, contra etc. und post adject. contrarius, similis, dissimilis, das Richtige nur angedeutet durch die Aufnahme von Kärchers Erklärung: aliud respondes ac rogo heifse aliud respondes, aliud rogo. Diese war aber zu den Adj. und nicht zu den Adv. zu stellen, und allgemeiner so zu fassen: dafs auch in diesen Fällen *ac* nur einfach verbindend auftrete, und die adverbiale oder adjective Bestimmung zu beiden durch sie verbundenen Theilen bezogen werde, wodurch der comparative Charakter entsteht, der in *ac* ursprünglich nicht liegt, allein nach dieser Analogie so weit ausgedehnt wurde, dafs die freiere Dichtersprache der Satyren und Komödien *ac* auch nach Comparativen zuliefs, jedoch immer so, dafs die Vergleichung mehr nur angedeutet blieb, wie Hor. Sat. 1, 46. Non tuus hoc capiet venter *plus ac* meus der Comp. plus nur eine adverbiale Bestimmung ist, die nebst dem Verbo zu beiden durch *ac* verbundenen Gliedern gehört, wie auch wir in freier Rede sagen könnten: „Dein und mein Bauch werden es nicht mehr fassen." Sehr deutlich tritt dieses besonders hervor in Cic. Att. 13, 2. Dionysius mihi videtur etiam diutius afuturus ac nollem, wo nollem für vellem unmöglich ist, wenn *ac* wie *quam* wirklich vergleichende Partikel wäre.

Unter *Acies* lesen wir als ersten bedeutenden Zusatz zu den Worten Forcellini's: Saepe dicitur de oculorum pupula, qua visus perficitur; itemque de ipso oculo, folgenden: Proprie tamen dicitur de visu acri. — Tum demum dicitur de pupilla, in qua vis inest, et de visu oculisque. Deinde refertur etiam ad mentem, quem nexum significationum egregie demonstrat Quint. 11, 2, 10 mentis intentio ac velut acies luminum a prospectu rerum, quas intuetur, non aversa. In dieser Verbesserung ist aber gegen die natürliche Entwickelung der verschiedenen Modificationen eines Begriffs gefehlt, indem Sprünge vorwärts und rückwärts gethan werden, statt einer stufenmäfsigen Ableitung zu folgen. Denn ein Hin- und Herspringen ist die Uebertragung vom Concreten auf das Abstracte, und von diesem wieder auf etwas Concretes; in Wahrheit aber wird durch die Uebertragung von einem Sinnlichen zu einem andern, wie von der Schneide eines Instruments auf den Sehpunkt, die zweite Uebertragung auf die scharfe Sehkraft der Augen vermittelt, und durch diese wieder die dritte auf die scharfe Sehkraft des Geistes. Wie aber diesen nexus significationum die angeführte Stelle Quintilians egregie zeige, sehen wir nicht, obgleich sie insofern zweckmäfsig aufgenommen ist, als in ihr durch das Synonymon eine Erklärung des metaphorischen Gebrauchs von *acies* enthalten ist. — Wie die übrigen Bedeutungen sich weiter an den Grundbegriff reihen zu zeigen lag nicht in Forcellini's Plan, darum fügte er nur nach einander an, was sich ihm aus der Beobachtung ergeben hatte, und es genügte ihm vollkommen sein: Ceterum refertur etiam ad alias res. Dafs sich aber auch die neuen Herausgeber damit begnügten, heifst die Hand an den Pflug legen und wieder zurückziehen, und es läfst sich fast vermuthen, dafs sie aus ihrer obigen Deduction keinen fernern Uebergang gefunden haben. Dieser läfst sich freilich auch nicht finden; es hätte aber gleich Anfangs der Begriff nach seiner objectiven Wahrnehmung gespaltet werden müssen, je nachdem wir ihn in seiner Ruhe oder Bewegung betrachten: in jener Beziehung ist *acies* der scharfe Rand des eisernen Instruments, woraus sich entwickeln *a*) die scharfe Seite des Heeres in der Schlacht und die scharfe imponirende Seite des Ansehens, wie Cic. Cat. 1, 2. At nos vicesimum jam diem patimur hebescere aciem horum auctoritatis. *b*) Der scharfe Sehpunkt des Auges; in der zweiten Beziehung hingegen, welche sich in der ursprünglichen Bedeutung objectiv nicht sondern läfst, ist *acies* übertragen *a*) die Sehkraft des Auges, *b*) die Schärfe des Geistes. Dieselbe Classification diente schon der Anordnung Forcellini's zur Richtschnur, nur dafs er sie nicht entwickelte; wir müssen es also als einen grofsen Mifsgriff ansehen, dafs die Hrn. Herausgeber dieselbe verlassen, und den Abschnitt *in re militari* zum lezten gemacht haben, welcher Mifsgriff um so mehr gerügt werden mufs, da sie auch hier wieder die Gelegenheit ergreifen, Forcellini stark zu tadeln, und stets den rein empirischen Gesichtspunkt dieses verdienstvollen Gelehrten vergessend, schelten: Inepte distinguit inter partem exercitus et exercitum totum. — Die Vermehrung der Beispiele für die Verbindungen, in denen acies vorkommt, ist anzuerkennen; gern hätten wir dagegen manche Erklärungen geschenkt, wie aciem continere (i. e. exercitum ad proelium instructum a dimicando retinere) und committere aciem (manum conserere). Für eine falsche Oekonomie dagegen müssen wir es halten, wenn die Leser statt einer gröfseren Anzahl dieser Verbindungen, um den Gebrauch des Wortes so vielseitig als möglich kennen zu lernen, die kurze Abfertigung erhalten: Sed sunt etiam alia,

Digitized by Google

quae cum h. v. conjunguntur verba. De quibus v. suo loco; aber wo ist dieser locus?

Wir schliefsen hieran das verwandte Adjectivum *Acer*, bei dessen Definition Forcellini von der *Schärfe des Geschmacks* ausgeht, und alle übrigen Bedeutungen für Uebertragungen ansieht, indem er unter *Translate* latissimum habet usum schon acrem flammam und Aehnliches stellt. Die Aufgabe der neuen Herausgeber war es also, während sie sich ihrem Plane getreu so viel als möglich an Forcellini's Anordnung hielten, die Modificationen der Bedeutung logischer zu entwickeln. Es mufste also nothwendig der Grundbegriff über die enge und willkürliche Gränze des Geschmacks auf alle sinnlichen Wahrnehmungen desselben ausgedehnt werden, d. h. wo *acer* sowohl mit sinnlich wahrnehmbaren Substanzen, als auch mit solchen, die eine sinnliche Wahrnehmung erzeugen, wie acris tibia, verbunden wird; die significationes translatae mufsten also erst mit Nro. 3 Item pro salvo, aspere, crudeli etc. angefangen werden. Statt dessen lassen sich aber die Hrn. Herausgeber auf eine Entwickelung des Irrthums Forcellini's ein: Nam a gustu et sapore transfertur *primum* ad alios sensus, visum, auditum, olfactum; *deinde* vero ad animum. Dicitur igitur de iis rebus, quae gravius vel sensus vel animum afficiunt et excitant *eos*que quasi penetrant; hinc explicari potest, vehemens, magnum, vigens, asperum, mordax, et porro durum, saevum, crudele, severum; *denique* ubi de ipsis sensibus, de animo, de ingenio dicitur, opp. debili, leni, tardo, inerti et similibus, et significat sensus acutos et firmos, animum et ingenium calidum, fervidum, ardens, alacre et promptum, strenuum, severum, rigidum. Untermischt sind diesen Worten einige Beispiele und Erläuterungen, und geschlossen wird: Ex his facile singulorum locorum ratio explicatur. Apud nostrum hic quoque justus et idoneus ordo desideratur. Eine mehr logische Entwickelung, als sie aus Forcellini's Anordnung hervorgeht, können wir aber hierin auch nicht erkennen, denn die Uebertragung ad animum, und ubi de ipsis sensibus, de animo etc. dicitur, welche durch *deinde* und *denique* als ein Zweites und Drittes zu der ersten Uebertragung gesezt werden, ist ein nur auf den äufseren Merkmalen der zufälligen Verbindung mit Substantiven, nicht auf dem Wesen des Begriffs beruhender Unterschied. Die Uebertragung ist aber hier nur *eine*, von den sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften auf die geistigen, die wieder zerfallen in intellectuelle und moralische, und leztere endlich in ethische und pathische. Noch genauer bestimmt sich der Begriff hierauf durch die Zusammenstellung mit concreten oder abstracten, lebendigen oder leblosen Substanzen; und durch jedes einzelne Substantivum wird das Attribut bestimmter modificirt, weshalb bei der Sammlung von Beispielen dieser Art nur ein nichtssagender Ueberfluss zu vermeiden gewesen wäre. Dem eben angegebenen Gange folgt übrigens schon im Ganzen Forcellini, nur dafs er die Beispiele etwas unter einander wirft. Hätten daher die Hrn. Herausgeber einige kleine Aenderungen und ihre Einschaltungen planmäfsiger gemacht, so würden sie nicht in die Verlegenheit gekommen seyn, bei der Verbindung mit dem Infinit. zu sagen: Non vidimus locum hoc aptiorem, ubi alia quaedam, quae ad illustrandum usum h. v. facere videbantur exempla proponeremus. — Die Erklärung durch synonyme und entgegengesezte Begriffe ferner ist die beste Beleuchtung eines Wortes, allein das blofse Aufzählen derselben nach der Reihe pafst mehr für die Belehrung von Anfängern als für Leute, die schon einen Begriff an seiner eignen Physiognomie in jeder Modification wieder zu erkennen gelernt haben. Dagegen ist es, wie wir schon oben angedeutet haben, sehr zweckmäfsig, durch die Auswahl solcher Stellen, welche das zu erklärende Wort selbst in Verbindung mit gleichbedeutenden oder entgegengesezten enthalten, auf dasselbe das richtige Licht fallen zu lassen. Dadurch schleicht sich nichts Schiefes oder Schielendes in die Erklärung ein, die aus der Quelle des Alterthums selbst geschöpft, zugleich auch alle schülerhaften Erläuterungen ausschliefst. Auch hiezu ist der Anfang schon in Forcellinis Beispielen gemacht, und Gesners Thesaurus bietet auch in dieser Hinsicht beachtenswerthe Beiträge; die Zusätze hätten also diese benutzen und durch eigne Beispiele so weit vermehren sollen, dafs eine jede Nuance der Bedeutung von *Acer* möglichst erschöpft wäre, und so bei allen übrigen Abschn. verfahren sollen. Der syntaktische Theil, welchen Forcellini mitten unter die übertragenen Bedeutungen einschiebt, hätte an das Ende, und der Dat. in Tac. H. 4, 1 acer accendendo bello nicht unter die Ablatt. gesezt werden müssen. Der formale Theil dagegen würde am besten, wie überall, zur Einleitung dienen.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 99. u. 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1829.

Totius Latinitatis Lexicon consilio et cura Jacobi Facciolati, opera et studio Aegidii Forcellini lucubratum, correctum et auctum ediderunt Godofredus Hertel, Phil. Dr. Zwicc. Rector et Aug. Voigtländer, Phil. Dr., Lyc. Schneeb. Rector. Editio in Germania prima. Tomus Primus.

(Beschluss.)

Ganz verlassen wird Forcellini's Anordnung unter *Accipio*, und zwar wieder mit Ausdrücken, welche die diesem Gelehrten schuldige Achtung verletzen. Wir können jedoch nicht einsehen, warum gerade bei diesem Worte so entschieden verfahren wurde, denn die Classification Forcellini's ist keineswegs hier vorzugsweise so unpassend, dafs sie nicht durch einige Modificationen berichtigt werden konnte, ja wir müssen sogar bekennen, dafs, indem er ohne weitere Nebenbestimmungen *recipio, capio, sumo* als Erklärung der Grundbedeutung hinstellte, diese von ihm richtiger aufgefafst ist, als von den Hrn. Herausgebern durch ihr dicitur primum de iis rebus, *quas manibus prehendimus*. Denn wenn auch die Hände die gewöhnlichen Vermittler des *Accipere* sind, so gehören doch Stellen, wie Sil. Ital. 10, 7 pectoribus ferrum accipite, nothwendig auch zum Grundbegriffe, und nicht allein solche, wo das Nehmen äufserlich vermittelt wird, sondern alle, wo *Accipere* reines Correlatum von *Dare* ist, wie acc. pecuniam, hereditatem, literas, und der gröfste Theil der Nro. 2 aufgeführten. Die fernere Anordnung ist hierauf folgende: 3) de sensu humani corporis. 4) Audire. 5) Jam vero his *valde affinis* est notio *excipiendi* et *recipiendi*, quibus verbis in nonnullis eorum, quae supra allata sunt, exemplorum jam uti licebat. 6) Denique est *admittere*, et quod inde sequitur *probare*. Forcellini dagegen führte auf als 2) tractare, excipere. 3) pati, ferre. 4) audire, intelligere. 5) interpretari vel intelligere. 6) percipere, sentire. 7) recipere in amicitiam etc. 8) suscipere. 9) consequi. 10) admittere, probare. Allerdings eine gröfsere Vervielfachung der Bedeutungen als in der neuen Ausgabe, ohne dafs wir jedoch die Classification selbst mehr unlogisch als die neue nennen können; denn weder durch die Anordnung selbst noch durch die wenigen einleitenden Worte leuchtet die Nothwendigkeit ein, warum in dieser Nro. 5 hinter Nro. 4 und nicht vor Nro. 3 gestellt ist, und die Verminderung der Modificationen schadet mehr, als sie fördert, weil die Anzahl der bedeutend vermehrten Stellen so noch mehr zusammengehäuft wird. Und wenn auch theilweise die übereinstimmenden Begriffe zusammengestellt wurden, so mufste hierbei doch oft theils Zusammengehöriges getrennt, theils, was in einer Beziehung zwar übereinstimmend in einer andern aber verschieden war, zusammengestellt werden.

Was wir endlich drittens aufgestellt haben: die Nothwendigkeit einer bestimmt bei der Anordnung hervortretenden Berücksichtigung der äufseren Einflüsse auf die Modificationen der Bedeutung ist von den Hrn. Herausgebern fast gar nicht beachtet. Denn wenn sie bisweilen von dem Gebrauch der *minus politi* und der *optima ratio loquendi* sprechen, so führt dieſs mehr auf Irrthümer als zur richtigen Anschauung der Sache. Am nothwendigsten war diese Rücksicht bei den Partikeln, auf welche unter den Lateinischen Redetheilen die Erschlaffung der Zeit zuerst und am stärksten ihren Einfluſs geübt hat, so dafs selbst die feinsten Nachahmer der alt-classischen Latinität, wie Quintilian und Plinius der Jüngere sich von dieser Nachlässigkeit nicht ganz rein erhielten. Diese Seite etwas genauer zu erörtern eignet sich am besten der Artikel *Adhuc*.

Die Definition Forcellini's von demselben ist, wie sich von selbst versteht, rein empirisch: hucusque, ad

Digitized by Google

hoc usque tempus, ad hoc temporis, ex *ad* et *huc* conflatum, jungiturque cum verbis tum praeteriti, tum praesentis, tum etiam futuri temporis, worauf mit Ausnahme von Cels. 5, 26. Gangraeum vero, si nondum plane tenet, sed adh. incipit, curare non difficillimum est, Beispiele aus classischer Zeit folgen. Der erste Zusatz wird zu Cic. Div. Verr. 17. Est *adh. non* Verres gemacht: *Adhuc non* habes etiam Ter. Ad. 1, 2, 42. Cic. Att. 5, 20. Haec adh. (gesta sunt). Div. 2, 2. Adh. haec erant. Fin. 4, 16, 44. adh. ea dixi etc. Cf. Goer. et Manil. 17. Suet. Aug. 69. familiariter adh. necdum plane inimicus. Tac. G. 22, 7. gens non astuta nec callida aperit adh. secreta pectoris licentia joci. Obgleich diese Vermehrung manche von Forcellini nicht beachtete Nüancen enthält, so würde sie durch eine bessere Anordnung noch zweckmäfsiger geworden seyn. Auszuscheiden war hier die Stelle aus Sueton, wie oben die aus Celsus, in denen die Grundbedeutung von *Adhuc* schon verloren gegangen ist, welche bei Cicero und Caesar nur die bestimmte Beziehung auf die Gegenwart des Schreibenden oder Sprechenden hatte, später aber nicht nur auf jede Zeit bezogen wurde, sondern auch alle diejenigen Bedeutungen erhielt, welche seine Etymologie in der weitesten Beziehung zuliefs. Auf diese Laxität, welche sich zuerst in den unscheinbaren Partikeln einschlich, dadurch aber die feinsten Fugen der Sprache löste, mufste, wo es so evident wie bei dieser Partikel hervortritt, auch bestimmte Rücksicht genommen werden. Ungenügend dagegen und sogar unrichtig ist die spätere sich hierauf beziehende Bemerkung: sed *diligentes* scriptores in his praeferunt *etiamtum*, *tum* und dergl. Unter den übrigen Beispielen aber mufste gesondert werden, wo *adhuc* die Dauer in der gegenwärtigen Zeit und bis auf diese, und wo es beim Sprechen oder Schreiben den Punkt bezeichnet, wobei man sich gegenwärtig befindet, wie die Stellen aus Cic. Div. Verr. und Fin., und drittens mufsten die Beispiele mit der Negation von den übrigen getrennt werden. — Als zweiter Haupttheil mufste der ausgedehntere Gebrauch der Späteren behandelt werden, und zwar: 1) der temporelle, der seine Erklärung aber nicht in den Worten der Hrn. Herausgeber findet: „ita res significatur tempore praeterito aliquando praesens fuisse," denn dasselbe und nichts anders wird schon durch die erzählenden Tempora bezeichnet; sondern in der Ausdehnung des Begriffes *huc*, der in diesem Composito später seine eigenthümliche Beziehung auf die absolute Gegenwart verlor, und alle Bedeutungen von *eo* annahm. 2) Die noch allgemeinere Beziehung, wo der Zeitbegriff ganz verloren geht, gleich *ad haec* oder *praeterea;* anzuknüpfen an den Abschnitt, den Forcellini anfängt: Sumitur interdum pro *praeterea*, *insuper*. Ebendahin gehörte daher auch die schon früher in Opposition gegen Forcellini von den Hrn. Herausgebern gemachte Bemerkung: Nullo vero modo de tempore futuro dici potest *adh.* — In neutro loco pertinet *adh.* ad futurum, atque omnino temporis nullam habet in his significationem. Est enim *praeterea*. Jedoch nach Forcellini's Anordnung, der nicht nach den Modificationen des Begriffes, sondern nach der äufserlichen Verbindung mit verschiedenen Temporibus ordnete, gehörte es allerdings an die Stelle, wohin er es sezte, ohne dafs er es defshalb so falsch zu verstehen brauchte, wie es die Hrn. Herausgeber nahmen. 3) Die allgemeinste Beziehung, wo es nur steigert, gleich *etiam*, ohne dabei Noltenius und Tursellinus blofs nachzusprechen, dafs nur *homines minus politi* so schreiben.

Unsere Beurtheilung des Einzelnen noch weiter auszudehnen, würden sich weder mit dem Zwecke dieser Blätter vertragen, noch dürfte es dem gröfsten Theil unserer Leser zusagen; wir glauben aber auch die neue Bearbeitung des Forcellini aus allen Gesichtspunkten genügend betrachtet und beleuchtet zu haben. Nur möchten wir noch den Wunsch hinzufügen, dafs sich die Herausgeber eines Lexicon totius Latinitatis einer Sprache befleifsigten, die mehr ihre Heimath auf dem Boden ächter Latinität verriethe. Proben vom Gegentheil finden sich durch unsere ganze Beurtheilung zerstreut, doch eine möge, als besonders auffällig, hier noch ihren Platz finden: S. 27 unter *Accipio:* Tum in universum dicitur de quibuscunque, quas quocunque modo assequimur, quae quocunque modo traduntur nobis et contingunt, rebus.

E. Bonnell.

Digitized by Google

XLIX.

Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntnifs. — Ein Beitrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit. Von Carl Friederich G.....l. — Darum rühme sich Niemand eines Menschen. Es ist Alles Euer. Es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das *Gegenwärtige* oder das *Zukünftige*, Alles ist Euer. Ihr aber seid Christi; Christus aber ist Gottes. 1 Kor. 3, 21—23. — Berlin, bei E. Franklin. 1829.

(Rückseite des Titelbl. Motto: 1 Kor. 1, 20—23.)

Aphorismen mochte der Herr Verf. seine Betrachtungen über die auf dem Titel genannten Gegenstände etwa nur darum nennen, als er sie nicht in die förmlichere Methode der systematischen Wissenschaft und in abstractere Ausführlichkeit gefafst hat. Sonst steht der Vortrag innerhalb der besondern Materien und Gesichtspunkte, welche betrachtet werden, in gründlichem Zusammenhang, und erfordert einen aufmerksamen denkenden Leser, der auch da, wo die Exposition sprungweise zu gehen scheint, was doch nur mehr in dem ersten Abschnitte als in dem folgenden der Fall ist, den Faden der Gedanken zusammen zu halten gewohnt ist. Diese Schrift hat das Ausgezeichnete und Seltene, — sie ist wenn man will, ein bedeutendes sogenanntes Zeichen der Zeit, — dafs der Hr. Verf. in frommem Sinne, durchdrungen ebenso von der Wahrheit der alten d. i. eigentlichen christlichen Glaubenslehren als von dem Bedürfnisse der denkenden Vernunft und zwar in durchgeübter Bildung derselben sich beweist. Hiemit befindet sich hier das Interesse dem Inhalt und der Form nach unmittelbar in dem Mittelpunkte der speculativen Philosophie. Der Unterschied, der zwischen Christenthum und philosophischem Denken als eine unendliche Entfernung und unausfüllbare Kluft vorgespiegelt zu werden pflegt, ist mit Einemmale zurückgelegt; dieser angebliche Zwischenraum ist in dieser Tiefe gar nicht vorhanden. Die vorliegende Schrift ist daher nicht ein *Einleiten* und *Vorreden* vom Wissen und Religion und Glauben, welches Einleiten und Vorreden, das sich aufserhalb der *Sache* hält, dennoch von der Theorie des Nichtwissens für die ganze Wissenschaft selbst, ja selbst für die Religion ausgegeben worden ist; hier wird vielmehr von der Sache gehandelt. Wenn oft das Aufstellen des sogenannten Räthsels der Welt für die höchstmögliche Anstrengung und Erhebung des Geistes ausgegeben wird, so dafs aber von dessen Auflösung wesentlich zu abstrahiren sei, so ist dagegen dem Hrn. Verf. die Befriedigung in der durch die Offenbarung längst gegebenen Auflösung früh geworden, und in Beziehung hierauf beschäftigt sich diese Schrift weiter mit der Auflösung des subjectiven Räthsels, wie jene ursprüngliche Einheit des Christenthums und der speculativen Vernunft, und die selbstbewufste Einigung derselben, sich für die Vorstellung als unfafslich zeigen möge. Es ist einerseits der auf das alte Christenthum gegründete Glaube, und andererseits die rationalistische Theologie, welche der Hr. Verf. zu verständigen sucht, jenen, insofern derselbe von dem Mifstrauen, ja von der Feindschaft gegen die Philosophie befangen ist, diese, von welcher die christliche ebensowohl als die philosophische Erkenntnifs Gottes verworfen, und die Vernunft überhaupt, deren Namen sie im Munde führt, völlig verkannt wird. — Die Wichtigkeit der abgehandelten Materien, wie der Art und Weise ihrer Behandlung, damit auch, wie wir nicht unerwähnt lassen dürfen, das vielfache Verhältnifs derselben zu den philosophischen Bemühungen des Referenten, veranlassen diesen, durch einen ausführlichern Bericht die Leser auf diese Schrift, die anderwärts etwa nur verunglimpft oder am liebsten ignorirt werden möchte, aufmerksam und vorläufig mit derselben bekannt zu machen.

Es ist „die Philosophie unserer Zeit," über welche der Hr. Verf. den unbefangenen Christen gegen den nur Endliches denkenden und alle Wahrheit verendlichenden Verstand der rationalistischen Theologie ins Klare zu setzen bemüht ist. Er sagt S. 2, dafs „die Aufgabe: sich in die Zeit und damit uns in die unsrige zu schicken in Beziehung auf die Philosophie derselben und deren gegenwärtigen Höhepunkt, von denjenigen Christen, welche ihre Berufsverhältnisse zur Wissenschaft gerufen haben, ohne Sünde nicht leicht ganz abgewiesen werden könne." „Sie nöthige," fügt er hinzu, „auch demjenigen Christen, der für sich an seinem einfachen, lebendigen Glauben genug hat, und in dem vorstellenden Elemente, der absoluten Wahrheit gewifs, besondere Aufmerksamkeit ab." Das Eine, was die Philosophie und zwar als Wissenschaft zu leisten hat, ist, die Form des Denkens aufzusuchen und in dieser den Gehalt der Wahrheit zu erkennen; aber die Wahrheit ist auch für sich in dem frommen Glauben des Christenthums längst in seiner eigenen Gestalt vorhanden, und dieser macht in seiner göttlichen Zuversicht die Foderung an die

Digitized by Google

Ergebnisse des Denkens, dafs „sie sich mit ihm übereinstimmend zeigen. Den frühern Ausweg, dieser Foderung durch die Vorspieglung aus dem Wege zu gehen, dafs Religion und vernünftiges Denken zwei ganz verschiedene Gebiete seien, und ganz auseinander gehalten werden müssen, verschmäht die Philosophie neuerer Zeit nicht nur, sondern sie selbst ist es, welche diese Vergleichung hervorruft und das Recht des Glaubens, dafs seiner Forderung Genüge geleistet werde, anerkennt. „Die Philosophie unserer Zeit," sagt der Hr. Verf., „nennt sich wohl eine christliche, sie will nicht als eine Förderung oder Vervollkommung des Christenthums, sondern als dessen Frucht und Werk gelten, sie nennt sich als das Gemeingut des Menschengeschlechts das höchste Erzeugnifs des Christenthums; sie spricht unbedingt ihre Achtung vor dem geoffenbarten Worte Gottes als der gegebenen absoluten Wahrheit aus, und eifert unverdrossen gegen alle Verdrehung und Ausleerung des realen Gehalts der heil. Schrift, und gegen dessen lose Verflüchtigung in puren selbstgemachten Geist und baaren Menschenverstand." — Ungeachtet es hienach sehr gewagt, ja nicht zu verantworten seyn würde, wenn diese wissenschaftlichen Bestrebungen, ohne nähere Kenntnifs davon zu nehmen, mit dem Argwohne angesehen würden, als wenn am Ende doch die Wahrheit der geoffenbarten Religion darin *mittelst* des Begriffs *eine andere* werde, als die in der Vorstellung *unmittelbar* gegebene („hiemit ist bestimmt und gründlich der Punkt der Controvers" ausgesprochen), so geschieht es dennoch, und zwar auf die merkwürdige Weise, dafs die *bibelglaubigen* Christen mit ihren Gegnern, die sich als die Verständigen *die Rationalisten* nennen, in *„nichts übereinzustimmen* scheinen, als in den Anklagen gegen die speculative Philosophie." „Der Rationalismus bleibt sich treu und consequent, wenn er als die *subjective, abstractsinnliche Verstandesweisheit* (— 1 Cor. 1, 21, weil die Welt durch *ihre* Weisheit Gott in *seiner* Weisheit nicht erkannte —) der speculativen Philosophie, als dem *objectiven* Gedanken, sich wiedersezt, indem sein Standpunkt die speculativen Ergebnisse sofort verzerrt und ihrer Geltung entkleidet. Der sogenannte *Supernaturalismus* ist als System der christlichen Theologie wesentlich in allen Beziehungen, folglich auch, in seinem Verhältnisse zur speculativen Philosophie, verschieden von dem Rationalismus. Es ist daher nur der Verirrung einzelner christlicher Theologen zuzuschreiben, wenn sie mit dem Rationalismus gegen die Philosophie gemeine Sache machen, sie werden selbst rationalistisch, wenn speculative Lehren von ihnen dem abstractsinnlichen Verstande unterworfen und hiemit in ihrem innersten Wesen verlezt und verkehrt worden sind. Die Inconsequenz solcher Theologen ist, dafs sie in diesem Verfahren in eine Sphäre zurückfallen, die sie, als unwirklich und lügenhaft, und so wenig als die Philosophen anerkennen, und wonach so wenig die Theologie als Philosophie gerichtet werden." Die gründliche Ansicht des Hrn. Verfs. beweist sich in dieser genauen und einfachen Bestimmung des Unverstandes, in welchem die christliche Theologie gegen sich befangen ist, wenn sie selbst den rationalistischen Verstand, der ihrem eigenen Inhalte tödtlich ist, darauf- und annimmt, wenn sie sich gegen die Philosophie kehrt. Untersucht man das beiden Gemeinschaftliche näher, so findet sich die Quelle ihrer Verkehrungen in dem Mangel an Bewufstseyn und Erkenntnifs über die Natur der Kategorien, deren sie sich bei der Behandlung, es sei Behauptung oder Bestreitung, philosophischer Sätze bedienen. Hart oder überhaupt ungehörig scheint die Beschuldigung, dafs sie nicht wissen, was sie sagen. Aber wenn eine geläufige Reflexionsbildung einen Inhalt in seinen Zusammenhängen und Gründen räsonnirend oder salbungsvoll zu expliciren weifs, so ist von solcher Fertigkeit noch sehr das logische Bewufstseyn über die Formen selbst und deren Werth zu unterscheiden, in denen alle Verbindungen der vorgetragenen Vorstellungen gemacht werden. Auf diese Formen aber kommt es in speculativer Betrachtung nicht nur wesentlich, sondern sogar allein an, denn in dieser höhern Sphäre des Denkens erkennt sich das, was den innersten Punkt ausmacht, die Unwahrheit des Unterschiedes von Form und Inhalt, und dafs es die reine Form selbst ist, welche zum Inhalt wird. Dafs die Beschuldigung, nicht zu wissen, was man sagt, nicht zu viel ist, ergibt sich auf eine in der That unglaubliche Weise an den nächsten besten, wie an den ausgezeichnetsten der vielfältigen Verhandlungen, welche gegen die speculative Philosophie gerichtet sind. Die Entwirrung der mancherlei Angriffe, Einwendungen, Zweifel, welche der Hr. Verf. in der vorliegenden Schrift vornimmt, wird eben dadurch so klar und erfolgreich, dafs derselbe, im Besitze jenes scharfen Beufstseyns über die Gedankenformen, mit Bestimmtheit diejenigen aufzeigt, welche in jenen Angriffen unbefangen gebraucht werden; — dieses Aufzeigen erleichtert nicht nur, sondern führt sogleich

Digitized by Google

beinahe von selbst und für sich die Einsicht in ihre Unstatthaftigkeit herbei. Formen der Entzweiung und des Unwahren, die Kategorien des Endlichen, sind an sich selbst unbrauchbar, um das in sich Einige, das Wahre, zu fassen und zu bezeichnen; — in den Einwendungen gegen das Speculative wird aber nicht nur immer von solchen Gedankenformen Gebrauch gemacht, sondern es geschieht sogar ferner dieſs, daſs diese Formen des Unwahren an die Stelle der speculativen Gedanken, die beurtheilt werden sollen, gesezt, und diesen so ein falsches Factum unterschoben wird.

Der Hr. Verf. betrachtet zuerst die Theorie des *Nichtwissens*, und zwar läſst er sich die Mühe nicht verdrieſsen, dem Schicksal desselben, wie es sich in den Darstellungen des „Heerführers auf dieser Geistesstufe in dieser Zeit, *H. Fr. Jacobi*, allerdings am bestimmtesten und sprechendsten ausweist, nachzugehen. Peinlich ist diese Mühe, weil sie mit dem Glauben, bei einem geachteten berühmten Schriftsteller sei wenigstens Zusammenhang und Uebereinstimmung in den Vorstellungen herrschend, herangeht, und sich dann in die Schwierigkeit, die Uebereinstimmung einzusehen, verwickelt, bis es sich durch standhaftes Verfolgen und Vergleichen herauswirft, daſs man in völlig widersprechenden Bestimmungen herumgetrieben wird, ja, woran man zunächst gar nicht denken kann, in dem Widerspruche der Behauptung desselben Standpunkts, gegen welchen von dieser Theorie des Nichtwissens so eben die schärfste Widerlegung und Verurtheilung gewendet worden war.

Doch es ist vorher anzuführen, wie in Beziehung auf das Nichtwissen die Unterscheidung der Standpunkte, welche den nähern Gegenstand dieser Schrift ausmachen, eingeleitet ist. Das Verhältniſs derselben ist S. 9. bestimmt so angegeben: „Die Verzichtleistung auf das Philosophiren, die es nur bis *zum Nichtwissen* bringt, *ohne daſs* der von der verabschiedeten Wissenschaft *zerstörte Glaube wieder hergestellt* wird, ist genauer angesehen nur *halbe* Verzichtleistung.“ — „Denn das *unglückliche Element* der Wissenschaft, welches den Glauben zerstört, und eben deſswegen ihr selbst die Verabschiedung zugezogen hat, ist wirklich *nicht* verabschiedet worden. Zu consequenter Verzichtleistung gehört es vielmehr, daſs auch jenes unglückliche Element *nicht anerkannt* wird, womit demselben von selbst sein Einfluſs auf den objectiven Glauben benommen ist. Hienach ergibt sich ein *zweiter* Standpunkt in folgender Bestimmung (S. 10): indem durch die Consequenz jener Verzichtleistung dem Gedanken oder vielmehr dessen vereinzelten Elementen sein *einseitiger*, negativer Einfluſs auf den über ihm stehenden objectiven Glauben und hiemit die höchste Autorität, die der Gedanke usurpiren wollte, entzogen, der Glaube selbst aber als die Treue des unbedingten Vertrauens auf die geoffenbarte Wahrheit gesichert ist, kann es nicht fehlen, daſs demungeachtet die Vernunft im Dienste des Glaubens und unter der Zucht des Wortes, als der Wahrheit, gebraucht wird, um die gegebene Vorstellung mehr und mehr zum Leben und zum Verständnisse zu bringen; so erzeugt sich die Stufe *des Glaubens und Wissens*, welche beides sondert, dieses jenem unterordnet, so daſs der Gedanke dem Glauben nur nützen, nicht schaden kann; — eine Stufe der Glaubenserkenntniſs, die auf der Stufe *des absoluten Wissens* (dem *dritten* Standpunkte), welches die Wahrheit in der Form der Wahrheit hat, als das in der *Vorstellung gegebene*, und *mit Gedanken durchflochtene*, aber nicht von dem Gedanken durchdrungene Wahre bezeichnet werde, weil diese Stufe mit dem Gedanken nicht soweit als mit dem Glauben ist und diesen von ihrem Verstande unabhängig weiſs. Dieses Glauben und Wissen steht demnach zwischen dem Nichtwissen und dem absoluten Wissen in der Mitte.“ — Der Hr. Vf. geht zuerst an die Betrachtung der beiden Extreme in dem Interesse, die Philosophie unserer Zeit nach ihren lezten Resultaten, d. h. in ihren Verhältnissen zum Christenthum näher und gründlicher kennen zu lernen.

Die Schrift zerfällt daher in die drei Theile: I. *Das Nichtwissen.* II. *Das absolute Wissen*, und III. *Glauben und Wissen.* Wir wollen es versuchen, der Darstellung in den Hauptmomenten zu folgen; aber indem sie ausgezeichnet, geist- und gedankenreich, gedrängt in ihren Folgerungen und zugleich von frischer warmer Lebendigkeit ist, wird, wenn über die allgemeinen Ausdrücke des Urtheilens zu einer abgekürzten Anführung des Inhalts hinausgegangen wird, auch dieser an dem Gewichte und Verdienste freilich verlieren müssen, das ihm die Darstellung gibt.

In der ersten Abtheilung gibt der Hr. Verf. vornehmlich nach Anleitung der *Jacobi*'schen Schrift *von den göttlichen Dingen* die Antworten an, welche das *Nichtwissen* auf „die lezte aller Fragen,“ die Frage: *was ist Gott?* ertheilt. — An dieser Frage zeigt sich das Nichtwissen in seiner ganzen Unbefangenheit. *Gott ist;* das ist das Erste. *Gott ist Gott;* das ist das Zweite und *Lezte;* Er ist *allein*

Digitized by Google

Sich selbst gleich, und aufser Ihm ist Ihm Nichts gleich (nach dem Princip der abstracten Identität des Verstandes). Hiemit ist die Wahrheit *unmittelbar* gewifs; und es folgt daraus das Uebrige; Gott ist — *Alles, was wir nicht wissen können*, er ist von dem geschieden und verschieden toto coelo, was Er nicht Selbst ist, aufserweltlich, transcendent — *und doch* auch in und mit uns — ist wirklich, kein Individuum, kein Einzelner — *und doch* Person; — ja die Persönlichkeit selbst; — Person *und doch* schlechthin unendlich, gränzenlos, überall und nirgends. — Dafs sich dieses Satz für Satz aufhebt und widerspricht, entgeht dem Nichtwissen nicht; es folgert aber daraus nur, dafs Gott unbegreiflich, unaussprechlich, unsichtbar ist, was schon in dem obersten Satz liegt, dafs Gott nur sich selbst gleich ist. „Statt dafs nun dieses Nichtwissen," fährt der Hr. Verf. fort, „gerade auf die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der *Offenbarung* des (nach jenem Resultate) *in sich verborgenen* Gottes führen sollte, beschränkt es sich mit der im Gewissen gegebenen natürlichen Offenbarung, so sehr sie auch der Natürlichkeit des Gedankens widerspricht;" — jene sogenannte natürliche Offenbarung im Gewissen ist das unmittelbare Wissen, und also Wissen nur jener abstracten Sichselbstgleichheit Gottes, das sich dem Gedanken und dessen Reiche, dem Wissen, entzieht, welcher vielmehr für sich auf Fülle des göttlichen Wesens und somit auf concrete Erkenntnifs getrieben ist. Dieses unglückliche Herüber- und Hingeworfenwerden der Seele, dieses ihr rastloses Abmühen, ihren eigenen Ansichten zu entfliehen, die sie doch nicht lassen kann, wird nun weiter verfolgt.

In dem ausgesprochenen Worte, der Schöpfung, ist Gott die Ursache, er erfand das Mafs und Gestalt, Gesetz und endliches Wesen, Raum und Zeit, die Tage und Jahre und Orte, die Sprache und die Sprachen, den Begriff und den Menschen; er selbst ist nicht nach Mafs, ist über Zeit und Raum u. s. f., er selbst spricht nicht; so löst sich unter allen diesen Redensarten Gottes Realität und Selbstständigkeit nur in das *unendliche Wesen* auf, das aller Wirklichkeit zu Grunde liegt, ohne selbst für sich, ohne wirklich zu seyn. „Immer wird wiederholt, dafs es in dem Interesse der bekämpft werdenden Wissenschaft liege, die Realität aufzulösen und zu vernichten, indem das Object aufgehoben werden müsse, um gewufst zu werden. (Der Hr. Verf. citirt hiezu auch die Schrift: die wahre Weihe des Zweiflers, zweite Beilage.) Und doch sehen wir diejenigen, welche auf diese Weise ihr Nichtwissen deduciren, in gleichen Nihilismus verfallen." — Der Hr. Verf. behält sehr fest dieses Unwesen der behaupteten Sichselbstgleichheit, der abstracten Identität im Auge, in welcher diejenigen immer beharren, welche, indem sie die speculative Philosophie bekämpfen, sie Identitätssystem zu nennen sich nicht entblöden. Er hält es fest, dafs das Jacobische Princip nichts ist, als diese Identität, welche zunächst Nihilismus des nur unendlichen Wesens und dann, in seiner affirmativen Form, der *Pantheismus* ist, den Jacobi aufs Bestimmteste anderwärts so ausgesprochen hat, dafs Gott das *Seyn* in allen *Daseyn* ist, d. h. jenes immanente und zugleich ganz unbestimmte Abstractum. — Insbesondere zeigt er ferner, wie Jacobi in derselben Weise sich gegen das Christenthum verhält; „das Christenthum," sagt er S. 21, „ist hier, wie überall, die Probe, an der die geheimsten Gedanken der Seele offenbar werden und — zerschellen; die hochmüthige Idee nimmt trotz aller Demuth und Bescheidenheit ein Aergernifs an der Knechtsgestalt des Sohnes Gottes; — diefs Aergernifs wird von dem menschlichen Hochmuth dadurch beseitigt, dafs wir das, was uns an der fremden Person ärgert, auf uns übertragen, denn an uns selbst können wir solche Vorzüge schon eher ertragen. Indem wir die fremde Erscheinung als unwesentliche Einkleidung ansehen, und das Wesen in die Idee, die Idee in uns selbst setzen — als die Kunde des innersten Gewissens — sind wir des Aergernisses überhoben;" — „wir sind jenes Ideal, der Irrthum des Christenthums liegt nur darin, dafs diefs Ideal auf ein einzelnes Menschenwesen übertragen wird."

Ferner wird genau nachgewiesen, wie in dieser Theorie der Verstand, „welcher sich bescheiden mufste, von göttlichen Dingen nichts zu wissen, mithin auch aus dem Widerspruche und der Ungedenkbarkeit nicht auf das Nichtseyn schliefsen, und dem was sich widerspricht noch nicht die Realität absprechen konnte — wie auf einmal derselbe Verstand *gegen* die *Gestalt* in der Religion mit infallibler Dreistigkeit nach demselben Gesetze des Widerspruchs entscheidet, welches er (s. oben) erst *auch* antiquirt hatte." — „Fast scheint es, als wenn unser natürlicher Mensch vor Gott in Seiner Majestät weniger Scheu empfände, als vor Gott in Seiner Erniedrigung" (der Gott nur in seiner Majestät ist der unnahbare Gott, den der Mensch als das Jenseits sich fern vom Leibe und vom Geiste hält) der Gott des Verstandes ist aus purer Unendlichkeit zu vornehm, sich in unser Fleisch und Blut zu

Digitized by Google

bleiben; es gehört, sagt der Verf., eben die ganze Liebe Gottes dazu, sich thatsächlich, persönlich in sein gefallenes Geschöpf zu versetzen, und *es selbst zu seyn.* — Diese Philosophie des Nichtwissens hat gelehrt, Gott kennen heifse Gott verendlichen, erniedrigen; nun konnten *wir* freilich Gott nicht erniedrigen, folglich auch *nicht erkennen.* Jezt erniedrigt Er aber Sich Selbst zu Seiner Offenbarung, und nun nehmen wir wieder in unserm Stolze an Seiner Niedrigkeit Anstofs.“ Diejenigen, welche dem Glauben an die Offenbarung getreu bleiben, aber in der Behauptung, dafs Gott nicht zu erkennen sei, mit dem Nichtwissen übereinstimmen, behaupten so in Einem Flusse der Rede, Gott habe sich in Christus den Menschen geoffenbart, und zwar habe er diefs von sich geoffenbart, dafs er sich nicht geoffenbart, dafs er sich nicht zu erkennen gegeben habe. Sie nehmen an, Gott habe sich zum Menschen verendlicht, die Endlichkeit in sich und sich in die Endlichkeit gesezt; er sei aber *nur* das abstracte Unendliche, das von der Endlichkeit ganz entfernt gefafst werden müsse.

Dem Antworten in den Jacobischen Darstellungen auf die andere Frage: *was ist der Mensch?* folgt der Hr. Verf. von S. 30—47 eben so genau in den Anläufen, Schwankungen und Widersprüchen nach, in die es ausläuft. „Die Frage: *was ist der Mensch?* steht mit der Frage: *was ist Gott?* in solcher Wechselwirkung, dafs mit einer auch die andere beantwortet seyn würde — denn eigentlich fragen wir doch mit beiden nichts Anderes, als: *was ist Gott im Verhältnisse zum Menschen? was ist der Mensch im Verhältnisse zu Gott?*“ — Ein sehr wichtiger Satz, den diejenigen nicht einsehen, die nur das Verhältnifs des Menschen zu Gott angeben und erkennen wollen, und dabei behaupten, dafs man von Gott nichts wisse. Indem vom Hrn. Verf. den Jacobi'schen Darstellungen tiefe Blicke in das Herz des Menschen zugestanden werden, wird eben so bemerklich gemacht, dafs oft, wo Erwartungen von Aufschlüssen über die höchsten Fragen gegeben werden, diese auf allgemeine Aussprüche, mit denen nicht viel gewonnen, auch auf die „lehrreiche Unterbrechung durch die Ankündigung, *dafs das Nachtessen aufgetragen sei,*“ hinauslaufen. Insbesondere wird *die schöne Seele,* die in jenen Darstellungen sich so heraushebt, näher untersucht, dann aber der Grundirrthum aufgedeckt, der überall über die Hauptsache, über die *Natur des Bösen,* obwaltet. Dieser zeigt sich darin, dafs aus dem *Seyn* die *Güte* des Seyns abgeleitet wird (auch nach dem Verstandessatze der Identität), und dafs, wie sich der Hr. Verf. ferner ausdrückt, geschlossen wird, dafs das Herz auch *edelgeboren* sei, weil es, was das Nichtwissen gern zugibt, *edelgeschaffen* ist. Dieses Nichtwissen, welches doch nichts weifs, setze dabei das *wirkliche* Seyn des Menschen *unmittelbar* voraus. Um diese Bestimmungen des Hrn. Verfs. auch nur zu verstehen, müfste das Nichtwissen freilich die wesentlichen Unterscheidungen, von dem was nur ursprüngliche, abstracte Natur, Anlage noch nicht Wirklichkeit ist, und zwischen dem, was Wirklichkeit ist, kennen. Zur Erläuterung mag hier nur diefs angeführt werden, dafs das Thier eben sowohl gut von Natur als der Mensch, und des Thieres Wirklichkeit auf dieses von Natur Gutseyn beschränkt ist. Aber die Wirklichkeit des Menschen ist eine erst geistig zu bewirkende, und wesentliches Moment ist darin, dafs das von Natur Gutseyn nicht das ist, wodurch er seine Wirklichkeit schon hätte, dafs dieses Gutseyn von Natur für dieses sein geistiges Seyn, worein allein seine Wirklichkeit ist, vielmehr das Nichtgute ist. Näher zeigt der Hr. Verf., dafs jener Grundirrthum sich dahin entwickelt, die Natur *des Bösen* so sehr zu verkennen, dafs, wenn doch einmal die Rede von demselben seyn soll, dasselbe blofs in *die Endlichkeit* gesezt wird, so dafs das Endliche sich in der Erkenntnifs als Nichtwissen zeigt, im Willen als *Sinnlichkeit.* Das Gute, das wir wirklich in unserem Herzen finden, leiten wir aus unserem *Herzen* ab, hingegen das Böse, wenigstens den Hang dazu, schreiben wir *nicht unserer Freiheit,* so viel wir auch sonst von ihr halten, sondern unserer Endlichkeit, unserer Sinnlichkeit zu; diese aber ist an sich nichts als nothwendige Schranke für dieses Leben. — So lassen wir Böses, Endliches, Unvollkommenes, Sinnliches bunt durch und in einander fliefsen, und um ja nicht aus dem behaglichen Dunkel über uns selbst heraus zu kommen, thun wir das Lezte hinzu, die Schuld des Bösen — als des Sinnlichen, Endlichen, der nothwendigen Schranke für dieses Leben, *auf Gott* zu wälzen, welches wir wieder damit gut machen, dafs wir das Böse etwas besser machen. Und doch, fügt der Hr. Verf. hinzu, bedürfte es für diejenigen, die aus sich selbst nichts zu wissen eingesehen haben — wenn das Nichtwissen die *Herzenseinfalt* und *Geistesarmuth* wären, welche in der Bergpredigt selig gepriesen wird — weiter nichts, als dafs sie sich vom Worte Gottes belehren liefsen; — ein einziger, ernster, heller Blick in das dritte Capitel der Genesis würde genügen, um über sich und die Welt zum

Digitized by Google

Verständnisse zu kömmen." (Im Nachwort S. 190 kommt der Hr. Verf. auf dieses Capitel zurück, und gibt auf Veranlassung einer Aeufserung des Ref. in diesen Jahrbüchern interessante, klare Erläuterungen darüber.) Wie das Nichtwissen mit den tiefern Bedürfnissen und Gedanken unbekannt ist, so bemerkt der Hr. Verf. auch von den vorhin erwähnten „schönen Seelen" der Jacobi'schen Zeit, dafs sie von Bibel und Katechismus nicht allein nichts glauben und annehmen, sondern auch wirklich nichts wissen. — Ein Beispiel gibt die bei einer andern Gelegenheit angeführte fromme Fürstin Gallitzin, die erst durch Hamann veranlafst wurde, sich mit der Bibel, die sie niemals noch gelesen hatte, bekannt zu machen.

Im zweiten Abschnitt (S. 48 — 115): *das absolute Wissen*, sezt der Hr. Verf. den allgemeinen Standpunkt sogleich so fest, dafs *alle* Geistesthätigkeit (nicht ein besonderes Vermögen oder Theil desselben) sich eben dadurch als Geist erweise, dafs sie das ihr entgegengesezte ruhige Seyn in sich aufzunehmen und hiemit den Dualismus, welcher sie von dem *Seyn* trennt, aufzuheben das Streben und die Aufgabe hat, um nicht *an*, sondern *in* dem Gegenstande zu seyn. — Dieſs als die Natur der Thätigkeit des Geistes überhaupt in das Auge gefafst, würde der *Psychologie* zu einem weniger oberflächlichen Zustande verhelfen, als der ist, in welchem wir sie gewöhnlich sehen, und umgekehrt, wenn die gewöhnlichsten Thätigkeiten des Geistes in dem, was sie bezwecken und vollbringen, unbefangener und zwar nur empirisch betrachtet würden, so würde dadurch gleichsam als durch eine Induction die Apprehension entweichen, welche die speculative Idee bei den Ungeübten erweckt, indem diese nichts Anderes ausspricht, als was am offenbarsten in allem Thun der Seele sich zu erkennen gibt. Gewöhnt an die Form der Idee in dieser ihrer Erscheinung der Anwendung, würde es erleichtert seyn, die Idee für sich selbst in ihrer Unbeschränktheit zu fassen, wo es nicht mehr um endlichen Gehalt, sondern um den unendlichen der Wahrheit selbst zu thun ist. Die Aufgabe und das Streben, von dem nun der Verf. spricht, geht auf diese Wahrheit; es gehört der *gesammten* Geistesthätigkeit an, in welche sich der Geist aus jenen besondern Geschäftigkeiten und deren beschränktem Gehalte zurück nehmen mufs. Es ist (S. 48) nicht dem menschlichen Geiste an und für sich, d. i. dem Geiste, der sich dem Menschen offenbart, sondern eben dem Menschen selbst in seiner abstracten Natürlichkeit, der Zerstückelung des Geistes in einzelne Richtungen und der eigenmächtigen Operation mit vereinzelten selbstischen Kräften zur Last zu legen, wenn das Streben auf keine Weise befriedigt, die Aufgabe auf keine Weise gelöset wird, wodurch es endlich dahin kommt, dafs *Seyn und Wissen* sich gänzlich trennt, und Ersteres als das Unverwüstliche eben darein gesezt wird, dafs es *nicht weifs* und *nicht gewufst wird*.

„Das Seyn ist unwahr und unwirklich, weil es bewufstlos ist; wahr und wirklich ist nur der Geist, *womit von selbst Endliches und Unendliches aus der Wirklichkeit scheiden*." (S. 49.) Diejenigen aber können nicht zu diesem Scheiden und damit auch nicht zum Bewufstseyn der Wirklichkeit gelangen, welche an dem Gegensatze des Endlichen und Unendlichen und eben deſswegen am Endlichen kleben bleiben. Scharfsinnig vergleicht nun der Hr. Verf. Nichtwissen und absolutes Wissen in Ansehung ihres Verhaltens zum *Seyn;* beide kommen darin überein, dafs sie dem Seyn eine Unerkennbarkeit zuschreiben, sie unterscheiden sich aber dadurch, dafs das Nichtwissen *diesem Seyn* die *Wirklichkeit* zuschreibt, das absolute Wissen aber dem bloſsen Seyn nicht nur die Erkennbarkeit, sondern damit auch die Wirklichkeit abspricht; dem Nichtwissen ist Seyn und Nichtwissen, dem absoluten Wissen Nichtseyn und Nichtwissen identisch. — Das Nichtwissen weifs viel von einer Erhebung über die Natur zu reden; aber es liegt in seiner Natur nicht zu wissen, was es heifst, sich über die Natur zu erheben, die Erhebung über die Natur würde das Nichtwissen in Wissen verwandelt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Umschlag zum Mai-Heft.

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Juni 1829.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1829.

Digitized by Google

Mitglieder und Mitarbeiter.

Abegg, in Breslau.
Albrecht, in Königsberg in Pr.
v. Baader, in München.
v. Baer, in Königsberg in Pr.
*Bartels.
Baum.
v. Berger, in Kiel.
Bernhardy.
Bessel, in Königsberg in Pr.
Biener.
Blume, in Halle,
*Boeckh.
v. Bohlen, in Königsberg in Pr.
S. Boisserée, in München.
*Bopp.
Carové, in Frankfurt a. M.
Carus, in Dresden.
Clarus, in Leipzig.
v. Cotta, in Stuttgart.
Creuzer, in Heidelberg.
Daub, in Heidelberg.
*Dieffenbach.
Diez, in Bonn.
Dirichlet, in Breslau.
*Dirksen.
Dove, in Königsberg in Preufsen.
Drumann, in Königsberg in Pr.
Ellend, in Königsberg in Pr.
Ewald, in Göttingen.
Falk, in Kiel.
Fr. Förster.
Frankenheim, in Breslau.
Gabler, in Baireuth.
*Gans.
Gans, in Celle.
Gerhard, in Rom.
Gesenius, in Halle.
v. Goethe, in Weimar.
Goldfufs, in Bonn.
Göttling, in Jena.
Graff, in Königsberg in Pr.
v. Griesheim, in Berlin.
Grofsheim.
*Grunert, in Torgau.
*Hegel.
*v. Henning.
Hermbstädt.
Heyse.
Hinrichs, in Halle.
*Hirt.
Hohnbaum, in Hildburghausen.
*Homeyer.
Hornschuch, in Greifswalde.
*Hotho.
Hube, in Warschau.
Wilhelm von Humboldt.
*Fr. Hufeland.
Jacob, in Posen.
Jacobi, in Königsberg in Pr.
Jäger, in Stuttgart.
Ideler.
Immermann, in Düsseldorf.
Kilian, in Bonn.
Klein.
Klöden, in Berlin.
Klug.
Koberstein, in Schulpforta.
Kosegarten, in Greifswalde.
Krüger, in Quedlinburg.
Lange, in Schulpforta.
Lappenberg, in Hamburg.
Lehnerdt.
Heinr. Leo, in Halle.
v. Leonhard, in Heidelberg.
Leupold, in Erlangen.
Levezow.
*Link.
Lorinser, in Oppeln.
Lucas, in Königsberg in Pr.
Lüders, in Kiel.
Mackeldey, in Bonn.
v. Malchus, in Heidelberg.
*Marheineke.
Matthäi, in Verden.
Meineke.
Meckel, in Halle.
Meier, in Halle.
F. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
G. v. Meyer, in Frankfurt a. M.
Michelet.
Michelsen, in Kopenhagen.
Mohnike, in Stralsund.
v. Müffling.
Mühlenbruch, in Halle.
Johannes Müller, in Bonn.
Müller, in Halle.
Müller, in Neubrandenburg.
Naumann, in Bonn.
Naumann, in Freiberg.
Nebenius, in Carlsruhe.
Nees von Esenbeck, in Bonn.
Neue, in Schulpforta.
Wilhelm Neumann.
Neumann, in Königsberg in Preufsen.
Niethammer, in München.
Nitzsch, in Halle.
Nöggerath, in Bonn.
Oltmanns.
Ortloff, in Jena.
Otto, in Breslau
Panofka, in Rom.
Passow, in Breslau.
Pelt, in Greifswalde.
v. Pfuel, in Magdeburg.
*Pohl.
Phillips.
Purkinje, in Breslau.
v. Riese, in Bonn.
Carl Ritter.
L. Robert.
Roesel.
Rosen, in London.
Rosenkranz, in Halle.
Rosenthal, in Greifswalde.
Rötscher.
Fr. Rückert, in Erlangen.
Rühle von Lilienstern.
v. Rumohr, in Florenz.
Runge, in Breslau.
Rust, in Erlangen.
Saalschütz.
v. Scharnhorst.
Schefer, in Muskau.
A. W. v. Schlegel, in Bonn.
Schmidt, in Erfurt.
Schnitzler, in Strasburg.
Schömann, in Greifswalde.
v. Schröter, in Jena.
Schubert, in Königsberg.
*C. H. Schultz.
*Joh. Schulze.
Spangenberg, in Celle.
Spehr, in Braunschweig.
Spiker.
v. Stägemann.
Streckfufs.
Thibaut, in Heidelberg.
Thiersch, in München.
Trendelenburg, in Frankf. am Main.
Trinius, in St. Petersburg.
Uckert, in Gotha.
Ullrich, in Hamburg.
*Varnhagen von Ense.
Voigt, in Königsberg in Pr.
Waagen.
Ad. Wagner, in Leipzig.
v. Wangenheim, in Coburg.
v. Walther, in Bonn.
Weber, in Frankfurt a. M.
Weber, in Halle.
Weber, in Neubrandenburg.
Wendt, in Leipzig.
v. Wening-Ingenheim, in München.
*Wilken.
v. Willisen.
Witte, in Breslau.
Zimmern, in Jena.
*Zumpt.

Die Redaction bilden die mit einem Sternchen bezeichneten Namen. In den monatlichen Berichten werden die Namen der neu aufgenommenen Mitglieder aufgeführt werden.

Digitized by Google

Nro. 101. u. 102.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntnifs. — Ein Beitrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit. Von Carl Friederich G.....l.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Andeutung des Ueberganges von dem Nichtwissen zum Wissen, die ihre weitere Bestimmung in dem Satze hat, dafs so lange Gott dem Subject *nur* als *Gegenstand* entgegentritt, er nicht erkannt werden kann, betrachtet der Hr. Verf. wieder zuerst die Frage: *was ist Gott?* „So lange wir Gott nicht wissen, wissen wir überhaupt nichts, *denn was ist aufser Gott und ohne Gott?*“ — Der Hr. Verf. geht einerseits frei von den Trivialitäten und Eitelkeiten der endlichen Reflexion, andererseits begründet und fest in dem christlichen Glauben — in dem lebendigen, erfahrenen Pfingstglauben, welcher aus dem Gehorsam des Kirchenglaubens sich entwickelt — in das Innerste der Nacht dieses Gegenstandes, welche für den in jenen beiden Bedingungen stehenden Geist zum Tage der Erkenntnifs sich erleuchtet. Es wird dabei von Darstellungen des Referenten ausgegangen, „wo möglich die verfänglichsten und gefährlichsten, oder die verschrieensten Aeufserungen“ vor dem Leser vorübergeführt, die Sätze werden mit der Lehre der Schrift verglichen, und Schwierigkeiten und Mifsverständnisse, die ein im endlichen Denken befangenes Meinen erweckt, oder vielmehr Absprünge und Ableitungen von dem Sinne und wirklichen Inhalte derselben, vorgenommen und aufgeklärt. Der Herr Verf. behandelt den speculativen Gegenstand mit eben so viel lebendiger Originalität als mit der schärfsten Bestimmtheit des Denkens; die Begriffe gewinnen in der frischen und scharfsinnigen Behandlung eines selbstständigen Denkens weitere Bewährung und neue Klarheit. Es sind Hauptsätze, und einige Züge, die wir davon kurz herausheben wollen. Nachdem die Immanenz des Begriffs aus dem Satze, dafs die absolute Substanz ebensosehr Subject, und das absolute Subject ebensosehr Substanz sei, bestimmt worden, wird (S. 62) angeführt, dafs die Schrift, indem sie lehrt, dafs der Mensch aus sich selber, aus seiner von Gott getrennten Subjectivität zu Gott und zur Erkenntnifs Gottes nicht gelangen kann, sich selbst als das Wissen erweist, welches nichts Anderes aussagt, als dafs der Mensch nur durch Gott, als das allgemeine Wissen (das besondere Wissen ist das von Gott getrennte, eigene, zufällige Wissen des Menschen) zu Gott als der allgemeinen Wahrheit gelangen kann. Näher werden folgende Sätze entwickelt, das *Erste* ist: Gott selbst ist nicht blofs das ewige Seyn (Substanz), sondern auch das Wissen Seiner Selbst (Subject) — wie mögen die, welche die speculative Philosophie beurtheilen wollen, diesen ausdrücklichsten Satz derselben ignoriren, um sie des Pantheismus zu beschuldigen! —; Gott ist nur insofern wirklich, als Er Sich selbst weifs; mit Seinem Bewufstseyn wird und verschwindet sein Daseyn; hiemit, dieser Beziehung des Seyns und Wissens auf Gott, als das absolute Object, welches sich selbst absolutes Subject ist, stimmt die Schrift überein. Das *Zweite* ist (S. 63. 65): Gott, als das Seyn in Sich Selbst, ist das Wissen Seiner in Sich Selbst — *Selbstbewufstseyn* Gottes — und als das Seyn im Andern ist er das *Sichwissen* aufserhalb Seiner, das *Bewufstseyn* Gottes, in der Welt, in den einzelnen Wesen als Creaturen Gottes, womit denn dieſs *Aufsersichseyn* wieder *aufgehoben*, ebensowohl aufgelöset ist, indem die einzelnen Wesen nach ihrem Seyn und Wissen in Gott sind, als aufbewahrt, indem sie nicht Gott selbst sind, vielmehr Gott nur Er selbst in Sich Selbst ist. Wenn Gott wirklich in und mit seinen Creaturen *ist*, welches die Schrift lehrt, so ist auch das Wissen Gottes in ihnen — weil er nur ist, indem er sich weifs — und dieses Wissen Gottes im Menschen ist eben die allgemeine Vernunft, die nicht meine

Digitized by Google

Vernunft, auch nicht ein gemeinschaftliches oder allgemeines Vermögen, sondern das Seyn selbst ist, die Identität des Seyns und Wissens. — Das Seyn und Wissen Gottes in mir enthält daher nicht blofs die Erkenntnifs, welche Gott von mir hat, sondern auch die Erkenntnifs, die ich von Ihm habe, und die mehr oder weniger durch das Ich getrübt werden kann, je mehr oder weniger sie aus der Identität mit der Erkenntnifs Gottes von mir heraustritt. Für dieses zweite, die Beziehung des Seyns und Wissens auf den Menschen — die Substanz ist ebenso Subject — spricht wiederum die Verheifsung. Diese Vergleichung jener Sätze mit der Schrift bringen folgende Ausdrücke näher (S. 63): Gott weifs die Welt, die Menschheit nur insofern, als er in ihr ist, oder, wenn sie nicht in Ihm geblieben ist, Sich seinerseits in sie versezt. Der Mensch weifs Gott nur insofern, als er in Ihm ist, oder, wenn er abgefallen ist, wieder in Ihn versezt wird. Der Mensch kann aber nur durch Gott in Gott seyn, und wenn er solches einmal aufgehöret hat, nur durch Gott in Gott versezt werden, und zwar nur insofern, als sich Gott zuvor in ihn versezt und selbst Mensch wird und sich ihm offenbart. Nur in dieser Offenbarung, nur in *Jesu Christo* erkennet der Mensch Gott, und hat keinen Namen, indem er Gott anbeten soll, als den Namen des Menschensohnes. — Aber in wie vielen Lehrbüchern der Theologie trifft man noch die Lehre von der Menschwerdung Gottes, in wie vielen noch Philosophie an?

Der Hr. Verf. kommt nun auf die immer wiederholte Anklage der *Selbstvergötterung* des Wissens, welche aus den Sätzen des speculativen Wissens gefolgert zu werden pflegt: *Gottwissen ist Gottseyn.* Ist Gott, indem er den Menschen weifs, selbst Mensch, so ist auch der Mensch, indem er Gott weifs, Gott selbst; das ist, heifst es, die unausweisliche Folge des absoluten Wissens, die er sich selbst nicht verhehlen darf. Der Hr. Verf. zeigt zuerst, dafs in der Darstellung, deren Hauptzüge so eben angeführt worden, diese Consequenz bereits beseitigt ist. Er zeigt, dafs darin, dafs der Mensch Gott erkenne, nicht nur diefs liegt, dafs Gott im Menschen ist, sondern auch diefs, dafs der Mensch in Gott ist, aber *nur* diefs, dafs *der Mensch in Gott ist*, nicht dafs der Mensch Gott ist; — die vorhin gegebene nähere Bestimmung enthält diefs so, dafs das Aufsersichseyn Gottes, sein Seyn in seinen Creaturen, auch aufgelöst ist, und die einzelnen Wesen in Gott sind, nach ihrem Seyn und Wissen als aufbewahrt, indem sie nicht Gott selbst sind, vielmehr nur Gott Er Selbst in Sich Selbst ist. Aber nicht aus dieser Immanenz, sondern aus der *Identität*, welches Wort in der philosophischen Exposition vorgefunden wird, ist es, dafs jene Consequenz der Selbstvergötterung gemacht wird. — Bei den so eben angeführten Formen, dafs Gott *in* dem Menschen, der Mensch *in* Gott ist, könnte man an *Jacobi's* Gewohnheit, in Präpositionen zu philosophiren, statt die *Kategorien*, die in jenen nur enthalten sind, wirklich auszudrücken, erinnert werden, eine Manier, die, indem sie recht bestimmt zu seyn, die Bestimmtheit auf das Lezte, das Einfachste der Präpositionen, hinauszutreiben das Ansehen hat, den Blick vielmehr im Unbestimmten und Trüben läfst, und es abhält, über die *Kategorien*, in denen der Verstand steckt, *wach* werden und sich darüber wach erhalten zu können. Wenn auch jene Formen, die der Hr. Vf. oft gebraucht, hie und da Schwierigkeit machen sollten, so ist dagegen schon aus dem Angeführten zugleich hervorgegangen, dafs denselben jener Vorwurf nicht trifft, sondern die Präpositionen, die als nothwendige Abbreviaturen von ihrem grofsen Dienste auch in der philosophischen Sprache sind, von ihm nur momentan angewendet werden, und dafs sie sich in ihre bestimmten Kategorien herausgehoben, und diese zum Dialektischen ihres Begriffes fortgeführt zeigen.

Dieses Wachseyn über die Kategorien, welche der die Philosophie anklagende Verstand gebraucht, ist es, was diesem fehlt; und es ist anziehend zu sehen, mit welcher Schärfe der Hr. Verf. über dieses in seinem blinden Schliefsen pochende Denken ein offenes Auge hat und es in den Wendungen seines falschen Spieles ergreift und festhält. Es hilft nichts, einen philosophischen Begriff in seiner speculativen Entwickelung dargestellt zu haben, noch auch aufserdem aufzuzeigen, dafs eine Behauptung, deren die Philosophie angeklagt wird, innerhalb jener Exposition *nicht* vorhanden sei. Sie machen *ihre* Consequenz, und bleiben mit derselben aufser jener Exposition stehen; denn es ist die Consequenz, die *sie* geschlossen haben; darüber dafs sie richtig schliefsen können, kommt kein Zweifel bei ihnen auf. Sie zeigen jedoch damit nur, dafs sie der speculativen Exposition nicht gefolgt sind, sonst würden sie soviel haben merken können, dafs die Formen des Schliefsens, dessen sie sich unbefangen bedienen, hier selbst in Anspruch genommen werden, dafs eine ganz andere Gedankenbildung vorausgesezt wird als die, in der sie sich unbefangen und zutrauensvoll bewegen. — Um auf den Gang des Hrn. Verfs. zurückzukom-

Digitized by Google

men, so bemerkt er in Ansehung der so gewöhnlich urgirten *Identität* zunächst, dafs dieselbe, wie sie im speculativen Erkennen vorkommt, den Unterschied nicht ausschliefse; vielmehr hat sie denselben wesentlich in ihrer Bestimmung. Es ist die eigne Machtvollkommenheit und Willkür, aus welcher jene Ankläger die Identität, die sie als ein geschriebenes Wort vor sich sehen, allein herauslesen, und sie so abstract gemacht der Philosophie zumuthen; hätten sie die Augen auf die Expositionen selbst geworfen, so hätten sie gesehen, dafs das Gegentheil der abstracten Identität gesagt worden. Der Hr. Verf. rückt aber näher dem „im Denken so schwerfälligen, d. i. trägen, als leichtfertigen" Verstande auf seine Verfälschungen. (S. 69.) Von dem Urtheile: *Wissen Gottes = Seyn Gottes*, geht dieser Verstand kurzweg zu dem Schlusse: *also Gott wissen = Gott seyn;* und von da zu dem Endresultate: *Wenn ich Gott zu wissen behaupte, mufs ich Gott selbst zu seyn behaupten.* Bei dem ersten Schlusse ist das Vorderglied, Wissen Gottes, in Gottwissen verändert worden, das zweite aber unverändert geblieben; hiedurch wird der grobe Mifsverstand veranlafst, welcher gleichwohl nicht dem eignen Fehler, sondern dem Gegner beigemessen wird. Wenn jene Veränderung des einen Theils des Satzes vorgenommen wird, so mufs auch der andere gleichen Schritt mithalten, auch in ihm Gott in Accusativ kommen, und damit *Seyn* in *Haben* sich verwandeln, Gottwissen = Gotthaben. *Haben* ist ein Seyn, das das nicht selbst ist, was es hat. Weiter ist auch selbst der Uebergang von jenem: *Gottwissen = Gottseyn* zum Resultate: wenn *Ich* Gott weifs, so mufs *Ich* Gott seyn, erschlichen. Im *Gottwissen* war noch unbestimmt, wer Ihn wissen könne, ob es nicht Gott Selbst sei. Nun aber kommt *Ich*, dieser Ich dazu, und zwar so, dafs Ich dem Prädicate „Gottwissen" vorausgesezt werde, *Ich schon fertig da bin, eh es an Gott kommt;* da ich doch erst Gott wissen mufs, eh ich mich wissen kann, und *erst mich wissen* mufs, eh ich *seyn* kann, ja zu allererst Gott mich wissen mufs, eh ich Gott und in Gott mich wissen kann. Der Hr. Verf. führt zu dieser gründlichen Erörterung noch die logische Bestimmung an, dafs ich als *dieser* Ich, welchen der sinnliche Verstand meint, *Gott nicht wissen kann*, mithin nur als *aufgehobener* dieser, d. h. *negativ* durch Selbstentäufserung, *positiv* durch Gott Gott weifs, also mit andern Worten Gott nur weifs, insofern ich in Gott, also *nicht dieser Ich für mich* bin. — Die Absicht des Hrn. Verf. ist in dieser Exposition recht sehr gelungen zu nennen, nämlich in einem lehrreichen Beispiel zu zeigen, wie der sinnlich abstracte Verstand sich mit den speculativen Wahrheiten zu gebärden pflegt, wie er denselben unvermerkt einen andern Sinn ertheilt. Der speculative Begriff stellt Alles auf den Proceſs der Selbstentäufserung des natürlichen Seyns und Wissens des Menschen, und macht diesen Proceſs der geistigen Wiedergeburt zum richtigen Inhalt der Exposition des wahrhaften Wissens, wie zur einzigen Wirklichkeit des Geistes. Aber im Schlafe des Gedankens macht der sinnliche abstracte Verstand die unvermerkte Verfälschung, wie seine Identität an die Stelle der Begriffsidentität, so an die Stelle des Begriffs der Subjectivität und des Wissens und ihres Processes, das unmittelbare Subject, Ich *diesen* Wissenden, die natürliche Geburt und das unmittelbare natürliche Meinen und Wissen zu setzen. Auf philosophische Beantwortung der Frage: *was ist der Mensch?* (S. 76 — 116) können wir uns, da wir bereits so weitläufig geworden, nicht so ausführlich, wie sie es verdiente, einlassen. Die Beantwortung jener Frage wird in dem Interesse der bestimmtern Frage: *wie der Mensch zu Gott gelange?* betrachtet. Hierüber wird sogleich bemerkt, dafs diese Stellung derselben nur dem Verstande des Nichtwissens zukommt, das, dem eben gerügten Fehler gemäfs, von dem Subjecte als dem Ersten ausgeht, und dadurch sogleich die Antwort abschneidet und verkümmert; dafs dagegen im absoluten Wissen, das von dem Absoluten, von der Substanz als dem objectiven Worte Gottes ausgeht, es sich fragt: *wie Gott zu dem Menschen gelange?* — Es kommt hier vornämlich auf die schwierigen Begriffe von *Freiheit*, *dem Bösen* und *der Sünde*, und dann der *Versöhnung* an; der Hr. Verf. fafst dieselben in ihrer tiefsten Wahrheit auf. — Die *Freiheit* also (S. 84) ist nach ihrem wahren Begriffe und Wesen der absolute Wille, als absoluter Wille ist sie in sich selbst bestimmt. Willkür ist das Gegentheil der Freiheit, die Knechtschaft der Sünde. Gott ist frei, weil er die Macht ist, Er Selbst zu seyn. Die Natur des Bösen ist in der ganzen Bestimmtheit ihrer Schwierigkeit angegeben. Das *Böse* ist nicht blofs das *abwesende* Gute, sondern dieſs Negative behauptet im Gefühle eine positive Wirklichkeit; und doch ist es nur das an sich Nichtige; die Sünde beruht auf Abfall, Verwirrung, auf Nichts — sie ist eitel Täuschung, das Böse ist daher, als beides, eine positive Wirklichkeit, hiemit das Gute, und die Nichtigkeit in sich enthaltend, das verkehrte, entgegengesezte, entstellte Gute; es kommt

Digitized by Google

ihm eine aber auf den Kopf gestellte Wirklichkeit zu. Da es das Fürsichseyn ist, so ist dieselbe die subjective, mithin halbe Wirklichkeit; die wirkliche Wirklichkeit ist An- und Fürsichseyn; das Ansich des Bösen, das Gute, geht ihm selbst als den sich auf das Fürsichseyn setzenden nicht an, es ist auf sein subjectives Seyn und Wesen beschränkt. — Bei dem Begriffe des Bösen wird somit nicht weniger gefordert, als den *Widerspruch* zu denken, was nach der gewöhnlichen Logik, dem Systeme der Verstandes-Identität, unmöglich seyn soll, und zwar ist dieſs Böse sogar als die *Existenz* des Widerspruchs zu fassen. — Es hängt mit dem Bösen unmittelbar der Begriff der *Erlösung* zusammen, welche gleichfalls (S. 90) nicht nur als Aufhebung des Bösen oder der Trennung von Gott, sondern auch nach dem in der Negation schon enthaltenen positiven Momente als *Versöhnung* des bösen Wesens mit Gott als mit dem Guten zu fassen ist. Hier hat der Verf. die Kühnheit, sich des Ausdrucks nicht zu enthalten, dafs die Erlösung als Versöhnung die *Aufhebung des Unterschieds zwischen Gut und Böse ist.* Dieſs entwickelt der Hr. Verf. so: die Versöhnung ist nicht ohne *Vergebung;* Böses verzeihen enthält aber das Gedoppelte, nämlich dafs darin das *Böse als Böses anerkannt* wird (nicht, wie oben, dafs der Mensch gut *geboren* und das Böse nicht böse, *nur* Schranke, Endlichkeit, Sinnlichkeit sei), indem es *der Verzeihung bedürfen* soll (die Schranke, Endlichkeit, Sinnlichkeit, bedarf keiner Verzeihung; für sie ist die Versöhnung und Erlösung überflüssig, sogar sinnlos); aber sie enthält auch ebensowohl, dafs das Böse als an sich gut anerkannt und mit dem Guten ausgeglichen wird, *indem es wirklich Verzeihung erlangt.*

Der Hr. Verf. entwickelt diese Begriffe in dem Laufe ihrer Rechtfertigung gegen die Einwürfe des abstracten Verstandes und gegen dessen Auffassungsweise des Speculativen, welche sich auch hier, wie immer, darauf reducirt, von dem concreten Ganzen nur das Halbe aufzufassen, und das Factum der Totalität des Begriffes zu einer Halbheit zu verfälschen. Es ist eben so interessant als lehrreich zu sehen, wie sorgfältig der Hr. Verf. diese Halbheiten der Absraction festhält und erörtert; der Irrthum, die Unwahrheit ist immer das, was in der Halbheit stehen bleibt; die *Abstraction*, die dieselbe erzeugt, ist (S. 80) die absolute Discretion des harten Herzens, welches für sich ist, sich in seiner starren Vereinzelung zum Wesen macht, und als das Böse und Nichtige sie erweist; so ist (S. 84) die sinnliche Verstandesweise, welche einen abstracten unlebendigen, sinnlichen, maschinenmäfsigen Begriff an die Stelle des speculativen Begriffs unterschiebt, die Sünde, welche alle Begriffe verkehrt, und sie verunreinigt.

Der Verstand, der nach dem Gesetze der Identität verfährt, hebt alle Schwierigkeit, die im Begriffe des Bösen liegt, mit der Entfernung des Widerspruchs auf, aber eben damit die Sache selbst, den Begriff des Bösen, welches der Widerspruch selbst ist, und klagt dessen ungeachtet die Philosophie des Vergehens an, etwa nicht so sehr dessen, den Begriff des Bösen als vielmehr den Begriff des Guten zu verderben durch Identificirung desselben mit dem Bösen. Der Hr. Verf. bleibt auch hier nicht zurück, die Täuschungen zu verfolgen, wenn sie noch so sehr gleifsen. Vom Verstande auf das Aeufserste getrieben (S. 91), faſst die Einsicht dieſs auch auf, dafs das *Gute*, auf welches der Verstand pocht, weil es ein *Abstractum* ist, selbst böse ist, indem es als solches nur *Ansich Gutes existirt*, in dem Fürsichseyn selbst, was der Mangel seiner Bestimmung ist, noch als abstractes festgehalten wird. Gut und Böse, als die Pole des Gegensatzes, als discrete Pole, von welchen jeder den andern ausschliefst und für sich bleibt, sind gleich böse; — das Gute existirt so in den Gestaltungen der subjectiven Gesinnung der schönen Seele und des abstracten Gesetzes der allgemeinen Pflicht. Die bloſse Vorstellung vom Guten ist freilich ebenso etwas Unschädliches als sie ein Unwirkliches ist. Wie der Verstand bei seinem Guten nur die Hälfte, das *Ansichseyn*, vor sich hat, ebenso verfährt er in Ansehung der speculativen Idee in Betreff des *Unterschiedes von Gut und Böse;* wenn dieser Unterschied als *an sich* nichtig in ihr ausgesprochen wird, so greift er dieſs *Moment* auf, schreit es als die *ganze* Idee, als die *ganze Bestimmung* über den Unterschied von Gut und Böse aus, und überläfst sich moralischen und frommen Declamationen dagegen. Er läfst erstlich die *andere* Bestimmung, die des Fürsichseyns, willkürlich *hinweg*, welche allen existirenden Willen, Handlung, und was sonst mit diesem Standpunkt, Moralität, Imputation, Strafe u. s. f. in sich begreift, die Bestimmung, in welcher der Unterschied des Guten und Bösen ausdrücklich *gesezt* und als *wesentlich* behauptet ist, im Begriff für unzertrennlich von dem Ansichseyn erklärt und logisch als unzertrennlich aufgezeigt wird; so dafs sogleich hiedurch aus-

Digitized by Google

drücklich die Sache als nicht in jenem Ansich erschöpft ausgesprochen erklärt ist. Aufser dieser Verstümmlung läfst der Verstand die *dritte* Hauptbestimmung hinweg, nämlich die Versöhnung, in welcher erst und allein jene erste, die er isolirt, ihre Bedeutung und Wahrheit erhält, was in Ansehung der zweiten derselbe Fall ist; ohnehin, wie anderwärts zur Genüge erinnert worden, ist der Ausdruck, dafs *an sich* das Gute und Böse *dasselbe* sei, wie er so unmittelbar lautet, für sich schief und übel gewählt, so dafs er gleichsam zu Mifsverständnissen einlädt und auffodert; es ist mehr der Verstand, der ihn zum Behufe seiner Polemik viel im Munde führt, als die Philosophie. — Die concrete Bedeutung des Satzes aber, und die er allein in der Versöhnung erst bekommt, vor und aufser derselben er nur unwahr und selbst sinnlos ist, ist vorhin aus der trefflichen Darstellung des Hrn. Verf. ausgehoben worden.

Doch Ref. mufs sich enthalten, die weitern höchst interessanten Erörterungen des Hrn. Verfs., die in diesem Abschnitte über die höchsten Lehren, von dem dreieinigen Gott, der Persönlichkeit der *Drei*, in ihm zu unterscheidenden, der Menschwerdung Christi u. s. f. gegeben werden, auszuzeichnen. Aber eine beachtende Aeufserung hat Ref. auf das zu machen, was am Schlusse dieses Abschn. (S. 113 ff.) der Hr. Verf., der auf einem so hohen Standpunkte des Christenthums und der Erkenntnifs steht, der Philosophie, die derselbe dort vor Augen hat, oder, wie er sagt, ihrem *Anfange* zu bedenken gibt: ob sie nämlich in *ihrem Fortgange* nicht an Licht und Bestimmtheit gewinnen würde, wenn sie sich entschiedener *an das Wort Gottes anschlöfse*, aus welchem sie sich entwickelt hat, und bestimmter, nämlich *namhafter* (d. h. mit Nennung des Namens) von der *Sünde* ausginge, welche sich ihr als *Abstraction* manifestirt hat, ohne deren Voraussetzung kein Verständnifs der Welt, ohne deren Anerkennung keine Selbsterkenntnifs, ohne deren Aufhebung keine Gotteserkenntnifs möglich ist; — ferner nach dieser Philosophie selbst sei der Gedanke nicht das Höchste, sondern die *Vorstellung, die Gestalt*, nur dafs sie als immanent, als mit dem Wesen identische Erscheinung des Wesens zu erkennen ist; das Wissen, als ebensowohl in der Wahrheit der absoluten Realität, als diese in ihm, ist das Seyn des Geistes, welches den Begriff wie die Vorstellung und den Glauben als sich selbst einschliefst und pflegt; daran scheine der Formalismus dieser Lehre selbst nicht immer zu denken; „denn, dafs wir nichts verschweigen, mehr als einmal ist es uns in dem Bereiche dieses reinen Wissens so unkörperlich und gespenstig und so unheimlich zu Muthe geworden, dafs wir uns recht ernstlich nach Personen und Gestalt gesehnt, und dann nirgend anders als bei dem Worte Gottes Zuflucht gesucht und gefunden haben, ja oft durch einen einzigen Bibelspruch, als durch die Kraft Gottes, an Mark und Bein erquickt worden sind; so sinnlich fühlen wir uns, dafs wir um des Begreifenswillen das Greifen mit den Händen nicht wissen wollen.“ Ref. für sich kann, wie aus dem von dem Hrn. Verf. für seine Foderungen Angeführten selbst hervorgeht, dieselben nicht abweisen. Der Hr. Verf. hat damit einen interessanten Gesichtspunkt berührt, — das Herübergehen überhaupt *von der Vorstellung zum Begriffe* und *von dem Begriffe zur Vorstellung* — ein Herüber- und Hinübergehen, das in der wissenschaftlichen Meditation vorhanden ist, und dafs es auch in der wissenschaftlichen Darstellung allenthalben ausgesprochen werde, hier gefodert wird. Wie Homer von einigen Gestirnen angibt, welchen Namen sie bei den unsterblichen Göttern, welchen andern bei den sterblichen Menschen führen, so ist die Sprache der Vorstellung eine andere als die des Begriffs, und der Mensch erkennt die Sache nicht blofs zunächst an dem Namen der Vorstellung, sondern in diesem Namen ist er als lebendig erst bei ihr zu Hause, und die Wissenschaft hat nicht blofs in jene abstracten Räume, und zwar abstractere als die sind, worin jene unsterblichen Götter, nicht der Wahrheit, sondern der Phantasie wohnen, ihre Figurationen einzuschreiben, sondern deren Menschwerdung, und zwar einer jeden unmittelbar für sich selbst, die Existenz, die sie im wirklichen Geiste erhalten, und diese ist die Vorstellung, nachzuweisen und zu verzeichnen. Ref. dürfte, wenigstens zum Behufe einer Entschuldigung von Unvollkommenheit seiner Arbeiten nach dieser Seite, daran erinnern, dafs eben der *Anfang*, den auch der Hr. Verf. nennt, vornehmlich es auflegt, sich fester an den der Vorstellung in oft hartem Kampfe abgerungenen Begriff und dessen Entwicklungsgang, wie sein Ausdruck in dem reinen Gedanken lautet, anzuschliefsen und in seinem Gleise sich strenger zu halten, um desselben sicher zu werden, und die Zerstreuungen, welche die Vielseitigkeit der Vorstellung und die Form der Zufälligkeit in der Verbindung ihrer Bestimmungen mit sich führt, gewaltsam abzuhalten; diese Vielseitigkeit

Digitized by Google

bringt die Gefahr der Bequemlichkeit zu nahe, in der Strenge der Methode des Gedankens nachzugeben. Die erlangte gröfsere Festigkeit in der Bewegung des Begriffs wird es erlauben, gegen die Verführung der Vorstellung unbesorgter zu seyn, und sie unter der Herrschaft des Begriffes freier gewähren zu lassen; wie die Sicherheit, die im göttlichen Glauben schon vorhanden ist, von Haus aus gestattet, ruhig gegen den Begriff zu seyn und sich in denselben sowohl furchtlos über seine Consequenzen als auch unbekümmerter über seine Consequenz, welche bei vorausgesetztem Glauben sich nicht selbst als frei zu erweisen hat, einzulassen. Auch wird, äufserlich betrachtet, solche Vorstellungsform dem göttlichen Glauben gegenüber eher gestattet seyn, als dem Unglauben gegenüber, der wenigstens das gute Recht hat, des Beispiels der scholastischen Philosophie sich zu erinnern, welche mit der Voraussetzung des festen Kirchenglaubens philosophirte, und darum nicht zur Freiheit des denkenden Begriffes gedeihen konnte; abgesehen davon, dafs der Unglaube, der im Gedanken und in der Vernunft sogar zu versiren vorgibt, und mit Recht deren Befriedigung fordert, durch die *Namhaftmachung* der Glaubensformen abgeschreckt wird, auf die begreifende Vernunft zu hören, wenn er zu ahnen meint, dafs ihr Gang *doch nur* auf die Erkenntnifs Gottes, und gar auf die Dreieinigkeit, die Menschwerdung Christi u. s. f. *hinauslaufe*, indem solche Resultate des Philosophirens vielmehr bereits von vorn herein und zwar mit Hintansetzung der Vernunft festgestellte Voraussetzungen seien und nur diefs seyn können; ja seine Apprehension gestaltet sich zur Ungeduld und der Empörung darüber, dafs Ernst damit gemacht werden solle, in jenen Lehren die Vernunft nachzuweisen. *Kants* Religion innerhalb der Gränzen der blofsen Vernunft hat freilich selbst diese negative Aufmerksamkeit nicht erregt, weil darin jener Ernst der Speculation nicht zu erkennen war, und der Versuch, den er nach dieser Seite machte, nach seinem sonstigen Systeme sogleich für ein müfsiges, überflüssiges Spiel genommen werden konnte. Wenn in Rücksicht der angeführten Gebundenheit an die Gedankenform diese in einer logischen Ausarbeitung überwiegend seyn wird, so mufs es um so willkommner seyn, in einer Schrift, wie die vorliegende ist, die speculativen Begriffe zur Anerkennung ihrer Uebereinstimmung mit der religiösen Vorstellung herausgearbeitet und die Worte und Zeichen der einen in die Sprache der andern übersezt zu finden. Nicht nur ist dadurch dem Zutrauen Vorschub geschehen, welches der Glaube wieder wie in der scholastischen Theologie zur denkenden, aber nunmehr in ihrem Denken freien Vernunft gewinnen könne, sondern jene Vergleichungsweise hat es auch mit sich gebracht, die sogenannten Einwürfe, welche von Seiten des nichtwissenden Denkens wie von Seiten des Glaubens her gemeinschaftlich mit demselben einseitigen Verstande gemacht werden, auf deren eigenem Felde erörtern zu können. Der Hr. Verf. macht für solche Erörterung S. 67, indem er auf tiefsinnige Weise die Art, wie sich das Widerlegen zu verhalten habe, ausdrückt, die Forderung, „dafs das System sich dadurch als System zu bekunden habe, dafs es aus sich heraustrete, diese seine lezte Abstraction überwinde, und sich als Liebe bekunde, indem es gerade demjenigen Momente, welches sich ihm entgegensezt, seinerseits sich *nicht widersetze*, sondern sich in dasselbe *versetze*.“ Die wahrhafte Widerlegung einer Behauptung hat in der That an dieser selbst, nicht durch Entgegenhaltung anderer aufserhalb ihr liegender Principien zu geschehen; so unendlich mächtig ist die Natur des Begriffs, dafs in einem unwahren Satze selbst das Gegentheil der Bestimmung enthalten, ja oft auch schon ausgesprochen ist, welche in ihm behauptet wird. Es ist daher nur dieser Satz selbst zu nehmen, durch Analyse jenes Gegentheil, somit sein innerer und zwar unaufgelöster Widerspruch, aufzuzeigen. Es kann dabei die Bemerkung hinzugefügt werden, dafs die Einwürfe, welche gegen ein speculatives System gemacht werden — wenn sie anders den Namen von Einwürfen verdienen; nicht jedem ganz äufserlichen schlechten Einfalle mag auch nur jener selbst dürftige Name zukommen — direct innerhalb des Systems enthalten und behandelt sind. Die Einwürfe, wenn sie wirklich mit der Sache, gegen die sie gerichtet sind, zusammenhängen, sind einseitige Bestimmungen, die theils, wie früher angegeben worden, durch Verfälschung des speculativen Factums hervorgebracht und zur Anklage gegen dasselbe gemacht, theils als Behauptungen gegen dasselbe aufgestellt werden. Diese einseitigen Bestimmungen, als mit der Sache zusammenhängend, sind *Momente ihres Begriffs*, die also bei seiner Exposition in ihrer momentanen Stellung vorgekommen, und deren Negation in der immanenten Dialektik des Begriffs aufgezeigt seyn mufs; diese Negation ist das, was, indem sie als Einwürfe gestellt worden, in die Form ihrer Widerlegung zu stehen kommt. Insofern reflectirende und ihrer Reflexion etwas zutrauende

Digitized by Google

Menschen die Geduld nicht haben, in die dargestellte Dialektik des Begriffs einzudringen, worin sie den Gehalt ihres Einwurfs erkannt und gewürdigt finden würden, vielmehr solche Bestimmung als aus ihrem subjectiven Verstande kommend vorzubringen gern vorziehen, ist das Geschäft des Hrn. Verfs. populär und sehr dankenswerth, solche Bestimmungen als Einwürfe aufzunehmen und zu behandeln. Die Wissenschaft könnte die Forderung machen, dafs solches Geschäfte überflüssig wäre, denn es wird nur durch den Mangel an Bildung des Denkens und durch die Ungeduld der Eitelkeit dieses Mangels veranlafst. Allein es ist nicht abzuwenden, dafs nicht Solche das Wort nehmen, die nur das lieben, was ihnen einfällt, und darum weil es ihnen einfällt, und welche diese Zufälligkeit ihres Verstandes dem objectiven Gange der Wissenschaft und der Nothwendigkeit desselben vorziehen — indem sie das Bewufstseyn entbehren, dafs die Bestimmungen, die aus ihrem besondern subjectiven Denken zu pulluliren scheinen, durch die Natur des Begriffes hervorgetrieben werden, und in der Erörterung desselben daher selbst schon, freilich nicht in einer zufälligen, losen Stellung, sondern mit Bewufstseyn und nach ihrer Nothwendigkeit müssen dagewesen seyn. Indem es Viele sind, die mit dem, was man noch guten Willen nennt, aber mit der Ausrüstung ihrer subjectiven Gedanken und der Gewohnheit, sich etwas einfallen zu lassen, im Gefühl ihrer Freiheit es sich verweigern, sich gleichsam an Händen und Füfsen dem Gange der Wissenschaft hinzugeben, und die Wissenschaft wesentlich lehrend ist, wird sie auch diese äufserliche Seite der Belehrung anwenden mögen, und auf die Vermuthung jenes guten Willens hin dazu beizutragen suchen, jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dieſs hier Gesagte, veranlafst durch das gute Beispiel des Hrn. Verfs. und durch seine Aeufserungen, soll zugleich zum entschuldigenden Vorwort, so wie in Ansehung der Beschaffenheit dessen, was Einwürfe gegen einen wissenschaftlichen Gang und was deren Widerlegung ist, zur Einleitung über die Beurtheilung einiger Schriften dienen, welche kürzlich gegen das Philosophiren des Ref. erschienen sind, und zu deren Anzeige derselbe anheischig gemacht ist.

Doch es ist nöthig, des dritten Abschnitts, überschrieben: die *Glaubenserkenntnifs* oder *Glauben* und *Wissen* (S. 116—189) wenigstens noch zu erwähnen. Es wird darin der moderne Gegensatz von Wissen und Glauben nach allen Seiten und Wendungen vorgenommen, und die Nichtigkeit der vermeintlichen Unverträglichkeit beider, und ihrer Trennbarkeit selbst aufgezeigt. Das trotzige Vorurtheil dieses Gegensatzes, das sich für eine feste, unüberwindliche Wahrheit gibt, wird in alle die Weisen des Verstandes, die es vorbringt, in 29 kleinern Abschnitten begleitet; der Hr. Verf. läfst sich wie mit gründlicher Meisterschaft des Denkens, so mit gründlichem christlichem Glauben und warmem Gefühle mit diesen Reflexionsformen ins Gespräch ein. An diesen Abschnitt können diejenigen verwiesen werden, welche jenem Vorurtheile der Zeit noch ergeben sind, oder vielmehr: wenn es ihnen nicht um das Pochen, sondern um die Sache Ernst ist, werden sie sich selbst daran weisen. Wenn, sagt der Hr. Verf. S. 112 von seinen Bemerkungen, „sie nicht *alle* Zweifel und Mifsverständnisse lösen können, so weisen sie doch an der Lösung einiger Zweifel die *Quelle* nach, woraus alle Mifsverständnisse flieſsen; diese Bemerkungen könnten dazu dienen, dafs sie uns reizen zum *gewissenhaften Gehorsam* im *Lernen*, welches so leicht bei der Aufsenseite und an einseitigen Resultaten stehen bleibt, und diesen einen andern Sinn unterschiebt — zur *Liebe* im *Verstehen*, denn ohne Liebe, ohne Versetzung in das Andere ist so wenig als ohne Verstand ein Verständnifs möglich — und vor allen zur christlichen *Vorsicht im Urtheile vor* dem Verständnisse."

Der Hr. Verf. gibt zunächst den Unterschied an, der zwischen Glauben und Wissen theils stattfindet, theils fälschlich angenommen wird, und zeigt, dafs dieser Unterschied nicht eine Trennbarkeit derselben oder einen wahrhaften Gegensatz begründet. — „Das Wissen findet den Glauben in sich, der Glaube findet auch das Wissen in sich, denn *Glaube* ist *Glaubenserkenntnifs*; — dein Glaube wächst mit deinem Wissen, wie dein Wissen mit deinem Glauben, wie die Wurzel mit dem Baume, der Baum mit der Wurzel." — Wenn der Philosophie als *Weltweisheit* (wie man sie früher unbefangnerweise übersezte, neuerlich aber damit zuweilen [wie etwa Fr. v. Schlegel] als mit einem Spitznamen belegte) das Wissen der Welt zugeschrieben worden, so zeigt der Hr. Verf., dafs solche ausschliefsliche Erkenntnifs der Welt für sich und ohne Gott nichts Anderes wäre, als das Unwahre ohne das Licht der Wahrheit erkennen; die Welt erkennen kann nichts Anderes heifsen, als die Wahrheit der Welt, die Wahrheit in dem für sich Unwahren erkennen, und diese Wahrheit ist *Gott*. Eben so nur wer die Welt erkennet,

Digitized by Google

erkennet auch Gott; wer in dem übersinnlichen Wesen Gottes nicht auch die Natur und Person Gottes erkennt, der erkennt auch nicht die Uebernatürlichkeit Gottes. Wenn es ein Wissen gibt, wenn wir das Wissen um des Nichtwissens (des nichtigen Wissens, des Wissens des Nichtigen) willen nicht aufgeben wollen, so mufs es gleich dem Glauben göttlich und übernatürlich seyn, als übernatürlich müssen Philosophie und Glaube das Wort Gottes zur einzigen Grundlage, und die Vernichtung der gefallenen Natur, die Erlösung von der Natur, zum Zwecke haben. Beide sind übernatürlich, insofern sie den Menschen über die gefallene Natur erheben, welches durch die Natur selbst nicht bewirkt werden kann; beide sind aber auch insofern natürlich, als sie die Wiederherstellung der wirklichen Natur zur Folge haben sollen. An der inhaltlosen Uebersinnlichkeit ist es, dafs der Rationalismus sich zerarbeitet.

Der Hr. Verf. geht hierauf zu den Wegen, die Andere gegangen sind, wie sie sich ausgedrückt, gedrückt und gewendet haben, um eine Verschiedenheit von Glauben und Wissen zu fixiren. Von diesen Kategorien mögen nur einige mehr beispielsweise angeführt werden. Dafs der Unterschied im Denken bestehe, welches selbst und dessen Werk das Wissen sei; — Niemand wird behaupten wollen, entgegnet der Hr. Verf., dafs der Glaube gedankenlos sei; die Philosophie hat als wirkliches Denken auch das wirkliche Seyn, Leben und Thun, welches sie mit dem Glauben identificirt. — Der Glaube fange doch nicht mit dem Denken an, er überliefere mit Einemmale und wesentlich die Wahrheit, er komme *ohne unser Zuthun*, das Wissen beruhe auf *Selbstthätigkeit*. Der Hr. Verf. erwiedert S. 135: „Ein solches Vertrauen haben wir durch Christum zu Gott, nicht dafs wir durch uns auf uns bauen, und aus uns selber tüchtig sind, etwas zu denken als aus uns selber, sondern etwas zu denken und zu begreifen (λογισασθαι), das ist von Gott und aus Gott und durch Christum, welcher ist der *Logos*, der uns *Logik* lehrt, und sich selbst erniedrigt hat, dafs wir ihn erkennen und begreifen lernen." Es wird aufgezeigt, wie alle dergleichen Unterschiede, wie auch die heutigstags so beliebte Kategorie der *Unmittelbarkeit* sich verflüchtigen, indem die unbestimmten Ausdrücke, in welchen sie sich bewegen, berichtigt und bestimmt werden. Insbesondere lautet auch ein Unterschied so, der Glaube gehe vom *Herzen* aus, das Wissen vom Verstande; der eigenthümliche Irrthum unserer Zeit liege in dem Losreifsen der intellectuellen Kraft aus ihrer natürlichen Verbindung mit unserem empfindenden und handelnden Wesen. Dieser Vorwurf, erwiedert der Hr. Verf., fällt erstens selbst in den Vorwurf, den er macht, wenn er ein Gebiet der Erkenntnifs *neben* dem Gebiete alles Seyns und Lebens statuirt, und zweitens fällt er in den Irrthum, die postulirte Verbindung *natürlich* zu nennen; obgleich ursprünglich ist sie darum nicht *natürlich;* natürlich ist vielmehr die Entzweiung der Geisteskräfte im Menschen. — Eine Philosophie ohne Herz, und ein Glauben ohne Verstand sind selbst Abstractionen von dem wahren Leben und Seyn des Wissens und Glaubens. Wen die Philosophie kalt läfst, oder wen der wirkliche Glaube nicht erleuchtet, der sehe wohl zu, *wo* die Schuld liege; sie liegt in ihm, nicht im Wissen und Glauben. Jener befindet sich noch aufserhalb der Philosophie, dieser aufserhalb des Glaubens. — Schon früher S. 97 war gesagt worden. „Sei du doch an deinem Theile nicht so stolz und so vornehm abgeschlossen gegen die Speculation, welche du des Stolzes und der Kälte zeihest; — versetze du dich lieber auf lebendige Weise in die Begriffe der Philosophie; leide sie nur erst und nimm sie nur erst in die *Gesinnung* auf, und du wirst ihr Leben und ihre Wahrheit, d. h. ihre Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes, dessen Uebersetzung sie sind, erfahren." In Beziehung hiemit steht die weitere Frage S. 146 ff., ob die *menschliche* Vernunft die Wahrheit, die sie erst der *Bibel* gestohlen (und was in jener wahr ist, das sei allerdings aus dieser entwendet) nicht aus sich selbst zu haben einbilde? Der Hr. Verf. entgegnet, dafs der Rationalismus der natürlichen Vernunft, die sich für ein absolutes, selbstständiges Eigenthum hält und sich so gebraucht, mit der speculativen Philosophie nichts zu schaffen hat; der ganze Unterschied komme auf den zwischen heiliger Schrift und allgemeiner objectiver Vernunft hinaus; unter dieser verstehen wir nichts Anderes als den Geist Gottes, welcher, nach der Schrift, im Glauben und zum Glauben uns mitgetheilt wird. Insoweit sich aber dennoch ein Unterschied erhält und geltend macht, ist davon der Glaube nicht weniger als das Wissen berührt. Denn Niemand verstehet die heil. Schrift, ohne durch den heil. Geist; Er ist es, der das Verständnifs der Bibel, die er selbst dictirt hat, jedem Einzelnen eröffnet; nicht also die Bibel, sondern der Geist ihres Verfassers, indem er der allgemeine, gemeinsame Geist wird, ist der Anfang und das lebendige Princip alles Glaubens. (Mit dem Pochen auf seine natürliche Vernunft verbindet der Rationalismus das Pochen auf die *Exegese* der Bibel; seine Theologie soll wesentlich *nur* exegetisch, *nur* biblisch seyn; er begeht die Täuschung oder den Betrug, es nicht zum Bewufstseyn kommen zu lassen, dafs es der eigne Geist ist, der exegesirt, und erspart sich die Mühe, das Gefühl, den Verstand, die Logik, die exegesirt, näher nachzuweisen und als den Geist der Wahrheit zu beweisen; er gebraucht geradezu den abstracten Verstand, die sogenannte natürliche Vernunft.) — Wenn gesagt wird, die Philosophie gehe nicht von der Bibel aus, so gehet auch der Glaube, indem er wird, nicht von der Bibel aus, sondern auf die Bibel zu, in welcher er die Wahrheit und hiemit sich selbst erfafst. Es ist ein Vorurtheil (dem das Factum der Philosophie direct entgegen ist) das Princip und hiemit den Begriff der Philosophie in ihrem Ausgangspunkte, in ihrem Anfange zu suchen, da beides vielmehr als Eins erst in ihrer Vollendung zu suchen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 103. u. 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

NB. Der Beschluſs der Recension der „*Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniſs*“ ist im nächsten Bogen zu finden.

L.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. München, literarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. 1829. Erster Theil XIV und 298 S. Zweiter Theil VII und 254 S. kl. 8.

In der Geschichte der Länder und Völker stellen sich überall diejenigen Zeiträume als die glänzendsten und glücklichsten dar, wo die Poesie, diese Blüthe irdischer Seligkeit, den Thronen am nächsten stand, und sich von ihnen aus verbreitete; wo ein Herrscher die ersten Sänger des Volks um sich versammelte, sie erhob und begünstigte, ja wo er selbst es nicht verschmähte, auch wohl der eignen Stirn den Lorbeerkranz des Dichters aufzudrücken. Auch Deutschland hat es an solchen glücklichen Zeiten nicht gefehlt, und es ist nicht der geringste Theil ihres Glanzes, den unsere Poesie dem hohen Sinn und Streben Deutscher Fürsten zu verdanken hat. Wer erinnert sich hierbei nicht sogleich der edlen Fürstenhäupter, deren Namen unzertrennlich sind von dem Ruhme eines *Goethe*, *Schiller*, *Wieland* und *Richter*; wessen Blick wendet sich nicht zurück auf die ruhmvollen Zeiten, wo Könige und Fürsten unter den ersten der Minnesinger glänzten! Und dennoch, seit dieser lezteren nun schon so fernen Zeit ist kein Deutscher König selbst als Deutscher Dichter aufgetreten. Unseren Tagen war eine Erscheinung wie diese aufbehalten, die wahrhaft heilverkündend, anregend und tröstend dem gesammten Deutschen Vaterlande entgegentritt. Wahrlich, es wäre ein schlimmes Zeichen für das Leben unserer Poesie, wenn ein solches Ereigniſs unbeachtet und wirkungslos an der Nation vorüberginge. Was hätten die Deutschen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts darum gegeben, ein solches Beispiel zu sehen! Wie hätte *Klopstock* eine Erscheinung dieser Art gepriesen! Nur zu sehr entbehrte damals noch die Deutsche Poesie der entwickelnden Wärme von Oben, ja sie muſste den Schmerz überwinden, zu sehen, wie Friedrich der Groſse, ein König dem Sinne nach ächt Deutsch sonst in jedem Betracht, seine poetischen Opfer einer fremden Muse darbrachte. Kein Tadel kann deſshalb an ihm haften! Seine persönliche Stellung und Erfahrung konnten ihn auf keinen anderen Weg führen; aber die Irrungen und Schranken jener Zeit sind verschwunden; den Deutschen Musen ist der Weg auch in die höheren Regionen des Menschenlebens gebahnt, und so erscheint es denn eben so natürlich und recht, daſs ein Deutscher König im neunzehnten Jahrhundert seine derartige Begabung im Kreise seiner Landsleute ausströmt.

Wenn wir es unternehmen, eine solche Gabe aus solcher Hand hier öffentlich zergliedernd zu betrachten, und uns darüber auszusprechen, so könnte Befangenheit natürlich und verzeihlich scheinen, und dennoch versichern wir aufrichtig, daſs sie bei keinem öffentlich gesprochenen Worte so fern von uns gewesen als bei diesem; eine Versicherung, die bei jedem Leser, der diese Gedichte mit voller Hingebung in sich aufnimmt, keiner weiteren Beglaubigung bedürfen wird. Sie sind der poetische Ausklang eines reichen tiefgefühlten Menschenlebens. Die geistige Natur erhebt in ihnen ihre Töne nicht in der Absicht einer mächtigen Wirkung auf das Ohr zahlreicher Hörer, aber auch nicht in der, sich irgend einem Ohre zu verschlieſsen. Hiermit haben wir den ächt lyrischen Charakter dieser Gedichte ausgesprochen. Sie bilden gleichsam ein poetisches Tagebuch, dessen Inhalt mit der höchsten Aufrichtigkeit und Wahrheit auf die Blätter gehaucht jeden Blick freudig und liebreich zuläſst, ohne auch nur Einen auf sich locken zu wollen.

Wenn nun bei jedem lyrischen Dichter, der wie

Digitized by Google

dieser nicht in einer fingirten, sondern in seiner wirklichen natürlichen Persönlichkeit auftritt, er selbst der Inhalt seiner Gedichte ist, so ist es zum vollen Verständnifs der lezteren allerdings nothwendig, seine Persönlichkeit ganz zu kennen. Rein menschlich ist dieser Inhalt, und diefs reicht vollkommen hin, uns ihm zu befreunden und vertraut zu machen. Alles, was der Dichter schaut und in sich aufnimmt, geniefsen wir mit ihm; Alles, was er denkt und fühlt im Innersten seines Gemüths, schliefst er vertrauend vor uns auf im unverholenen Selbstgespräch, so dafs wir uns wohl und heimisch in seiner Nähe fühlen. Bis dahin uns zu führen bedurfte es keiner näheren Bezeichnung, kein Name brauchte genannt zu werden; aber um seine Poesie in ihren einzelnen individuellen Beziehungen ganz zu fühlen und vollkommen aufzufassen, war es nothwendig, des Dichters Standpunkt im Leben zu erkennen. Darum erfahren wir, dafs eines Königs Hand die Blätter schrieb; und nun erst erhalten sie ihre volle Geltung, nicht durch den Glanz der Krone, deren sie zu ihrem Schmucke nicht bedürfen, wohl aber durch das Licht, das von ihr aus über sie verbreitet wird. Aber auch nun noch können wir ungeblendet und mit freiem Blick diese anspruchlosen Ergiefsungen betrachten, die des Dichters grofsartige Hingebung zum Gemeingut des Vaterlandes machte. Denn die Haine der Poesie, die allen freien Geistern ein steter Schutzort offen stehen, sie sind es, die auch sein Geist mit Vorliebe aufsucht, wo er den höchsten, den gemeinsamen Genüssen der Menschheit sich frei und selig hingibt, und gern sie theilt mit Allen, die ihrer fähig und würdig sind.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, dafs diese Gedichte nicht vereinzelt, sondern als ein Ganzes betrachtet werden müssen. Sie bilden einen hohen, kräftigen, reichbelaubten Baum. Wer uns durch einzelne Blätter ein Bild von diesem bieten wollte, der würde seine schöne Gestalt verunglimpfen und uns dennoch entweder nichts, oder ein unvollkommenes mifsleitendes Bild gegeben haben. Wir gestehen frei, dafs mehrere der hin und wieder einzeln mitgetheilten Proben ein unrichtiges Bild des Ganzen in uns erweckt, und uns von dem richtigen Sinn der Mittheiler keine vortheilhafte Meinung beigebracht haben, ja wir kennen fast kein dichterisches Erzeugnifs, dem durch mifswilliges Abreifsen und Darlegen einzelner Blätter bei Unkundigen und Zerstreuten mehr geschadet werden könnte als eben diesem. Erst da wir uns ganz hinein begeben haben in die Schatten der dichtbelaubten naturkräftigen Zweige, haben wir ihren Duft und ihre Frische in voller Wirkung empfunden.

Forschen wir nun nach den Gefühlen und Anschauungen, die unter diesen mannigfaltig modulirten Gesängen als Grundtöne liegen, so sondert sich dem lauschenden Ohr gleichsam als der tiefste, als ihr eigenstes Element, zuvörderst das unvertilgbare, immer wiederkehrende, ja zuweilen verfolgend quälende Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen und Sinnlichen, so grofs und anziehend es in der Erscheinung auch seyn mag. Diese Weltansicht, diefs Gefühl findet reichliche Nahrung in Italien, vornehmlich in Rom, jenem Monument seiner selbst, jener steinernen Denktafel der Geschichte, auf der fast alle merkwürdigen Völker und Männer ihren Spruch tief eingegraben zurückliefsen. An dieses Gefühl knüpft sich dann naturgemäfs zunächst die Sehnsucht nach dem Höheren, Unvergänglichen, das im menschlichen Gemüth die Gestalt der unendlichen Liebe annimmt. Wie der Dichter in diesem erhabenen Sinne nun Rom und Italien anschaut, wie sich ihm Natur, Kunst und Geschichte unter jenem reizenden Himmel im Gemüth gestalten, und wie auch die klarste Betrachtung und der edelste Genufs des Schönen und Hohen dennoch, selbst in dem damals noch so jugendlichen Gemüth des Dichters, immer nur die Sehnsucht nach dem Unendlichen erregt, diefs spricht er gleich im Beginn der Sammlung in zwölf Elegien aus, in denen er die vor sein Auge tretenden einzelnen Bilder zertrümmerter Römergröfse, und die Betrachtungen, die sie in ihm erweckten, festhält und aufbewahrt, insofern weit verschieden von *Goethe's* Römischen Elegien, als dieser sein eigenes Dichterleben auf jenem classischen Boden in reizenden Gruppen keck und leicht an uns vorüberführt, während hier der dunkelernste Eindruck so grofser Gegenstände auf einen jugendlichen Sinn schmucklos und einfach wiedergegeben wird. Mit Vorliebe weilten wir auf der achten dieser Elegien, „Via Appia" überschrieben, deren Gegenstand, der Anblick der in Trümmer fallenden Römischen Gräber, solche Betrachtungen zu erwecken vorzüglich geeignet ist. Hier heifst es:

„Steinern wölbet ihr Gräber euch über die steinernen Herzen,
Die selbstsüchtigem Ruhm Völker zum Opfer gebracht," u. f.

und am Schlufs:

„Von dem Sterblichen schwebet der Geist zu den ewigen Höhen,
Der Gedanke verliert in die Unendlichkeit sich."

Eben so deutet der Dichter am Schlufs der zwölften Elegie an, wie kein Erdengenufs die höhere Sehnsucht

Digitized by Google

in ihm zu stillen vermöge, und jede Befriedigung den Wunsch nach einer neuen erwecke. Nachdem er die Tempel von Pästum betrachtet hat, blickt er verlangend nach Sicilien hinüber, und bricht in folgende Worte aus:

„Aus dem Thore (von allen das einzig erhaltene) wende
Ich durch ödes Gefild mich zu dem endlosen Meer,
Hin zum verfallenen Thurm, bei Poseidonia's Hafen.
Wiegend von Wellen berührt, schwanket gelinde der Kahn;
In der bläulichen Ferne verliert sich das Auge; es spähet
Nach Sicilien mein Blick; sehnend verlanget es mich,
Akragantinon und Syrakusa zu sehen, in Kürze
Brächte der Nachen mich hin. Sollte der Wanderung Ziel
Hier schon für mich seyn? nach dem Norden zurücke ich müssen?
Alles erstarret darin, wie die Natur, so der Mensch.
Leben, das wirkliche Leben besteht allein in dem Süden,
Trennungslos vereint ist es mit Wärme, mit Licht.
Ach! selbst in dir, du reizende Insel, noch würde mich's sehnen,
Sehnen nach anderem Land, hier wird Erfüllung uns nie.
Stillen kann das Ewige blofs der Seele Verlangen,
Die Befriedigung nur findet der Geist in dem Geist."

Und wie richtig der Dichter schon damals sich selbst hierin beurtheilt habe, zeigt sich in dem folgenden, zwölf Jahre später in Sicilien niedergeschriebenen Gedichte:

Das Mangelnde in Sicilien.

Sag' was fehlt? Was fehlt dem Leben
Unter diesem Wonnehimmel?
Was verlanget noch das Streben
In dem zaubrischen Gewimmel?
Was begehrt mein stilles Sehnen?
Was verursacht diese Leere?
Ist es Wahrheit oder Wähnen?
Was ist's, das ich noch entbehre?
Es verlanget mir im Herzen,
In dem liebeglüh'nden Lande
Nach der Liebe süfsen Schmerzen,
Nach der Liebe holdem Bande.
Nur wenn Liebe wir empfinden,
Lernen wir den Himmel sehen,
Wenn die Herzen sich verbinden,
Dann allein die Welt verstehen.

Dafs einem solchen Gemüthe die Liebe auch in ihrer irdischen Gestalt inwohnen, dafs sie ein Grundelement seiner Poesie seyn, und auf vielen der hier vorliegenden Blätter den Glanz ihrer Spur eingezeichnet haben müsse, versteht sich von selbst. Sang doch schon vor fünfundzwanzig Jahren der Sänger von sich:

„Der Jugend Frohsinn mag verwehen,
Vernichtet seyn, was mich erfreut,
Nur in der Liebegluth Bestehen
Kann sich das Leben mir bewahren;
Zu lieben niemals mich gereut,
Ich lieb' in jung und alten Jahren."

Aber auf jedem der ihr geweihten Blätter zeigt sich hier die Liebe in strengster Reinheit und Verklärung, und gerade diejenigen Gedichte, in welchen der siegreiche Kampf mit dem Sinnlichen in der Liebe wahr und ergreifend dargestellt wird, gehören in dieser Gattung zu den vorzüglichsten des Dichters. Wir können es uns nicht versagen, dem Leser aus dieser Reihe von Dichtungen Einiges hier anzuführen.

Die Rettende.

„Abgestofsen, angezogen
Wirft's herum mich durch die Wogen
Auf der Leidenschaften Meer.
Wirbelnd wie die Windesrose
In dem grausen Sturmgetose
Schleudert's blitzschnell mich umher.

Nach dem Strudel will's mich bringen,
Der das Leben müfst' verschlingen,
Sehnend, sehnend zieht mich's hin,
Ich, ich kann nicht widerstehen
Diesen Reizen, untergehen
Mufs ich, kann nicht, will nicht fliehn.

Aber aus dem Meeresschaume
Hebet zu dem lichten Raume,
Selbst wie Aphrodite schön
Sich mein Schutzgeist, der mich rettet,
Mich durch Liebe an sich kettet,
Schwingend zu des Himmels Höhn."

Regt uns hier nun die stürmische Sprache der Leidenschaft und des inneren Kampfes mit ihr lebendig an, so werden wir, wenn auch milder, doch nicht minder tief ergriffen von dem treusinnigen Ausdruck des folgenden Gedichtes:

Die drei Wünsche.

„Dreierlei ist's, was mein Herz begehrt:
Dafs, wenn das deine etwas beschwert,
Es in das meine werd' niedergelegt,
Das sich theilnehmend für dich bewegt.
Dafs du achtest den Menschen in mir,
Nicht den König sehest bei dir;
Wer sonst nichts als König allein,
Kennt nicht vom Leben den wonnigen Schein.

Digitized by Google

Dafs du kindlich mir immer vertraust,
Offen in's offene Auge mir schaust,
Zweifelnd nicht, dafs du theuer mir bist,
Deine Unschuld heilig mir ist."

Auch für diese Seelenrichtung des Dichters, für seine Liebe in ihrer irdischen und in ihrer höheren Gestalt, bleibt dann Italien die ersehnte, stets wieder aufgesuchte Heimath seiner Wahl. Hier nur stillt Natur und Kunst zugleich den unauslöschlichen Durst nach idealer Schönheit, und wenn auch nach dem in diesen Dichtungen oft wiederholten Ausspruch alle menschliche Sehnsucht erst im Himmel ihre volle Befriedigung finden kann, so ist doch jenes glückliche Land als die Vorhalle des Himmels zu betrachten, in der ein Vorschmack jener Befriedigung schon diefsseits dem Dichter zu Theil wird, der im Gefühl davon auch ausruft:

„O Italien, selber das Irdische scheinet uns irdisch
Nimmer in dir, du stimmst Alles zum Himmlischen um."

Der geheimnifsvolle Trieb der Germanen nach dem Süden und seinem Lebensgenufs, der in früheren Zeiten ganze Völkermassen dorthin zog, lebt in neueren Zeiten bei Künstlern, vornehmlich bei Dichtern, noch immer fort, und hat auch den Urheber dieser Dichtungen zu manchem seelenvollen Liede aufgeregt. Ein solcher leicht und einfach, aber dennoch lebendig und eindringlich zu einem Liede gestalteter Gefühlshauch, den wir besonders lieb gewinnen mufsten, ist folgender:

Abschied im Herbst.

„Die Schwalben ziehn,
Nicht länger darf ich weilen,
Zum Süden mufs ich eilen,
Zur Wärme hin.

Die Sonne sinkt;
Soll Leben nicht versinken,
Mufs ich die Wärme trinken,
Der Süden winkt.

Wo Sonne glüht,
Sie immerwährend scheinet,
Sich Lenz mit Herbst vereinet,
Wo's ewig blüht;

Dahin, dahin
Mufs ich! Darf hier nicht weilen,
Mufs in den Süden eilen;
Die Schwalben fliehn."

Wer aber erfüllt ist von dem Verlangen nach dem Unendlichen, dessen Sinn mufs denn nothwendig auch eröffnet seyn und belebt für die Darstellung desselben in Zeit und Raum, für die Kunst. Die Empfänglichkeit für diese, die unbegränzte Liebe, bis zum völligen Aufgehen in ihr, bildet nun ferner einen wesentlichen Grundzug des hier auftretenden dichterischen Charakters. Viele bedeutende Kunstwerke alter und neuer Zeit gehen in diesen poetischen Denkblättern an uns vorüber, belebt und belebend durch die beredten Worte, die der Dichter ihren Geistern entlauscht, und in ernsten Lauten mit seiner Gegenrede wiedertönt. Unwillig und trauernd wird hier mehr als einmal der vandalische Bilderraub der Neufranken gerügt, und auch den Entführer der Bildwerke des Parthenons nach England trifft der strenge Vorwurf des Liedes mit den Worten:

– – – „Seine Zierden waren ihm (dem Parthenon) geblieben,
Doch was Zeit und Rohheit nicht gethan,
Wurde vom Gebildeten getrieben,
Diesen Frevel unsre Augen sahn.
Nach der Insel hat man euch entführet,
Wo's im trüben Nebeldufte tagt,
Zu dem Volk, dem jeder Ruhm gebühret,
Aufser dem, den ihm die Kunst versagt." – – –

So heifse Liebe zur Kunst zieht denn naturgemäfs den Dichter auch zu ihren Priestern hin, und wahrhaft erhebend ist es, sein herzliches und im edelsten Sinne hingebendes Verhältnifs zu den Deutschen Künstlern in Rom zu betrachten, wie diefs in mehreren Gedichten hier ausgesprochen worden. Sie sind in Hinsicht der darin athmenden Gesinnung zu den schönsten der Sammlung zu zählen, und wir machen den Leser vorzüglich auf die S. 227 und 231 des ersten Theiles abgedruckten aufmerksam.

Welche Klänge aber mufsten in einem Dichtergemüth wie dieses rege werden und sich erheben bei jenen verhängnifsvollen Umwälzungen des Deutschen Vaterlandes, die, des Dichters erhabene Person und sein Haus und Land so nahe berührend, auf sein Leben und Wirken den bedeutendsten Einfluss hatten! Der Ausdruck so erschütternder Gefühle findet sich in mancher schönen Dichtung ausgesprochen, in der die Wehmuth vom Adel, der Zorn von Würde, die Siegesfreude von Grofsmuth nie unbegleitet erscheint, und vor Allem auf den höheren Ursprung des endlichen Sieges mit einem warnenden Blick auf die Zukunft hingedeutet wird. Die Gedichte Th. I. S. 102, 108 sind neben mehreren anderen hier auszuzeichnen, und der Nachruf an *Theodor*

Digitized by Google

Körner Th. I. S. 195 möchte leicht die glänzendste Trophäe seyn, die dieser vom Leben und vom Tode gleich begünstigte Jüngling durch Leyer und Schwert sich errungen hat. Nicht als Vorbilder dichterischer Darstellung, wohl aber als Musterworte fürstlicher Gesinnung, mögen die folgenden Strophen eines an den damals eben in die Welt getretenen erstgebornen Sohn des Königs gerichteten Gedichtes hier stehen:

– – – „In dem Herzen trage du den Himmel,
Kindlich folg' dem göttlichen Gebot
In der Einsamkeit, im Weltgewimmel,
Und dich findet ruhig einst der Tod.

Dessen eingedenk, o Max, sei immer,
Dafs als Teutscher du geboren bist,
Nie verblende dich des Auslands Schimmer,
Steh gewaffnet gegen seine List." – – – –

Noch einer grofsen Idee haben wir endlich zu erwähnen, die tief in des Dichters Geiste wurzelnd einen grofsen Zeitraum seines Lebens erfüllend, hier in einer Reihe kräftiger lebhaft bewegter Dichtungen hervortritt. Es ist diefs die Befreiung der Hellenen. Mit welcher Gewalt und Beharrlichkeit dieser Gedanke stets unabweislich in seinem Innern arbeitet, sagen treffend die Zeilen:

„Ueberall tritt wie ein Geist mir entgegen, o Hellas, dein Schicksal,
Und die heitre Natur deckt dann ein trübes Gewölk."

Von That zu That, in Sieg und Niederlage, in Sorg und Hoffnung begleiten diese wie unwillkürlich der Brust entquellenden und defshalb um so reizendern Töne, ermunternd, tröstend und beruhigend die Geschichte dieses wiedergeborenen Volkes als lebendige Zeugen einer Theilnahme, der der Dichter auch auf dem Throne nicht entsagt, wie es folgende Verse bekunden:

An die Hellenen,
da ich König.

„Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapfre Hellenen für euch, für den befreienden Kampf.
Thatlos verwebeten mir in den Lüften die Töne der Lyra,
Blofs in die Saiten allein durfte sie greifen, die Hand;
Einsam erklangen dieselben, wie Seufzer verheimlichter Liebe,
Jezt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige aus der Fülle des glühenden Herzens,
Dafs sich's gestalte zur That, Griechen zu euerem Heil."

Erfreuend wird es seyn für Mit- und Nachwelt, dafs dem königlichen Dichter der Lohn so edlen Strebens, die Erfüllung so reiner Wünsche und Hoffnungen in der sich nun vollendenden Befreiung Griechenlands gerade jezt gewährt wird, wo diese seine Gefühle in poetischer Gestaltung der Welt entgegentreten. Solche Momente mögen ihm die Ernte seiner reichlich gestreuten Saaten verbürgen, so wie sie deutlich zeigen, was in dem vorliegenden Werke auch sonst noch klar zur Anschauung kommt: dafs Niemand richtiger und tiefer in Vergangenheit und Zukunft schaut als der Dichter.

Die verschiedenen Elemente dieser Poesie, die wir durch Vorstehendes in uns zum Bewufstseyn zu bringen versuchten, treten in den mannigfaltigsten Tonweisen, Mischungen und Dichtungsformen vor uns hin; doch ist die Tonart der wehmüthig ernsten Betrachtung die vorherrschende. Das Streben, Alles was ihm Object wird, nur in der Form des Schönen und Erhabenen, also in künstlerischer Gestaltung, in sich aufzunehmen, und ebenso, was in seinem Gemüthe waltet, nur in derselben Form auch äufserlich darzustellen, ist mit der innersten Natur unseres Dichters Eins. Darum wird ihm auch Alles zum Gedichte. Der kürzeste Gedankenblitz, der sein Inneres durchzuckt, jeder schnell hingleitende Blick in die Aufsenwelt, mufs sogleich die poetische Form annehmen. So grofs ist bei ihm das Bedürfnifs der Poesie, dafs er die Luft in Verse verwandeln möchte, indem er sie einzieht. So erklärt sich wohl die Entstehung vieler der hier aufbewahrten kleinen Epigramme, die oft den leisesten Eindruck auf der ruhigen Spiegelfläche des inneren Sinnes dem Bewufstseyn auf der Stelle als Distichon gestaltet übergeben. Man betrachte das Folgende:

„Fühle Rom mich näheren, alles ist südlicher jetzo;
Froh durch der Laube Gewind' rollet der Wagen dahin."

Wie wenig scheint in diesen Zeilen gesagt, und dennoch fühlt der aufmerksamere Beobachter darin die ganze Aufregung der hoffenden, auf das lang ersehnte Glück der Wiederkehr nach Rom sich freuenden Seele, die sich Geduld zuspricht und Trost aus der nun schon bemerkbareren südlichen Natur und dem schnelleren Fortrollen des Wagens. So ist es uns gestattet, durch den reinen Krystall der Poesie die leisesten wie die tiefsten Regungen der Dichterseele wahrzunehmen. Auch nicht der leichteste Hauch bedekt den klaren Spiegel, und selbst der unausweichliche Schmerz des Erdenlebens, der den Dichter auch auf den Thron begleitet, wird dem Auge des Mitfühlenden nicht entzogen. Die Poesie ist ihm das

Digitized by Google

Höchste, und so mufs ihm denn Alles, was ihm in dem freien uneingeschränkten Genufs dieses Elementes seiner Existenz hinderlich ist, und wäre es auch ein Königsthron, als eine lästige Schranke erscheinen, der er nur mit einem schmerzlichen Opfer sich zu fügen vermag. Die erhabene Offenheit aber, mit der dieser Schmerz in den Gedichten: „An mich als König," „der Könige Loos," „Königsklage," „Fürstenklage," „Leben des Königs," „Meines Innern Drang," so wahr als innig austönt, mufs in jeder reinen Deutschen Brust das tiefste Mitgefühl erwecken. Nicht leicht ist es einem Dichter so gelungen, wie diesem, sein ganzes Selbst zu geben, wiewohl diefs gar nicht als sein Zweck erscheint. Wenig bemüht, einen Stoff neu zu schaffen, oder künstlich zu gestalten, behandelt er dennoch eine unendliche Fülle von Gegenständen: immer aber sind es seine eigenen Gefühle, Anschauungen und Betrachtungen, die durch die mannigfachen Gegenstände geweckt in seinen Versen wiederklingen. Die Summe solcher Gefühle und Reflexionen aber ist eben der individuelle Mensch, und die volle, freie, wahrhafte Darstellung desselben von Innen heraus wird nothwendig ein lyrisches Kunstwerk. Ein solches haben wir vor uns, wiewohl vielleicht nur wenige der darin enthaltenen Gedichte, einzeln und für sich allein betrachtet, als vollendete Kunstwerke dastehen mögen. Jedes ist ein kühner, seelenvoller Strich zu dem harmonischen Bilde. Wer aber die volle Wirkung eines Bildes als eines Ganzen geniefsen will, der wird auf Beleuchtung dieser einzelnen Striche nicht ausgehen, es sei denn um sich ihre künstlerische Wirkung zu erklären. Nur durch dieses Verhältnifs sind wir im Stande, zwei Phänomene zu verstehen, die uns bei der Betrachtung dieses Werkes höchst merkwürdig waren. Einmal, dafs, wie schon oben erwähnt wurde, das zum Verständnifs und zur Würdigung des Ganzen so nothwendige Diadem uns den Dichter (der wie jeder Dichter doch des Lesers Liebe sucht) so gar nicht entfernter stellte. Wen wir durch alle Lust und Schmerzen seiner Seele, durch jedes Licht und Dunkel seiner Anschauung, durch alle Sorgen und Erhebungen seines Gemüths so treu und gern geleiten, den kann auch selbst der Thron nicht fern von uns stellen, der mufs als Mensch uns nahe stehen, da er als Dichter so menschlich uns berührt, so hingebend sein Gemüth uns öffnet. Dann dieses zweite Phänomen, dafs, so sehr uns sonst vollendete Ausbildung und Reinheit des Ausdrucks, vollkommene Regelmäfsigkeit und Schönheit der Formen zum Genufs der Poesie Bedürfnifs, ja Bedingung sind, die Mängel, die hier in dieser Hinsicht im Einzelnen allerdings hervortreten, dennoch keine dauernde Mifsstimmung in uns hervorzubringen vermochten. Freilich ward es uns anfangs nicht ganz leicht, dem Dichter in den romantischen Dichtungsformen über manchen härteren Reim, in den antiken Mafsen durch manchen rauheren Vers mühsam scandirend nachzufolgen; zuweilen auch stockten wir mitten im Genufs bei mancher fremdartigen Wendung und Redefügung; bald aber befreundeten wir uns mit des Dichters freierem Styl und seiner Handhabung und genossen dann frisch die purpurnen Hesperidenäpfel auch thauig, und wie er sie brachte, vom Baume weg. Wie wir nun unsererseits hierbei nichts mehr vermifsten, so glaubten wir auch zu billigerer Stimmung anderer von Natur sich weniger hingebender Leser, die uns mit ihren Zweifeln entgegentraten, genug zu thun, indem wir ihnen das Folgende aus dieser Sammlung Th. I. S. 72 entnommene Gedicht begütigend entgegenstellten:

Die Natur des Schönen.

„Von selbst kann sich das Schöne nur entfalten,
Es strömet aus dem Innern unbewufst,
Der Mensch vermag darüber nicht zu walten,
Er ruft es nicht hervor nach seiner Lust.

Wenn die Entzückung seine Seele hebet,
Er willenlos allein das *Eine* fühlt,
Wird ihm, was kein Bemühen je erstrebet;
Wie dessen sich bewufst, ist er gekühlt.

Wenn ihn die Angst um Irdisches will fassen,
Ob gegen Hergebrachtes er gefehlt,
Dann hat die Muse ihn auch schon verlassen,
Gefühl verstummt, wie Ueberlegung wählt.

Es mufs der Mensch des Menschen Werk vergessen,
Sich überlassend dem beseelten Schwung,
Nicht ordnen darf die Worte er, noch messen;
Begeistern nur kann die Begeisterung."

Allein es gab Hartnäckige unter ihnen, die bei aller Gerechtigkeit, die sie dem Dichter in jeder anderen Hinsicht widerfahren lassen mufsten, von ihrer Strenge, namentlich in Betreff der Behandlung antiker Dichtungsformen, doch nicht abzuweichen, wohl aber dazu geneigt waren, uns für einen Begünstiger der laxen Observanz aus eigenem Interesse zu erklären: denn es haben uns regelrechte Verse in antiken Sylbenmafsen in der That noch niemals recht gelingen wollen. Um so erfreulicher

Digitized by Google

mufste es uns seyn, als ein Freund, in dem wir einen der strengsten Beurtheiler dieses metrischen Theils der Poesie zu finden fürchteten, und dem in dieser Gattung die Lösung gar schwieriger Aufgaben gelungen ist, wider Erwarten eine Ansicht hierüber aufstellte, die in ihrem allgemeinen Resultate mit der unsrigen übereinstimmte, und als dieser sich sogar bereitwillig fand, uns dieselbe zur Aufnahme in gegenwärtigen Bericht schriftlich abzufassen, und vorkommenden Falls gegen Einreden selbst zu vertreten. Diefs leztere Anerbieten nahmen wir um so eifriger an, als wir zu Ausführungen solcher Art theils weniger geneigt, theils auch bei Weitem weniger gerüstet sind, als unser erwähnter Freund *Varnhagen v. Ense*, dessen Aufsatz wir nun sogleich hier folgen lassen.

„In Rücksicht unserer Verskünste bin ich schon lange zu ganz besondern Betrachtungen gekommen, und es scheint wohl Zeit, einmal kühn und laut die Sache in ihr rechtes Verhältnifs zu stellen. Für die Deutschen altüblichen Versarten, wenn sie auch ursprünglich nicht gerade Deutsch, wenn sie nur im Allgemeinen der modernen Sprachweise angehören, und also gereimt oder wenigstens reimverwandt sind, findet eigentlich keine grofse Schwierigkeit statt; wer da dichtet, ist eben dadurch, dafs er dichtet, auch von selbst im Besitze dieser Formen; der Eine mag sie, wie die Sprache überhaupt, feiner und wohllautender, der Andre achtloser und härter behandeln, niemals aber wird man innerhalb dieser Formen von dem Dichter sagen, er könne keine Verse machen. Solche Seltsamkeit von Widerspruch ergibt sich aber bei uns alsogleich, wenn von antiken Versarten die Rede ist. Diese Formen aus einer Welt von Gestaltungen, die mit der unsrigen einen entschiedenen Gegensatz bildet, sind bei uns ein fremdes, herübergebrachtes Gut, durch absichtliches, beharrliches Versuchen, durch allmäliges Weitergehen und geschicktes Ausbilden uns künstlich angeeignet. Diese Aneignung, die wir als eine glückliche Eroberung gern festhalten, ist bei gesteigerten Ansprüchen unter kunstfertigen Händen endlich dahin gediehen, dafs sie nicht füglich weiter getrieben werden kann; das Princip einer eigenthümlichen, halb in der Sprache vorgefundenen, halb ihr glücklich aufgenöthigten Prosodie ist durch Lehre und Beispiel zu einer festen Begründung, die Gestalt, in welcher das Fremde noch am meisten wieder als Einheimisches erscheinen kann, ist zu einer Vollendung gebracht, die nichts zu wünschen übrig läfst. Die metrischen Meisterstücke von *Vofs* — in seinen besten Proben noch unübertroffen, ja in manchen z. B. im galliambischen Dithyrambus kaum nachgeahmt — die künstlichen Leistungen von *A. W. von Schlegel*, und die vollendetsten aller, die das Strenge und das Freie am meisten in Ebenmafs vereinenden Gebilde dieser Art von *Friedrich August Wolf*, stellen sich als rühmliche Denkwürdigkeiten unsrer Sprachgewalt, als bewundernswerthe Schaustücke unsrer Kunstfertigkeit dar. Allein indem wir diefs willig anerkennen und nach Gebühr schätzen, läfst sich doch nicht verhehlen, dafs diese hochgetriebene Künstlichkeit den eigentlich dichterischen, den freien und ausgedehnten Gebrauch der antiken Versarten bei uns wieder aufhebt, dafs jene Künste dem *Dichter* eigentlich schon wieder fremd werden, und nur noch dem *Grammatiker* und *Techniker* angehören. In der That gestattet diese gespannte Aufmerksamkeit auf das künstliche, auch dem Geübtesten nur mühsam erreichbare Aeufsere, dieses Messen und Wägen der Sylben nach gelehrten Vorschriften, dieses genaue Prüfen und Beachten ihrer Stellungen und Wirkungen, dem dichterischen Geiste durchaus kein freies, inneres Schaffen, dem Gemüthe keinen ursprünglichen Erguſs; wirklich ist Alles das, was wir in solcher Beziehung grade als Bestes aufzuweisen haben, entweder Uebersetzung, oder kaltes, freudeloses Wortgedicht, wo der Inhalt nur wegen der Form da ist, und sich ganz und gar unter sie stellt. Auf dem höchsten Gipfel beweist diefs A. W. von Schlegel durch seine vortrefflichen Musterverse, wo die Versart sich selber besingt, Hexameter den Hexameter, Jamben den Jambus, und wo der Grammatiker in höchstem Glanze seine eigne Verherrlichung feiert. Der Dichter steht indefs von Fern, und bewundert, was er selbst nicht erreichen kann, und worauf er längst verzichtet hat; denn dafs er es zu solcher Kunst bringe, ist weder Aufgabe noch Bedürfnifs seines Talents. Es findet sich daher, dafs wir Dichter haben, die sich in diesem gelehrten Sinne gar nicht auf die Verskunst verstehen, und dagegen auch Verskünstler, die keine Dichter sind. Hieraus folgt von selbst, dafs diese Künstlichkeit nicht das rechte Werkzeug des Dichters ist, welches seinem Talente anerschaffen und ihm unzertrennlich verbunden seyn mufs. Solche metrische Wunderbilder sind als Uebungs- und Cabinetstücke ganz ehrenwerth, man mag sie den Beschauern als das Nonplusultra gelehrter Geschicklichkeit zum Anstaunen vorhalten: aber der Poesie liegen sie seitwärts, zur lebendigen Dichtkunst, zu der, welche dem ganzen Volk an-

Digitized by Google

gehört, sind sie nicht zu rechnen. Sollen demnach die antiken Versarten in gröfserem Gebrauch verbleiben, wie doch allerdings recht sehr zu wünschen ist, sollen sie der freischaffenden Dichtkunst nicht verschlossen seyn, so müssen die Forderungen der grammatischen Uebertreibung wieder herabgestimmt, die Aufgabe so gestellt werden, dafs ihre Lösung dem innerhalb der heimischen Sphäre gebildeten Sprachgefühl genüge, ohne jeden Anspruch fremder Gesetzgebung befriedigen zu wollen, die nur durch erworbene Kenntnifs den Gelehrten, und selbst unter diesen nur äufserst wenigen, bekannt ist. Wenn wir auch grade nicht zu den Anfängen von *Bodmer*, *Kleist* und *Ramler* zurück zu kehren haben, so thut uns doch unläugbar eine Rückkehr noth, und das richtige Mafs derselben möchte schon ganz vorhanden seyn. Wirklich darf in diesem Sinne behauptet werden, dafs die antiken Verse, wie *Klopstock*, in früherer Zeit auch *Vofs*, und dann *Schiller* und *Goethe* sie gemacht, für die Deutsche Poesie die natürlicheren und daher die besseren sind, als die späteren überstrengen, und doch bei aller Sorgfalt noch immer mangelhaften Nachbildungen. Die Hexameter in Goethe's Hermann und Dorothea sind als Deutsche gradezu richtiger und schöner zu nennen, als selbst die in Vossens Luise, und die elegischen Distichen von Schiller und Goethe mit besserem Sinn und mehr Anmuth behandelt, als alle späteren voll steifer Künstlichkeit und Wortprahlerei. Vofs hatte Recht in seinem Streben nach Ordnung und Gesetz, allein er selbst ging schon zu weit darin; was über ihn hinaus will, ist für die nationale Poesie schon nichts mehr. Die freiere Behandlung der antiken Versarten wäre daher nicht blofs zu entschuldigen, sondern zu verlangen und als die richtigere zu behaupten."

Betrachten wir die vorliegenden Gedichte von dieser Ansicht aus, so fällt Vieles von dem, was man in Hinsicht der Anwendung antiker Formen gegen sie aufstellen möchte, von selbst zu Boden; uns aber ist die Stütze solcher Gründe für diesen Fall auch nicht vonnöthen. Der eigentliche Werth dieser Dichtungen liegt für uns in der Erhabenheit, in der Gröfse, Trefflichkeit und Reinheit der in ihnen sich aufschliefsenden Gemüthswelt des Dichters. Wir können alle Mängel der Form zugeben, ohne dafs sie von diesem Werthe etwas verlieren, ja für uns würden sie vielmehr durch Wegschaffung dieser Mängel wahrscheinlich verlieren: denn indem wir sie in dieser ihrer ächten ursprünglichen Naturgestalt betrachten, glauben wir dem reinen Quell, aus dem sie entsprangen, bei Weitem näher zu stehen, als wenn des Dichters eigene, oder eine (wie leicht zu findende!) fremde Hand sie befeilt und ausgeglättet hätte. Diefs verschmäht zu haben, liegt ganz in dem Charakter des Dichters und kann den Werth seiner dankbar anzuerkennenden Gabe nur erhöhen. Diejenigen aber, welche aus der weniger vollendeten Form einzelner Gedichte auf einen Mangel an Kunstfertigkeit schliefsen möchten, werden sich durch manches auch in Reinheit, Ausbildung und Eleganz der Formen ausgezeichnete Gedicht in dieser Sammlung widerlegt finden. So können wir als Beispiele vollkommen reinen und gefälligen Ausdrucks, einfach natürlicher und inniger Empfindung, unter vielen anderen die Gedichte: „Das Asyl" Theil II. S. 147, „Auf dem Meer" Thl. II. S. 149, „Erinnerung an Rom," Thl. II. S. 152, als Beispiel ruhiger und seelenvoller Naturbeschreibung das Gedicht „Palermo's Natur," Thl. II. S. 158 anführen, und unter den in reichlicher Anzahl mitgetheilten Sonetten wird der Leser viele finden, die den strengsten Forderungen der poetischen Gesetzgebung entsprechen. Ein bedeutender Vorschritt zu höherer Vollendung ist in den im zweiten Bande mitgetheilten, einer späteren Reihe von Jahren angehörenden Gedichten unverkennbar. —

Wir sind bei dieser Anzeige mit aller Unbefangenheit verfahren, welche wir jedem gewöhnlichen Falle gewidmet haben würden; diesen aufsergewöhnlichsten nicht anders zu behandeln, gebot schon die Ehrfurcht, welche dem Erscheinen höchster Personen nur nach der Art und Weise zu bezeigen gebührt, welche sie selbst als die ihnen genehme andeuten. Die öffentliche Herausgabe dieser Gedichte beurkundet abseiten ihres hohen Verfassers deutlich den Willen, hiebei nach freier literarischer Sitte angesehen und aufgenommen zu seyn; wir haben dieser Absicht gewissenhaft zu entsprechen gesucht, und den Herrscher geehrt, indem wir ihn als solchen hier nicht berücksichtigten.

Wilhelm Neumann.

Digitized by Google

Nro. 105. u. 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntnifs. — Ein Beitrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit. Von Carl Friederich G.....l. —

(Beschlufs.)

Ebenso tiefsinnig begegnet der Hr. Verf. den Kategorien von dem *Aufheben der Persönlichkeit* Gottes, das durch die Philosophie geschehen solle, — von der *Unbegreiflichkeit* Gottes. „Es ist der Glaube," sagt der Hr. Verf. S. 157, „welcher von Oben gegeben, der das Unbegreifliche begreiflich macht, und das Unerforschliche erforschet, ohne von einer endlichen Gränze gehalten zu seyn; das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat, denen, die ihn lieben, uns aber hat es Gott offenbaret durch *Seinen* Geist. Denn der *Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.*" — Wenn die Philosophie sich im Begriffe bewegt, der Glaube sich aber auf innere Erfahrung und das Gewissen beruft, so ist dieses nicht ein particuläres, sondern das allen Menschen gemeinschaftliche, und der Geist, der das Gewissen erweckt, die Vernunft erleuchtet und in die allgemeine versezt, ist nicht der Herren eigener Geist. Wie keiner dem andern den Glauben geben kann, sondern er mufs von Gott gelehrt werden, so hat auch die Philosophie ihren Punkt, der nicht erlernt, nicht äufserlich aufgenöthigt, von einem *Menschen* nicht in den andern übergetragen werden kann; und ist diefs nicht gerade der *Lebenspunkt?* Auoh der Philosoph feiert seine Pfingsten; ohne Wiedergeburt kommt Niemand aus der Sphäre des natürlichen Verstandes in die speculativen Höhen des lebendigen Begriffs. Aber die Wahrheit besteht nach ihrem eigenen Wesen in ihrer Nothwendigkeit, sie hat ihre Nöthigung in sich selbst; sie müfste sich also, meinten wir, auch erzwingen und aufnöthigen lassen, so dafs wir nicht widerstehen, sie müfste sich doch so gründlich nachweisen lassen, dafs wir ihr nicht ausweichen könnten. Der Mensch kann aber überhaupt der Wahrheit, der allmächtigen Wahrheit allerdings widerstehen. Und was verstehen wir unter jenem gründlichen, und allgemeingültigen Nachweise, den wir am Glauben vermissen? suchten wir ihn nicht in unserem eigenen Innern, statt *im Innern der Sache,* — im Subjecte statt in der Wahrheit? Ist es nicht das *Selbstgemachte,* in unsern eigenen Gedanken Zusammengesuchte, was wir gründlich nennen, und was gleichwohl, wenn es gemacht ist, nichts wirkt und nichts beweiset, weil es nichts ist? Eben weil die Wahrheit ihre Nöthigung *in sich selbst* hat, eben darum kann sie nicht in dem Beweise, als einem *von der Wahrheit selbst verschiedenen* Beweise liegen, — weil sie Geist ist, ist sie dem *isolirten Verstande* und dessen Beweisen unzugänglich, kann sie nicht dem isolirten, verfallenen Verstande des Menschen zukommen; von diesem Verstande provocirt daher der Glaube auf den unzerstückten Geist, auf das Gewissen, von dem Beweise auf die innere Erfahrung. So ist auch alles speculative Wissen durch Verstandesbeweis positiv nicht zu erzwingen; auch die Philosophie mufs erfahren, dafs ihre Gegner Ohren haben zu hören, und nicht hören, und Augen haben zu sehen, und nicht sehen.

Ueber den Unterschied, dafs der Glaube vermittelst des Gefühls uns auf die *Abhängigkeit* der Creatur von Gott weise, aber die Wissenschaft vermittelst des Gedankens uns *frei* mache, weist der Hr. Verf. darauf, dafs, indem wir uns im Glauben abhängig fühlen, wir uns *von Gott* abhängig fühlen; die Abhängigkeit von Gott ist aber nach dessen Wesen Freiheit in Gott, so wie Seyn aufser Gott Seyn aufser der Freiheit ist; so ihr *glaubt,* werdet ihr die Wahrheit *erkennen,* und die Wahrheit wird euch *frei* machen. Auf andere Weise kann auch keine Philosophie frei machen; nur in Gott ist Freiheit.

So viel, sagt der Hr. Verf. am Ende, zum Frieden

Digitized by Google

zwischen Wissen und Glauben; — der Unterschied zwischen beiden kann nicht abgeläugnet werden, aber die Identität schliefst den Unterschied nicht aus, so dafs zwar in jeder Weise die andere sich findet und unterscheidet, aber auch zugleich als unzertrennlich verbunden weifs. Denken und Glauben sind als Theile Eines lebendigen Ganzen anzusehen, die für sich unselbstständig sind, so dafs sie als getrennte in der Wirklichkeit sich nicht behaupten können, und, dennoch getrennt, in Zerrbilder des Heiligsten sich verkehren. Wohl uns, wenn wir dem Apostel Paulus mit gutem Gewissen nachsagen können: *„Ich weifs,* an wen ich *glaube!“* Denn es ist ein köstlich Ding, dafs das Herz fest werde; und es wird nur fest und gewifs, wenn es *weifs,* an wen es *glaubt.*

Ref. aber begrüfst in dieser Schrift die Morgenröthe dieses Friedens, welchen sie aus eben so frommem als kräftigem Denken und Herzen und deren erlangter Versöhnung auch nach Aufsen wirksam einzuleiten bestimmt ist. Sie ist ein gutes Zeugnifs, von dem Christenthum über die Philosophie abgelegt; — es möge als ein blofses Autoritätszeugnifs für die seyn, welche das Zeugnifs des Geistes nur im Autoritätszeugnisse eines frommen Herzens (und doch wohl nicht nur ihres persönlichen, individuellen Herzens) anerkennen mögen; aber es ist zugleich ein Zeugnifs des tiefdenkenden Geistes, der die Verstandes-Kategorien in das Gericht des Denkens bringt, welche der evangelische Christ die doppelte Inconsequenz begeht, gemeinschaftlich mit dem Rationalismus, dem gemeinschaftlichen Antipoden der speculativen Philosophie und des Glaubens, gegen die Philosophie zugleich zu gebrauchen und zugleich ihr die Kategorien zur Last zu legen, in welchen (S. 82) „jene seichte Lehre der Verstandesaufklärung versirt, die gegenwärtig im Verscheiden liegt, aber freilich desto mächtiger und krampfhafter gegen ihren Tod ankämpft.“ — Wenn das Gebot: Meidet allen bösen Schein! oft Gutes, wenigstens Gehöriges verhindert, ja sogar Böses gestiftet, so hat die Gefahr des bösen Scheines der Parteilichkeit für die eigene Sache den Ref. nicht abhalten können, von dieser Schrift mit freudiger Anerkennung des Gehalts und des Vorschubs zu sprechen, welchen sie der Wahrheit gethan und thun wird, noch davon, zum Schlusse dem Hrn. Verf., der persönlich dem Ref. unbekannt ist, für die Seite ihrer nähern Beziehung auf dessen Arbeiten für die speculative Philosophie, die Hand dankbar zu drücken.

H e g e l.

LI.

Die Skelette der straufsartigen Vögel, abgebildet und beschrieben von Dr. E. D'Alton d. J. Vergleichende Osteologie zweiter Abtheilung erstes Heft. Bonn, bei Eduard Weber. 1827. 18 S. in Qr. Fol.

Mit würdiger Nachahmung seines Vaters theilt uns hier der Sohn die Früchte seines Fleifses als Naturforscher und Künstler mit, und erwirbt sich durch die nicht geringere artistische Vollkommenheit seiner Darstellungen ein Verdienst, das gewifs von jedem Naturfreunde dankbar anerkannt werden wird.

Da der Verf. mit diesen Abbildungen die Osteologie der Vögel beginnt, die er in sieben bis acht Abtheilungen zu vollenden beabsichtigt, so können wir hoffen ein Werk zu erhalten, welches nicht nur als eigne Abtheilung für die Kenntnifs dieser Thierclasse insbesondere, wie auch im Zusammenhang mit den Arbeiten des Vaters — sofern uns dadurch eine leichtere und zweckmäfsige Vergleichung von gröfserem Umfang eröffnet ist — für die vergleichende Osteologie überhaupt wichtig werden dürfte.

Demnach fängt er auch nicht unzweckmäfsig diese Darstellungen mit der Sippschaft der Vögel an, die sich, ungeachtet ihres eigenthümlichen Baus, den Säugethieren zunächst anschliefsen. Von diesen enthält diefs Heft die Abbildungen des Skeletts vom *Strauf*s (St. Camelus), vom *Nandu* (Rhea americana), vom *Asiatischen Casuar* (C. galeatus s. Emeu) und vom *neu-Holländischen Casuar* (C. novae Hollandiae), so wie auch die sämmtlichen Schädel derselben in natürlicher Gröfse, ferner die Knochen einer jungen Rhea, eines Straufsembryo's und eines jungen Indischen Casuars.

Um diese Vergleichungsstufen in einem Umfange zu beschaffen, wie wir sie wohl in keinem Museum beisammen finden, ward dem Verf. nur dadurch möglich, dafs ihm aufser den Präparaten im Berliner Museum auch die der Sammlung des Hrn. Ober-Medicinalrath von Froriep, des Hrn. van Klinkenberg in Utrecht, und der Senkenbergischen Stiftung zur Benutzung gestattet wurden. Auch hier finden wir, wie in den Abbildungen der Säugethiere, die Skelette mit einem Schattenrifs der äufsern Gestalt umgeben, welcher, indem er den Knochen zum Relief dient, zugleich die von denselben zu unterstützenden und bewegenden weichen Theile deutlich erkennen läfst.

Digitized by Google

In dem beigefügten Text versucht der Verf. mit Zurückführung der bei den Vögeln allgemein vorkommenden Gleichheiten und Verschiedenheiten auf den Typus des Säugethier-Skeletts die Eigenthümlichkeit im Bau dieser Thierclasse zu bestimmen, und darauf die Unterscheidungsmerkmale für die Arten der hier dargestellten Gruppe anzugeben. Der Vogelkopf, der sich durch seine besonders stark entwickelten und zahnlosen Kieferknochen auszeichnet, stellt fast allgemein eine liegende Pyramide dar, deren Spitze der Schnabel, deren Basis das Hinterhaupt bildet. Der Oberschnabel ist entweder durch ein Gelenk oder vermittelst eines dünnen biegsamen Blatts mit dem Schädel verbunden, und daher kommt ihm bei den meisten eine eigne gröfsere oder geringere Beweglichkeit zu. Wir finden zu diesem Behuf vorzüglich die Knochen, welche in den Säugethieren zur innigen Verbindung des Oberkiefers mit dem Schädel beitragen, beweglicher gegen einander und in ihrer Gestalt und Lage so verändert, dafs dieser Kopf dadurch in seiner Bildung sich mehr dem Schädel der niedern Wirbelthiere nähert, und so treffen wir, wie in diesen, einen mit dem Schlafbein verbundenen Quadratknochen an, mit dem zwei Knochen articuliren, von denen der innere mit dem Gaumenbein oder Keilbeinschnabel, der äufsere mit dem Oberkiefer sich verbindet. Obgleich wir durch die Verbindung dieser Knochen ziemlich deutlich auf ihre Analogie mit denen in den höhern Thieren hingewiesen werden, so zeigt doch ihre verschiedene Zurückführung bei den Zootomen, wie schwankend bis jezt noch ihre Deutung ist. Der Verf., der überall, bei der Zurückführung des Gerippes auf den höhern Bildungstypus, die Mittheilung eigner Ansichten absichtlich zu vermeiden scheint, ist auch in der Deutung dieser Knochen Meckel gefolgt, der annimmt, dafs das äufsere als Jochbein, das innere schulterähnliche Stück (os omoideum) als Flügelfortsatz des Keilbeins, und der Quadratknochen als Theil der Paukenwand zu betrachten sei. Was die Deutung der ersten beiden Knochen betrifft, so möchte diese um so weniger in Zweifel gezogen werden können, als ihr Zusammenhang mit dem Oberkiefer und dem Gaumenknochen dafür spricht. Was aber den Quadratknochen anlangt, so können wir dieser Deutung, ungeachtet der dafür von Meckel angeführten Gründe, um so weniger beistimmen, als dieser Knochen wegen seiner Verbindung mit dem Jochbein und den Keilbeinsflügeln viel richtiger mit dem Jochfortsatz verglichen wird; denn auch der Einwand dagegen, dafs dieser Fortsatz nirgend getrennt vorkomme, wird dadurch triftig widerlegt, dafs wir in einem jungen Hirsch, auch mit andern dieser Annahme entsprechenden Anomalien der Bildung, deutliche Spuren der Theilung wahrnehmen.

Die Wirbelsäule ist durch die gröfsere Zahl, die Verbindung und Gestalt der einzelnen Knochen von der der Säugthiere verschieden. Die Zahl der Halswirbel ist gröfser als die höchste bei den Säugethieren, und übersteigt nicht nur das Doppelte, sondern das Dreifache von diesen. Ihre langen Körper sind durch charnirartige Gelenke mit einander verbunden. Sie haben kurze Dornfortsätze und durchbohrte Querfortsätze, von denen lange Griffelfortsätze abgehen.

Die Brustwirbel sind weniger beweglich, meistens zusammengewachsen, und ihre Zahl übersteigt die niedrigste bei den Säugethieren nicht. In ihrer Gestalt zeichnen sie sich von den vorigen dadurch aus, dafs ihre Körper kürzer und breiter und mit einem kleinen Gelenkfortsatz zur Anlage des Rippenköpfchens versehen sind. Sie haben breite Querfortsätze und starke breite obere, wie auch, mit weniger Ausnahme, untere Dornfortsätze. Die hierauf folgenden unter sich und mit dem Becken verwachsenen Wirbel stellen das Lendenheiligbein dar, bei dem die an den Seiten befindlichen Löcher die Zahl der Wirbelstücke, aus denen es zusammengesezt ist, erkennen lassen.

Der Schwanz ist im Verhältnifs zur übrigen Wirbelsäule und besonders zum Halse in seiner Entwickelung zurückgeblieben, hat wenigere Wirbel, jedoch übersteigt ihre Zahl die geringste bei den Säugethieren wenigstens um Einen. Diese Wirbel haben nicht allein untere Dornen, sondern es kommen ihnen auch, was hier nicht erwähnt ist, fast allgemein obere Dornen- und Querfortsätze zu. Der lezte ist von eigenthümlicher Gestalt, die wie die verschiedene Länge des ganzen Schwanzes nach der Fähigkeit zu verschiedenen Ortsbewegungen modificirt scheint.

Auch die Knochen, welche den Thorax zusammensetzen, zeigen in ihrer Bildung bedeutende Abweichungen von denen der Säugethiere. Das Brustbein, welches in der Jugend stets aus fünf symmetrisch geordneten Stücken, bei denen aber, welchen der Kamm abgeht, nur aus zweien besteht, ist ein breiter und langer fast schildförmiger Knochen, der zum Theil auch die Unterleibs-Eingeweide deckt, und bei den meisten an seiner

Digitized by Google

äufsern Fläche mit einem stark vorspringenden Kamm versehen ist.

Die Rippen zerfallen in die wahren und falschen, von denen wir diese sowohl vor als hinter jenen antreffen. Erstere verbinden sich statt des Knorpels bei den Säugethieren durch einen eigenen Knochen unter einem mehr oder weniger stumpfen Winkel mit dem Brustbein. Von dem hintern Rande dieser Rippe, gewöhnlich mit Ausschlufs der lezten, geht ein Knochenfortsatz ab, welcher sich nach oben und hinten oft bis zur nächsten hintern verlängert.

Die Oberextremität unterscheidet sich von dem Typus derselben in den Säugethieren durch den eigenthümlichen Knochen-Apparat, mittelst dessen sie an den Thorax angeschlossen wird, wie auch durch die festere Verbindung der Vorderarmknochen und durch gröfsere Contraction der Handglieder. So bildet sie gleichsam einen einarmigen Hebel für die grofsen Schwungfedern.

Die Schulter wird aus drei Knochen zusammengesezt, von denen der vordere äufsere, der sich mit dem Brustbein verbindet, wohl für das eigentliche Schlüsselbein anzunehmen ist, vom Verf. aber nach Meckel als selbstständig entwickelter Höckerfortsatz des Schulterblatts betrachtet wird. Mit diesem verbindet sich am äufsern Ende das hintere säbelförmige Stück oder eigentliche Schulterblatt.

Der dritte Knochen (furcula) ist gabelförmig, liegt zwischen den eigentlichen Schlüsselbeinen, dient zum Auseinanderhalten dieser und zur gröfsern Befestigung der ganzen Schulter.

Der Oberarm besteht aus einem Röhrenknochen, der selbst bei Vögeln von übereinstimmender Flug-Fähigkeit Verschiedenheit in seiner Länge darbietet.

Die beiden Vorderarmknochen sind von gleicher Länge und Dicke und beinahe cylindrisch.

Die Handwurzel wird gewöhnlich nur von zwei Knochen gebildet. Die Mittelhand besteht aus einem länglichen durchbrochenen Knochen, der beim Küchlein noch in zwei Stücken getheilt ist. Am untern Rande des vordern Endes dieses Knochens ragt der kurze aus Einem oder zweien Gliedern bestehende Daumen hervor. Der mittlere Finger am hintern Ende hat gewöhnlich drei Glieder, und der ihm an der Ellenbogenseite gegenüberliegende kleine Finger nur ein prismatisches Glied. Da sich die gröfseren Schwungfedern an den Vorderarm, an die Mittelhand und die Mittelfinger anlegen, so scheint die Entwickelung dieser Glieder für die Flugfähigkeit von vorzüglicher Bedeutung.

Das Becken ist durch die vorwaltenden hinter der Pfanne stark verlängerten Darmbeine, durch die mit diesen verwachsenen schmalen Spitzbeine, durch die rippenartigen nach Vorne in der Regel nicht geschlossenen Schambeine und durch die in ihrem Boden durchbrochene Pfanne ausgezeichnet.

Die Unterextremität zerfällt, wie die der Säugethiere, in Schenkel, Unterschenkel und Fufs. Der Schenkel besteht aus einem im Verhältnifs zum Unterschenkel stets kürzeren Röhrenknochen. Der Unterschenkel wird aus zwei Knochen zusammengesezt, von denen der dickere und längere das Schienbein, der kleinere das Wadenbein darstellt. Lezteres ist oben breit und flach, wird nach Unten allmälig dünner, und endet zugespizt oberhalb des Gelenkendes des ersteren. Beide Knochen articuliren an ihren obern Enden mit dem Schenkel, mit denen sich die Kniescheibe verbindet. Ob diese aber dieser Thierclasse allgemein zukomme, läfst der Verf. unbestimmt. Da auch von andern Zootomen darüber bis jezt wenig mit Gewifsheit ausgemittelt ist, so kann der Rec. es nicht unbemerkt lassen, dafs er sich wenigstens beim Colymbus rufogularis vom gänzlichen Mangel derselben überzeugt hat, indem er bei sorgfältiger Untersuchung von sechs vollständigen Skeletten und eines frischen Exemplars dieses Thiers nicht einmal ein Rudiment dieses Theils fand. Diesemnach wäre also auch der von Meckel angegebene Mangel derselben bei Colymbus cristatus, weil dadurch nur ein jüngeres Thier dieser Art bezeichnet ist, wohl aufser Zweifel gesezt.

Auf den Unterschenkel folgt ein langer Röhrenknochen, der in mehrere Rollen an seinem untern Ende ausläuft, dem noch bei den mit vier Zehen versehenen Vögeln ein kleiner Knochen anhängt. Der Verf. hält den ersteren nach der Meinung mehrer Zootomen für Fufswurzel und Mittelfufs, den lezteren für Mittelfufsbein des Daumens. Da wir in jüngern Thieren durch tiefe Furchen, welche an diesem langen Knochen von Oben nach Unten verlaufen, die Mittelfufsglieder angedeutet finden, dagegen aber keine Spur der Theilung am obern Ende wahrnehmen, so glauben wir diesen Knochen richtiger als Mittelfufs allein betrachten zu müssen, und halten uns hiezu um so mehr berechtigt, weil wir in der *Krähe,* dem *Raben* und der *Scharbe* (*Cormoran*) an der innern Seite des obern Endes dieses Knochens ein kleines rundliches

Digitized by Google

Knochenstück finden, das als Rudiment der Fufswurzelknochen anzunehmen seyn dürfte.

Diese Bildung des Skeletts, insofern sie der innern Zweckmäfsigkeit der ganzen Organisation dieser Thierreihe entsprechen mufs, ist nothwendig und daher auch charakteristisch bezeichnend für diese Thierstufe. Die hier in einem ausgezeichneten Grade entwickelten Respirationswerkzeuge, welche bei den Säugethieren vom Brustgerüste eingeschlossen sind, dehnen sich hier als Luftsäcke über die Eingeweide des Unterleibs aus, und stehen mit den ausgehöhlten Knochen in Verbindung, defshalb finden wir auch hier den Thorax vorzüglich ausgebildet, und sogar die Knochen in Luftröhren verwandelt. Ferner sind zum Behuf der eigenthümlichen Ortsbewegung die vordern Extremitäten allein zu Flügel- und die Füfse zur Vollziehung anderer Bewegungen mit unbeschränkter Freiheit entwickelt. Bei dieser eigenthümlichen Einrichtung der Bewegorgane wurde die angegebene Bildung des Halses und der schnabelförmig zugespizte Kopf zur vollständigen Ausführung dieses Typus um so nothwendiger, da durch die Verlängerung des erstern und durch die Beweglichkeit des lezteren die Erhaltung des Gleichgewichtes des Körpers wie auch das Ergreifen und Tasten mit dem Schnabel möglich wurde. Wenn nun Hr. D'Alton die Flugfertigkeit als charakterisirend für diese Thierstufe geltend zu machen sucht, und glaubt, dafs sich daher die Knochen durch ein eigenthümliches Verhalten, was er mit der Einrichtung der Tracheen bei den Insecten vergleicht, auszeichnen, so ist darin die Zweckmäfsigkeit des Typus nur einseitig aufgefafst, und dadurch verwickelt sich auch der Verf. in Widersprüche, indem er annimmt, dafs diese Anordnung zwar nicht zum Zweck habe das specifische Gewicht des Körpers Behufs des Fluges herabzusetzen, sie dennoch bei einigen gröfsern Vögeln, in denen die Masse des Körpers überwiegt, dazu dienen könne, und dafs sie vorzüglich bestimmt sei, die Respiration zu unterstützen und in diesen Gebilden einzuleiten.

Da die Versuche von Albers — Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Thiere S. 107 — erweisen, dafs die pneumatischen Knochen in näherer Beziehung zur ganzen Organisation stehen, indem durch Anbringung von verschiedenen Gasarten an die Röhrenknochen bei diesen Thieren Lebenserscheinungen verschiedener Art hervorgebracht wurden, so ist wohl anzunehmen, dafs dieser vorzüglichen Ausbildung des pneumatischen Apparats eine höhere Bestimmung zum Grunde liege als Hülfsleistung beim Flug und Unterstützung der Respiration, und dafs, da diese Einrichtung nothwendige Folge des allgemeinen Typus ist, jede andere der innern Zweckmäfsigkeit widerstreiten würde.

Auch sehen wir ja, dafs die Natur diese eigenthümliche Ortsbewegung ohne hohle Knochen bewirken könne, indem sie diese bei den Chiropteren mittelst Ausspannung einer dünnen Haut zwischen den verlängerten Phalangen der vordern und hintern Extremität bezweckt. Wir können daher auch der von dem Verf. S. 3 geäufserten Meinung, dafs der Bildung der Flugorgane der leztern Thiere eine andere Absicht zu Grunde liege, um so weniger beistimmen, da die Natur überall zeigt, dafs sie selbst bei verändertem allgemeinen Typus durch eine diesem entsprechende Modification der Glieder Bewegorgane zu ganz verschiedenen Zwecken zu schaffen vermag; denn so wie sie diese Thiere durch Expansion ihrer Gliedmafsen und einer dünnen Haut zum Flug vollkommen geschickt macht, so verwandelt sie bei den Cetacéen diese Glieder durch Contraction in Flossen, um diesen in einem nicht minder vollkommenen Grade die Fähigkeit zum Schwimmen zu verleihen.

Noch einleuchtender spricht die hier abgebildete Vögelgruppe dafür, dafs das Vermögen zum Fluge die eigenthümliche Bildung nicht begründe, da wir hier, ungeachtet der eingetretenen bedeutenden Modification, bei dieser den Säugethieren genäherten Bildungsstufe und bei gänzlicher Unfähigkeit zum Fliegen, dennoch den allgemeinen Vogel-Typus erhalten finden; wie sich diefs aus der folgenden Darstellung der hier vorkommenden Gleichheiten und Abweichungen, welche der Verf. mit der Betrachtung des Kopfes beginnt, näher ergibt.

In der Schädel-Form dieser Sippschaft bieten sich sehr geringe Abweichungen von der bei den übrigen Vögeln dar; nur der Indische Casuar (C. galeatus s. Emeu) zeichnet sich durch einen grofsen Helm, den wir jedoch auch im Perlhuhn und Buceros angedeutet finden, aus. Er ist gegen drei Zoll hoch, hängt mit dem Scheitelbein nicht zusammen, erstreckt sich aber vorn über die Nasenbeine und wird von der äufsern wulstförmig umgeschlagenen Tafel des Stirnbeins gebildet.

Von den übrigen Schädelknochen zeigt vorzüglich das Keilbein in seiner Gestalt und Einlenkung mit dem Gaumenbeine Verschiedenheit. Der Körper desselben ist unregelmäfsig vierseitig und verlängert sich vorn in

Digitized by Google

eine bedeutende Spitze, welche Geoffroy vom Körper getrennt sah; was aber der Verf. nicht bestätigt fand, da er selbst im Embryo keine Spur dieser Trennung wahrnehmen konnte. Auch sind die den grofsen Flügeln entsprechenden Zapfenfortsätze bei den verschiedenen Arten verschieden, eben so die Flügelfortsätze, welche besonders im Strauſs und im Indischen Casuar durch ihre nahtartige Verbindung mit den Gaumenbeinen sich von dem allgemeinen Vogeltypus auszeichnen.

Am Schlafbein findet sich der Jochfortsatz — der nach des Rec. Ansicht als obere und hintere Wurzel dieses Knochens der Säugethiere zu betrachten ist — von beträchtlicher Gröfse; er läuft beim Nandu zugespizt aus, ist stumpf beim Strauſs, und legt sich im neu-Holländischen Casuar dicht an das Quadratbein, was besonders für unsere Deutung spricht. Das Schlafbein fand der Verf. im Embryo deutlich im Schuppen- und Felsentheil getrennt, wodurch sich also die frühere Angabe mehrerer Zootomen über die Bildung desselben aus zwei Stücken bestätigt.

In Betreff der Gesichtsknochen, die nur in Hinsicht ihrer Gröfse von denen der übrigen Vögel abweichen, ist es beachtenswerth, dafs der Verf. die von mehreren Zootomen wahrgenommenen Oberaugenhöhlenknochen weder im Embryo noch im ältern Strauſs bemerkte, und er ferner an jungen Exemplaren beider Strauſse die Theilung des Jochbeins in zwei Stücke wahrnahm.

Bedeutendere Abweichung vom Gerippe der übrigen Vögel zeigen die einzelnen Theile des Rumpfs, als vorzüglich die Brustknochen und das Becken.

Nach der verschiedenen Länge des Halses bei den einzelnen Arten weicht auch die Zahl der Wirbel desselben ab. Beim Strauſs und beim neu-Holländischen Casuar zählt der Verf. achtzehn Wirbel, beim Nandu und Emeu nur fünfzehn. Bei dem lezteren sind die Griffelfortsätze kurz, nach Unten breit, und bekommen daher ein rippenartiges Ansehen.

Die Zahl der Rückenwirbel beträgt beim Asiatischen Casuar eilf, beim Strauſs und beim neu-Holländischen Casuar neun, bei der Rhea aber nur acht.

Das Lendenheiligbein ist lang und schmal, und bei dem Nandu von ausgezeichneter Bildung, indem der vordere Theil aus einem langen schmalen Knochen besteht, der an seinem Ende mit dem Darmbein verwachsen ist, der hintere Theil aus fünf nicht verwachsenen Wirbeln gebildet wird, von denen der hinterste mit den Sitzbeinen verbunden ist. Es lassen sich von den einzelnen Wirbelknochen beim Strauſs zwanzig, und bei beiden Casuaren neunzehn unterscheiden.

Der Schwanz besteht beim Strauſs aus neun, bei der Rhea aus sieben, und beim neu-Holländischen Casuar aus sechs Wirbeln. Beim Emeu ist die Zahl unbeständig, so dafs sich bei einem alten Männchen nur sechs, bei einem jungen Weibchen neun fanden. Bei der Rhea sind sie scheibenförmig, und beim Strauſs durch gespaltene Dorn- und durchbohrte Querfortsätze ausgezeichnet. Bei der Rhea ist der lezte konisch, und bei den übrigen Arten pflugscharähnlich gebildet.

Die Zahl der Rippen, die beim gemeinen Casuar zu eilf angegeben wird, beträgt beim Strauſs und neu-Holländischen Casuar neun, bei der Rhea nur acht. Von diesen erreichen beim Strauſs die zwei vordern und hintern Paare, bei der Rhea die drei hintern Paare das Brustbein nicht. Beim Casuar kommen in dieser Verbindung nach dem Alter Verschiedenheiten vor, woraus es erklärbar wird, dafs wir die Zahl der falschen Rippen nicht von allen Zootomen übereinstimmend angegeben finden. Die Hackenfortsätze sind vorhanden, und finden sich am längsten im Nandu, am kürzesten im neu-Holländischen Casuar, wo sie durch kleine rundliche Knochenstücke an der vierten und fünften Rippe nur angedeutet sind.

Das Brustbein ist wegen des fehlenden Kamms von dem der übrigen Vögel bedeutend ausgezeichnet, und beinahe einem Schilde ähnlich. Es ist beim Strauſs am flachsten und viereckig, beim Nandu am gewölbtesten, fast dreieckig. Bei jenen trifft man zwei vordere starke Seitenfortsätze und am hintern Rande zwei vorspringende Zapfen an. Die vorderen Seitenfortsätze fehlen auch den übrigen nicht, und sind von verschiedener Länge und Stärke. Am längsten und stark nach Hinten gekrümmt finden sie sich beim neu-Holländischen Casuar. Bei dem Indischen Casuar weicht das Brustbein darin von den vorigen ab, dafs es in der Mitte des hintern Randes zugespizt und am obern Rande mit einer rundlichen Vertiefung versehen ist.

Das Becken der beiden Casuare ist aufser der vorherrschenden Gröfse der Hüftbeine von dem allgemeinen Vogeltypus wenig abweichend. Beim Nandu ist es durch die fast ihrer ganzen Länge nach verwachsenen Sitzbeine ausgezeichnet, welche nach Hinten breiter werdend den unverbundenen Enden der Schoosbeine begegnen. Am abweichendsten ist das Strauſsbecken, wo die über das

Digitized by Google

Darmbein weit nach Hinten verlängerten Schambeine durch eine Schamfuge vereinigt werden.

Unter den Knochen der Gliedmafsen sind die der Schulter am meisten von denen in den übrigen Vögeln verschieden. Sie bestehen nämlich aus einem einzigen pyramidenförmigen Knochen, dessen oberer fast hakenförmiger Theil dem Schulterblatt und dessen unteres breiteres Stück dem eigentlichen Schlüsselbein entspricht; diefs leztere erscheint beim Nandu und dem Indischen Casuar einfacher, und so dem Hakenschlüsselbein der übrigen Vögel ähnlicher. Beim Strauls ist es durch ein grofses Loch in ein äufseres breiteres und ein inneres schmäleres Stück unterschieden, welche im jungen Thier auch noch getrennt angetroffen werden. Von diesen ist das innere Stück wohl als Rudiment der furcula zu betrachten, wofür vorzüglich die Bildung desselben im neu-Holländischen Casuar spricht, wo es als ein langer gekrümmter Fortsatz vom Grunde des Schulterblatts entsteht, und so weit gegen die Mitte sich verlängert, dafs es hier an beiden Seiten nahe zusammentritt.

Die folgenden Glieder dieser Extremität bieten besonders im Verhältnifs ihrer Länge zu einander Verschiedenheiten dar, so dafs beim Strauls der Vorderarm im Verhältnifs zum Oberarm am kürzesten, beim Nandu aber am längsten ist.

Die Hand in beiden Straufsen weicht nicht von dem gewöhnlichen Typus ab, indem sie aus zwei Handwurzelknochen aus einem gespaltenen Mittelhandstück, das beim Embryo noch deutlich getrennt ist, und aus drei Figuren besteht. Bei den Casuaren trägt ein fast konischer Mittelhand-Knochen ohne Oeffnung einen Finger, der beim Indischen zwei, beim neu-Holländischen drei Glieder hat. Bei lezteren fehlen auch die Handwurzelknochen.

Von den Gliedern der Unterextremität ist der Oberschenkel durch seine Dicke ausgezeichnet. Beim Strauls ist er am dicksten und fast prismatisch gestaltet, und an denselben legen sich zwei Kniescheiben, von denen beim neu-Holländischen nur Eine vorkommt, die aber beim Indischen Casuar und in zwei Gerippen des Nandu gänzlich vermifst wurden. Von den Unterschenkelknochen ist das dreieckige Schienbein durch seine Stärke ausgezeichnet, an dessen unterm Ende beim Strauls-Embryo eine abgesonderte Knochenschuppe vorkommt. Der den Mittelfufs darstellende Knochen erreicht beinahe die Länge des vorigen, ist am untern Ende beim Strauls in zwei Gelenkköpfe, beim Indischen und neu-Holländischen Casuar in drei Hügel getheilt, von denen in diesem der mittlere, in jenem der innere am längsten ist.

Der Strauls hat zwei Zehen, wovon die äufsere fünf und die innere vier Glieder hat. Zu diesen kommt bei den übrigen noch eine innere dreigliedrige Zehe.

Wir glauben durch diese Angabe des Inhalts die Wichtigkeit dieses Werks hinlänglich gezeigt zu haben, und sehen mit Verlangen der Fortsetzung desselben entgegen; können jedoch den Wunsch auszusprechen nicht unterlassen, dafs der Verf. uns künftig bei der Darstellung der ganzen Gerippe das Mafs derselben mittheilen, so wie auch in den einzelnen Figuren die kleinern vom allgemeinen Typus abweichenden Theile, welche sich nicht immer in der Zeichnung deutlich unterscheiden lassen, bezeichnen möge. Gewifs würde dadurch das Studium dieser Tafeln sehr erleichtert und die Beschreibung an Deutlichkeit viel gewinnen.

Rosenthal.

LII.

Johann Georg Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H. Leipzig, bei Brockhaus. 1829. Erster Theil. XXII und 873. Zweiter Theil. XII und 830 S. in 8.

Der geistige Mensch, in das Gedräng Mitlebender gestellt, wird alsbald durch dieses selbst veranlafst, über seine nächste Umgebung hinauszuschauen, um die Gegenwart als das Glied eines gröfseren Ganzen aufzufassen. Die besitzlose, strebende Jugend, wenig bekümmert um das Zurückliegende, wird vorwärts, in naher oder ferner Zukunft, das Ziel ihrer Wünsche, die Höhe ihres Umblickes suchen; aber den Mann, welcher selbst schon rüstig vorgeschritten, zieht fast mehr noch, als das ungewisse Künftige, die nächste Vergangenheit an, die seinen eignen Ursprung enthält, und die er als seine eigentliche Lebensmitgift erkennen mufs. Der Reiz dieser Kenntnifs wird noch vergröfsert durch den Umstand, dafs zwar die Geschichte entlegener Vorzeit uns oft in die kleinsten Züge hinein enthüllt und zugänglich ist, die der nächsten Vergangenheit aber meist tief verschlossen. Hierin kehren unsre modernen, in vielartigsten, künstlichen Formen und Gängen bewegten Zustände fast wieder zu

Digitized by Google

der Entbehrung zurück, die in der Einfachheit der Homerischen Urzeiten statt fand, wo es als eben so wunderbar gerühmt wird, die Vergangenheit zu wissen, als die Zukunft zu deuten. In der That gehört auch jezt eine seltne Begünstigung dazu, um aus lebendiger Ueberlieferung dasjenige zu wissen, was in Schriften noch gar nicht, oder nur mit solchen Hüllen vorkommt, die alles noch nicht Abgestorbene sich zu erhalten weifs. Diefs gilt nicht nur von den politischen Dingen, wo es sogleich auffällt, sondern auch jedesmal von den gesellschaftlichen und literarischen Verhältnissen, in deren bestimmte Gestalt und wahren Zusammenhang ein nachrückendes Geschlecht nicht leicht frühe Einsicht erlangt. Freilich ist auch die Anziehung nicht bei allen Zeiten gleich grofs. Merkwürdig ist es, wie sich in diesem Betreff gegen unser siebenzehntes Jahrhundert in Deutschland das achtzehnte verhielt; als wäre jenes gar nicht vorhanden, oder doch wenig werth gewesen, fing dieses wie ein strebender Jüngling seinen Weg für sich allein an, und sei es nun, dafs ihm die Erbschaft im Ganzen zu gering seyn durfte, um sie wegen einzelner, nicht einmal sehr hervorleuchtender Kleinode anzutreten, oder dafs eine Ahnung reichsten neuen Gewinnes mächtiger vorwärts trieb, genug, der Blick war fast ausschliefslich auf das Künftige gerichtet. Auch blieb wirklich der erstrebte Gewinn nicht aus; ein neues, eigenthümliches, grofses Leben ist für die Deutschen in der That errungen worden. Ganz anders aber stehen wir nun eben defshalb im neunzehnten Jahrhundert gegen das achtzehnte. Zwar eine allseitige Weltbewegung in und um uns treibt uns vorwärts in eine Entwickelung, die an Umfang, Theilnehmerzahl und Kraft ihres Gleichen nie gehabt; aber dennoch sind wir gezwungen, unsre Blicke eben so zurück als vorwärts zu wenden, sind wir an das Vermächtnifs des vergangenen Jahrhunderts eben so wie an den Erwerb des jetzigen gewiesen, und können von jenem, ohne unsrer besten Habe zu entsagen, uns nicht ablösen; so sehr leben sein Inhalt und seine Bewegung noch in uns fort, und sind unsere Bildung und unsere Kraft geworden!

Nicht überflüssig scheint es in unseren Tagen, an dieses Sachverhältnifs zu erinnern, dessen Einsicht für jede praktische Bahn der Nutzanwendungen genug verspricht, und das vorliegende Buch gibt uns einen willkommenen Anlafs dazu. Durch solche Mittheilungen, die wir allerdings noch sehr vervielfacht wünschen, hellt sich allmälig das vergangene Jahrhundert unseren Blicken auf, und sein inneres Leben tritt nach und nach stärker hervor. Der Mann selbst, an dessen Bild hier so viele andre Bilder sich anreihen, ist einer der bedeutendsten und wirksamsten seiner Zeit. Mit seltnen Fähigkeiten und grofsen Kenntnissen ausgestattet, welchen die unzweideutigste Anerkennung der zünftigen Gelehrten huldigen mufste, gehört *Forster* doch nicht zu den einfachen Naturen, deren Virtuosität, auf ein bestimmtes, ganz gesondertes Fach beschränkt, sich in Einer Richtung nothwendig und leicht zur Spitze treibt, und auf dieser weithin hochsichtbar wird, sondern zu den — soll man sagen glücklicher oder unglücklicher? — begabten, deren Lebenstrieb, vielfacher Gestaltungen fähig, ringsumher sich ausbreitet, eine grofse Gemeinschaft der Gegenstände und Strebungen umfafst, alle Kenntnisse zum Geist und allen Geist zum lebendigen Wirken verwendet, wo denn freilich der thätigste und verdienstlichste Beitrag oft am leichtesten in der Masse sich auflöst und verschwimmt. Dieses Geschick traf auch Forstern; eine lange Reihe von Jahren hindurch schlummerte gleichsam sein Name unter uns, die Literatur schleppte ihn nur an losem Bande noch so mit, die Wissenschaft fertigte ihn mit kurzer Erwähnung ab; es ist endlich an der Zeit, dafs die Geschichte der Lebensbewegung selbst, die Geschichte der persönlichen Erscheinungen und Verhältnisse, ihn nach Verdienst aufnimmt und würdiget.

Anlagen, Neigungen und Schicksale zeigen sich in Forsters Lebensbahn merkwürdig übereinstimmend; ein so bewegtes und mannigfaches Gebild ist selten so durchaus von demselben gleichen Gusse. Die Einheit seines Lebens steht darin fest, dafs er ein Deutscher seyn mufste, und in dieser Eigenschaft alles Andre seyn konnte; in diesen Charakter flossen die Elemente, welche als ungewöhnliche Bedingungen von Anfang seinem Daseyn beigegeben waren, am leichtesten zusammen, und in diesem Charakter konnten sie sich wieder am selbstständigsten darstellen. Er mufste ein Deutscher seyn, sagen wir, denn äufserlich genommen war er es in vielen Beziehungen wirklich nicht. Sein Geschlecht stammte aus Schottland, sein Geburtsland war zu Polen gehörig, und er sprach früher Polnisch und Lateinisch als Deutsch; seine erste Jugend führte ihn nach Rufsland, als Jüngling wurde er einer Englischen Weltumsegelung beigesellt, lebte darauf in England, dann einige Jahre in Cassel, dann wieder in Wilna, kehrte mit neuen Reiseplanen für Rufsland und Spanien erfüllt nach Deutschland zurück, fand in Mainz eine Anstellung, nahm Theil an den dortigen politischen Bewegungen, und endete als eingebürgerter Franzose, doch auch da noch mit einer Reise nach Indien beschäftigt, inmitten der Revolutionsstürme zu Paris. Man mufs gestehen, dafs grade dieses Alles ungemein Deutsch ist! Doch um nicht Scherz zu treiben, wollen wir auch nur gleich hinzufügen, dafs Sinn, Geistesart, Bildung, Empfindungs- und Ausdrucksweise in Forster von Anfang entschieden Deutsch waren, und er sich selbst, unter allen gegebenen und angeeigneten Volksangehörigkeiten, dem inneren Leben nach, doch nur als Deutscher fühlen und rechnen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nro. 107. u. 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Johann Georg Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H.

(Fortsetzung.)

Wir wollen die äufseren Umrisse seines Lebens etwas genauer angeben. *Johann Georg Forster* wurde geboren im Jahre 1754 zu Nassenhuben, einem bei Danzig gelegenen Dorfe, wo sein Vater Prediger war; allein dieser, durch seine Fähigkeiten und Neigungen zu andrer Thätigkeit getrieben, suchte in Rufsland und darauf in England die Gegenstände regsameren Wirkens; sein Sohn begleitete ihn nach jenen Ländern schon als Kind, und dann als siebzehnjähriger Jüngling auch auf der zweiten Entdeckungsreise Cook's von 1772 bis 1775. Naturforschung und Länder- und Völkerkunde in ganzem Umfange wurden hier die Hauptrichtung einer Wissensfülle, in welcher ein gründliches und glänzendes Selbsterfahrenes und Neugesehenes den unschätzbarsten Kern bildete. Nach der Rückkehr in England durch die Zwistigkeiten des Vaters mit den dortigen Behörden genöthigt auf anderweitiges Unterkommen zu denken, versuchte Georg erst in Paris, dann in Holland und in Preufsen, für sich und den Vater schickliche Verhältnisse zu finden. Für den Vater gelang es erst im Jahre 1780 eine Professur in Halle zu bewirken, an welchem gewonnenen Ruheplatz derselbe dann bis an sein Lebensende ausharrte. Georg erhielt schon 1778 eine Lehrstelle an der Ritterakademie in Cassel, aber ihm sollte noch mancher Wechsel bevorstehen. Im Jahre 1784 berief ihn der König von Polen an die neue Universität nach Wilna, wohin er unter guten Aussichten abreiste, die sich aber nicht erfüllten. Therese Heyne, Tochter des berühmten Heyne zu Göttingen, wurde seine Frau, und folgte ihm nach Wilna; er bekam Kinder; aber auch als Familienvater wollte er dem Neuen und Entfernten mit gleicher Rüstigkeit wie vorher bereit stehen. Die Kaiserin Katharina berief ihn im Jahr 1787 zur Theilnahme an einer Russischen Weltumreisung, er löste seine Verhältnisse in Polen, und begab sich vorläufig nach Göttingen; ein höchst vortheilhafter Plan zu einer Spanischen Sendung nach den Philippinischen Inseln kam um eben die Zeit in Anregung; aber der leztere gerieth wieder in Stocken, die Russische Unternehmung wurde aufgeschoben, Forsters Aussicht völlig zerstört, und bei der ungewissen Lage, in welche er sich nun in Deutschland versezt fand, nahm er im Jahre 1788 bei der Universität in Mainz die Bibliothekarstelle an, zu der seine Freunde ihn dem Churfürsten empfohlen hatten. Hier konnte sich sein Loos, für den Ort selbst oder auch für entlegnere Ziele, mit der Zeit günstig genug gestalten; allein Forster sollte nicht zur Ruhe kommen; die Ereignisse, welche eine ganze Welt zu erschüttern und durcheinander zu werfen bestimmt waren, zeigten sich schon dem Blicke. Noch im Jahre 1790 machte er, in Begleitung seines Freundes *Alexander von Humboldt*, eine Reise nach den Niederlanden, nach England und Frankreich, deren Beschreibung eines seiner Hauptwerke bleibt, und in Frankreich konnte er an den dortigen Freiheitsbewegungen noch als ruhiger Zuschauer seine Freude und Theilnahme haben; aber schon im Jahre 1792 erreichte ihn der Sturm der Französischen Revolution, und rifs ihn zu thätigem Antheil fort. Mainz wurde nach der Flucht des Churfürsten den Franzosen übergeben, revolutionirt, in der Folge mit Frankreich vereinigt. Forster als öffentlicher Beamter, Redner, Abgeordneter des neuen Freiheitswesens sah sich bald in das trübe Schicksal dieser unreifen Gestaltung unselig verwickelt. Er befand sich im Auftrage seiner Mitbürger in Paris, um deren Wunsch zur Vereinigung mit Frankreich dem Nationalconvent auszusprechen, als mit dessen Erfüllung fast gleichzeitig die Einschliefsung von Mainz durch die verbündeten Deutschen erfolgte, und Forster mufste nun in dem Mittelpunkte der Revolution ausharren, ein leidenschaftlicher Theilnehmer an

Digitized by Google

ihrem allgemeinen Gange, ein verzweifelter Zeuge ihrer vielfachen Gräuel; seine grofsen Geistes- und Gemüthsgaben mochte er der zweideutigen Thätigkeit des Parteikampfes nicht hingeben, er blieb in untergeordneten, harmlosen Dienstaufträgen mehr verdunkelt als bemerkbar. Seine Frau, mit ihren Kindern frühzeitig aus Mainz geflüchtet und nach der Schweiz gezogen, hatte dort in seinem Freunde Huber, den sie später heirathete, eine Stüze, die ihm Sorgen und Unlust doch keineswegs ersparte. Das furchtbare Wogen der grofsen Ereignisse und der Drang der eignen verfehlten, beklommenen Lage, da er getäuscht, in Noth, seiner Papiere verlustig, von seiner Familie geschieden, und bald sehnsüchtig nach ihr zurück, bald in die entlegnen Fernen Indiens hinaus blickend, rath- und hoffnungslos nur von einem Tage zum andern noch lebte, rieben allmälig ihn auf, und er starb am 12. Januar 1794. Diefs sind die Aufsenlinien eines Lebens, dessen innere Erfüllung uns in gegenwärtigem Buche näher vorgelegt wird.

Der Briefwechsel ist, wie es nicht wohl anders seyn konnte, lückenhaft. Viele Briefe mufsten sich bei solchen Lebensunruhen verlieren, andre wurden zurückgefordert, oder doch dem Drucke vorenthalten. Die Herausgeberin ihrerseits scheint ohne Noth nichts unterdrückt zu haben, im Ganzen sind noch immer gegen 500 Briefe mitgetheilt, die dem sechszehnjährigen Zeitraume von 1778 bis 1794 angehören. Damit diese reichen Materialien leichteres Verständnifs und festeren Zusammenhang darbieten, hat die Herausgeberin einen Abrifs von Forsters Leben vorangestellt, der uns in jedem Fall willkommen und dankenswerth seyn mufs. Eine ausreichende Kenntnifs und eine geschickte Hand sind im Allgemeinen darin wohl anzuerkennen. Jedoch bleibt uns auch Einiges dabei zu tadeln; nicht nur ist der Vortrag oft unnütz, weitläuftig und geschwätzig, sondern auch sehr mit einer Art eleganter Salbung behaftet, die Alles nur immer recht anständig und begütigend einzurichten sucht, es aber daneben auch recht gewufst haben will, dafs solche gute Art hier beobachtet worden. Daraus entsteht ein leidiges Apologetisiren, welches den unbefangenen Leser, anstatt ihn zu gewinnen, nur stört und etwa gar mifstrauisch macht, wo er es von selbst nicht gewesen wäre. Ja es geschieht unvermerkt, dafs die Verfasserin ihren Gegenstand und ihre Absicht fast zu vergessen scheint, und anstatt Forsters Apologie zu machen, nur ihre eignen Verhältnisse und Zustände rechtfertigt und erklärt. Diefs ist ihr schon ebenso widerfahren, als sie, wie jezt Forsters, ihres ersten Gatten, früher die Biographie *Hubers*, ihres zweiten Gatten, ebenfalls mit Briefen herausgegeben. *) Manche Beziehungen, welche hinsichtlich Forsters und Hubers selbst mit ein paar Worten abgethan seyn konnten, hatten freilich für die Gattin Beider eine ganz andere Bedeutung, und führten ihre Feder in Erörterungen, deren Ergebnifs sich der Leser doch meist nicht vorschreiben läfst, sondern nach eignem Sinne zu nehmen pflegt. Die Vergleichung beider Biographien, in welchen theilweise derselbe Stoff mit merklicher Verschiedenheit behandelt ist, macht die Sache nicht besser. Doch wir wollen uns hiebei nicht aufhalten, als insofern es Forster betrifft.

Solche Mittheilungen wie diese Briefe haben aufser den trefflichen Einzelheiten, welche sich überall finden werden, wo Personen von Geist und Kenntnifs sich aussprechen, noch einen viel höheren Werth durch die Einsicht, welche sie uns in das Innere ganz bestimmter Menschen und Verhältnisse geben. Je vertraulicher, je rückhaltloser solche Briefe geschrieben wurden, je entfernter sie von aller möglichen Oeffentlichkeit scheinen durften, desto werthvoller müssen sie uns dünken. Was richtige Scheu, zuweilen auch freilich nur falsche Scham, aus den lauten und öffentlichen Darlegungen zurückhält, oft die eigenthümlichsten und wesentlichsten Aussprüche, die entscheidendsten Bezeichnungen und Bemerkungen, die Schlüssel zu den tiefsten Kammern der Menschenkenntnifs, das findet sich in solchen unzubereiteten, unverholenen Eingebungen des Augenblicks. Gewöhnlich ist es die Schattenseite der Menschen, die hier hervortritt, die Schwächen, die Mängel, das Gehässige; sehr natürlich, denn für Lob und Beifall findet sich leider die Gelegenheit seltner und der Ort überall. Wir dürfen uns durch diesen Umstand nicht irren lassen. Wir wollen mit allem Recht auch die besten und gröfsten Menschen nicht einzig in ihrer Tugend und Gröfse sehen, wir wollen sie nicht als Ideale, sondern als Menschen kennen, und also in ihren Schwächen und Blöfsen; das Schöne und Würdige wird dadurch nicht zerstört, sondern geprüft und erhöht. Ja es ist nützlich und billig, dafs auch der hohe und ausgezeichnete Mensch seinen Tadel finde, denn es soll jeder wissen, dafs ihm die Welt nicht weicher und zärtlicher

*) Unter dem seltsamen Titel: L. F. Hubers sämmtliche Werke seit dem J. 1802, nebst seiner Biographie, Tübingen, 1806.

Digitized by Google

ist, als Andern, und an dem Schicksale der Vorgänger und Nachbarn möge Jeder sich eine Warnung und Lehre nehmen; auch ist kein Vortheil dabei, dafs der Tadel verschwiegen bleibt, denn man läfst ihm, wo er nicht sogleich erscheint, seinen Platz lieber zu grofs als zu klein offen, und wer weifs übrigens, ob nicht einmal in veränderter Ansicht gerade zum Lobe gerechnet wird, was als Tadel ausgesprochen war? Der Briefwechsel Forsters ist in dieser Hinsicht ungemein schätzbar; es herrscht darin eine grofse Freimüthigkeit, und die Herausgeberin hat sich die Schranken mit allem Rechte nicht zu nahe gestellt, und von dem Vorhandenen, wie es scheint, wenig unterdrückt.

Wir nehmen an, dafs dieses auch in einer besonders wichtigen Beziehung nicht geschehen ist, wenigstens wäre es unverantwortlich, den Menschen grade in dieser nur verstümmelt erscheinen zu lassen. Nothwendig mufs dem Leser auffallen, dafs in allen diesen Briefen von Seiten Forsters nirgends eine Spur von eigentlicher Liebesneigung vorkommt; selbst die Briefe des jungen lebhaften Mannes an seine Braut sind wohl herzlich, vertraulich, freundschaftlich, wie es auch die spätesten an seine Frau noch sind, aber nichts weniger als Liebesbriefe. Auch in den übrigen Mittheilungen wird nirgends etwas der Art berührt. Dafs dergleichen weggeschnitten sei, ist nicht wahrscheinlich, würde auch sehr schwierig gewesen seyn. Wir glauben vielmehr einen entschiedenen Charakterzug darin zu erkennen, der Manches erklärt und begreiflich macht. Wir sehen uns daraus zu dem Schlusse gedrungen, Forster hätte nie heirathen sollen; dafs er eine geistreiche, verständige Frau heirathete, die seine Freundin seyn konnte und wirklich war, machte die Sache nicht besser, nur schlimmer. Ein solcher auf die freieste Wanderschaft angewiesener Mann durfte sich keiner Ansiedlung unterwerfen, und daher keine Verhältnisse eingehen, bei denen sie doch nothwendig wurde. Dafs er diese Verhältnisse, nachdem er sie einmal eingegangen, stets als ein edler Mann behandelte, ohne sich doch für sie umändern zu können, minderte den Druck dieser Lage für beide Theile nicht. Dafs die Ehe eine unglückliche war, bemerkt die Herausgeberin ausdrücklich. Huber sagt in einem Briefe noch bestimmter: „Eine entschiedene Uebereinstimmung des ganzen Wesens des Mannes und der Frau hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und diese beiden Menschen, die sich gegenseitig ehrten und Freunde seyn konnten, litten gegenseitig unter dem Unglücke, durch andere Bande (als die der Freundschaft) vereinigt zu seyn. Forster kannte die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und mir statt fand, und hiefs sie gut.“ So war es denn auch natürlich, dafs Huber bei eintretender Gefahr und Trennung sich mehr als Forster selbst berufen sah, das Haupt dieser Familie zu seyn, ohne dafs jedoch der nun schon in vielfachen Lebensbeziehungen festgewordene Zusammenhang zu lösen war. Da die Herausgeberin selbst diesen Brief Hubers in ihrem früheren Buche zum Druck befördert hat, so ist es wohl erlaubt, hier wieder Bezug darauf zu nehmen.

Als Freund erscheint Forster in ganz anderem Lichte. Als solcher schreibt er an seine Frau, an Huber, an *Jacobi,* an *Heyne,* an *Lichtenberg* mit warmer Zutraulichkeit, mit edler Offenheit, und mit stets wahrhafter, für alles Grofse und Schöne angeregter Geistes- und Gemüthsstimmung. In seiner vornehmen zugleich und kindlichen Erscheinung, seiner stets auf würdige Gegenstände gerichteten, an kleinlicher Persönlichkeit wenig hangenden Beschäftigung, in seiner weichen Vielseitigkeit der Ansichten und doch unerschütterlichen Stärke der Ueberzeugungen, mufs er seinerseits auf die Freunde einen fast noch tieferen Eindruck gemacht haben, als sie auf ihn. Wer ihn einmal erkannt hatte, liebte ihn, liebte ihn trotz aller Verschiedenheit der Meinungen und Wege, ja selbst bei Anlässen gröfster Unzufriedenheit. Die Briefe Jacobi's zeigen ihn ganz eingenommen von Forster; Heyne's väterliche Zärtlichkeit bleibt auch dem doppelt Abtrünnigen bis über das Grab hinaus treu; Lichtenberg äufsert sich so empfindungsvoll, als es von diesem kaustischen Charakter kaum zu erwarten seyn kann; die innigste Freundschaft spricht *Wilhelm von Humboldt* aus, — denn auch hier treffen wir beide Brüder, wie in Goethe's und Schillers Briefwechsel, als antheilvolle Genossen dieses Bildungskreises, obwohl von dem jüngeren Bruder hier keine Briefe, von dem älteren aber nur allzuwenige vorkommen, — und wir versagen uns nicht, ein so bedeutendes Zeugnifs einzurücken: „Die vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte, — so heifst es in einem Briefe vom Jahre 1789 — waren vielleicht die glücklichsten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen sehr grofsen Theil meines Genusses aus. Beinah mit keinem anderen Menschen verstehe ich mich so ganz, als mit Ihnen, und dafs sich das so von selbst, so ohne alle äufsere Veranlassung machte, dafs ich Ihre Freund-

Digitized by Google

schaft nur Ihnen danke, dieſs ist mir so unendlich werth, denn es zeigt mir, daſs Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir ist, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wissen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die sich Ihnen bei jedem Gegenstande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie sie darstellen, wie sehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute, und die Schonung für Alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das sich so bereitwillig anschlieſst, und so gern durch Liebe beglückt." Wir schlieſsen hier eine Aeuſserung Lichtenbergs an, welche nach der literarischen Seite hin mit gleicher Wärme die Zuneigung und Achtung für den Freund ausspricht: „Ich habe einmal in einem Feenmährchen — schreibt er im Jahre 1791 an Forster — eine sehr angenehme Vorstellung gelesen; der Held nämlich reiset, und unter der Erde reist ihm beständig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, so pocht er nur leise an die Erde, so steht der Schatz still und öffnet sich ihm. Sie sind mir, bester Freund, auf Ihrer Tour hundertmal so vorgekommen, wie jener Glückliche in der Feenwelt. Auch da, wo der Stab den Boden nicht anschlug, sah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiſs, kann es auch unmöglich übersehen. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daſs Sie die Bemerkung nicht bloſs sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem Grade angetroffen." Späterhin erhärtet er die von ihm gewiſs nicht leichtsinnig abgegebene Versicherung, daſs er sich von keinem Schriftsteller so gern genannt lese, als von Forster, noch durch die launige Bekräftigung: „Bei mir hat das Geständniſs auch der kleinsten Eitelkeit, als Beleg gesprochen, Eideskraft!"

Die Freundschaftsmilde, welche in Forsters Seele waltete, hatte jedoch nichts von der feigen Bestechlichkeit, in welcher schwache Naturen der klaren Einsicht und dem scharfen Urtheil entsagen, sobald ein scheinbarer Grund ihre günstige Befangenheit in Anspruch nehmen will. Wir gedenken hier eines Urtheils über Jacobi. Dieser treffliche Mann, den wir gewiſs hoch verehren, hatte für Freundesbenehmen und Freundesurtheil eine reizbare Zartheit, und unterlieſs nicht, den Freunden in vorkommenden Fällen seine Empfindlichkeit als rigoristische Norm sogar mit tugendstolzem Pochen aufzudringen; allein er selbst war darum nicht blind in Ansehung seiner Freunde, auch nicht der geliebtesten und verehrtesten; seine Urtheile fielen oft sogar ganz schneidend aus, wie das über die Fürstin Gallizin, über Buchholz und Andre, die in seinen Briefen mit Recht, weil sie sowohl ihn den Beurtheiler als auch die Beurtheilten gut bezeichnen, aufbewahrt sind. Ihm geschieht daher am wenigsten Unrecht, wenn auch an ihm einmal die Schattenseite von Freunden gezeigt wird, und es gereicht Forstern, der in frömmelnder, freimaurerischer und rosenkreuzerischer Schwärmerei während seines Aufenthalts in Cassel lange verstrickt gewesen, und diese Fessel glücklich abgeworfen, nur zur Ehre, daſs er auch durch die fortdauernde Liebe und Verehrung für Jacobi sich nicht befangen lieſs, in Bezug auf diese Richtung frei so über ihn zu urtheilen: „Meines Bedünkens — schreibt er im Jahre 1786 an Lichtenberg — hat mein Freund, der Düsseldorfer Jacobi, mit seiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle gespielt, indem kein Mensch den Schluſs einzusehen vermag, der ihn zu dieser Rückkehr geleitet hat. Seine Nothwendigkeit eines theologischen Glaubens, weil ein physischer Glaube nothwendig ist, scheint ein sehr schwacher, sophistischer Grund; denn anders ist doch, an dasjenige glauben, was alle Erscheinungen, zu allen Zeiten, für alle Menschenorgane gleich darstellen, und dagegen das, was keines Menschen Organ sich je darstellen kann, und folglich nie einem Menschen Beweis oder Empfindung seines Daseyns gibt. Aber freilich berufen sich Schwärmer auch auf Empfindung, die kein gesunder Mensch je hatte. Ich könnte indessen gar gern dem guten Jacobi sein Raisonnement, so wie sein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphysischer Purzelbaum ist, ungeahndet hingehen lassen, wenn er nur nicht eine verhafste Gewissens- und Moralitätssache daraus gemacht, und mit so viel pastorischer Declamation und so viel Salbung behauptet hätte, man müsse ein Schurke seyn, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrückte, und dann überlaut schriee, man sehe ein helles Licht!" Seinen freien, richtigen Blick, die Unbefangenheit seiner ersten Auffassung, seinen Widerwillen gegen alles Halbe und Zweideutige, zeigt auch sein Urtheil über Johann von Müller, von dem er schon im Jahre 1781 aus Cassel an Jacobi schrieb:

Digitized by Google

„Herr Johannes Müller ist hier Professor auf sein eignes Ansuchen geworden, nicht, wie überall in Zeitungen steht, er sei hergerufen. Ich habe viermal mit ihm in Gesellschaft gespeist, er ist einmal vor acht oder neun Wochen bei mir gewesen; ich bleibe ihm die Gegenvisite schuldig. Er ist mir nichts und kann mir nichts werden, so wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er schimpfte in meiner Gegenwart auf sein Vaterland und verspottete dessen Freiheit, und machte das Eloge des Despotismus, um dem Minister von Schlieffen zu schmeicheln. Er blasphemirte beim Französischen Gesandten, und Mauvillon erzählt von ihm, dafs man ihm die Sokratische Liebe Schuld gibt. Witz und Voltaire'sche Antithese und Scheinphilosophie kann man ihm nicht absprechen." Müller ist hier durchaus bezeichnet; so war er bis zu seiner lezten Zeit bei vielen guten Eigenschaften und aufserordentlichen Gaben unbedacht erhizt und ohne innere Festigkeit. Zwar gewann Forster späterhin doch ein freundschaftliches Verhältnifs zu ihm, aber innig konnte es nie werden, so leicht und gern auch Müller sonst mit Jedem die Hand schüttelte. Wie rein und klar geschildert, wie ganz er selbst erscheint dagegen Goethe in Forsters Darstellung! Der hohe und allgemeine Antheil, der sich Allem verbindet, was uns den Dichter der Nation auch in seiner jüngeren Zeit persönlich vor Augen stellt, berechtigt uns, die Stellen hier einzurücken, welche seiner in dem Buche zuerst gedenken. „Vor vier Wochen — schreibt Forster im October 1779 aus Cassel an Jacobi — war Goethe nebst dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforstmeister von Wedel bei mir. Ich soupirte mit ihnen, ohne zu wissen, dafs der leztgenannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, dafs ich keine Sottise sagte, wiewohl ich von grofsen Herren überhaupt mit grofser Freimüthigkeit sprach. Ich wette, es hat Goethe'n Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszupruschen. Den Tag darauf besahen sie den Garten zu Weifsenstein; ich sollte die Partie mitmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwischenzeit erfuhr ich, dafs der Herzog in der Gesellschaft sei. Den andern Morgen kam Goethe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach, wir gingen zusammen nach dem Landgräflichen Cabinet der Alterthümer und der Kunstkammer, wohin der Herzog sich nachher auch begab. Ich mufste bei ihnen bleiben und mit ihnen speisen, und gleich nach frühe eingenommenem Mittagsmahl reisten sie davon. Da sich Goethe anfangs nicht genannt hatte, so kannte ich ihn nicht, und — erkundigte mich nach ihm — bei ihm selbst. Sie kennen ihn, und wissen, was es für ein Gefühl seyn kann, ihn kaum eine Stunde lang zu sehen, nur ein paar Minuten lang *allein* zu sprechen, und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läfst sich das nicht. Von Ihnen haben wir viel gesprochen, er bat mich, Sie recht herzlich zu grüfsen. Ist mir recht, so haben Sie bei ihm eine Antwort zu gut. Der Herzog hat mir gefallen. Er frug sehr viel, und doch keinmal albern; gewifs, das heifst alles Mögliche prästiren." An seinen Vater schreibt Forster von demselben Besuche: „Goethe ist ein gescheuter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in seinem Wesen. — Der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehen und hören mufs, aber nicht beschreiben kann. Der Herzog ist ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weifs, sehr einfach ist und gescheute Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der seit vier Jahren sein eigner Herr ist, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete." Dieser Besuch in Cassel gewährt nicht nur an und für sich ein hübsches Bild, Goethe und der Herzog von Weimar mit Forster in demselben Rahmen: es verbindet sich damit noch ein andrer Bezug. Jacobi war in dieser Zeit mit Goethe'n, von dem er sich verlezt meinte, in herbem Groll, und schrieb an Forster empfindlich und verwundert zurück, der dadurch zu einer gleichsam rechtfertigenden Auskunft genöthigt wurde, die er folgendermafsen gibt: „Ich habe Goethe'n gesehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Behrisch in Dessau hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahnet, dafs Goethe Ihnen, mein Bester, so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, *wir* hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben, *ich* habe viel von Ihnen gesprochen; ich sprach von der Art, wie wir be-

Digitized by Google

kannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb und wie ungern ich Sie verliefs. — Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, dafs Sie mir aus Woldemar vorgelesen hätten, und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein „Ja" drauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr gedruckt," sagte er. Auch sind, erwiederte ich, vom zweiten Theile Bruchstücke im Museum erschienen. „Dafs er doch nicht hat warten können!" rief er aus; „warum Bruchstücke? konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre?" Ich sagte etwas Gleichgültiges dazu, mich dünkt, dafs doch Manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt, und bald an Sie schreiben würde? Ich sollte Sie doch von ihm grüfsen. Nun speisten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagessen verzehrt, so fuhren sie ab. Fast sein Leztes war, den Gruſs an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz." Wie herrlich unbefangen erscheint Goethe in diesen Zügen, wie ungestört in seiner Theilnahme, und wie erhoben über die vorüberziehenden Gewölke, die der Tag bringt und entführt! Aber auch Forster, zum Parteinehmen gleichsam aufgerufen, zeigt sich in vortheilhafter Weise, indem er den begehrten Antheil dem wehklagenden Freunde treulich widmet, aber dasjenige, wovon er Zeuge war, mit aller Selbstständigkeit des natürlichen Eindrucks günstig festhält. Noch oft wird Goethe's in der Folge gedacht, freilich zulezt unter den Einflüssen politischer Entgegenstellung mit grofser Kälte. Merkwürdig ist es, wie der Parteigeist jener Zeit, wie fast im ganzen Deutschen Publicum, so auch bei Forster, die ungünstige Aufnahme des Lustspiels der Grofs-Cophtha bedingt hat; die geschickte Anlage und der sichre Gang, die gewandte Entwirrung und gerechte Schuldvertheilung, womit der räthselvolle Stoff der verrufenen Halsbandgeschichte hier geschichtlichtreu dargelegt worden, konnte das Gedicht nicht retten, in dessen Absicht die herrschende Sinnesart nur „die blofs höfische Rettung der Königin" sehen, und in dessen meisterhafter, weltgewandter Sprache sie „den platten hochadeligen Alltagsdialog" auch nicht nachgeahmt mehr dulden wollte! Was über dieses Lustspiel gründlich Tadelhaftes gesagt werden kann, hat Goethe selbst unverholen ausgesprochen.

Zur Schilderung des Lebenszustandes mancher Orte in dem gegebenen Zeitabschnitte bieten sich in Forsters Briefen zahlreiche und anmerkliche Züge dar. Ueber Cassel, Göttingen, Wien, Wilna, Mainz, und zulezt über Paris wirft er zuweilen Lichtblicke, welche der Geschichtsforscher dankbar aufzusammeln hat. Wir glauben im Interesse unserer Leser hier nicht sowohl das Wichtigere, als vielmehr das Pikantere dieser Art herausheben zu dürfen, und theilen daher den Eindruck mit, den ihm während fünfwöchentlichen Aufenthalts zu *Berlin* im Anfange des Jahres 1779 diese Stadt gemacht hat. Er schreibt an Jacobi: „Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser grofsen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeufserliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewifs eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gastfreiheit und geschmackvoller Genufs des Lebens — ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräfsigkeit. Freie aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die *vernünftigen*, *klugen* Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem *gemeinen* Menschenverstande ganz begreiflich machen wollen! — Ich erwartete Männer von ganz aufserordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen wie andere; und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, dafs die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen, und mit offenen Ohren nicht hören? — *Spalding* hat mir noch am besten gefallen; *Nicolai*, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen; *Engel*, ein launisches, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochondriker; *Ramler*, die Ziererei, die Eigenliebe, die *Eitelkeit* in eigner Person; *Sulzer*, — noch vor seinem Tode sprach ich ihn, — *heiter* und *theilnehmend* noch, bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit, — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die *Französische* Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füfsen schütteln und weiter gehen." — Freilich kommt ihm der üble Eindruck, wie er selbst gesteht, auch grofsentheils daher, dafs er als merkwürdiger Fremder in fünfzig bis sechszig verschiedenen Häusern hat

Digitized by Google

Mittag- oder Abendbrot essen, und jedesmal dieselbe Geschichte herableiern, dieselben Fragen hören und beantworten, und tausend müfsigen Leuten die Zeit vertreiben müssen, wozu er sich, weil er gern für seines Vaters Anstellung günstig wirken wollte, über die Gebühr hergegeben. Aber seine Mifslaune geht noch weiter, und sein Aerger bezeugt uns unter andern eine hübsche Thatsache, die durch keine andere Gewähr so verbürgt seyn würde; er gesteht nämlich ohne Hehl: „Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, dafs Alles, bis auf die gescheutesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, dafs selbst, was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden mufs." Dafs Friedrich der Grofse noch in seiner lezten Lebenszeit so zu den Seinigen gestanden, um den Fremden anstatt alles Tadels, der im heimischen Kreise frei genug laut wurde, nur Lobpreis und Begeisterung finden zu lassen, bezeugt wahrlich in beiden Theilen den edelsten Gehalt und Werth! Der Angriff gegen das schöne Geschlecht in Berlin ist zulezt noch der bitterste; Forster mag an dasselbe gar nicht denken, findet die Frauen allgemein verderbt, die Eigenliebe, d. i. Koketterie, in Berlin zu Hause wie in Paris, den Ton der guten Gesellschaften auf eben solche fade, abgeschmackte Witzelei und Complimente und auf das unaufhörliche Ersinnen der sogenannten jolis riens gestimmt, und es werde daselbst, sagt er, gar nichts gedacht, und, aufser der gröfsten Wollust, gar nichts gefühlt! Mit dieser trostlosen Schilderung, in deren Uebertreibungsfluth Polonius immerhin einige Wahrheitskarpfen fischen dürfte, gewährt das lobredende Gegenbild, welches *Johannes Müller* zwei Jahre später von der nämlichen Stadt und Gesellschaft gleichfalls nach kurzem Besuch entwirft, eine merkwürdige Vergleichung.

Von dem Augenblicke, da Forsters Lebenswoge in die Meerfluth der Französischen Revolution einströmt, verschwindet in diesen Mittheilungen das literarische Interesse mehr und mehr, und ein ganz neues erwacht in dem politischen Element. Forsters Erscheinung erreicht hell ihren Gipfel, aber alsbald auch getrübt findet sie den Untergang. Das grofse Weltereignifs, dessen mächtige Wirkungen wir in allgemeinen Schicksalsgestalten zu betrachten gewohnt sind, wird uns hier im Gemüth und in den Begegnissen einzelner Persönlichkeit anschaulich, die ungeheure Massenbewegung zeichnet sich im entschwindend mitwogenden Wellenschlage des Privatlebens. Was uns hier dargelegt wird, ist um so anziehender, als über das Verhalten und den Umfang Deutscher Kräfte, welche in jene Bewegung herüberströmten, und sie verstärkend von daher auf das Vaterland zurückwirkten, nur noch Weniges öffentlich bekannt ist. Man hat versucht, den Antheil, welchen einzelne Französische Provinzen, oder auch fremde Landschaften an der Revolution gehabt, abgesondert hinzustellen, und z. B. die Einwirkung der Genfer in auffallendem Umfange nachgewiesen; wir glauben, dafs der Beitrag der Deutschen, wenn er auf solche Weise zusammengestellt würde, als einer der merkwürdigsten erscheinen müfste, schon um defswillen, weil die Deutschen, während z. B. jene Genfer doch ganz als Franzosen sich zeigten und nahmen, meist in völlig beibehaltener, recht eigenthümlicher Deutschheit die Revolution mitmachten. Wenige ausgenommen, wie etwa ein Clootz oder Trenck, waren die Deutschen, welche das freiheitverkündende Frankreich anzog, Männer von Kenntnissen, von edler Bildung und hohem Sinn, von redlichem Gemüth und nachhaltiger Begeisterung; wirken müssen solche Eigenschaften immer, ja sie wirken ganz unberechenbar, wenn auch für die Personen selbst nicht grade günstig; denn allerdings auch hier sehen wir es den Meisten schlecht ergehen, sie fallen schrecklich als Opfer, oder sie scheiden betrogen, mifshandelt, ein falsches Glück verschmähend und von ihm verschmäht, aus dem Getümmel, und bewähren in anderer, stillerer Bahn den Werth, der dort nicht gelten sollte. Aufser Forster selbst, der uns natürlich hier als Erster vorschwebt, sind Adam Lux, Kerner, Bollmann, Schlabrendorf, Oelsner, Rebmann, in gehörigem Abstande wohl auch Leuchsenring, und noch viele Andere von mannigfachster Herkunft und Schicksalswendung, als solche Beispiele zu nennen. Die Zuerstgenannten begegnen uns in Forsters Briefen mehrmals, und wir bedauern nur, dafs es nicht öfter geschieht; denn in Ermanglung besonderer Denkwürdigkeiten müssen die gesammelten Zeugnifsstellen, welche hin und wieder doch endlich in mancherlei Schriften hervorbrechen, uns das Andenken dieser Männer aufbewahren, welche, wie Kerner, Bollmann und Schlabrendorf, in dem Leben ihrer Zeit unendlich bedeutender und wirksamer wandelten, als manche Schriftsteller, deren Name sich nur leichter berühmt macht und erhält.

In dem Geiste der Männer, welche Tiefsinn, Wahrheitsliebe und Umsicht hochbegabt vereinigen, vergegen-

Digitized by Google

wärtigt sich in Ahnungen das Zukünftige. Welche bestimmte Gestalt die Ereignisse haben werden, mag Niemand sagen können, aber dafs und in welcher Richtung sie kommen, erkennt wohl früh ein reiner und kühner Sinn, dem eine grofse Masse von Welt und Leben zur Uebersicht vorliegt. Wie richtig auf das Gemüth Forsters gewisse Lebensbezüge in ihrer Allgemeinheit wirkten, beweist manche seiner Briefstellen. Die Zeichen einer Revolution sah er schon in Deutschland zehn Jahre vor dem Ausbruche der Französischen. Im Jahre 1779 schrieb er aus Kassel an Jacobi: „Wie wahr ist Alles, was Sie vom Deutschen literarischen Parteigeist schreiben! Mir ist es ein nicht zweideutiges Vorzeichen einer wahren gänzlichen Veränderung von Grund aus. Es kann so nicht bleiben. Alle Symptome sind da, und zwar nicht nur in der gelehrten, sondern auch in der theologischen und politischen Welt. So sehr meine Seele sonst Ruhe wünscht, so wünscht sie diese Krisis herbei, worauf sie eine grofse Hoffnung gebaut hat.“ Noch entschiedener spricht er diefs im Jahre 1782 in einem Briefe an seinen Vater aus: „Europa ist auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Wirklich, die Masse ist so verderbt, dafs nur Blutlassen wirksam seyn kann. Vom Throne bis zum Bauer sind alle zwischeninne liegenden Stände von dem, was sie seyn sollten, herabgesunken, und keiner mehr als unsere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wohl sagen, dafs sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind, als Pharisäer und Schriftgelehrten je waren; unwissender im Geiste der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland, als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. Es hilft Deutschland wenig, so viel von der Erziehung der Jugend zu sprechen; seine Geistlichkeit, bei der man nur die Kenntnifs Gottes und seiner Werke suchen sollte, ist so verderbt, dafs sie nichts von ihm, von seinen Wegen und seiner Schöpfung weifs, und es ist den Ungläubigen unserer Tage nicht zu verargen, wenn sie ihre Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten nicht schätzen.“ Die besondere Hinwendung seines Blickes auf die religiöse Seite des allgemeinen Zustandes lag in seiner damaligen eigenen Richtung. Als in Frankreich die Revolution später wirklich ausbrach, war Forsters Theilnahme für diese Bewegungen nicht erregter als die der meisten seiner Landsleute. Die Höfe ausgenommen, und auch diese nicht völlig, begrüfste Alles in Deutschland freudig die neue Erscheinung; am Rhein besonders fühlte man sich zu ihr, im Gegensatze der geistlichen Regierungen, lebhaft hingezogen. Was der Reiz der Sache nicht that, ersezten bald die heftigen Gegner derselben, die Französischen Ausgewanderten, welche die Deutschen Gränzen und bald auch das Binnenland überschwemmten. Von allen Seiten ist nur Eine Stimme über den Abscheu, den ihre Gesinnungen und besonders ihr Betragen aufregte; wer geneigt war von dem neuen Freiheitswesen, das schon befleckt und entartet nur unter Gräueln sich fortbewegte, wieder abzufallen, den konnte der Anblick der Emigranten noch dabei festhalten. Der widrige Eindruck, welchen diese übermüthigen Schaaren machten, bestätigt sich auch in diesen Briefen durch manche Angabe. So schreibt Forster im Juli 1791 an Heyne: „Die aristokratischen Flüchtlinge gehen seit einigen Tagen mit einer wichtigen Angelegenheit schwanger, die sie ganz von allen andern Considerationen abzieht; nämlich mit dem Project — ihren Fürsten, dem Monsieur, dem Artois und dem Condé, andere Maitressen statt der jetzigen, mit denen man unzufrieden ist, zu geben!“ — Im April 1792 berichtet er an denselben: „In Coblenz haben sich die Weiber, insbesondere die Maitresse des Monsieur, eine Mad. Balbi, so ganz schamlos betragen, dafs der Churfürst von Trier sich endlich hat erklären müssen, er könne sie nicht länger bei Hof admittiren, und sähe es gerne, dafs sie wegginge. Man hat hierauf Mainz sondirt, allein der Churfürst hat sich ebenfalls den Besuch verbeten. Nun geht also Madame, nebst der Balbi, die ihre Hofdame ist, und überhaupt alle die Weiber, die in Coblenz Klein-Versailles spielten, nach Turin zurück. Das sind die Menschen, für die sich Europa interessiren soll.“ Ja selbst der gute Heyne, dem die Kriegsereignisse wenige Monate darauf den Anblick dieser Leute zuführen, stimmt ganz in solchen Ton ein, und schreibt: „Dafs die Emigrirten (an dem unglücklichen Ablauf des Einfalls in Frankreich) den gröfsten Theil der Schuld tragen mögen, scheint so gut als erwiesen zu seyn. Eben sie sind die unschuldigen Ursachen vom terreur panique in den entfernten Gegenden; sie zogen zu dreifsigen und mehreren durch die Dörfer, und übten aus Mangel und Noth Gewaltthätigkeiten aus. Wo sie hingehen mögen, kann man nicht begreifen; ins Hannöverische kommen sehr wenig; um sie abzuhalten, soll an der Gränze gegen das Eichsfeld ein Cordon gezogen werden. — Die Aristokraten werden hier so gut verabscheut als anderwärts; dem Volk der Franken wird seine Freiheit gegönnt und ihm Glück gewünscht, aber defswegen verblendet man sich nicht über alles Uebrige.“ Wie Forster, nach der Flucht des churfürstlichen Hofes und nach dem Einzuge der Franzosen in Mainz allmälig in die dortige Revolution verflochten wird, anfangs noch die Billigung des Churfürsten dabei möglich scheint, dann wenigstens leidliche Entschuldigung sich erhalten will, endlich aber der Entschlufs völlig den Umständen beitritt, und jede Rückkehr abschneidet, diefs Alles möge man in den Briefen selbst, deren Interesse hier immer höher steigt, ausführlich nachlesen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 109. u. 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Johann Georg Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H.

(Beschluſs.)

Wäre Forster nur von revolutionärer Leidenschaft getrieben worden, oder von blindem Drange, sich nach dem Maſse seiner Gaben und Kräfte thatwirkend zu entfalten, so hätte er sich jezt ganz in seinem Element und glücklichst emporgetragen fühlen müssen; allein er war ein edler Geist und redliches Gemüth, und so sehen wir ihn von dieser Zeit an nur in den tiefsten Leiden ringen. Er sieht bald ein, daſs die Leute über und neben ihm ganz Anderes wollen als er; allein er muſs sich bekennen, daſs sie trotz diesem Gegensatze doch fortwährend noch dasselbe wirken. In diesen Zwiespalt geworfen, Geist und die Ergebnisse der Revolution zu lieben, ihre Werkzeuge und Wege aber groſsentheils verabscheuen zu müssen, durchringt er auf dem heiſsen Schauplatze von Paris, wohin das Geschick ihn versezt, als fast vergessener Zuschauer, doch in seinem Innern mitthätigst, alle Kämpfe jener verhängniſsvollen Tage. Die Betrachtungen, durch welche er sich aufrecht erhält, sind höchst merkwürdig. So schreibt er im April 1793 an seine Gattin: „Es bleibt bei meiner Behauptung, daſs man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der groſsen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin so wenig vom Charakter der Franzosen erbaut, als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben, und sehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zusammen machen die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen; so ungefähr wie die Deutschen zu Luthers Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden muſsten, indem sie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten.“ Und einige Tage später, mit gröſserer Niedergeschlagenheit, aber scharfer politischer Würdigung der Kräfte und Bedürfnisse des Augenblicks: „Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrigue eingeweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier Alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heiſst, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach Allem, was ich die lezte Zeit gelitten habe, daſs mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine lezten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. — So finster diese Bilder sind, so unbezweifelt scheint mir der Ausgang der Sache. — Bis jezt habe ich noch immer Ursache zu glauben, daſs die Mitglieder des Nationalconvents, die den sogenannten Berg ausmachen, ungeachtet sie nicht die zahlreichsten sind, gleichwohl ihre Plane durchsetzen werden. Auch kann ich mich nicht entbrechen zu glauben, daſs ihre Gegner sich mehr als sie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja sogar mit Dumouriez durchgestochen haben. Ich bin weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, aber ich lege ihm einigen Werth bei, weil die meisten Bekannten, die ich noch hier habe, der entgegengesezten Meinung sind, und ich mir folglich um so unparteiischer vorkomme. Ich läugne nicht, daſs *die Männer vom Berge* (les montagnards) sich oft von einer unvortheilhaften, unpolitischen Seite zeigen, aber bei dem Allem scheinen sie mir unbefangener als die Anderen, und unläugbar haben sie mehr Kraft und Ent-

Digitized by Google

schlossenheit. Man kann die Krise hier ruhig abwarten, sie kann nur die Anhänger und Anführer der Parteien selbst treffen.“ Dieser klare, freibehaltene Blick über die Parteistellung ist Forstern um so höher anzurechnen, als seine Empfindungsweise ihm eher entgegengesezte Urtheile aufdrängen mufste. Ueberhaupt darf es uns einen Mafsstab für Forsters Geist geben, dafs manche der Schlaglichter, welche unseres Wissens zuerst öffentlich *Bailleul*, über die Französische Revolution hingeworfen, seitdem aber Hunderte ohne ihn zu nennen von ihm entlehnt haben, schon in diesen Briefen, gleichzeitig mit den Begebenheiten, deutlich hervorleuchten.

Mit Gewalt klammert er sich bis zulezt an die höheren Vorstellungen fest, welche sein Geist als den der Revolution erkennt; mit Gewalt will er sich über das Niedrige, Gräuelhafte erheben, für das hingeopferte Schöne und Gute tröstlichen Ersatz finden. In einem seiner lezten Briefe schreibt er an Huber zweifelnd: „Können wir uns Stärke genug zutrauen, um jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegschwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unserer Fassung und Beruhigung fest zu halten?“ Er schmeichelt sich nicht, wie so Viele, mit nahen Hoffnungen: „Ich sehe,“ sagt er, „dafs ein heftiger Krampf in der Staatsmaschine uns noch bevorsteht, dafs Freiheit, so wie sie schon jezt während der Revolutionsregierung nicht möglich ist, bei einem Protectorat wenigstens auf eine Zeitlang verschwinden, und nur in den Herzen der Menschen ihre Freistätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unseres Welttheils, aber doch zum Verdrufs und Leiden der Jeztlebenden. Ferner kann so viel Willkür verübt werden, die Herrschaft der Leidenschaft kann auf einen noch nicht vorhergesehenen Punkt steigen, das Mafs der Ungerechtigkeit und Grausamkeit überfliefsen! Auf Alles das müssen wir gefafst seyn.“ Aber seine Selbstverläugnung will auch dem Anspruche dieser Aussichten gewachsen bleiben, deren fernes Licht ihm doch schon mächtig in die nächste Gegenwart strahlt. In demselben Briefe heifst es: „Die Gröfse der Zeit ist Riesengröfse, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert sie die ungewöhnlichsten Opfer. Ich glaube endlich, dafs ich *Alles* opfern kann, was sie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln selbst schälen und kochen? Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will? Nur zur Milderung dieser Spartanischen rauhen Schale gehört die Labung des Geistes in den süfsen Gefühlen der Mittheilung. Sehen Sie nicht, dafs die Ohnehosenschaft wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden mufs? Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der Habe, ist nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche selbst ist davon angesteckt, der Reichthum, den er nicht mehr geniefsen kann, ist fast wie gar keiner, sein Werth ist hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, sie entehren ihn. — In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. — Alles Grelle dieser Erscheinung wird durch den unversiegbaren Lichtstrom der Vernunft, der sich überall mit herdurchdrängt, *gemildert;* überall wird für sie gesorgt und für die Phantasie.“ Am Schlusse sucht er den Sturz der Gironde zu verschmerzen, von dem Sturme Muth gegen den Sturm fordernd; die Worte heifsen: „Oelsner mag gut schreiben, aber er meint, die Republik wäre nun mit Brissot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das ist sie nicht. Liebster Himmel! wenn sie nicht zehn Generationen solcher Kerle wie die jetzigen aushielt, ehe sie zu Grunde ginge, möchte der Teufel Republikaner seyn. Aber so viel wird sie nicht auszustehen haben, und ich hoffe, ich bin ein guter Prophet. Oelsners Gesichtspunkt ist grade defswegen so eng, weil ihm die Menschen so viel sind. Das gestattet nun einmal der jetzige Gang nicht, so traurig es für den Menschenfreund ist. Aber was ist zu thun? Die Hände über den Kopf zusammenschlagen und schreien: Es ist Alles verloren! und dann doch, wie wenn die Frau gestorben ist, sich vom Schreck erholen, und wieder auf die Brautwerberei ausgehen? Da ist es besser, gleich vom Anfang sich so zu stellen, dafs eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. Ich weifs wohl, meine und seine Art sind Beweise von der Verschiedenheit unsers Alters. Wenn wir jung sind, meinen wir immer, *das* oder *nichts* — und werden wir älter, und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch. Wenige sind so voll von ihrer Idee, dafs sie, wie Lux, das Leben dafür lassen.“ Wenige Monate nachher starb Forster, zwar nicht wie Lux auf dem Blutgerüst, aber doch kann man sagen, dafs er für seine Idee das Leben gelassen; die

Digitized by Google

Macht, der er huldigte, die ihn täuschte und preis gab, und neben seinem Abscheu doch seine Treue behielt, die Revolution hat ihn getödtet.

Bei dem Rückblick auf Forsters durchlaufene Bahn wird uns die Betrachtung besonders schmerzlich, dafs ein solcher Mann eigentlich stets in der Klemme gelebt, nie recht nach Bedürfnifs und Recht seiner Natur sich entfalten noch bewegen gekonnt. Und hiebei trägt grofsentheils seine Zeit die Schuld. Die Enge und Kümmerlichkeit der meisten Verhältnisse in Deutschland, die Stockungen, Umwege und Schranken, welche jeder strebende Muth erfahren mufste, sind uns in zahlreichen Beispielen längst bekannt. In unserer vaterländischen Welt ist es seitdem freier und luftiger geworden; Räume sind befreit, Wege gebahnt, Einrichtungen getroffen und Verhältnisse dargeboten, an welche vor dreifsig Jahren nicht gedacht werden durfte. Auch selbst in der Literatur ist Forster der Ungunst seines Looses nicht entgangen. Er gehört unstreitig zu unsern besten Schriftstellern, aber sein Name schwebt noch gleichsam ohne feste Stätte, und wird unter denen, in deren Reihe er gehört, doch nur selten und unsicher genannt. Geistvoll gewürdigt hat ihn *Friedrich v. Schlegel*, aber dieses gediegene Wort ist selbst beinah vergessen. Unsere dem eigenen Verdienste holden und fruchtbaren Tage scheinen auch manche Härte der vergangenen allmählig auszugleichen den Beruf zu haben, und auch hinsichtlich Forsters endlich eine günstige Gerechtigkeit zu beginnen. Wir haben es mit Erhebung angehört, wie ein freisinniger Geist, der mit Forster einst auf gleichen Wegen der Wissenschaft und des Erlebens als befreundeter Gefährte wandelte, dann aber auf eignen gröfseren Bahnen zu einsamer Höhe fortschritt, wie *Alexander v. Humboldt* in seinen unvergefslichen Vorträgen zu Berlin, vor der glänzendsten Versammlung, die jemals in dieser Hauptstadt zu solchem Zwecke vereint gewesen, mit edler Anerkennung Forsters Vorangehen und Verdienst würdigend in Erinnerung brachte. Jezt erscheinen in diesem Briefwechsel reichhaltige Denkwürdigkeiten, welche den Werth des Mannes in helles Licht setzen, und es bleibt nur noch übrig, um ihn in der Deutschen Literatur zu seiner Gebühr dauernd zu erheben, dafs auch seine Schriften endlich von verständiger Hand gesammelt und herausgegeben werden, wofür wir unsererseits Wunsch und Hoffnung lebhaft aussprechen!

K. A. Varnhagen von Ense.

LIII.

Die Fortpflanzung und Ernährung der Pflanzen von C. H. Schultz, Professor zu Berlin. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung 1828. Auch unter dem Titel: *Die Natur der lebendigen Pflanze von C. H. Schultz.* Zweiter Theil.

Die Fortpflanzung der Gewächse ist in neuern Zeiten ein Gegenstand vieler Untersuchungen geworden, und die Wissenschaft kann nur dabei gewinnen, wenn die Untersuchung mit Kenntnifs, Umsicht und Scharfsinn geführt wird, wie hier geschehen ist. Die Anregung zu einem Streite über das Geschlecht der Pflanzen wurde in Deutschland gegeben, auch wurden bis jezt noch alle Untersuchungen darüber in Deutschland angestellt, denn die Ausländer lassen sich in ihrem Glauben an das Geschlecht der Pflanzen, wie Linnée es lehrte, nicht stören; sie setzen die Befruchtung der Pflanzen voraus und untersuchen nur, wie sie geschehe, nicht ob sie geschehe. Schelver wurde von seiner Philosophie darauf geleitet, dafs die Pflanze von der Erde befruchtet werde. Das irdische Reich, sagt er, hat das Leben in der Gesammtheit und Verbundenheit; es ist so viel als es von Aufsen her empfangen hat; es ist in der Aeufserlichkeit und Masse gefesselt. Das Pflanzenreich hat in der Natur den Trieb des Fürsichseyns. Noch wurzelnd und unfähig sich von der Erde zu befreien, strebt es, das von Aufsen Empfangene in das Eigene zu verwandeln, und sich mit selbst erworbenem Leben aus der Niedrigkeit zu erheben. Wenn also, sezt er hinzu, in der beliebten Weise gefragt wird, welchen Nutzen die Pflanzenorgane haben, so kann man nur darauf antworten, dafs sie noch nicht den Trieb haben können, einander zu nutzen, sondern nur den Trieb der Entwickelung des Lebens aus dem finstern Reiche der irdischen Götter. Das thierische Leben hingegen, sagt er, hat sich von der Aufsenwelt entbunden und was in der Pflanze nur Trieb war, in Kraft und That errungen. Rec. kann diesen Behauptungen Schelvers im Ganzen nur Beifall geben, und ist von ihrer Wahrheit völlig überzeugt. Aber es geht hier, wie oft; der Gang der Folgerungen schreitet richtig fort, aber er verfehlt die Stellen, wo er die Reihe der Erscheinungen treffen sollte. Was Schelver von den Pflanzen überhaupt sagt, gilt nur von einigen Pflanzen, von den unentwickelten

Digitized by Google

vegetabilischen Organismen der Pilze, Algen, Lichenen. Hier ist wirklich niemals eine Spur von Geschlechtstheilen gefunden worden, hier kann man wirklich nicht nach jenem zweckmäfsigen Verhältnisse der Theile fragen, welches an den übrigen Pflanzen deutlich genug hervortritt. Der Fruchtbehälter der Lichenen steht zuweilen auf den blattartigen Unterlagen, dem Thallus, als ob er dadurch ernährt würde, aber eben so oft ist er der Baumrinde oder der Steinritze geradezu eingesteckt, gesondert von der Unterlage, und kann dadurch nicht ernährt werden. Es gibt Pilze und Lichenen, z. B. viele Sphärien, Lichenen mit einer Kruste u. s. w., an welchen die Individualität, und somit auch das Verhältnifs der Theile zu einander ganz unbestimmt ist. Aber was die mehr entwickelten Gewächse betrifft, hat Schelver gewifs Unrecht, und wir wollen darüber unsern Verf. hören. Sehr richtig zeigt er sogleich einen Widerspruch in Schelvers Meinungen, insofern nämlich einmal behauptet wird, es könne eine Frucht- und Samenbildung ohne alle Einwirkung des Blüthenstaubes statt finden, und ein andermal die Fruchtbildung durch die Bestäubung der Narbe erklärt wird, auf welche der Pollen als ein das Wachsthum hemmendes Gift wirken soll. Der Hauptirrthum, fährt er fort, ist dieser, dafs Schelver die Blumenbildung, und so auch die Befruchtung, als blofse äufsere Hemmung des Narbenwachsthums, also nur als eine blofs quantitative Metamorphose ohne Rücksicht auf die innere qualitative Richtung der Thätigkeit betrachtet. Er entwickelt dieses weiter und trägt seine eigene Theorie von der Befruchtung der Pflanzen vor. Sie beruht auf der Analogie mit der Assimilation, welche schon Wolf richtig eingesehen habe. So wie bei der Assimilation der Thiere, sagt der Verf., die innern Empfindungen von Hunger und Durst, und die freie Aufnahme und Wahl der Nahrung, im Allgemeinen beim Geschlecht dem Hunger der Gattung oder dem Geschlechtstriebe, und der durch freie Handlungen bezweckten gegenseitigen Aufnahme der zeugenden Stoffe durch Begattung entsprechen — so wird andrerseits bei den Pflanzen, wo bei der individuellen Ernährung keine Empfindung von Hunger und Durst, und keine freie Aufnahme der Nahrung ist, auch im Geschlechtlichen diesem der Mangel an Geschlechtstrieb und an Begattung entsprechen. Und wie nun weiter, fährt er fort, die Nahrung der individuellen Pflanzen selbst nicht in festen Stoffen, sondern vorzüglich in gasförmig aufgelösten besteht, so wird es noch vielmehr im Geschlechtlichen, als einer höhern Stufe der Assimilation, der Fall seyn müssen, dafs die befruchtenden Stoffe gasförmig aufgelöst werden müssen. Diese Theorie hat er durch Versuche bestätigt, welche sehr merkwürdig sind. Er hatte weibliche Hanfpflanzen im Zimmer, welche nach langem Blühen keine Früchte ansezten. Er brachte nun einen Blumentopf mit einer weiblichen Hanfpflanze in einen Garten, worin männliche Hanfpflanzen sich befanden, liefs ihn dort eine Viertelstunde in einer Entfernung von 5 — 6 Schritten von dem Hanfbeete stehen, und brachte ihn dann abgesondert wieder in das Zimmer. Von dieser Zeit sezten fast alle zu der Zeit blühenden weiblichen Blüthen Früchte an, und brachten reifen Samen, aber die später aufblühenden wurden unfruchtbar. Der Verf. versichert, dafs er denselben Versuch mit demselben Erfolg wiederholt und sich durch genaue Untersuchung überzeugt habe, dafs kein Blumenstaub die Narben der befruchteten Blumen berührt habe. Später sammelte er den sich entleerenden Pollen von Hanf, brachte ihn in eine Flasche, worin sich ein starker Dunst entwickelte und stellte die Flasche neben isolirte blühende weibliche Hanfpflanzen. Sie wurden ebenso befruchtet. Denselben Versuch hat er auch mit dem noch nicht verstäubten Pollen von türkischem Weizen an weiblichen Blumen derselben Pflanzen und mit Pollen von Kürbissen an weiblichen Blumen, von denen alle männlichen Blumen entfernt waren, mit demselben Erfolge wiederholt. Es ist hier zum Erstenmal das, was sonst von einer sogenannten aura seminalis gesagt wurde, durch den Versuch gradezu erforscht. Allerdings sind noch mehr und auch von Andern angestellte Versuche über diesen Gegenstand nöthig. Denn man mufs immer darauf Rücksicht nehmen, dafs jeder Forscher beim Versuche Täuschungen ausgesezt ist, und desto mehr, je mehr es darauf ankommt, seine eigene Theorie zu bestätigen. Allerdings führen aber die Pflanzen mit ganz getrennten Geschlechtern, wo man Wind und Insecten zu Hülfe rufen mufs, um die Befruchtung zu vollbringen, und wo man doch nur sehr selten Pollenkörner auf den Narben trift, die Vermuthung herbei, dafs der Verf. richtig gesehen habe. Es ist allerdings die Zusammenstellung der Assimilation mit der Befruchtung scharfsinnig, so wie die Folgerung von der gasförmigen Ernährung der Pflanzen auf die gasförmige Befruchtung, aber doch ist es nicht ganz richtig, dafs die Pflanze ganz allein von gasförmigen Körpern ernährt werde, denn sie wächst zwar und blüht durch sie allein, aber sie reift keinen

Digitized by Google

Samen, wenn ihr nicht der Extractivstoff in der Erde zugeführt wird. Wiederum könnte man aber für den Verf. anführen, dafs nicht allein gasförmige Stoffe den Geruch verursachen, sondern dafs gewifs noch andre zarte Körper mit in die Höhe gerissen werden, wie Moschus und ähnliche starkriechende Materien beweisen, und diese zarten, weit umher geführten, aber nur in der Luft schwebenden nicht aufgelösten Stoffe mögen den Extractivstoff, der ebenfalls in äufserst geringer Menge in der Erde vorhanden ist, ersetzen. Der Verf. führt, wie sich erwarten läfst, die bekannte Befruchtung der Dattelpalme an, wo man Alles durch den Wind zu erklären suchte, welcher aber nur ein unsicheres, oft fehlschlagendes Mittel der Befruchtung seyn kann. Bekanntlich hat Hr. Henschel in Breslau ein grofses Buch gegen die Annahme einer Befruchtung im Pflanzenreiche geschrieben, worin fast alle Gründe darauf hinaus kommen, dafs der Pollen nicht zur Narbe gelangen könne. Viele seiner Einwürfe fallen allerdings weg, wenn man den Bau der Blüthen im lebendigen Zustande betrachtet, aber manche sind doch nicht leicht zu beseitigen, wenn man nicht unsers Verfs. Behauptung, dafs die Befruchtung durch eine Art von aura seminalis geschehe, annimmt. Unser Verf. geht aber offenbar zu weit, dafs er den Pflanzen allen Hunger nach Befruchtung, wie er es nennt, abspricht; denn, bei Seite gesezt, dafs Linnée manche Erscheinung im Pflanzenreiche für eine zweckmäfsige Einrichtung zur Befruchtung mit Unrecht hielt, so bleiben doch manche Erscheinungen übrig, welche so deutlich dahin deuten, dafs man sie nicht verkennen kann, z. B. die merkwürdigen Veränderungen des Pistills im Epilobium angustifolium. Mit vielem Fleifse redet der Verf. auch von der Ernährung der Pflanze, aber wir sind hier noch so weit zurück, besonders ist die Chemie der organischen Körper, wie der gröfste Chemiker, Berzelius selbst gesteht, so unvollkommen, dafs hier nicht viel geleistet werden kann. Der Verf. führt alle Ernährung auf die Zersetzung der Kohlensäure zurück. Wenn auch dieser Eine Theil die nährenden Stoffe hergibt, so macht doch dieses die Ernährung der Pflanzen keinesweges allein aus, wie die Versuche mit Ernährung der Pflanzen im blofsen Wasser zeigen, wodurch ein reifer und vollkommener Samen hervorgebracht wird. Da dieses Buch sich über den ganzen Bau der Pflanzen erstreckt, so läfst sich erwarten, dafs der Verf. viel über den Bau der Blüthe gesagt habe. Es befindet sich darunter manches Treffende, aber auch Manches, womit Ref. keinesweges einverstanden ist, aber eine Erörterung dieser Gegenstände würde bald ins Einzelne führen, welches dem Zwecke dieser Blätter nicht angemessen ist.

L i n k.

LIV.

Christliche Apologetik. Versuch eines Handbuchs von Dr. Carl Heinrich Sack, ordentl. Professor der Theologie an der Rheinischen Universität u. s. f. Hamburg. 1829. XVIII und 456 S. gr. 8.

Die theologische *Apologie* treibt sich von selbst aus den Gegensätzen hervor, welche der christlichen Religion verneinend gegenübertreten, mögen sie als Religion eines Volkes, mögen sie als Glaube von Confessionen und Secten, oder als Philosophie und Theologie erscheinen. Ihre Aufgabe ist, einerseits die Unwahrheit des Nichtchristlichen, andererseits die Wahrheit des Christlichen darzuthun, und ihre Form defswegen die Reflexion, welche in Beziehung der gegebenen Extreme auf einander die Vernichtung des einen versucht.

Von dieser mit Bekämpfung des Besonderen beschäftigten Reflexion ist allerdings *die* Aufgabe sehr verschieden, welche die Wahrheit der christlichen Religion überhaupt zu vertheidigen, also ein geordnetes Ganze jener Reflexionen darzustellen unternimmt. Mit diesem Standpunkt wird das apologetische Geschäft, dem Kreis des praktischen Bedürfnisses entsteigend, zum rein theoretischen, und soll die *Apologetik* alle Momente im Zusammenhang umfassen, welche im Einzelnen Gegenstand der Apologien werden können. Eine solche Aufgabe hat sich erst die neuere Theologie stellen können, weil sie erst die genauere Sonderung der einzelnen theologischen Disciplinen und sodann die organische Verbindung derselben, um sie als systematische Totalität zu überschauen, hervorgebracht hat. Die Frucht dieses Strebens ist vornämlich die theologische Encyklopädie gewesen, welche vor Allen Schleiermacher, wenn gleich nur kurz und innerhalb seiner eigenthümlichen Ansicht, in einem hellen und eindringlichen Lapidarstyl mehr in Flufs gebracht hat, als es vor ihm bei Thym, Kleuker u. a. der Fall war.

Herr *Sack* hat im vorliegenden Versuch eines Handbuchs der christlichen Apologetik diesen Zweig der

Digitized by Google

Theologie allseitig zu behandeln sich angelegen seyn lassen. Ueberall ist ein Bemühen um einen wissenschaftlichen Gang sichtbar; die Abscheidung der verschiedenen Seiten der Sache sehr verständig; die ruhige Haltung des Ganzen lobenswerth; die von Gelehrsamkeit unterstüzte Darstellung meist klar, von einer milden, zuweilen an das Geistreiche auch Sentimentale streifenden Wärme durchdrungen. Nur wäre oft eine ausführlichere Bestimmung mancher Hauptbegriffe und im Styl die Vermeidung einiger Ausdrücke zu wünschen, welche die Strenge und Reinlichkeit des scientifischen Vortrags unangenehm stören, wie wenn immer vom Herzen als Sitz der Religion, von den Thaten Gottes, von den Waffen der Kirche u. s. w. die Rede ist. Die allgemeine Verständlichkeit, welche Hr. Sack seinem Buch auch in der Hinsicht zu geben bedacht war, es einem gröfseren Kreise von Lesern, als gerade in der engeren wissenschaftlichen Schule Gebildeten, zugänglich und fruchtbar zu machen, hätte doch wohl erreicht werden können.

In der Stellung nun, welche der Verf. der Apologetik im System der theologischen Wissenschaft ertheilt, schliefst er sich an *Schleiermacher* an, welcher in seiner kurzen Darstellung des theologischen Studiums mit ihr die Theologie eröffnet. Er sezt nämlich die Apologetik und Polemik allen anderen theologischen Disciplinen darum voran, weil sie als philosophische von ihnen unterschieden wären. Denn indem in ihnen nicht blofs die Selbstbetrachtung des Christlichen, sondern die Betrachtung des Christlichen und Nichtchristlichen vorhanden sei, müsse man nothwendig *über* dem Gegensatz oder in der Idee stehen, um das Urtheil des Begriffs vollziehen zu können. Habe die philosophische Untersuchung den ewigen Begriff von Religion und Offenbarung, von Wunder und Weissagung etc. herausgebracht, so müsse in diesem Resultat das Criterium liegen, der Wahrheit im Besonderen gewifs zu werden, womit schon gesezt ist, dafs diefs Besondere, indem ein Gegebenes, zugleich ein Geschichtliches seyn mufs, hiernach aber auch das Christenthum noch nicht als die absolute Religion, vielmehr als eine eigenthümliche neben den anderen behandelt wird.

So hat denn Hr. Sack auch (S. 7) die Apologetik als: „die Wissenschaft von *der eigenthümlichen Grundwahrheit* der christlichen Religion bestimmt, deren Quell *in derjenigen Aufeinanderbeziehung von Philosophie und Geschichte liege, welche durch das christliche Glaubensleben zu bewirken sei.*“ Er nimmt also Geschichte und Philosophie als die beiden Seiten seiner Wissenschaft, welche im Glauben und durch ihn ihre Vermittlung fänden, und spricht hiermit aus, dafs der Glaube und das von ihm ausgehende Leben Bedingung des ächten theologischen Wissens sei, wodurch allein es zu Stande kommen könne. Hier ist nun zu rügen, dafs Hr. Sack weder den Begriff der Geschichte noch der Philosophie näher angegeben und somit ganz unmöglich gemacht hat, ihn mit seinem eigenen Mafs zu beurtheilen. Denn er äufsert sich S. 6 nur so: „da wir nichts über dem Sinnlichen und Einzelnen Erhabenes *ohne Ideen* erkennen können, so werden diese auch zur wissenschaftlichen Erfassung des Christenthums wesentlich seyn, und diefs Verhältnifs wird dadurch nicht geändert, dafs die Philosophie als eigentliche Wissenschaft eine *sehr unvollkommene und wenig strenge Form hat*, denn den nachtheiligen Einflufs davon theilt die Apologetik mit allen anderen Wissenschaften, und es wird gerade auf einem so bestimmten Gebiete möglich seyn, die formalen Unvollkommenheiten der Philosophie durch *die eigenthümliche Form einer gemischten Wissenschaft* einigermafsen gut zu machen.“ Wir können daher nur sein Philosophiren (welchem seiner Versetzung mit historischen Ingredienzen wegen die reine Philosophie sehr dankbar seyn mufs, weil diese Verschwisterung ihren Mangel an Formbestimmtheit vergütet) und seine Ansicht der geschichtlichen Erscheinungen als Mafs für ihn annehmen, indem er selbst die verheifsene Combination von Philosophie und Geschichte so durchführt, dafs er in jeder Abtheilung zuerst den allgemeinen Begriff der Sache und hierauf deren empirische Existenz nachzuweisen sucht. Jedoch soll die Anordnung des Ganzen der *Geschichte* folgen. Daraus aber entsteht ein Schwanken und lockeres Aneinanderreihen. Es ist, weil Hr. Sack aus dem reinen Glauben nachher nichts heraus entwickelt, *kein Princip da*, welches mit positiver Kraft sich selbst entfaltete, sondern die Entwickelung gehört mehr dem Verfasser aufser derselben an, so dafs nun keineswegs das Spätere das Frühere immer in sich aufnimmt und so zu reicheren Bestimmungen fortschreitet, sondern nur die äufsere Progression von der Vergangenheit durch die Gegenwart zur Zukunft der leitende Faden wird, was dann natürlich nur den Anschein eines inneren Zusammenhanges gibt. Die wahrhafte Combination von Geschichte und Philosophie kann durchaus nichts Anderes als philosophische oder begriffene Geschichte seyn, so dafs in dem, was geschehen, was vergangen ist, der vernünftige

Digitized by Google

Zusammenhang oder die Vernunft als das arbeitende und gestaltende Princip erkannt wird. Die Beziehung des Begriffs auf die Thaten darf daher nicht von Aufsen kommen, sondern in dem Geschichtlichen selbst mufs das Daseyn des Begriffs gezeigt werden, ohne welchen man zwar auch Geschichte, aber eine begrifflose, unlebendige haben wird.

Da Begriff der Apologetik der Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion ist, so hat sie die vorerst unbestimmte Voraussetzung, die christliche Religion sei die wahre, aufzuheben und zur bewiesenen Gewifsheit umzuwandeln. Allerdings könnte man mit grofsem Recht behaupten, dafs ja diese Aufgabe in der dogmatischen Wissenschaft gelöst werde, indem diese den absoluten Werth der religiösen Vorstellungen durch Darlegung ihrer ewigen und nothwendig in sich selbst klaren Vernünftigkeit zu erörtern hat, so dafs also Alles, was in der Apologetik an die dogmatische Wissenschaft anstreift, in jener nur äufserlich seyn könne und erst in dieser seine positive an und für sich geltende Bestimmtheit erlange. Doch wie verhält sich die Apologetik, aus allen theologischen Disciplinen etwas pflückend, jedoch auf den Beweis des Wahren dringend, zur *Philosophie?* Doch wohl als zur Wissenschaft der Idee, der Principien, des speculativen Begründens? Denn der weiteste und engste und immer junge Begriff der Philosophie ist schwerlich ein anderer, als Erzeugung einer solchen Gewifsheit, der an und für sich bestehenden Wahrheit, dafs eine Erhebung der Gewifsheit in eine noch höhere eben so unmöglich ist, als die Veränderung dessen, was absolut ist, in ein noch absoluteres Seyn. Vielmehr mufs der speculative Beweis als die völlige Einheit des erkennenden Bewufstseyns mit dem Gegenstande des Wissens allen Zweifel gerade so in sich überwinden, wie die Wahrheit als die ewige Macht im Leben immerfort Irrthum und Schein und Lüge als das nicht Wirkliche, nicht von ihr Beseelte, von sich ausscheidet und zu dem, was es ist, zum Wesenlosen, herabsezt. Der Verfasser meint dagegen, wie wir gesehen, es gebreche der Philosophie die Strenge der Wissenschaft. Wie er nichts desto weniger zu ihr das Vertrauen haben kann, sie zum einen Quell seiner Wissenschaft zu machen, ist freilich nicht wohl einzusehen, besonders wenn man bemerkt, wie er von den Ideen spricht, indem ihm der Begriff der Philosophie ziemlich dahin zusammenschrumpft, sie als das classificirte Repertorium der im ordinairsten Sinne sogenannten allgemeinen Ideen anzunehmen.

Wenn die philosophische Wissenschaft das Räthse der erscheinenden Welt durch den Begriff ihres Wesens aufzulösen und die Alles durchdringende Nothwendigkei zu erforschen strebt, so ist die *Geschichte* ihr gegenüber die Bewegung der unendlichen Freiheit. Das im Christenthum offenbar gewordene Mysterium der Weltgeschichte ist Princip aller ihrer Gestalten, und der lezte Ring, an welchem in ihr die andern sich anknüpfen, die religiöse Freiheit. Weil in der Geschichte das Ringen des menschlichen Geistes mit dem göttlichen vor Augen kommt, so legt sie an sich selbst von diesem Zeugnifs ab, und ist defshalb auf das Höchste zu beachten. Hr. Sack fafst sie aber nicht sowohl als Erscheinung der unendlichen, sich selbst in sich bestimmenden Freiheit, sondern mehr als das *Mittel* auf, wie sich Gott dem menschlichen Geist zur Erscheinung bringt, oder, einfacher gesagt, *wie er sich erscheinen läfst*, indem er auf die Herzen der Menschen einwirkt, und in denselben, wenn sie ihm sich zuwenden, auf seine individuelle Weise thätig ist.

Indem der Verf. die allgemeinen Gesichtspunkte von Philosophie und Geschichte voranstellt, will er nun, in Kraft dieser Stellung, der Apologetik ein solches Verhältnifs zu allen übrigen theologischen Disciplinen geben, dafs sie, eine jede von ihnen beleuchtend, denselben als *Einleitungswissenschaft* vorangehn müsse, indem keiner der Hauptmomente in ihr übergangen werde. Aber je mehr eine Wissenschaft an positiver Stärke gewinnt, um so mehr vernichtet sich in ihr Alles, was das Werk äufserer, für den Beginn und an seinem Ort allerdings nothwendiger Reflexion war. Das ist mit der Apologetik der Fall, und darum prophezeyen wir ihren Untergang. Zwar will der Verf. einen organischen Zusammenhang und scheuet ein Aggregat. Allein wir wollen sogleich in Kurzem nachweisen, wie die Apologetik nichts enthält, was nicht als unumgänglich in den übrigen Disciplinen im Besonderen vorkäme, so dafs sie immer nur halb befriedigen kann, und der rechte Aufschlufs jenseits ihrer freiwilligen Schranke liegt.

Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung bestimmt den Begriff der Religion. Da nun die christliche Religion die wahre, also auch ihr Begriff der Religion der wahr-

Digitized by Google

hafte ist, so leuchtet ein, dafs die dogmatische Wissenschaft diese Abhandlung zu einem vorzüglichen Element haben werde. Wir sehen hierbei gänzlich davon ab, dafs diefs gewöhnlich in den Prolegomenen geschieht, weil nämlich alle Einleitungen bei der vollendeteren Ausbildung der Wissenschaft *als Anfänge vor dem Anfang* unnütz und lästig werden. — Der zweite Abschnitt definirt das eigenthümliche Wesen der vornehmsten unter den nichtchristlichen Religionen, was jezt Gegenstand der Philosophie der Religion geworden, welche die geschichtliche Entfaltung der Religion und sowohl die Identität als den Unterschied der anderen Religionen mit und von der christlichen zu begreifen hat. Der erste Abschnitt der zweiten Abtheilung bestimmt den Begriff der Offenbarung und den mit diesem zunächst zusammenhängenden des Wunders, der Weissagung und heiligen Schrift; diefs sind aber wiederum integrirende Momente der Dogmatik, wohin auch Alles gehört, was im zweiten Abschnitt vom Gottmenschen und vom Zustande des ersten Menschen gesagt ist. In Betreff der Jüdischen Theokratie, deren bestimmter Anfang im Patriarchen Abraham zu finden, müssen wir gestehen, dafs diefs einer der Punkte ist, denen mit der Zeit eine ganz andere Stellung als bisher in der Theologie zu geben seyn wird, welche Metamorphose auch in der grofsen Gährung auf diesem Gebiet theils sich erst noch ankündigt, theils schon ins Werk sezt.

Der erste Abschnitt der dritten Abtheilung hat mit dem Begriff des göttlichen Heiles, mit anderen Worten, mit dem Begriff der Seligkeit zu thun, welcher wiederum ohne Einsprache in die Dogmatik gehört. Der zweite Abschnitt von der Bezeugung dieses Heils durch mannigfache Andeutungen in Weissagungen, Vorbildern und typischen Institutionen scheint einen ausgezeichneteren Anspruch auf apologetische Wichtigkeit zu haben. Auch hat ihm der Verf. den sorgsamsten Fleifs gewidmet. Allein hier hätte die Natur der Gewifsheit, welche durch solche der strahlenden Wirklichkeit voranschwankende Schattenzüge, bald hellerer, bald dunklerer Ahnung entsteht, weiter entwickelt, und nicht, wie geschehen, sogleich eine Messianische Christologie, oder typische Dogmatik geliefert werden müssen. — In der vierten Abtheilung zeigt der Verf., dafs das Christenthum durch Mittheilung des Bewufstseyns der Freiheit den günstigsten Einfluss auf das Leben äufsere, und mit keiner Forderung der Sittlichkeit nicht blofs nicht in Widerspruch stehe, sondern selbst Ursprung der höchsten sittlichen Ideen werde, welche Untersuchung theils der Geschichte der christlichen Staaten (wie der Verf. S. 400 selbst einräumt), theils der theologischen Ethik angehört. — Endlich fällt der erste Abschnitt der fünften Abtheilung von der Vollendung der Kirche als der über die ihr entgegenstehende Welt siegenden, der Dogmatik anheim, so wie der zweite von den Mitteln zur Realisirung dieses unendlichen Zweckes, welche durch sich selbst Bürge seiner Vollendung seyn könnten, theils ihr im Locus von den Gnadenmitteln, theils der praktischen Theologie zugehört. — Es kommt also, höchstens mit Ausnahme des Abschnittes von den Religionen, gar nichts vor, was in sich selbst die Nothwendigkeit eines besonderen Bestehens trüge, um eine eigenthümliche Wissenschaft zu bilden. Wenn wohl nicht abgeläugnet werden kann, dafs alle jene Begriffe der Religion, Offenbarung, Seligkeit, der unbezwinglich siegenden Macht des religiösen Geistes u. s. f. an und für sich nothwendige Momente der Dogmatik, Einleitungswissenschaft (z. B. im Beweis für die Aechtheit der Schrift), der Ethik, Kirchengeschichte, Exegese (z. B. im biblischen Beweis für Christi Auferstehung) und praktischen Theologie sind, so kann man freilich behaupten, dafs dennoch alle diese Begriffe in einen besonderen in sich *eigenthümlich* zusammengehaltenen Cyclus zusammentreten könnten, indem sie alle hier in Beziehung zu ihrem Entgegengesezten erschienen und mit diesem Verhältnifs apologetischen Werth empfingen. Aber in keiner Wissenschaft kann das Negative entübrigt werden; die Dogmatik z. B. hat so gut, wie Sacks Apologetik, das Glück vom Heil, die Glückseligkeit von der Seligkeit, das Wunder vom natürlichen Leben und gemeinen Geschehen u. f. zu unterscheiden.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Nro. 111. u. 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Christliche Apologetik. Versuch eines Handbuchs von Dr. Carl Heinrick Sack.

(Beschluss.)

Die ganze Theologie ist ohne Beweis Nichts. Denn der Begriff der Sache und ihre Ableitung kann nicht unterschieden seyn von ihrem Beweis; der Beweis, insofern er kein äufserlicher, ist nichts Anders als die zum Begriff sich entwickelnde Sache. Indem nun die Theologie namentlich in der Dogmatik sich elenchtisch verhält, wird auch in ihr die volle Gewifsheit der Wahrheit entstehen, wogegen die Apologetik immer nur Ansätze dazu macht, weil sie bei einer weiter ausgeführten, in das Detail hinabsteigenden Entwickelung unfehlbar in das Gebiet besonderer Disciplinen sich verlieren würde. Hr. Sack kann daher auch nur willkürlich die Gröfse seiner Erörterungen bestimmen und mufs oft, wo sie gerade interessant werden wollen, abschneiden, um sich seinen apologetischen Charakter nicht zu verderben. Hierbei schweigen wir ganz von der Rücksicht still, welche an dem vorliegenden Versuch seine grofse Nützlichkeit in Anschlag bringen könnte, indem unstreitig vielen Lesern mit einer so kurzen und gut vorgetragenen Uebersicht der besten und trifftigsten Gründe, welche zum Vortheil der christlichen Religion sich anführen lassen, sehr gedient seyn würde, um ihren Glauben auch auf dem Wege wissenschaftlicher und doch leicht zugänglicher Belehrung zu befestigen. Ist einmal von Wissenschaft die Rede, ist gar Combination von Philosophie und Geschichte zur Aufgabe gemacht, ist also der doppelseitige Beweis der Wahrheit angezogen, nun, so kann wohl, ohne dafs man uns darum einer vornehmen und schnöde thuenden Prätension beschuldigen wird, auf eine gründlichere Beweisführung, als der Verf. darbietet, mit Recht Anspruch gemacht werden. Diese Gründlichkeit gewährt nur die wissenschaftliche Dogmatik, wie spröde auch die biblische und symbolische gegen dieselbe thun mögen. Die Apologetik hat kein genügendes Fundament in sich zu einem relativ isolirten Leben, und wird, bei aller nothwendigen Fortdauer der einzelnen und bestimmten Apologieen, als der unsterblichen Kritik der Kirchen und Confessionen unter einander, nach und nach absterben. Und gerade zu dieser Einsicht wird der vorliegende umfassende und schätzbare Versuch Vieles beitragen.

Wir gehen weiter zu seiner specielleren Beleuchtung. Der Verfasser will im Eingang die *eigenthümliche* Grundwahrheit der christlichen Religion, welche sie charakteristisch von allen anderen unterscheidet, hervorheben, weil diese Eigenthümlichkeit der besondere Gegenstand der Apologetik sei. Wir müssen aber gestehen, dafs wir uns im ganzen Buch vergeblich nach einer Darlegung derselben umgesehen haben, wenn gleich der häufige Gebrauch dieses Wortes zu den eigenthümlichen Angewöhnungen des Verf. und der Schule, der er angehört und in der es das Höchste ist, gehört. Uns hätte hier vor allen Dingen nothwendig geschienen, den Begriff der *Versöhnung des Menschen mit Gott*, wie ihn die christliche Religion gibt, zu berühren, weil doch wohl in diesem gerade der gesuchte Unterschied ihrer von den anderen Religionen liegt. Hierbei wäre der Verf. von selbst auf das Dogma von der *Trinität* geführt, in welchem das Christenthum seine absolute Universalität und zugleich seine absolute Einzigkeit hat, wie denn auch frühere Apologeten diesen Controverspunkt hervorgekehrt haben. So wollen wir nur der kleinen apologetischen Schrift des Anselmus, cur Deus homo, erwähnen, wo die wahrhafte Menschwerdung Gottes allen anderen Lehren von des Menschen Vereinung mit Gott gegenüber dialektisch fixirt wird. Der Verf. hat dagegen das Dogma von der Trinität *gänzlich ignorirt*, und damit das Specifische des Christenthums, wenn einmal von solchem die Rede seyn soll, ganz aufser Acht gelassen. Aber damit hätte er sich zum Speculativen entschliefsen müssen: denn was er so nennt, ist nichts als das Abstracte, Theoretische. Was er über die

Digitized by Google

Vermittelung des göttlichen Ursprunges und Inhaltes der Religion durch den Begriff einer religiösen Thatsache beibringt, ist ganz äufserlich und oberflächlich, weil er das Factum, worauf es ankommt, nicht als den zur Wirklichkeit werdenden Gehalt nachweist. Warum beiläufig (S. 12) der Verf. die apologetische Richtung der Theologie die *edelste* nennt, und damit über die anderen erhebt, ist uns aus seinem dürftigen Abrifs ihrer Geschichte nicht klar geworden.

Im ersten Theil *von der Religion und den Religionen* sucht der Verf. zunächst in Bestimmung des Begriffs der Religion den Extremen des Pseudorationalistischen, Mystischen und Moralischen auszuweichen, und erklärt sich vornehmlich gegen Schleiermacher. Wenn dieser Wissen und Thun als entgegengesezte Actionen in die beide befruchtende und zu ihrer Verschiedenheit sich gleichmäfsig verhaltende Lebendigkeit des Gefühles auflöst, so macht der Verf. das Gefühl zu einem von jenen unterschiedenen Moment, dem, wie sehr gründlich bemerkt ist, an und für sich keine religiöse Bestimmtheit zukomme, und das vielmehr in Bezug auf dieselbe der Zufälligkeit anderweitiger Bildung ausgesezt sei. Dagegen erkennt er als *Ergänzung* der Schleiermacher'schen Ansicht das *Herz* als Verein alles menschlichen Lebens, als Sitz der göttlichen Thätigkeit, was zum Fühlen, Wissen und Wollen das Vierte, ihre sie in sich aufhebende Einheit ausmache. Dafs der Hr. Verf. aber mit dieser S. 25 von ihm selbst *nur vorausgesezten*, an sich concret seyn sollenden Identität jener Besonderungen wirklich über Schleiermacher ergänzend hinausgegangen, sinkt jedoch zu bald nur zu einem Scheine herab. Diefs Herz, diefs alles Einzelne in sich verschmelzende Wesen, dieser Ort der göttlichen Activität bleibt bei Hrn. Sack dieselbe leere Einheit, wie bei Schleiermacher das Gefühl der Abhängigkeit des Einzelnen vom Absoluten. — Warum der Verf. für Herz nicht Geist gesagt hat, ist uns unerklärlich, da doch alle psychologische Analyse nicht blofs, sondern auch die gewöhnliche Sprachweise die gesammte Einheit aller sogenannten Seelenvermögen so zu bezeichnen pflegt. Aber gerade in allem Philosophischen zeigt sich der Verf. nicht sehr stark. Wo er S. 29 die Einseitigkeit des für sich ausgebildeten Fühlens, Denkens und Wollens darlegen will, kommen die sonderbarsten und seichtesten Aeufserungen vor, welche gar nicht mit einem näheren Urtheil begleitet zu werden brauchen, z. B.: „Vernünftiges Denken und lebendiges Fühlen steht in einem Gegensatz, der das ächte Handeln hemmt, und, wofern wir dieses als überwiegend uns denken, unterdrückt es sowohl die Reinheit des Denkens als die Entwickelung des Gefühles." Oder S. 30: „Ist aber das Handeln an sich selbst das Herrschende, so erhält das eigene Wollen und ruhelose Wirken ein solches Uebergewicht über klares Erkennen, und wirkt so hemmend auf die harmonische Entwickelung des Gefühles, dafs weder Klarheit noch Genüge dabei des Menschen Theil seyn können."

Es hängt genau mit dieser leeren Herzlichkeit und Einheit, welche für die Fülle selbst genommen wird, zusammen, wenn der Verf. S. 32 den Unterschied der Religionen nur in dem der *Gröfse* findet. Dafs die wahre Religion nur Eine, also auch in den nichtchristlichen Religionen ihr wirklich Religiöses ein und dasselbe mit dem Christlichen sei, ist ganz richtig. Jedoch wegen dieser nothwendigen Identität den Unterschied nur auf eine Breite des Mehr und Minder zurückzubringen und ein inneres oder stufenartiges Verhältnifs der Religionen unter einander zu läugnen, und, was als Individualisirung der Religion erscheint, blofs als physisch oder ethisch Verschiedenes zu setzen, ist falsch. Die moralische Freiheit (um aus einem anderen Gebiete ein erläuterndes Beispiel zu nehmen) ist allerdings auch mehr als die rechtliche, aber zugleich auch eine andere. So ist, was in der wahren Religion nur Moment, in den anderen Religionen noch zerstreut als deren Substanz; man vergleiche nur die Abstraction des Mohammedanischen Monotheismus mit der Einheit des christlichen Gottes. Der Verf. meint auch S. 43: „Dafs die Religion sich der Eigenthümlichkeit der Zeiten und Völker in dem Mafs anschmiegen werde, als in jener ein relativ reiner Ausdruck des ursprünglich Menschlichen ist." Warum aber diefs Leztere trennen vom Religiösen? Denn das Religiöse ist das ursprünglich oder absolut Menschliche. Warum die Religion der Menschheit sich nur *anschmiegen* lassen? Die Religion fügt sich nicht so lind und biegsam ein; sie hat die höchste Gewalt; sie ist das Regierende im Menschenleben, selbst in der Depravation, denn auch diese hat ihre, wenn gleich corrupte Religiosität. — Die kurze Darstellung der verschiedenen Religionen ist sehr mangelhaft. Der Verf. gibt ihre Grundzüge an, und schickt dann eine Kritik hinterher, welche zeigen soll, dafs keine von ihnen den von ihm aufgestellten Begriff der Religion erschöpft. Der Verf. will den eigenthümlich religiösen Gehalt und Einfluss jeder Religion zeigen, und

Digitized by Google

sie doch nicht vorzugsweise nach ihrem Ursprung und Zusammenhang betrachten. Aber in der Geschichte kann das Eigenthümliche nicht für sich, nicht losgerissen von dem Grund und Boden, worin es steht, begriffen werden. Der Verf. widerspricht sich hierin auch selbst, indem er bei der alten Jüdischen Religion z. B. ihre innere Beziehung zur christlichen anerkennt und die eine ohne die andere für unbegreiflich hält. Ferner will er auch einen Fortgang der Religion setzen, der ihm aber nicht recht gelungen ist. Er wärmt hier die bis zum Ekel verbrauchte Vergleichung mit den Lebensaltern des Menschen auf, hat sich aber in deren Computation doch wohl geirrt. Denn wenn er schon die Indische, Persische und Aegyptische Religion als die Kindheitsperiode ansieht, so wissen wir nicht, wozu man die Chinesische, Schamanische, die Südindischen, Africanischen und andere Zauberreligionen rechnen soll. Das Greisenalter ist ganz vergessen. Allein der Greis ist durch die Werke, die er als Mann vollbracht, über das Gedränge des Thuns hinausgehoben; er hat nicht mehr, wie der rastlose Mann, welcher der weichen Phantasie und dem unbestimmt allseitigen Wollen des Jünglings in der Festigkeit seiner Entwürfe entsagt, sein Interesse an der bunten Fülle und Möglichkeit besonderer Zwecke, vielmehr an der Identität aller einzelnen Zwecke mit dem Einen; nur von diesem durchdrungen, haben sie für ihn Reiz; denn er ist aus dem Erleben so vieler Begebenheiten, aus dem Wechsel so vieler Zustände, aus einer so mannigfachen Thätigkeit in sich gegangen, und hat nun Gott an und für sich vor Augen: so auf das Eine und Nothwendige, auf die göttliche Harmonie des Lebens gerichtet, ist die christliche Religion. Nur in Entwickelung des Zusammenhanges der verschiedenen Religionen vermag die Eigenthümlichkeit einer jeden, ihre endliche Beschränktheit, worin sie ihren Bestand und Untergang hat, klar hervorzutreten. Kann gezeigt werden (und nach den gelehrten Arbeiten der neuern Zeit wird der Zweifel an diese Möglichkeit sehr dünn), wie die eine zur andern in der festgewebten Kette der Weltgeschichte hindurchbricht, und wie die immanente Annäherung an die Wahrheit immer mehr jeden Schein von sich abscheidet, so wird eine jede als ein nothwendiger Standpunkt des religiösen Geistes sowohl gerechtfertigt, indem sein Entstehen sich begreift, als widerlegt, indem sein Vergehen klar wird. Nur wenn die Darstellung diefs Gedoppelte in sich vereint, kann gelingen, die christliche Religion als den durch die andern Religionen nach Rückwärts in ihrem erscheinenden Daseyn bedingten und nach Vorwärts für sie vorausgesezten und sie bedingenden Schlufs zu erkennen. Aber statt so im Positiven zugleich das Negative zu setzen, oder die Kritik als auch schon in der Sache enthalten zu nehmen, hat der Verf. die den mannigfaltigen Religionen gerade durch ihren Grund, die Eine und absolute Religion, inwohnende Bewegung bei Seite gestellt. Wir müssen hier das Einzelne übergehen, und bemerken nur, dafs der Verf. ohne genügenden Grund die alte Jüdische Religion ganz aus diesem Kreise fortgelassen, und nur der heutigen Entstellung der alten Theokratie Erwähnung gethan hat.

Im zweiten Theil, *von der Offenbarung und den göttlichen* Thaten, müssen wir uns gleichfalls auf Hervorhebung einiger uns auffallenden Züge beschränken, um nicht zu weitläufig zu werden. Die Behauptung des Verfs., „dafs der Begriff der Offenbarung zur Vernunft kein anderes Verhältnifs habe, als jede andere thatsächliche Erscheinung," ist uns ganz unverständlich, indem er S. 71 die Vernunft als das abstrahirende Denken beschreibt, was man seit Kant als das verständige zu bezeichnen gewohnt ist, die Offenbarung aber als eine eigenthümliche Handlung Gottes, wodurch er im Besonderen sich kund gebe. Er gibt keine Identität von Offenbarung und Vernunft zu, weil die Vernunft dem Menschen als Anlage, die Offenbarung aber Gott als seine ihn manifestirende individuelle Thätigkeit angehöre. Nachdem nun der Verf. sich ferner gegen mehrere herrschende Begriffe der Offenbarung und namentlich wiederum gegen den Schleiermacher'schen erklärt hat, stellt er S. 77 diesen Begriff auf: „die Offenbarung ist das durch göttliche Thätigkeit bewirkte Persönlichwerden Gottes in den Seelen besonders Berufener, welches sich durch das Wort dieser auch Anderen mittheilt." Der Verf. hat den nämlichen Begriff von Offenbarung, wie Fr. v. Schlegel ihn jüngst in seiner Philosophie des Lebens aufgestellt hat, „als von einer durch Gottes herablassende Thätigkeit bewirkten Erhebung des Gemüthes in eine Welt, in welcher er erscheint, worin (S. 79) der Unterschied von Idee und Wirklichkeit nicht existirt, eine Communication der Gottheit mit dieser höheren Welt, in welcher sich dann eben der Charakter Gottes offenbart." Das Mystische dieses Begriffs kommt im vierten Paragraphen erst recht zum Vorschein, indem nach demselben die Offenbarung eine solche unmittelbare Gegenwart der Gottheit in der Natur in sich schliefsen soll, wodurch die *dem Inneren des Menschen verwandte-*

Digitized by Google

sten Kräfte derselben als ihr eigenthümliches Organ erscheinen. Nur die wirkliche und *endliche Natur* könnten *allein das Mittel* seyn, durch welches die Gottheit das Gemüth in jene göttliche Sphäre erheben könne. Der Verf. meint, nur activ das Licht und der Ton von Seiten Gottes und passiv das Sehen und Hören von Seiten des Menschen brächten eine Offenbarung zu Stande. Ganz unsinnlich, naturfrei, reingeistig sei diese Thatsache nicht. — Das äufsere Criterium der Offenbarung an ihrem praktisch religiösen Gehalt in seinem Unterschiede vom dogmatischen, so wie auch der Zusammenhang des Wunders mit der Offenbarung als deren nothwendige Begleitung, sein Geheimnifs, das Undurchschaubare seiner Causalität, und endlich der Begriff der Inspiration scheinen uns zu kurz und leicht behandelt zu seyn.

Unter der wunderlich klingenden Kategorie von den göttlichen Thaten stellt der Verf. drei Momente der Geschichte als Thaten Gottes auf, worin er sich schlagend und unverkennbar enthüllt habe. Diese seien *Christi Erscheinung, der Bund Gottes mit Abraham* und *dessen Erziehung Adams.* Zwischen Adam und Abraham sezt er dann noch Noah, zwischen Abraham und Christus das Mosaische Gesetz als vermittelnde Punkte. In diesem Abschnitt sind mehrere treffliche Partien, z. B. die Schilderungen von Christi und Abrahams Persönlichkeit; sonst blickt eine gewisse Beschränktheit hervor und Mangel an Einsicht in die sich in sich selbst bestimmende Bewegung der Sache. Christus nimmt er gar nicht an und für sich als den seiner selbst bewufsten Gott. Er sieht in ihm mehr die höchste Individualität, in welcher Gott, wie wir es oben schon ausdrücken mufsten, sich habe erscheinen lassen. Man mufs gestehen, dafs der Verf. von der Gröfse und Herrlichkeit dieser Erscheinung durchdrungen ist, und S. 106—118 mit Liebe in die Betrachtung derselben sich vertieft. Aber gleich in dem Satz: „Jesus ist vom Tode auferstanden, und hierdurch wird seine fortwährende persönliche Einwirkung auf die Menschheit offenbar und gewifs," und besonders in der exegetischen Ausführung kommt die äufsere Auffassung des Sohnes Gottes zu Tage, welche mit dem oben erwähnten Ignoriren des Dogma's von der Trinität in der engsten Verbindung ist. Wir können es wirklich nur einen sinnigen Tact nennen, dafs der Verf. auf den Tod Jesu als auf eines der Hauptmomente für die Apologetik verfallen ist, denn nirgend zeigt sich bei ihm ein Bewufstseyn über die wahre Bedeutung vom Sterben des menschgewordenen Gottes. Als Sieg des Geistes über die Schranken der Natur und als Bedingung einer stäten Fortwirkung nimmt er die Nothwendigkeit der Auferstehung an, und folgert daraus eine sehr crasse, von sinnlicher Vorstellung reichlich inficirte Ubiquität, „weil ohne ein Fortleben Christi nach seinem Tode er unfähig seyn würde, auf die menschlich irdische Welt auf eine seinem persönlichen Leben auf Erden analoge Weise einzuwirken." Dieſs Sinnliche zeigt sich noch ferner S. 122 in der speculativ aussehenden rationalen Deduction der Auferstehung Christi vom Tode, dafs nämlich in jedem Gestorbenen noch ein Rest von Leben, also auch noch ein Punkt sei, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen, was doch, mit schlichten Worten gesagt, heifst, dafs Christi Sterben noch nicht bis zum Tode, „wo Leib und Seel' sich *trennen,*" vorgeschritten gewesen, wie anlockend auch klinge, was der Verf. von der Wiederbelebung u. s. w. sage. Es ist ihm hauptsächlich um den (in seiner früheren Darlegung der Glaubwürdigkeit unserer heiligen Schrift vorbereiteten) Beweis zu thun, dafs jenes überlieferte Factum keine Fiction sei; aber über dieses empirische und sich freiwillig genügende Interesse geht er nicht hinaus zur Frage nach der Nothwendigkeit des Sterbens Jesu, aus welchem als Resultat die der Auferstehung sich von selbst ergeben hätte. Viel besser ist die S. 151—176 geführte Untersuchung über die Stiftung der Jüdischen Theokratie, und insbesondere über die historische Glaubwürdigkeit des Pentateuchs, welche sich mit Einsicht und Gelehrsamkeit der Ansicht seiner unmosaischen Entstehung und seines theilweis mythisch-poetischen Inhaltes entgegenstellt, die man jezt auf das Bündigste und Anschaulichste in *Leo's* Geschichte der Juden vorgetragen findet. Bei Weitem schwächer ist, was der Verf., wenn auch ziemlich liberal, über den so oft besprochenen Urzustand des Menschen sagt. Lessing verkennt er; er glaubt ihn mit der Forderung zu corrigiren, dafs der Begriff der erziehenden Offenbarung von ihm auf jene Urzeit hätte beschränkt werden müssen, wogegen gerade der universelle Standpunkt, die ganze Geschichte als eine solche Entwickelung vom Niederen zum Höheren, und in ihr die göttliche Leitung, die zweckvolle, ihrer bewufste, sich erfüllende Vorsehung zu sehen, das Grofse und Wahre in Lessings Auffassung ist.

Der dritte Theil *vom Heil und den Zeugnissen Gottes,* welcher über ein Drittel des Ganzen S. 200—360 befafst, unterscheidet zuerst das Heil als Mittheilung göttlichen

Digitized by Google

Lebens von dem aus der Natur und Welt hervorgehenden Glück, entwickelt hierauf die Nothwendigkeit seiner Mittheilung an uns in der Form einer menschlichen Person, welche es wesentlich und vollständig in sich habe, und leitet hieraus den Begriff der Weissagung als Bezeugung des im Heilande kommenden Heiles ab, welche sich entweder in der prophetischen *Rede* oder in dem als Person, Ereignifs, Institution erscheinenden *Vorbilde* darlege. Es ist unverkennbar, dafs der Verf. für diese Seite der theologischen Wissenschaft ein erfreuliches Talent besizt. Mit grofser Umsicht, mit innig nachfühlendem Sinne und mit Gelehrsamkeit hat er die Grund-, Reichs- und Bildweissagungen unterschieden und in ihrer ansteigenden Folge entwickelt. Wir müssen, wie schon die vorhin erwähnte Ansicht des Pentateuch, so auch diesen Abschnitt zu seiner näheren Beurtheilung, welche durchaus in die specielle Exegese und Geschichte einzugehen hat, denen überlassen, mit welchen der Verf. theils in Widerstreit, theils in Uebereinstimmung sich befindet. Seinen Standpunkt auf diesem Gebiet hat der Verf., wie es uns scheint, S. 217, in diesen Worten angegeben: „es gefällt Gott nach dem Gange seiner Offenbarung gewisse Personen und Ereignisse der Geschichte so von der allgemeinen Dunkelheit des Irdischen in Bezug auf das Heil zu entkleiden, dafs sie als Lichtpunkte für den in ihnen zu erkennenden gemeinschaftlichen Zielpunkt der ganzen Geschichte erscheinen. Hieraus geht hervor, dafs wahre, von Gott gegebene Vorbilder nur in der Geschichte des Volkes Israel und in demjenigen Theil der Urgeschichte zu erwarten sind, welcher in den schriftlichen Ueberlieferungen der ältesten Offenbarung enthalten ist.“ Im engeren typologischen Kreise der vorbildlichen Personen und Stiftungen hat der Verf. sich oft zu sehr gehen lassen, und ist dadurch in lächerliche Uebertreibungen gerathen, welche ganz untheologisch, ganz der Idee Gottes zuwider sind; z. B. wenn er bei der bekannten Parallele Abels mit Jesu und Kains mit dem Jüdischen Volk sagt (S. 337): „Man darf sagen, Kain wäre derselbe Böse und Hasser geblieben, wenn es Gott gefallen hätte, den Streich, den er auf seinen Bruder führte, durch eine Zuckung seiner Hand auf ihn selbst zurückzuführen. *Aber dieſs gefiel Gott nicht, weil es ihm gefiel*, in der Art des Ausbrechens des innerlich vorhandenen Gegensatzes ein Vorbild zu geben von der erschöpftesten Durchführung desselben Sinnes in dem: Kreuzige, kreuzige ihn!“ Aehnlich spielend ist das S. 348 über die wunderbare Errettung des Propheten Jonas aus dem Leibe des Seethiers Beigebrachte, welche geschehen — *damit es ein Vorbild gäbe* — — Als wenn Gott sich so angelegentlich mit Bereitung solcher Andeutungen beschäftigte, und nicht vielmehr diese Identität des Vergangenen und Zukünftigen in einer anderen Linie läge, als im Begriff einer durch Gott von Aufsen in die Geschichte hineingesezten Veranstaltung. Man darf die *Vergangenheit* in ihrer Beziehung auf die *Gewifsheit* von dem, was *ewig* und damit der Hebel aller ihrer Veränderungen ist, nicht überschätzen. Dergleichen apologetischer Supernaturalismus und Dogmatismus ist sehr geeignet, (wie schon einmal geschehen) den kaum entschlafenen frivolsten Rationalismus wieder ins Leben zu rufen und ihm ansehnlichen Vorschub zu thun.

Der vierte Theil handelt von *der belebenden Kraft und den Wirkungen des Christenthums*. Hier haben wir an der Entwickelung des Begriffs der Belebung zu tadeln, dafs die Freiheit aus der Persönlichkeit, nicht umgekehrt die Persönlichkeit aus der Freiheit abgeleitet wird, welche Stellung doch wohl die einfachere und richtigere gewesen wäre, und die Unterscheidung des Natürlichen vom Geistigen, welche S. 61 und 62 dem Verf. Schwierigkeit macht, sehr erleichtert hätte. Sonst ist die concentrirende Macht der Religion und die innere Einheit des Sittlichen mit ihr ziemlich gut beschrieben. — Im Folgenden wird jedoch die Vorliebe des Verfs. für ausgezeichnete Individualitäten zum Extrem. Er sucht darin eine Gewifsheit von der göttlichen Wahrheit unseres Glaubens, welche doch immer, bei aller übrigens recht gern zuzugebenden Dignität und Gravität empirisch bleibt. Von Seiten der Tiefe und Energie und Reinheit des Charakters haben wir nichts vor den Alten voraus, wenn wir sie nicht ungerecht über das Knie brechen, und mit schielender Reflexion beschauen wollen. Und so ehrenwerth jede Persönlichkeit ist, wenn sie einen wesenhaften Gehalt in sich birgt, so ist doch sie eben nicht selten Hemmung begreifender Erkenntnifs. Man mufs das Leben, wo die Neigung der Einzelnen zu Einzelnen, die Liebe ihrer Individualität, der Genufs ihrer Trefflichkeit, die zarte Scheu vor derselben, ja die Demuth des ihre Begabtheit, ihre Macht empfindenden Gehorsams ganz an seinem Ort ist, und wo es frevelhaft seyn würde, dieser Achtung und Anhänglichkeit entgegen zu seyn, wohl unterscheiden von dem Interesse, welches auf Erkenntnifs und Anerkenntnifs der Wahrheit an und für sich geht. Diesem höchsten Interesse ist die Individualität schlechthin untergeordnet, weil sie

Digitized by Google

in diesem Zusammenhang ihren Werth nur aus der Idee selbst schöpft, und nur in Bezug auf diese als mit ihr sich erfüllend und sie durchsetzend beurtheilt werden kann. Hier ist das Werk der Mann, und das an und für sich Allgemeine, was er als das Seine trägt, und was in ihm als sein substantielles Leben sich bewegt, gibt ihm seinen bestimmten Werth, seine bestimmte Wichtigkeit. Als solche vorragende Menschen nun, welche durch den Glauben an Jesus Christus ein Leben gehabt haben, worin sich findet, was alle Nicht-Christen ersehnen, führt der Verf. den Petrus, Paulus und Johannes, Chrysostomus, Luther und den Pastor Oberlin zu Waldbach im ban de la Roche auf; warum nicht eben so sehr auch noch diesen und jenen?

Von Betrachtung der vereinzelten Persönlichkeit als dem kleinsten Gebiet für des Christenthums belebende Kraft geht der Verf. über zu gröfseren, und sucht zu zeigen, wie Familie und Staat, Wissenschaft und Kunst durch das Christenthum in meliorem partem verändert sind. Es ist in dergleichen Erörterungen Gewohnheit geworden, Kraft und Erscheinung zu trennen; auch ist diese Entwickelung nicht leicht. Man stellt wohl Person, Familie, Staat, Wissenschaft und Kunst auf die eine, die christliche Religion auf die andere Seite. Beide, für sich selbstständig, sollen nicht aufser einander bleiben; sie treten also in Beziehung auf einander; jene Elemente werden zur passiven, das Christenthum zur activen Substanz. Aber sie verändernd und seine Kraft in ihnen zur Erscheinung bringend, *sezt es als sie, was es selbst ist,* oder, es sezt sich, sein Wesen, in ihnen. Es *fliefst* nicht blofs *ein,* wie etwa ein Flufs in den andern, die ihre Wellen mit einander mischen. Ohne die christliche Religion würden jene geistigen Elemente sich allerdings nicht so, wie geschehen und geschieht, verändern; jedoch eben diese Veränderung ist als Manifestation des Christenthums selbst zu fassen. Abschaffung der Sclaverei und Leibeigenschaft, Heiligung des Fürsten, Tendenz zur Gemeinsamkeit überhaupt, bewufste Theilnahme des Willens der Einzelnen an der Gesetzgebung, Milderung der Strafen, im Allgemeinen, gleichere Berechtigung Aller — sind die Momente, welche Hr. Sack als politische Wirkungen der christlichen Religion richtig aufführt. Aber sie hätten alle aus dem Begriff der Freiheit abgeleitet werden können, welche des Christenthums unendliche Elasticität ist. Denn keine andere Religion weifs, was absolute Freiheit ist. Diefs Bewufstseyn rastet nicht in den Bekennern der wahren Religion, sich zum Selbstbewufstseyn zu erheben, und respectirt in jedem einzelnen Menschen den mit ihm lebenden Gott; so ist die religiöse Freiheit Bedingung der politischen und das innere Mafs derselben.

Die Charakterisirung der christlichen *Wissenschaft,* S. 407 ff., ist ganz äufserlich gehalten als Erzeugung des Strebens, die Idee und Empirie mit einander zu vereinen. Es verlohnt sich nicht der Mühe, von dem, was der Verf. Seichtes und Triviales bei dieser Gelegenheit von der Philosophie sagt, noch besonders zu sprechen. — Von der christlichen *Kunst* ist S. 414—24 ein kleiner gut geschriebener Abrifs gegeben, der von einem gebildeten Geschmack zeugt, aber weiter nichts Neues enthält, und im Ganzen seinen Zweck, in der Reflexion auf die nichtchristliche Kunst das Universelle, und vom heiligen Geist Durchdrungene der christlichen Poesie darzuthun, nicht erreicht.

Endlich mit dem fünften Theil von der *Vollendung und den Waffen der Kirche Christi,* wo die äufserste Ferne und Hinbewegung zu ihr erreicht wird, schliefst das Buch. Die religiöse Vollendung der Menschheit durch den Sieg des Christenthums besteht nach ihm in der *inneren Reife alles natürlich-Menschlichen* für die Beseelung durch den Geist Christi, und die *Neubelebung des Herzens durch den Glauben* an das Evangelium wird von ihm nur zur *Bedingung* der Theilnahme an der Vollendung gemacht. Dafs nun die Kirche als die *einst siegende* vorgestellt wird, ist ganz begreiflich. Aber ist denn ihr Sieg etwas Anderes als ihre absolute Wirklichkeit? Diese eben, meint man, sei nicht blofs durch das Bestehen auch anderer Kirchen *neben* der christlichen, wie der Jüdischen, Mahomedanischen u. s. w., nicht blofs durch das Bestehen von Unterschieden *innerhalb* der christlichen Kirche selbst als der Morgenländischen, Abendländischen, Americanischen u. dgl., sondern auch durch die positive Unfreiheit des menschlichen Geistes im *Bösen* negirt. Diefs Alles müsse aufhören und eine absolute Heiligung auf Erden eintreten; dann sei auch die Kirche vollendet. Diese Voraussetzung ist durch die Idee der Freiheit, als der in unendlicher Macht sich selbst durch die hemmenden Bande der Natur hindurchbrechenden und durch die Willkür der Selbstsucht hindurchsetzenden, nothwendig. Nicht der heillose Lauf der Welt, sondern das göttliche Gericht der Welt machen das Finale. Hr. Sack meint S. 428, dafs einst „wenn die von Wahrheit und Liebe Beseelten durch

Digitized by Google

den Kampf mit der Bosheit in jener nicht mehr gefördert werden könnten, die Bosheit *durch irgend ein göttliches Machtwort* von allem Einfluſs auf die natürliche Menschenwelt geschieden werden müsse, was denn die Vollendung und der Sieg des Christenthums sei," welcher dann, setzen wir hinzu, nicht ein errungener, durch es selbst als Erreichung seines völligen Daseyns erzeugter, sondern durch jene göttliche Willkür vom Himmel gefallener wäre. Aber der Sieg der Kirche ist auch jezt schon in ihr als der siegenden. Welche Kraftlosigkeit hätte der göttliche Geist, welch Unwesen würde er seyn, wenn er seine Manifestation auf Einen Punkt versparte, um sie auf demselben ganz *baar* vorzulegen.

Die Aeuſserlichkeit des Verf. in diesen tiefen Regionen blickt am deutlichsten in der Trennung hervor, welche er zwischen der vollendeten Kirche und ihrer erscheinenden Realität macht. Nur als *Abbilder* der einstigen, annoch vorausgesezten Vollendung der Kirche Christi führt er ein frommes Braut- und Eheleben, *ein wahrhaftes Gemeindeleben* und die innige Gemeinschaft eines engeren Kreises von Freunden auf. Man wird ganz irr, wenn man dergleichen liest, ob das in Wahrheit mit Ernst gesagt, ob nicht vielleicht mit Ironie hingestellt seyn soll. Erklärt auch Hr. Sack den Sieg der Kirche für etwas der Gegenwart Fremdes und der Zukunft Aufbehaltenes, so hätte doch schon sein eigener Ausdruck einer *Annäherung* des Sieges ihn bestimmen sollen, den Ausdruck eines Abbildes zu vermeiden. Vom Brautleben zu geschweigen, so ist das rechte Familien- und Gemeineleben zumal wahrhaftig nicht bloſs ein Bild vom Geist, was von sich weg erst auf ein Jenseits der Zukunft bezogen werden müſste, sondern es ist die *Existenz des Geistes selbst*. In einem frommen Leben sind die Menschen nicht bloſs in einer gedachten, nur dem Bewuſstseyn gegenständlichen Einheit mit Gott, sondern mit ihm in ihrem Selbst versöhnt. Allein Hr. Sack scheint überhaupt nicht zu wissen, was der Geist der Gemeine ist. Denn aus Allem geht hervor, daſs er „freie Zusammenkünfte christlicher Personen, — in welchen sich jedem Einzelnen das Bewuſstseyn mittheilt, daſs man in einem Kreise von wahrhaft dem Erlöser dienenden Gemüthern sei, — was etwas durch nichts zu Ersetzendes und nichts Nachzuahmendes," über das Gemeineleben stellt. Aber solche Gemeinschaften, wenn sie, was gewöhnlich nicht ausbleibt, ein reflectirtes Selbstgefühl ihrer Religiosität gewinnen, sind immer nur ein Schatten von der erschütternden und fruchtbaren Energie einer Gemeine und vertiefen sich zu leicht in das eitle Genieſsen ihrer frommen Zustände.

Als Annäherung des Siegs nennt Sack vorzugsweise die fortschreitende Durchdringung des höheren Denkens von schriftgemäſsen Grundgedanken. Unter dem *höheren* Denken versteht er zwar nicht ausschlieſslich das speculative und reflectirende, sondern „jedes mit Würdigem sich vereinende — und auch, worin eine Gefahr liegt, über Alles, was der Menschheit werth ist, sich erhebende." Wir haben es kein Hehl, daſs wir dieſs nicht verstehen, weil wir mit Bestimmtheit weder jenes sociale, noch dieſs misologische Denken, insofern es doch das Höhere genannt wird, denken können. „In der Schrift, sagt Sack, ist das einzige *Maſs*, das Criterium der Wahrheit, — weil es überhaupt nichts Anderes gibt, worin unfehlbare, aus dem Quell der Wahrheit rein und vollkommen hervorgegangene Gedankenformen enthalten sind." Allerdings ist die *Schrift* ein unzweifelhaftes Zeugniſs der absoluten Wahrheit, und muſs insofern die Identität Alles dessen, was sich dafür gibt, mit dem Inhalt der Schrift nachgewiesen werden können, z. B. das Recht selbst, von der Autorität der Schrift frei zu seyn, worüber Jo. XIV, 6 und 7, 1 Cor. I, 2, II 10 — 13, IV. 20. Nach Hrn. Sacks Ansicht müſsten alle Philosophen die Berechtigung ihrer Begriffe durch die Autorität der Schrift nachweisen können. Die ganze Wissenschaft würde dann eine exegetische Physiognomie annehmen, und die Hermeneutik statt der Logik als die legislative Gewalt oben an stehen.

Die Gewiſsheit endlich, das die Kirche ihren Zweck, d. h. die wahre Religion zum Daseyn zu bringen, auch erreichen werde, empfängt der Verf. nicht aus ihrem Begriff, der selbst diese Macht in sich schlösse, sondern aus dem Begriff der Mittel, durch welche sie sich sezt. Als solche Mittel zählt er die Bibel als Norm des Wissens, das Predigtamt als Waffe gegen Unwissenheit, Irrthum und Lauheit, und eine glaubengemäſse Entwickelung der wissenschaftlichen Theologie als Waffe gegen die Uebel des Mechanismus, der Schwärmerei und des Hierarchismus auf. Wir stimmen mit dem Lezteren völlig überein und hätten nur eine schärfere und genauere Entwickelung dieser Begriffe gewünscht, damit die Einheit deutlicher würde, in welcher Schrift, Predigtamt und Theologie mit dem Geist der Kirche selbst sind, wiederholen jedoch auch hier, daſs wir nicht sehen, worin gerade bei diesem Begriffe die gesuchte apologetische Dignität und Qualität liegen solle.

Carl Rosenkranz.

Digitized by Google

LV.

Connaissance des tems ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1830; publiée par le bureau des longitudes. (Paris 1827. 216 Seiten Kalender und 276 Seiten Additions etc. 8°.)

Dieſs ist der 152ste Band einer Ephemeride, welche seit 1769 ohne Unterbrechung erschienen ist. Der gegenwärtige Band ist, wie die nächstvorhergehenden, nach den besten astronomischen Hülfsmitteln berechnet worden, und hat wie diese keine wesentlichen Aenderungen in ihrer Einrichtung erlitten.

Der zweite Theil enthält wie gewöhnlich unter dem Titel: *Additions*, mehrere in den Sitzungen des Längenbureau's verlesene Abhandlungen. Von den fünf Finsternissen, welche in diesem 1830sten Jahre an Sonne und Mond sich ereignen, ist bloſs die totale Mondsfinsterniſs vom 2. Sept. in Paris zu sehen.

Hierauf folgt nun der eigentliche Kalender, Sonnen- auf- und Untergang, Abweichung deſsgleichen für den Mond und die Planeten in gewohnter allgemein bekannter Form (von p. 8 bis p. 151). Hierauf die „Phénoménes et observations" für die zwölf Monate; Anzeige der höchsten Fluthen für 1830; mehrere Hülfstafeln; ein Verzeichniſs von 160 Sternen für den Anfang des Jahres 1830. Hierin sind denn endlich auch die Südsterne, wie Canopus, Centaur, Kreuz etc. aufgenommen worden.

Die „*Table des positions géographiques*" (p. 171 bis p. 206) hat keine namenswerthen Verbesserungen erhalten, das „examen général" ist nämlich bis hierzu nicht damit vorgenommen worden. Die Breite der *Berliner* Sternwarte wird immer noch: 52° 31′ 45″, also um 30″ zu groſs angegeben.

Die „*Explication et usage des principaux articles etc*" gibt eine kurze Gebrauchsanleitung des Kalenders und eine summarische Uebersicht der bei seiner Berechnung zum Grunde gelegten Hülfsmittel.

Den Beschluſs des ersten Theils macht wie gewöhnlich eine Uebersicht der meteorologischen Beobachtungen auf der Pariser Sternwarte.

Den zweiten Theil der Ephemeride eröffnet ein Mémoire des groſsen *Laplace* sur *le flux et reflux lunaire atmosphérique*. Dieser schönen Abhandlung folgt unmittelbar: *Poisson's Discours prononcé aux obsèques de M. le marquis de Laplace*, worin derselbe kurz und würdevoll die groſsen Verdienste Laplace's um die astronomischen und mathematischen Wissenschaften schildert.

Extrait d'un mémoire de M. Poisson sur le mouvement de la terre autour de son centre de gravité. Eine sehr interessante Abhandlung *Tables pour calculer les Differences de niveau des points trigonométriques du premier ordre. par M. Puissant.*

Das königliche Corps der Ingénieurs-géographes beschäftigt sich mit dem groſsen trigonometrischen Nivellement, um zu erfahren, ob die Gewässer des Oceans und des Mittelmeers, bei völligem Ruhstande, in *gleichem* Niveau stehen, wie Delambre's vorläufige Berechnungen es wahrscheinlich machen. Eine wohlgeordnete Dreieckskette aus dem groſsen Netze der neuen Karte von Frankreich verbindet beide Meere mit einander. Die Messung der Triangel sollte im Jahre 1827 durch Hrn. *Coraboeuf* und *Peytier* zu Stande gebracht werden. Eine Menge Scheitelabstände, welche auf den höchsten Spitzen der Pyrenäen bei sehr günstigem Zustande der Atmosphäre gemessen wurden, können, nach *Puissant's* Meinung, die Unterschiede des Niveau's sehr gut darstellen.

Hr. *Puissant* entwickelt sein Problem unter Voraussetzung, daſs die Erde ein Elipsoide de révolution sei, wobei zugleich auf die Höhen der Beobachtungspunkte über den geodätischen Entfernungen dieser Punkte Rücksicht genommen wird.

Die *Tafeln* nun sollen dazu dienen, dergleichen Berechnungen zu erleichtern und abzukürzen.

Mémoire sur la longitude de Manille; par M. Daussy.

Die Vervollkommung der Geographie (sagt Hr. Daussy mit Recht) erfordert eine neue Untersuchung aller Punkte, und vorzüglich derjenigen, welche ihrer eigenthümlichen Lage nach als Anhaltspunkte (point de départ) für künftige chronometrische Längenbestimmungen dienen können. Hr. *Daussy* fand sich daher veranlaſst, die Länge von Manilla, aus zwei Sternbedeckungen möglichst genau zu berechnen, welche *Malaspina's* Expedition dort im Jahre 1792 beobachtete.

Espinosa freilich gibt das Resultat dieser Beobachtungen summarisch an; Hr. Daussy sucht dagegen die Lage vorerwähnter Stadt, durch Hülfe unserer neuesten Monds- und Sterntafeln zu bestimmen.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 113. u. 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Connaissance des tems ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1830; publiée par le bureau des longitudes.

(Beschluſs.)

Die erste Bedeckung vom 19. October 1792, zu *Cavita* (0° 3′ 40″ westlich von der Kathedrale) beobachtet, gibt die Länge von Manilla 118° 39′ 12″ östlich, wobei aber der Mondsort nicht verbessert werden konnte, was jedoch bei der zweiten zu *Palapag* (auf der Insel Samar) beobachteten stattgefunden hat. Hr. *Daussy* trägt das für *Palapag* gefundne Resultat auf Manilla über und findet solchem nach die Länge dieser Stadt 118° 38′ 6″, und im Mittel aus beiden 118° 38′ 39″ = 7 St. 54′ 34″, 6 östlich von *Paris*. *Espinosa* sezt nach eben diesen Beobachtungen die Länge von *Palapag* 8 St. 10′ 29″, 10 östlich von *Paris*, *Manilla* 7 St. 54′ 17″, 6

weil *Malaspina's* Seeuhren den Längenunterschied beider Punkte zu 16′ 11″, 4 in Zeit angeben. *Daussy's* Resultat, weil es sich auf neuere und verbesserte Hülfsmittel gründet, mag allerdings den Vorzug von beiden verdienen.

Espinosa gibt überdem noch 17 Beobachtungen von Jupiters - Trabanten - Verfinsterungen, aus welchen die Länge von Manilla hergeleitet werden kann; er selbst berechnet sie daraus zu 7 St. 54′ 36″. Nach Don *Sanchez Cerquero*, Director der Cadixer Sternwarte, soll *Ferrer* aus eben diesen Verfinsterungen 7 St. 54′ 34″, 0 gefunden haben.

Daussy seinerseits vergleicht dieselben Beobachtungen mit *Delambre's* neuesten Tafeln und findet die Länge

aus 5 beobachteten Eintritten 16 St. 5′ 46″
aus 9 beobachteten Austritten 16 St. 4′ 43″
Im Mittel . . . . . 16. St. 5′ 14″, 5
oder . . . . . 7 St. 54′ 45″, 5

östlich von Paris.

Daussy bemerkt, und unseres Bedünkens mit Recht, dafs die von *Vernaci* 1804 angestellten Beobachtungen von den *Malaspina'schen* (1792) ganz hätten getrennt werden müssen; ferner dafs es zweckmäfsiger sei, blofs diejenigen Beobachtungen mit einander zu vergleichen, welche von einer und derselben Person angestellt worden sind. Er habe (bemerkt er ferner) blofs deſswegen *Vernaci's* Beobachtungen mit Malaspina's verbunden, um eine desto gröfsere Anzahl von Eintritten zu erhalten.

Der daraus entspringenden Unsicherheit zu entgehen, sucht der sehr gewandte *Daussy* den Tafelfehler für die 1792 beobachteten Ein- und Austritte der Jupiters-Trabanten durch Greenwicher Beobachtungen zu bestimmen, und findet die Verbesserung = Zero. Die im Jahre 1804 angestellten Beobachtungen geben sie für die Eintritte — 5″, 0; für die Austritte + 1″, 0. Hr. *Daussy* findet auf diese Weise die Länge von *Manilla* 118° 41′ 15″.

Endlich werden die Tafelfehler berechnet, wie solche nach den zu Viviers angestellten Beobachtungen sich ergeben haben. Hr. *Daussy* findet diese für die 1792 beobachteten Austritte — 35″. Die Beobachtungen des Jahres 1804 geben sie für die Eintritte + 15″ und für die Austritte — 1″.

Die Verbesserungen für 1792, so wie solche aus *Flauguerges* (Viviers) Beobachtungen sich ergeben, weichen an 30″ von den früher gefundenen *Greenwicher* ab. Hr. *Daussy* hält sich an leztere und nimmt die Länge von *Manilla* zu 118° 38′ 39″ an.

Eine Hauptbestätigung dieses Resultats scheint er sich von den Beobachtungen der Hrn. *Fabri* und *Lapierre* zu versprechen, welche zu *Cavita* zahlreiche Mondsabstände beobachteten.

Wir bemerken, dafs Hr. Prof. *Würm* die Länge von *Manilla* auf 7 St. 54′ 38″, 8 berechnet hat, und zwar aus beiden Sternbedeckungen. (Schumachers Nachrichten Nro. 139. p. 399.)

Mémoire sur la comète périodique de 6, 7 ans par M. Damoiseau.

Digitized by Google

Dieser Komet wurde von *Biela* zu Josephstadt in Böhmen am 27. Februar 1826 entdeckt und bald darauf von Gambart, Harding, Clausen und mehreren anderen Astronomen bis gegen den Maimonat beobachtet. Gleich die ersten Berechnungen seiner Bahn zeigten eine grofse Aehnlichkeit mit denen von 1772 und 1806. Die Hrn. *Clausen* und *Gambart* fanden die Umlaufszeit resp. 2438 und 2460 Tage = 6,737 Jahre. Da aber die Planeten bedeutenden Einfluſs auf diesen Kometen äufsern, so hat Hr. Damoiseau auch diese Störungen in Rechnung genommen und darauf die Ephemeride der Wiedererscheinung des Kometen im Jahre 1832 gegründet. Dieser Abhandlung folgen zwei andere sehr schöne:

Sur la détermination des orbites que décrivent autour de leur centre de gravité deux étoiles très rapprochées l'une de l'autre. Par M. *Savary*.

Mémoire sur la mesure des azimuts dans les opérations géodésiques et en particulier sur l'azimut oriental de la chaine de triangles qui s'étend de Bourdeaux à Fiume, en Istrie. par M. M. Biot (père) et Biot (fils).

Ferner:

Notice sur les expériences du pendule invariable, faites dans la campagne de la Corvette de S. M. la Coquille, pendant les années 1822, 1823, 1824 *et* 1825. *Par L. J. Duperrey, capitaine de Frégate, commandant l'expédition.*

Frankreich hat seit dem lezten Frieden zwei Expeditionen ausgerüstet, um bei einer Weltumsegelung Beobachtungen für Physik und Naturwissenschaften anzustellen. Demzufolge wurden an mehreren Orten Beobachtungen mit dem unveränderlichen Pendel gemacht, um daraus die Gestalt unseres Planeten abzuleiten. Diese nun haben im Allgemeinen das Resultat gegeben, 1) dafs die Abplattung für beide Halbkugeln wesentlich dieselbe ist, 2) dafs an einigen Beobachtungspunkten ein östlicher Einfluſs zu verspüren ist, welcher den Gang der Uhr mehr oder weniger stören kann. Dieses wurde vorzüglich auf Isle de France, Mowi, Guom und Ascension bemerkt.

Das Detail dieser Pendelbeobachtungen kann hier nicht mitgetheilt werden — wir müssen uns darauf beschränken, die Hauptresultate der Expedition historisch anzuführen:

Es ergab sich die Erdabplattung aus der Verbindung der Pendelbeobachtungen,

an allen Stationspunkten	1/266,44
mit Ausschluſs von Isle de France	1/273
mit Ausschluſs von Isle de France und Ascension	1/281,1
aus Paris und Ascension	1/270
aus Paris und Port Jackson	1/276,2
aus Malouinen und Ascension	1/273,4
aus Malouinen und Port Jackson	1/283,5
aus der Verbindung von *Freycinets* Beobachtungen mit denen der Coquille jedoch mit Ausschluſs von Isle de France	1/281
desgleichen mit Ausschluſs von Isle de France und Ascension	1/289,15

Die *südliche* Halbkugel an und für sich betrachtet gab:

aus Vergleichung der Beobachtungen auf den Malouinen und Port-Jackson mit den von Hrn. Freycinet angestellten	1/291
nach einer anderen Zusammenstellung	1/287,8

die *nördliche* Halbkugel gab nach verschiedenen Verbindungen

	1/289
	1/268
	1/281,3
	1/287,7

Résumé des observations de l'inclinaison et de la déclinaison de l'aiguille armantée, faites dans la campagne de la Corvette de S. M. la Coquille pendant les années 1822, 1823, 1824 *et* 1825. *Par Duperrey, Capitaine de Frégate.*

Enthält die Resultate der Beobachtungen zu Toulon, auf der Catarineninsel, Malouinen, Conception, Payta, Taiti, Port Praslin u. s. w.

Observations astronomiques faites à l'observatoire royal de Marseille en 1825. *Par M. Gambart.*

Sternbedeckungen, Verfinsterungen der Jupitersmonde, Kometenörter, meteorologische Beobachtungen u. s. w.

Résumé des opérations hydrographiques faites en 1819 *et* 1820, *pendant la Campagne de la Corvette la Bayadère et du Brick le Favori, commandés par M. le Baron Roussin etc. Par M. Givry, Ingenieur-hydrographe de la marine. Seconde partie.*

Der *erste* Theil dieses Résumés steht in der Connaissance des tems pour l'année 1825, und enthält die Darstellung der hydrographischen und astronomischen Beobachtungen, welche zur Bestimmung der Lage der Brasilianischen Küste von Todos os Santos bis zur Catarineninsel angestellt worden sind. Der gegenwärtige zweite

Digitized by Google

Theil enthält nun die Ortsbestimmungen von Todos os Santos nordwärts längs der Küste bis Cayenne.

Wir müssen uns darauf beschränken, einige Hauptpunkte aus dieser interessanten Abhandlung heraus zu heben. Die Breite des *Fort Picaon* ist 8° 3′ 27″ südlich, die Länge 3° 12′ 4″. Die Lage der gefährlichen Felsenbank *baixo de Manoel - Luiz* wurde auf 0° 51′ 25″ südliche Breite und 46° 35′ 0″ westliche Länge bestimmt. Es gibt noch andere gefährliche Stellen in dieser Gegend. Der Portugiesische Capitän Don *Joachim da Sylva* nämlich sah auf seiner Reise von Rio-Janeiro nach Para eine ganz ähnliche Bank in 0° 32′ südlicher Breite, die Länge konnte jedoch nicht genau bestimmt werden.

Diese wenigen Beispiele schon zeigen das Verdienstvolle der Französischen Expedition, diese gefahrvollen Gewässer von Neuem untersucht zu haben.

Hr. *Givry* gibt nun im dritten Abschnitte eine Vergleichung der Längen an den Brasilianischen Küsten, so wie er sie angenommen und andere Beobachter vor ihm sie bestimmt haben.

Vor der Expedition der Bayadère (sagt Hr. *Givry*) gab es an der ganzen Küste Brasiliens keinen anderen Punkt als Rio-Janeiro, dessen Lage der Länge und Breite nach richtig bestimmt worden wäre, nämlich durch *Dorla's* Beobachtungen der Jupitersmonde. Man hielt es jedoch für zweckmäfsig, diese Länge durch Messungen von Mondsabständen zu berichtigen; fand aber an *Dorla's* Resultat wenig oder gar nichts zu ändern, und glaubte dadurch in den Längen von Anhatomirim und San Salvador eine Bestätigung ihrer Genauigkeit zu finden, weil diese beiden Punkte vermittelst Seeuhren an Rio-Janeiro geknüpft wurden. Um aber diese Ueberzeugung der Genauigkeit noch auf anderem Wege zu entnehmen, bringt Hr. *Givry* die Beobachtungsresultate der Bayadère mit solchen in Verbindung, welche von anderen Seefahrern und Astronomen früher schon angestellt worden sind. So hatte zum Beispiel der Fregattencapitän *Fouque* im Jahre 1821 den Längenunterschied zwischen Anhatomirim und Monte-Video auf 7° 34′ 18″, 3 bestimmt; den zwischen Anhatomirim und Rio-Janeiro (isle Ratos) 5° 25′ 39″, 8, folglich den Längenunterschied zwischen Monte-Video und Rio-Janeiro 12° 59′ 58″, 1.

Hr. *Givry* bestimmt nun die Länge von Monte-Video aus einem daselbst beobachteten Mercursdurchgange vom 5. December 1789 58° 32′ 31″ nach *Triesneckers* und 58° 34′ 36″ nach *Ferrers* Berechnung, daraus die Länge von Rio-Janeiro resp. 45° 32′ 33″ und 45° 34′ 38″, beide sehr nahe mit *Givry's* Annahme "45° 35′ 14″„ übereinstimmend.

Hr. *Givry* hält diese Länge bis auf zwei oder drei Minuten genau bestimmt.

Es gibt noch ein Beispiel unter mehreren anderen: *Fouque* bestimmte die Länge von San Salvador zu 40° 52′ 0″; Lieutenant *Halley* fand sie im Jahre 1822 40° 50′ 0″. Hieraus folgt nun dieselbe Länge nach *Fouque's* Beobachtungen 40° 47′ 27″ bis 40° 49′ 26″, je nachdem die Rechnung von Triesnecker oder von Ferrer dabei zum Grunde gelegt wird. Die Seeuhren gaben sie mit Teneriffa verglichen 40° 51′ 4″. Capitän *Sabine* endlich fand diese Länge (Fort Marcello) 40° 52′ 54″.

Der hier stattfindende Unterschied von zwei bis drei Bogenminuten kann, wie Hr. *Givry* auch bemerkt, die Schifffahrt nicht gefährden.

Die Breite von *Cayenne* ist bereits seit langer Zeit bekannt. *Richer*, der hier im Auftrage der Pariser Akademie seine Pendelbeobachtungen (1672) anstellte, fand sie 4° 56′ 22″ nördlich. Hinsichtlich der Längenbestimmung liefsen *Richer's* Beobachtungen noch grofse Zweifel zurück. *De la Condamine* beobachtete im Jahre 1744 vier Finsternisse der Jupitersmonde, woraus sich die Länge *beiläufig ein Grad* kleiner ergab, als solche in der damaligen Connaissance des tems, d. i. *etwa* 55° 30′ — 1° 0′ = 54° 30′ verzeichnet wurde. *Bellin* sezt sie in seiner Description géographique de la Guyane 1763, 54° 35′ 0″ und diese ist in den neuesten Jahrgängen der C. d. tems noch beibehalten worden.

Seit *der* Zeit scheint man sich um die Länge von *Cayenne* nicht viel bekümmert zu haben, worüber Hr. *Givry* einige Entschuldigungen anführt. Thatsache ist es aber, dafs *Lartigue*, Commandant der Goelette „*La Lyonnaise*" im Jahre 1825 die Länge auf 54° 39′ 12″ bestimmte, welche Hr. *Givry* aus anderen Zusammenstellungen zu 54° 38′ 45″ berechnet.

Hr. *Lartigue* will überdem noch viele Abstände des Mondes von der Sonne in Cayenne gemessen haben, die aber bis hierzu nicht berechnet worden sind. Hr. *Givry* verspricht diese mit andern auf Cuba gemachten in seinem dritten Résumé zusammen zu stellen.

Addition à la note sur le mouvement des étoiles doubles, par M. Savary.

Eine numerische Anwendung der früher gegebenen Formeln.

Digitized by Google

Mémoire sur les opérations géographiques faites dans la Campagne de la Corvette de S. M. la Coquille, pendant les années 1822, 1823, 1824 *et* 1825; *par L. J. Duperrey, Capitaine de Frégate, commandant l'expédition.*

Diese wissenschaftliche Expedition wurde zu Anfange des Jahres 1822 ausgerüstet, und der Befehl darüber dem Capitän *Duperrey* anvertraut. Aufser anderen physikalischen Instrumenten etc. hatte sie mehrere Reflexionskreise, einen Repetitionskreis, zwei Mikrometer, mehrere Barometer und Thermometer, defsgleichen fünf Seeuhren an Bord.

Die astronomischen Beobachtungen wurden von sämmtlichen Officieren der Corvette gemeinschaftlich angestellt, sowohl am Lande als zur See.

Der Gang der Uhren wurde an den verschiedenen Landungspunkten von Hrn. *Jacquinot* untersucht, und die Ortsbestimmungen zwischen diesen Punkten eingetheilt, damit nämlich der Fehler im Gange der Uhren und dessen störender Einfluſs auf die Längenunterschiede vermindert werden möge.

Die Herren *Bérard*, *Lottin*, *de Blois* und *de Bosseville* übernahmen die Küstenpeilungen und deren bildliche Darstellung, welche in einem Atlas von 56 Charten gefunden werden soll.

„Wenn unsere Fahrt (sagt Hr. *Duperrey*) einige Entdeckungen liefert, so kann sie zu gleicher Zeit die Lage vieler (un grand nombre) Punkte in verschiedenen Gegenden berichtigen; z. B. die Lage der Insel Ascension, St. Hélène, der Malouinen, Staaten-Eiland, der Inseln Mocha, Santa Maria und der Conception-Bay; der Insel Sangallon, der Häfen Callao und Payta, der Gilbert-, Marshall- und Carolinen-Inseln und mehrerer anderer des grofsen océan équinoxial; des Georgcanals zwischen Neuirland und Neubritannien; die nordöstliche Seite von Neuseeland; die Inseln Schouten, Vayog; der Häfen von Doreri und Offack und mehrerer anderer Punkte in den Molucken, Timor und der Sundastrafse."

Es wäre allerdings zu weitläuftig, die von *Duperrey* bestimmten Punkte einzeln zu beleuchten; wir müssen uns darauf beschränken, blofs einige davon näher anzusehen, um daraus beurtheilen zu können, ob und in wie fern die *Unterschiede* als wirkliche *Berichtigungen* anzusehen sind, welche Hr. Duperrey mit früheren Ortsbestimmungen gefunden hat.

Talcahuano.

Duperrey sezt die Breite des Dorfes . . .	36° 42′ 29″
Fenillée soll sie gefunden haben (1709—1710)	36° 42′ 18″
Die Spanier von Malaspina's Expedition (1790)	36° 42′ 32″
Dogelet (1786)	36° 42′ 21″
Capitän *Hall* (1821)	36° 42′ 52″

Die Länge von *Talcahuano* (Mitte des Dorfs) wurde auf 75° 30′ 41″ westlich von Paris bestimmt. Mondsabstände, 324 an der Zahl, und auf *Callao* bezogen, machten sie 75° 29′ 41″.

Hr. *Duperrey* kommt bei dieser Gelegenheit auf die älteren Beobachtungen *Fenillée's*. „En 1709 le Père „Fenillée a determiné la longitude de Pinco, situé à „4′ 18″ à l'Est de Talcahuano, par deux observations de „l'immersion du Ier Satellite de Jupiter, l'une observée „le 30. Janvier et l'autre le 15. Fevrier u. s. w."

Was zuvörderst den *Beobachtungsort* des Pater F. anbetrifft, so bemerken wir:

Fenillée stellte seine Beobachtungen in dem alten 1751 durch Erdbeben zerstörten Conception an, nicht an den Küstenpunkten wie Hr. *Duperrey* glaubt und dieses in der Reisebeschreibung selbst nachlesen kann.

Die Lage von alt-Conception also, wo F. beobachtete, ist freilich nicht genau bekannt. *Lapeyrouse* jedoch bemerkt: „die neue Stadt ist drei Meilen vom Meere an den „Ufern des Biobio erbaut worden" (und ferner S. 60 der Deutschen Uebersetzung): „noch sieht man (von Talca„huano aus nämlich) die Trümmer der ehemaligen Stadt „Conception *in Osten*."

Ferner: „sie wählten einen neuen Platz in der Entfernung von ¼ Meile vom Flusse Biobio und *drei Meilen „von der alten Conception und von dem Dorfe Talcahuano.*"

Hieraus (wie auch aus dem Plane in Ulloa's Relacion del viage T. III. p. 318) ergibt sich nun ganz deutlich, dafs *Fenillée's* Beobachtungsort *nicht* 17″ (4′ 18″ *in arcu*), *sondern* 35″ *bis* 40″ *in Zeit östlich von Talcahuano angenommen werden mufs.*

Diefs vorausgesezt, ist noch ein anderer Umstand zu betrachten. *Fenillée* hat nämlich zu Conception nicht *zwei*, sondern *sieben* Finsternisse der Jupitersmonde, zwei am zweiten und fünf am ersten beobachtet. Leztere geben mit Delambre's Tafeln verglichen die Länge von Conception 5 St. 1′ 33½″, also die von *Talcahuano* 5 St. 1′ 33½″ + 37½″ = 5 St. 2′ 11″ westlich von Paris = 75° 32′ 45″. *Fenillée* selbst berechnete aus drei Beobach-

Digitized by Google

tungen, mit gleichzeitigen Pariser verglichen, die Länge von Conception 75° 32′ 30″. (Voyage etc. T. I. p. 364.)

Der verdienstvolle Minorite hat aber auch zwei Sternbedeckungen in Conception beobachtet, die von Hrn. *Duperrey* ebenfalls mit Stillschweigen übergangen werden. Sie begaben sich am 3. Febr. 1709 in den Morgen- und am 19. März 1710 in den Abendstunden. Schon *Le Monnier* versuchte es, die Länge von Conception aus diesen Beobachtungen herzuleiten, und fand sie, aus der ersten 4 St. 59′ 30″, aus der zweiten 5 St. 0′ 45″, wobei er den Fehler der Mondstafeln durch Hülfe der Chaldäischen Periode bestimmen will. (Mémoires de Paris 1747.) Späterhin hat *Triesnecker* die Länge aus beiden zu 5 St. 1′ 7″, 2 berechnet. Prof. *Wurm* sezt nach eben diesen Sternbedeckungen die Länge resp. 4 St. 59′ 19″, 6 und 5 St. 1′ 0″, 0, wobei lezterer der Vorzug zugestanden wird. (Schumacher, Nachrichten 1828 No. 139.)

Callao. *Duperrey* macht die Länge dieses Hafens, zufolge 732 gemessener Mondsabstände, 79° 33′ 44″, 8, welche nur 45″ Bogensecunden von *Humboldts* Bestimmung abweicht. Diese Uebereinstimmung ist sehr erfreulich. Denn der sehr besuchte Hafen *Callao* gibt einen vortrefflichen Abfahrtspunkt allen Schiffen, welche nach den südamericanischen Küstenpunkten sowohl als nach den Südseeinseln segeln.

Von *Payta* wandte die Clorinde sich nach den Freundschaftsinseln, suchte auf dieser Reise vergebens die kleine Inselgruppe le Trepied, welche im 18° südl. Breite und 100° westlicher Länge liegen sollte; bestimmte die Lage der Insel Clermont-Tonnère, Serles, Narcisse und anderer, bis sie am 3. Mai das reizende Eiland *Taiti* erblickten, wo sie auf der Venusspitze Nachmittags die Anker warfen.

Hier nun wurden auch die Beobachtungen für Länge und Breite angestellt.

Hr. *Duperrey* vergleicht zuvörderst seine Breitenbestimmungen mit den von *Green*, *Bayly* und *Wales* auf Cooks Reisen angestellten. Hinsichtlich der Längen drückt Hr. D. sich folgendermafsen aus:

„Capitän Cook und seine Begleiter haben auf der „Venusspitze zahlreiche Beobachtungen für die geogra„phische Länge angestellt. Wenn gleich diese Beobach„tungen bereits durch Wales und Bayly berechnet und „bekannt gemacht worden sind, so sind die dabei statt„findenden Abweichungen doch zu grofs, als dafs es nicht „nothwendig wäre, die Beobachtungen von Neuem zu „berechnen. Diese ungeheuere Arbeit (immense travail) „ist in diesen Zeiten unternommen, aber noch nicht „beendigt worden, und das einzige Resultat, welches „uns davon bekannt geworden, ist der Venusdurchgang. „Die Beobachtung dieses Phänomens war bekanntlich die „Hauptveranlassung zu Cooks erster Reise in das Süd„meer, welche von diesem berühmten Seefahrer und dem „Astronomen Green auf der Venusspitze der Insel Taiti „mit dem glücklichsten Erfolge gemacht worden ist."

Hr. D. hält sich an das von *Don Juaquin de Ferrer* berechnete Längenresultat 151° 49′ 18″, 7 westlich von Paris. (Phil. Transactions of Philadelphie T. VI. 1809.) Hr. Duperrey nimmt dieses Resultat für ein definitives an. „Il est curieux (sagt er nun weiter) de comparer à ce „resultat, que nous adoptons définitivement, tous ceux „qui ont été rapportés par Cook, Green, Wales et „Bayly, tant dans le texte des trois voyages que dans „les trois volumes d'observations astronomiques publiés „par Wales etc."

Und nun findet er aus einer Zusammenstellung der Resultate der von Cook, Green, Wales, Bayly und King beobachteten Mondsabstände und Jupiters-Trabanten-Finsternisse die Länge 151° 50′ 49″, 2.

Warum aber hat Hr. D. die zwei schönen Sternbedeckungen nicht berücksichtigt, welche der unsterbliche *Cook* und seine gelehrten Begleiter auf der Venusspitze angestellt haben.

Die erste vom 29. August 1773 gibt . . 13 St. 52′ 48″, 6
die zweite vom 27. April 1774 . . . 13 St. 52′ 47″, 5
im Mittel 13 St. 52′ 48″ oder 208° 12′ 0″ östlich = 151° 48′ 0″ von Paris.

Damit stimmen auch die von *Duperrey* angeführten Beobachtungen der Capitäne Van Couver und Bligh vortrefflich überein, welche diese Länge im Mittel 151° 47′ 15″, 5 setzen. Zwei von Hrn. D's. Seeuhren machten sie, mit *Payta* verglichen, 151° 54′ 59″, 5. Warum aber die anderen drei nicht *stimmfähig* waren, wird uns nicht gesagt.

Nach einer weitläuftigen Fahrt, auf welcher die geographische Lage vieler Inseln und Küstenpunkte bestimmt wurde, landete die Clorinde am 17. Jan. 1824 bei Sidney-Cove.

Der Gouverneur *Brisbane* wies den Astronomen das Fort Macquarie zum Beobachtungsorte an, dessen Breite aus 19 Reihen Stern- und sechs Reihen Sonnenhöhen auf 33° 51′ 40″ südlich bestimmt wurde, welches mit früheren Beobachtungsresultaten sehr wohl harmonirt.

Digitized by Google

Für die Länge wurden 41 Reihen Mondsabstände gemessen, welche das Fort 148° 51′ 29″ östlich von Paris angaben. „Um aber (sagt Hr. *Duperrey*) ein noch ge„naueres Resultat zu erhalten, wollen wir unsere Beobach„tungen mit allen seit 1795 bis 1825 in Sidney angestellten „combiniren. Das Resultat dieser Zusammenstellung ist „148° 50′ 8″, 9.“

Diese Darstellungsart sezt aber voraus, dafs die verschiedenen Messungen alle von den Tafelfehlern befreit sind; eine Bedingung, welche wir wohl bei den wenigsten als erfüllt voraussetzen dürfen.

Baron *v. Zach* (heifst es nun ferner) und *Freycinet* führen mehrere Längen an, welche aus Espinosa's, Bligh's, Brisbane's, King's und Rümker's Beobachtungen in Sidney und Paramatta abgeleitet wurden, „mais les différences „qui existent entre elles ne nous permettent pas quant à „présent, *de les admettre.*“

Diesen Punkt wollen wir etwas näher beleuchten. Zuvörderst ist nach Cpt. Flinders Angaben (von Zach Corresp. astron. Tome VII. p. 7.)

Paramatta westlich von Sidney . . . 0′ 51″ in Zeit
— westlich von Port-Jackson . 1′ 10″ in Zeit

Malaspina war im Jahre 1793 in Port-Jackson und Paramatta. Wir haben bereits im Jahre 1814 den Versuch gemacht, aus seinen dort angestellten Beobachtungen die Länge herzuleiten (Bode astron. Jahrbuch für 1817). Eine am 11. März 1793 auf dem Meere beobachtete Sonnenfinsternifs nämlich gab die Länge von Port-Jackson 9 St. 56′ 10″, 7; zwei im Hafen selbst beobachtete Finsternisse des ersten Jupitersmondes machten sie 9 St. 55′ 42″, 2; im Mittel 9 St. 55′ 56″, 5.

Malaspina bemerkt dabei, dafs, von seiner Sternwarte aus gesehen, Capitän *Dawes* Beobachtungsort N 66° 20′ westl. 20 Bogensecunden entfernt gewesen. Diese Bemerkung mit Capitän *Tenchs* Angabe verbunden, gibt die Länge 9 St. 55′ 45″ östlich von Paris und nahe übereinstimmend mit Malaspina's Beobachtungen.

Port-Jackson liegt aber etwa 0° 4′ 45″ östlich von Sidney-Cove, dessen Länge also auf 9 St. 55′ 57″, 5 = 148° 54′ 23″ anzusetzen ist.

Es wäre zu weitläuftig, alle Beobachtungen aufzuzählen, welche Hr. Brisbane und Rümker für die Länge von Paramatta angestellt haben. Wir begnügen uns damit, zu bemerken, dafs Prof. *Wurm* (Schumachers Nachrichten 1828 No. 137) die Länge von Paramatta zu 9 St. 54′ 43″, 0 aus acht Sternbedeckungen berechnet. Diefs gäbe für Sidney-Cove 9 St. 55′ 34″, 0 = 148° 53′ 30″.

Das Mittel aus beiden gibt die Länge von Sidney 148° 53′ 57″, welches nur 2½ Bogenminuten von *Duperrey's* Bestimmung abweicht, weswegen denn auch nicht abzusehen ist, warum Malaspina's und Rümker's Beobachtungen so ganz hintangesezt werden mufsten, da sie doch nach *meinen* sowohl als nach *Wurm's* 14 Jahre später unternommenen Rechnungen die Länge ganz mit einander übereinstimmend geben.

Hr. *Duperrey* theilt uns endlich noch die Lage vieler Inseln und Küstenpunkte in den südlichen Gewässern mit, die hier namentlich anzuführen schon zu weitläuftig wäre. Im Ganzen betrachtet scheint uns Hrn. D's. eine sehr schätzenswerthe Arbeit zu seyn, die sich vor vielen ähnlichen ruhmvoll auszeichnet.

Den Beschlufs dieser Ephemeride macht eine

Note sur la Comète périodique de 3,3 *ans par Mr. Damoiseau,*

worin zugleich die Stellung des Planeten vom August bis Ende Decembers 1828 angegeben wird.

J. Oltmanns.

LVI.

Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, königlich Preufsischer General der Infanterie. Militärische Biographie. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Major der Cavallerie a. D. und Ritter. Berlin, 1828. In der Maurer'schen Buchhandlung. Erster Theil, 278 S. Zweiter Theil, 183 S. in kl. 8.

Gleich zuerst sei von diesem Buche gesagt, dafs dasselbe zu der kleinen Zahl derer gehört, welche den Leser lebhaft anregen, fortdauernd unterhalten, und dabei durch wirklichen Ertrag befriedigen. Von solchen Eigenschaften eines Buches wird man immer etwas überrascht, selbst wenn der Verf., wie hier der Fall, durch frühere Schriften längst schon der günstigen Lesewelt in ähnlichen Wirkungen bekannt ist. Aber namentlich auch gegen ein früheres Buch derselben Gattung von demselben Verf. haben wir den Eindruck dieser Lectüre merklich auszuzeichnen; wenigstens in unserem Sinne steht, bei vielem sonstigen Schätzenswerthen, die Lebensbeschreibung des

Digitized by Google

Generals von Fouqué, durch welche der Enkel dem Grofsvater ein edles Denkmal errichtet hat, hinter dieser Lebensbeschreibung Rüchels um Vieles zurück; die Anschaulichkeit der Personen und Ereignisse, die Sicherheit des Gehalts und der klare Flufs des milden Vortrags, welche hier sich dargeben, sind uns dort minder sichtbar gewesen; dagegen mehr kritisches Untersuchen und Abwägen, nicht blofs der Thatsachen, sondern auch ihrer sittlichen Währung, mehr Bemühen des Rechtfertigens und Ausgleichens, welches Alles in geschichtlichen Darstellungen dem reinen Eindruck leicht störend wird. Es läfst sich übrigens sehr wohl erklären, dafs auch bei gleichgeartetem Stoffe dasselbe darstellende Vermögen ein verschiedenartiges Gelingen erfährt, indem ein jedes Mehr oder Minder des einen oder des andern Bestandtheiles der Mischung einen durchaus abweichenden Charakter des Erzeugnisses bedingt.

Bei *Fouqué* haben wir nämlich in seiner schriftstellerischen Entwickelung sehr bestimmt zwei ganz verschiedene, ihrer Anlage nach auseinandergerückte, in ihm aber eifrig zur Vereinigung strebende Elemente als zusammenthätig wahrzunehmen. Als er dichtend zuerst auftrat, gewann die liebliche Zartheit seiner Formen, die abgelöste, dem Wirklichen fremde, auf subjectiven Allgemeinheiten getragene und in ihnen zerfliefsende Dichtungswelt ihm in zahlreichen Gemüthern die verwandten Stimmungen. Auch in den strengeren Gebilden grofser, widerhaltiger Stoffe, deren er sich glücklich bemächtigte, z. B. im Sigurd, blieb im Ganzen derselbe Charakter herrschend. Allein neben diesem ätherischen Element erhob sich innerhalb derselben Dichtungsgabe nicht weniger stark und wirksam ein anderes, ein so zu sagen terrestrisches; derselbe Dichter, welcher eine ideale Dichtungswelt hervorzubringen und in diese alles schon gedichtete Ritterthum und Zauberwesen nur abgelöster und verklärter aufzunehmen strebte, war zugleich nach dem vollesten Gegensatz einer solchen hingezogen, nach der strengen, starrgestalteten, tief im bestimmten Boden wurzelnden Wirklichkeit unseres heutigen Militärwesens! Die Weltereignisse, welche den Verf. aus den stilleren Kreisen seiner Neigungen in das thätige Leben zurückriefen, sezten gleichzeitig jene beiden Elemente in heifsere Bewegung; ihr Aufeinanderwirken, ihr Zusammenstreben trat stärker hervor. Mancherlei Versuche in Versen und in Prosa, wo bald die dichterische Ueberzeugung auf die wirklichen Zustände eingehen, bald diese sich in jene verflüchtigen sollten, geben eine Reihe von Schriften, welchen ein ungleiches Loos werden mufste; denn nicht nur ist das Talent des Dichters auf solchem Boden weniger seines innern vollen Gelingens gewifs — wie denn auch *Goethe* solch bedenklichen rohen Stoff der politischen Welt nicht stets unbedingt obsiegend verarbeitet hat — sondern auch den äufseren Erfolg beherrscht gröfstentheils der Zufall, ob Dichter und Leser in ihren Stimmungen mehr oder weniger sich begegnen. Diese Abstufungen an Fouqué's zahlreichen Schriften einzeln nachzuweisen, bleibt der dichterischen Würdigung derselben, die hier unsres Amtes nicht ist, vorbehalten. Uns steht im Allgemeinen fest, dafs der Autor stets richtig in seiner Aufgabe, die aus seinem Innern heraus sich ihm so gestellt hatte, auf die Vereinigung beider Elemente ausging, er keinem derselben entsagen durfte, sondern jeden neuen Versuch auf eigne Gefahr nothwendig mit beiden bestehen mufste, dem Glücke dann getrost anheimstellend, was des Glückes ist.

Ohne auf Andres nun zurückzublicken und uns einzulassen, dürfen wir von dem vorliegenden Buche aussagen, dafs darin überaus glücklich beiderlei Bestandtheile zusammenwirken, um jenen gleich im Anfange gerühmten Erfolg hervorzubringen. Die streitenden Richtungen haben sich zu einem harmonischen Eindruck verbunden; diesmal ist es ganz gelungen; ob die Gunst des Stoffes oder die Stimmung des Dichters daran den gröfseren Antheil habe, oder ein seltnes Zusammentreffen beider, wollen wir nicht entscheiden: genug, der Erfolg ist da, und wir haben uns desselben zu erfreuen.

Wir empfangen hier kein kritisch gelehrtes Werk, kein prunkendes Musterstück aufgespreizten geschichtlichen Styls, keinen Versuch fremde Tonarten geziert nachzureden, sondern eine schlichte, natürliche *Erzählung*, wie sie dem Erzähler aus seiner Kunde der Dinge und aus seiner Ansicht von ihnen sich von selbst ergibt, mit aller Eigenheit des Redenden unbefangen ausgestattet, der sich nicht anders zeigen will, als er wirklich ist, seine Meinung überall offen bekennt, ja seine eignen Bezüge dem Gegenstande rückhaltlos anknüpft, und überhaupt mit heitrer Gutmüthigkeit in das aufrichtigste persönliche Verhältnifs zu dem Leser tritt. „C'est un livre de bonne foi," kann man mit Recht von diesem Buche sagen. Inzwischen würde diese Wohlmeinung und Redlichkeit für sich allein nicht hinreichen, den Leser für die Dauer dem Buche geneigt zu erhalten; es gehört dazu

Digitized by Google

noch, dafs ein tüchtiger Stoff mit wirklichem Talent bearbeitet sei. Was nun den Stoff anbelangt, so ist dieser unläugbar wichtig und anziehend. Wer seine Erinnerung um ein Vierteljahrhundert zurückführen kann, dem wird der Name *Rüchel* aus jener Ferne als eine der vielvermögenden Gewalten jener Zeit heller oder dunkler im Gedächtnifs nachklingen. Aus Friedrichs des Grofsen Schule hervorgegangen, doch ohne dessen Kriege mitgemacht zu haben, unter Friedrich Wilhelm II. in den Feldzügen gegen die Franzosen sich vielfach auszeichnend, aber noch in wenig selbstständigen Verhältnissen, brachte Rüchel in die Regierungszeit seines dritten königlichen Herrn schon den fertigen Charakter und Ruhm eines Helden und Feldherrn mit herüber, ohne dafs sein Name in den ihm verknüpften Ereignissen die gehörigen Stufen zu solchem Gipfel gehabt zu haben schien. Als die grofsen Ereignisse dann wirklich der heldischen Persönlichkeit den gröfseren Schauplatz darboten, sollte dieser nur zum allgemeinen Untergang eröffnet seyn, und Rüchel sah seine Laufbahn in die Katastrophe vom Jahre 1806 für immer hinabgeschlungen, seine Namhaftigkeit zwar in dieser Verdunkelung noch eben rettend, doch vom neuen Glanz der wiederkehrenden Siegeszeit ausgeschlossen. So erscheint denn Rüchel als ein Held, der es, fast unabhängig von der Gelegenheit der Ereignisse, durch seinen Charakter war, sein Glück und Unglück aus diesem empfangend, durch ihn emporgetragen unter minder günstigen Umständen und gehemmt bei den verheifsungsvollsten. Vergleicht man Rüchels und Blüchers Schicksale, — denn bis zum Jahre 1806 stand der Werth dessen, was sie geleistet hatten und zu leisten versprachen, ungefähr in gleicher Höhe — so kann man sich eines schmerzlichen Antheils für Rüchel nicht erwehren, und darf doch nicht sagen, dafs es anders hätte seyn sollen, denn auch diese Persönlichkeit erfuhr in ihrem Loose nur ihr eignes Gesetz. Der Gegenstand dieser Darstellung ist demnach eigenthümlich und bedeutend genug, als einzelnes Charakterbild und als Theil einer geschichtlichen Gruppe gleich vortheilhaft auszuführen. Die Behandlung aber, die ihm gewidmet ist, erweist sich nicht weniger ausgezeichnet. Der Verfasser hat den Helden selbst gekannt, die Wendungen der Zeitgeschicke, in welchen derselbe auftritt, selbst mit durchgelebt, die besten Quellen für das, was ihm sonst zu wissen nöthig war, reichlich zu Gebote gehabt und treulich benuzt; mit Ernst und Liebe schliefst er sich der vor ihm stehenden Erscheinung an, jedem Thatsächlichen gönnt er sein volles Recht; was er von dem Seinigen etwa hinzuthut, bleibt als das Seinige sichtbar, ist daher unverfänglich, und hemmt Niemanden die eigne Ansicht. Das Gehässige, Streitvolle, Herausfordernde, Parteizündende, welches hier harrend lag, ist auf ihn nicht übergegangen, ihm hat sich Alles in liebevoller Milde möglichst ausgesöhnt, und seine Stimmung ist keine leidenschaftliche, man müfste denn den edlen Eifer für Ehre, für Waffenruhm, für Preufsens Könige, für Preufsisches Heer und Volk, so nennen wollen. Die Weichheit und Gemüthlichkeit des Vortrags thut dem starrtrotzigen, wildheftigen Helden keinen Abbruch; im Gegentheil, Rüchel ist nur mehr Rüchel in dieser sanften Umhüllung, in welcher seine scharfen Spitzen unabgestofsen nur um so besser aufbewahrt sind. So auch tritt die Dichtergabe Fouqué's, welche seiner Erzählung bald mehr bald minder ihren Schmuck leiht, keineswegs störend, sondern eher wohlthätig ein, und gewährt Erheiterungen, die auf dem rauhen und oft düsteren Gange des Geschichtlichen um so willkommener sind. Selbst wo man seine Meinung nicht theilt, oder einer ganz entgegengesezten ist, hört man doch gern den arglosen und dichterisch gefälligen Erzähler, der noch für sich einnimmt, wo er es für die Sache nicht mehr zu thun vermag.

Die Bezeichnung dieser Biographie als einer militärischen ist durch den vorherrschenden Inhalt der gegebenen Verhältnisse, in welchen der Held sich bewegt, wohl gerechtfertigt; eine unrichtige Vorstellung aber würde sich damit verknüpfen, wenn man jenem Beiworte nach erwarten wollte, dafs hier kriegswissenschaftliche Untersuchungen angestellt, Kriegsplane, Feldzüge und Schlachten auseinandergelegt und beurtheilt wären; von solchem richterlichen Verfahren ist der Verfasser weit entfernt, auch bieten sich die Anlässe hiezu nicht gar dringend in dem Leben Rüchels dar. Was indefs von militärischen Anordnungen und wirklichen Kriegsvorfällen nach Gelegenheit berichtet wird, ist immer in genauer Ausführlichkeit und mit derjenigen Vorliebe abgefafst, welche der gründlichen, in eignen Erfahrungen, wie man leicht erkennt, bewährten Sachkenntnifs so gern sich anschliefst.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 115. u. 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, königlich Preufsischer General der Infanterie. Militärische Biographie. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

(Beschluss.)

Nach diesem Ueberblicke der Gestalt und Art des Ganzen erübrigt noch, dafs wir diese auch im Besonderen des dargebotenen Inhalts näher in Betracht nehmen.

Rüchel, im Jahre 1754 in Pommern geboren, war durch den Willen seines Vaters, der als Major im Heere gedient, und drei Söhne im siebenjährigen Kriege verloren hatte, als noch einzig übriggebliebener Sohn Anfangs zum Predigerstande bestimmt. Hierüber macht der Verf. nachfolgende Bemerkungen: „Der Gedanke lag und liegt keinesweges so fern, als es wohl manchem heutigen Leser für den ersten Anblick scheinen mag. In katholischen Staaten — und die Erinnerung an das frühere Verhältnifs war damals noch lebendig genug, wie auch durch das Fortbestehen der Domstifter aufrecht erhalten, — war und ist es ein ganz natürliches Auskunftsmittel des Adels, seine zahlreichen oder verarmten Abkömmlinge zum Theil in die kirchliche Laufbahn einweihen zu lassen, wobei es dann an billigem Erlafs zur Rückkehr in das weltliche Verhältnifs nie fehlt, wenn etwa das Fortbestehen der Familie dergleichen erfordert. Nehmen wir nun hierzu die evangelische Freiheit des Ehebundes für protestantische Geistliche in Betracht, so ist nicht abzusehn, warum der Major von Rüchel es hätte vorziehen sollen, seinen Stammerben lieber zum Assessor oder Rath zu erziehen, als zum geweihten und gewissenhaften Seelenhirten einer christlichen Gemeinde. In den früheren Zeiten der Reformation finden wir ähnliche Verhältnisse unbedenklich ausgeführt.“ Man sieht leicht, in welches Gedränge der gute Sinn, der sich hier äufsert, doch gerathen müfste, wenn man alle Voraussetzungen und Folgerungen, in deren Mitte er sich gestellt, herbeiziehen wollte. Dafs es der Domstifter, der reichen Pfründen und hohen Würden bedürfe, um den Beruf zur kirchlichen Laufbahn in dem Adel allgemeiner zu erhalten, scheint freilich, und besonders im katholischen Deutschlande durch die Erfahrung der neueren Zeiten bestätigt, allein der wahrhaft geistliche Beruf kommt dabei nur um so übler zu stehn. Das protestantische Deutschland hat hingegen von jeher, und nicht so selten, wie der Verfasser anzunehmen scheint, die schönsten Beispiele geliefert, dafs Edelleute den geistlichen Beruf, dem kein weltlicher Vortheil zur Seite stand, aus reinsten Antrieben erwählt haben, und in dieser Beziehung kann es nur zum Segen seyn, wenn die Lockungen der Ueppigkeit und des Ehrgeizes auf dieser Bahn nicht gehäuft werden. — Der Verf. wirft noch die Frage auf, was Rüchel als Prediger würde geleistet haben? doch ohne sie zu beantworten. Wir glauben, er würde nicht berühmt geworden seyn, sofern er nicht über dieses Verhältnifs, welches in jener Zeit wenig Spielraum bot, wieder hinausgeschritten wäre, denn er war mehr Charakter als Talent; der Charakter aber wirkt auf das Nächste, welches diefs auch sei, und wird daher im Kleinen so leicht einheimisch wie im Grofsen, je nachdem der Zufall ihn stellt, dagegen das Talent erst in gewisser Ausdehnung es selber wird, und daher um jeden Preis die ihm entsprechende zu erringen sucht.

Die Neigung Rüchels zum Kriegsdienste gewann indefs über den ihm aufgedrungenen Beruf die Oberhand; er wurde Cadet und dann Officier; sein ausgezeichneter Eifer und seine bemerkbaren Fähigkeiten brachten ihn in die Nähe Friedrichs des Grofsen, der ihn zu seinem Adjutanten berief. Hier werden uns nun, und aus unverkennbar authentischer Ueberlieferung, die köstlichsten Züge der wunderbaren Eigenart des grofsen Königs mitgetheilt, welche der Verf. überaus glücklich vorträgt und einleuchtend macht. Der König redete den neuen Adjutanten an: „Ich habe viel Gutes von Ihm gehört. Ich werde Ihn brauchen. Aber Er mufs sich ja nichts darauf

Digitized by Google

einbilden!“ Diese Stellung war eine stete Schule der Erziehung und Prüfung, und mit Absicht nahm der König zu solchem Zweck in seinem Betragen oft die seltsamsten Wendungen. Er gab Rücheln das Leben des grofsen Condé zu lesen, und befahl ihm, die Feldzüge desselben zu kritisiren. Als der junge Mann, hochgeehrt durch diese grofse Aufgabe, seine darüber ausgearbeitete Denkschrift dem Könige überreichte, bezeigte dieser zwar seine Zufriedenheit, sezte aber alsbald, um den vielleicht allzuweiten Flug gleich wieder ins Enge zu ziehen, ohne sonst eben bestimmte äufsere Veranlassung hinzu: „Weifs Er auch, was ein Verhack ist?“ Rüchel, betroffen über diese Frage, die selbst für einen ersten Anfänger in der Kriegskunst doch zu gering scheinen konnte, bejahte sie durch eine stumme Verbeugung. „Doch schien der König, — erzählt der Verfasser weiter, — darauf nicht im mindesten Rücksicht zu nehmen. Vielmehr liefs er sich in die genauesten Unterscheidungen eines sogenannt gefällten oder geschleppten Verhaues ein, wobei er die Vortheile und Nachtheile jeder Art dieser Verschanzungsgattung entwickelte; ja gleichsam mit Bestimmtheit voraussehend, Rüchel habe ihn dessen ungeachtet noch immer nicht verstanden, liefs er sich dessen Schreibtafel geben, und zeichnete ihm die erläuternden Figuren hinein. Wie ein Schulknabe mufste der noch eben erst belobte Kritiker des grofsen Condé vor seinem grofsen Meister stehen. Aber wie hätte er auch nur auf einen Augenblick dabei verkennen mögen: es war die Zucht der liebevollen Weisheit!“ Gleich darauf sehen wir den zudringlichen Eifer Rüchels von dem Könige in andrer Art abgewehrt: „der König fragte ihn, — heifst es in unsrem Text, — ob er etwas über den siebenjährigen Krieg gelesen habe? Rüchel bejahte es. — „Nun, was hat Er denn gelesen?“ — Rüchel nannte Tempelhof und einige andre damals bekannte Werke. Der König übernahm eine kurze Kritik der erwähnten Bücher, wobei er Tempelhofs Arbeit mit besonderer Vorliebe und Achtsamkeit behandelte. Nach einer Weile, worin er etwas bei sich zu erwägen schien, sezte er hinzu: „Sieht Er wohl, — ich habe auch über den siebenjährigen Krieg geschrieben.“ Voll jugendlicher Begeisterung rief der etwas voreilige Schüler freudig aus: „Ew. Majestät, nun erlauben Sie mir, all meine Bücher wegzuwerfen, denn ein solches Werk macht sie überflüssig!“ Ernst und strenge sahe der König aus seinem Sessel mit den durchbohrenden Augen zu dem vor ihm Stehenden empor, und der überraschende Ausspruch: „Bah! — Ich bin Sein Diener!“ gab dem Bestürzten das Zeichen zum Aufbruch.“ Erst nach vierzehn Tagen liefs der König Rücheln wieder zu sich rufen, und sagte dann am Schlusse eines gütigen Gesprächs unvermuthet: „A propos! will Er lesen, was ich über den siebenjährigen Krieg geschrieben habe?“ worauf denn das Werk, damals noch vorsichtig bewahrte Handschrift, dem glücklichen Leser anvertraut wurde.

Aus dieser strengen Schule ging in wechselnder Bändigung und Loslassung des aufgeregten Muthes eine schroffe Kräftigkeit hervor, welche der kriegerischen Persönlichkeit ganz eigen anzugehören schien, sich aber gegen die nachfolgende durch mancherlei Einflüsse rasch umgeänderte Welt bald in auffallenden Mifsverhältnissen finden mufste. Schon einen kriegerischen Oberherrn, wie Friedrich der Grofse war, erforderte als den Träger des Ganzen diese Richtung nothwendig. Unter der Regierung seines Nachfolgers trat Alles in andre Beziehungen, indem die früheren nur um so stärker nach Aufsen fort bestanden, als sie nach Innen ihren Halt verloren. Von Friedrich Wilhelm II. macht Fouqué folgende, in ihrer billigen Würdigung die Wahrheit nicht verläugnende noch verfehlende Schilderung: „Ein Fürst von edler Seele; einzelner Zornesaufwallungen unerachtet, gütig, sanft und mild; erfüllt mit dem kriegerischen Muth und der Feldherrngabe seines Stammes; — geistvoll und den Wissenschaften und Künsten hold, vorzüglich der Musik ergeben, die er selbst mit Virtuosität zu üben wufste; — dabei die höchste Angelegenheit des Menschengeschlechtes mit Glauben und Sehnsucht betrachtend. — Warum eine solche Morgenröthe keinen beglückteren Regierungstag heraufgeführt hat, mag ein künftiger Biograph dieses Regenten entwickeln, der eine hochwichtige Aufgabe lösen wird, dafern er die Fehler und Mängel des liebenswürdigen Fürsten auf gerechte und billige Weise aus ihren Quellen herzuleiten, und auch zugleich Alles mit in die Wagschale zu legen versteht, was Schlimmes die pressenden Verhältnisse der Jugend und die wunderbaren Fügungen des Mannesalters diesem edlen Monarchen auferlegt haben.“ Unter diesem Könige entwickelte sich Rüchels hauptsächlichste Kriegsthätigkeit. Zwar machte er den Zug gegen Holland nicht mit, aber desto wirksamer nahm er an den Rheinfeldzügen gegen die Franzosen Theil. Die Unternehmung mit den Hessen auf Frankfurt am Main, die Anstalten und Gefechte bei der Belagerung von Mainz, später der Antheil an den Kriegsereignissen

Digitized by Google

jenseits des Rheins bilden eine Reihefolge ausgezeichneter Waffenthaten. Der Verfasser hat nicht verabsäumt, neben dem kriegerischen Interesse auch das persönliche, und besonders die festlich romantische Geselligkeit, welche seinen Helden während der kriegerischen Niederlassung auf der sogenannten Mainspitze umwogt, mit heiterem Sinn aufzunehmen, und seiner Erzählung dadurch besonderen Reiz gegeben.

Nach dem Friedensschlusse von Basel, „dem ersten, bei welchem die Krone Preufsen Provinzen abtrat" (doch nur zum Tausch für gröfseren, zugesicherten Ersatz), fand Rüchels militärische Gewaltsamkeit alsbald Gelegenheit zu auffallender Aeufserung. Wir lassen den Verfasser erzählen: „Eine zwischen Eigenmächtigkeit und Unbestimmtheit schwankende Vernachlässigung der alten ehrwürdigen Formen begann sich in der Armee zu offenbaren. Rüchel ergrimmte nicht nur über das Hemmende des Augenblicks. Die dereinstigen furchtbaren Folgen mochten schon damals seinem ahnenden Geiste vorüberziehn! Er berichtete dem Feldmarschall Möllendorf, wie es gehe, und dafs er ohne Verpflegung und ohne Marschquartiere nicht im Stande sei, das Corps weiterzuführen. Fast wäre er mit dem alten Herrn gänzlich darüber zerfallen. Beim Einrücken in Westphalen erneute Noth! Es gab dort nur Ein Magazin, das zu Lippstadt, welches zwar an und für sich hinlänglich gefüllt war, jedoch aller Zwischendepots gänzlich ermangelte, so dafs beim Hin- und Zurückmessen der abscheulichen Wege entweder das Fuhrwesen der Armee oder das des Landes zu Grunde gehen mufste, oder allenfalls auch beides. In Hamm gerieth Rüchel mit der dortigen Regierung darüber so hart zusammen, dafs diese in corpore ihren Sitz verliefs, und nach Lippstadt zog, ihre Klagen beim Feldmarschall anzubringen. Diefsmal aber hielt der alte Oberfeldherr seinem raschen Untergebenen rüstig die Stange, und die Regierung mufste den als billig und nothwendig anerkannten Forderungen Rüchels genügen."

Bald nach der Thronbesteigung des jeztregierenden Königs gelangte Rüchel zu einer militärischen Stellung in Potsdam, welche ihn gleichsam zum Hochpunkt machte, auf welchen im ganzen Kriegsheere die Augen gerichtet waren. Die damaligen militärischen Parteien in Preufsen, die stolze Kraftäufserung des militärischen Lebens überhaupt, und die besondere Gestaltung desselben in Potsdam schildert der Verfasser mit lebhaften Zügen, denen manchmal wohl noch etwas stärkere Farbe zu geben wäre. Rüchel war in Allem diesem eine Hauptperson; sein Machtgebot, sein donnerndes Auffahren und Schelten, sein unbedingtes Unterordnen aller andern Verhältnisse und Rücksichten, sobald von dem Ansehn, der Ehre, dem Uebergewicht des Militärs die Rede war, schaffte sich Bahn, und fand Nachahmer. „Die Potsdamer Soldaten unter Rüchel, — sagt Fouqué, — in jeder Waffengattung und jedem Waffenrange, gingen frisch und froh und stolz einher. Gegen jeden Officier, auswärtige wie einheimische, zeigte sich ihr Betragen streng dienstmäfsig, aber ohne Zwang, und von aller Schüchternheit so frei, dafs es vielmehr war, als ständen auf jeder Stirn die Worte zu lesen: „Ich habe die Ehre zur Rüchelschen Inspection zu gehören." Die Weise jedoch, wie Rüchel persönlich sein Ansehn und seine Grundsätze geltend machte, fand schon im Militär manchen bedeutenden Widerspruch, stärker aber und fast einstimmig klagte man, und nicht nur in Potsdam, wo ihn die Bürgerschaft entschieden hafste, über die Art, wie in seinem Sinne das Militär überhaupt unter allen Umständen den entschiedenen Vortheil über das Civil haben oder nehmen sollte. Unser Verfasser erzählt, aufser mancherlei andern Zügen, beispielsweise zwei Vorgänge, die zu ihrer Zeit grofsen Lärm gemacht haben. Ein Officier im Garderegimente hatte ein am Arm ihres Vaters einhergehendes schönes Bürgermädchen auf offner Strafse wider ihren Willen geküfst, und Rüchel erklärte gegen den Vater, der wegen des Frevels klagte, sich zwar bereit, die Klage anzunehmen, falls der Bürger darauf bestände, rieth ihm aber zur Sühne, hinzufügend, er sehe eben nicht das grofse Unglück für die Tochter ab, von einem so hübschen Mann geküfst worden zu seyn. Der Verf. bemerkt hiebei mit redlicher Wahrheitsliebe, er habe die Begebenheit erzählt, wie sie geschehen sei, mit ihrem Unrecht und ihrer Milderung, Niemand aber möge nun ein Weiteres und Schlimmeres dahinter suchen, als er offen angegeben habe. Die zweite Geschichte ereignete sich bei einer Feuersbrunst, wo Rüchel einen Reisenden, der auf der Landstrafse still hielt, und aus dem Wagen stieg, um das Schauspiel anzusehn, persönlich aufforderte, mit zur Hülfleistung thätig zu seyn, und als dieser sich wegen Eile entschuldigte, und bei erneutem Andringen sogar als angesehener Staatsbeamter sich zu erkennen gab, ihn nunmehr nur um so ungestümer mit Gewalt an die nächste Spritze trieb, und eine Zeitlang zum Pumpen nöthigte. Ein Vorgang, wie dieser leztere, konnte wohl auch man-

Digitized by Google

chen Beifall verdienen, immer jedoch blieb darin der Machttrotz des Militärs, welches gleichsam für sich selbst eine neue Gewalt im Staate zu werden schien, den übrigen Staatsbürgern anstöfsig. Wir erinnern uns noch sehr wohl, häufig die bedenklichsten Aeufserungen der Besorgnifs, wohin dieses Umsichgreifen doch zulezt führen würde, in jener Zeit gehört zu haben, und Rüchels Name klang dabei fast immer voran. War diese Rücksichtslosigkeit nach Unten und nebenaus schon mifslich genug, so erschien sie doch zumeist unstatthaft nach Oben, wohin sie fast mit gleicher Unscheu sich erstreckte. Der Verf. sagt von seinem Helden: „Gegen Vorgesezte oder sonst Personen von hoher Bedeutung und Ansehen behauptete der General zwar in der Regel die Ehrerbietung, welche er ihnen und sich selber schuldig war. Doch wo es zu Streitigkeiten oder auch nur zu ernsteren Abweichungen der gegenseitigen Ansichten kam, loderte sein rasches Gemüth, der Flamme ähnlich, oft keck nach Oben, und liefs sich zum Angriff hinreifsen, wo die seinem Thun und Seyn allzuentfremdete Vertheidigung genügend und also auch ohne Zweifel schöner gewirkt hätte. Selbst seinem Monarchen gegenüber zügelte er nicht allemal mit schuldiger Bedachtsamkeit die an und für sich edelsprühende Gluth. Der König bewies ihm in solchen Fällen eine grofsmüthige Nachsicht, deren Rüchel durch die Treue seines Innern und seinen rühmlich bewährten Eifer für König und Vaterland würdig war, und welche er in ruhigeren Augenblicken mit dankbarer Rührung anerkannte."

Der Krieg gegen Napoleon zog wie ein schwarzes, unheilschwangeres Gewölk lange sichtbar am Himmel, bevor der Sturm noch ausbrach. Rüchel hatte im Jahre 1795 den Frieden mit Frankreich für nothwendig erachtet, und heftig dafür gesprochen; im Jahre 1805 gehörte er zu denjenigen, welche den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich, für unerläfslich und unaufschiebbar hielten, und rieth dazu mit der ganzen Stärke seines Eifers und seines Ansehens. Als der gehoffte Ausbruch sich wieder verzog, und Rüchel seine schon kampfgewärtigen Truppen wieder zurückführen mufste, war sein Gehorchen, wie der Verf. sagt, trüb und wehevoll, und ein Gespräch mit einem damals vielgeltenden Minister regte ihn dergestalt auf, dafs er eines raschen Aderlasses bedurfte, um seine innere Zornes- und Schmerzensgluth zu lindern! Hier wäre noch ein anderer Zug, der stärkste vielleicht in solcher Art, anzuführen gewesen, wenn nicht Rücksichten es untersagt hätten. Im folgenden Jahre wurde ihm sein Wunsch erfüllt, doch nach seiner eigenen Ahnung nun nicht zum Heil, und wirklich unheilvoller noch als er geahnet hatte. Die Schlacht von Jena, so weit Rüchel dabei auf dem Schauplatz erscheint, seine rüstigen und klugen Anstalten, seine Entschlossenheit, seine Verwundung, das immer gröfser sich entfaltende Unglück und sein fortwährendes Kämpfen gegen dasselbe — Alles dieses ist vortrefflich geschildert, höchst lebendig und anschaulich, in den treuesten Zügen, mit der Sicherheit des Kriegskundigen und der Klarheit des Dichters, der auch die wirkliche Begebenheit in ihrem bestimmten Leben erschaut. Auf diesen verhängnifsvollen Ereignissen des Jahres 1806 liegt ein tragisches Interesse, welches uns nicht müde werden läfst, sie zu betrachten. Diese Katastrophe, mag sie nun als eine allgemeinere Schicksalswoge oder als ein besonderes Strafgericht angesehen werden, erschien so übermäfsig, so sehr als ein Aeufserstes, dafs es fast unmöglich wurde, nicht schleunigst aus ihr wieder zu dem nahen Gegensatz aufzuringen, welchen sie in dem früheren Ruhm und Glanze Preufsens schon hatte, und den sie in der Zukunft eben so nothwendig schien finden zu müssen. So liegt für den Beobachter in jenem Sturze selbst schon eine neue Verheifsung, welche die Weiterlebenden sofort mit allen Kräften aus dem Schutte hervorzuarbeiten anfingen, und alle Schmach, aller Jammer und Hohn, und das böse Gezänk, welche ringsum in gehäufter Fülle anschwollen, tragen jezt für uns nur das grofse Interesse höchster Beziehungen, unter welchen sie selbst verschwinden! Unser Verf. verdient das Lob, diese vaterländische Calamität durch gegenwärtige Schrift würdig besprochen, und ihr einige ihrer grofsen Züge neu hinzugeschrieben oder glücklich aufbewahrt zu haben.

Rüchels Benehmen während der Fortsetzung des Krieges wird noch gegen mancherlei grundlose Vorwürfe mit Erfolg vertheidigt, und dabei auch das Entgegenstehen zwischen ihm und dem Obersten Massenbach mit Umsicht und Billigkeit erörtert und aufgeklärt. Dafs Rüchels Laufbahn endete und geendet blieb, als Blüchers, seines Freundes und Waffengleichen, noch fortdauerte und erst recht sich erhob, dieses tragische Geschick, bei welchem für Rüchel der Ruhm bleibt, dafs Niemand sagen kann, er würde nicht auch Grofses und Gröfstes geleistet haben, findet ebenfalls seinen genügenden Aufschlufs in der Eigenart, die seine Kraft war, und nun

Digitized by Google

seine Hemmung wurde. Sein Schmerz hierüber, der tröstende Zuspruch Blüchers an ihn, sind beiden Helden gemäfs. Im Jahre 1817 verliefs Rüchel seine Abgeschiedenheit in Pommern, und kam auf Blüchers Einladung noch einmal nach Berlin. Wir sahen hier bei günstigem Anlafs ihn nahe genug, um die Schilderung, welche Fouqué von seiner Persönlichkeit gibt, durchaus bestätigt zu finden; gebeugt und krank, hatte seine wohlgebildete Gestalt noch den Nachschimmer der beweglichen Kraft, welche früher aus ihr geleuchtet haben mufs; ausgezeichnet feine Gesichtszüge drückten noch gebieterisches Wollen aus, in den Augen glühte noch Feuer, in den Worten gedrungener Sinn. Zurückgekehrt auf sein Landgut in Pommern, lebte er daselbst in ungestörter Ruhe, bis im Anfange des Jahres 1823 ihn ein sanfter Tod hinnahm.

Wir freuen uns, dafs ihm eine so treue und anziehende Denkschrift gewidmet worden, wie dieses Buch von Fouqué sie uns darbringt. Eine schöne Ode von *Stägemann*, im Jahre 1817 an ihn gerichtet, feiert gleichfalls sein Andenken, indem sie ihn den späteren Helden, in deren Reihe leiblich mitzukämpfen ihm versagt war, dem Geiste nach dennoch beirechnet.

K. A. Varnhagen von Ense.

LVII.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart, Prof. der Philosophie zu Königsberg. Erster historisch-kritischer Theil. Königsberg, 1828. In Commission bei August Wilhelm Unzer. XXX und 608 S.

Von jeher ist Erkenntnifs der absoluten Wahrheit der eigenthümliche Gegenstand der metaphysischen Wissenschaft gewesen. Es ist jedoch in unserer Zeit der kritischen Philosophie gelungen, die in Selbsttäuschung wurzelnde Ueberzeugung, dafs jene Erkenntnifs dem menschlichen Geist ein unerreichbares Ziel sei, zu einem weit verbreiteten Vorurtheil zu machen. Allem Wesenlosen hat man das Prädicat des Metaphysischen gegeben, und Metaphysik hat mit Träumerei fast gleiche Bedeutung. Der Zusammenhang dieses Verfalls mit dem der Philosophie überhaupt als eines hors d'oeuvre in der Wissenschaft, als einer wunderlichen Plage, ist schon oft besprochen worden. Was grade dem Begriff der Philosophie am meisten zuwider ist, das Nichtwissen, das soll jezt Wesen und Princip der Philosophie seyn. Freilich spricht sie das nicht so ehrlich aus. Wenigstens behält sie sich vor, das Wissen von der Nothwendigkeit des Nichtwissens darzuthun. Und dieses Wissen vom Nichtwissen nennt sie Glauben, welches den Vortheil hat, das Nichts auszuschliefsen. Dasselbe bewahrt also das Nichtwissen vor dem gar Nichts wissen. Ja es stempelt dieses sogar zu einem Wissen von der Wahrheit, von wo an bis zum Wissen der Wahrheit noch ein langer Weg ist. Nichtwissen als Element der Wissenschaft hat daher den Sinn des Glaubens als eines Wissens von der Wahrheit, die nicht könne erkannt werden. Demnach ist es Philosophie geworden, von Gott und der Wahrheit nichts an und für sich zu wissen. Dieſs tritt bei *Kant* hervor als sogenannter praktischer Glaube, bei *Fichte* als Glaube an die moralische Weltordnung, bei *Jacobi* als unmittelbares Wissen, als Gefühl und Ahnung eines Höheren. Mit Fug und Recht kann daher solcher Glaube wegen der ihm mangelnden Gewifsheit als metaphysischer oder philosophischer Glaube bezeichnet werden; denn er erkennt die Wahrheit nicht, sondern erkennt sie höchstens an. Man hat es somit glücklich zu einer gläubigen, d. h. unwissenden Metaphysik gebracht. Gewifs lacht Mephistopheles zu diesem Waffenstillstand des Wissens mit dem Glauben in's Fäustchen.

Jedoch kann es nicht fehlen, dafs die metaphysische Idee, wenn sie gleich nur der geglaubte Inhalt der Wissenschaft ist, sich als die wissende Wahrheit selbst der Reflexion aufdringe. Aber nur als unbegriffene Macht und defshalb nicht als bestimmendes Princip der Wissenschaft kann sie von Seite theoretischer Erkenntnifs keine andere Bedeutung haben, als die einer Forderung, Aufgabe, selbst eines blofsen Einfalls, und was dergleichen mehr. Gleich bei *Kant* erscheint sie in diesem Sinne als Aufgabe in der Frage, wie wohl synthetische Urtheile a priori möglich seyn möchten? Aber alsbald wird sie als eine solche bestimmt, die dem Verstand und der Vernunft, und damit der Erkenntnifs gar nicht angehöre. *Fichte* stellt sie ebenfalls als absolute Forderung der Wissenschaft auf, dafs nämlich Ich gleich Nicht-Ich seyn soll. *Jacobi* macht sie zu einem blofs sinnigen Spiel, das fast ganz empirisch an gegebenen Thatsachen sich verläuft. Also die For-

Digitized by Google

derung der Idee, dafs die Erkenntnifs mit dem Gegenstand in Uebereinstimmung sei, damit Wahrheit und Gewifsheit stattfinde, erscheint zwar, aber die Lösung derselben ist dadurch sogleich unmöglich gemacht, dafs der Gegenstand als ein der Erkenntnifs Unüberwindliches vorausgesezt wird.

Die Hauptformen, deren eine Philosophie, die über den Gegensatz von Erkenntnifs und Gegenstand oder Wahrheit und Gewifsheit nicht hinauskömmt, fähig ist, haben schon von *Kant*, *Fichte* und *Jacobi* ihre Ausbildung erhalten. Nun sind zwar noch andere Formen möglich, je nachdem die Reflexion an diese oder jene abstracte Seite festhält. Aber diese werden nur noch das Unwesentliche betreffen können, und mit den erwähnten Hauptformen auch wieder in der Hauptsache übereinkommen. Zwar wird es immer Aufgabe bleiben, die Erfahrung mit der Erkenntnifs in Uebereinstimmung zu bringen; jedoch, statt die Erfahrung zu begreifen, wird es bei ihrer blofsen Erklärung sein Bewenden haben. Dafs aber, indem Alles erklärt, und nichts begriffen wird, leicht die Täuschung entstehen kann, das blofse Erklären schon für das Begreifen und Erkennen selbst zu nehmen, liegt nahe. Und in dieser Täuschung ist der Verf., wie aus seinen bisherigen Schriften, namentlich aus seiner Einleitung in die Philosophie und aus seiner weitschweifigen Psychologie erhellt, im höchsten Grade befangen. Das Empirische soll zwar nicht, wie es vorgefunden wird, unmittelbar gelten, weil es widersprechende Bestimmungen zeigt; das Idealistische, wie das Ich, aus gleichem Grunde eben so wenig, so dafs also weder der Realismus noch der Idealismus genügt. Um defshalb festen Grund und Boden zu gewinnen, sollen die widersprechenden Bestimmungen aufgelöst werden. Aber zur wahrhaften Auflösung des Widerspruchs, der noch dazu in höchst dürftigen Bestimmungen erscheint, kömmt es eben nicht, sondern der Widerspruch wird auf eine Weise beseitigt, die seinem wahren Begriffe ganz zuwider ist. Anstatt derselbe durch sich selbst sich auflösen müfste, soll es vielmehr nur darauf ankommen, ihm auszuweichen, ihn zu vermeiden, und zum Schweigen zu bringen. Wegen solcher Beseitigung des Widerspruchs, der, weil er nichts Festes ist, nicht seyn soll, kann allein das Feste, was Grund und Boden hat, das ganz Widerspruchslose seyn. Demnach wäre kein anderes, als ein sich nicht widersprechendes, das wahre Seyn; ein solches aber kann nur seyn durch Abstraction von allem Wechsel, von aller Veränderung und Bewegung. Denn dieſs darf Alles nicht seyn, wenn anders das Seyn eine positive Bedeutung haben soll. Dieses Seyn aber, welches das Resultat der kritischen Bestreitung des ontologischen Beweises ist, nennt der Verf. S. 127 die Basis aller wahren Ontologie, und diese Armseligkeit ist die einseitige abstracte Kantische Grundlage seiner Lehre.

Aus der kritischen Philosophie dieses Seyn durch Abstraction festgehalten und zum Princip der Wissenschaft gemacht, bewahrt es zwar einerseits vor Vielem, was seither der Metaphysik sehr hinderlich gewesen ist. Weil nämlich dieſs vermeinte wahre Seyn sich durchaus nicht mit irgend einer Vielheit verträgt, so fallen dergleichen, wie die empirischen Thatsachen des Bewufstseyns, die vielen Seelenvermögen empirischer Psychologie, und anderer unphilosophischer Plunder von selbst hinweg. Aber andererseits ist wohl nichts aller ächten Metaphysik mehr zuwider, als eben dieses Seyn, weil es nur eine abstracte, aber nicht die concrete oder unterschiedene Einheit, welche die wahre Einheit ist, zuläfst. Wenn die metaphysische Idee von *Kant*, *Fichte* und *Jacobi* doch noch praktisch im Glauben anerkannt wird, und sich theoretisch wenigstens hin und wieder aufdringt, so abstrahirt dagegen der Verf. von dieser Idee ganz und gar. Dafs solche Abstraction selbst die Vorstellung erzeugen kann, dafs mit der Metaphysik als Wissenschaft ganz von Vorne müsse der Anfang gemacht werden, ist begreiflich. Aber zu einer Verjüngung der Metaphysik als Wissenschaft, die auf den Verf. nicht gewartet hat, gehört etwas mehr, als der Kantische noch dazu so beschränkt festgehaltne Standpunkt der Reflexion. Vielmehr hätte der Verf. sich über den ganzen Standpunkt aller Reflexionsphilosophie überhaupt, worin die Metaphysik nur ein Sollen bleibt, erheben müssen.

Betrachten wir das Seyn näher, wie es als Resultat der Kantischen Kritik des ontologischen Beweises die absolute Position ausmachen soll, so verhält es sich dem Begriffe und dem Gedanken gegenüber. Dieses Gegensatzes wegen ist es desto vortrefflicher, je begriffloser es ist. Ein solches Seyn, das am Begriff seinen Gegensatz hat, ist daher keineswegs gegensatzlos, und gar nicht, wie der Verf. meint, absolute, sondern pur abstracte Position. Absolute Position wäre es nur insofern, als es durch sich selbst seinen Gegensatz, nämlich den Begriff, aufgelöst, und als Begriff das Seyn sich erwiesen haben würde. Selbst als solche Position, die erst die

Digitized by Google

absolute ist, ist das Seyn nicht gegensatzlos, sondern der Gegensatz seiner und des Begriffes ist sein Gegensatz, und der Unterschied von Seyn und Begriff, wie er durch sich selbst sich erzeugt, hebt sich auch durch sich selbst auf. Aber anstatt dieses von dem Begriffe selbst erfüllten Seyns soll vielmehr jenes abstracte unterschiedslose Seyn, wodurch die Philosophie in der neueren Zeit so sehr unter sich selbst heruntergekommen ist, als metaphysische Basis gelten, also das, was seither der Deckmantel metaphysischer Unwissenheit gewesen, nun sogar ihr Princip ausmachen.

Es ist wohl eine ziemlich allgemeine Redensart geworden, dafs der ontologische Beweis der Kantischen Kritik unterlegen sei. Doch nach dem Wie dieses Unterliegens ist gar wenig gefragt worden. Aber auf das Wie kommt es hier an. In der alten Leibnitz-Wolfischen Metaphysik liegt dabei zu Grunde der Satz des Widerspruches, und durch den leeren Gedanken eines Inbegriffes aller Realitäten hat der ontologische Beweis eine seinem Begriff ganz unangemessene Form erhalten. In dieser Form ist der grofse Mangel, dafs, was bewiesen werden soll, vielmehr vorausgesezt wird. Aber solche mangelhafte Form des blofsen Verstandesschlusses als der gewöhnlichen Schlufsweise geht den unendlichen Inhalt gar nicht an. Und wenn *Kant* sich diese schlechte Form, wie sie ihm von *Mendelssohn* dargeboten worden, gefallen läfst, wenn er mit diesem defshalb das Seyn im ontologischen Beweise als eine blofse Eigenschaft versteht, so ist das schon Beweis genug, dafs ihm der wahre Inhalt des ontologischen Beweises gänzlich unbekannt geblieben ist. Denn in diesem Beweise ist es um ein ganz anderes Seyn, als die blofs äufserliche Existenz ist, zu thun, und zwar um ein Seyn, das nicht erst von Aufsen in den Gedanken hineingelegt zu werden braucht, um es wieder taschenspielerisch aus demselben herauszuklauben, sondern welches selbst sich in den Gedanken hineinlegt, oder mit dem Gedanken sich erfüllt. Indem also *Kant* den wahren Inhalt des ontologischen Beweises nicht einmal berührt, kann von einer wahrhaften Widerlegung dieses Beweises wohl nicht länger die Rede seyn. Höchstens kann der Kantische Vorwurf und die sogenannte Widerlegung nur den leeren Gedanken eines auf dem Satz des Widerspruchs basirten Inbegriffs aller Realitäten treffen, welcher aber mit der dem ontologischen Beweise zu Grunde liegenden Idee nichts gemein hat.

Der Verf. will, wie gesagt, diese Kantische Kritik des ontologischen Beweises als die Basis aller Metaphysik betrachtet wissen. Man hat es also als eine natürliche Consequenz zu erwarten, dafs in einer historischen Betrachtung dieser Wissenschaft, der die vorstehende Schrift gewidmet ist, und von welcher die zweite Hälfte die Grundlage von der Metaphysik enthalten soll, die Deduction des innern Verhältnisses metaphysischer Gedankenbestimmungen in ihrer geschichtlichen Entwickelung eine wissenschaftliche Anforderung bleibt, die nicht gelöst wird. Denn weil grade von dem, was die Deduction allein nur möglich macht, weil von der speculativen Idee abstrahirt, ja weil dieselbe nicht einmal geahnet wird, fällt alle Deduction von selbst hinweg. Ist auch davon als von einer Sache, die sich bei einigem Nachdenken aufdringe, die Rede, so bleibt doch die ganze Betrachtung, so zu sagen, factisch, und Alles, was nicht auf das gedankenlose Seyn der Kritik hinausläuft, mufs nothwendig als Irrthum angesehen werden. Der Hauptcharakter dieser Schrift besteht nach der Einleitung (S. 1 — 8) defshalb auch in nichts Anderem, als die Grundirrthümer bisheriger Metaphysik zu berichtigen, und so viel als möglich dem Irrthum eine belehrende Seite abzugewinnen. Dafs solche Ansicht blofs eine Vermeidung des Irrthums beabsichtigen kann, versteht sich von selbst. Denn die Reflexion vermag nicht, wie die Speculation, etwas in sich zu rechtfertigen, sondern Alles nur durch Wegwerfen zu beseitigen. Von einem inneren Zusammenhang, von einer inneren Nothwendigkeit, welche die historische Entwickelung bewegte, zeigt sich defshalb keine Spur. Mit Einem Wort, es fehlt an einer Dialektik, welche die Gestaltung und Ausbildung der Sache selbst wäre. Wo aber diese mangelt, bleibt nur das nackte Raisonnement übrig. Dieſs ist denn auch Grundton der Polemik, der die ganze Schrift hindurch gehört wird. Sie hat daher mehr das Ansehen einer Sammlung, eines Convoluts vieler von einem vorgefafsten einseitigen Standpunkt aus entworfener Recensionen, als von einer in sich fortgehenden wissenschaftlichen Entwickelung. Dazu kommt noch, dafs dieser Grundton augenblicklich zum Mifston wird, sobald sich in der historischen Betrachtung der Metaphysik die speculative Idee ankündigt. Denn damit sie, wenn auch nicht begriffen, doch wenigstens gehandhabt werden könne, mufs sie sogleich zu etwas ganz Anderem gemacht werden, als sie ist. So in die blofs verständige und der Reflexion zugängliche Form umgegossen, ist die metaphysische Idee, indem sie bestritten

Digitized by Google

wird, gar nicht mehr vorhanden, weſshalb die Bestreitung derselben, jedoch leider ohne den göttlichen Humor, derjenigen des romantischen Ritters mit den Windmühlen nicht ganz unähnlich sieht.

Dieſs zeigt sich durch die ganze Schrift hindurch, welche wir nun näher zu beurtheilen haben. Die Betrachtung selbst beginnt mit der Metaphysik der ältern Schule (S. 9—128), womit hier die Leibnitz-Wolfische Metaphysik gemeint ist. Zuerst handelt der Verf. von dem Inhalt derselben, alsdann von ihrer Form, und zulezt von der Veränderung, welche diese Metaphysik durch *Kant* erlitten hat. Wie sie geworden, blickt nirgends durch, und an ihre Deduction von der ältesten Metaphysik durch die scholastische Philosophie hindurch ist gar nicht zu denken. Wenn wir auch die Schluſsanmerkung (S. 574—608), die höchst einseitig und oft ganz falsch die alte Philosophie bespricht, hier herübernehmen wollten, so würden wir damit doch nichts gewonnen haben. Wir müſsten denn etwa von dem ausgehen, was dort über *Aristoteles* gesagt ist. Aber da zeigt sich gleich, wie arg der Verf. durch das gefärbte Glas der Kritik des ontologischen Beweises den *Aristoteles* miſsverstanden hat. Doch grade dieser Miſsverstand ist es, welcher einen Anknüpfungspunkt an die Leibnitz-Wolfische Metaphysik abgeben kann. Der Verf. sagt nämlich: „wer die Physik und Metaphysik des *Aristoteles* kennt, der weiſs, daſs dort überall die Gewohnheit herrscht, die Dinge erst ihrer Möglichkeit nach zu betrachten, und die Wirklichkeit als eine Ergänzung dazu kommen zu lassen.“ Wer aber so spricht, von dem muſs behauptet werden, daſs er das Hauptprincip Aristotelischer Metaphysik gänzlich miſsversteht, und darum so gut als gar nicht kennt. Denn nie ist es dem *Aristoteles* eingefallen, das Seyn aus einer vorausgehenden Möglichkeit und einer hinzukommenden Ergänzung zusammenzusetzen. Die Möglichkeit, oder was hier dasselbe ist, der Begriff, ist ihm keineswegs, wie dem Verf., ein Leeres oder Nichts, sondern macht selbst schon ein Seyn aus, das jedoch in der Wirklichkeit etwas für sich zu seyn aufhört, oder in derselben zu einem sich aufhebenden, aber auch zugleich erhaltenden Momente wird. Wäre dem Aristoteles das Seyn aus Möglichem als dem gar Nichts, und dem Wirklichen als dem Etwas, wie aus zwei Bestandstücken, zusammengesezt, was der Verf. ihm andichtet, so möchte freilich bei demselben nach einer durchdringenden Einheit vergeblich gefragt werden. Dieser höchst ungerechte Vorwurf gegen *Aristoteles* wiederholt sich immerfort eben so ungerecht in Beurtheilung anderer Systeme. Und diese platte Wiederholung vertritt die Stelle der Deduction, und macht deren Mangel durch den Ueberdruſs, den ihr winziges Bemerken und Aufstören, Fingerzeigen und Andeuten erweckt, erst recht fühlbar.

Vor allen trifft der erwähnte Vorwurf die Leibnitz-Wolfische Metaphysik um so mehr, als sie zu einem solchen Miſsverstand speculativer Ideen durch die bloſse Verstandesform, worin sie sich bewegt, die gröſste Veranlassung gegeben hat. Als Inhalt dieser Metaphysik (S. 9—53) werden die bekannten ontologischen Begriffe angegeben, da doch vielmehr der Inhalt aus der Vorstellung vorausgesezt ist, und die Begriffe dessen Prädicatenbestimmungen ausmachen. Ob diese Begriffe als Prädicatenbestimmungen metaphysischer Gegenstände auch an und für sich wahr seyn möchten, wird nicht untersucht. Vielmehr werden dieselben, anstatt sie aus sich selbst zu betrachten, wieder von dem bekannten Standpunkt aus beurtheilt, wornach ihre mangelhafte Bestimmung von der Gewohnheit herrühren soll, vom Möglichen auszugehen, und alsdann aus dem Möglichen und dem complementum possibilitatis das Wirkliche wie eine Summe zu addiren. Ihre mangelhafte Bestimmung liegt aber darin, daſs sie als bestimmte Begriffe endliche Bestimmungen sind, und deſshalb das Unendliche und Wahre nicht auszudrücken vermögen. Wenn denselben nur nicht der Gedanke der prästabilirten Harmonie zu Grunde läge, und nicht die Hauptbegriffe des Unmöglichen als des vollkommnen Widerspruchs und des Etwas wegen nothwendiger Beseitigung anerkannter widersprechender Bestimmungen durchaus verworfen werden müſsten, würde der Verf. sie sich trotz ihrer einseitigen Bedeutung schon gefallen lassen. Denn z. B. auſser der Erläuterung der Begriffe Substanz und Accidens durch den Begriff der Kraft werden die damit zusammenhängenden Begriffe vom Zustand der Dinge, vom Einfachen und Zusammengesezten, Entstehen und Vergehen, von der Monade, von Raum und Zeit, Endlichem und Unendlichem, und von der Ursache, nur deſswegen getadelt, weil jene sogenannte paradoxe Harmonie solche Begriffe nicht begreiflich zu machen vermöge. Aber wie des Verfs. Begriff vom Seyn dieselben begreiflich machen soll, sehen wir noch weniger ein, da demselben gemäſs ja consequenter Weise von den meisten dieser Begriffe gar nicht einmal die Rede seyn könnte.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Nro. 117. u. 118.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von Johann Friedrich Herbart. Erster historisch-kritischer Theil.

(Beschluss.)

An der Form dieser Metaphysik (S. 53—73) macht der Verf. zwei Hauptfehler bemerklich. Der erste Hauptfehler soll der seyn, dass sie die Beziehung der Begriffe unter einander zerreisse, was von dem Anstreben einer unzweckmäfsigen Ordnung herrühre, indem sie, statt von Beziehungen, von logischen Aehnlichkeiten sich fortleiten lasse. Nun versteht aber der Verf. unter Beziehung nichts weiter, als dafs was zusammengehöre nicht getrennt erscheine. Aber die eigentliche und wesentliche Natur der Beziehung besteht darin, dafs, was getrennt erscheint, durch sich selbst seine Trennung aufhebe. Sonst kann die Beziehung nur den Sinn einer blofs äufserlichen Stellung der Begriffe haben. Wenn sich aber auch alle Begriffe gehörig an Ort und Stelle befinden, so sind sie darum noch keineswegs bezogen. Denn dadurch, dafs z. B. das Mögliche aus der Zahl der universellen Prädicate heraus in die der disjunctiven versetzt werde, um neben dem Zufälligen und Nothwendigen zu stehen, ist noch keine innere Beziehung der Begriffe vorhanden. Anstatt dafs die Vernachlässigung solcher Beziehung die Ursache seyn soll, warum bisher alle Metaphysik Stückwerk geblieben, dürfte vielmehr, wenn auch jene Beziehung noch so vollkommen ausgebildet würde, die Wissenschaft um gar nichts besser daran seyn. Als der zweite Hauptfehler wird die mangelhafte Anknüpfung an das Gegebene angesehen. Die Metaphysik habe nachweisen sollen, warum die Erfahrungserkenntnisse sich eine Berichtigung durch veränderte Begriffe gefallen lassen müfsten. Denn zu den allgemeinen Begriffen und Sätzen Beispiele aus der Erfahrung als Erläuterung anzuführen, als wenn schon daraus sich die Uebereinstimmung der Begriffe mit der Erfahrung ableiten lasse, führe zu nichts. Aber eine blofse Berichtigung der Erfahrung durch veränderte Begriffe kann eben so wenig die Beziehung zwischen Erfahrung und Ontologie bemerklich machen. So lange die Erfahrung nicht an ihr selbst zur durchdringenden Einheit mit der Erkenntnifs sich hinbewegt hat, ist auch jene Beziehung nicht.

Es versteht sich von selbst, dafs als das Hauptargument der Veränderung der Metaphysik durch *Kant* (S. 73—128) schon defshalb der bekannte Satz angesehen werden mufs, nach welchem hundert wirkliche Thaler nicht das Mindeste mehr enthalten, als hundert mögliche, weil *Kant* durch diesen Satz sich aufserhalb des vermeinten Vorurtheils befinden soll, dem zufolge die Möglichkeit mit ihrem Complement zusammengefafst das Wirkliche ausmache. (Beiläufig bemerken wir, dafs *Anselmus*, welchem die Auffindung dieses Beweises Unsterblichkeit verleiht, ein edleres Beispiel als das von *Kant* gewählte, dem gemeinen Verstand sich so einschmeichelnde, anführt. Proslog. Cap. II. heifst es: Nam cum *pictor* praecogitat, quae facturus est, habet quidem *in intellectu:* sed nondum *esse* intelligit. Cum vero jam pinxit, *et* habet in intellectu, *et* intelligit esse, quod jam fecit.) Dieser Satz nun, wornach das Seyn blofs die Bedeutung einer in äufserlicher Wahrnehmung und Erfahrung befangenen Existenz hat, und der Unverstand, dergleichen Existenz als etwas wahrhaft Seiendes, als Realität und Wahrheit zu betrachten, aber der noch gröfsere Unverstand, zu meinen, als wenn durch solche Weisheit der ontologische Beweis selbst dem Inhalt nach zerstört worden sei, ist das gröfste Vorurtheil, was nur je in philosophischer Lehre sich fixirt hat. Wenn gleich diesem Satze gemäfs schon das Mögliche der Begriff, und das Wirkliche der Gegenstand und dessen Position bedeuten soll, so kann doch der Verf. schon defswegen, weil ihm der Gegenstand mit

Digitized by Google

einem zu beseitigenden Widerspruch behaftet ist, solch ganz handgreifliches Seyn nicht gelten lassen, und mufs dasselbe in ein abstractes verwandeln. Der Inhalt bleibt dieselbe Leere, weil sowohl jenes als dieses an dem erfüllten Seyn des Begriffes seinen Gegensatz hat. Genug! *Kant* habe zwar den wahrhaften Begriff des Seyns, aber nicht die wahren Begriffe von Substanz und Kraft gehabt, und diefs sei die Ursache gewesen, warum er weder in dem, was als Geist, noch in dem, was als Körper erscheine, die Substanz zu erkennen vermocht habe. Abgesehen davon, dafs noch andere Begriffe, als der wahre Begriff des Seyns ist, zur Erkenntnifs nothwendig seyn sollen, und also selbst der wahre Begriff zur Erkenntnifs nicht ausreicht, frägt es sich aber noch, ob denn *Kant* so ganz unrecht habe, wenn er jene Begriffe als endliche Bestimmungen, womit das Ansich der Dinge nicht könne begriffen werden, betrachtet? Wir zweifeln gar sehr, und gleichfalls, ob der Verf. dieselben zu wahrhaften Principien der Erkenntnifs erhoben hat, da wir gesehen, was er unter Beziehung von Erfahrung und Ontologie versteht. Auffallend aber ist es, dafs der Verf. in einer Beurtheilung der Veränderung der Metaphysik durch *Kant* fast so gut wie gar nicht dessen Antinomien berücksichtigt hat. Wenn auch *Kant* seinen Antinomien blofs die Kategorientafel zu Grunde legte, und solchem Schematismus zufolge deren nur vier in den aus der Kosmologie entnommenen Gegenständen annahm, da doch vielmehr in allen Gegenständen sowohl des Gedankens als des natürlichen und geistigen Universums die dialektische Natur der Vernunft zu finden ist; wenn er ferner, statt die Antinomien in ihrer Reinheit als widersprechende aber einfache Gedankenbestimmungen aufzufassen, dieselben im Gegentheil ganz empirisch als Raum und Zeit, Materie und Welt vorstellte, wodurch die speculative Betrachtung so sehr getrübt wird, weil solche Empirie nur den Schein der Nothwendigkeit, nicht sie selbst in sich hat; wenn zuletzt ihre schlechte Demonstration nur dazu dient, die assertorischen und kategorischen Behauptungen, womit sie behaftet sind, zu verdrehen, zu verstecken, ja sogar unkenntlich zu machen — sind doch trotz alle dem diese Antinomien gewifs der Beginn einer Veränderung metaphysischer Gedankenbestimmungen, weil sie deren widersprechende Natur verrathen haben. Wir sagen, nur der Beginn, weil ihre vermeinte aber schlechte Auflösung wieder ein Rückfall in dieselben endlichen Bestimmungen ist, und die sogenannte transcendentale Idealität der Welt, wodurch die Auflösung bewirkt wird, den Widerstreit zu einem solchen macht, der nicht die Dinge, sondern die denkende Vernunft betreffen soll. Diefs, und nicht, wie der Verf. meint, der Mangel der erwähnten Begriffe, ist die eigentliche Ursache, warum die Metaphysik durch *Kant* nicht von der Stelle gekommen, und die Erschütterung, welche dieselbe durch die Aufstellung der Antinomien hätte erleiden können, in seiner Lehre ohne Erfolg geblieben ist. Der ganze Unterschied zwischen der Leibnitz-Wolfischen Metaphysik und der Kantischen Philosophie ist, dafs jene mit *denselben* Gedankenbestimmungen die Dinge zu erkennen wähnte, diese aber nicht. Die wahrhafte Auflösung der Antinomien wird aber die seyn, dafs, anstatt wie *Kant* es macht, den Widerspruch zu umgehen, vielmehr die entgegengesezten und widersprechenden Bestimmungen als solche erkannt würden, die durch sich selbst zu Momenten einer und derselben Einheit oder zu ihrer inneren Einheit sich auflösen. Solche Auflösung würde auch die wahre Beziehung der Begriffe ausmachen, und sich als eine ganz andere Macht der Begriffe bewähren, als die seyn kann, welche aus des Verfs. Beziehung folgt. Denn dafs diese wohl eine gewisse Anordnung bezwecken kann, die aber nicht die innerliche Gestaltung der Sache selbst ist, zeigt sich insbesondere in der Art und Weise, wie er die Kantische Kategorientafel anders zu ordnen unternommen hat. Seine ganze Anordnung ist nämlich weiter nichts, als eine blofs veränderte Stellung der Kategorien, von welchen als der Quantität, Qualität, Relation und Modalität, wie sie bei *Kant* auf einander folgen, die Qualität vor der Quantität, und die Relation nach der Modalität zu stehen kommen sollen. Diese veränderte Anordnung können wir uns gefallen lassen; wenn aber der Verf. meint, durch sie auch schon den inneren Zusammenhang aufgezeigt, und defshalb dem blofsen Schematismus ein Ende gemacht zu haben, irrt er gar sehr. Denn dafs man erst ein Ja und Nein haben müsse, ehe man ein Mehr und Minder finden könne; dafs ferner ein Mehr und Minder nöthig sei, damit die Möglichkeit zur Wirklichkeit und weiter zur Nothwendigkeit zu wachsen vermöge, dergleichen Bemerkungen reichen nicht hin, um das nothwendige Verhältnifs dieser Kategorien von Innen heraus zu erkennen, oder dieselben in einander hinein und aus einander heraus wachsen zu

Digitized by Google

lassen. Soll nämlich die Qualität blofs mit Ja und Nein, die Quantität allein nur mit Mehr und Minder zu thun haben, so wollen wir nicht glauben, dafs der Verf. schon die von ihm gerügte Aufopferung der Beziehungen blofs logischer Aehnlichkeiten wegen wieder vergessen haben sollte. Und schon der einzige Umstand, dafs die Negation dem Verf. ein blofser Mangel in der Vorstellung ist, macht allen inneren Zusammenhang unter den Kategorien unmöglich. Hat auch die Kantische Kategorientafel kein Hinten und Vorne, und soll dieselbe erst durch die vom Verf. getroffene und veränderte Stellung, Anfang, Mittel und Ende gewonnen haben, so sehen wir doch nirgends, dafs diese Tafel dadurch auch nur im Geringsten ihren starren Schematismus verloren hätte, oder auch verlieren könnte. Aber die wahre Bedeutung von Anfang, Mittel und Ende würde wohl die ganze Tafel aufgehoben, und ihre Starrheit flüssig gemacht haben. Dazu jedoch gehört die Erkenntnifs, dafs jede Kategorie nicht ohne die andere ist, und defshalb die eine die andere an ihr selbst hat, und in dieselbe übergeht.

An der weitern Betrachtung der Kantischen Philosophie haben wir nun die erste Probe, wie der endliche Verstand, wenn er auf speculative Gegenstände stöfst, dieselben behandelt, und zu bestreiten den Anlauf nimmt. Dazu kommt noch, dafs der Verf. häufig das als einen ursprünglich richtigen Blick in der Kantischen Philosophie ansieht, was doch erst Resultat der Untersuchung ist. Da, wo *Kant* zu seiner Ehre das blofs discursive und endliche Denken verläfst, und zur Anerkennung eines speculativen Gedankens kömmt, zeigt sich die Beurtheilung schief, ja oft höchst trivial. Wo nämlich dieser Denker über das einseitige Resultat seiner Kritik des ontologischen Beweises sich hinauszugehen gedrungen fühlt, soll er alle Fassung des Denkens verloren haben. Freilich das blofs subjective endliche Denken geht darauf, wenn die Macht der Idee ihr Recht geltend macht. Aber wenn jene Kritik des ontologischen Beweises durchaus zum Mafsstab der Kantischen Philosophie gemacht wird, so müfste *Kant* schon wegen der Art und Weise, wie er die Aufgabe der Philosophie stellt, eher alle Fassung des Denkens verloren haben, als er selbst nur zu denken angefangen. Wie grob empirisch ein solcher Verstandesanlauf, wenn einmal Seyn und Begriff gar nichts mit einander gemein haben sollen, ausfallen mufs, zeigt sich vorzüglich darin, wie der Verf. die Kantische Beschreibung eines Dinges als Naturzwecks, indem es von sich selbst zugleich Ursache und Wirkung sei, bekämpft. Nämlich Nahrungsstoff von Aufsen, Hunger und Krankheit, und überhaupt Alles was demselben zustofsen kann, soll gegen seine Zweckmäfsigkeit einen Beweis abgeben, als wenn dergleichen, wie die äufserliche Natur, blofs Bedingung, nicht auch Voraussetzung des Lebens wäre, und Krankheit, Tod und Zerstörung, welches selbst sogar die wahre Natur des Organismus ausmachen soll, nicht mit in seinem Zweckbegriff, der in ihm selbst das Moment der Aeufserlichkeit hat, und in dem Begriff der Gattung auch begründet wäre. Wird das eine dem andern, wie hier das Abhängige und Bedürftige des Organismus seiner Zweckmäfsigkeit, einseitig gegenüber gehalten, so ist das eben der Verstand, der in antinomischen Bestimmungen nicht darnach frägt, welche von den beiden entgegengesezten Bestimmungen wohl die wahre seyn möchte. Macht der Verf. beispielsweise das Sonnensystem zum Gegenstand eines Naturzwecks, und kann er dessen mechanische Erklärung keineswegs unzureichend finden, weil seine Oscillation zu klein sei, um jemals Gefahr zu drohen, so betrifft das, nach der Kantischen Weise antinomisch genommen, nur die Thesis, wornach alle Erzeugung materieller Dinge nach blofs mechanischen Gesetzen möglich seyn soll. Wird aber ebenfalls beispielsweise ein andrer Gegenstand genommen, so möchte sogleich die Antithesis, wornach einige Erzeugung materieller Dinge nach blofs mechanischen Gesetzen nicht möglich seyn soll, ihr Recht finden, und sich das Mangelhafte der mechanischen Erklärung bald zeigen. Demnach wird Keiner vom Verf. die wahre Auflösung dieser Gegensätze erwarten, so wenig, als sie von *Kant* aufgezeigt worden, und sich mit diesem Exempel begnügen, wie der Verf. Widersprüche beseitigt, anstatt sie wahrhaft aufzulösen, obgleich immer von der Auflösung widersprechender Bestimmungen ganz zum Ueberfluss die Rede ist.

Die zweite Probe, wie der von der Willkür jener Abstraction geborne Verstand und Mifsverstand speculativer Gegenstände nicht blofs schief und trivial, sondern selbst anmafsend einem der tiefsten Denker die Gründlichkeit abspricht, lernen wir aus der zweiten Abtheilung (S. 128—169) dieser Schrift kennen, welche die Lehre des *Spinoza* zum Gegenstand hat. Zuerst wird gehandelt von der Ontologie, und hierauf von der Kosmologie. Wir werden hier gleich wieder daran erinnert, dafs um Spinoza's Ontologie (S. 128—150) zu verstehen, wir uns in eine Zeit zu versetzen haben, die die Dinge aus ihrer

Digitized by Google

Essenz und Existenz zusammenzusetzen gewohnt gewesen sei. Also zuerst soll man sich das Seyn als eine von den mehreren Bestimmungen des Dinges gedacht, und nachdem man das Subject schon vorausgesezt, hintennach demselben das Seyn als ein Prädicat beigelegt haben. Und nun meint der Verfasser, dafs wer daran zweifeln wolle, dafs diese Vorstellungsart auch bei *Spinoza* zu Grunde liege, auch nicht einmal die ersten Sätze seiner Ethik gelesen haben müsse. Aber man thut viel besser, den *Spinoza* ganz ungelesen zu lassen, als in solchem Vorurtheil befangen ihn zu schulmeistern. Denn wo in aller Welt ist es je dem *Spinoza* eingefallen, wie der Verfasser ihm Schuld gibt, in einem Seyenden eine zusammengesezte Qualität anzunehmen? Diese wird ihm gradezu aufgeheftet, theils um nur seiner Lehre was anhaben zu können, theils auch um sie selbst nur dem miserabelsten Verstande zugänglich zu machen. Schon gleich im ersten Satz der Ethik will der Verfasser finden, dafs *Spinoza* den Ausdruck causa sui nicht habe gebrauchen können, wenn er nicht die Essenz als Ursache bei der Existenz als der Folge würde vorausgesezt haben. Aber nicht *Spinoza*, sondern der Verf. macht diese Voraussetzung, indem das endliche Verhältnifs von Ursache und Wirkung, worin jedes ein andres gegen das andre ist, hier gar keinen Sinn hat. Ferner der vermeinten zusammengesezten Qualität wegen, welche *Spinoza* in dem Seyenden angenommen haben soll, hält sich der Verf. an die Attribute. Aus diesen habe nämlich *Spinoza* die Essenz zusammengesezt, und trotz dem, dafs er sie gleicherweise einer Essenz zugeschrieben, als selbstständig angesehen. Aber in der Essenz, der Substanz oder dem Seyenden, sind ihm die Attribute nicht mehrere oder zwei Attribute, sondern Eins, und können defshalb auch nicht in der Substanz zusammengesezt seyn. Auch ist es nach *Spinoza* nur der Verstand, welcher die Attribute von der Substanz unterscheidet, wefshalb ihre Selbstständigkeit nur die Erkenntnifs, aber nicht ihr Seyn in der Substanz angeht. Der so grofse Mifsverstand tritt jedoch mehr noch dort hervor, wo der Verf. die Unendlichkeit der Substanz bespricht, welche nach *Spinoza* nicht begränzt werden kann, weil sie sonst aufhören würde Substanz zu seyn. Er findet es wunderlich, dafs die Substanz defshalb, weil sie von nichts begränzt werde, unendlich grofs seyn soll. Aber wir wundern uns gar sehr, dafs der Verf. hier von Gröfse spricht, und er, um das Unendliche zu denken, der Gröfse bedarf. Wir geben ihm doch zu bedenken, dafs dem *Spinoza* das Quantum überhaupt nichts mit der Substanz zu schaffen hat, sondern nur ein Attribut der Substanz ist. Ueberhaupt wenn *Spinoza* von der Unendlichkeit der Substanz redet, so ist es weder quantitative noch qualitative, sondern die substantielle Unendlichkeit, die keineswegs, wie der Verf. meint, ein dürrer Begriff, sondern wahre Unendlichkeit ist. Dagegen ist dem *Spinoza* mit Recht das, was der Verf. unter Unendlichkeit versteht, die schlechte, die er als sogenannte Unendlichkeit der Imagination von der wahren genau unterscheidet. Auch defshalb schon entbehrt die wahre der Gröfse, weil sie sonst, um begriffen zu werden, eines andern bedürfte, was nur vom Endlichen gilt, dessen Begriff in seiner Existenz nicht vorhanden ist. Dafs mit solcher Vorstellung von Unendlichkeit die Erklärung der Substanz nicht anders ausfallen kann, als sie vom Verfasser aufgestellt worden, wornach nämlich, dafs die Substanz in sich ist (per substantiam intelligo id, quod in se est, et per se concipitur), dem inesse zu Folge sogar ein Verhältnifs zwischen Accidens und Substanz stattfinden soll, leuchtet von selbst ein. Aber die Substanz ist ganz verhältnifslos, weil nur von endlichen Dingen gesagt werden kann, dafs sie ein Verhältnifs haben.

Aus der Art und Weise, wie der Verf. die Ontologie des *Spinoza* betrachtet, folgt die Behandlung der Kosmologie (S. 150 — 169) schon von selbst. Von den endlichen bestimmten Dingen nämlich hat er die Meinung, dafs auch diese in der unbestimmten Substanz sich gegenseitig begränzen, da sie doch in der Substanz gradezu annihilirt sind. Der Hauptgedanke des *Spinoza*, nämlich: determinatio est negatio, welcher der Angel seiner ganzen Philosophie ist, wird als blofse Verneinung verstanden, also die Bestimmtheit des Dinges als non ens, als etwas, das gar nicht sei. Aber non ens ist dem *Spinoza* das Ding nicht in dem Sinne, als wenn es gar nicht Seyn oder nichts wäre, sondern ein Seyn, was durch sich selbst zum Nichtseyn oder zu Nichte wird, was durch sich selbst sich umbringt, so dafs nichts als die Substanz wahrhafte Wirklichkeit hat. Ja sollte man glauben, dafs, indem der Verf. diese Substanz als das blofs Mögliche versteht, woraus vermittelst der bestimmten einzelnen Dinge als des non ens das Wirkliche erst hervorgehe, und dem gemäfs selbst das Mögliche als das Nichtwirkliche das einzige ens reale seyn soll, er sogar so weit geht, über *Spinoza* die bittere Bemerkung zu machen, dafs selbst ein Blinder solche Widersprüche wenigstens fühlen müfste! Wahr-

Digitized by Google

haftig nur ein gänzlich mit speculativer Blindheit Geschlagener kann dergleichen Widersprüche, die mit der Lehre des *Spinoza* unverträglich sind, in dieselbe hineintragen, und es nicht fühlen, dafs er sie hineinträgt. Ferner ist auch die Substanz nicht, wie der Verf. meint, der ganze vollständige Ursprung der Dinge, sondern allein nur der Ursprung ihrer selbst. Die Dinge entspringen daher gar nicht, sondern sind nur, um zu verschwinden, weshalb die Substanz in diesem Sinne nichts hervorbringt, und eigentliche Kosmologie nicht stattfindet.

Die dritte Abtheilung (S. 169—224) beschäftigt sich mit dem Zusammenfassen des Vorigen und dessen Bearbeitung. Eröffnet wird diese Abtheilung mit einer Vergleichung zwischen *Spinoza*, *Leibnitz* und *Kant* (S. 169—178) im ersten Capitel. Ihre Einstimmung soll in der Ansicht über die Materie bestehen, indem sowohl nach *Spinoza* als *Leibnitz* das Ausgedehnte nichts Wahres sei, und auch *Kant* die Materie für blofse Erscheinung erkläre. Demnach wird ihrer aller Lehre als Idealismus überhaupt bezeichnet, und als Metaphysik im zweiten Capitel (S. 178—190) dem Empirismus gegenüber gestellt, und mit demselben verglichen. Zwar wird zugegeben, dafs die Einstimmung zwischen den erwähnten Philosophen nicht durchgreifend sei, aber die besondre Stellung *Kants* zu *Spinoza* und *Leibnitz* in Betreff der Erkenntnifs, die als kritische weder dem Idealismus noch dem Empirismus das Wort redet, wird nicht berührt. Dagegen soll *Locke* mit seiner Analyse des menschlichen Gedankenkreises bis zum wahren Begriff der Substanz gekommen seyn, und aus Abneigung gegen dieselbe sich der Materialismus gebildet haben. Aber wohl nicht der Abneigung, sondern eher der Zuneigung zu der Lehre *Lockes* dürfte die Entstehung des Materialismus zugeschrieben werden. Nun soll noch diese auf Endlichkeit und Zeitlichkeit gegründete Lehre sich am ersten mit dem Spinozismus vergleichen lassen, indem von der theoretischen Lehre des *Spinoza* die unendliche Substanz, weil sie die Erfahrungsgegenstände gar nicht erklärlich mache, gänzlich abgesondert werden könne, was aber unzulässlich ist, und etwa nur dann stattfinden dürfte, wenn die Substanz die vorausgesetzte Möglichkeit der Dinge wäre, oder die Dinge wahrhafte Wirklichkeit haben würden. Allenfalls kann die Substanz mit den Attributen, indem von aller äufserlichen Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit als dem Aufserwesentlichen in der Natur abstrahirt wird, wohl selbst als Natur, aber in ihrer einfachen Einheit mit sich, gefafst werden, was jedoch ganz was Anderes ist, als eine Absonderung der Erfahrungsgegenstände von derselben. Die weitere Vergleichung des Empirismus mit der Metaphysik, wornach der Empirismus die Dinge als ein Vielfaches und Mannigfaltiges vor sich liegen sehe, dagegen die Metaphysik ein Princip behaupte, und wenn sie dieses entwickle, die Entwickelung gleichförmig und symmetrisch gerathe, führt den Verf. auf die Frage, wie wohl das Ungleiche und Unebne der Erscheinung zu erklären seyn möge? Diese Frage gibt nun Veranlassung, dafs der Verf. einige vorläufige Umrisse der wissenschaftlichen Metaphysik (S. 190—224) mittheilt, die aber keineswegs eine genügende Antwort auf jene Frage geben. Denn anstatt das Ungleiche der Erfahrung in den Gedanken des Unterschiedes zu erheben, und die metaphysische Gleichheit in durchdringender Einheit mit demselben zu erkennen, wird vielmehr Anfang und Ende, und darum auch die Mitte, ja sogar die ganze Fortschreitung zwischen Ordnung und Folge der Bestimmungen in der Wissenschaft und der Erfahrung als ganz verschieden angenommen. Weil defshalb das Wissen seinen eigenthümlichen Gang geht, soll die Wissenschaft diesen Gang zunächst in einer eignen Methodologie zum Gegenstand machen, welche ferner darauf berechnet ist, dafs, um das Seiende kennen zu lernen, von der Erfahrung ausgegangen werde, weil diese zwar auf das Reale deute, aber dasselbe nicht unmittelbar zu erkennen gebe. Weil demnach solche Methode nicht der Gang der eigentlichen Sache selbst ist, sondern gleichsam nur vor der Sache sich bewegen, und, wo diese beginnt, ein Ende haben soll, kann sie höchstens zum Behuf blofs subjectiven oder endlichen Denkens dienlich seyn. Auf die Methodologie soll die Ontologie als die Lehre vom Realen und wirklichen Geschehen folgen, und auf diese die Synechologie als die Lehre von der scheinbaren Causalität in Raum und Zeit, und von der Materie. Mit der idealistischen Frage, und der damit zusammenhängenden Eröffnung der Psychologie als der Eidolologie soll das Ganze schliefsen. Wer sieht nicht schon hieraus, dafs solche Metaphysik keine höhere Bedeutung als von einer blofsen Begreiflichkeit oder Erklärung der Erfahrung haben kann, die von dem wirklichen Begreifen und von der wahrhaften Erkenntnifs derselben abstrahirt?

Die vierte Abtheilung (S. 224—390) enthält die historische Fortsetzung der in der vorigen Abtheilung angefangenen Betrachtung, und hat im ersten Capitel den

Digitized by Google

Kantianismus, im zweiten die Veränderungen desselben, und im dritten die Vergleichung der neueren Lehren mit den ältern und unter sich zum Gegenstand. Für den Kantianismus wird *Reinhold* als Repräsentant der progressiven Richtung aufgeführt. Aber indem er das sogenannte Vorstellungsvermögen aus der Receptivität als einem leidenden und der Spontaneität als einem thätigen Vermögen bestehen lasse, würden beide Vermögen, in wiefern sie im vorstellenden Subject an sich gegründet seien, schlechterdings als nicht vorstellbar angenommen. Da also der Verf. einräumt, dafs *Reinhold* die aus seiner Annahme zweier Vermögen in eine von selbst sich ergebende Frage nach dem Einen, welches zweierlei Entgegengesetztes seyn soll, nicht einmal gemacht, geschweige denn beantwortet habe, sehen wir auch nicht ein, wie derselbe die progressive Richtung des Kantianismus bezeichnen soll. Denn von *Kant* ist es doch gewifs, dafs er diese Frage gemacht hat. Die progressive Richtung dürfte daher die seyn, welche, statt wie *Reinhold* von dieser Frage zu abstrahiren, sie vielmehr festgehalten und weiter verfolgt hat; dafs nun *Fichte* diefs gethan, ist bekannt genug, und defshalb müfste wohl dieser zunächst als Repräsentant der progressiven Richtung gelten. Wie nun der Verf. *Reinhold* als die Spitze der fortschreitenden Bewegung, so sieht er *Fries*, dem er noch so viele Andre hätte zugesellen können, als Repräsentanten der regressiven Richtung des Kantianismus an, worin wir mit ihm völlig übereinstimmen. Denn wenn nach ihm das Princip aller Erklärungen in der Gleichartigkeit dessen liegen soll, was nur der Gröfse nach verschieden ist, kann die Erkenntnifs, wie auch der Verf. bemerkt, eben weil im Gleichartigen kein Motiv des Fortschreitens ist, nicht von der Stelle, ja kann von eigentlicher Erkenntnifs und Metaphysik nicht einmal die Rede seyn. Diefs beweist selbst die damit zusammenhängende Ansicht, dafs der ausgebildetste Philosoph vom rohsten Verstande nicht durch Erweiterung seines Wissens, sondern nur durch logische Deutlichkeit der Erkenntnifsform sich unterscheide. Eben weil solche Philosophie selbst vor dem rohsten Verstand nichts voraus hat, mufs sie diesem wohl das Wort reden. Und wer möchte wohl noch zweifeln, dafs dergleichen Ansichten mit den Kategorien in Verbindung gebracht, und noch dazu in dem Sinne, dafs diefs zusammen ein erfahrungsmäfsiges Criterium sei, wornach wir die Nothwendigkeit unsrer Erkenntnifs zu beurtheilen haben, nach dem Ausdruck des Verf. die Ertödtung aller wahren Speculation zur Folge gehabt hat? Wer wird darin nicht dem Verf. Recht geben, dafs kein Dogma, welches jemals geboten, die Vernunft unter dem Glauben gefangen zu nehmen, sich wohl besser hinter einer Wüste zu verschanzen gewufst habe, als dieser in Kategorien erstarrte Kantianismus?

Nun werden im zweiten Capitel *Jacobi, Fichte* und *Schelling* als diejenigen Philosophen genannt, welche die Veränderungen des Kantianismus (S. 267—341) herbeigeführt haben. So verschieden auch ihre Ansichten seien, so mache doch die Berufung auf eine höhere Anschauung etwas denselben Gemeinschaftliches aus. Dafs der Verf. von solcher Anschauung nichts wissen will, weil dieselbe über den abstracten Verstand hinausliegt, versteht sich von selbst. Denn wie sollte er anzuerkennen vermögen, dafs diese sogenannte intellectuelle Anschauung defshalb zum Princip der Philosophie erhoben werden mufste, um zunächst über den Gegensatz von Erscheinung und Ding an sich als den Widerspruch der Kritik mit sich selbst hinauszukommen? Der Mangel ist nur, dafs solche Anschauung für die Philosophie vorausgesetzt ist, ohne welche sie defshalb keinen Anfang haben würde. Sie fällt von selbst hinweg, sobald, wefshalb sie angenommen wird, damit nämlich die Einheit der Erkenntnifs mit dem Gegenstand das Element der Wissenschaft sei, Erkenntnifs und Gegenstand als durch sich selbst zu ihrer Einheit sich bestimmend erkannt werden. Auch ist jene Anschauung, wenn wohl dem unmittelbaren Wissen gleich, bei den genannten Philosophen, wie der Verf. meint, gar nicht dieselbe, indem z. B. *Fichte* sie auf die Ichheit, *Schelling* dagegen über die Ichheit hinaus bezieht. Von *Jacobi* behauptet der Verf., dafs es ihm an productiven Scharfsinn gemangelt, und die Speculation nie seine Sache gewesen sei. Dagegen habe er den Ton angegeben, sich dem Gefühle zu überlassen, und mit Nachdenken sich nicht weiter zu plagen. Wenn auch das Leztere seine Richtigkeit haben mag, so müssen wir doch bekennen, dafs dem geistreichen Jacobi'schen Ideenspiel ein speculativer Kern wenigstens zu Grunde liegt, wornach man sich beim Verf. vergebens umsehen möchte. Aber *Fichte* soll sich zur wahrhaften Untersuchung angestrengt, und durch ihn die Wissenschaft ein neues Problem, nämlich das Ich gewonnen haben. Jedoch wird als Fehler gerügt, dafs er das Ich, statt es für ein Erkenntnifsprincip zu nehmen, als ein Realprincip habe geltend machen wollen, woraus schon erhellt, dafs dem Verf. das Erkennen blofs psychologische Bedeutung haben kann, welche nur die Erscheinung des Erkennens betrifft. Wenn auch bei *Fichte* der wahre Begriff, der sich selber das Seyn als Erkenntnifsprincip das Realprincip ist, nur ein Sollen bleibt, so ist er doch wenigstens von der Macht dieses Begriffes ergriffen gewesen, was viel mehr sagen will, als von demselben nur einen leeren Begriff zu haben. Dergleichen zusammen mit der höchst dürftigen Beurtheilung *Schellings* macht die dritte Probe aus, wie der ge-

Digitized by Google

meine Verstand, indem er speculative Ideen zu bekämpfen meint, mit einem Schatten ficht. *Schelling* soll nämlich das Unendliche und Endliche, oder auch das Eine und das Viele, wie zwei Dinge, also von einander getrennt, einander gegenübergestellt haben, die man zusammenbinden könne. Aber *Schelling* stellt, indem er beides einander gleichsezt, das eine dem andern nicht gegenüber, sondern nimmt an, dafs in dem einen das andre enthalten ist. Diese innere Einheit, die er das Band nennt, versteht der Verfasser als einen sogenannten logischen Allgemeinbegriff, wornach der Gattungsbegriff sich allen seinen Arten ganz mittheile, ohne dadurch Vieles zu werden. Aber die Gattung ist nicht ein solcher abstracter Begriff, der das blofs leere Einerlei in dem Vielen wäre, sondern macht in dem Vielen das Eine, in den Arten die Gattung aus. Anstatt also das leere Eine und Selbe im Vielen zu seyn, ist die Gattung vielmehr die in ihre Arten sich besondernde und unterscheidende Gattung. Anstatt das Band mit *Schelling* als ein schöpferisches zu verstehen, nimmt der Verf. es als ein leeres Band, als eine Schnur, die durch das Viele hindurchgezogen ist.

Die im dritten Capitel angestellte Vergleichung der neueren Lehren unter sich und mit den ältern (S. 341 — 390) reducirt sich in der Hauptsache auf das Vorhergehende. Als Resultat von *Kant*, *Fichte* und *Schelling* wird angegeben, dafs sich die Metaphysik, als sie am weitesten vom alten Gleise glaubte abgewichen zu seyn, sich demselben unvermerkt wieder genähert habe. Bei der unbestimmten Vermuthung der Kritik, dafs hinter dem Schein wohl ein Seiendes verborgen liegen möge, könne es unmöglich sein Bewenden haben. *Kant*, durch *Hume* verleitet, habe die Frage, wo der Schein wohl hinweisen möge, mit der Form des Erkenntnifsvermögens zu beantworten gemeint. Aber die Erfahrung habe nun einmal ihre gegebnen Formen, und der dieselben nicht anerkenne, dessen Land versinke ins Meer, anstatt man im entgegengesezten Falle Land behalte, und nun zu arbeiten genöthigt sei. Wer aber steht dafür, dafs nicht das noch unbekannte Land, wenn es nun eine Wüste wäre, auch eine Wüste und unbekannt bleibe, indem die ganze Bearbeitung desselben sich darauf beschränken soll, das Gegebne richtig zu fassen, d. h. anstatt dasselbe zur durchdringenden Einheit mit der Erkenntnifs zu cultiviren, vielmehr nur davon, wie es vorgefunden wird, Notiz zu nehmen? Wir nicht, sondern glauben vielmehr, dafs trotz aller Orientirung das Land ein unbekanntes Land bleiben wird, worin dem philosophischen Ansiedler nie recht heimisch werden dürfte.

Die fünfte Abtheilung hat zum Inhalt die Metaphysik als Aufgabe und als Thatsache (S. 390 — 508). Das erste Capitel handelt von dem Unterschiede zwischen innerer und äufserer Aufgabe der Metaphysik (S. 390 — 433). Als äufsere Aufgaben werden alle angesehen, welche über das blofse Begreifen des Gegebnen irgendwie hinausgehen, solche also, die sich unmittelbar auf Lenkung des Willens, Erhebung und Beruhigung des Gemüthes beziehen. Demnach wäre das Praktische überhaupt, was doch hier gemeint ist, nichts Ursprüngliches, und weil defshalb das Sollen und das Seyn als zwei ganz verschiedne Richtungen angenommen werden, würde Alles, was man sonst wohl in diesem Sinne Ideen genannt hat, als Gott, Freiheit, Religion, keiner metaphysischen Unternehmung fähig seyn. Aber das Praktische ist nicht das Sollen im Gegensatz gegen das Seyn, sondern nur aus ihrer inneren Ausgleichung begreiflich. Wird es so einseitig gefafst, kann es nicht einmal aus sich selbst begriffen werden, wie denn auch der Verf. in dieser Hinsicht gesellschaftliches Bedürfnifs, und in Ansehung der Religion gleichfalls Weltansicht, Abhängigkeit und teleologische Naturbetrachtung zu Hülfe ruft. Freilich ist es leichter, die Bemerkung zu machen, dafs der moralische Mensch aus falschen Religionen, wie aus böser Gesellschaft scheide, als dieselben in ihrem Verhältnifs zur wahren Religion metaphysisch zu begreifen. In demselben Sinne dringt der Verf. auf nothwendige Scheidung der praktischen Philosophie von der Metaphysik, gegen *Fichte*, und insbesondre gegen *Schleiermacher*. Wir erinnern dagegen an das, was *Napoleon* gesagt haben soll: dafs Leben Metaphysik sei.

Im zweiten Capitel werden die inneren Aufgaben der Metaphysik (S. 433 — 445) betrachtet, und in ursprüngliche und nachgeborne eingetheilt. Die ursprünglichen sollen unmittelbar im Gegebnen oder in der Erfahrung liegen, und der Speculation die ersten Antriebe geben, deren mehrere, und defshalb mit ihnen zugleich auch mehrere Principien der Metaphysik angenommen werden. Ferner kommen die ursprünglichen Aufgaben darin überein, dafs Widersprüche aus den Formen der Erfahrung hinwegzuschaffen sind, wodurch sie zusammen eine Wissenschaft ausmachen, welche die Ontologie ist. Die Nothwendigkeit, diese Aufgaben zu lösen, soll nur darin liegen, dafs gewisse Gegenstände ungeachtet der Widersprüche, in welche sie sich verhüllen, doch ein Seyn anzeigen. Wenn also nur die Widersprüche beseitigt sind, soll die Realität dessen, was sich widerspricht, ein für allemal sicher gestellt seyn. Aber nicht dadurch, dafs in den Dingen der Widerspruch weggeschafft wird, werden die Dinge zu realen Dingen, sondern dadurch, dafs derselbe vielmehr als ihr innerstes Wesen erkannt werde, oder die Dinge, indem sie den Widerspruch in sich haben, denselben in sich auflösen, und wieder anfachen. Durch blofses Wegschaffen des Widerspruchs gibt die Metaphysik sich gleich die Blöfse, dafs weder sie selbst noch ihr Reales den Widerspruch zu ertragen vermag, und Alles was als widersprechend nicht kann erkannt werden, von ihr sofort als nichtreal bezeichnet werden mufs. Als nachgeborne Aufgaben der Metaphysik werden blofs die zwei Fragen aufgestellt, wie im Allgemeinen und wie vielfach im Besondern Eins aus dem Andern folgen könne, und wie man sich das Seiende, insofern es Verbindungen eingehe, zu denken habe? Anstatt solche Fragen zu einer

Digitized by Google

metaphysischen Nachgeburt zu machen, würde der Verf., jedoch schon der Verwechselung der Folge mit dem Ursprung wegen in einer mehr gemäfsen Form, viel besser gethan haben, sie als innere Aufgaben aufzustellen.

Das dritte Capitel unterhält uns ganz im Sinne der vom Verf. getroffenen Eintheilung der Metaphysik von den sogenannten vier Hauptanfängen dieser Wissenschaft als Aufgabe und Thatsache (S. 445 — 459). Demnach fängt die Metaphysik, statt wahrhaft einmal, sogar viermal an, und hat defshalb thatsächlich gleichfalls viermal anfangen müssen. Diese Anfänge werden dem *Heraklit, Leucipp, Locke* und *Fichte* zugeschrieben; dem erstern der Veränderung halber, dem zweiten hinsichtlich der Materie, dem dritten um der Substanz willen, und dem leztern des Ich wegen. Dazu wird die Bemerkung gemacht, dafs diese Probleme eine ganz verschiedne und eigenthümliche Bearbeitung erfordern. Ihre ganze Beziehung besteht blofs darin, dafs sie für gleich real gehalten werden, was denn blofs ihre Verschiedenheit zur Folge hat, und ein grofses Hindernifs ist, ihre wesentliche Beziehung, wornach sich die eine als die Wahrheit der übrigen beweisen würde, erkennen zu lassen.

Das vierte und fünfte Capitel als die beiden lezten Capitel dieser Abtheilung befassen sich mit den näheren Aufgaben der Methodologie und Ontologie, und der Synechologie und Eidolologie in ihrem Verhältnifs zu jenen (S. 459 — 508). Schon aus diesem Verhältnifs, welches der Synechologie und Eidolologie zur Ontologie angewiesen wird, ergibt sich, dafs statt der eben erwähnten Beziehung vielmehr nur die gemein logische Subsumtion und Coordination dieselben ausmachen soll, indem Synechologie und Eidolologie als coordinirt angenommen, aber gemeinschaftlich unter die Ontologie subsumirt werden. Die Aufgabe der Methodologie soll nur zunächst das Aufsuchen fester Anfänge bezwecken, und die Ontologie darauf die Erkenntnifs des Realen bestimmen. Ferner sollen die Punkte, welche in der Methodologie feststehen, nicht beweglich, aber doch schlüpfrig seyn, und ihre Principien als blofse Antriebe zur Erkenntnifs nur Daten zu dieser abgeben. Defshalb soll es nicht dabei sein Bewenden haben. Dagegen können natürlich die Principien der Ontologie schon defshalb nicht schlüpfrig, geschweige denn beweglich seyn, weil eben das Seiende allein nur daran, dafs es der vermeinten absoluten Position nicht entlaufe, zu erkennen ist. Man sieht wohl, dafs der Verf. aus dem Bedürfnifs, in der Untersuchung von keinem festen Punkt der Untersuchung auszugehen, oder nichts vorauszusetzen, auf den gemachten Unterschied zwischen Methodologie und Ontologie dringt. Aber derselbe dient grade dazu, auf eine Voraussetzung hinzuführen, der es gänzlich benommen ist, nur je sich aufheben zu können.

Die sechste und lezte Abtheilung bespricht in zwei Capiteln die neueren Versuche der Naturphilosophie (S. 508 — 574). *Kant* wird getadelt, dafs er die Undurchdringlichkeit der Materie behauptet, und dieselbe in eine ausdehnende Kraft verwandelt habe. Denn indem die blofse Ausdehnungskraft die Materie ins Unendliche zerstreuen würde, sei er dadurch genöthigt gewesen, eine zweite entgegengesezte Kraft, eine anziehende, anzunehmen. Da ihm auf diese Weise der Begriff der Materie aus zwei entgegengesezten Kräften entstanden, sei ihm der Gedanke einer chemischen Durchdringung, worauf er zu sprechen komme, und welche das einzig wahre Princip der Naturphilosophie sei, nur ein blofser Gedanke geblieben. Aber dieser Gedanke, richtig gebraucht, würde die von ihm begangenen Schlufsfehler sogleich zerstört, ja sogar die ganze Lehre von der Repulsion und Attraction, von Flächenkraft und Wirkung in die Ferne über den Haufen geworfen haben. Ferner habe *Schelling* sogar jene Durchdringung durch die Grundkräfte der Materie begreiflich machen wollen, auf welche *Kant* durch die Voraussetzung des graden Gegentheils, nämlich der Undurchdringlichkeit geführt worden, so dafs die Schellingsche Construction der Materie nur eine Verunstaltung der Kantischen Attraction und Repulsion sei. Freilich begeht *Kant,* und auch *Schelling,* da doch seine Construction der Materie nicht viel mehr als ein Spiel mit der Kantischen Attractiv- und Repulsivkraft ist, den Fehler, dafs sie die Repulsion und Attraction als selbstständige Kräfte nehmen, da doch beide Kräfte, weil sie ineinander übergehen, für sich keine Selbstständigkeit haben, und nur in ihrer Einheit, welche die Schwere ist, den Begriff der Materie ausmachen. Aber die chemische Durchdringung, welche das wahre Princip der Naturphilosophie seyn soll, weil dadurch, dafs die Neutralität zweierlei voraussetze, das sich gegen einander aufhebe, der Begriff der Grundkräfte zerstört sei, erreicht nicht den Begriff des Lebens. Denn die Neutralität und ihre Voraussetzung durchdringen sich keineswegs, sondern sind sich gegenseitig Bedingungen, die einander eben so voraussetzen, als sie Producte von einander sind. Anstatt also eine durchdringende Einheit auszumachen, sind sie vielmehr ein vollständiger Verlauf von Bestimmungen, von welchen das Resultat etwas Anderes ist als der Anfang. Demnach würde solche Durchdringung, zum Princip der Naturphilosophie gemacht, sie nicht einmal von äufserlichen Bedingungen und Umständen befreit haben.

Von dem Phönix geht die Sage, dafs er sich aus seiner Asche neu verjünge. Aber solche Verjüngung, die nur das alte Leben wieder von Neuem ins Daseyn ruft, ist nicht die des Geistes und der Wissenschaft. Eine Verjüngung der Metaphysik vom Standpunkt der Reflexion aus hätte deren vermeinte Absolutheit völlig aufzehren müssen.

H i n r i c h s.

Digitized by Google

Nro. 119. u. 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1829.

LVIII.

Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. Friedrich Schleiermachers christlicher Glaubenslehre. Von Ferdinand Delbrück. Nebst einem Anhange über verwandte Gegenstände. Bonn, bei Adolph Markus. 1827. XIV und 238 S.

Der Verf. gibt als Zweck dieser gedrängten Polemik gegen ein vielfach angegriffnes Werk die richtige Würdigung des Verhältnisses an, welches diese neue Dogmatik zum altapostolischen Glauben habe. Sie gebe sich nämlich selbst in der Vorrede für die erste nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche entwickelte aus. Nun gleiche aber die unter dem Namen der evangelischen Kirche in unsern Tagen entstandene Union, die zwischen den protestantischen Confessionen obwaltenden Unterschiede gar nicht aus, sondern erkläre dieselben vielmehr für gleichgültig, so dafs diese Dogmatik sich hiemit als eine solche darstelle, welche erst durch allgemeine Anerkennung evangelische Kirchlichkeit erlangen wolle, ohne sie jezt schon zu besitzen.

Zur Erreichung jenes angegebnen Zwecks begreift nun unser Verf. seine kritischen Erinnerungen unter folgende Hauptgesichtspunkte:

1) Begriff einer christlichen Glaubenslehre.
2) Wesen der Religion überhaupt.
3) Ausmittelung des Wesentlichen im Christenthum.
4) Gott und Welt.
5) Sünde und Gnade.
6) Der Erlöser in der Person Jesu von Nazareth.
7) Ewiges Leben in persönlicher Fortdauer und nachirdischer Zustand der Vergeltung.

Unsere Kritik dieser Kritik mufs in eben so viel Theile zerfallen.

1) Der Verfasser bemerkt zuerst über den *Begriff einer christlichen Glaubenslehre*, dafs, während *er* ihre Aufgabe nicht anders fassen könne, als dafs sie, von den Ursätzen des Christenthums ausgehend, durch Entwickelung und wissenschaftlichen Zusammenhang, einen einhelligen unveränderlichen Lehrbegriff aufstellen müsse, er nicht wenig verwundert gewesen sei, als ersten Lehrsatz des Werkes, Folgendes zu lesen:

„Dogmatische Theologie ist die Wissenschaft von dem „Zusammenhange der in einer christlichen Kirchen„gesellschaft zu einer bestimmten Zeit geltenden „Lehre."

Ganz richtig sagt der Verf. über solche Behauptung, dafs diejenige Dogmatik ein schwankendes und mifsliches Ding seyn müsse, die sich zur Aufgabe mache, aus den in unaufhörlichem Flusse befindlichen Jahres- und Tagesmeinungen einen Lehrbegriff aufzubauen, und dafs sie dann freilich nach ihres Urhebers eignem Bekenntnifs zu betrachten sei, nicht als kirchliches Glaubensbekenntnifs, sondern als persönliches, welches kirchlich werden wolle.

Schleiermacher geht nämlich davon aus, als habe sich die neue evangelische Union erst ein Glaubensbekenntnifs zu bilden (da sie doch selbst jede solche Anmuthung zurückgewiesen), und als müsse sich der Protestantismus noch eine neue Gestaltung geben, um sich zu vollenden, da er doch in seinen drei geschichtlichen Hauptgruppen für erschöpft betrachtet werden dürfte. Wie dem nun aber auch sei, eine Dogmatik sollte doch wohl eine eventuelle Modification des Christenthums ignoriren, und nur den Inhalt dessen, was in die Wirklichkeit getreten ist, in den Bereich ihrer Untersuchungen ziehen. Auch widerspricht dieſs Resultat dem angegebnen Begriffe der Dogmatik, dafs sie die zu einer bestimmten Zeit geltende Lehre darstelle. Es sei denn, dafs aus Lauheit und Gleichgültigkeit unsere bestimmte Zeit eben keine feste Ansicht über die Grundwahrheiten des Christenthums habe, und sich erst

Digitized by Google

eine solche bilden müsse. Niemand wird aber wohl die Haltbarkeit eines solchen Satzes behaupten wollen.

Was Schleiermacher nun zu dieser Definition der Dogmatik bewog, war seine dialektische Einsicht, wie jedes System, sei es der Philosophie oder Dogmatik u. s. f., mehr oder weniger das Gepräge seiner Zeit an sich trage, und mit ihr stehe und falle. So bleibt er immer, nach Aufweisung der Einseitigkeit alles Bisherigen, beim negativen Resultate stehn, dafs die Wahrheit noch immer ein düsterer Schleier umhülle; denn zugleich will er seine eignen Bestrebungen, worin er positive Wissenschaft aufzubauen unternimmt, nicht für absolute Wahrheit aussprechen, indem er sonst in die von ihm selbst hart gerügte Einseitigkeit seiner Vorgänger zurückfallen würde. Er mufs also zu dem Mittelweg seine Zuflucht nehmen, dafs jede Ansicht, als aus der Eigenthümlichkeit dieses Individuums, dieser Zeit hervorgegangen, damit schon gerechtfertigt sei, und die Wahrheit auf ihre Weise darstelle. Mit Recht kritisirt unser Verf. auch diese Ansicht. Denn was hat die Wahrheit wohl noch für Interesse, wenn der Firnifs jeder Eigenthümlichkeit ihren ursprünglichen Glanz zu überziehen berechtigt ist. So viel Achtung sollte doch wohl jede Dogmatik vor sich selbst haben, dafs sie sich nicht blofs für eine eigenthümliche Betrachtungsweise halte. Thut sie diefs, so begeht sie bei ihrer Geburt einen Selbstmord; und es kann der Mühe nicht lohnen, sie zu schreiben und zu lesen, wenn sie sich selber das Prognostikon stellt, höchstens etwa ein Decennium (besonders in unserer rasch fortschreitenden Zeit) sich ihr Leben zu fristen.

Wie müssen wir aber nicht mit unserm Verfasser erstaunen, wenn Schleiermacher daraus, dafs die evangelische Union eben nichts über das Dogma bestimme, den Schlufs ziehen will, dafs dadurch das Recht abweichender Meinung ein evangelischer Glaubensartikel geworden sei, kraft dessen der Dogmatiker keineswegs verpflichtet sei, sich auf Verarbeitung des Gemeinsamen zu beschränken, sondern befugt, dieses Gemeinsame mit Eigenthümlichkeiten zu versetzen, und dieses Eigenthümliche als evangelisch geltend zu machen! Die protestantische Kirche respectirt allerdings die eigenthümliche Weltansicht eines Jeden, darin besteht die Gedankenfreiheit, welche sie gewährt: jede Eigenthümlichkeit aber zu einem dogmatischen Satze erheben, hiefse eine unendliche Menge von Dogmatiken als kanonisch annehmen, und den Leuchtthurm der allgemeinen christlichen Kirche zertrümmern, nach welchem schauend die unendliche Menge von Eigenthümlichkeiten, die auf dem Ocean des Irrthums sonst blind einherschiffen würden, allein den Hafen der Wahrheit erreichen können. Jenes Versetzen mit Eigenthümlichkeiten darf also unmöglich der Zweck der evangelischen Union gewesen seyn.

Noch tadelt unser Verf. mit Recht das von einem älteren katholischen Theologen entlehnte Princip, dafs, wenn der evangelische Glaubenslehrer auf Sätze gerathe, die weder in den protestantischen Bekenntnifsschriften noch in der Bibel stehen, er sie so lange behaupten dürfe, bis in der Schrift selbst das Gegentheil nachgewiesen werde. Bei einem solchen Grundsatze der Exegese, wornach Alles für wahr gelte, was die Bibel nur nicht ausdrücklich als falsch angebe, könnte man freilich viel in dieselbe hinein interpretiren.

Da sich so diese Dogmatik nun selbst zu einer blofsen Eigenthümlichkeit herabsezt, so bringt sie auch das Speculative, was sie in einzelnen Andeutungen enthält, nicht zur Ausführung. Die höchste Stufe des menschlichen Daseyns, sagt sie, sei die Harmonie vom speculativen Erkennen und frommem Gefühl. Verwirklicht sei diese Harmonie nun niemals; immer ist aber doch schon die blofse Aufstellung derselben gegen die Angriffe unsres Verfassers zu vertheidigen, welcher flacherweise behauptet, jede dieser Seiten müsse als eine Thatsache getrennt für sich bleiben. Schleiermacher trifft nur der Tadel, dafs, wenn ihre Einheit die höchste Stufe des Daseyns ist, er doch nicht rechtfertigen könne, warum seine Dogmatik nur Reflexion übers fromme Gefühl, nicht speculative Erkenntnifs desselben sei; was doch einzig und allein eine wissenschaftliche Dogmatik zu leisten hat.

2) Ferner tadelt unser Verfasser in dem: *das Wesen der Religion überhaupt*, überschriebenen Abschnitte, dafs das Wesen der Frömmigkeit in ein absolutes Abhängigkeitsgefühl von Gott gesezt worden sei; denn der Mensch müsse ja eben so sehr sich seiner Freiheit bewufst werden, und die Stimmung innigster Andacht sei, eher das Gefühl der Vereinigung mit Gott als das der blofsen Abhängigkeit von ihm. Dieser Einwurf ist schlagend. Statt nämlich in dem Abhängigkeitsgefühl das Princip der Religion zu sehen, hätte diese vielmehr als die Auflösung eines solchen unglückseligen Zustandes und als die Freiheit der Kinder Gottes im Bewufstseyn der Versöhnung mit Gott aufgefafst werden müssen. Das Abhängigkeitsgefühl ist also überall da, wo Religion nicht ist; und

Digitized by Google

wenn das Gefühl dieser Abhängigkeit auch in uns das Bedürfnifs nach Religion erregen kann, so darf es immer nur als äufserer Anstofs zum religiösen Bewufstseyn, nicht als dessen Princip betrachtet werden. Dafs unser Verf. aber in dem Vorwalten des Abhängigkeitsgefühls und der daraus zu fliefsen scheinenden Aufopferung der Freiheit Spinozismus gewittert hat, ist ein alter Vorwurf, den man schon zu wiederholten Malen gegen den Verfasser der Reden über die Religion geschleudert hat. Er selbst scheint ihn sich mehr als billig zu Herzen zu nehmen, indem die Anmerkungen zu den späteren Ausgaben jener Reden sich nach allen Seiten hin verwahrend und retractirend aussprechen, als sei der Bannfluch für den bereit, der nur in irgend einem Punkte Spinoza's Lehren nicht schnurstracks entgegen sei. Freilich enthält Spinoza's System viel Mangelhaftes, ja selbst Empörendes. Doch in dem vorliegenden Fall thut unser Verfasser Spinoza und Schleiermacher, wenn dieser mit jenem so gänzlich übereinstimmen sollte, völlig Unrecht. Er hätte nur das fünfte Buch der Spinozistischen Ethik: *De libertate humana* durchlesen sollen, um zu finden, wie die Liebe Gottes, als Bewufstseyn inniger Einheit mit demselben, das Wesen der menschlichen Freiheit selber constituire, und Sclaverei oder Abhängigkeit des Menschen nur in der Herrschaft der Affecten und Leidenschaften zu suchen sei.

3) In Bezug auf die *Ausmittelung des Wesentlichen im Christenthum* tadelt unser Verfasser wieder ganz richtig, dafs Schleiermacher immer davon ausgehe, als sei noch nichts ausgemacht, als müsse man immer wieder von Vorn anfangen; besonders konnte ihm das Anstöfsige des sechsten Lehrsatzes nicht entgehen:

„Um auszumitteln, worin das Wesen der christlichen „Frömmigkeit bestehe, müssen wir über das Christen„thum hinausgehn, und unseren Standpunkt über dem„selben nehmen, um es mit andern Glaubensarten zu „vergleichen."

Man sollte doch vielmehr denken, dafs jeder Gegenstand dann am besten ergründet würde, nicht wenn man über ihn hinaus, sondern vielmehr wenn man in ihn hinein ginge; sonst trifft man fehl und ergreift nicht ihn selber. Es scheint zwar probabel, dafs, ehe man den Gegenstand kennt, demselben äufserlich durch dialektische Kunst beigekommen werden müsse. Dieſs ist aber wenigstens nicht die Weise der Platonischen Dialektik. Sie versezt sich in den Kern der Sache selbst, und entwickelt und bewährt sie durch sich selbst. Von Aufsen zu ihr gelangen, wäre immer eine äufserliche und somit ungründliche Begründung, welche durch entgegengesezte eben so äufserliche Gründe wieder umgestofsen werden könnte; und so war denn die Dialektik in den Händen der Sophisten in der That nichts Anderes, als ein solches äufserliches Raisonnement aus Gründen.

Daher ist die fernere Polemik unseres Verfassers wieder sehr gut, wenn es im Verfolge der Darstellung heifst, dafs der aufserhalb der Kirche selbst befindliche Stützpunkt in der Religionsphilosophie zu suchen sei, diese aber noch nicht gefunden worden, auch jezt noch nicht aufgestellt werden könne. Bei so bewandten Umständen, sagt nämlich der Verfasser, wäre es räthlich gewesen, auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Glaubenslehre noch auszusetzen, bis die Erfindung einer Religionsphilosophie zu allgemeiner Zufriedenheit bewerkstelligt worden. Allerdings verkennt der Kritiker die jenem Lehrsatze Schleiermachers eigentlich zu Grunde liegende Wahrheit, dafs die Religionsphilosophie die Principien für eine christliche Dogmatik enthalten müsse, und also der innerste Zusammenhang von Religion und Philosophie, welche unser Verfasser nur einander entgegensezt, statt finde. Immer bleibt es aber höchst auffallend, dafs nur von Aufsen her die Philosophie ans Christenthum kommen solle und ein Standpunkt über demselben sei, da sie vielmehr in demselben erzeugt worden und aus ihm hervorgegangen. Und so ist es denn wiederum die Bestimmung Schleiermachers, das ganz Richtige als unerfüllten Wunsch auszusprechen, da es doch bereits durch die gleichzeitige Entwickelung der Philosophie und Theologie in Erfüllung gegangen ist. Eine wissenschaftliche Dogmatik ist nämlich gar nichts Anderes, als die Religionsphilosophie selber, aber nicht diese überhaupt, sondern, als christliche Dogmatik, die Philosophie der christlichen Religion. Man sieht gar nicht ein, worin das Wissenschaftliche einer jeden Wissenschaft noch anders bestehen solle, als darin, dafs sie die Principien der Philosophie in ihrer bestimmten Sphäre zur Anwendung bringe. Denn als Ziel aller Wissenschaft müssen wir doch wohl die Versöhnung der Philosophie als der allgemeinen Wissenschaft, mit allen andern Wissenschaften stets vor Augen behalten; wie diese Einheit denn auch der Anfang aller Wissenschaft gewesen ist.

Nicht ungerügt konnte unser Verfasser dann weiterhin durchlassen, dafs der Zusammenhang zwischen Christenthum und Judenthum nur locker, ja zufällig sei, und das

Digitized by Google

Christenthum mit dem Judenthum in keinem andern Verhältnifs stehe als mit dem Heidenthum. Nicht nur der einhellige Glaube der Geschichte hat, wie unser Verfasser sagt, anders geurtheilt, sondern „das Israelitische Volk war nothwendig als der unendliche Schmerz der Welt bereit gehalten, damit aus diesem Wendepunkte die Versöhnung und das Heil der Welt, als die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, hervorgehen konnte" (Hegel, Rechtsphilosophie S. 353). Auf den Vorwurf des Pantheismus zurückzukommen, widerstrebt Referenten, indem die Philosophie schon oft diesen Spottnamen von sich hat abwenden müssen, und auch hier immer das Philosophische, was allerdings häufig durch Schleiermachers Darstellung hindurchbricht, sich vom Verfasser mufs für solche Lehre ausgegeben sehen. Als Beispiele solcher speculativen Sätze könnte ich folgende ausschreiben:

„Es gibt keinen eigentlichen Monotheismus ohne die „Fähigkeit sich im Selbstbewufstseyn mit der ganzen „Welt zu einen, d. h. sich selbst schlechthin als Welt, „oder die Welt schlechthin als sich zu fühlen."

oder:

„Der Unterschied aber zwischen einem aufser- und „überweltlichen Gott, und einem *innerweltlichen*, ist „wunderlich, weil der Gegensatz von innerhalb und „aufserhalb etwas auf Gott Unanwendbares ist, und die „Aufstellung desselben immer die göttliche Allgegenwart „gefährdet."

Unser Verfasser hätte hier Schleiermacher den Gebrauch seines Lieblingsworts *wunderlich* nicht so verargen sollen. Jeder von uns hat dergleichen; und am meisten könnte man unserem Verfasser solche Eigenthümlichkeiten in Menge vorwerfen; hier ist die Sphäre, wo sie sich geltend machen dürfen.

4) Was es nun aber mit dem von Schleiermacher aufgestellten Wesen des Christenthums näher auf sich habe, will unser Verfasser in den folgenden Abschnitten betrachten. Und so tadelt er zuerst im vierten: *Gott und Welt*, die neue Dogmatik, dafs sie eine sogenannte *ewige Schöpfung* einführe. Der Verfasser nimmt dabei die alte Wendung, diese Lehre für die einzig und allein unsere Vernunft befriedigende zu halten, und sie dennoch zu verwerfen, weil sie dem Glauben zuwiderlaufe. Wäre es aber möglich, dafs dieser Zwiespalt des Geistes die Bestimmung des Menschen sei? Dürfte diefs besonders in einer Religion behauptet werden, welche die höchsten Gegensätze zur Versöhnung zurückführt? Referent zweifelt daher stets an der Aufrichtigkeit solcher Behauptungen, zumal wenn, wie der Verfasser thut, äufsere Argumente, Schriftsteller und Kirchenväter, nicht wenigstens innere, lebendige Ueberzeugung, jenen unwiderleglich seyn sollenden Argumenten der Vernunft entgegengestellt werden. Schleiermacher citirt nun auch seinerseits mehrere Kirchenväter und Bibelsprüche. Und in der That würde es unserem Verfasser schwer fallen, eine Stelle zu finden, woraus hervorginge, dafs nach Ablauf einer bestimmten Zeit ein bestimmter Zeitpunkt eingetreten sei, wo die Welt (mit Sonne, Mond und Sternen, d. h. den Bedingungen der Zeit) geschaffen worden. Hiefse diefs nicht die Wirklichkeit der Zeit annehmen, ehe ihre Möglichkeit vorhanden? Und doch ist es nichts Anderes als diefs, was der Verfasser für zeitliche Schöpfung hält, und als ausschliefslich biblisch ansieht. Im Gegentheil könnte man sagen, dafs, wenn Gott am Anfang Himmel und Erde schuf, nicht eine Zeitfolge abgelaufen ist, ehe er sie schuf, sonst hätte er sie nicht am Anfang geschaffen; denn den Anfang als Anfang der Schöpfung zu nehmen, wäre eine leere Tautologie, da die Welt freilich nur da anfangen kann, wo sie geschaffen ist. Nichts desto weniger hat der Ausdruck ewige Schöpfung etwas Schiefes, insofern darunter das Daseyn der sinnlichen Natur verstanden wird. Diese ist ihrem Begriffe nach das Endliche, Vergängliche, welches in der Zeit verschwindet und entsteht. Diese Schöpfung ist also allerdings eine zeitliche. Sie tritt noch jezt, in jedem Momente hervor. Und in dieser fortwährenden Schöpfung erkennt Schleiermacher ganz richtig das Dogma der Erhaltung wieder. In diesem Strome des zeitlichen Schaffens ist aber ein Bleibendes, in diesem Wechsel ein Beharrliches. Die endliche Welt der Natur und des menschlichen Geistes hat zu ihrem innersten Kern ein Reich von Principien, ein System von Ideen, welche als ewiger Abglanz der göttlichen Idee, ewig von derselben erschaffen sind. Und so hat denn das christliche Dogma ganz recht, bei einer zeitlichen Schöpfung doch die ewige Zeugung des Sohnes anzunehmen, als „des Wortes, welches im Anfang war, und bei Gott war, und Gott war, durch welches alle Dinge gemacht sind, und ohne welches nichts gemacht ist, was gemacht ist." Wenn indessen das Reich der Ewigkeit demnach eine Priorität vor der Zeitlichkeit hat, so ist dieselbe doch nur dem Werthe und der Würde nach Priorität, nicht eine solche, welche selbst wieder in die Zeit fiele, weil dann die Ewigkeit ja in das Gebiet der Zeit herabge-

Digitized by Google

zogen würde, und an dieser eine Gränze fände, statt dafs das Ewige selber als das in aller Veränderlichkeit der Zeit stets energirende Unveränderliche angesehen werden mufs.

Von allem weiteren Speculativen, was im Verlaufe der Darstellung vorkommt, dafs der Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit auf Gott nicht könne angewandt werden, dafs Wahl und Zwang Gottes unwürdig sei, dafs die Einheit Gottes in der Aufhebung des Unterschiedes zwischen Wesen und Daseyn enthalten sei u. s. w., hat unser Verf. keine Ahnung; und es ist auch nicht zu erwarten, dafs er je sich zum Lichte der Speculation erheben werde, da er ja den Gegensatz von Wissen und Glauben in seiner Absolutheit festhalten zu wollen vorgibt. Der Verf. argumentirt stets gegen die Schleiermacherschen Sätze mit Citationen aus Kirchenliedern; welches er denn doch selbst nicht als die wissenschaftliche Art und Weise der Widerlegung wird ansehen wollen; und wovor er sich um so mehr zu hüten hat, da er selber die Gefahr einsieht, „in den Ruf eines poetischen Dogmatikers zu kommen, wie er schon in dem eines rhetorischen stehe."

5) Auch kann man nichts gegen den im folgenden Abschnitt: *Sünde und Gnade* getadelten Begriff der Erbsünde aussetzen, dafs sie nämlich in der Gewalt der Sinnlichkeit bestehe, und also die allgemeine Sündhaftigkeit oder Fähigkeit und Möglichkeit der Sünde sei, indem aus ihr in allen Menschen immer die wirkliche Sünde hervorgehe. Eben so ist im Allgemeinen der Definition des Uebels Beifall zu schenken, nur dafs allerdings eine Annäherung an die Spinozistische Auffassungsweise und Form der Darstellung unverkennbar ist, was Referenten indefs nicht so aufbringen soll als unsern Verfasser. Auch den Keim einer Theodicee kann man darin angedeutet finden, dafs die Nothwendigkeit der Gnade nicht ist ohne die Voraussetzung der Sünde. Endlich kann Ref. nichts dawider haben, dafs Schleiermacher unter ursprünglicher Vollkommenheit des Menschen nicht sowohl einen vorhistorischen Zustand vollendeter Gottseligkeit, als vielmehr die an sich seiende Bestimmung des menschlichen Geistes versteht; ohne dafs jedoch das unaufgelöste Dilemma zu billigen ist, „wornach entweder die späteren Zustände wegen ihrer schlechten Bestandtheile als ein Abfall vom ursprünglichen, oder wegen ihrer guten Bestandtheile als Erhebung über ihn anzusehen sind."

6) Eben so kann Ref. nicht die Polemik billigen gegen die Definition des *Erlösers in der Person Jesu von Nazareth*, dafs das Urbild der Menschheit, welches im ersten Menschenpaare nur an sich, d. h. als Bestimmung, und der Möglichkeit nach vorhanden war, sich in Christus, als dem vollendeten Menschengeschöpfe, verwirklicht finde. Freilich geht diese Darstellung vielleicht zu sehr und ausschliefslich vom moralischen Standpunkt aus, wie die Kantische Auffassungsweise in der „Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft." Jenes völlige Entsprechen von Begriff und Realität ist aber eben der Stempel der Göttlichkeit; und die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur auf diese Weise zur Anschauung gebracht. Von einer Erlösung, sagt nun unser Verf., könne bei einer solchen Ansicht gar nicht mehr die Rede seyn: „denn wenn in dem Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit von dem Weltgeiste Jeder in denselben zerflieſse, und die Fähigkeit habe sich mit der ganzen Welt zu einen, wozu bedürfe er noch eines Anderen im Himmel oder auf Erden, um ihm zur Versöhnung zu verhelfen?" Hierauf wäre zu erwiedern, dafs der Versöhner nicht nur der äufserliche historische Christus, sondern der geistig geglaubte ist, welcher verschmolzen und eins mit jenem Urbilde das innerste Bewufstseyn des Gläubigen ausmacht. Und in der That ist dieſs verwirklichte Urbild der Mittler zwischen dem endlichen Seyn des Menschen und der unendlichen Natur Gottes. Was der Verf. aber damit wolle, dafs Christus nach Schleiermachers Ansicht als ein Eheloser nicht könne Urbild in allen Stücken seyn, und dafs diese Unvollkommenheit nur im Lichte des Kirchenglaubens aufgehoben werden könne, ist nicht abzusehen. Unser Verf. nicht nur, sondern auch sein Gegner, der sich selber diesen Einwurf macht, verwechselt hiebei Vollständigkeit mit Vollkommenheit: denn mit demselben Rechte könnte man von einem Urbilde der Menschheit verlangen, dafs es alle Stände durchgegangen sei, um in allen als Muster zu dienen; welche Behauptung, wenn man sie ausführen wollte, nicht nur als lächerlich, sondern sogar als anstöfsig erscheinen würde.

Bei seinem Eifer für die gute Sache sieht unser Verf. aus dieser neuen Glaubenslehre endlich noch Sternanbeter und Ormuzdiener hervorgehen; und wir finden es daher für angemessener, nicht eher über seine Prophezeyung uns auszulassen, als bis sie wird in Erfüllung gegangen seyn.

7) Endlich will in Bezug auf die *Lehre vom ewigen Leben* unser Verf. Schleiermacher auf dem Widerspruch ertappt haben, dafs er selber zwar subjectiv die persön-

Digitized by Google

liche Fortdauer nach dem Tode als seine eigene Ueberzeugung ausspreche, diese Lehre aber mit allen übrigen Spinozistischen Principien seiner Dogmatik unvereinbar sei. Dafs indessen der menschliche Geist nicht dem Reiche der Vergänglichkeit anheim falle, sondern ewiger unvergänglicher Natur sei, eben wegen der Einheit des menschlichen und göttlichen Seyns, wird doch wohl mit allgemeiner Zustimmung behauptet werden müssen. Der Streit und Gegensatz der Ansichten ist daher meist nur darin zu suchen, dafs die Einen Persönlichkeit allein in den zufälligen Unterschieden des einzelnen Individuums sehen, und dem seiner Natur nach Endlichen unendliche Dauer zusichern wollen; die Anderen aber ihre wahrhafte Persönlichkeit gerade darin finden, dafs ihre endliche Individualität sich zum reinen Abdruck des göttlichen Urbilds verkläre, und weit entfernt in Gott ihre Persönlichkeit zu verlieren, dieselbe allein in ihm und durch ihn zu erreichen überzeugt sind.

Nachdem nun der Verf. diese Hauptpunkte betrachtet, und daraus den Schlufs zu ziehen sich berechtigt glaubt, dafs diese neue Dogmatik unkirchlich und dem einhelligen Christenglauben zuwider sei, entschuldigt er sich noch in einem anhangsweise zu berührenden *Anhange*, dafs er solle Aergernifs gegeben haben durch frühere Angriffe auf Melanchthon, Lessing, Walch, Schleiermacher. Dann beseitigt er ein unerhebliches Mifsverständnifs, und tadelt mit Recht eine unächte Art des Schriftglaubens, welche er auch Schleiermacher zuschreibt, wornach die Bewährung des Glaubens einzig und allein in der Exegese zu finden sei, welche nach dem jedesmaligen Bedürfnisse des Herzens, und den Aussprüchen der Vernunft so oder so entscheiden und erklären könne. Die Ueberschriften endlich mehrerer Nummern des Anhangs, als: „Getäuschte Erwartungen," „Unverhoffte Freude" haben etwas Picantes für den Leser, indem er begierig die wenigen Blätter durchfliegt; doch unwichtige Controversen füllen sie aus, so dafs in der That das Picante derselben statt gehoffter Freude getäuschte Erwartungen sind.

Michelet.

Dritter Bericht.

Der Societät für wissenschaftliche Kritik sind als Mitglieder beigetreten:

Hr. Prof. Dr. Witte in Breslau; Hr. Hofrath Müller in Neu-Brandenburg; Hr. Justizrath Weber in Neu-Brandenburg; Hr. Prof. Pelt in Greifswald; Hr. Dr. Rosenkranz in Halle.

Die Societät hat folgende Werke anzuzeigen beschlossen:

I. In der philosophischen Classe (Philosophie, Theologie, Jurisprudenz).

Hahn, Dogmatik. — Rust.
Knapp, Glaubenslehre. — Rust.
Baumgarten-Crusius, Grundzüge der biblischen Theologie. — Rust.
Paulus, Leben Jesu. — Lehnerdt.
Nitsch, System der christlichen Lehre. — Marheineke.
Matter, histoire critique du Gnosticisme. — Pelt.
Ritter, Geschichte der Philosophie. I. Bd. — Wendt.

II. In der naturwissenschaftlichen Classe (Naturwissenschaften, Medicin, Mathematik).

Cuvier et Valanciennes, histoire naturelle des poissons. — v. Baer.
Rosconi, über die Entwickelung des Frosches. — Schultz.
Viaggj di Marco-Polo. — C. Ritter.

III. In der historisch-philologischen Classe (Geschichte, Philologie, Kunstwissenschaft).

Ranke, über die Serwische Revolution. — A. Wagner.
Pfister, Geschichte der Deutschen. — Homeyer.
Ward, Mexico. — Leo.
Barbé-Marbois, histoire de la Louisiane. — Leo.
D. Sachi und J. Sachi, della condizione economica, morale e politica degli Italiani nei bassi tempi. — Leo.
Hamaker, Miscellanea Phoenicia. — Gesenius.
Euripides ed. Mathiae. — Neue.
Transactions of the Royal asiatic society. Vol. I.
Bernhardy, Wissenschaftliche Syntax der Griechischen Sprache. — Lobeck.
Gries, Gedichte und Uebersetzungen. — Robert.

Beilage: Umschlag zum Juni-Heft.

Digitized by Google

Inhalt des Juni-Heftes.

	Seite
Hegel: Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniss. — Ein Beitrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit. Von C. F. G.....l.	801
Neumann: Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Erster und zweiter Theil. . .	820
Rosenthal: Die Skelette der straussartigen Vögel, abgebildet und beschrieben von Dr. E. D'Alton d. J. Vergleichende Osteologie zweiter Abth. erstes Heft.	833
Varnhagen v. Ense: Johann Georg Forsters Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Th. H. geb. H. Erster u. zweiter Thl.	814
Link: Die Fortpflanzung und Ernährung der Pflanzen, von C. H. Schultz. A. u. d. T.: Die Natur der lebendigen Pflanze, von C. H. Schultz. II. Thl.	870
Rosenkranz: Christliche Apologetik. Versuch eines Handbuchs von Dr. C. H. Sack. . .	874
Oltmanns: Connaisance de tems ou de mouvemens célestes à l'usage des astronomes et de navigateurs pour l'an 1830; publiée par le bureau des longitudes.	895
Varnhagen von Ense: Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel, königl. preuss. General der Infanterie. Militärische Biographie. Von Fried. Baron de la Motte Fouqué. I. und II. Th.	908
Hinrichs: Allgemeine Metaphysik, nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre. Von J. F. Herbart. Erster historisch-kritischer Theil.	921
Michelet: Erörterung einiger Hauptstücke in Dr. Friedrich Schleiermachers christlicher Glaubenslehre. Von Ferdinand Delbrück. Nebst einem Anhange über verwandte Gegenstände.	945

Literarische Anzeigen.

Justiz-, Kameral- und Polizei-Fama.

Fortsezung
dieser früher von
Hartleben
redigirten
Zeitschrift.

Mit dem 1 Jul. d. J. wird die von uns angekündigte Fortsezung der Justiz-, Polizei- und Kameral-Fama erscheinen.

Wenn dieselbe schon in den lezten zwanzig Jahren zahlreiche Abnahme gefunden hat, so glauben wir, bei der Mitwirkung vieler angesehener Gelehrten und Geschäftsmänner, und der neuerdings für dieses Journal gewonnenen Redaktion, der Fortsezung desselben eine weitere und höhere Tendenz, und eben damit ein allgemeineres und lebhafteres Interesse geben zu können.

Das Blatt soll in einer stehenden Rubrik nicht nur eine Auswahl der merkwürdigsten Fälle aus allen Theilen der Rechtswissenschaft, der Polizei, der Verwaltung und des Kameralwesens entweder in kurzen Auszügen mit angehängter Entscheidung, oder, wo es zu Erhöhung des Interesses dienen kann, in gedrängten Bearbeitungen enthalten, sondern auch Anfragen über schwierige Materien und deren Beantwortungen mittheilen.

An diese Abtheilung soll sich eine andere reihen, die auf dem sichern Boden einer gereiften Erfahrung die Vorzüge und Mängel bestehender Institute bespricht, von den Fortschritten in der Gesezgebung aller Länder Rechenschaft gibt, und als freimüthiges Organ der öffentlichen Stimme die ständischen Verhandlungen verfassungsmäßiger Staaten über wichtige Gegenstände der Gesezgebung in einer ruhigen, der Wahrheitsliebe würdigen und dem hohen Interesse der Sache angemessenen Sprache begleitet.

Zeitungs- und Korrespondenznachrichten, so wie interessante Verhandlungen der Juries und der Assisen werden die Tagsbegebenheiten aus dem Gebiete der genannten Wissenschaften berichten, und durch ihren reichhaltigen Stof denkende Männer aus dem Kreise ihres Berufs von Zeit zu Zeit auf einen höhern Standpunkt führen.

In einer besondern Abtheilung wird der Gang der Litteratur verfolgt und jedes Werk angezeigt, von allen bedeutenderen aber wird ein gedrängter Auszug oder eine Würdigung ihres Inhalts, und wenn eine solche schon anderwärts niedergelegt seyn sollte, eine genaue Hinweisung auf die Zeitung oder Zeitschrift, in der sie vorkommt, gegeben werden.

Wir haben bei Entwerfung dieses Plans vorzüglich das Bedürfniß des Geschäftsmanns und des Landbeamten im Auge gehabt; während ihn auf der einen Seite sein Beruf ausschließlich in Anspruch nimmt, macht ihm von der andern die Gesellschaft zur Pflicht, mit dem Leben und der Wissenschaft fortzuschreiten, und Alles, was diese Großes und Schönes bieten, zur Weihe seiner einflußreichen Stellung in seinem Wirkungskreise lebendig zu machen.

Zunächst an seinen Beruf gewiesen, bleibt ihm aber bei dem raschen Gange unserer Kultur keine Zeit übrig, der zweiten Anforderung zu genügen, und jeder Mann von edlem Streben wird es daher mit Liebe aufnehmen, wenn wir ihm in dem angekündigten Blatt bei dem kürzesten Zeitaufwande fortwährend einen universellen Ueberblik über das Neueste in der Wissenschaft und durch die litterarischen Anzeigen ein Mittel gewähren, ohne eine zu sehr ausgedehnte eigene Nachlese die passendsten Werke auszuwählen.

Dennoch ist das Unternehmen nicht ausschließlich für Praktiker berechnet; die Wissenschaft mit allen ihren seit Jahrhunderten aufgehäuften Schäzen ist arm gegen das allseitige Leben zu nennen; und wie das Vollkommenste, das wir an ihr bewundern, nur durch Erfahrungen von ganzen Menschenaltern gewonnen worden ist, so wird auch die Ausbildung des vorhandenen nur durch den Reichthum der Erfahrung für künftige Geschlechter lebendig seyn, und darum glauben wir, daß unser Blatt auch dem Gelehrten zuweilen etwas bieten könnte.

Mehrere deutsche Gesezgebungen beschäftigen sich schon seit längerer Zeit mit Einführung einer zwekmäßigen Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, und je mehr wir durch den Beistand erfahrner Männer des öffentlichen Interesses an unserm Unternehmen versichert seyn dürfen, desto mehr können wir hoffen, unser Blatt zugleich auch zum Vorläufer jener langbesprochenen Reformen machen zu können.

* * *

Indem wir dieses zur öffentlichen Kenntniß bringen, schmeicheln wir uns mit der Hofnung, daß nicht nur die frühern Mitarbeiter ihre Theilnahme auf die Fortsezung übertragen, sondern daß auch andere Gelehrte und Geschäftsmänner, deren Beruf es erlaubt, zur Erhöhung der Gemeinnüzigkeit des Blattes gegen angemessenes Honorar uns alles Interessante mittheilen werden, was aus dem Gebiete der genannten Fächer in den Kreis ihres Wissens kommt.

Anzeigen und öffentliche Bekanntmachungen von Gerichten und Polizeistellen, so wie von Administrations- und andern Regierungsbehörden der deutschen Bundesstaaten werden, wie dis früher der Fall gewesen, gegen die Inserationsgebühren aufgenommen, und in unserem Journal ein um so geeigneteres

Digitized by Google

Organ finden, als es ganz eigentlich dem betreffenden Publikum gewidmet ist.

Die Herren Buchhändler ersuchen wir, uns ihre Verlagswerke aus den einschlagenden Fächern im Wege des Buchhandels zuschiken zu wollen, um dieselben der Redaktion zur empfehlenden Anzeige sofort mitzutheilen.

Der Preis ist 9 fl. rhein.

Bestellungen nehmen alle Postämter und Buchhandlungen an.

München, Stuttgart und Tübingen, im Junius 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Napoleon in Aegypten,

Gedicht in 8 Gesängen von Barthelemy und Mery.

Metrisch übersezt

von

Gustav Schwab.

Mit dem französischen Original zur Seite.

Groß Lexikon-Format, mit hübschem Umschlag, auf Velinp. gedrukt, brochirt 1 fl. 36 kr.

Dieses Werk, das in acht glänzenden Gemälden den wunderbaren Feldzug der Franzosen und ihres großen Führers in Aegypten vom Jahr 1798 auf eine eben so treue als poetische Weise schildert, ist diesen Winter in Paris erschienen, hat den Beifall der verschiedensten politischen Parteien erhalten und in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt. Es schildert den Helden jener Zeit in einer Periode, wo er der Liebling der Welt war, und darf somit auch auf die Theilnahme von ganz Europa Anspruch machen. Der Uebersezer hat sich bemüht, das Gedicht in derselben Weise wieder zu geben, in welcher er bereits andere Poesien auf deutschen Boden verpflanzt hat, und die uns, wenn wir hier nur kurz Lamartine's poetische Gedanken erwähnen, jeder weitern Empfehlung überheben.

Da dieser Uebersezung, wie oben bemerkt, der französische Text beigedrukt ist, so wird mit derselben auch das Original, welches allein in Paris 7 Fr. 50 Ct. kostet, entbehrlich.

Im April, 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Sämmtliche Werke

Friedrichs v. Schiller.

Vollständige Ausgabe in Einem Band betreffend.

Durch die vielfach verbreiteten Anzeigen und Probeblätter ist dieses Unternehmen dem Publikum schon hinlänglich bekannt; die Unterzeichnete will daher hiemit nur wiederholt darauf aufmerksam machen, daß der äußerst niedrige Subscriptionspreis von 8 fl. Reichsgeld oder 4 Rthlr. 12 Gr. sächs. mit Ende Julius d. J. aufhört, und daß dann eine nicht unbedeutende Preiserhöhung eintritt.

München, Stuttgart und Tübingen, 29 Jun. 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In kurzer Zeit erscheint im Verlage der Unterzeichneten:

Sammlung der Polizeigeseze der königl. würtembergischen Residenzstadt Stuttgart. Von J. Fritz, Min. Referendär. Mit einem ausführlichen Register.

Dieses von dem hohen Ministerium des Innern durchgesehene Werk, welchem durch die, dem Verfasser gestattete Benuzung der betreffenden Archive und Registraturen, und durch die Aufnahme aller bisher nicht gedrukten Verordnungen die größtmögliche Vollständigkeit gegeben ward, ist nicht allein für jeden Bewohner und Hausbesizer der Residenzstadt Stuttgart, der bisher nur unvollständig von den bestehenden örtlichen Polizeivorschriften unterrichtet seyn konnte, von sehr großer Wichtigkeit, sondern es hat auch für alle die, welche mit der Stadt verkehren, so wie für jede andere Gemeinde des In- und Auslandes ein nicht unbedeutendes Interesse, indem die Polizeigesezgebung von Stuttgart zu den vollendetsten gezählt zu werden verdient.

Der Preis wird so mäßig als möglich gestellt worden.

Stuttgart und Tübingen im April 1829.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu erhalten:

Panorama von Stuttgart und seiner Umgebung.

Preis: Druk-Velinpapier 2 fl.

Schreib-Velinpapier zum Illuminiren 2 fl. 24 kr.

Dieses Panorama ist von einem der höchsten Punkte aus der nächsten Umgebung Stuttgarts aufgenommen, in Steindruk ausgeführt, und enthält in einem nahe an acht Schuh langen Bilde die Lage der Stadt selbst samt dem Ueberblike über die ganze Umgegend, auf der einen Seite bis zu den Vorbergen der Alp, auf der andern bis an den Höhenzug bei Heilbronn sich ausdehnend. Stuttgart mit eingerechnet umfaßt es 54 Ortschaften. Sauber kartonnirt kann es als Reisekarte, illuminirt und unter Glas und Rahmen aber als vortreflich situirendes Landschaftsbild dienen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neueste Staatsakten und Urkunden. XIII. Band 2tes Heft.

Inhalt: Verträge mehrerer deutschen Bundesstaaten über die Beförderung des Handels und Verkehrs, geschlossen zu Kassel 24 und 29 September 1828. — Aktenstüke, die innern und äußern Verhältnisse Portugals seit der Ernennung des Infanten Don Miguel zum König von Portugal betreffend, 1 — 11. — Fortsezung und Ergänzung der Aktenstüke, den Krieg zwischen Rußland und der Pforte betreffend, 54 — 72. — Präliminar-Friedensvertrag zwischen Brasilien und den vereinigten Staaten am Plata-Strom vom 27 August 1829. — Verschiedene, Columbien und Peru betreffende Aktenstüke, dann Fortsezung und Ergänzung derjenigen, welche die kriegerischen Unternehmungen der Griechen seit Anfang des Jahres 1828 betreffen, 2 — 16.

Neueste Staatsakten XIII. Band 3tes Heft.

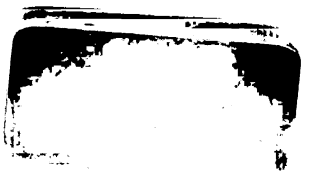
Inhalt: Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika an den Senat und das Haus der Abgeordneten vom 2 December 1828. — Aktenstüke, die Sizung der französischen Kammern und des englischen Parlaments im Jahr 1829 betreffend. — Kartelkonvention zwischen Frankreich und Preußen vom 25 Jul. 1829. — Handelsverträge der Krone Preußen mit Brasilien vom 9 Jul. 1827, nebst Zusazartikel vom 18 April 1828, mit Lübeck, Bremen und Hamburg vom 4 Okt. 1828; mit den herzogl. Anhaltischen Häusern vom 17 Jul., 30 Aug. und 1 Sept. 1828. — Fortsezung und Ergänzung der Aktenstüke, die innern und äußern Verhältnisse Portugals seit der Ernennung des Infanten Don Miguel zum König (12 bis 22) und den Vollzug des am 6 Jul. zur Pacifikation Griechenlands geschlossenen Vertrags (39 bis 41) betreffend. — Verschiedene andere, Preußen, Griechenland, und den deutschen Bund betreffende Urkunden. Register zum dreizehnten Band.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google